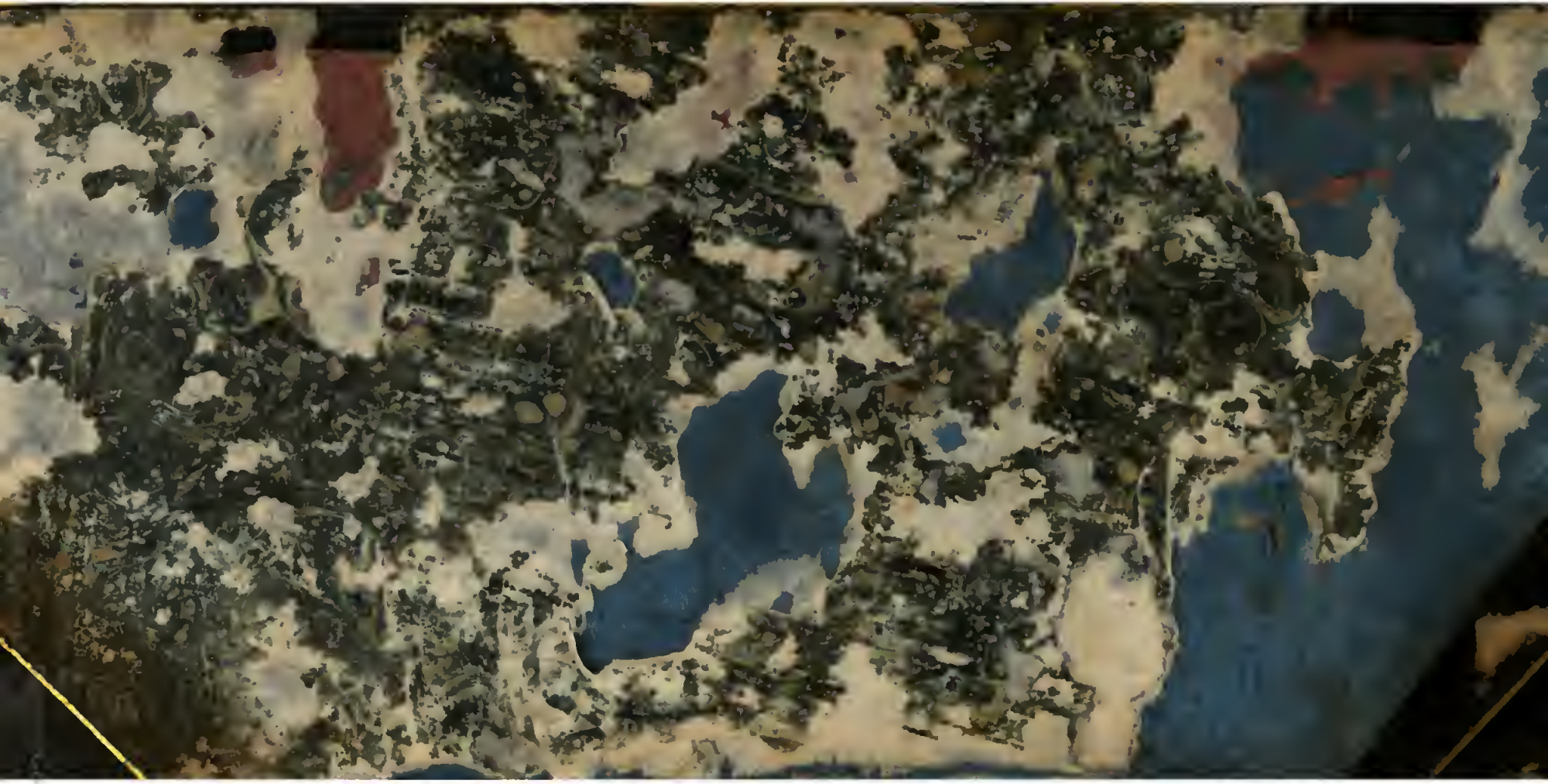


8° Enc. 2518/6
<Conversations Lexicon>
<36616369500015
<36616369500015
Bayer. Staatsbibliothek

F. John
1818.

Real-Encyclopädie

oder

Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Sechster Band.

M und N.

Nachricht für die Herren Buchbinder.

Bei dem neuen, noch ganz frischen Drucke ist es durchaus nöthig, wenn die Bände gleich gebunden werden sollen, die Bogen vorher im Backofen zu trocknen, da sie sonst, selbst wenn beim Schlagen Maculatur dazwischen gelegt worden, doch abschwärzen würden, was wegen des frischen und engen Druckes nicht anders seyn kann. Am besten wäre es freilich, wenn die Bände einstweilen blos broschirt (also nicht geschlagen) und nicht vor Ende des Jahrs 1820 förmlich gebunden würden.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieſes Werks ſind fünf verſchiedene Ausgaben veranſtaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preiſen, zu welchen es bei dem Herausgeber ſelbſt und in allen Buchhandlungen in Deutſchland zu erhalten iſt.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra-fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra-fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man beliebe noch Folgendes zu bemerken:

1) einzelne Theile werden nur zur Ergänzung abgelaſſen, und wird außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft;

2) Privat-Perſonen, welche ſich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und ſechs Expl. zuſammen nehmen, erhalten das ſiebente frei, oder können ⅐tel des Werths in Abzug bringen, wenn der Betrag nicht weniger als 75 Thlr. (135 Fl.) bleibt;

3) für die Beſitzer der vier erſten Auflagen iſt das Neue dieſer fünften in beſondere Supplemente geſammelt, die in vier Abtheilungen (jede von 30 Bogen) ausgegeben ſind. Alle vier Abtheilungen dieſer Supplemente (124 Bogen zuſammen), die nicht getrennt werden, koſten im Pränumerationspreiſe auf Druckpapier 2 Thlr. 16 Gr. (4 Fl. 48 Xr.) und auf Schreibp. 3 Thlr. 8 Gr. (6 Fl.)

Allgemeine deutsche

Real-Encyclopädie

für

die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Sechster Band.

M und N.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.
Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1820

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Königl. Würtembergiſches Privilegium gegen den Nachdruck und den Verkauf eines Nachdrucks dieſer Neuen Auflage.

Se. Königl. Majeſtät der König Wilhelm von Würtemberg haben dem Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Altenburg das Privilegium zu verwilligen geruht: daß innerhalb des Zeitraums von Sechs Jahren, von dem untergeſetzten Tage an, die von ihm zu veranſtaltende vierte verbeſſerte Auflage des in ſeinem Verlage herauskommenden Converſations-Lexicons oder encyclopädiſchen Handwörterbuchs für gebildete Stände, ſo wie jede weitere Auflage dieſes Werks, welche er entweder unverändert nach jener vierten oder mit neuen Zuſätzen und Veränderungen innerhalb des bemerkten Zeitraums herausgeben wird, in den Königlich Würtembergiſchen Staaten nicht nachgedruckt und etwa davon im Auslande veranſtaltete Nachdrücke im Königreich Würtemberg nicht verkauft werden dürfen. Alle diejenigen, welche dieſem Privilegium zuwider handeln würden, ſollen mit den in der Königl. General-Verordnung vom 25ſten Februar 1815,

betreffend die Privilegien gegen den Büchernachdruck, gegen die Uebertreter solcher Privilegien bestimmten Strafen belegt, und zu dem daselbst bestimmten Schadenersatz angehalten werden.

Gegeben Stuttgart im Königlichen Ober-Censur-Collegium, den 14ten Januar 1817.

(L. S.) v. Menoth.

Jäger.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

M.

M, der dreizehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher durch eine lachte Ausstoßung des Hauches, wobei man die Lippen schließt, hervorgebracht wird. Er ist ein Lippenbuchstabe und der zweite der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben.

Mäander, jetzt Meinder, einer der bedeutendsten Flüsse Asiens. Er entspringt in Phrygien auf dem Berge Celanus, fließt dann zwischen Carien und Lydien, wo er die Gränze macht, hindurch, und fällt zwischen Priene und Miletus ins Aegeische Meer. Der Mäander war bei den Alten wegen seiner vielen Krümmungen und Windungen berühmt; und sie benannten nach ihm die künstlich in einander verschlungenen Purpureinfassungen an den Mänteln und Gewändern, auch auf Urnen und Gefäßen. Daher figürlich Mäandrische Wege, Mäandrische Worte, d. i. künstliche Wendungen und Umschweife u. s. w.

Maas (franz. la Meuse), ein großer schiffbarer und besonders für die Niederlande wichtiger Fluß. Er entspringt im Departement der obern Marne (in der ehemaligen Champagne) bei dem Dorfe Meuse, 5 Meilen von Langres, wird bald schiffbar, nimmt bei Namur die Sambre, bei Lüttich den Ourth, und überhaupt in seinem über 110 Meilen langen Laufe 20 namhafte Flüsse auf. Bei dem bekannten Schlosse Löwenstein fließt die Maas mit der Waal zusammen, und wird nun die Merwe genannt, erhält aber, nachdem sie sich bei Dortrecht in zwei Arme getheilt hat, bei Rotterdam ihren alten Namen wieder. Beide Arme vereinigen sich bei Vlaardingen. Bei Briel ist die Maas eine deutsche Meile breit und ergießt sich nicht weit davon mit solcher Gewalt in die Nordsee, daß das Seewasser in einer beträchtlichen Weite seinen salzigen Geschmack verliert. Es liegen an der Maas 72 größere oder kleinere Städte und Festungen. So viele Vortheile indessen die Maas für den Handel gewährt, so ist dieser doch bisher nicht mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben worden, woran die häufigen und starken Zölle Schuld sind.

Maaß heißt das bestimmte Verhältniß der Theile eines Dinges zum Ganzen, und daher auch die Einheit (Maaßstab im weitern Sinne), welche man annimmt, um andere Dinge derselben Art auszumessen, d. i. das Verhältniß ihrer Theile zu bestimmen, und auszusprechen, wie sich ein Gegenstand in Hinsicht seiner Größe zu dieser angenommenen Größe verhalte. Es gibt daher nach Verschiedenheit der Größen 1. Längenmaaße, deren Einheit eine gerade Linie ist. Die Größe der Längenmaaße in Deutschland ist an verschiedenen Orten verschieden. Man unterscheidet hier die Ellenmaaße, die Fußmaaße, die Ruthenmaaße und die Meilen- oder Wegemaaße. Die Benennungen und Eintheilungen, welche hieher gehören, sind folgende: 1 Ruthe ist zuweilen = 2 Klaftern, zuweilen = 8 Ellen (wie beim Straßenbau) oder auch wohl $7\frac{1}{2}$ Elle (eine sächsische Landruthe) u. s. w.; 1 Klafter = 3 Ellen; 1 Elle = 2 Fuß; 1 Fuß = 12 Zoll; 1 Zoll = 12 Linien. Im Ellenmaaße

gibt es große Verſchiedenheiten. So z. B. enthält die leipziger Elle 250⅞ franz. Linien (den pariſer Fuß zu 14,400 Linien gerechnet), die hamburger Elle 254 franz. Linien, die brabanter Elle 306 franz. Linien, die berliner Elle 296 franzöſiſche Linien ꝛc. (Uebrigens ſ. Fuß und Meile.) 2. Flächen- oder Quadratmaaße, welche nebſt der Länge auch die Breite angeben, beſtimmen die Größe gewiſſer Theile der Oberfläche der Erde, als: ganzer Länder oder kleinerer Theile, wie Felder, Wieſen, Huthungen, Teiche, Hölzer ꝛc. Auch die Oberflächen anderer Körper, als Dächer, Wände, Fußböden, gewebter Zeuge ꝛc. werden als Flächen betrachtet und die Größe ihrer Ausdehnung als ſolche berechnet. Eine Fläche von 1 Zoll lang und 1 Zoll breit, heißt ein Quadrat (□) Zoll; 12 Zoll Länge und 12 Zoll Breite geben einen Quadratfuß von 144 □Zoll. Auch dieſe Maaße ſind ſehr verſchieden. Beſondere Benennungen ſind Juchart, Morgen Landes, Acker, Arpens, Tonne, Ausſaat ꝛc. 3. Körper oder Cubikmaaße, welche nebſt der Länge und Breite auch die Höhe oder Tiefe angeben, werden zur Beſtimmung des körperlichen (cubiſchen) Inhalts der Größen gebraucht, beſonders anwendbar im Leben beim Ausmeſſen trockner (z. B. Getraide, Salz, Kohlen ꝛc.), oder flüſſiger Waaren (z. B. Wein und Branntwein, Oel, Bier ꝛc.). Zum Meſſen der erſtern hat man Laſt, Wiſpel, Malter, Säcke, Scheffel, Simmer, Faß, Himten, Spint, Tonne, Viertel, Metzen, Mäßchen ꝛc. Sie ſind nach Verſchiedenheit der Gegenſtände und Orte ſehr verſchieden. So ebenfalls die Maaße flüſſiger Sachen. Hieher gehören die Benennungen Gallon, Maaß (im engern Sinne), Pinte, Fuder, Orthoft, Ohm oder Ahm, Anker, Faß, Eimer, Viertel, Stübchen, Kanne, Quart, Oeßel, Schoppen u. ſ. w. Die Größe oder Einheit des Cubikmaaßes iſt der Würfel. Ein Körper, der 1 gemeinen Fuß lang und 1 gemeinen Fuß tief iſt, heißt ein Cubikfuß. — Im figürlichen Sinne iſt Maaß die Beſchränkung auf das Natürliche und Regelmäßige.

Maaßſtab iſt das als Einheit gebrauchte Werkzeug, womit der Raum einer gewiſſen Größe beſtimmt wird. Der verjüngte Maaßſtab iſt ein ſolcher, welcher die gewöhnlichen Längenmaaße einigemal verkleinert vorſtellt. Man bedient ſich ſeiner, um große Gegenſtände in richtigem Verhältniſſe ins Kleine zu bringen und abzuzeichnen. Transverſalmaaßſtab wird insbeſondere derjenige verjüngte Maaßſtab genannt, wo die Unterabtheilungen deſſelben ſicherer und genauer als auf dem Längenmaaßſtabe längs einer Diagonallinie abgenommen werden können.

Mabillon (Jean), ein gelehrter Benedictiner, geboren im J. 1632 zu Saint-Pierre-Mont, einem Dorfe in der Diöceſe von Rheims, trat 1653 in die Benedictinercongregation von Saint-Maur. Im J. 1663 ſchickten ihn ſeine Obern nach Saint-Denis, um den Fremden den Schatz und die Denkmäler dieſer Abtei zu zeigen und zu erklären. D'Achéry, einer der gelehrteſten Geiſtlichen des Benedictiner-Ordens, foderte ihn zur Theilnahme an ſeinem Specilegium (einer Sammlung wichtiger, noch ungedruckter Urkunden und Nachrichten) auf, und hatte Urſach, ſeinen Fleiß und ſeinen Forſchungsgeiſt zu rühmen. Als die Congregation von Saint-Maur den Entſchluß gefaßt hatte, neue Ausgaben von den Kirchenvätern zu beſorgen, wurde ihm der heilige Bernhard (S. Bernardi opera, 2 Voll. fol. 1667.) zugetheilt, und er entledigte ſich dieſes Auf-

trags mit eben so viel Fleiß als Glück. Colbert, der von seinen Verdiensten hörte, bot ihm eine Pension von 2000 Livres an; Mabillon aber schlug sie aus, und begnügte sich, des Ministers Schutz für seinen Orden zu erbitten. Colbert schickte ihn im J. 1683 nach Deutschland, um hier in Archiven und Bibliotheken alles zu sammeln, was zur Geschichte Frankreichs dienen könnte. Mabillon brachte mehrere merkwürdige Documente und Urkunden in seinem Reisejournal ans Licht. Da diese gelehrte Reise allgemeinen Beifall erhalten hatte, schickte ihn der König zwei Jahre nachher auch nach Italien, wo man ihn mit Auszeichnung aufnahm und ihm alle Archive und Bibliotheken öffnete. Auch hier fand er eine reiche Ausbeute, die er in seinem Museum Italicum bekannt machte. Für die königliche Bibliothek zu Paris hatte er gegen 3000 Bände seltener Bücher und Handschriften gesammelt. Von allen Gegenständen, die seine Neugierde reizten, zog keiner ihn so sehr an, als die Catacomben von Rom. Seine Schriften zogen ihm einige Streitigkeiten zu. Dom Rancé, Abt von la Trappe, griff in einer Schrift die Studien der Mönche an, und behauptete, daß sie ihnen mehr schädlich als nützlich seyen; Mabillon widerlegte diese paradoxe Behauptung in Auftrag seiner Congregation durch seinen Traité des études monastiques mit einer einfachen, aber kräftigen Beredsamkeit. Mabillons größtes Verdienst ist sein gelehrtes und schätzbares Werk über die Diplomatik (de re diplomatica, 2 Bücher, 1681. fol.) Diese Wissenschaft verdankt ihm ihren Glanz. Mit großem Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit stellte er sichre diplomatische Regeln zur richtigen Beurtheilung der Urkunden auf. Dennoch fanden einige seiner Behauptungen Widerspruch, besonders von Seiten der Jesuiten. Mabillon widerlegte diese durch die Supplementa, die er 1704 zu seinem Werke herausgab. (Eine neue Ausgabe des ganzen Werks erschien 1709.) Liebe zum Frieden, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit waren die Hauptzüge in dem Charakter Mabillons. — Er starb zu Paris am 27sten Dec. 1707. Die Akademie der Inschriften hatte ihn zu ihrem Mitgliede aufgenommen. Außer den angeführten Werken hat er herausgegeben: Acta sanctorum ordinis sancti Benedicti; 9 Foliobände; Analecta, 4 Bände; sein Museum Italicum in zwei Bänden, das er mit Germain gemeinschaftlich herausgab, und Annales ordinis St. Benedicti, von deren 4 ersten Bänden er allein Verfasser und Herausgeber ist. Außerdem hat er mehrere Werke in französischer Sprache geschrieben. Seine Oeuvres posthumes hat Dom Thuillier 1724 zu Paris in drei Quartbänden herausgegeben.

Mably (Gabriel Bonnet de), Abbé, älterer Bruder des Abbé de Condillac, war 1709 zu Grenoble geboren und starb zu Paris 1785. Seine ersten Studien machte er bei den Jesuiten zu Lyon. Als Gelehrter und Verwandter fand er Zutritt bei der Madam Tencin, die durch ihre Intrignen wie durch ihre Geistesgaben sich einen Namen gemacht hatte, und eine Auswahl von gebildeten Personen um sich versammelte. Mably hatte eben seine Parallèle des Romains et des Français herausgegeben, welche gelobt wurde. Madam Tencin, die den jungen Abbé über öffentliche und politische Angelegenheiten mit vielem Scharfsinn sprechen hörte, glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, dessen ihr Bruder, der ins Ministerium getreten war, bedurfte. Um diesen in seinen Wirkungskreis einzuweihen, schrieb Mably seine Uebersicht der seit dem westphälischen Frie-

den geſchloſſenen Verträge. Dies war nicht der einzige Dienſt, den er ihm leiſtete. Der Cardinal, der ſeine Schwäche fühlte, bat den König um die Erlaubniß, ſeine Meinung jedesmal ſchriftlich übergeben zu dürfen, und ertheilte Mably den Auftrag, die Berichte und Denkſchriften abzufaſſen. Er war es, der 1743 mit dem Miniſter des Königs von Preußen heimlich zu Paris unterhandelte, und den Vertrag aufſetzte, den Voltaire dieſem Fürſten überbrachte; er war es ferner, der die Schriften abfaßte, welche den Verhandlungen des 1746 zu Breda eröffneten Congreſſes zur Grundlage dienen ſollten. Dieſe verſchiedenen Urkunden beweiſen ſeinen Beruf für die Politik. Dennoch zog er ſich bald darauf, als er ſich mit dem Cardinal veruneinigt hatte, von dieſer Laufbahn zurück und widmete ſich ganz den Wiſſenſchaften. Der Marſchall Richelieu konnte ihn nicht bewegen, daß er ſich um eine Stelle in der Akademie bewarb. Eben ſo verfuhr er bei der Herausgabe ſeiner Werke mit ſeltner Uneigennützigkeit. Es hieß, man wolle ihm die Erziehung des Thronerben einer großen Monarchie antragen. Mably erklärte laut, daß die Baſis ſeines Unterrichts ſeyn werde: die Könige ſind um der Völker willen da, und nicht die Völker um der Könige willen. Er kannte den Zuſammenhang der Ereigniſſe ſo wohl, daß er manche wichtige Begebenheiten der Zukunft vorherſagen konnte. Seine vorzüglichſten Werke ſind: 1. Parallèle des Romains et des Français; 2. Le droit public de l'Europe; 3. Observations sur les Romains; 4. Observations sur les Grecs, ſpäter unter dem Titel Observations sur l'Histoire de la Grèce, ein wegen ſeiner lichtvollen Ordnung und Gründlichkeit empfehlenswerthes Werk; 5. Des principes des négociations; 6. Entretiens de Phocion, worin der Verfaſſer ſeine Ideen von der Tugend der Vaterlandsliebe und von den Pflichten aufſtellt, die Staat und Bürger gegen einander haben; 7. Observations sur l'Histoire de France; 8. Entretiens sur l'Histoire; 9. De la manière d'écrire l'Histoire; 10. Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra. — Sein Styl iſt lichtvoll, correct, zuweilen elegant, aber etwas kalt. Der Abbé Brizart hat der Sammlung ſeiner Werke, welche 1794 zu Paris in 15 Octavbänden erſchien, eine Lobrede auf ihn vorgeſetzt.

Macao, portugieſiſche Niederlaſſung in der chineſiſchen Provinz Quang-tong, worüber aber die Chineſen die Oberherrſchaft haben, und einen jährlichen Tribut von den Portugieſen erhalten. Sie begreift die Südſpitze einer Halbinſel im Meerbuſen von Canton, auf welcher 34,000 Menſchen, darunter 30,000 Chineſen, leben. Die Zahl der Portugieſen iſt ſehr gering. Eine zum Theil verfallene, bis an beide Seiten des Meeres reichende Mauer trennt dieſes den Portugieſen überlaſſene Territorium von dem übrigen China. Die Stadt Macao, der Sitz des Gouverneurs, hat eine Citadelle, einen ſichern Hafen mit einer ſehr mühſamen Einfahrt, eine portugieſiſche Beſatzung von 400 Mann, größtentheils Neger und Mulatten, und 12,000 Einwohner. Ehemals war der Handel von Macao weit blühender; noch jetzt laufen jährlich dreißig große Schiffe aus Liſſabon, Madera, Malacca, Bengalen, den Sunda-Inſeln ꝛc. ein, welche vorzüglich Opium nach China einführen, und dagegen Thee eintauſchen. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man eine Grotte, in welcher Camoens ſeine Luſiade gedichtet haben ſoll, und die daher auch die Grotte des Camoens heißt.

Macartney (George Earl of), geboren 1737 zu Liſſanoure in

Irland, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige Erziehung, trat in seinem dreizehnten Jahre in das Trinity-College auf der Universität Dublin, und wurde 1759 Magister. Darauf ging er nach London, wo er mit Burke, Dodwell, Bacon und andern ausgezeichneten Köpfen bald vertraute Freundschaft schloß. Er machte nachher eine Reise durch die vorzüglichsten Länder des Continents. Als er nach England zurückgekehrt war, bewirkten seine Gönner, die Lords Holland und Sandwich, zuerst seine Wahl zum Parlamentsglied, und dann seine diplomatische Sendung nach Petersburg, um die Kaiserin Catharina zu Abschließung eines Allianz- und Handelsvertrags mit England zu bewegen. Im Januar 1765 kam Macartney in Petersburg als außerordentlicher Botschafter an, und brachte nach schwierigen Unterhandlungen glücklich einen Handelsvertrag zu Stande. Aber die brittischen Minister, die nicht sowohl den Inhalt, als einige Unwesentlichkeiten mißbilligten, versagten ihre Genehmigung, und erst nach langen höchst mühseligen Verhandlungen gelang es Macartney, dessen Ausdauer fast noch mehr, als seine Geschicklichkeit Bewunderung verdiente, einen zweiten abgeänderten Vertrag abzuschließen. Er verließ Petersburg mit Zeichen der besondern Achtung der Kaiserin; der König Stanislaus von Polen, dem er am Petersburger Hofe ebenfalls wesentliche Dienste geleistet hatte, gab ihm seine Dankbarkeit durch Uebersendung des weißen Adlerordens zu erkennen. Macartney folgte nach einiger Zeit als Secretär dem Lord Townsend nach Irland, wohin dieser als Vicekönig ging. Er wurde nach und nach Mitglied des Parlements, Ritter des Bathordens und Gouverneur von Granada und Tabago. Auf diesem Posten blieb er bis zur Eroberung dieser Inseln durch die Franzosen im J. 1779. Er fiel selbst in französische Gefangenschaft und verlor einen großen Theil seines Vermögens. Im J. 1780 erhielt er das Gouvernement von Madras, welches er mit so viel Klugheit und Uneigennützigkeit verwaltete, daß das Ministerium beschloß, ihn zum Generalgouverneur von Bengalen zu ernennen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab und kam 1792 nach England zurück. Die Regierung beschäftigte sich damals mit dem Plane, dem Absatz der englischen Waaren in China eine größere Ausdehnung zu verschaffen, um nicht jährlich so bedeutende baare Summen diesem Lande für Thee zufließen lassen zu müssen. Man hielt Macartney für den fähigsten Mann, diese Gesandtschaft auszuführen, und er ließ sich bereit dazu finden. Man überließ ihm selbst die Ernennung aller Personen, die ihn begleiten sollten, so wie alle übrige Bestimmungen. Der König erhob ihn zum Viscount Macartney. Am 26sten September 1792 segelte die Expedition von Spitheab ab, und erreichte glücklich ihre Bestimmung. Aber weder die mitgebrachten Geschenke, deren Werth die Chinesen nicht verstanden, noch die, selbst manche Demüthigung nicht achtende, Nachgiebigkeit des Gesandten konnten ihn zu seinem Zwecke führen. So kam er 1794 unverrichteter Sachen wieder nach London zurück, und wurde zum Zeichen der königlichen Zufriedenheit mit seinem Eifer im Dienste des Vaterlandes zum Earl (Grafen) of Macartney erhoben. Der Gesandtschaftssecretär, G. L. Staunton, hatte bereits einen Theil der merkwürdigen und lehrreichen Beschreibung dieser Gesandtschaftsreise dem Publicum übergeben, als sein Tod das Werk unterbrach; sie erschien in der Folge vollständig von Barrow. Beide Reisebeschreibungen sind vielfältig übersetzt worden. Im J. 1795 ging Macartney als Gesandter nach Verona zu dem Bruder Ludwigs XVI. und 1799

als Gouverneur nach dem Cap. Er ſtarb zu London 1806 mit dem Ruhm eines eben ſo geſchickten Diplomatikers, als redlichen, uneigennützigen, für ſein Vaterland raſtlos thätigen Mannes.

Macbeth (zuſammengeſetzt aus Mac, der Nachkomme, und Beth), einer der berühmteſten ſchottiſchen Könige, und zwar der Reihe nach der 85ſte. Als Feldherr unter ſeinem Vetter Donald VII. bekämpfte und unterdrückte er die Inſelbewohner und Irländer mit vielem Glück. Gegen die Dänen geſendet, ließ er den Anführern, während der angefangenen Friedenstractate, bei einem Gaſtmahl einen Schlaftrunk einmiſchen, überfiel die übrigen in ihrem Lager und richtete ein großes Blutbad unter ihnen an; nur wenige konnten ſich nebſt dem Könige durch die Flucht retten. Macbeth, bald übermüthig durch ſein Glück, ſtrebte nun ſelbſt nach der Krone. Ein Traum, in welchem drei übermenſchliche Weiber ihn als Than von Angus, von Murray, und als König von Schottland begrüßten, beſtärkte ihn in dem Vorſatz, ſeinen ſchwarzen Plan auszuführen, und den König im 7ten Jahre der Regierung zu ermorden. Des Königs Söhne mußten flüchten und Macbeth wußte theils durch Geſchenke an den Adel, theils durch ſtrenge Gerechtigkeitspflege das Volk auf ſeine Seite zu bringen. Zehn Jahre lang ſchien er durch gute Geſetze und Einrichtungen unter den guten Regenten eine Stelle behaupten zu wollen, als er ſich auf einmal zum treuloſen, grauſamen Tyrannen umwandelte. Das erſte Opfer war Banco, der ihm beim Königsmorde beigeſtanden hatte, und den er jetzt bei einem Gaſtmahle tödten ließ. Bald ließ er unter erdichteten Urſachen mehrere Große des Reichs hinrichten, von deren Vermögen er ſich eine Leibwache unterhielt. Dadurch noch nicht ſicher genug, ließ er auf dem Berge Dunſinnan ein Caſtell erbauen, von wo aus er das ganze Land überſehen konnte, und zu deſſen Bau ihm die Thans die Leute ſchicken, ja ſie ſelbſt die Aufſicht führen mußten. Empört über dieſe Tyranneі, ging einer der bedeutendſten Männer, der Than von Fiſe, Macduff, nach England, und foderte hier Malcolm, des ermordeten Königs Donald Sohn, zur Rache auf. Unterſtützt vom König Eduard von England, kamen ſie zurück, und Macbeth, von dem die Schotten meiſtens abfielen, wurde, nachdem er ſich in ſein Caſtell geflüchtet hatte, 1057, im 17. Jahre ſeiner Regierung, getödtet. — Dieſen Stoff hat Shakſpeare in ſeinem berühmten Trauerſpiele Macbeth benutzt.

Maccabäer, ſ. Juden.

Maccaroni, Macheroni, eine beſondere Art italieniſcher Nudeln, welche aus dem feinſten türkiſchen Weizenmehle mit Waſſer durch eigne Mühlen oder Maſchinen bereitet werden. Ihre eigentliche Form iſt röhren- oder ſtengelförmig, doch gibt es auch platte, viereckige und gewundne. Sie ſind eine Lieblingsſpeiſe der Italiener, und auch unter den niedern Volksclaſſen, freilich aber von geringerer Maſſe, ſehr gewöhnlich. Die beſten kommen aus Neapel, dann aus Aix in Frankreich. In Deutſchland fabricirt man ſie zu Wien, Magdeburg, Halle, Dresden. Sie müſſen, damit ſie nicht dumpfig werden, an trocknen Orten aufbewahrt werden.

Maccaroniſche (Macheroniſche) Gedichte, eine beſondre Gattung ſcherzhafter lateiniſcher Gedichte, in denen eine Menge italieniſcher Worte mit lateiniſchen Biegungen eingemiſcht ſind. Der Urheber dieſer, bloß in Italien bekannten Gattung komiſcher Gedichte war Teofilo Folengi, unter dem angenommenen Namen Merlino Coccaje, ein gelehrter und witziger Benedictiner, gebür-

tig aus Mantua, ein Zeitgenoſſe und Freund des Sannazar. Folengi war 1484 geboren, ſtudirte zu Bologna. und trat in den Benedictiner-Orden. Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er ſich 10 Jahre hindurch in Sicilien aufhielt, war ſein großer Gönner und Beſchützer, daher er auch öfters deſſen Lob ſingt. Den Reſt ſeiner Tage brachte er in einem Kloſter bei Baſſano, im ehemaligen venetianiſchen Gebiete zu, wo er am 9ten December 1544 ſtarb. Man hat von ihm verſchiedne italieniſche und lateiniſche ernſthafte und religiöſe Gedichte, die nicht ganz ohne Werth ſind. Unter den italieniſchen Dichtern wird er für den Schöpfer der komiſchen Epopöie gehalten. Sein Hauptgedicht in dieſer Gattung nannte er Phantaſien oder Maccaronea, weil er, ſo wie zu den Maccaroni verſchiedene Ingredienzien genommen werden, in ſeinem Gedichte Lateiniſch und Italieniſch vermiſchte. Den Helden ſeines aus 25 Geſängen beſtehenden Gedichts, Beldus, führt er, wie Virgil den Aeneas, durch mancherlei Begebenheiten und zuletzt in die Hölle, wo er unter andern die Strafen der Dichter ſieht, denen von beſonders dazu beſtellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die ſie geſagt haben, ein Zahn ausgeriſſen wird, der aber alle Tage wieder wächſt. Dieſes Gedicht, das viele ſatiriſche Schilderungen der Sitten jener Zeit, mitunter auch ſchöne Stellen in echt lateiniſchen Verſen enthält, hat keinen eigentlichen Nachahmer gefunden. Außer demſelben ſind von Folengi noch ein kleineres komiſches Gedicht: Moschea oder der Krieg der Mücken und Ameiſen, ein jugendlicher Verſuch, ferner Eclogen und Epiſteln, ſämmtlich in der Maccaroniſchen Versart, vorhanden.

Mac-Carthy Reagh. Dieſer aus Schottland gebürtige Graf, der ſeit beinahe 40 Jahren Toulouſe zu ſeinem Wohnorte gewählt hatte, war einer der größ en Bibliomanen unſrer Zeit. Sowohl durch die Aneignung ganzer Sammlungen als durch bedeutende Käufe in den berühmteſten Verſteigerungen ſammelte er ſich eine Bibliothek, welche wegen der Seltenheiten, welche ſie enthielt, ſo wie durch ihre Koſtbarkeit und Pracht allgemeine Bewunderung erregte. Den vorzüglichſten Gegenſtand ſeines Sammlerfleißes machten Exemplare auf Pergament aus, deren wohl nie eine Bibliothek mehrere beſeſſen hat, als die ſeinige (602 Werke in 826 Bänden). Zugleich zeichnete ſie ſich durch eine Sammlung der ſeltenſten alten Drucke und die älteſten Producte der franzöſiſchen Literatur, welche ſeit der Vallierеſchen Verſteigerung nicht wieder in ſolcher Vollſtändigkeit geſehen worden ſind, ſo wie durch eine bedeutende Anzahl von Exemplaren auf groß Papier, durch koſtbare Einbände und überhaupt durch die ausgeſuchteſten und ſchönſten Exemplare aus, zu deren Verzierung der Beſitzer mehrere Perſonen in ſeinem Hauſe hielt, und ſogar einen eignen Buchbinder von London aus kommen ließ. Dieſe treffliche Sammlung, deren Andenken der von Debure gefertigte Catalog (Par. 1815. II. 8.) nicht untergehen laſſen wird, ward zu Paris im J 1817 verſteigert und gab mit Ausſchluß der von der Familie zurückerſtandenen Werke einen Ertrag von 404,746 Fr. 50 C.

Machiavelli (Niccolò). Aus den Werken eines Schriftſtellers Gemüth und Charakter deſſelben zu erkennen, iſt ſchwer. Wenn aber, wie es im Alterthum und in dem italieniſchen Mittelalter der Fall war, die Schriften ſelbſt nicht ſowohl als ein Geſagtes, ſondern als eine Handlung erſcheinen, da läßt aus ihnen die Perſönlichkeit des Schreibenden ſich wohl beurtheilen, — ja über allen Zweifel erheben, wenn die Handlungen des Autors in Uebereinſtimmung ſtehen zu ſei-

nen hinterlassenen Werken. Das letztere ist mit Niccolò Macchiavelli, dem berühmten florentinischen Staatssecretär, der Fall. Der große Mann hat der einseitigen Beurtheilung seines Tractats, welcher der Fürst überschrieben ist, das Unglück zu verdanken, als der Erfinder einer abscheulichen Politik (Machiavellistische Politik, Machiavellismus) genannt zu werden, welche lehren soll, wie der Despotismus durch die scheußlichsten Gewaltthätigkeiten dauernd zu begründen sey. Diese nachtheilige Meinung über Machiavelli ist vorzüglich durch Bayle, der ihn in seinem Wörterbuche als den größten Bösewicht darstellt, allgemein worden. Mehrere, selbst Friedrich der Gr. in seinem Antimachiavell, haben ihn zu widerlegen gesucht; aber er hat auch unter sehr einsichtsvollen Männern Vertheidiger wegen seiner eigentlichen Absicht gefunden. Niccolò Machiavelli ward den 3ten Mai 1469 aus einem edlen Geschlecht, dessen Vorfahren die höchsten Würden in der florentinischen Republik bekleidet hatten, zu Florenz geboren. Von den frühern Begebenheiten seiner Jugend ist wenig bekannt. Marcellus Virgilius war sein Lehrer in den Wissenschaften, denen er sich mit dem glücklichsten Erfolge widmete. Seiner ausgezeichneten Talente wegen wurde er im ersten Mannsalter Cancelliere der Republik, und nicht lange nachher erhielt er den weit wichtigern Posten als Staatssecretär derselben. In den Tagen, wo die Florentiner ihre politische Freiheit gegen die vertriebenen Medicer wieder erlangt hatten (s. d. Art. Mediceer) und aus Furcht vor diesen in die vergrößerungssüchtigen Fehden und Händel Carls VIII. verwickelt wurden, wo daher die höchste Klugheit in politischen Unterhandlungen und der echt republikanische Sinn der Unterhändler erfodert ward, da wurde Machiavelli von einem wichtigen gesandtschaftlichen Posten zum andern berufen. So war er zu verschiedenen Zeiten viermal Bevollmächtigter der Republik am französischen und zweimal am päpstlichen Hofe; auch beim Kaiser Maximilian bekleidete er die nämliche Würde. Die Republik erkannte Machiavelli's große Verdienste, belohnte sie aber nur kärglich; bisweilen mußte er die oberste Behörde (Signoria) mit Bitten angehen, ihn aus der Dürftigkeit zu reißen. Von höchstem Nutzen waren der Republik seine Rathschläge, als sich die Bewohner von Val di Chiana empörten. Nach den vielen Briefen, welche von ihm in den florentinischen Archiven aufbewahrt werden, waren folgende die vorzüglichsten Maximen seiner politischen Rathschläge: Fried- und freundschaftliche Auseinandersetzungen, strenge und durchgängige Gerechtigkeitspflege, das Volk möglichst schonende Abgaben und sorgsame Berücksichtigung der geringfügigsten Umstände, wenn sie in irgend einer Beziehung zu den öffentlichen Angelegenheiten standen. Auch in militärischer Hinsicht war die Republik so fest von der Gründlichkeit seiner Einsichten überzeugt, daß sie im Kriegswesen vor allen seinen Rathschlägen folgte; unter andern ward nach seiner Angabe eine toscanische Legion gebildet, welche sich später unter Johann von Medicis Anführung auf das rühmlichste auszeichnete. Als es dem Papste Julius II. gelang, der französischen Uebermacht in Italien ein Bündniß entgegen zu stellen, suchte Ludwig XII., um sich an dem Papste zu rächen und ihn, wo möglich seiner Würde zu entsetzen, ein Concilium in Italien zu Stande zu bringen, und verlangte, daß die Florentiner Pisa, welches damals wieder unter ihre Oberherrschaft gekommen war, dazu hergeben möchten. Machiavelli fürchtete die römischen Bannstrahlen und rieth, jenen Antrag abzulehnen. Er ging selbst in dieser Absicht als Gesandter an

den König ab; allein vergeblich. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Pisa gesendet, um das Concilium zu beobachten, und wo möglich dessen Auflösung zu bewirken. Nichts desto weniger war der Papst den Florentinern so erzürnt, daß er in Vereinigung mit Ferdinand König von Aragonien, ihnen die Freiheit raubte, und die Mediceer wieder einsetzte. Da Machiavelli durch That und Wort unermüdlich für die Republik zu wirken bemüht gewesen war, so hatte der Mediceer Lorenzo, welcher die Dictatur über Florenz übernahm, nichts angelegentlicheres zu thun, als ihn kraft öffentlichen Decrets seiner sämmtlichen Würden zu entsetzen. Bei der Verschwörung des Boscoli und Cavponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici ward er, der Theilnahme verdächtig, eingekerkert und der Tortur unterworfen, welche er, so wie die darauf folgende Verbannung, mit kaltblütigster Standhaftigkeit ertrug. Als der Cardinal Papst ward, erhielt er die Freiheit wieder; nach seiner Rückkehr in das Vaterland schrieb er die Discorsi (Abhandlungen) über die zehn ersten Bücher des Livius, und seinen Principe, welchen er dem Lorenzo von Medici dedicirte. Dafür von der mächtigen Familie wieder in Gnaden angenommen, ward er vom Cardinal Julius, der in Leo's X. Namen Florenz verwaltete, bei einer angeblich beabsichtigten Reform der dasigen Angelegenheiten, zu Dämpfung mannichfacher Unordnungen und Gährungen als Rathgeber gebraucht. Der Verdacht, in welchen Machiavelli bei einer neuen Verschwörung gegen die Mediceer kam, hatte für ihn bloß die nachtheilige Folge, daß er in die dunkle Dürftigkeit des Privatlebens zurückkehren mußte. Als Julius unter dem Namen Clemens VII. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, erhielt Machiavelli wieder öffentliche Aufträge; besonders wurde er zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet, um zur Vertheidigung Toscana's gegen Carls V. Heer zu wirken. Das zuletzt von den Mediceern ihm bewiesene Zutrauen hatte ihm die Florentiner abgeneigt gemacht, und so starb er nach seiner Rückkehr nach Florenz den 22sten Juni 1527 verkannt und verschmäht. Seine vorzüglichsten Schriften, politischen Inhalts, sind die Discorsi oder Abhandlungen über die Geschichte des Livius, und der Principe. In beiden (in Hinsicht der gedrängtern Eleganz des Styls möchte dem Principe der Vorzug zu geben seyn) beweis't er sich als den gründlichsten Kenner der alten Geschichte und der Geschichte seiner Tage, und als den größten Staatsmann, indem er den Charakter jeder öffentlichen Verfassung auf das lebendigste durchdrungen hatte und zugleich, mit einzig practischem Geiste begabt, die deutlichsten Einsichten besaß, wie die glückliche Fortdauer, wie der Untergang jeder Verfassung bedingt sey. Die Discorsi sind das Resultat seines Studiums der alten Geschichte, der Principe des gleichzeitigen italienischen politischen Lebens. Auf unsere Zeiten, die Zeiten constitutioneller Monarchien, sind die in dem Principe aufgestellten Erfahrungslehren nicht anwendbar; und wenig müssen daher diejenigen den Principe und die neueste Geschichte unserer Monarchien (das Bonapartische System war nur eine freche Episode) begriffen haben, die von jenem ein Verderbniß dieser befürchten konnten. Welche Zeiten dem Machiavelli die liebsten, seinem Gemüth am meisten zusagenden waren, leuchtet aus den Discorsi ein, wo er, von Enthusiasmus für freie volksmäßige Verfassungen hingerissen, oft seine sonst ganz ruhig systematische Darstellung vergißt und selbigen begeisterte Lobreden hält. Als Seitenstück zu seinem Principe ist der kurze historische

Aufsatz zu betrachten: Ueber das Verfahren des Herzogs von Valentino (Cesare Borgia) bei Ermordung des Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signors Pagolo und Herzogs di Gravina Orsini, welches das einleuchtendste Beispiel von der Verfahrungsart der damaligen italienischen Tyrannen angibt, (s. d. Art. Borgia). Sein Dialog über die Kriegskunst eifert gegen das Verderbniß des italienischen Kriegswesens durch den Gebrauch gemietheter Banden und dringt auf die Bewaffnung der eignen Bürger jedes Staates und jeder Gemeinheit. Die bei Veranlassung seiner Gesandtschaften von Machiavelli geschriebenen Briefe und Schilderungen Frankreichs und Deutschlands sind, ungeachtet der Kürze der letzteren, höchst interessante historische Denkmäler jener Zeiten und der hellen Beobachtungsgabe ihres Verfassers. Das Leben des Castruccio Castracani von Lucca muß für ein Jugendwerk gelten, das als eine mißverstandene Nachahmung der alten zu betrachten ist. Sein vorzüglichstes Werk ist die florentinische Geschichte, worin er ein Muster italienischer Prosa in einem unvergleichlichen pragmatischen Geschichtswerk aufgestellt hat. Es besteht aus ~~neun~~ Büchern, wovon das erste vom Untergange des weström. Kaiserthums anhebt, und mit der Zeit schließt, wo Florenz eine selbstständige politische Wichtigkeit erhielt. Das Ende machen die Begebenheiten, welche auf die Verschwörung gegen die Mediceer Lorenzo und Giuliano folgten. Seine historischen Fragmente sind meisterhafte Skizzen. Der Dialog über den Zorn ist ein Jugendwerk, das eigentlich mehr nicht als eine stylistische Uebung in Ciceronianischen Perioden ist. Die Beschreibung der Pest dagegen, welche in Florenz während der zwei Jahre 1522 und 1523 wüthete, darf sich neben die ähnliche Thucydideische Beschreibung stellen. Auf echt italienische Weise endet sie mit einem Liebesverständniß. Außerdem hat man noch von Machiavelli eine Sammlung Sentenzen und Verordnungen für eine geschlossene Gesellschaft (compagnia di piacere). Letztere geben keinen übeln Beweis für die Lebensinstigkeit des Verfassers. Von den Komödien des Machiavelli s. d. Art. Italienisches Theater. Ihre geistreiche Frivolität beweist, wie ein so eminenter Mensch ohne allen Sinn für wahre Poesie seyn konnte. Wie wenig er überhaupt für sogenannte schöne Literatur geboren war, ergibt sich aus seinem Aufsatz über die italienische Sprache, worin er den florentinischen Dialect als italienische Schriftsprache gegen Dante's Angriff auf eine höchst seichte und unglückliche Weise vertheidigt. Sammlungen seiner Werke sind herausgekommen zu Florenz 1782 und zu Basel 1803 in 8 Bänden. Die vollständigste ist diejenige, welche in 10 Bänden, Mailand 1805 in 8. in der Sammlung der sämmtlichen classischen italienischen Autoren erschienen ist. Von seinen Schriften ist das Buch vom Fürsten am häufigsten in andere Sprachen, ins Deutsche zuletzt von Rehberg, Hannover 1810, übersetzt worden. Dm.

Macdonald (Stephan Jacques Joseph Alexandre), Marschall und Pair von Frankreich, Herzog von Tarent, von schottischer Herkunft, aber in Frankreich geboren, nahm Kriegsdienste in der Legion des Generallieut. Grafen von Maillebois im Jahr 1784, die nach Holland bestimmt war, um die antioranische Partei gegen den Erbstatthalter zu unterstützen. Im J. 1787 wurde er beim 87sten Linien-Infanterieregiment angestellt. Er widmete sich mit seltenem Eifer dem Studium der Kriegskunst, und machte sich durch seine Talente so bemerkbar, daß ihn die Republik im J. 1793 zum Brigadegeneral er-

nannte. Als solcher diente er 1794 flg. mit Auszeichnung unter Pichegru bei der Nordarmee in Holland. Er war es, der die Posten von Cammines Nord, Warneton und Warwik wegnahm und nachher in Ostfriesland eindrang. Im J. 1796 führte er als Divisionsgeneral den Heerbefehl zu Düsseldorf und Cöln, kam dann zur Rheinarmee und endlich nach Italien, wo er unter Bonaparte seinen Ruf als Feldherr gründete. Nach dem Frieden von Campo Formio stand er bei dem Heere unter Berthier, das Rom und den Kirchenstaat besetzte. Er wurde zum Gouverneur des Kirchenstaats ernannt, und leitete die Verwandlung Roms in eine Republik unter Consuln. Aber Neapel griff zu den Waffen und Mack drang mit 50,000 Mann nach Rom vor. Also mußte Macdonald mit seinen Truppen sich zu dem Heere des franz. Obergenerals Championnet zurückziehn. Doch bald war dieser stark genug, um angriffsweise zu verfahren, und Macdonald trug viel bei zu den Siegen bei Trento, Monteroſi, Baccano, Calvi und Civita Caſtellana. Schon am 14. December zog Macdonald zum zweitenmal in Rom ein. Nach Championnets Absetzung im Frühjahr 1799 erhielt er den Oberbefehl über die französische Armee zu Neapel. Während er hier gegen den Cardinal Ruffo und die Calabresen focht, hatten Suwarow und Melas die Lombardei erobert und waren bis Turin vorgedrungen. Nur Moreau deckte damals durch kluge Märsche die Gränze Frankreichs und die Päſſe von Genua. Hierauf zog er Macdonald entgegen, welcher Unteritalien räumte, um sich an Moreau anzuschließen. Aber statt den Seitenmarsch ins Genueſiſche gleich anfangs zu wählen, zog Macdonald, um den Feind allein zu schlagen, über Modena, Parma und Piacenza auf die Straße von Voghera. Zwar warf er am 12. Juni 1799 die Oeſterreicher unter Hohenzollern aus ihrer Stellung bei Modena zurück; allein Suwarow und Melas drängten ihn am 17. Juni über den Tidone, und schlugen sein durch Märsche und Kämpfe erſchöpftes Heer den 18. und 19. Juni gänzlich an der Trebia unweit Piacenza. Macdonald mußte ſich, verwundet, mit seinem bis auf 22,000 Mann geſchwächten Heere ins Toscaniſche zurückziehen. — Da nun Moreau den kühnen Sieger vom weitern Verfolgen abhielt, so gelang es Macdonald, ungehindert die Apenninen zu überſteigen, und auf dem Wege la Corniche durch das öſtliche Küſtenland im Genueſiſchen zu Moreau zu ſtoßen. Er ſelbſt ging, um seine Wunden zu heilen, nach Frankreich. Bald darauf vereinigte er ſich mit dem aus Aegypten zurückgekommenen General Bonaparte, und unterſtützte die Revolution vom 18. Brumaire. Vorzüglich wirkte er durch die Bändigung der Jacobiner, deren Club in Verſailles er aufhob, zur Gründung des neuen Conſulats mit. Den 1. Dec. 1800 führte er die Reſervearmee in Graubünden über die beſchneiten Alpen des Splügen, und drang in das Veltlin ein. Nach dem Frieden von Lüneville war er franzöſiſcher Geſandter in Dänemark, bis 1803. Darauf wurde er Großoffizier der Ehrenlegion, blieb jedoch ohne Commando, weil er im Verdacht ſtand, an Moreau zu hängen. Erſt in dem Feldzuge von 1809 ward er wieder angeſtellt. Er drang mit dem rechten Flügel des Vicekönigs über die Piave vor, nahm Laybach, und entſchied den Sieg bei Wagram, ſo daß der Kaiſer, indem er ihn zum Marſchall erhob, zu ihm ſagte: „Ihnen und meiner Garde-Artillerie dank' ich vorzüglich dieſen Sieg.“ Im J. 1810 bekam er das Commando von Augereau's Corps in Catalonien, und behauptete auch hier, ſo wie 1812 in dem Kriege gegen Rußland, ſeinen Feldherrnruhm. Die Capitulation

der Preußen unter York, die unter seinem Befehle standen, zwang ihn zum Rückzug, den er über Königsberg (3. Jan. 1813) ausführte. Im May 1813 nahm er Merseburg, focht ehrenvoll bei Lützen und Bautzen, ward aber an der Katzbach (s. d. Art.) von Blüchern geschlagen. Bei Leipzig (18. Oct.) commandirte er das elfte Armeecorps. Auch bei Hanau focht er mit, so wie in dem blutigen Feldzuge zwischen der Marne und Seine. Als im Anfang des Aprils 1814 Napoleons erste Catastrophe eintrat, hatte er verschiedene Audienzen bei Alexander, um für Napoleon zu unterhandeln. Er war es auch, der diesen zur Thronentsagung bewog, worauf er Ludwig XVIII. seine Unterwerfung zusandte. Der König ernannte ihn zum Mitglied des geh. Kriegsraths und St. Ludwigsritter. Während Napoleons Rückkunft 1815 blieb er auf seinen Gütern. Nach dessen Sturz ward er Kanzler der Ehrenlegion und erhielt den Oberbefehl über die Loire-Armee, deren Auflösung er bewirkte. Als Pair von Frankreich hat er in der Kammer durch Rechtlichkeit und liberale Gesinnung sich eben so sehr als durch Treue gegen die Constitution und den König ausgezeichnet. Sein Vorschlag aber, die Emigranten wegen des Verlustes ihrer Güter theilweise zu entschädigen, ward nicht angenommen.

Macedonien (jetzt Comenolitari), der nördliche Theil der östlichen Halbinsel in Europa, von Griechen bewohnt, ein bergiges und wälderreiches Land, dessen Hauptreichthum in Gold- und Silbergruben bestand, das aber an den Küsten auch viel Getraide, Oel, Wein und Baumfrüchte trug. Die Bewohner desselben lebten von Jagd und Ackerbau. Die Gränzen waren zu verschiednen Zeiten verschieden. Sehr bestimmt waren sie im Süden durch den Olympus und die cambunischen Gebirge (jetzt Monte di Voluzzo), wodurch es von Thessalien, und im Westen durch den Pindus (jetzt Stymphe), wodurch es von Epirus getrennt wurde. In Ansehung der Ost-, Nord- und Nordwestgränzen muß man die Zeiten vor und nach Philipp (dem Vater Alexanders) unterscheiden. Vor ihm gehörte alles Land jenseit des Strymon (Strumona) und selbst die macedonische Halbinsel von Amphipolis bis Thessalonica zu Thracien, desgleichen auch das Land der Päonier gegen Norden; im Nordwesten aber machte der See Lychnitis (Achrida) die Gränze Macedoniens gegen Illyrien. Philipp eroberte jene Halbinsel und alles Land bis zum Flusse Nessus oder Nestus (Kara Soa) und dem Rhodope-Gebirge, ferner das Land der Päonier und Illyrier jenseit des Sees Lychnitis. Seiner größten Ausdehnung nach erstreckte sich also Macedonien vom Gebirge Orbelos (Cumonizza) bis an die cambunischen Gebirge, den Pindus und Olymp und wieder vom Flusse Nessus und dem Aegeischen Meere bis zum Jonischen, wo der Drino die Gränze machte. Die Provinzen waren ihrem Namen nach größtentheils schon vor Herodots Zeiten bekannt. Zu Philipps Zeiten waren deren neunzehn. Die Römer theilten das Land in vier Striche: den östlichen am Strymon und Nestus, Hauptstadt Amphipolis; die Halbinsel, Hauptstadt Thessalonica; den südlichen über Thessalien, Hauptstadt Pella; und den nördlichen, Hauptstadt Pelagonia. Illyrien trennten sie davon. — Macedonien wurde eigentlich durch zwei Völkerstämme besetzt, durch die Thracier, zu denen die Päonier und Pelagonier gehörten, und durch die Dorier, zu denen sich ihrer Sprache und Lebensart nach die Macedonier bekannten. Plinius spricht von 150 verschiedenen Völkerschaften, die in ältester Zeit das Land bewohnt haben sollen; wovon aber keine Nachrichten zu uns gekommen sind. Die Einwohner Macedoniens wurden eher

cultivirt, als die übrigen Griechen, welche sogar von ihnen lernten, in der Folge aber blieben sie so weit hinter den Griechen zurück, daß diese sie zu den Barbaren rechneten. Sie waren in mehrere kleine Staaten getheilt, welche mit den Illyriern und Thraciern unaufhörlich Krieg führten, bis Philipp und Alexander einem dieser Staaten das Uebergewicht über die andern gaben und ihn zum mächtigsten der Welt erhoben. Ohne diesen Staat genau zu kennen, wissen wir nur, daß seine Regierungsform eingeschränkt monarchisch war, daß er lange klein und ohnmächtig blieb, den Illyriern, Thraciern und Persern Tribut zahlte und den Athenienſern seine Seehäfen zu Handelsniederlagen überlassen mußte. Die Reihe seiner Könige fängt mit dem Herakliden Caranus an, wird aber erst mit Philipp (s. d. Art.) für die Geschichte wichtig. Dieser wußte die Kräfte des Landes und seine kriegerischen Bewohner so wohl zu benutzen, daß er das unter sich uneinige Griechenland seiner Herrschaft unterwarf. Sein noch größerer Sohn Alexander (s. Alexander d. Gr.) besiegte Asien und erhob Macedonien auf eine kurze Zeit zur Beherrscherin der halben Welt. Nach seinem Tode sank Macedonien von seiner Höhe herab. Die ungeheure Monarchie, die jener durch mehrjährige Eroberungen gebildet hatte, wurde zerstückelt, Macedonien erhielt seine alten Gränzen und verlor sogar nach einigen Kämpfen seine Herrschaft über Griechenland. Den Anlaß dazu gab das Bündniß, das Philipp II. während des zweiten punischen Kriegs mit Carthago geschlossen hatte. Die Römer verschoben damals ihre Rache, ohne sie aufzugeben. Die Gelegenheit, sie zu äußern, gab die Belagerung Athens durch Philipp. Diese Stadt rief die Römer zu Hülfe, welche sogleich gegen Macedonien den Krieg erklärten. Philipp wurde genöthigt, um Frieden zu bitten, und mußte, um ihn zu erhalten, seine Schiffe ausliefern, seine Truppen auf 500 Mann reduciren und die Kriegskosten bezahlen. Macedonien stand schon jetzt gleichsam unter dem Schutze der Römer; unter Philipps Nachfolger, Perseus, aber wurde es eine Provinz derselben. Der entscheidende Sieg bei Pydna, den Aemilius Paulus über den Perſens erfocht, vollendete die Unterjochung derselben. Gereizt durch die Bedrückungen der Römer machte der macedonische Adel einen nochmaligen Versuch, sich von dem verhaßten Joche zu befreien. Die ganze Nation stand unter Andriscus auf, wurde aber nach einem langen Kampfe durch Q. Cäcilius Macedonius abermals besiegt, und der römische Senat zwang den Adel des Landes zur Auswanderung. Jetzt gehört Macedonien zur europäischen Türkei und ist von Walachen, Türken, Griechen und Albanern bewohnt. Der Hauptort ist Salonica, das alte Theſſalonich, eine wichtige Handelsstadt mit 70,000 Einwohnern.

Macedonius, Macedonianer, s. Geist (heil.).

Mäcenas (C. Cilnius), der bekannte Günstling Augusts und Gönner des Virgil und Horaz, leitete seine Abkunft von den alten etruscischen Königen oder Lucumonen ab. Er ist bis auf den heutigen Tag von den Gelehrten aller Zeiten mit Lobsprüchen und Verehrung genannt worden. Sie schildern ihn als das Muster aller Regenten- und Minister Tugenden und als den erhabensten Beschützer der Wissenschaften, ohne eine ganz richtige Vorstellung von seinem Charakter und von der Rolle zu haben, die er unter August spielte. Mäcen war kein Staatsmann oder Minister, sondern ein vertrauter Freund des Octavius; öffentliche Aemter bekleidete er nie, denn

ſelbſt die Präfectur über Rom und Italien, die er nach dem Siege bei Actium einige Zeit verwaltete, war nur eine Privatcommiſſion. Er begnügte ſich ſtets mit dem Anſehn, das ihm ſein perſönliches Verhältniß zu Auguſtus gab. Eben ſo ſcheinen auch die Vorſtellungen, die man von ihm als Beſchützer der Gelehrten hat, und die ſeinen Namen zu einem Ehrentitel geſtempelt haben, ſehr übertrieben zu ſeyn. Daß er Dichter, witzige Köpfe und Gelehrte aller Art (wenn ſie gute Geſellſchafter waren) an ſeinen Tiſch zog, ihren Umgang ſuchte, und ſie gelegentlich dem Auguſt empfahl, das hatte zunächſt einen politiſchen Grund, denn er erwarb dadurch dem Auguſt ſelbſt Freunde und verbreitete deſſen Ruhm; außerdem aber, was that er mehr, als was noch jetzt jeder Reiche und Vermögende thut, den Neigung und Laune für einen ſolchen Umgang empfänglich machen? Allerdings ſchenkte er dem Horaz ein Landgütchen, wirkte ihm Verzeihung und Freiheit aus, und verhalf Virgilen zu dem Seinigen; aber für einen Mann, den Auguſtus unermeßlich reich gemacht hatte, war das Geſchenk an Horaz eine Kleinigkeit, und Virgil verdankte ihm nicht mehr, als nur Gerechtigkeit. Mäcen beſaß keine großen Eigenſchaften. Deſto mehr verdankte er dem Glücke, das ihn gerade in die Umſtände verſetzte, worin er ſich am meiſten geltend machen konnte. Sein größtes Verdienſt war, dieſe günſtige Lage klug zu benutzen. Fern von ſtarken Leidenſchaften und Ehrgeiz, wie Wieland ſeinen Charakter ſchildert, mit feinen Sinnen und hellem Kopfe begabt, klug und kaltblütig genug, um alles, was er that, recht und ganz zu thun; ſanguiniſch genug, um vor keinen Schwierigkeiten zu erſchrecken und ſich immer einen guten Erfolg zu verſprechen; aber doch zu bequem und wollüſtig, um Geſchäfte zu lieben und zu ſuchen, wenn es nicht nothwendig war; angenehm von Perſon, jovialiſch im Umgange, mit einem guten Theil Gefälligkeit und Bonhommie; geneigt, über Andre zu ſcherzen und über ſich ſcherzen zu laſſen; oft auf eine angenehme Art höchſt ſonderbar in Kleinigkeiten, aber deſto gründlicher in wichtigen Dingen; fein und geſchmeidig, um Andre zu ſeinen Abſichten zu gebrauchen; geſchickt, jeden Menſchen zu benutzen; behutſam in der Wahl ſeiner engern Freunde, aber treu und ſtandhaft, wenn er gewählt hatte, und im Nothfall jeder Aufopferung fähig — alle dieſe Eigenſchaften machten ihn vollkommen geſchickt, ſich des Auguſtus Zutrauen zu erwerben, welches — eine einzige kleine Disharmonie ausgenommen — bis an ſeinen Tod in immer gleicher Stärke fortdauerte. Bei ihm fand Auguſt alles, was ihm gerade fehlte: Rath, Auswege, Entſchloſſenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch etwas, womit er ſeinen Freund ſcherzend aufziehen konnte. So ſpottete Auguſt gern über Mäcens Weichlichkeit, Liebe zu Seltenheiten, Edelſteinen, Gemmen, über ſeine Affectation, alte etruriſche Worte ins Römiſche zu miſchen und neue Worte zu machen. Dafür durfte ſich dieſer auch ein freies, ja ſelbſt hartes Wort erlauben, wie er denn einſt, als Octavius noch während des Triumvirats zu Gericht ſaß und viele Todesurtheile ausſprach, ihm ſeine Schreibtafel hinreichen ließ, worauf er die Worte geſchrieben hatte: Surge tandem carnifex! (Steh endlich auf, Henker!) welcher Weiſung jener folgte, ohne beleidigt zu ſeyn. Als Auguſt mit Agrippa und Mäcen überlegte, ob er die Obergewalt beibehalten oder niederlegen ſolle, war es Mäcen, der, dem Agrippa entgegen, zur Beibehaltung der Herrſchaft rieth. Er bewies dadurch, daß er, fern von heroiſchen Tugenden, das Nütz-

liche dem Edeln vorzog. Dagegen rühmt man mit Recht seine Gutherzigkeit und Unschuld. Immer rieth er zur Gelindigkeit und Milde, empfahl und wirkte Gnaden aus. So viel von Mäcens Verhältnissen zu August, minder achtungswerth erscheint er als Privatmann. Die reichen und vornehmen Römer glichen damals mehr Fürsten als Privatleuten; ihre Häuser wetteiferten mit den prächtigsten Hofhaltungen. Mäcen aber hatte auf dem esquilinischen Berge einen mit den prächtigsten Gärten umgebenen thurmartigen Palast, wie ihn vielleicht kein anderer Römer, selbst nicht August, besaß. Hier überließ er sich nach Beendigung der Bürgerkriege, in einem Alter von ungefähr vierzig Jahren, seinem Hange zur Ruhe und zu Vergnügungen. Ueppigkeit und Frivolität bezeichnen den Charakter seiner liebsten Ergötzlichkeiten. Unter allen Schauspielen liebte er am meisten die pantomimischen Tänze, welche er zuerst in Rom einführte. Der wegen seiner Kunst und Schönheit berühmte Bathyll (s. d.) war sein Liebling. Nicht minder liebte er den Gaumenkitzel; er erfand selbst eine neue leckerhafte Speise. Die durch wollüstigen Müßiggang ihm natürlich gewordene Schlaffheit des Geistes zeigte sich nicht nur in seiner Kleidung, seinem Gange, seiner Haltung, sondern auch in seinen Versen und in seiner Prosa. Gegen seine letzten Lebensjahre wurde Augustus etwas kaltsinnig gegen ihn, weil er, wie Einige vermuthen, den Umgang des Kaisers mit seiner Gemahlin Terentilla nicht gern sah. Sein Tod versöhnte den August wieder, der ihn mehrmals schmerzlich vermißte. Er starb nach Einigen kurz vor, nach Andern kurz nach Horaz, im Jahre Roms 745. Von seinen Schriften, deren Seneca, Isidor und Andre erwähnen, ist nichts auf uns gekommen.

Machara, s. Aesculap.

Mächtig heißt in der bergmännischen Sprache so viel als breit, wenn von Gängen die Rede ist (s. d. Art. Gang); bei Flötzen bezeichnet Mächtigkeit die Dicke derselben. Flötze, die über 12 Zoll hoch sind, heißen eigentlich mächtige Flötze.

Machtvollkommenheit, plenitudo potestatis, ist die Staatsgewalt in ihrer höchsten Ausdehnung, wenn sie kraft des ihr zustehenden äußersten Rechts (jus eminens) die Rechte des Einzelnen dem Staatszwecke aufopfert; was jedoch nie ohne angemeßne Entschädigung geschehen darf.

Macis ist der französische Name der bekannten aromatischen Schale der Muscatennuß, die man sehr uneigentlich Muscatenblumen nennt (s. d. Art. Muscatennuß). — Macisbohnen, ein erst seit 1778 durch die Holländer bekannt gewordnes Gewürz, das in Ost- und West-Indien wächst, ganz wie eine Eichel gebildet ist, und, wenn es gerieben wird, einen schwachen aromatischen Geruch gibt. Sie haben eine Zeit lang als Surrogat der Muscatnüsse gedient, und kommen jetzt nicht mehr im Handel vor.

Mack (Carl Freiherr von). Dieser durch seine Unglücksfälle allgemein bekannt gewordne österreichische Feldherr wurde 1752 zu Neußlingen in Franken geboren, und wohnte seit dem siebenjährigen Kriege mehreren Feldzügen bei. Er trat als Fourier in kaiserliche Dienste. Seine ausgezeichneten Talente zogen bald die Aufmerksamkeit des Grafen Lascy auf ihn, der ihn zum Unter-Lieutenant machte. Im Türkenkriege erwarb er sich das volle Zutrauen des Generals Laudon und wurde von diesem dem Kaiser Joseph empfohlen, der schon früher Gelegenheit gehabt hatte, seine Thätigkeit kennen zu

lernen. Er ernannte ihn noch kurz vor seinem Tode zum Chef des Generalstabes, um ihn in einem etwanigen Kriege gegen Preußen zu gebrauchen. Da aber die an der schlesischen Gränze versammelte Armee 1790 aus einander ging, so erhielt Mack einen Zeitpunkt der Erholung, deren seine durch anhaltendes Arbeiten geschwächte Gesundheit bedurfte. Der Prinz Coburg rief ihn jedoch schon 1793 zu seiner Armee in die Niederlande, um verschiedne Operationen von ihm dirigiren zu lassen. Mack entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der französischen Cantonirungen an der Rör, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars. Bei der letztern Gelegenheit erhielt er eine Schußwunde, die ihn nöthigte, sich auf sein kleines Gütchen in Böhmen zurückzuziehn. Allein der Feldzug von 1794 führte ihn auf den Kriegsschauplatz zurück. Er entwarf den so berühmt gewordenen Plan dazu, und begab sich damit selbst nach London. Dieser Plan, an welchem auch Andere Antheil gehabt haben sollen, ist in der Folge sehr getadelt worden, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß manches von demselben, unter den damaligen Umständen, nicht ausführbar gewesen seyn würde. „Macks, auf zweckmäßige Ueberschwemmungen und auf rasche offensive Operationen calculirter Plan" — sagt Archenholz im 12ten Bande der brittischen Annalen — „war kühn; allein er schien sehr richtig überdacht, und vielleicht hätte dessen Befolgung Belgien und Holland gerettet, ja dem ganzen Kriege eine andere Gestalt gegeben. Allein es mußten deshalb andere, von vornehmerer Hand kommende Plane, verworfen werden; man calculirte die Wasserschäden und das auch bei minder großen Planen muthmaßliche Waffenglück; überhaupt war dabei ein mannichfaltiges Interesse zu vergleichen: alles das verursachte, daß der Mackschе Plan bei Seite gesetzt wurde." — Nachdem Coburg das Commando niedergelegt hatte (den 28. Aug. 1794), ging auch Mack wieder nach Böhmen. An seine Stelle trat der Prinz von Waldeck. Nach dem Abgange des Erzherzogs Carl zur italienischen Armee wurde Mack bei der Rheinarmee angestellt. Er war inzwischen bis zum Grade eines Feldmarschall-Lieutenants gestiegen. Nach dem Frieden von Campo Formio, als die Revolutionirung des Kirchenstaats und der Fall von Mantua sich ereigneten und ein neuer Krieg gegen Frankreich bevorstand, begab sich Mack im October 1798 nach Neapel, um auf den Wunsch des Königs Ferdinand das Commando über die neapolitanische Armee gegen die Franzosen zu übernehmen. Sein Plan zu dem neuen Feldzuge war, nach dem Urtheile der Kenner, so wohl entworfen, daß, hätte sich Mack an der Spitze einer österreichischen Armee befunden, kein Feind entkommen seyn würde. Er siegte auch anfangs in mehreren Gefechten und nahm den 27sten November das Tags zuvor von den Franzosen verlassene Rom ein, mußte es aber, da die Truppen nicht mehr ihre Pflicht thaten, den 13ten December wieder verlassen und sich zurückziehn. Er nahm eine feste Stellung bei Capua, und schloß in Vereinigung mit dem Prinzen Pignatelli, Vicekönig von Neapel, am 10ten Jan 1799 einen Waffenstillstand ab. Aber jetzt brach bei der unerwarteten Wendung der Dinge ein Aufstand der Lazzaroni zu Neapel aus, welche einen Theil der Truppen unter Mack entwaffneten, die Offiziere der Verrätherei beschuldigten und ihren König selbst vertheidigen wollten. Um ihrer Wuth zu entgehen, mußte sich Mack mit seinem ganzen Generalstabe dem feindlichen General Championnet in die Hände liefern. Nach Frankreich als Kriegsgefangener abgeführt, entwich er

1800 heimlich aus Paris. Im J. 1804 erhielt er das Commando über sämmtliche Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien, und entwarf einen Plan zur neuen Organisirung der österreichischen Truppen. Endlich nahte sich 1805 die merkwürdige Epoche, wo beim abermaligen Ausbruche des österreichisch-französischen Krieges, nach dem die Oesterreicher am 14ten und 15ten Oct. an der Iller geschlagen und Memmingen übergeben worden, Mack, welcher in Deutschland en Chef befehligte, nach diesen Unfällen sich in die Stadt Ulm warf, und, obgleich anfangs zur äußersten Gegenwehr entschlossen, schon am 17ten October mit Napoleon eine allerdings schimpfliche Capitulation abschloß, vermöge welcher die 20,000 Mann starke Besatzung kriegsgefangen nach Frankreich geführt, er selbst aber auf Ehrenwort entlassen wurde. Mack kehrte nach Oesterreich zurück, wurde als Staatsgefangner nach Brünn gebracht, und vor ein Kriegsgericht gestellt, das die Todesstrafe über ihn aussprach. Die Gnade des Kaisers milderte aber dieses Urtheil auf Cassation und zweijährigen Festungsarrest. Im August 1808 wurde ihm auch die übrige Strafzeit erlassen. Er lebt dermalen (1818) zu St. Pölten, in dessen Nähe er eine kleine Besitzung hat, ist schon längst in den Genuß seiner Pension wieder eingesetzt, und erscheint zu Wien öffentlich. Nach dem Urtheile von Männern, die mit ihm gedient und ihn in der Nähe beobachtet haben, ist Mack ein durchaus rechtlicher Mann, dessen Entwürfe aber äußerst kühn waren, und der nichts für unmöglich hielt. Mehr Theoretiker, als wirklich practischer Strateg, war er ein vortrefflicher General-Quartiermeister, der aber von dem commandirenden General bisweilen zurückgehalten werden mußte. Sein Unglück fing dann an, als er selbst General en Chef wurde. Der Umstand, daß er sich von der untersten Stufe emporgeschwungen hatte, war ihm vielleicht auch bisweilen nachtheilig. Seinen Talenten und seiner Arbeitsamkeit läßt man jedoch alle Gerechtigkeit wiederfahren.

Mackintosh (Sir James), Baronet, Mitglied des brittischen Parlaments, einer der berühmtesten englischen Rechtsgelehrten, der sich zugleich als juristischer und politischer Schriftsteller ausgezeichnet hat, ward im Kirchspiel Dores in der Landschaft Inverness geboren. Er wurde auf der Schule zu Fortrose erzogen, und auf dem Königs-Collegium zu Aberdeen widmete er sich der Heilkunde. 1787 wurde er zum Doctor der Arzneiwissenschaft promovirt. Nach dem Tode seines Vaters widmete er sich in Lincolns Collegium der Rechtswissenschaft, wo er bei dem Ausbruche der französischen Revolution mit Godwin und andern ausgezeichneten Personen sich zur warmen Vertheidigung der republikanischen Freiheit und der Staatsreformen verband. Späterhin ließ aber Mackintoshs Eifer für jene Sache nach, und auf Pitts Empfehlung wurde ihm aufgetragen, Vorlesungen über die Gesetze und die Verfassung Großbritanniens in Lincolns-Inn zu halten, in welchen er so heftig gegen die Grundsätze seiner alten Freunde sprach, daß er sich dadurch den Vorwurf einer politischen Apostasie zuzog. Als Peltier (s. d. Art.) wegen eines Libells über den Charakter Bonaparte's (damaligen ersten Consuls) in Untersuchung kam, zeigte Mackintosh bei der Vertheidigung seines Clienten eine bewundernswürdige Beredsamkeit. Dies verschaffte ihm besonders die Anstellung als Advocat bei dem Gerichtshofe zu Bombay, wo er wegen seiner rednerischen Talente so oft von Europäern und

Eingebornen bewundert wurde. Während dieſes Verhältniſſes ſoll er ſeine Mußeſtunden der Abfaſſung einer Geſchichte Englands von der Revolution an bis zur jetzigen Regentſchaft und der Stiftung einer literariſchen Geſellſchaft gewidmet haben. Nach ſeiner Zurückkunft nach England wurde er zum Parlamentsrepräſentanten für die Landſchaft Nairn erwählt, erfüllte aber nicht die Erwartungen, welche man im Unterhauſe von ſeinen Kenntniſſen und Rednertalenten hegte.

Maçon, Maçonnerie, der franz. Name der Freimaurer und der Freimaurerei. S. d. Art.

Macpherſon (James), durch die Bekanntmachung der Gedichte Oſſians berühmt, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in dem ſchottiſchen Hochlande, und war 1738 zu Ruthven in der Grafſchaft Inverneß geboren. Er ſtudirte auf den Univerſitäten Aberdeen und Edinburgh. Auf der letztern ließ er 1758 ein Gedicht, The Highlander, drucken, worin er viel Feuer und Phantaſie verrieth, dem es jedoch noch an Geſchmack fehlt. Er hatte Theologie ſtudirt, war aber nie als Geiſtlicher angeſtellt. Im J. 1759 lebte er als Privaterzieher in der Familie Graham, und überraſchte um dieſe Zeit die literariſche Welt durch die Herausgabe einer Sammlung altſchottiſcher Balladen und Geſänge, die er auf Home's Verlangen überſetzt hatte. Die Aufnahme, welche dieſelben fanden, Macphersons abermalige Reiſe in die Hochländer in den Jahren 1760 und 1761, auf welcher er mehrere ſolcher Gedichte, theils durch mündliche Ueberlieferungen, theils in alten Handſchriften ſammelte, wovon er bald nachher den Fingal und Temora herausgab, ſo wie die Streitigkeiten, welche ſich über die Echtheit und den Werth dieſer Gedichte erhoben, ſind unter Oſſian erwähnt worden. Macpherſon, der auch für das Geſchäftsleben Talente beſaß, wurde 1764 von dem Gouverneur Johnſon nach Penſacola in Florida als Secretär mitgenommen. Er beſuchte nachher verſchiedne weſtindiſche Inſeln und einige nordamerikaniſche Provinzen, und kehrte 1766 in ſein Vaterland zurück. Hier nahm er ſeine literariſchen Beſchäftigungen wieder vor, und gab 1771 ſeine wohlgeſchriebene und gehaltvolle Introduction to the History of Great Britain and Ireland heraus. Der Beifall, den ſein Oſſian gefunden, verleitete ihn zu einer Unternehmung, die ihm völlig mißlang, einer Ueberſetzung des Homer, 1773. Spott und Kritik nahmen ihn ſo hart mit, daß ſeine Arbeit bald in gänzliche Vergeſſenheit kam. Seitdem beſchäftigte ſich Macpherſon nur mit hiſtoriſchen und politiſchen Gegenſtänden. Sein Fleiß war ſo groß, daß ſchon 1775 ſeine History of Great Britain from the Restoration to the Accession of the House of Hanover in 2 Quartbänden erſchien; ein Werk, in dem zwar eine gewiſſe Vorliebe für die Stuarts durchblickt, das aber, nach dem unparteiiſchen Urtheil eines engliſchen Kritikers, großen Werth hat und vieles, was bisher unbekannt oder ungewiß war, ins Licht ſetzt. Als die Sache der Nordamerikaner die Gemüther beſchäftigte, trat er gegen ſie auf, und verfaßte im Sinne der Regierung einige Pamphlets, die ſich durch Kraft des Inhalts und der Schreibart großen Beifall erwarben. Zur Belohnung ſeiner Dienſte erhielt er den einträglichen Poſten eines Agenten des Nabobs von Arcot, und trat 1780 als Repräſentant des Fleckens Camelford ins Unterhaus; er wurde auch 1785 und 1790 wieder gewählt. Da aber ſeine Geſundheit abnahm, kehrte er in ſeine Heimath zurück, wo er 1796 auf einem Landſitze bei Inverneß, den er erbaut und Bellevue benannt hatte, ſtarb. Von ſeinem anſehnlichen Vermögen,

das er durch seine Arbeiten erworben hatte, bestimmte er tausend Pfund, um das ganze, von ihm übersetzte Original des Ossian im Druck herauszugeben, und 300 zur Errichtung eines Monuments für ihn in Bellevue. Seine Gebeine wurden, was bei einem Uebersetzer befremden muß, in Westminsterabtei in dem sogenannten Poet's-corner beigesetzt, wie er es verordnet hatte. Spätere Nachforschungen und Entdeckungen haben Macphersons Charakter gegen den Vorwurf der Täuschung gerechtfertigt; doch sind noch nicht alle Zweifel in Ansehung der Ossianischen Gedichte dadurch gehoben worden.

Macrobius (Ambrosius Aurelius Theodosius), von dessen Herkunft nur so viel gewiß ist, daß er kein Römer war, bekleidete wahrscheinlich in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts das Amt eines kaiserlichen Kammerherrn am abendländischen Hofe, und war vorher auch Consul gewesen. Ohne allen Grund haben ihn Einige für einen Christen gehalten. Seine Schriften bestehen aus einem für die Geschichte der Philosophie und für die Mythologie nicht ganz unwichtigen Commentar über Cicero's Traum des Scipio, in zwei Büchern, aus welchem man zugleich sieht, daß er Platoniker war; aus einer grammatischen, bloß im Auszuge eines gewissen Johannes (vielleicht des schottischen Johannes Erigena) vorhandenen, Abhandlung von der Verschiedenheit und Verwandtschaft des lateinischen und griechischen Zeitworts; und aus seinen Saturnalien oder Tischgesprächen in sieben Büchern, welche, ganz den compilirenden Charakter ihrer Zeit an sich tragend, meist philologische Gegenstände behandeln, und vorzüglich aus dem Gellius und Plutarch zusammengetragen sind. Diese Werke sind von Jac. Gronov (Leiden 1670, 8., nachgedruckt London 1694. 8), Joh. Carl Zeune (Leipzig 1774. 8. mit guten Anmerkungen, aber incorrect gedruckt) und zu Zweibrücken (1788. 2 Bde. 8) herausgegeben worden, aber einer neuen Bearbeitung noch sehr bedürftig. A—s.

Madagascar, die größte Insel in Afrika, an der Ostseite dieses Welttheils, durch den Canal von Mozambik von dem festen Lande getrennt. Sie soll, nach französischen Berichten, 168 Meilen lang seyn, 60 Meilen in der größten Breite haben, und mehr als 10,000 Quadratmeilen enthalten. Durch die Franzosen, die sich zu Colberts Zeiten und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber immer ohne bleibenden Erfolg, hier niederließen, sind einige Nachrichten über diese Insel bekannt geworden; doch kennt man das Innere des Landes noch viel zu wenig. Madagascar wird durch eine von Norden nach Süden laufende hohe Bergkette getrennt, an deren Fuß viele Bäche und Flüsse entspringen, die das Land hinreichend bewässern. Die Berge sind mit Waldungen bedeckt, und bieten die größte Mannichfaltigkeit von Bäumen und Kräutern dar. Die Ebenen sind außerordentlich fruchtbar, und es herrscht überhaupt hier größtentheils, mit Ausnahme der Küsten, eine üppige, fast nie unterbrochene Vegetation. Die vorzüglichsten Producte, die fast ohne Arbeit erbaut werden, sind: Reis, Bataten, Südfrüchte, Indigo, Seide; auch hat die Insel einige, ihr eigenthumliche, Balsam- und Gummi-Gewächse. Elephanten und Raubthiere giebt es hier nicht, dagegen viel Hornvieh und Schafe. An Mineralien finden sich Edelsteine, Eisen und Salz. Fast gibt es kein Land auf der Erde, das so geschickt scheint, eine glückliche Welt für sich auszumachen, als Madagascar. Die Einwohner dieser merkwürdigen Insel bestehen theils aus Ureinwoh-

nern, theils aus Eingewanderten. Die Ureinwohner, Madegaſſen oder Malegaſchen genannt, ſind von ſchwarzer Farbe, mittlerer Größe, wohlgebildet, munter und kraftvoll. Die Fremdlinge ſcheinen größtentheils arabiſchen Urſprungs zu ſeyn. Sie bewohnen das Innere der Inſel, und ſind in verſchiedne Stämme getheilt, die von kleinen Fürſten beherrſcht werden, welche ſich häufig bekriegen. Ihre Religion hat etwas ähnliches mit der Muhamedaniſchen. Auf der Nordoſtſeite der Inſel lebt ein Volk jüdiſcher Abkunft, das die Beſchneidung und die Feier des Sabbaths beobachtet. In den Gebirgen ſoll ein Zwergvolk Kimos wohnen. Die größten Männer deſſelben ſollen nur vier Fuß hoch ſeyn. Die ganze Bevölkerung der Inſel wird von Flacourt auf 1,600,000, von Benjowsky auf 2½, von Andern auf vier, von Andern auf drei Millionen angegeben. Die Portugieſen entdeckten Madagascar 1506. Engländer und Holländer machten vergebliche Verſuche, ſich da niederzulaſſen. Die Franzoſen legten 1665 eine Colonie daſelbſt an, konnten ſich aber, ſo wenig als im vorigen Jahrhunderte, lange behaupten. Doch treiben ſie noch Handel mit der Inſel, und holen von dort Reiß für ihre afrikaniſchen Colonien.

Madai (David Samuel von), ein practiſcher Arzt und bekannter Numismatiker, geboren 1709 zu Schemnitz in Ungarn, ſtudirte Medicin zu Wittenberg und Halle, erhielt am letztern Orte 1732 die mediciniſche Doctorwürde, und wurde in der Folge Arzt und Director der Medicamenten-Expedition des halliſchen Waiſenhauſes. Seine Nebenſtunden widmete er der Münzwiſſenſchaft, beſaß ſelbſt ein bedeutendes Münzcabinet, und gab das bekannte numismatiſche Werk: Vollſtändiges Thaler-Cabinet in drei Theilen, Königsberg 1765 — 1767, heraus, wozu in der Folge drei Fortſetzungen gekommen ſind. Madai wurde vom Fürſten zu Anhalt-Cöthen zum Hofrath ernannt, vom Kaiſer Joſeph II. 1766 in den Adelſtand erhoben, und ſtarb am 2. Juli 1780 auf ſeinem Gute Benkendorf unweit Halle.

Madame, ohne Zuſatz, wird in Frankreich des Königs Bruders Gemahlin, des Königs Vaters Schweſter oder des Königs Mutter Schweſter, oder die erſte fille de France (d. i. Tochter des Königs oder des bei ſeinen Lebzeiten verſtorbenen Dauphins) genannt. Mesdames de France heißen überhaupt die Töchter der franzöſiſchen Könige. — Mademoiſelle, ohne Zuſatz, war ein Ehrentitel, welcher in Frankreich des Königs Bruders Töchtern, des Königs Vaters Bruders Töchtern oder des Königs Mutter Bruders Töchtern gegeben wurde. Im J. 1734 wurde verordnet, daß dieſer Titel nur der erſten Prinzeſſin von Geblüte gegeben werden ſollte.

Made heißt die Larve einiger Inſecten, z. B. der Fliegen. Sie iſt dadurch von der Raupe unterſchieden, daß ſie keine Füße hat. (S. Inſecten.)

Madera, Madeira, eine den Portugieſen gehörige afrikaniſche Inſel, weſtlich von dem feſten Lande Afrika's und nördlich von den canariſchen Inſeln, wurde 1519 von den Portugieſen entdeckt, und von ihnen, wegen des großen Holzreichthums, (denn Madeira heißt auf Portugieſiſch Holz) Madeira genannt. Ihre Größe beträgt gegen 25 Quadratmeilen. Die Inſel iſt eigentlich ein ausgebrannter Vulkan, der ſich mit ſeiner höchſten Spitze 5000 Fuß über das Meer erhebt, und von Regenſtrömen in tiefe Schluchten zerriſſen, den Anblick eines aus mehreren einzelnen Theilen beſtehenden Ganzen dar-

ſtellt, zwiſchen welchen tiefe Thäler ſich herabziehen, in welchen grö-ßere und kleinere Bäche herabſtrömen, die eine reichliche Bewäſſerung gewähren, und dadurch, nebſt dem herrlichen, einem immerwähren-den Frühlinge gleichenden Clima, eine große Fruchtbarkeit und eine äußerſt üppige Vegetation des aus vulkaniſcher Erde beſtehenden Bo-dens verurſachen. Ebenen gibt es nicht. Die Luft iſt äußerſt ge-ſund. Das ganze Jahr hindurch wachſen Blumen und Früchte. Das Hauptproduct, der Wein, iſt unter dem Namen Madera-Wein ſehr berühmt. Weinbau macht daher die Hauptbeſchäftigung der Bewoh-ner aus. Allenthalben, wo es nur der Boden erlaubt, findet man herrliche Weinpflanzungen, und man ſchlägt den jährlichen Ertrag auf 30,000 Pipen oder etwa 90,000 Ohm, davon die Hälfte ausge-führt wird. Jedoch iſt auch der hieſige Wein von ſehr verſchiedener Güte. Die beſte Sorte iſt der Madera-Malvaſier. Die Weinberge ſind meiſt Pachtgüter, und werden immer nur auf ein Jahr verpach-tet. Vier Zehentheile des reinen Ertrages gehören dem Pächter, vier andere dem Eigenthumsherrn, eines dem Könige und eines der Geiſtlichkeit. Die großen Waldungen, die zur Zeit der Ankunft der Portugieſen dieſe Inſel bedeckten, ſind nicht mehr vorhanden, ſtatt derſelben findet man viele Kaſtanien-, Pomeranzen-, Citronen-, Aprikoſen- und Pfirſichbäume ꝛc., deren Früchte durchgehends auf die-ſer Inſel einen ſüßen Geſchmack haben. In den Gärten zieht man, außer mancherlei Küchengewächſen, auch Ananas, Graven und andere tropiſche Gewächſe. Auch Zuckerrohr gibt es hier, das man blos zum Syrup benutzt. Getreide wird zwar gebaut, aber es reicht nicht zum Bedarf der Einwohner hin; daher man das fehlende durch aus-wärtiges Getreide und durch Arumwurzeln, Bataten und Kaſtanien erſetzt. Aus Europa hat man Rindvieh, Schafe und Pferde hieher gebracht, welche von kleiner Art ſind. Reißende wilde Thiere, Schlangen und überhaupt giftige Thiere fehlen ganz. Die Zahl der Einwohner beträgt 80,000, meiſtens portugieſiſche Abkömmlinge; auch Mulatten und Neger finden ſich hier. Portugal hält hier einen Ge-neral-Gouverneur, und bezieht von dieſer Inſel beträchtliche Ein-künfte, welche die Ausgaben für die Beſoldung der Beamten und Unterhaltung der Truppen überſteigen. Der Handel iſt ziemlich leb-haft, doch meiſtens in den Händen der Engländer. Die Hauptſtadt der Inſel, der Sitz des Gouverneurs und des Biſchofs, heißt Funchal, welche ſich auf der Südküſte der Inſel, im Hintergrunde einer Bay, ſehr ſchön amphitheatraliſch erhebt, aber deren Inneres nicht dem ſchönen Anblick entſpricht, den die Stadt von außen gewährt. Sie hat einen von vier Forts vertheidigten Hafen und 15,000 Einwohner, welche einen nicht unwichtigen Handel treiben.

Madiſon (James), ehemaliger Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika. Er verwaltete dieſe Stelle zweimal nach einander; er war dazu am 4. März 1809 zum erſtenmale, und am 4. März 1813 zum zweitenmale gewählt worden, wie es früher mit ſeinem Vorgänger, Tho-mas Jefferſon, geſchehen war, unter welchem er das wichtige Amt eines Staatsſecretärs bekleidete, nachdem er vorher in diplomatiſchen An-gelegenheiten gebraucht worden war. Er gehörte zu der Partei der Republikaner, die ſich auf die Seite der Franzoſen neigte. Den Grundſätzen dieſer Partei gab man die Veranlaſſung zu dem Kriege mit England Schuld, der im J. 1812 ausbrach, zu welchem aber freilich auch Englands Anmaßung und Uſurpation zur See viel bei-trug. Dieſer Krieg ſtörte den aufblühenden Wohlſtand der vereini-

ten Staaten außerordentlich, und schien ihnen ganz verderblich zu werden. So viel Vortheile die Amerikaner auch zur See über die Engländer erhielten, sobald die Kräfte gleich waren, so groß war dagegen ihr Verlust zu Lande, besonders in der ersten Hälfte des Jahres 1814, da es den Engländern möglich wurde, selbst die Bundesstadt Washington (am 24. August) einzunehmen und die öffentlichen Gebäude daselbst zu zerstören. Die Fehler, welche die amerikanischen Generale aus Unfähigkeit oder Feigheit begingen, wurden dem Präsidenten zugeschrieben. Es entstand daher ein großes Mißvergnügen über ihn, das sich besonders bei der Gegenpartei, den Föderalisten (Englische Partei), laut äußerte und die Absicht merken ließ, einen andern Präsidenten zu wählen. Mit männlichem Muthe benahm sich Madison in diesem kritischen Zeitpunkte. Gleich nach dem Abzuge der Engländer versammelte er zu Washington den Congreß, eröffnete die Sitzung desselben mit einer kriegerischen Rede, und nahm so kräftige Maasregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit wieder ein Uebergewicht, besonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada, erhielten. Die Folge davon war, daß der am 24. December 1814 zu Gent mit England geschlossene Friede den Zustand vor dem Kriege wieder herstellte. Die darauf folgenden Friedensjahre wendete Madison an, den Wohlstand der vereinigten Staaten wieder zu heben, und daß diese Bemühungen nicht vergeblich gewesen, erhellte aus den in den Jahren 1816 und 1817 dem Congresse vorgelegten Schilderungen von dem innern Zustande des Landes. Eine der letzten öffentlichen Handlungen Madisons war die Unterzeichnung der Navigationsacte am 1. März 1817. Drei Tage nachher legte er seine Stelle nieder, und hatte den bisherigen Staatssecretär, James Monroe zum Nachfolger.

Madonna. Mit diesem italienischen Worte, welches gleichbedeutend mit dem französischen Madame ist, wird vorzugsweise die Mutter Maria bezeichnet. Daher Madonnengesicht, Madonnenbild u. s. w. (Vergl. Maria).

Madras, eine wichtige brittische Stadt in der ostindischen Landschaft Karnatik, auf der Küste von Coromandel, die Hauptstadt einer Präsidentschaft der brittischen Besitzungen in Ostindien, liegt in einer sandigen Gegend, am Flusse Palier und am Meere. Sie besteht aus der weißen Stadt oder Neu-Madras und aus der sogenannten schwarzen Stadt, und hat 800,000 Einwohner. Die weiße Stadt, mit einer Mauer umgeben, ist bloß von Europäern bewohnt und enthält schöne Häuser und regelmäßige Straßen. Hier findet man die Wohnungen der reichen Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramläden. Mitten in derselben, am Gestade des Meeres, liegt das Fort oder Castell St. Georg, einer der festesten Plätze in Ostindien, worin der prächtige Gouvernementspallast und ein Arsenal sich befindet, aus welchem in wenigen Stunden 40,000 Mann bewaffnet werden können, und das mit einem großen Vorrathe von schwerem Geschütze angefüllt ist. Vor dem Gouvernementsgebäude ist der schöne, große, viereckige Paradeplatz, und diesem gegenüber steht das hübsche Rathhaus; die andern Seiten des Platzes nehmen die übrigen Compagniegebäude ein. Durch eine Esplanade getrennt von der weißen Stadt liegt die schwarze Stadt, ein großer fester Ort, worin die schönsten Paläste mit den elendesten Hütten, breite Straßen mit engen Gassen wechseln, und worin, außer Europäern, Armenier, Bengaler, Chinesen,

Peguaner, ſchwarze Juden und Mauren (muhamedaniſche Araber) wohnen. Madras hat Kirchen von verſchiedenen Religionsparteien, Klöſter, Moſcheen, Pagoden, eine lutheriſche Miſſionsanſtalt, die mit dem trankebariſchen Miſſionsinſtitute in Verbindung ſteht, eine Sternwarte, eine Buchdruckerei, eine Waiſenverſorgungsanſtalt, ein Irrenhaus, mehrere Lehranſtalten. Man verfertigt viele weiße und bunte Baumwollenwaaren, allerlei Glasarbeiten zum Putz für die Hindu's Frauenzimmer und unterhält erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Seeſalzſiedereien. Wichtiger noch als die Manufacturen und Fabriken, iſt der Handel, obgleich die Stadt keinen Hafen, ſondern nur eine mittelmäßige Rhede hat. Den Mangel des guten Trinkwaſſers erſetzt eine in neuern Zeiten angelegte Waſſerleitung, welche das Trinkwaſſer aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Madras ſteht an der Stelle, wo vor ältern Zeiten das Städtchen Tſchinnapatnam ſtand, welches dem Könige von Bisnagar gehörte, von dem es die Britten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St. Georg erbaueten. — Die Präſidentſchaft Madras begreift den öſtlichen Theil der Halbinſel dieſſeit des Ganges vom Cap Komorin bis Balaſore, oder vom 8° bis 22° der Breite, iſt in 21 Diſtricte eingetheilt und enthält an 6000 Quadratmeilen und nach Colquhoun 10,862 000 Einwohner. Derſelbe ſchätzt die Einkünfte auf 5,400,000 Pf. Sterling.

Madrid, die Hauptſtadt Spaniens, liegt im Mittelpunkte deſſelben, in dem Königreiche Neu-Caſtilien, auf einem unebnen, mit Hügeln umgebnen Boden, an den Ufern des Manzanares, und enthält in ungefähr 7500 Häuſern über 140,000 Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt wurde ehemals weit höher angegeben, aber ſie iſt hier, wie in Spanien überhaupt, ſeit 1804 vermindert worden. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, iſt blos mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr 3¾ Stunde im Umfange und in der größten Länge 1¼ Stunde. Die Häuſer ſind zum Theil ſehr altväteriſch; die neuern ſind in gutem Geſchmack gebaut. Die Unreinlichkeit, über die ſonſt ſehr geklagt ward, hat in neuern Zeiten etwas abgenommen; die Stadt iſt des Nachts erleuchtet und die Straßen ſind ziemlich gut gepflaſtert. Die Menge der Kirchen und Klöſter (77 Kirchen und faſt eben ſo viel Klöſter) darf in der Hauptſtadt des religiöſen Spaniens nicht auffallen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnet ſich das ſeit dem Brande im J. 1734 neu aufgeführte königliche Reſidenzſchloß aus. An der entgegengeſetzten Seite iſt das ehemalige Reſidenzſchloß Buen-Retiro, deſſen großer und ſchöner Park während der Revolution ſehr gelitten hat. Die königliche Porcellanfabrik, die ſonſt in dieſem Schloſſe war, iſt eingegangen. Der große Marktplatz (Plaza mayor) iſt nicht vorzüglich ſchön; ein andrer kleinerer öffentlicher Platz, la Puerta del Sol (Sonnenthor) wird am häufigſten beſucht, und iſt der Sammelplatz von Leuten aus allen Ständen. Der berühmteſte Spaziergang in Madrid iſt der ¾ Stunden lange, aus mehrern Alleen beſtehende Prado, der die Stadt durchſchneidet, und durch den verſchiedne Straßen gehen. Die Gegend um Madrid iſt angenehm und gut angebaut. Das Trinkwaſſer muß mehrere Stunden weit herbeigeleitet werden. Es befinden ſich in Madrid die oberſten Staatsbehörden, das Ober-Inquiſitionsgericht, eine im J. 1770 erneuerte Univerſität, und verſchiedne königliche Akademien der Wiſſenſchaften, der Geſchichte, der Medicin ꝛc. Auch gibt es hier mehrere Fabriken, und man hält Madrid für den Mittelpunkt des ſpaniſchen Fabrikweſens; doch iſt darin noch

viel Unvollkommenheit, und es fehlt an einer Menge Bequemlichkeiten, die man in andern Ländern sich leicht verschaffen kann. Seit der Regierung Philipps II. war Madrid der gewöhnliche Aufenthalt der Könige von Spanien, welche sich abwechselnd in der Stadt selbst und in dem nahe gelegenen Schlosse von Aranjuez aufhielten. — In der Geschichte unserer Tage ist Madrid hauptsächlich dadurch berühmt geworden, daß hier zuerst das Volk am 2ten Mai 1808 durch einen wüthenden Aufstand gegen die Franzosen, welche der damalige Großherzog von Berg, Prinz Murat, befehligte, ein Beispiel gab, welches bald die gesammte spanische Nation mit eben so vielem Muthe als Beharrlichkeit nachahmte, und dadurch sich den unvergänglichen Ruhm erwarb, das erste Volk in Europa gewesen zu seyn, das dem französischen Despotismus einen kräftigen, mannhaften Widerstand entgegensetzte.

Madrigal (ital. madrigale), eine Art kurzer, aus freien und ungezwungenen Versen bestehender Gedichte, denen ein zärtlicher artiger Einfall zum Grunde liegt. Die Zahl der Verse eines Madrigals ist in der Regel ungerade; die Reime sind ziemlich willkürlich verschränkt; der erste Vers aber reimt gar nicht. Anfangs wurden diese Poesien von den Provençalen in ihrer weichen Mundart Madrials genannt, weil man sie zu materiellen, das heißt zu gemeinen und niedrigen Gegenständen brauchte; doch gibt man auch noch andere Ableitungen an. Die ersten Madrigale hat man von Lemmo aus Pistoja, welche von einem gewissen Casella, dessen Dante Erwähnung thut, in Musik gesetzt wurden. Der dabei gebrauchte musikalische Styl war ursprünglich ein tactmäßiges Recitativ; nachher wurde es gesangreicher und verwandelte sich endlich gar in einen ausgearbeiteten Fugenstyl. Gewissermaßen sind die Motetten an deren Stelle getreten. Auch auf Instrumente wurde der Madrigalgesang übergetragen, und man findet daher aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert auch Madrigale für die Orgel und andere Instrumente.

Maffei (Francesco Scipione Marchese), war 1675 zu Verona aus einer angesehenen adlichen Familie geboren. Er studirte im Jesuitercollegium zu Parma, und ging 1698 nach Rom, wo er sich ganz auf die Dichtkunst legte, und unter die Arkadier aufgenommen wurde. Später nahm er Kriegsdienste, machte im spanischen Successionskriege einige Feldzüge in Italien und Deutschland mit, und wohnte im J. 1704 der Schlacht von Donauwerth als Freiwilliger bei. Aber die Liebe zu den Wissenschaften rief ihn bald wieder nach Italien zurück. Hier gerieth er bei Gelegenheit eines Streits, worein sein ältester Bruder verwickelt wurde, in einen harten Kampf, und schrieb ein Buch voll gelehrter Untersuchungen über die Gebräuche der Alten, die Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu schlichten, in welchem er darthat, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sey. Darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Theater seines Vaterlandes, welches er sowohl durch eine Sammlung der besten ital. Lustspiele und Trauerspiele (Teatro italiano 1723. 3 Voll.), als auch durch seine Merope bereicherte (s. Ital. Theater). Kaum hat eine Tragödie je einen so glänzenden und dauernden Beifall gefunden. Auch schrieb er eine Komödie, La Ceremonia, die ebenfalls mit Erfolg auf die Bühne gebracht wurde. Maffei's Ruhm war allgemein anerkannt, als er 1732 sich nach Frankreich begab. Er verweilte hier vier Jahre, besuchte sodann England, Holland, und kehrte über Wien,

wo Carl VI. ihn auf das schmeichelhafteste aufnahm, nach Italien zurück. Hier beschloß er sein, den Wissenschaften und der Poesie gewidmetes Leben im J. 1755 in seiner Vaterstadt Verona, die ihm aus Dankbarkeit ein Ehrendenkmal setzen ließ. Unter seinen zahlreichen Schriften sind die vorzüglichsten: 1. Rime e prose, Venez. 1719. 4.; 2. La scienza cavalleresca (gegen das Duell); 3. Merope; 4. Istoria diplomatica; 5. Degli Anfiteatri e singolarmente del Veronese; 6. Museum Veronense; 7. Verona illustrata, und viele andere Schriften, besonders über seine Vaterstadt. Eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Venedig 1790, in 13 Bd. 8.

Magdalena oder Maria von Magdala, einer Stadt am galiläischen See in Palästina, wird nach einem alten exegetischen Irrthum die Luc. 7. ohne Angabe ihres Namens erwähnte Sünderin genannt, die für ihre Reue und Anhänglichkeit gegen Jesum der Vergebung ihrer Sünden von ihm versichert ward. Weil sie durch Uebermaaß in der Liebe gesündigt hatte und aus einer Buhlerin eine Heilige wurde, ergriff die Andacht und mit ihr die religiöse Poesie und Kunst, den aus ihrer Bekehrung und den Lebensumständen jener mit ihr verwechselten Maria von Magdala (s. d. Art. Maria) zusammengesetzten geschichtlichen Stoff, um sich das heilige Magdalenenbild zu schaffen, das zu den anziehendsten Gegenständen der schönen Kunst gehört und wie es die Frommen rührt, besonders gefallnen, bußfertigen Frauen und Mädchen ungemein tröstlich ist. Mit der Hoffnung, wie Magdalena begnadigt zu werden, vereinigten sich solche Bekehrte zu einem geistlichen Orden, der in Deutschland schon vor 1215 bestand, in Frankreich, Italien und Spanien aber noch im 13ten Jahrhundert viele Häuser erhielt. Sie nannten sich Klosterfrauen von der Buße der Magdalena, Büßerinnen, Pönitentierinnen, in Frankreich Magdelonetten, nahmen die angebliche Regel des h. Augustinus an, und theilten sich in mehrere durch Farbe der Kleidung (weiß, grau oder schwarz), und mannichfaltige Grade der Strenge in ihrer Lebensart verschiedene Congregationen. Dieser Orden, der anfangs nur gefallne Mädchen und Buhlerinnen aufnahm, hat sich weit, selbst bis in beide Indien verbreitet, und, obgleich seine Nonnen, nur zu gemeinschaftlichen Andachtsübungen verpflichtet, sich sonst nicht gemeinnützig machen, auch durch Aufnahme ehrbarer Jungfrauen von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen sind, bis in die neueste Zeit erhalten. Die in protestantischen Ländern noch übrigen catholischen Magdalenenstifter haben sich jetzt zur Krankenpflege bequemen müssen, z. B. das zu Lauban in der Oberlausitz. E.

Magdeburg, berühmt und wichtig als Festung und alter (seit Carl d. Gr.) Handelsplatz. Sie theilt sich in die Alt- und Neustadt, wozu noch die Vorstädte Sudenburg und Friedrichsstadt kommen. Mitten in der Elbe vor dem Brückenthore liegt die seit 1680 erbaute Citadelle, worin ein großes Proviant- und Zeughaus und die catholische Soldatenkirche anzutreffen sind. Unter den Außenwerken ist die Sternschanze vor dem Sudenburger Thore mit ihren vielen Gallerien und Minen besonders merkwürdig. Das Fürsten- oder Commandantenhaus steht auf dem Fürstenwalle, an der Elbe. Am alten Markte steht das seit 1691 neuerbaute große Rathhaus, am neuen Markte oder Domplatze aber das Schloß oder sogenannte prinzliche Haus; ferner sind die Domprobstei, das Landschaftshaus, das Posthaus, die

Accise, die Innungshäuser, der Kaufhof, das Waarenlager der auswärtigen Güter an der Elbe, die neue Hauptwache, die alte Bildsäule Kaisers Otto I., die schöne Wassermühle und Wasserkunst u. s. w. besonders sehenswerth. Die Einwohner sind größtentheils Lutheraner und Reformirte; die Catholiken halten sich zu der Cisterzienserkirche St. Agnes in der Neustadt. Unter den acht Lutherischen Pfarrkirchen ist die vornehmste die von Quadersteinen mit zwei Thürmen erbaute Domkirche zu St. Moritz. Das Capitel bestand aus einem Domprobst, sechzehn wirklichen Domherren (Majoren) und neun Expectanten (Minoren). Zur Aufnahme waren sechzehn Ahnen erforderlich. Außerdem gab es noch andere Canonicos an einigen hiesigen Collegiatstiften. Lutherische Schulen sind: die Domschule, das Pädagogium des evangelischen Klosters U. L. F., das Stadtgymnasium, die Schule in Neustadt und eine Handlungsschule. Zum Vortheil des Handels ist 1743 ein Canal angelegt worden, der mittelst der Ihle und Stremme die Elbe und Havel verbindet. Unter den vier Jahrmärkten ist die sogenannte Heermesse vor Michaelis am berühmtesten. Sehr ansehnlich sind die hiesigen Manufacturen von wollnen Strümpfen, feinen Handschuhen, Linnen- und Wollenband, Wollenzeugen, Seidenband, Fayence u. s. w. Der Handel auf der Elbe ist bedeutend, besonders in Speditionsgeschäften. Es kommen jährlich über 200 Fahrzeuge an, welche hier ausladen müssen, weil die hiesige Schiffergilde allein das Privilegium hat, die Waaren durch das Herzogthum und bis nach Hamburg zu verführen. Die Einwohnerzahl beträgt ohne die Garnison, jedoch mit Indegriff der Vorstädte, über 30,000. Eine halbe Stunde davon liegt das berühmte Lutherische Kloster Bergen. Zur Geschichte der Stadt gehört, daß sie 1631 von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerstört wurde. Seitdem ist Magdeburg bis 1806 nicht wieder erobert worden. Damals übergab es der altersschwache Commandant, General von Kleist, nach der jenaer Schlacht schon am 11ten Nov. an Ney auf eine höchst unrühmliche Weise, und im tilsiter Frieden wurde es an Frankreich überlassen, welches die Festung zum Königreich Westphalen schlug, sich aber das Besatzungsrecht vorbehielt. Im Befreiungskriege 1813 wurde es nicht förmlich belagert, sondern von einem Corps unter Tauenzien blos eingeschlossen, und nach dem pariser Frieden an Preußen zurückgegeben.

Magellan (Fernando de), eigentlich Magelhaens, ein berühmter Seefahrer. Er war von Geburt ein Portugiese aus einer guten Familie, diente mit Ruhm fünf Jahre unter Albuquerque in Ostindien und that sich besonders bei der Eroberung von Malacca im J. 1510 hervor. Da er aber seine Dienste für schlecht belohnt von seinem Hofe hielt, verließ er sein Vaterland und begab sich zu König Carl V. von Spanien. Nach andern Angaben bewogen ihn Veruntreuungen, die er sich zu Schulden hatte kommen lassen, zu diesem Schritt. Ein anderer Portugiese, Ruy Falero, der in der Geographie und Astronomie gute Kenntnisse hatte, begleitete ihn. Beide faßten den kühnen Plan, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, von denen sie zu beweisen sich erboten, daß sie auf die vom Papste der Krone Castilien zugetheilte Seite fielen. Sie sollen das Unternehmen zuerst dem Könige Emanuel von Portugal angeboten, dieser sie aber zurückgewiesen haben, um nicht andern Nationen einen Weg nach Ostindien zu öffnen, dessen Handel damals ausschließlich von den Portugiesen geführt wurde. Der König von

Spanien dagegen nahm ihren Vorschlag an, und am 20sten September 1519 segelte Magellan mit 5 Schiffen und 236 Mann unter seinem Befehl von San Lucar ab. Bald erhob sich Murren unter den Offizieren, welche unzufrieden waren, einem abtrünnigen Portugiesen gehorchen zu sollen; und als zu Ostern des folgenden Jahres die Flotte in dem von ihnen San Julian genannten Hafen von Südamerika lag, zetteten drei derselben eine Verschwörung an. Sie ward jedoch entdeckt und von Magellan durch kräftige und strenge Maaßregeln unterdrückt. Er befand sich damals an der Küste von Patagonien und seine erste Reise enthält Nachrichten von der Riesengröße der Einwohner, worüber in der Folge so viel gestritten worden. Gegen Ende Octobers erreichten sie ein Vorgebirge, das sie de las Virgines nannten, und das am Eingange der Meerenge liegt, welche nachher den Namen der Magellanischen Straße erhalten hat. Der Befehlshaber mußte sein ganzes Ansehen anwenden, um seine Mannschaft zu bewegen, sich in diese unbekannte Straße zu wagen, mit der Aussicht, jenseit einen weiten Ocean zu finden, in dem ihre, nur noch für drei Monate hinreichenden Lebensmittel ausgehen möchten. Wirklich verließ ihn eins seiner Schiffe und steuerte nach Europa zurück. Die übrigen fuhren weiter und entdeckten am 27sten Nov. die Südsee. Sie begaben sich in dieses jetzt zum erstenmal von Europäern besuchte Meer und waren nahe daran, die gefürchteten Uebel einer Hungersnoth zu empfinden. Zufällig entdeckten sie von den zahlreichen Inseln dieser Gewässer nur zwei, und diese waren wüst und unfruchtbar. Das Wetter indeß war so anhaltend mild und ruhig, daß sie dem Meere den Namen des stillen Ocean beilegten. Am 6ten März wurden sie der Ladronen ansichtig, so von ihnen benannt wegen der diebischen Neigung der Bewohner. Von da kamen sie zu dem Archipelagus von St. Lazarus, nachher die Philippinen genannt. Auf einer dieser Inseln, Namens Zebu, erlangte Magellan die Bekehrung des Königs zum Christenthum durch das Versprechen, ihn zum Besieger seiner Feinde zu machen. Unter der fernern Bedingung, ein Vasall von Spanien zu werden, halfen ihm die Portugiesen einige benachbarte Fürsten sich unterwerfen und pflanzten das Kreuz über einigen verbrannten Dörfern auf. Das Oberhaupt einer benachbarten Insel, Namens Matan, weigerte sich aber, den Spaniern Tribut zu zahlen und sich dem König von Zebu zu unterwerfen. Gegen den Rath seiner Offiziere und des Königs selbst beschloß Magellan, seinen Ungehorsam zu bestrafen. Er landete am 26sten April 1521 mit ungefähr 58 Mann auf Matan und ward von den Einwohnern angegriffen. Man focht fast den ganzen Tag; endlich stockte das Feuer der Spanier aus Mangel an Munition; sie sahen sich zum Rückzug genöthigt. Magellan bekam dabei einen Schuß mit einem Pfeil im Schenkel; die Seinigen, die in Unordnung flohen, unterstützten ihn schlecht, und so ward er durch einen Lanzenstich getödtet. Ohne dies unglückliche Ereigniß würde Magellan den Ruhm des ersten Weltumseglers erworben haben, den jetzt Cano sich zueignete, welcher sein Schiff über Ostindien glücklich zurückbrachte, und am 7ten Sept. 1522 wieder in San Lucar einlief. Indeß hat auch Magellan durch den Beginn der großen Unternehmung, deren Opfer er ward, sich unter den Entdeckern zur See unsterblich gemacht. Ein Auszug aus Magellans Reisebuch steht in Ramusio's Sammlung; vollständig ist seine Reisebeschreibung erst 1811 vom Abt Amoretti zu Mailand herausgegeben worden.

Magen, dasjenige Eingeweide der Thiere und des Menschen, welches zur Aufnahme und Verdauung der Nahrungsmittel bestimmt ist. Er liegt bei dem Menschen unter dem Zwerchmuskel und den falschen Rippen der linken Seite, bildet einen länglich runden Sack, der am weitesten an der linken Seite, wo die Speiseröhre in ihn übergeht (den Magenmund genannt), etwas enger gegen das rechte Ende ist, wo der Magen in den Zwölffingerdarm (das Duodenum) übergeht (der Pförtner genannt). Wenn der Magen leer ist, so bilden sich zwischen beiden Enden desselben zwei Ränder oder Bogen, der obere kleinere und der untere größere. Der obere ist concav, und nimmt einen Theil der Leber auf, der untere größere liegt dem Grimmdarm zunächst. Wird aber der Magen angefüllt, so hebt er sich in die Höhe, so daß der untere Bogen vorwärts gegen die Bauchmuskeln, der obere Bogen hinterwärts gerichtet wird. Der Magen besteht aus einer vierfachen Lage von Häuten. Die äußere Hülle desselben wird von der Bauchhaut gebildet, welche den ganzen Umfang des Magens bedeckt, aber an den Bogen desselben sich entfernt, theils um die Netze, theils die Bänder zu seiner Befestigung zu bilden. Dann kommt die fleischige oder Muskelhaut, welche aus mehreren Lagen sich kreuzender Muskelbündel besteht. Die dritte, die Gefäßhaut, ist sehr fest und von weißer Farbe. Die vierte, die innere Haut, ist sehr gerunzelt, so daß mehrere Falten nach verschiedenen Richtungen entstehen, in deren Zwischenräumen sich wieder kleinere Falten bilden. Aus der innern Seite dieser Haut besteht die innere Fläche des Magens, welche aber nicht glatt ist, denn es zeigen sich eine unzählbare Menge kurzer Hervorragungen, welche ihr ein sammtartiges Ansehen geben, und lauter Enden zarter Gefäße sind, welche zwischen der dritten und vierten Haut liegen und unter der letztern hervorstehen. Auch sind an der innern Fläche der Haut eine Menge äußerst feiner Oeffnungen befindlich, welche theils Mündungen der einsaugenden Gefäße, theils Ausgänge der aushauchenden kleinen Arterien und der kleinen Schleimdrüsen sind, welche alle in dem zellichten Gewebe zwischen beiden letztern Häuten liegen. An dem rechten Ende des Magens, wo er in den Zwölffingerdarm übergeht, bilden die zwei innern Häute durch ringförmige Verlängerung der Falten eine Art von Klappe, welche mit Muskelnfasern versehen ist und die Oeffnung verschließen kann, so daß der Speisebrei aus dem Darm nicht wieder in den Magen zurückkommen kann. Der Magen ist mit vielen Blutgefäßen versehen, welche theils an dem kleinen, theils an dem großen Bogen desselben hinlaufen, ihn von allen Seiten umgeben, sich netzartig mit einander verbinden, und zwischen seinen Häuten ein Gefäßnetz bilden, aus welchem sich die zur Verdauung nothwendigen Flüssigkeiten (der Magensaft, so auch der Schleim in den Schleimbälgen, absondern, die sich durch die schon bemerkten feinen Hautöffnungen in den Magen ergießen. Auch mit Nerven ist der Magen reichlich versehen, welche theils mit den Arterien laufen und die Absonderungen in den Capillargefäßen beherrschen, theils sich in der Muskelhaut verlieren, und die Bewegungen derselben erregen. Diese Bewegung nennt man die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus), indem der Magen sich unaufhörlich, besonders aber während und kurz nach der Verdauung, wechselsweise nach der verschiedenen Richtung der sich zusammenziehenden Muskelbündel, bald verkürzt, bald verengert (s. d. Art. Verdauung). Die Magenkrankheiten sind solche, welche den Magen ganz allein betreffen, oder

doch urſprünglich von ihm ausgehen. Sie ſind verſchieden, je nachdem ein Syſtem deſſelben vorzüglich leidet. Iſt das arterielle Gefäßnetz deſſelben in entzündlichem Zuſtande, ſo entſteht Magenentzündung, die ſich durch heftigen brennenden Schmerz mit ſtetem Ausbrechen alles Genoſſenen, ſelbſt des mildeſten Getränkes, äußert. Iſt das Nervengewebe bei Schwäche (Laxität) der Muskelfaſern des Magens in zu empfindlichem erregten Zuſtande, ſo gibt dies Veranlaſſung zum Magenkrampf, der ſich durch ein Gefühl von ängſtlicher Zuſammenziehung in der Magengegend äußert. Iſt das abſondernde Capillargefäßnetz zwiſchen den Häuten des Magens in normwidrigem geſchwächten Zuſtande, ſo entſteht fehlerhafte Abſonderung des Magenſaftes, welcher meiſtens als Magenſäure erſcheint. Iſt der Zuſtand einer fehlerhaften Abſonderung oder einer mangelhaften und verdorbenen Verdauung mit allgemeinem Fieber verbunden, ſo nennt man es Magenfieber, oder gaſtriſches Fieber; wiewohl die letztere Benennung mehrere Fieberarten umfaßt, welche in dem Syſtem des Unterleibes ihren Centralpunkt haben. Magenſchwäche: der Mangel an Energie des ihm zugehörigen Nervenſyſtems, ſo daß die Abſonderungen des Magenſaftes und die Verdauung der Nahrungsmittel nicht gehörig von Statten gehen. Unter Magenmitteln verſteht man insgemein ſolche, welche der geſchwächten Thätigkeit des Magens aufhelfen, die Verdauung befördern ſollen. Hierunter gehören vorzüglich die Magenelixire, welche bittere, gewürzhafte, gemeiniglich in geringer Gabe ſchon wirkſame Mittel, z. B. Auflöſung von bittern Extracten, mit bittern und aromatiſchen Tincturen ſind. Vor Zeiten gebrauchte man auch die Magenbürſte, um den Magen von ſeinen angehäuften Unreinigkeiten, unverdauten Speiſen, oder von Schleim zu reinigen, und ihn im eigentlichen Sinne des Wortes auszubürſten. Sie wurde von zarten Bockshaaren gemacht, war ungefähr einer halben Hand lang, eirund und an einem ausgeglühten doppelt zuſammengedrehten und mit Seide umwundenen Draht befeſtigt. Vor ihrer Anwendung trank der Kranke ein Gläschen voll Branntwein und alsdann ein Nößel Waſſer, hierauf fuhr man mit der Bürſte durch den Schlund in den Magen, bewegte ſie hin und her, machte auch verſchiedene Bewegungen des Körpers, bis Erbrechen erfolgte, worauf man die Bürſte wieder herauszog, und wenn noch nicht genug ausgeleert war, dieſelbe Operation wiederholte. Dieſes Inſtrument und ſein Gebrauch war ſchon im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts und vielleicht noch früher in italieniſchen Klöſtern bekannt, und iſt wahrſcheinlich eine Erfindung der Mönche, welche in jenen Zeiten ſich noch immer ſehr mit der Arzneikunde beſchäftigten. Sie hielten ihr Mittel lange geheim, bis es durch einen deutſchen Miniſter, der auf einer Reiſe in Italien erkrankte, und von Mönchen in einem Kloſter durch die Anwendung der Magenbürſte wiederhergeſtellt worden war, bekannt gemacht wurde. In Deutſchland wurde ſie zuerſt 1711 von Berlin aus als ein überaus wohlthätiges, ein hohes Alter beförderndes Mittel empfohlen, und eine Zeit lang wurden die deutſchen Magen fleißig ausgebürſtet, bis endlich der Reiz der Neuheit verloſch, einige Erfahrungen den Schaden, welcher aus dieſer Operation entſpringen konnte, bewieſen, und die Aerzte ſich und das Publicum überzeugten, daß der Nutzen, der allenfalls von ihr zu erwarten wäre, durch zweckmäßigere Mittel hervorgebracht werden könne. H.

Mag e. Magier. Magismus. Maja, die ewige Mutter der Dinge, iſt in der Mythologie der Inder zugleich Göttin der Liebe und ſowohl der geiſtigen als auch der ſinnlichen Zuneigung. In einer andern Bedeutung iſt ſie Muſe, Göttin der Weiſſagung und der Dichtkunſt, aber auch Göttin der Täuſchung und des Truges. Verwandt mit jener mehrſeitigen Wurzel erſcheint in Hinſicht auf ſeine unſprüngliche Bedeutung das Wort Magie. Perſien und ſeine vormals durch Aſtrologie berühmten Nachbarländer werden uns vorzüglich als die Heimath jener Magier genannt, deren Lehre zum Theil aus den älteſten Zeiten fortgeerbt ſcheint. Nach jener alten Lehre des Magismus war der Gegenſaz, oder wie ſich Heraklit ausdrückt, der Streit Vater und Urgrund aller Dinge, und nachdem ſich einmal der Gegenſaz zwiſchen Licht und Finſterniß — Ormuzd und Ahriman — entzündet, geht aus ihrem Kampfe die ganze Reihe der endlichen Weſen, die ganze Sinnenwelt hervor, indem ſich einer ſegensreichen Schöpfung des Lichts immer auf der andern Seite eine Schöpfung der Finſterniß entgegenſtellt. So ſchafft Ormuzd zuerſt 24 ſegnende Izeds — wohlthätige Dämonen oder Naturkräfte, denen Ahriman auf der andern Seite 24 ſchädliche, dem Menſchengeſchlecht verderbliche Devs, feindſelig entgegenſezt. Jene wohlthätigen und verderblichen Dämonen ſtellen ſich in der äußern Natur als Tage und Nächte des Monats dar, und ſind dann an der Zahl 30. Der Wechſel zwiſchen Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, die ganze Aufeinanderfolge der Zeiten iſt ſodann ein Abbild des unaufhörlichen Kampfes zwiſchen den Kräften des Guten und des Böſen, eines Kampfes, in welchem der Sieg bald auf der einen Seite, bald auf der andern erſcheint, bis zulezt das Licht auf immer ſiegt über die Finſterniß. Und nicht blos Abbild jenes Kampfes iſt der Wechſel der Zeiten, ſondern die Zeit entſteht in einem höhern Sinne ſelbſt aus jenem Kampfe, und beſteht durch denſelben. Entgehen konnte es einem tiefer in die Natur eindringenden Alterthume nicht, in wie weit alles Endliche in Hinſicht auf Form und Weſen von dem Einfluſſe der Zeit, in welcher es entſtanden und gebildet worden, abhänge. Nicht nur erſcheinen die verſchiedenen Monden und Tage des Jahres als wohlthätige Genien, deren ein jeder ſeine eignen beſondern Gaben mit ſich bringt, ſondern jede Zeit drückt ihr eigenthümliches Gepräge den Weſen auf, die in ihr entſtehen, oder nach aſtrologiſchem Ausdrucke: das vorherrſchende Geſtirn iſt von Einfluß auf das Naturell und hierdurch auf das Schickſal der neuentſtehenden Weſen. Selbſt Buffon deutet darauf hin, daß die verſchiedenen Spielarten und Varietäten der Thiergeſchlechter dadurch entſtünden, daß man (künſtlich) ihnen die ſonſt feſt beſtimmte Zeit der Begattung, und ſonach der Geburt verändere; — die äußern Formen, Geſtalt und Farbe blieben unverändert, ſo lange die Zeiten der Zeugung und Geburt dieſelben blieben. Beobachtungen dieſer Art können das Entſtehen der Aſtrologie und des alten Sterndienſtes in Etwas begreiflich machen, welcher mit der Magie aufs engſte zuſammenhängt. Es hat allerdings eine höhere und beſſere Magie gegeben, die ſich noch jezt auf eine ganz andere und ernſtere Weiſe vertheidigen ließe, als jene, die der übrigens treffliche De Haen noch in neuerer Zeit in Schuz genommen. Jene beſſere Magie gründete ſich auf den Satz: daß der Menſch mit Hülfe und im innigen Verein mit ſeinem höheren und göttlichen Urſprung, in ſich und außer ſich einer höheren Wirkſamkeit fähig werde, die ihn zum Herrſcher über

seine eigne und die äußere Natur mache. Die Waffenrüstung des bessern Magiers war (man sehe Kleuker in seinem Anhang zum Zendaveſta) das Gebet; Gebet und die Kraft des lebendigen Wortes sind es, durch welche der Mensch mit zwingender und lösender Gewalt auf die Gesammtregion der höhern und niedern Natur zu wirken vermag; ohne jene Waffenrüstung, welche der wachsame Magier niemals von sich legt, vermag derselbe nichts, mit ihr hilft er als treuer Streiter dem väterlichen Licht das Reich der Finsterniß bestreiten, wird Retter und segnender Schützer der Zeiten und Völker. Noch in jenem besseren Sinne scheinen die spätern Essеer das aufgehende Gestirn jedes neuen Tages mit Gebet begrüßt, und seinen Lauf mit Gebet begleitet zu haben; und in diesem Sinne, nicht im niedern, waren wohl auch Pythagoras und andere Weise jener Zeiten Magier. Indessen ist es nicht zu läugnen, daß schon von den ältesten Zeiten, parallel mit jener höhern Magie, eine niedere und schlechtere entstanden, an welcher sich übrigens hie und da die bessere Abstammung nicht verkennen läßt. Wenn nach dem Vorhergehenden alle endliche Dinge unter dem Einflusse der segnenden Izeds und schädlichen Dews — erhaltender und zerstörender Naturkräfte, unter dem Einfluß der Zeit und des Gestirns stehen; so darf der Mensch nur sich zum Herrscher seiner Kräfte oder Dämonen machen, um mittelst derselben auf die unter ihrem Einfluß stehenden Dinge zu wirken. In so fern hat die Lehre von den Dämonen, deren Hülfe sich der Mensch bedienen könne, von den ältesten bis in die neuesten Zeiten in Verbindung mit der sogenannten Magie gestanden. Wählen wir andere Worte, welche den ursprünglichen Sinn selbst jener untergeordneten Magie etwas deutlicher machen können. Wenn sich in der alten Lehre des Magismus (von Maja hergeleitet) alles auf Liebe und Haß, auf den Streit günstiger und widerlicher Kräfte gründet: so muß es für den echten Magier von großer Bedeutung seyn, jene wechselseitige Neigung und Abneigung, die Gesetze jener Liebe und jenes Hasses zu kennen. Wie jeder äußere Ton in der ihm verwandten Saite ein Mittönen, so ruft, vermöge des allgemeinen Naturgesetzes der gegenseitigen Neigung und Abneigung, jede Naturwirkung die ihr verwandten und hülfreichen, so wie auch auf der andern Seite die ihr widerstrebenden und feindseligen Kräfte hervor. Der Magier wirkt demnach mittelst jener Gesetze der Neigung und Abneigung auf und in die ganze ihn umgebende Natur. — So waren die Magier zuvörderst an sich und Andern strenge Diätetiker und Aerzte. Bekannt ist es, daß selbst die geistige Stimmung des Menschen, und in gewissem Grade der Wille, durch manche äußere körperliche Einwirkungen inficirt zu werden vermöge; daß z. B. die Dämpfe des Schierlingskrautes fast unwiderstehlich zur Zanksucht, die Saamen der Datura Stramonium auf eine unwiderstehliche, aber lebensgefährliche Weise zur thierischen Lust aufreizen. Dem Magier, der sich, seiner Lehre getreu, nach allen Seiten von den Wesen einer guten und bösen Natur umgeben sahe, deren jene als Ausgeburten des Lichtes ihm im höhern Beruf seines Lebens hülfreich beistanden und begünstigten, diese ihm feindlich entgegenwirkten und widerstanden; dessen Pflicht es selbst war, seiner Seits die böse Natur zu bekämpfen und zu vernichten, die bessere zu pflegen, konnte es nicht gleichgültig seyn, welche natürlichen Dinge er durch tägliche Berührung, oder in Speise und Trank mit sich in innigste Gemeinschaft setzte. Wachsam enthält er sich vieler Dinge, und bedient sich anderer aus

entgegengesetztem Grunde. — Die Magie, in jener alten Herleitung des Wortes, von Maja, Muse, prophetische Begeisterung, lehrte aber auch, im Hinblick auf jene waltenden höhern Kräfte, aus denen die Welt der endlichen Dinge hervorgeht, von denen diese in Hinsicht ihres Wesens und Schicksals abhängen, in Zukunft und verborgene Vergangenheit schauen, und es gab hier ein höheres und niederes Hellsehen, höhere und niedere Magie, je nachdem der ewige Ursprung der Dinge als etwas Höheres und Geistiges, oder sinnlich, als körperlich waltendes Gestirn aufgefaßt wurde. Die Magier waren ferner, nach der Ansicht des Alterthums, bekannt mit jenen Naturwirkungen, welche gleich harmonischen Tönen alle verwandten Saiten im Innern der umgebenden Natur aufregen; Gebieter und Herrscher auch der außermenschlichen Natur, die sie, wie Orpheus durch seine Zaubertöne, durch die Kraft des lebendigen Wortes zu ihrem Dienste nöthigten. Besonders traute man den Magiern einen Einfluß auf Witterung zu, und noch bis in die neuesten Zeiten herunter finden wir unter den wilden und halbwilden Völkern der verschiedensten Welttheile, Priester und Zauberer, welchen ein Vorhersagungsvermögen in Beziehung auf Witterungsveränderungen und Gewalt über dieselben zugeschrieben wird. Auch noch in den aufgeklärtesten Zeiten der Römer gab es Vorsteherinnen über den Hagel, Abwehrerinnen desselben, welche die Regierung auf öffentliche Kosten erhielt, und auch in andern Ueberlieferungen aus jener untergeordneten und unechten Magie finden wir vieles Aehnliche. Die Magier waren ferner, so wie die Strahlen der alten und echten Lehre des Magismus sich immer mehr entstellten und verloschen, bösartige, täuschende Zauberer. Unter andern spielten in der Magie, gemäß der Bedeutung des Wortes, in seiner Verwandtschaft mit der Liebesgöttin Maja, die Liebestränke und Liebeszauber eine ausgezeichnete Rolle, und die Magier und Magierinnen der untergeordneten Art bedienten sich zur Aufregung wilder Geschlechtsbegierden schon damals zum Theil solcher natürlichen Mittel, die noch jetzt den Aerzten und Naturforschern in jener Beziehung als wirksam bekannt sind, unter andern wahrscheinlich gewisser Pflanzengifte. Außer diesen wurden Gegenstände von zweifelhafterer Natur, z. B. Theile von jungen Thieren, welche in heftiger Begierde nach Luft oder Futter gestorben waren, Körper, welche von dem Speichel eines hungrigen, nach Fraß begierigen Hundes befleckt waren, und andere noch ekelhaftere Dinge zur Bereitung jener Philtren oder Liebestränke gewählt, deren spätere Wirkung allezeit, wie die der Stechapfelsaamen und anderer narcotischer Gifte lebensgefährlich, oder wenigstens gar leicht wahnsinnerregend war. Andere Kunststücke jener untergeordneten Magie — das Hervorrufen der Todten, das Wahrsagen aus der Hand, das Besprechen des Blutes bei Verwundungen und Blutflüssen, und andere noch jetzt zum Theil gebräuchliche sympathetische Arzneimittel, noch mehr jenes geglaubte Vermögen der Zauberer, sich unsichtbar zu machen, oder in andere Gestalten zu wandern, die Wirksamkeit der Amulete, die Gewalt über einen andern Menschen, dessen wächsernes Abbild der Zauberer besitzt, gehören zum großen Theil in jene dunkle Kammer der Magie, wo es, wie in jenem Mährchen beim Lucian, gar leicht möglich ist, die falsche Büchse zu finden, die uns, statt in einen leichten scharfsichtigen Vogel, in einen Esel verwandeln konnte, ein Loos, welches der Schreiber dieses gern vermeiden möchte, indem er über jene Gegenstände schweigt. Wer die-

ses Gebiet der Magie von seiner poetischen Seite kennen lernen will, der lese Tausend und eine Nacht und andere orientalische Mährchen, Oelenschlägers Aladdin und de la Motte Fouqué's zarte Dichtungen. Uebrigens gibt nicht blos die höhere Magie, von der wir vorhin sprachen, sondern auch die Geschichte des thierischen Magnetismus über einige jener Gegenstände befriedigende Auskunft, und es bleibt wohl eine ausgemachte Thatsache, daß die alte Magie sich zum großen Theil auf eine tiefere Kenntniß der Naturkräfte gründete, als vielleicht die glauben möchten, welche so gern alles der Art für bloße Gaukelei und Taschenspielerei halten wollen. Nicht blos gehörte die Geschichte des Magnets, wie schon der Name Magnes oder Zauberstein in seiner Verwandtschaft mit Magie zeigt, in das Gebiet dieser Lehre, und mit ihr, wie es scheint, eine Menge verwandter Erscheinungen, sondern das Schlagen der metallnen Becken, dessen sich die Magier bei sehr verschiedenen Gelegenheiten bedienten, das Verschränken der Finger und Hände, das starre Anblicken dessen, auf welchen der Magier wirken will, erinnern sehr an gewisse aus der Lehre des Galvanismus und des thierischen Magnetismus bekannte Erscheinungen. (M. s. diese Artikel selbst.) Wer sich übrigens tiefer über das System des echten Magismus unterrichten will, der lese Kleukers Zendavesta und noch mehr sein Magikon, welches die Geschichte der meisten Geheimlehren, bis herunter auf die der Freimaurerei enthält, ferner das, was Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie über diesen Gegenstand gesagt hat, und ein eben erscheinendes Werk von Windischmann. Auch Schuberts Symbolik des Traums enthält im letzten Abschnitte einige Beispiele der höhern und echten Magie.

Magie (natürliche). Unter diesem Namen werden seit geraumer Zeit Beschreibungen und Aufzählungen sogenannt natürlicher, theils physikalischer und mechanischer, theils chemischer Kunststücke verstanden, welche den Ununterrichteten in Erstaunen setzen können. In so fern ist demnach eine solche natürliche Magie verschieden von der Magie der Natur, deren zum Theil im vorhergehenden Artikel erwähnt worden, und wohin z. B. die unwillkührlich herbeizulehende Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere u. s. gehören. Unter andern haben Wiegleb, Funk, Eberhard, Rosenthal, Halle, Helmuth in ihren Werken über natürliche Magie den Liebhabern eine Menge solcher naturgeschichtlicher und ökonomischer Kunststücke erzählt, von denen viele unter den Handgriffen der gewöhnlichen Taschenspieler bekannt sind. Noch im vorigen Jahrhundert machte z. B. in Paris ein Chemiker großes Aufsehen, welcher eine Palingeneste ganz verbrannter Naturkörper aus ihrer Asche, in fest verschlossenen durchsichtigen Gefäßen als möglich zeigen wollte. Die natürliche Magie lehrt wenigstens theilweise jenes Kunststück nachmachen, wenn diese Nachahmung gleich etwas hinkt. Der angebliche Magicus hält nämlich auf einem eigens dazu gefertigten Bretchen einige Abbildungen von jenen natürlichen Körpern (z. B. Blumen, Pflanzenblättern u. s.) bereit, welche verbrannt und dann aus ihrer Asche wieder erzeugt werden sollen. Jene Abbildungen sind mit einer fürs erste unsichtbaren, klebrigen sympathetischen Tinte gefertigt, und unter dem Bretchen, worauf sie stehen, befinden sich verborgene Magnete. Unser Magicus bittet nun die Umstehenden, aus den mitgebrachten Naturkörpern einen auszuwählen, der verbrannt und palingenisirt werden

ſoll. Dies geſchieht. Nach dem Verbrennen ſammelt er die Aſche, miſcht ſie geſchickt unter Eiſenfeilſpäne, rückt die Magnete unter die Abbildung des verbrannten Körpers, und ſetzt nun im Hinabſtreuen und Umſchütteln die Eiſenfeilſpäne in die Lage, von den Magneten angezogen und von der klebrigen ſympathetiſchen Tinte feſtgehalten zu werden, und der verbrannte Körper wird dann auf einmal in ſeinem Schattenriß wieder erkannt. So verwandelt unſer Magier ein Spiel Karten in einen lebendigen Vogel, indem er neben dem eigentlichen Spiel Karten noch ein nachgemachtes, inwendig hohles, oben und unten mit zwei Kartenblättern, an den Seiten mit Kartenblattſchnitzchen zuſammengeleimtes hat, in deſſen Innern ein lebendiger Vogel ſitzt, der durch einige kleine Oeffnungen Luft hat. Darauf wird das nachgemachte Spiel Karten ſtatt des echten in eine unten offne blecherne Büchſe geſchoben, in die es genau und eng hineinpaßt, das untere, nur leicht angemachte Blatt weggeriſſen, und — ſtatt der Karten kommt ein Vogel aus der Büchſe. Unſer Magicus läßt auch, mittelſt eines Hohlſpiegels, deſſen Bilder auf den häufigen Dampf der Räucherungen fallen, Geiſter erſcheinen, durch bekannte acuſtiſche Apparate ſie Fragen beantworten u. ſ. Ein anderer Theil jener ſogenannten natürlichen Magie beſchäftigt ſich mit der Angabe zur Bereitung ſympathetiſcher Tinten, mit allbekannten electriſchen Kunſtſtücken, wie man z. B. durch den electriſchen Funken ein Thier tödten, einem Menſchen unvermuthet einen Schlag verſetzen könne u. ſ. w. In dieſer Art beſchäftigt ſich denn die ganze ſogenannte natürliche Magie mit Kunſtſtücken, die zur geſellſchaftlichen Unterhaltung ſehr angenehm ſind, die aber nichts weniger als den Namen Magie und natürliche Magie, ſondern höchſtens den einer ſcheinbaren und falſchen, den Namen Taſchenſpielerei verdienen. Unter Magie im engern Sinne ſollte man bloß jene geiſtige (gute oder ſchlimme) verſtehen, die ſich auf eine Gewalt des Geiſtes über Geiſt und Körper — den eignen ſowohl als fremden — und über die äußere Natur gründet. Jene Krankenheilungen, die durch Glauben, jene Einwirkung auf den Willen eines Fremden und Entfernten, durch Fixirung des eignen Willens auf jenen (m. ſ. den Art. Magnetismus) das ganze Gebiet des Hellſehens, z. B. das Wiſſen um fremde Zuſtände und Gedanken, Vergangenheit und Zukunft, die anſteckende Gewalt des Enthuſiasmus, der Verzückung und anderer guten und ſchlimmen Zuſtände dieſer Art und alles Verwandte, gehört in das Gebiet der eigentlichen Magie, denn alle jene Erſcheinungen gründen ſich auf die Geſetze der in der geiſtigen Region herrſchenden Liebe oder Abneigung, ſind Wirkungen einer geiſtigen Liebe (Abneigung, Verwandtſchaft) oder eines geiſtigen Haſſes. In das Gebiet der natürlichen Magie gehörten dann ſolche Erſcheinungen der organiſchen und anorgiſchen Natur, welche ſich auf das Geſetz einer körperlichen Verwandtſchaft (Liebe oder Abneigung) gründen, wie z. B. das Mittönen der angeſpannten Saiten, wenn außer ihnen und in ihrer Nähe der gleichlautende und verwandte Ton angeſchlagen wird. Natürliche Magie alſo iſt es, wenn in einem lebenden menſchlichen oder thieriſchen Körper, durch den Gebrauch gewiſſer natürlichen Mittel, z. B. aus dem Pflanzenreich, irgend eine ſinnliche Begierde u. ſ. erregt wird, oder ein beſtimmter Zuſtand des Nervenſyſtems. Natürliche Magie iſt es ferner, wenn die Infection einen Thieres (z. B. eines Hundes, der Tauben, Bienen) durch die Ausdünſtung und den Schweiß eines Menſchen, Zuneigung zu dem Letztern erregt, ein ma-

gisches Geheimniß, das sich selbst öfters unter zwei verschiedenen Menschen erprobt hat, wie die plötzlich entstandene Leidenschaft jenes französischen Königs zu einer Prinzessin, welche auf solche Weise erregt worden, beweis't. (Man sehe Kluge über thierischen Magnetismus). In das Gebiet jener natürlichen Magie gehörten ferner Erscheinungen wie jene bekannte, wo ein Aal durch Berührung eines Magnets oder großen Stücks Eisen zum großen Theil seiner Muskelstärke beraubt wird, wo ein Gewächs besser und üppiger gedeiht, wenn es in der Nähe einer bestimmten Art von Pflanze steht, wo sich Nervenzufälle von einem Menschen auf einen andern, oder auf ein berührtes zartes Thier fortpflanzen, und so sich lindern, oder wo umgekehrt heftige Nervenzufälle durch die selbst unbemerkte Annäherung eines widerlichen Thieres, z. B. einer Katze, erregt werden; Furcht und Zittern selbst in ganz unerfahrnen, erst kürzlich aus Europa z. B. nach Afrika gebrachten Thieren, bei dem Brüllen eines Löwen, und eine Menge Erscheinungen, die sich auf natürliche Sympathien und Antipathien gründen. Eine natürliche Magie dieser Art würde aus Naturkunde und selbst Heilkunde und Physiologie vieles Interessante und manches minder Anerkannte umfassen, bei denen der Name Magie (den man in gewisser Hinsicht Liebeskunde, Verwandtschaftslehre höherer Art übersetzen könnte) nicht so ganz am unrechten Orte seyn würde. Auch über diesen Gegenstand geben Windischmanns eben erscheinendes Werk und selbst das des De Haen, so wie verschiedne von der Sympathie handelnde Schriften, weitere Belehrung. C. G.

Magier (Magi), die Priesterclasse der Meder und Perser. Die Magier waren im Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse und übten die heiligen Gebräuche der Religion aus. Zoroaster war nicht ihr Stifter, sondern ihr Reformator. Er theilte sie in Lehrlinge, Meister und vollendete Meister. Da nur durch sie dem Ormuzd Gebete und Opfer dargebracht werden konnten, nur ihnen dieser seinen Willen offenbarte, nur sie in die Zukunft blickten, kurz da sie für Mittelspersonen zwischen der Gottheit und den Menschen galten, so mußten sie nothwendig in großem Ansehn stehn. Später hat man Magier überhaupt Zauberer, Wunderthäter, Goldmacher und dergl. genannt. (S. Magie.)

Magische Quadrate nennt man ein sinnreiches und schwieriges Kunstspiel, welches darin besteht, daß man die Felder eines schachbretartig eingetheilten Quadrats mit den Zahlen der natürlichen Zahlenreihe oder irgend einer arithmetischen Progression so ausfüllt, daß die Horizontal- und Verticalreihen, nach Befinden auch die Diagonalen, gleiche Summen geben. Mehrere ausgezeichnete Mathematiker, als Euler, Kircher, Franklin und kürzlich Mollweide haben Untersuchungen darüber angestellt.

Magismus, die Lehre der Magier. (S. Magie.)

Magister, eine akademische Würde, welche die philosophische Facultät, nach einer vorausgegangenen Prüfung in den allgemeinen, besonders philosophischen, philologischen, mathematischen, physikalischen und historischen Wissenschaften, ertheilt. Mit einer nähern Bestimmung verbunden, erscheint dieses Wort schon bei den Römern als Ehrentitel (z. B. Magister equitum, General der Cavallerie), die jetzt übliche Bedeutung hingegen schreibt sich aus den ältesten Zeiten der Errichtung der Universitäten her. Auf den frühesten Univer-

ſitäten kannte man das ſpäter erſt ausgebildete Facultätsweſen noch nicht, am wenigſten dachte man an die drei ſogenannten höhern Facultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medicin. Den ganzen Kreis der akademiſchen Thätigkeit beſchränkte man auf die ſchon vorher bekannten ſieben freien Künſte (ſ. d. Art. Kunſt) und nannte die Lehrer derſelben Artiſten, die ganze Verſammlung derſelben artiſtiſche Facultät, und diejenigen, welche nach völliger Beendigung ihres Studiencurſes wegen ihres Fleißes und ihrer Kenntniſſe öffentlich ausgezeichnet werden ſollten, und den Grad eines Baccalaureus ſchon erlangt hatten, Magistros artium, (Lehrer, Meiſter der freien Künſte), womit in der Folge noch der Titel eines Doctors der Philoſophie verbunden wurde. Weil dieſe Würde ihrem Urſprunge nach älter iſt, als die eines Doctors, ſo wird ſie noch jetzt in öffentlichen Anſchlägen und Bekanntmachungen der meiſten deutſchen Univerſitäten den Doctoren vorgeſetzt. (Auf der Univerſität zu Berlin iſt der Titel eines Doctors der Philoſophie noch ein höherer, und ſetzt eine zweite Prüfung voraus). Das Jahr ihrer Entſtehung läßt ſich nicht beſtimmen, aber ſchon im 12ten und 13ten Jahrhundert ſtand ſie in Frankreich in ſo großer Achtung, daß ſelbſt die angeſehenſten Männer ſich um dieſelbe bewarben. Seit jener Zeit iſt ſie theils durch Einführung der Facultätsverhältniſſe, theils durch die große Vermehrung der Univerſitäten, theils auch durch manche dabei eingeriſſene Mißbräuche in ihrem frühern Anſehn geſunken. Von dem gewöhnlichen Magiſter iſt der magister legens zu unterſcheiden, d. h. der, welcher ſich durch öffentliche Disputation das Recht, Vorleſungen zu halten, erworben hat. A — s.

Magiſter equitum hieß bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei. Er gehörte zu den höhern außerordentlichen Magiſtratsperſonen, und wurde vom Dictator, unmittelbar nach deſſen Wahl, gewählt. Er war der höchſte Befehlshaber bei dem Heere nach dem Dictator, hatte faſt eben die Ehrenzeichen wie dieſer und durfte ſelbſt in der Stadt ein Pferd beſteigen.

Magister mathēseos, ſ. d. Art. Pythagoras.

Magiſtrātus, Magiſtrāt, bedeutet theils ein öffentliches Amt (als Conſulat, Prätur), theils diejenige Perſon, die ein ſolches verwaltet. Von den obrigkeitlichen Perſonen bei den Griechen und Römern iſt überhaupt folgendes zu merken. Athen hatte von Cecrops bis auf Codrus ſiebzehn Könige; von Medon bis Alcmäon dreizehn lebenslängliche, von Charops bis Eryxias ſieben zehnjährige und ſeit dem nur einjährige Archonten. Jetzt war die republikaniſche Verfaſſung Athens gegründet, aber nicht ſo feſt, daß keine Unterbrechungen erfolgt wären. Die kaum von Solon feſtgeſtellte Demokratie verwandelte ſchon Piſiſtratus wieder in eine Alleinherrſchaft und vererbte ſie auf ſeine Söhne Hippias und Hipparchus. Aber bald trat die vorige Demokratie wieder ein, welche bis zum unglücklichen Ausgange des peloponneſiſchen Krieges fortblühte, durch die Regierung der dreißig Tyrannen nur auf ein Jahr und durch die Tyrannei der Zehnmänner nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde. Unter den macedoniſchen Königen, wie ſpäter unter den Römern, behielt Athen mit einigen Unterbrechungen nur eine Scheinfreiheit. Antipater verordnete, daß neuntauſend der vornehmſten Bürger die Regierung verwalten ſollten, und Caſſander ſetzte den Demetrius Phalereus zum Präfecten der Stadt ein. — In Lacedämon gehörten zu den obrigkeitlichen Perſonen die Könige, die Senatoren

Ephoren u. ſ. w. Sie wurden durch Stimmenmehrheit gewählt und verwalteten ihr Amt theils lebenslänglich, wie die Könige und Senatoren, theils eine beſtimmte Zeit lang. — Bei den Römern gab es zu verſchiedenen Zeiten auch verſchiedene Magiſtrate. Zuerſt regierten Könige; nach Vertreibung des Tarquinius Superbus (im J. der Stadt 244) zwei Conſuln, welche jährlich gewählt wurden. In gefahrvollen Zeiten wählte man einen Dictator mit unumſchränkter Gewalt, und wenn keine Magiſtrate vorhanden waren, einen Interrex. Dieſe Einrichtung währte mit einigen Unterbrechungen bis zum J. der Stadt 672, wo Sulla ſich als immerwährender Dictator einer unumſchränkten Gewalt anmaßte. Nachdem er aber nach drei Jahren der Herrſchaft freiwillig entſagt hatte, dauerte die conſulariſche Regierung fort bis auf Julius Cäſar, der ſich im J. Roms 706 auch zum immerwährenden Dictator ernennen ließ. Von dieſer Zeit an wurde die conſulariſche Gewalt nie wieder ganz hergeſtellt. Die Ermordung Cäſars half nichts dazu, da bald hernach die Triumvirn Octavius, Antonius und Lepidus, ſich einer noch unumſchränktern Gewalt anmaßten, endlich aber Octavius unter dem Titel Princeps oder Imperator, Beherrſcher des römiſchen Reichs wurde. Nur zum Schein behielt Auguſtus die republikaniſchen Magiſtratswürden bei. Im Anfange der Republik ſcheinen die Conſuln die einzigen beſtändigen Magiſtrate geweſen zu ſeyn. Wegen der unaufhörlichen Kriege aber, die ihre Gegenwart bei der Armee nothwendig machten, wurden nach und nach noch verſchiedene andere Magiſtrate gewählt, als Prätoren, Cenſoren, tribuni plebis (Volkstribunen) u. ſ. w. Verſchiedene neue Magiſtrate kamen unter den Kaiſern auf. Die römiſchen Magiſtrate wurden verſchiedentlich eingetheilt: in ordentliche und außerordentliche, höhere und niedere, curuliſche und nicht curuliſche, patriciſche und plebejiſche, ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate. Der Unterſchied in patriciſche und plebejiſche Magiſtrate kam erſt im J. Roms 260 auf; der in ſtädtiſche und Provincialmagiſtrate erſt, als die Römer ihre Eroberungen über die Gränzen Italiens ausdehnten. Die ordentlichen Magiſtrate zerfielen in höhere und niedere; zu erſtern gehörten die Conſuln, Prätoren und Cenſoren, zu letztern die Volkstribunen, Aedilen, Quäſtoren u. ſ. w. (ſ. dieſe Art.) Die wichtigſten außerordentlichen Magiſtrate waren der Dictator mit ſeinem Magiſter equitum und der Interrex. Der Unterſchied zwiſchen curuliſchen und nicht curuliſchen Magiſtraten beruhte auf dem Rechte, ſich der Sella curulis bedienen zu dürfen, welches nur der Dictator, die Conſuln, Prätoren, Cenſoren und curuliſchen Aedilen hatten. — Die Wahlen der Magiſtrate geſchahen zur Zeit der Republik in den Comitien, beſonders in den centuriatis und tributis, in erſtern die Wahlen der ordentlichen höhern Magiſtrate, in letztern der ordentlichen niedern. Unter den Kaiſern iſt die eigentliche Beſchaffenheit der Magiſtratswahlen ungewiß.

Magliabecchi (Antonio), einer der größten Literatoren ſeiner Zeit, war zu Florenz am 28ſten October 1633 geboren. Seine Mutter brachte ihn nach dem frühzeitigen Tode ſeines Vaters zu einem Goldſchmid in die Lehre, vermochte aber nicht, ſeine Liebe zur Literatur zu unterdrücken, und ihr Tod, welcher 1673 erfolgte, bewog ihn, ſich nun ganz dem Studium der Sprachen und der ſchönen Literatur zu widmen. Bei einem eiſernen Fleiß und einem ungeheuren Gedächtniß erwarb er ſich in kurzer Zeit eine Maſſe

von Kenntniſſen, welche ihn allgemein berühmt und dem Großherzog Cosmus III. bekannt machte, der ihn zum Bibliothekar an der von ihm errichteten Bibliothek ernannte. Dieſer Poſten entſprach ſeinen Neigungen und Kenntniſſen völlig. Seine Bereitwilligkeit, Einheimiſchen und Auswärtigen mit den Schätzen ſowohl ſeiner eignen beträchtlichen, als auch der ihm anvertrauten Bibliothek, zu dienen, kannte keine Gränzen. Innig zufrieden mit ſeiner Lage, beſchloß er ſein Leben am 14ten Julius 1714 in dem hohen Alter von 81 Jahren. Die ſtete Treue, welche er durch ſein ganzes Leben den Großherzogen bewieſen hatte, beſiegelte er noch nach ſeinem Tode in einem Vermächtniſſe, durch welches er ihnen nicht nur ſeine eigne, eben ſo zahlreiche als ſchätzbare Bibliothek, ſondern auch ſein ganzes in ihrem Dienſte erworbenes Vermögen (welches er zur Vermehrung der Bibliothek beſtimmte) zuwendete. Die von ihm hinterlaſſene, unter dem Namen der Magliabechiſchen bekannte, zum öffentlichen Gebrauch beſtimmte Bibliothek, in deren Local die Florentiner Akademie der Wiſſenſchaften ihre Sitzungen hält, iſt beſonders der Handſchriften und alten Drucke wegen berühmt, wovon ein Catalog zu Florenz 1793 erſchienen iſt. Ob er gleich unter ſeinem Namen nichts herausgegeben hat, ſo hat er doch theils mehrere ſeltene Werke anonym wieder drucken laſſen, theils zu unzähligen Büchern, z. B. zu den Actis sanctorum, die zahlreichſten und wichtigſten Beiträge geliefert. Von den zahlreichen an ihn geſchriebenen Briefen hat Joh. Targioni zu Florenz (1745 ff.) mehrere Bände herausgegeben. A—s.

Magna Charta, ſ. Charta magna.

Magnaten, ein verdorbenes lateiniſches Wort, die Großen, hießen in Polen und heißen noch jetzt in Ungarn angeſehene Reichsſtände, welche an der Regierung des Staats Theil nehmen. In Polen waren es die geiſtlichen und weltlichen Senatoren oder Reichsräthe und der hohe Adel; zu den Senatoren rechnete man die Erzbiſchöfe von Gneſen und ehedem auch von Lemberg, die Biſchöfe, Woiwoden, Caſtellane und Reichsbeamten oder Miniſter. In Ungarn verſteht man nicht alle Reichsſtände, ſondern nur die Reichsbarone darunter. Dieſe ſind: 1. die größern, nämlich der Palatin, Reichs- und Hofrichter, Ban oder Statthalter von Croatien, Slavonien und Dalmatien, Schatzmeiſter und die höchſten Hofbeamten; 2. die kleinen, oder Grafen und Freiherren. — Den Prälaten, niedern Edelleuten und königlichen Freiſtädten kommt dieſe Benennung nicht zu.

Magne, ſ. Nordiſche Mythologie.

Magneſia. Man verſteht darunter am gewöhnlichſten eine eigene Erde, die weiß, leicht, für ſich unſchmelzbar, geſchmacklos, unauflöslich im Waſſer iſt, ſich aber in Säuern klar auflöſ't und einen Beſtandtheil der Bitterwaſſer (des Bitterſalzes) ausmacht. Sie bekommt auch die Namen: Talkerde, Bitterſalzerde, Bittererde, und iſt als ſäuredämpfendes Mittel im Arzneigebrauch; man bezieht ſie aus England und Böhmen in vorzüglicher Güte (Edinburgher Magneſia). Sie wird durch Gyps und Sand häufig verfälſcht. Magnesia vitriarorum, beſſer Manganeſe, iſt ſchwarzes Braunſteinerz, das Oxyd eines Halbmetalles. Unter rother Magneſia verſtand man ehedem ein braunes Eiſenoxyd.

Magneſia, in der alten Geographie der Name einer Landſchaft und Stadt in Theſſalien und Macedonien und mehrerer Städte,

z. B. in Kleinaſien, und zwar Magneſia am Sipylus in Lydien, eine wichtige Handelsſtadt, wo Antiochus der Große von den Scipionen 190 v. Chr. geſchlagen wurde; Magneſia am Mäander in Jonien, wo Themiſtokles ſtarb.

Magnet heißt zunächſt ein Eiſenerz, welches in Menge in dem Magnetberge von Werchoturien in Newyork, im Spitzenberge am Harz und in allen reichhaltigen Eiſengruben gefunden wird. Dieſes Eiſenerz hat einen der Farbe des Eiſens ähnlichen Anſtrich, kommt meiſtens in unregelmäßigen Stücken, ſeltner in kleinen pyramidaliſchen Cryſtallen vor, iſt hart, ſpröde und zeichnet ſich durch die merkwürdigen Eigenſchaften aus, daß es das Eiſen anzieht, ſich in einer freiſchwebenden Lage nach den Polen richtet und dieſe beiden Kräfte dem Eiſen mittheilt. Dieſes Erz heißt natürlicher Magnet, zum Unterſchiede von denen, welche durch die Kunſt, d. i. durch Mittheilung oder durch Erweckung der magnetiſchen Kraft im Eiſen und Stahl, hervorgebracht werden. Nicht Eiſen allein, wie man bisher geglaubt hat, ſondern auch das allerreinſte Kobaltmetall wird von dem Magnet angezogen; ja man weiß, daß der Kobalt wiederum den Magnet anzieht und ſelbſt magnetiſch wird. Ferner entdeckte A. v. Humboldt bereits vor ſeiner amerikaniſchen Reiſe eine Gebirgskuppe von Serpentinſtein in der obern Pfalz, welche einen ſtarken Magnetismus zeigte, und auf ſeiner Reiſe in Südamerika fand er auf dem Chimboraſſo einen Porphyr von gleicher Eigenſchaft. Zwar ziehen beide Steinarten kein Eiſen an, aber ſie zeigen die polariſirende Kraft, oder die Neigung, mit dem einen Ende ſich nach Norden und mit dem andern nach Süden zu kehren. — Gewöhnlich laſſen ſich an allen Magneten zwei gerade einander entgegenſtehende Punkte bemerken, wo die Anziehungskraft am ſtärkſten zu wirken ſcheint. Dies zeigt ſich, wenn man einen Magnet über Eiſenfeilſpäne hinwälzt, welche ſich zwar allenthalben, am meiſten aber an den erwähnten beiden Punkten anſetzen, wo ſie gleichſam einen Bart bilden. Dieſe beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt; die Neigung aber, ſich mit den Polen nach der Gegend der Erd- und Himmelspole zu richten, welche Eigenſchaft die Erfindung des Compaſſes veranlaßt hat (ſ. d. Art.), heißt ſeine Polarität. Der nach Süden gekehrte Punkt führt den Namen Südpol, der nach Norden wird der Nordpol genannt; die gerade Linie von einem zum andern heißt die Axe des Magneten. Bisweilen findet man unter den natürlichen Magneten einen, welcher mehr als zwei entgegengeſetzte Pole hat. Ein ſolcher ſcheint aus mehrern in einander verwachsnen Magneten zu beſtehn und heißt ein zuſammengeſetzter oder anomaliſcher. Seine Anziehung gegen das Eiſen beweiſ't der Magnet dadurch, daß er daſſelbe in einer gewiſſen Entfernung ſich, oder, wenn er mehr Beweglichkeit hat, ſich ſelbſt dem Eiſen nähert, und es mit merklicher Kraft feſt hält. Je ſtärker der Magnet iſt, in deſto größerer Entfernung wirkt er und deſto mehr Kraft gehört dazu, ihn von dem Eiſen wieder zu trennen. Weiches reines Eiſen wird nach Muſſchenbroek am ſtärkſten, hartes Eiſen und Eiſenerze, desgleichen Stahl ſchwächer angezogen. Iſt das Eiſen mit andern Materien vermiſcht, oder verkalkt, ſo erſcheint der Grad der Anziehungskraft gegen daſſelbe immer ſchwächer. Mehrere Phyſiker, welche ſich bemühten, den Grad der magnetiſchen Anziehung zu beſtimmen, fanden das Geſetz, daß ſich die anziehende Kraft eines jeden einzelnen Theilchens des Magnets direct wie ſein Abſtand vom

Mittelpunkt, und verkehrt wie die Quadratzahl der Entfernung vom angezognen Punkte verhalte. Sauſſure entdeckte, daß die Kraft des Magnets an verſchiedenen Orten der Erde veränderlich ſey. Verſtärkt wird die Kraft des Magneten, wenn man die Seiten, woran die Polpunkte befindlich ſind, glatt abſchleift, und dünne eiſerne Platten, die in dicke fußähnliche Enden auslaufen, genau daran anlegt. Dieſe Belegnngen, welche man die Armirung oder Bewaffnung des Magnets nennt, ziehen das Eiſen ſtärker an, als der bloße Magnet. Man will gefunden haben, daß ein armirter Magnet 16 bis 40, ja 320mal mehr Gewicht trägt, als ein unarmirter. Farbe, Geſtalt und Härte, ſo wie Größe oder Schwere haben keinen Einfluß auf die Kraft eines Magnets. Oft beſitzt ein kleines, aus einem größern Stück herausgeſchnitten, mehr Kraft als zuvor das Ganze. Die Wirkung des Magnets auf das Eiſen wird durch einen dazwiſchen befindlichen Körper nicht gehindert, nur muß letzterer ſelbſt nicht gegen die magnetiſche Kraft empfindlich ſeyn. Merkwürdig iſt es, daß man die Stärke des Magnets dadurch erhöhen kann, daß man ihm (bis zu einer gewiſſen Gränze) immer mehr und mehr zu tragen giebt, und daß dagegen ſeine Kraft verloren geht, wenn man ihn unbeſchäftigt läßt. Ebenfalls verliert ſie ſich durch Glühen und Selbſterkalten, durch Schlagen auf Steinen mit Steinen, und durch öfteres Fallenlaſſen; auch iſt ihr der Roſt, der Blitz und überhaupt die Electricität nachtheilig. In Anſehung ſeiner Polarität bietet der Magnet nicht wenlger merkwürdige und zugleich räthſelhafte Erſcheinungen dar. Wenn man eine ſtählerne, auf einer Spitze frei und beweglich ruhende Magnetnadel, an deren beiden Spitzen ſich die Pole derſelben befinden, an den Pol eines Magnets hält, ſo wird die Nadelſpitze von einem derſelben angezogen, von dem andern aber abgeſtoßen; der andere Pol des Magnets wirkt entgegengeſetzt; und dieſelben Erſcheinungen zeigen ſich ſämmtlich umgekehrt an der andern Spitze der Nadel. Die einander anziehenden Pole hat man freundſchaftliche, die ſich abſtoßenden hingegen feindliche genannt; auch nennt man Nordpol und Südpol ungleichnamige, Nordpol und Nordpol aber, ſo wie Südpol und Südpol, gleichnamige Pole. Das magnetiſche Abſtoßen läßt ſich in ein Anziehen verwandeln, wenn ein ſehr ſtarker einem ſehr ſchwachen Magnet ſo nahe gebracht wird, daß die ſüdliche Polarität durch Null in die nördliche übergeht. Hieraus hat man mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf zwei verſchiedene magnetiſche Materien geſchloſſen, wovon die eine die andere ſchwächt, und die ſich überhaupt in ihren Wirkungen eben ſo verhalten, wie die poſitive und negative Electricität. Man nennt auch die nördliche Polarität wirklich die poſitive, ſo wie die ſüdliche die negative, obgleich zwiſchen der Natur der magnetiſchen und electriſchen Materie ein großer Unterſchied iſt. Damit ſoll aber nicht die wirkliche Exiſtenz von zwei verſchiedenen magnetiſchen Materien behauptet werden. In der einſtweiligen Vorausſetzung derſelben bezeichnet man die eine $+M$, die andere $-M$; jenes iſt die nördliche, dieſes die ſüdliche. Wenn wir nun unſere Erde als einen Magnet betrachten, welcher ſich in den ſüdlichen Theilen als $+M$, in den nördlichen aber als $-M$ zeigt, ſo läßt ſich daraus die Richtung der Pole eines Magnets nach Norden und Süden erklären. Auffallend iſt auch an dem Magnet die Eigenſchaft, daß er ſeine Kraft dem Eiſen mittheilt, wodurch die künſtlichen Magnete entſtehn. Wenn ein Stückchen Stahl oder Eiſen eine Zeit lang an einem Magnet gehan-

gen hat, oder auch nur mit demſelben beſtrichen worden iſt, ſo wird es ſelbſt magnetiſch und zieht anderes Eiſen an. Man darf dies nicht für eigentliche Mittheilung der magnetiſchen Materie halten, da der Magnet dadurch nichts an ſeiner Kraft verliert, und überdies das Stück Eiſen oder Stahl auch nicht das empfängt, was der Magnet hat, ſondern jedesmal das Gegentheil. Vielmehr ſtellt man ſich, wie bei der Electricität, vor, daß die (vorausgeſetzten) beiden magnetiſchen Kräfte + M und — M im gemeinen Eiſen gebunden und, da ſie ſich im Gleichgewicht befinden, nicht bemerkbar ſind; in dem magnetiſirten Eiſen aber durch die Kraft des Magnets das Gleichgewicht aufgehoben, eine Vertheilung der magnetiſchen Kraft bewirkt und dadurch Polarität hervorgebracht werde. Jeder Pol eines Magnets wirkt auf das Eiſen ſchon in einer gewiſſen Entfernung. Der Raum, durch welchen ſich dieſe Wirkung erſtreckt, nennt man den magnetiſchen Wirkungskreis oder die magnetiſche Atmoſphäre. Bei dieſer Wirkung findet das nämliche Geſetz Statt, wie bei der Electricität. Ein jeder magnetiſcher Pol ſucht in demjenigen Eiſen oder eiſenhaltigen Körper, der in ſeinen Wirkungskreis kommt, eine der ſeinigen entgegengeſetzte magnetiſche Kraft zu erwecken, woraus das allgemeine Geſetz folgt: ungleichnamige Pole der Magnete ziehen ſich an, gleichnamige ſtoßen ſich ab. Wenn man einen unmagnetiſchen Stab von Eiſen oder Stahl in den magnetiſchen Wirkungskreis eines Pols bringt, welcher freies + M hat, ſo trennt dies beide bisher gebundne, alſo im Gleichgewicht befindliche und unmerkliche M des Eiſenſtabes, in dem es — M ſchon in der Ferne anzieht, und daher in dem Theile des Eiſens, der ihr am nächſten iſt, — M hervordringt, das + M hingegen zurückſtößt, welches das andere Ende des Eiſens empfängt. Stärker und dauerhafter als durch Erweckung theilt man einem Eiſen- oder Stahlſtabe die magnetiſche Kraft durch das Streichen mit. Dies geſchieht entweder durch den einfachen Strich, indem man den Stab von ſeiner Mitte aus nach der einen Seite mit dem einen, und nach der andern Seite mit dem andern Pole des Magnets in einerlei Richtung mehrmals ſtreicht; oder durch den Doppelſtrich, wenn man den armirten Magnet mit ſeinen beiden Polen der Länge nach aufſetzt und ſo mehreremale von dem einen bis zum andern Ende ſtreicht, und zuletzt den Magnet wieder von der Mitte des Stabes abführt. Dieſe und andere merkwürdige Erſcheinungen erklärt man aus dem Geſetze der Vertheilung der magnetiſchen Materie auf dieſelbe Weiſe, wie bei der Electricität. Aber auch ohne Mittheilung oder Erweckung der magnetiſchen Kraft laſſen ſich Eiſen und Stahl dadurch magnetiſiren, daß man ſie entweder lothrecht, oder noch beſſer im magnetiſchen Meridiane gegen den Horizont unter einem Winkel, den die Neigung der Magnetnadel angibt, eine Zeit lang aufſtellt. Indeß währt die magnetiſche Kraft nur ſo lange, als man das Eiſen oder den Stahl in keine horizontale Lage bringt. Eine eiſerne Stange wird dadurch magnetiſirt, daß man ſie vertical in der einen Hand hält, und mit der andern mittelſt eines Hammers oder Schlüſſels der Länge nach herab gelinde anſchlägt. Das untere Ende wird der Nord- und das obere der Südpol; kehrt man aber die Stange um, ſo verwechſeln ſich die Pole. Durch Hämmern, Feilen, Bohren und überhaupt durch Operationen, welche mit Reiben verbunden ſind, läßt ſich das Eiſen gleichfalls magnetiſiren. Auch zeigt glühendes, im Waſſer abgelöſchtes Eiſen Polarität. — Die Summe dieſer magnetiſchen Erſcheinungen nennt man mineraliſchen

Magnetismus, im Gegerſatz des animaliſchen. (S. den folg. Art.) Erſt nachdem man die Abweichung der Magnetnadel entdeckt hatte, fing man an, die magnetiſchen Erſcheinungen von der Erde abzuleiten und ſich an Erklärung derſelben zu wagen. Wir übergehen die Hypotheſen des Descartes, Dalance, Euler, du Tour, Apinns, Wilke, Burgmann, der Bernoulli, Kratzenſteins, Gadlers und Prevoſts, von denen keine genügt. Alles, was wir von der magnetiſchen Materie wiſſen, beſteht darin, daß ſie in der Natur weit verbreitet iſt, und bei vielen Operationen derſelben mitwirkt.

Magnetismus, thieriſcher oder animaliſcher, auch Lebensmagnetismus genannt, iſt 1. der Zuſtand einer durch beſondere Erſcheinungen ſich äußernden Erregung und Leitung der Lebensthätigkeit im Innern eines Menſchen, von einem andern Menſchen mittelbar oder unmittelbar bewirkt; 2. die einwirkende, jenen Zuſtand hervorbringende Urſache, die dabei Statt findende Handlungsweiſe des einen auf den andern wirkenden Menſchen ſowohl als die wirkende Kraft ſelbſt. Dieſe hält man für das innere Weſen eines feinen und unſichtbaren, aber auf das Nervenſyſtem und das Lebensprincip des Menſchen unmittelbar und kräftig einwirkenden Stoffes (Fluidums), welches von einem Menſchen auf den andern, mittelſt kunſtmäßig eingerichteter Behandlung des Körpers deſſelben, übergehen könne. Der Magnetismus iſt ähnlich dem Electricismus der äußern Natur, indem bei dieſem das Eindringen eines feinen wirkſamen Fluidums in den Körper Statt findet; verſchieden von demſelben dadurch, daß bei dieſem durch den eindringenden, aber nicht verweilenden, der organiſchen Natur noch ungleichartigen Stoff nur ein vorübergehender Reiz hervorgebracht wird, bei jenem aber durch einen bleibenden Uebergang und durch innige Beimiſchung eines dem innern Lebensprincip ganz gleichartigen Stoffes der Körper einen wirklichen Zuwachs der ihm inwohnenden Lebenskraft erhält. Der Name wurde dem Magnetismus von Mesmern (vergl. dieſen Art.), ſeinem Finder, deswegen mitgetheilt, weil bei dem mineraliſchen Magnet gleichfalls ein wirkliches Aus- und Einſtrömen eines feinen Fluidums nach gewiſſen Geſetzen Statt finden ſoll. (Vergl. d. Art. Magnet) Worin nun das Weſen des animaliſchen Magnetismus eigentlich beſtehe, iſt bis jetzt noch nicht genügend erklärt, inzwiſchen läßt ſich aus den Erſcheinungen deſſelben vermuthen, daß das hier Wirkende entweder das nervenbelebende Princip ſelbſt, oder doch ſehr nahe mit ihm verwandt ſey. (S. den Art. Nervenſyſtem). Die Uebertragung deſſelben von einem Körper auf den andern und die Erregung der verſchiedenen magnetiſchen Zuſtände geſchieht auf verſchiedene Weiſe. Nicht jeder, ſondern nur derjenige kann auf einen andern Menſchen mit Nutzen magnetiſch einwirken, welcher in phyſiſcher Hinſicht ein Uebergewicht der Energie über den zu Magnetiſirenden beſitzt und vollkommen geſund iſt, in pſychiſcher Hinſicht aber auch ein unverdorbenes und kräftiges Gemüth hat. Ein unlauteres und verderbtes Gemüth wird von dem in magnetiſchem Zuſtande befindlichen Kranken, bei welchem überhaupt ein erhöhtes Gefühl Statt findet, das Innere ſtärker und lebendiger als gewöhnlich anſpricht, und eine ſolche Klarheit und Verfeinerung des innern Sinnes eintritt, daß die magnetiſirte Perſon in der Seele des Magnetiſeurs lieſ't, um ſo leichter und ſchneller erkannt, und es wirkt nicht wohlthätig, ſondern verderblich auf ihn. Auch Charakterfeſtigkeit wird von dem Magnetiſeur erfodert, nicht nur weil jede heftige Gemüthsbewegung deſſelben widrige Wirkung bei dem Kranken veranlaßt, und er entweder ganz oder zum Theil ſeinen Einfluß auf den Kranken ver-

liert, wodurch die magnetischen Crisen gestört werden, sondern auch weil ungewöhnliche Vorfälle und Erscheinungen, die nicht selten bei dem Magnetisiren sich einstellen, Gegenwart des Geistes, Ruhe und Beharrlichkeit erfodern. Endlich aber gehört auch lebendiger Glaube und fester Wille dazu, um die magnetische Einwirkung ganz in seine Gewalt zu bekommen. Die magnetische Behandlung selbst ist theils einfach, wo der Magnetiseur allein wirkt, theils zusammengesetzt, wo er sich noch äußerer Hülfsmittel bedient. Die einfache Behandlung besteht theils in dem nach gewissen Regeln bewirkten Anhauchen (das Adspiriren), in dem mit Festigkeit beharrlichen Fixiren der Augen und der Gedanken, bei schon in magnetischer Gemeinschaft (in Rapport) stehenden Kranken; theils wird sie mit der Hand verrichtet (Manipulation) und besteht in einem nach gewissen Regeln vorzunehmenden Streichen oder Verweilen mit der Hand, entweder mit wirklicher Berührung des Kranken verbunden (mit Contact), mit angebrachtem Drucke (das Massiren); oder es geschieht in einiger Entfernung von dem Körper, zwei bis sechs und mehrere Zoll (Manipulation in Distanz). Alle diese verschiedenen Manipulationsarten haben ihre verschiednen Wirkungen, und werden nach bestimmten Anzeigen von dem Magnetiseur mit einander verbunden oder einzeln angewandt, je nachdem die Umstände, die Reizbarkeit der Kranken und die sich ereignenden Zufälle es erfodern. Der Magnetiseur muß also genau mit der Individualität des Kranken bekannt seyn, den Grad der Nervenempfindlichkeit desselben und seiner Empfänglichkeit für den Magnetismus prüfen, mit dem kunstmäßigen Verfahren, den einzelnen Arten des Magnetisirens und ihren verschiednen Effecten ganz vertraut seyn, um nach Umständen schwach oder stark, reizend und erregend oder beruhigend, allgemein oder örtlich auf den Kranken zu wirken. Magnetische Kranke sind wegen ihrer erhöhten Nerventhätigkeit (Sensibilität) mehr, als andere, gegen gewisse schädliche Einwirkungen empfindlich, daher sie eine vorzüglich regelmäßige und vorsichtige Lebensweise führen, und vorzüglich heftige Gemüthsbewegungen, Gram, Schreck, ferner Diätfehler, Erkältungen u. s. w. vermeiden müssen. Die Zeit der Behandlung und ihre Dauer ist verschieden, je nachdem die Art und Heftigkeit der Krankheit es erfodert. Sie muß so lange fortgesetzt werden, bis alle durch sie veranlaßten Erscheinungen gänzlich wieder verschwunden sind. In der Regel hören mit dem Eintritt der Gesundheit nach und nach alle magnetische Erscheinungen auf, und die Manipulation wird unwirksam. Die zusammengesetzte magnetische Behandlung nimmt gewisse Mittel zu Hülfe, welche entweder die Wirkung des animalischen Magnetismus blos verstärken, oder selbst magnetisch wirken, und die Manipulation mehr oder weniger ersetzen (Substitute). Unter den erstern sind vorzüglich die Conductoren, eiserne Stäbe von ungefähr 8 Zoll Länge und ¼ Zoll Durchmesser, deren eines Ende der Magnetiseur ergreift und mit deren anderes er die zu Magnetisirenden berührt (vergl. auch den Art. Perkinismus); das magnetische Isolatorium, welches nach denselben Regeln erbaut wird, wie das electrische (die Electricität wird selbst auch als Verstärkungsmittel während des Magnetisirens angewandt), endlich auch der Spiegel und die Musik. Der Gebrauch der magnetischen Substitute kam durch die Erfahrung auf, daß durch die magnetische Behandlung auch in unorganischen Körpern Veränderungen hervorgebracht werden können, welche zwar an sich nicht in die Sinne fallen, aber sich doch durch Zurückwirkung auf Menschen, die

in Verbindung mit ſolchen Subſtituten kommen, offenbaren, indem dieſe bei denen, welche Empfänglichkeit dafür haben, dieſelben, obgleich ſchwächere Erſcheinungen veranlaſſen. Da es auch hier, wie bei der Electricität, iſolirende und leitende Körper gibt, ſo laſſen die iſolirenden Körper die magnetiſche Kraft in ſich anhäufen, und verwahren ſie ſo lange, bis ein anderer Körper, welcher mehr Anziehung zu ihr hat, in ihre Atmoſphäre kommt, und ihnen das Uebertragne wieder entzieht. Nach dem thieriſchen Körper ſind das Eiſen, das Glas und das Waſſer die empfänglichſten dafür. Man bedient ſich daher dieſer magnetiſirten Subſtitute als Hülfsmittel bei der magnetiſchen Behandlung, ſowohl um die Wirkung der Manipulation zu verſtärken, als auch dieſe ſelbſt zuweilen zu erſetzen. Die Erſcheinungen des magnetiſchen Zuſtandes ſind verſchieden, nachdem der Grad der magnetiſchen Wirkung auf eine Perſon höher oder niedriger iſt. Die allgemeinen Wirkungen des Magnetismus ſind faſt allezeit überhaupt Erweckung und Verſtärkung der Lebensthätigkeit in allen Theilen des Körpers, ohne bedeutende Reizung ſowohl in dem Nervenſyſtem, als auch in allen übrigen Syſtemen des Organismus. Perſonen, die ſich in der größten Schwäche befanden, wurden durch den Magnetismus wieder aufgerichtet. Puls und Athemholen werden durch denſelben beſchleunigt, mehr Wärme und Röthe des Körpers, erhöhtes Gemeingefühl und Heiterkeit der Seele hervorgebracht. Alle Functionen des Organismus werden befördert, beſonders die des Unterleibes: Verdauung, Abſonderungen und Ausleerungen. Er wirkt beruhigend und beſänftigend auf das Nervenſyſtem, hebt jede Störung der Harmonie und Gleichmäßigkeit der Nervenwirkung, beſänftigt daher die heftigſten Krämpfe und überſpannten Anſtrengungen der Lebenskräfte. Die beſondern Wirkungen des Magnetismus äußern ſich nicht nothwendig bei jedem Kranken, ſondern nur bei manchen nach ihrer verſchiedenen Empfänglichkeit, Geiſtes- und Körperbeſchaffenheit, nach beſtimmten Graden der magnetiſchen Einwirkung und nach gewiſſen Perioden. Dieſe Wirkungen aber ſind höchſt mannichfach und erſcheinen zuweilen in einem wundervollen Lichte, weil ſie das eigenthümlichſte innerſte Leben des Menſchen in Bewegung bringen, vorher nie gekannte Kräfte aufſchließen, und als leuchtende Blitze eine bisher mit undurchdringlichem Dunkel verhüllte Region der Natur und des menſchlichen Seyns auf Augenblicke erhellen. Dieſe Wirkungen laſſen ſich am beſten durch Feſtſetzung derjenigen Grade, in welchen ſich die magnetiſchen Zuſtände darſtellen, beſtimmen. Je höher der Kranke in dieſe Grade hinaufrückt, deſto mehr entfernt er ſich von der Sinnenwelt: die äußern Sinne verſchließen ſich, der innere Sinn erwacht, und ſteigt bis zur höchſten Klarheit, wo er auch gleichzeitig wieder der Außenwelt ſich zuwendet. Man unterſcheidet jetzt vorzüglich drei Grade. Die beiden unterſten finden im phyſiſchen, der dritte hat in dem pſychiſchen Magnetismus Statt. Im erſten Grade zeigen ſich außer den allgemeinen Wirkungen des Magnetismus noch beſondere örtliche Reactionen, z. B. Kälte, Schwere, Spannen, flüchtige Stiche und Schmerzen, Beklemmung und dergl. m. Die Sinnesthätigkeit wird zum Theil unterdrückt, die Function des Geſichtsſinnes zurückgedrängt: der Halbſchlaf oder die unvollkommene Criſe. Die Wärme nimmt mehr zu und verbreitet ſich, dem Gefühle des Kranken nach, von dem Magen aus, wie aus dem Centralpunkte, über den ganzen Körper. Der Kranke empfindet eine Schwere in den Augenlidern und einen unwiderſtehlichen Trieb, ſie zu ſchließen, wor-

auf sie wie festgeklebt an einander hängen, und von dem Kranken während der ganzen magnetischen Einwirkung nicht von selbst wieder geöffnet werden können. Der Kranke bemerkt bisweilen eine Helligkeit vor den Augen oder lichte Scheine, den Blitzen gleich, ein Stechen in den Spitzen der Finger, ein Weheseyn um die Magengegend, Uebelkeiten u. s. w., Schweiße, selbst Fieberanfälle, örtliche und allgemeine Krämpfe, Lähmungen, Cataleptie, nebst mehreren auffallenden Nervenzufällen. Versteht der Magnetiseur diese Zufälle gehörig zu leiten, zu beruhigen und zu seinem Zwecke zu bestimmen, so wirken sie für den Kranken als heilsame Revolutionen, auf welche Ruhe und Erleichterung folgen. Die magnetisirte Person hat endlich keine Wahrnehmung der Außenwelt durch die Sinne, und kommt in den Zustand einer Ruhe, dem Schlafe ganz ähnlich: magnetischer Schlaf. Zu den besondern Erscheinungen dieses Grades gehören vorzüglich Ohnmachten, allgemeines, convulsivisches Zittern, Krämpfe, cataleptische und sogar zuweilen dem Schlagfluß ähnliche Zufälle. Dieser magnetische Schlafzustand zeigt sich immer, selbst dann, wenn der Magnetisirte in einen höhern Grad übergeht. Dies geschieht, wenn er in dem magnetischen Schlafe, nicht aus ihm, erwacht, wobei ihm das Bewußtseyn wie aus einem verworrenen Traume zurückkehrt und er sich und seinen Zustand allmählig deutlich erkennt. Er ist dabei immer im Schlafe, den er nicht willkührlich aufzuheben vermag, allein es ist keine Betäubung mehr, und selbst der Schlaf ist nur eine leichte Fessel für ihn, welche das innerlich erwachende Bewußtseyn, einem sehr lebhaften Traume ähnlich, nicht mehr zu beschränken vermag. Da es aber kein natürlicher, sondern ein magnetischer Schlaf ist, so ist auch das Erwachen in ihm nur innerhalb der magnetischen Sphäre möglich, in deren Abhängigkeit er jetzt lebt. Diese Abhängigkeit bezieht sich vorzüglich auf den Magnetiseur, durch welchen er gewissermaßen empfindet, handelt, denkt, welcher darum gleichsam das Organ für ihn ist, durch welches die Außendinge wieder auf ihn wirken. Dieser zweite (nach Kluge der vierte) Grad ist also ein Schlafwachen, oder das sogenannte Schlafwandeln, und wird mit dem Namen der vollkommenen Crise oder des einfachen Somnambulismus belegt. Der in sich selbst erwachte, äußerlich aber noch schlafende Mensch gelangt wieder zu seinem vorigen Bewußtseyn, aber sein Verhältniß zu der Außenwelt ist abgeändert, die äußern Sinne bleiben gänzlich geschlossen, oder treten unter einer andern Form hervor. Doch geschieht dieß nicht plötzlich, sondern nach und nach in mehreren auf einander folgenden magnetischen Behandlungen, und dem gemäß entwickeln sich nun auch die diesem Zustande entsprechenden wunderbaren Erscheinungen. Es kommt dem Kranken anfangs vor, als wenn er in Nebel gehüllt sey, der in sich vollkommen erwachte Somnambul unterscheidet aber auch in der Folge nichts mit den Augen als Licht und Finsterniß. Gewöhnlich sind die Augen geschlossen, wenn sie aber auch in seltnen Fällen geöffnet sind, so sieht er doch nichts mit ihnen; denn der Augapfel ist krampfhaft in die Höhe gezogen oder starr, die Pupille erweitert und unempfindlich. Weder der Kranke, noch ein Anderer kann das Oeffnen der geschlossenen Augen bewirken; will man die Augenlieder mit Gewalt aus einander ziehen, so erfolgen convulsivische Bewegungen der Gesichtsmuskeln. Dessen ungeachtet entwickelt sich das Wahrnehmungsvermögen auf einen hohen Grad und zwar zuerst im Getaste, so daß der Somnambul durch dasselbe die feinsten Gesichtsgegenstände, sowohl ihren Umrissen als Farben

nach, deutlich unterscheiden kann. Am vorzüglichsten wird die Magengegend, dem Sennengeflechte des Nervensystems des Unterleibes entsprechend, der Mittelpunkt dieser neuen Wahrnehmung. Der Somnambul erkennt alles, was man ihm an die Herzgrube hält; in der Folge, wenn dieses Wahrnehmungsvermögen erst geübt ist, sogar, wenn es diese nicht berührt, sondern man es nur in einiger Entfernung der Herzgrube gegenüber hält, ja weiterhin sogar, wenn Körper dazwischen gehalten werden; nur dürfen diese keine isolirenden seyn. So wußte z. B. eine Somnambule genau, was der Magnetiseur in der verschlossenen Hand hatte, sobald er den Rücken derselben auf ihre Herzgrube legte. Sie erkannte jede feste oder flüssige Substanz, die, in einem Behältnisse verschlossen, ihr auf dieselbe Stelle gelegt wurde. Einen auf dieselbe Weise verwahrten Brief konnte sie eben so lesen. Bei weiterer magnetischer Behandlung kann das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls noch höher gesteigert werden, es beschränkt sich dann sogar nicht mehr auf das Getaste und die Herzgrube, sondern es verbreitet sich über die ganze Oberfläche des Körpers, tritt als erweitertes Gemeingefühl über das Hautorgan hinaus und verschafft dem Somnambul auch von fernen Umgebungen eine Wahrnehmung. Es drückten sich Somnambulen hierüber selbst auf folgende Art aus, „daß sie die Außendinge sähen, aber mit keinem bestimmten Organe, sondern so, wie man im Traume sieht; oder als wenn alles hell vor den Augen wäre, zuweilen gleichsam Blitze vorbeischössen; sie sähen nichts mit den Augen, bewerkten aber doch alles; es wäre als wenn sie es auf andere Art, als durch das Gesicht wahrnähmen. Der Somnambul weiß daher während seines magnetischen Schlafes bei seinem Herumwandeln allen im Wege stehenden Hindernissen, im Hellen so gut als im Finstern, so geschickt auszuweichen, daß er nirgends anstößt, läßt sich auch durch niemand gern führen. Am deutlichsten offenbart sich das Wahrnehmungsvermögen des Somnambuls in Rücksicht seines Magnetiseurs; andere Personen müssen erst mit diesem in Verbindung gesetzt werden, wenn der Somnambul sie sehen soll. Dieses Wahrnehmungsvermögen kann so erhöht werden, daß der Somnambul Dinge bemerkt, die wegen ihrer Feinheit außer der gewöhnlichen Sphäre unserer Sinne liegen, wie z. B. manche einen von dem Magnetiseur ausgehenden Glanz wahrnehmen, der von dem Körper desselben, besonders den Augen, Haaren und Fingerspitzen, wie electrisches Feuer ausströmt. Auch das Gehör des Somnambulen erwacht wieder, aber es ist auch dies kein Hören mit den Ohren, sondern nur ein in der Herzgrube Statt findendes Wahrnehmen dessen, was der Magnetiseur, oder eine mit diesem in Verbindung gesetzte Person, spricht. Das erhöhte Gefühl des Somnambulen äußert sich noch auf manche besondere Weise. Die innigste Verbindung findet zwischen ihm und dem Magnetiseur Statt; die Annäherung fremder Personen empfindet er sogleich, schon auf 10 bis 15 Schritte, auf unangenehme Art, nur wenn sie in Verbindung mit dem Magnetiseur (in Rapport) stehen, kann er ihre Gegenwart ertragen. Auf die Berührung von einer fremden Person bekommt der Somnambul Lähmungen oder Krämpfe. Am widrigsten wirken Metalle auf denselben; ihre Berührung verursachen ihn mancherlei unangenehme Empfindungen. Beinahe alle Somnambulen haben den freien Gebrauch ihrer Sprache, oder sie bedienen sich doch der Schrift- oder Geberdensprache: manche sprechen in ganz ungewohnten, sehr veredletem Dialect. Hat der Kranke diesen Grad erst einigemal erreicht

ſo wird er in der Folge um ſo leichter in dieſe Criſe verſetzt, wenn ihn der Magnetiſeur nur anhaucht, oder ihn mit dem Blicke fixirt; ſogar von ſelbſt erfolgt dieſer Zuſtand nach gewiſſen Veranlaſſungen und Perioden. Die Dauer eines ſolchen magnetiſchen Zuſtandes iſt gewöhnlich nur eine oder einige Stunden; er kann aber auch länger, ſelbſt einige Tage, anhalten, mit dazwiſchen laufenden natürlichen Schlafe, ſo daß der Somnambul ſogar mancherlei Geſchäfte verrichten kann. Aber auch in dieſem Grade können heftige Reactionen, Krämpfe und Convulſionen eintreten, beſonders auf widrige Einwirkungen oder Störungen der Criſe. Im dritten (nach Kluge fünften und ſechsten) Grade erwacht das Selbſtbewußtſeyn der Seele des Magnetiſirten, wendet ſich frei nach innen und außen. Dies iſt der pſychiſche Magnetismus, der jedoch auch verſchiedene Stufen der Entwickelung hat. Der Magnetiſirte bleibt Somnambul, allein er bekommt zunächſt eine helle Erkenntniß ſeines innern Körper- und Gemüthszuſtandes, die als nothwendige Folge eintretender Krankheitserſcheinungen auf das pünktlichſte vorausberechnet, und die wirkſamſten Mittel zu ihrer Beſeitigung beſtimmt: Selbſtbeſchauung, das Hellſehen, Clairvoyance; der Somnambul heißt nun Hellſehender, Clairvoyant. Das innere Hellſehen erſtreckt ſich auch auf die durch magnetiſchen Rapport in Verbindung mit ihm ſtehenden Perſonen, beſonders auf den Magnetiſeur. Krankheitsgefühle, welche dieſen afficiren, fühlt der Clairvoyant mit; eine Taſchenuhr, welche z. B. der Magnetiſeur gegen ſein Ohr hielt, glaubte die Kranke vor ihrem eignen Ohre zu hören, dagegen ſie nichts vernahm, ſobald die Uhr wirklich gegen ihr Ohr gehalten wurde. Es können ſogar nicht blos die Krankheitsgefühle, ſondern wirkliche Unpäßlichkeiten ſelbſt auf den Magnetiſirten übertragen werden, auch Gemüthsaffecte des Magnetiſeurs wirken auf ihn. Iſt der Clairvoyant ſchon weit in dieſem Grad vorgerückt, ſo bedarf es nicht mehr der unmittelbaren Berührung, um einen andern Kranken mit ihm in Rapport zu ſetzen, ſondern beide können Meilen weit von einander entfernt ſeyn, und dennoch kann der Magnetiſeur vermittelſt beſtimmter Zwiſchenkörper einen ſolchen Rapport zu Stande bringen, daß der Clairvoyant die innern Zuſtände des entfernten Kranken deutlich fühlt und erkennt. So iſt auch bei dieſem Grade die Gegenwart des Magnetiſeurs nicht erfoderlich, ſondern ein magnetiſcher Subſtitut verſetzt den Kranken ſchon in den Zuſtand des Somnambulismus. Auf der höchſten Stufe dieſes Grades (der allgemeinen Klarheit, Ecſtaſe oder Desorganiſation) tritt der Kranke wieder aus ſich heraus, und in eine höhere Verbindung mit der geſammten Natur. Das, was vorher blos innere Selbſtbeſchauung war, verbreitet ſich nun über das Nahe und Entfernte, wird weder durch Raum noch durch Zeit mehr beſchränkt. Mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit durchblickt er das Verborgne in der Vergangenheit und das in ſeinem Keime noch liegende Zukünftige. Was der Kranke auch nicht ſo deutlich erblickt, drängt ſich ihm dunkel als Ahnungsgefühl auf. Die Geiſtesthätigkeit ſteigt hier noch höher, die Sprache des Kranken veredelt ſich, die Fähigkeit, ſeinen innern Körper zu ſchauen, erweitert ſich ſowohl aus vergangenen Zeiten zurück, als auch auf künftige Erſcheinungen der Krankheit oder ſeiner magnetiſchen Zuſtände voraus. Um mit einem entfernten Kranken in Rapport geſetzt zu werden, braucht nur der Magnetiſeur ihn lebhaft zu denken. Auf dieſe Weiſe haben Clairvoyants von entfernten Perſonen, die ſie vorher nicht kannten,

augenblickliche Kunde bekommen. Die Größe der Entfernung scheint hierbei keinen Einfluß zu haben. Die Verbindung mit dem Magnetiseur ist so innig, daß der Clairvoyant es nicht allein augenblicklich weiß, wenn die Gedanken desselben zerstreut sind, sondern daß er auch in dessen Seele zu lesen, und dessen Vorstellungen und Gedanken auf das deutlichste zu erkennen vermag. Selbst der fixirte Wille des Magnetiseurs wirkt bestimmt auf den Clairvoyant. In diesem Zustande scheint der Körper dem Geiste auf das innigste angeeignet und mit ihm zur reinsten Harmonie verschmolzen zu seyn. Allem Gröbern, Sinnlichen ist er entrückt und in den Zustand einer ruhigen, ernsten und höhern Selbstbetrachtung versetzt. Das Gefühl des höchsten Wohlbefindens und der Zufriedenheit malt sich auf dem Gesichte ab. Jede Unlauterkeit eines Fremdem, sich ihm Nahenden, stört diese Ruhe und Harmonie auf eine sehr widrige Art, oftmals zum größten Nachtheil des Kranken. Als Heilmittel ist der physische Magnetismus hinreichend; der psychische, zumal die höhere Stufe desselben scheint dem irdischen Leben und der Gesundheit eher nachtheilig zu seyn. — Dies ist ungefähr die gradweis auf einander folgende Reihe der magnetischen Zustände. Indessen gelangt nicht jeder in die höhern Grade, auch ist die Zeit, in welcher der Kranke die untern durchläuft, nicht bestimmt, sondern der Eine verweilt längere, der Andere kürzere Zeit in ihnen; keiner aber gelangt zu den höhern Graden, ohne zuvor die niedern durchlaufen zu haben. Eine in allen Stücken genügende Erklärung dieser Erscheinungen kann hier nicht gegeben werden, indem eines Theils überhaupt manche derselben nur hypothetisch erklärt werden können, andern Theils aber der Raum es nicht erlaubt. Hier nur einige Andeutungen darüber. Die gesammte Lebensthätigkeit des menschlichen Organismus wird durch das Nervensystem vermittelt. Die Verrichtungen desselben theilen es in das vegetabilische und animalische. (Vergl. den Artikel Nervensystem.) Das vegetabilische Nervensystem ist durch das Gangliensystem größtentheils isolirt, vom Gehirnsystem unabhängig und hat seine eigne Region im Unterleibe, wo es verschiedne Nervengeflechte bildet, unter denen das Sonnengeflecht in der Gegend des Magens oder der Herzgrube das größte und prädominirende ist. Das Cerebral- und das Gangliensystem stehen gewissermaßen im entgegengesetzten Wechselverhältniß, so daß im Wachen das erstere, im Schlafe das letztere vorherrscht. Durch Erhöhung der Thätigkeit des Gangliensystems wird die Thätigkeit des Cerebralsystems herabgesetzt, es entsteht der Schlaf. In diesem ruht die Sinnesthätigkeit, aber das dem vegetativen Nervensystem entsprechende Gemeingefühl wird erhöht: daher von diesem durch die, beide Systeme in Verbindung erhaltenden, Nerven (vorzüglich den mit beiden in Gemeinschaft stehenden sympathischen Nerven) als Halbleiter, Empfindungen zum Gehirn kommen, welche Vorstellungen erregen können, die, wenn sie lebhaft werden, als Träume sich bemerkbar machen, und zum Bewußtseyn kommen. Wird die Phantasie durch dieselben so sehr erregt, daß die dadurch entstehenden Vorstellungen den Schein der Wirklichkeit erhalten, und das Begehrungsvermögen aufreizen, so daß von diesem die Muskelthätigkeit in Bewegung gesetzt wird, so entsteht ein Handeln im Traum (wie bei den Nachtwandlern), und wenn zugleich die sensible Nervenatmosphäre des Menschen vergrößert wird, so wird das Gemeingefühl zugleich ein neues Organ für Wahrnehmungen, das dem Gehirn einen Ersatz der schlafenden Sinnesorgane darbietet, und

durch noch weitere Erhöhung, sogar außer sich heraustreten, und von äußern Gegenständen Wahrnehmungen verschaffen kann. Durch die magnetische Einwirkung wird die Nerventhätigkeit des Gangliensystems, vielleicht durch Ueberströmung des Nervenfluidums von Seiten des Magnetiseurs, und durch Aufnahme und Assimilirung von Seiten des dafür empfänglichen Kranken so erhöht, daß in verschiedenen Graden erst der magnetische Schlaf, dann das Uebertreten der Empfindungen zum Gehirn, die Erhöhung des Gemeingefühls zu einem Wahrnehmungsorgan bis zum Hellsehen, das Außersichtreten desselben bis zur allgemeinen Klarheit hervorbricht. Das Anhäufen des Nervenfluidums in dem Gangliensystem, und die Steigerung der Thätigkeit desselben in den Unterleibsgeflechten erhöht das vorzüglichste derselben, das Sonnengeflechte, zu einem Centralorgane, welches, dem Gehirn ähnlich, die Sensationen in einem Punkte sammelt, wodurch sie die Klarheit der Sinnesanschauungen erhalten können; daher in der Herzgrube der Somnambulen das Wahrnehmungsvermögen gleich als in einem Brennpunkte concentrirt erscheint. — Die Anwendung des Magnetismus als Heilmittels ist bis jetzt noch bloß auf Krankheiten beschränkt gewesen, die dem Nervensystem eigenthümlich, und noch mit keinen bedeutenden materiellen Fehlern des Organismus begleitet sind. Er bewirkt sowohl eine Verstärkung der gesammten Lebensthätigkeit durch Uebertragung des belebenden Nervenfluidums aus einem Körper in den andern, als auch eine geregelte Vertheilung der Lebensthätigkeit durch Ableitung jenes ätherischen Stoffes von einzelnen Organen zu andern. Er kann daher in Krankheiten von zu schwacher Nerventhätigkeit, und von exaltirter Reizbarkeit mit Mangel an Energie, und von unregelmäßiger Vertheilung der Nervenkraft, heilsam seyn. Seine bestimmte Anwendung ist indessen noch vielen Schwierigkeiten unterworfen und bedarf der größten Vorsicht, da er in die verborgensten Tiefen des organischen Lebens eingreift, und eben sowohl heilsame Wirkungen, als in der Hand des Unkundigen, Unvorsichtigen oder Unreinen furchtbare Zerstörungen hervorbringen kann. Eine interessante Geschichte des Magnetismus besitzen wir von Dr. Ennemoser. Von den deutschen Zeitschriften über den Magnetismus nennen wir Kiesers Archiv für den Magnetismus, und Wolfarts Jahrbücher für den Lebens-Magnetismus, welche beide fortgesetzt werden. H.

Magnetnadel ist die in dem Compaß befindliche nadelähnliche Stahlplatte, welcher die magnetische Kraft mitgetheilt worden. (Man vergl. die Art. Compaß und Magnet.) Man nimmt dazu den feinsten und besten Stahl, am liebsten das englisch-Stahlblech, vermeidet daran alle Hervorragungen und unregelmäßige Verzierungen, weil sonst die Pole nicht immer genau in die Axe fallen, und zieht die pfeilähnliche Form vor, weil sie bei gleicher Länge, Dicke und Gewicht ein größeres magnetisches Moment besitzt, als die sonst gewöhnliche Form eines Parallelbogens. Die gewöhnliche Länge einer Nadel zu Seecompassen beträgt vier bis fünf Zoll; man macht aber auch längere. Außer den beiden Arten des Bestreichens kann man den Magnetnadeln die magnetische Kraft auch durch Armirung (s. Magnet) mittheilen. Jede Nadel ist indeß nur eines bestimmten Grades von dieser Kraft fähig, welcher nicht überschritten werden kann. Viel kommt auf die ganz horizontale und völlig freischwebende Lage der Nadel an. Um alle Reibung zu verhüten, welche bei dem gewöhnlichen Auflegen der Nadel auf den Stift nicht ganz vermieden

werden kann, hat man das Aufhängen derſelben mit glücklichem Erfolge verſucht. Nach Cavallo dient dazu eine feine Kette von Pferdehaaren, nach Bennet ein Faden aus dem Gewebe einer Kreuzſpinne am beſten. Ferner muß der Apparat, worin die Nadel hängt, ſo beſchaffen ſeyn, daß die Luft nicht auf den feinen Faden wirken kann. Auch hat man bemerkt, daß Kälte, Hitze, Blitze, überhaupt atmoſphäriſche Electricität und das Nordlicht Einfluß auf die Magnetnadel haben. Doch hat die vielfältige Erfahrung bei dem Gebrauche des Compaſſes gelehrt, daß, wenn auch alle dieſe Umſtände gänzlich entfernt bleiben, die allgemeine Regel: die beiden Enden der Magnetnadel richten ſich jederzeit nach den Polen der Erde, ihre großen Ausnahmen leidet. Bei der Umſeglung der Erde ſtößt man auf viele Stellen, wo die Nadel nicht mehr genau die Polgegenden anzeigt, ſondern merklich nach beiden Seiten abweicht. Dieſes merkwürdige Phänomen iſt unter dem Namen der Abweichung oder Declination der Magnetnadel bekannt. Sie iſt eigentlich der Winkel, welchen die Richtung dieſes Inſtruments mit der Mittagslinie eines Orts macht, wenn die Mittellinie eines Compaſſes genau über dem Meridian deſſelben ſteht. Bald iſt ſie öſtlich, bald weſtlich, bald größer, bald geringer, in den meiſten Fällen aber findet ſie Statt. Man hat bereits eine ſo große Menge von Beobachtungen über dieſe Abweichung auf der ganzen Erde gemacht, daß man Abweichungs- oder Declinationskarten hat entwerfen können. Aber dieſe Karten ſind nur für einige Zeit brauchbar, da ununterbrochne, eine lange Reihe von Jahren hindurch fortgeſetzte Beobachtungen zu London und Paris dargethan haben, daß die Abweichung an einerlei Ort veränderlich iſt. Sehr wahrſcheinlich iſt die Witterung, namentlich die Abwechſelung zwiſchen Wärme und Kälte und inſonderheit die Electricität dabei wirkſam. Faſt unwiderſprechlich führen darauf Sauſſure's meteorologiſche Beobachtungen und daraus gezogene Reſultate. — Eine andre ſonderbare Erſcheinung bei der Magnetnadel iſt ihre Neigung oder Inclination, welche ſich dadurch zeigt, daß die eine Spitze, bei völligem Gleichgewicht der Nadel, ſich gegen den Horizont neigt. Man nimmt ſie an den meiſten Orten der Erde, doch nicht überall auf gleiche Art und unter gleichem Winkel, wahr. Sie zu beobachten, hat man eigene Neigungscompaſſe. In dem größten Theil der nördlichen Halbkugel unſrer Erde iſt es der Nordpol der Magnetnadel, welcher ſich gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung, wobei ſich der Südpol hebt, wird die nördliche genannt. Sie nimmt zu mit der Annäherung an den Pol. In der ſüdlichen Halbkugel hebt ſich der Nordpol der Nadel, indem ſich der Südpol gegen den Horizont neigt. Dieſe Neigung heißt die ſüdliche. Sie nimmt ebenfalls zu, je mehr man ſich dem Südpol nähert. Es gibt Oerter auf der Erde, wo ſich die Magnetnadel gar nicht neigt; dieſe fallen zwar nicht, wie man aus den bisherigen ſchließen möchte, unter den Aequator, doch aber in deſſen Nähe. Sie iſt ebenfalls veränderlich, aber nicht in dem Grade, wie die Abweichung. Die Urſach der Neigung der Magnetnadel leiten die Phyſiker aus der magnetiſchen Kraft der Erde, die Urſach ihrer Veränderlichkeit aber aus dem Umſtande her, daß die magnetiſchen Pole der Erde ſich nach und nach in andere Stellen verrücken, welches allerdings auch aus der Abweichung der Magnetnadel zu erhellen ſcheint.

Magnificat, der ſogenannte Lobgeſang Mariä, welcher in

der Vulgata anfängt Magnificat anima mea dominum. Er wird häufig in Musik geſetzt und als Kirchenmuſik aufgeführt.

Magnificenz (eigentlich Herrlichkeit, Hoheit) iſt ein Titel der Rectoren und Kanzler der Univerſitäten, auch in den freien Städten der Bürgermeiſter. Ein Fürſt, der die Würde eines Rectors übernimmt, wird magnificentissimus genannt.

Magus, ſ. Magie.

Magyaren (Madſcharen), der urſprüngliche Name der heutigen Ungarn, den ſie ſich ſelbſt geben, und mit welchem ſie noch jetzt ſich am liebſten benennen laſſen. Ihre älteſte Geſchichte iſt dunkel, erſt um das Jahr 626 fingen ſie an bekannt zu werden. Sie ſtammen zuverläſſig aus Aſien ab, aber über ihren urſprünglichen Wohnſitz ſind die Meinungen getheilt. Die wahrſcheinlichſte iſt, daß ſie in der Gegend des caſpiſchen Meeres, zwiſchen dem Fluſſe Kama und dem Gebirge Ural gewohnt haben. Eine gewiſſe Aehnlichkeit, die man zwiſchen der Sprache der Finnen und der Magyaren zu entdecken geglaubt, hat die Vermuthung veranlaßt, daß dieſe letztern finniſchen Urſprungs wären. Nach verſchiednen Zügen in Aſien wanderten ſie zu Ende des ſiebenten Jahrhunderts aus Aſien in Europa ein, und beſetzten die Gegenden zwiſchen dem Dnepr und Don am Ingulfluſſe, im heutigen Catharinoslawſchen Gouvernement. Hier blieben ſie über 200 Jahre, bis ſie den andringenden Petſchenegen weichen mußten. Sie drangen nun unter ihrem Anführer Arpad, in der letzten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, nach Dacien vor, ſetzten ſich im J. 896 in Pannonien feſt, und errichteten da ein Reich. Die ältern Annaliſten nennen ſie bisweilen Türken, gewöhnlich aber Ugner, Ungarn; das Land ſelbſt wurde nach ihnen Ungarn benannt. Die ganze erſte Hälfte des 10ten Jahrhunderts hindurch beunruhigten ſie die benachbarten Länder, beſonders aber Deutſchland, durch öftre Einbrüche und Verheerungen; ſie bewieſen ſich dabei als die ſchrecklichſten Feinde. Ihre beſondre Art zu fechten verſchaffte ihnen eine entſcheidende Ueberlegenheit über die Deutſchen. Sie ließen ſich gewöhnlich in der Nähe in kein Treffen ein; gegen ihre zahlreiche, ſich leicht bewegende Reiterei konnten die ſchwer bewaffneten Deutſchen nicht viel ausrichten. Durch die weiſen Veranſtaltungen Heinrichs I. wurde ihren räuberiſchen Einfällen zuerſt widerſtanden, und im J. 955 ſchlug Otto der Große ſie bei Augsburg ſo, daß ſie Deutſchland nie wieder zu verheeren wagten. (Vergl. d. Art. Ungarn.) A—s.

Mahagony, Mahoni, richtiger Mahogani. Unter den drei bis jetzt bekannt gewordnen Baumgattungen dieſes Namens zeichnet ſich der gemeine Mahagonybaum ſeines ſchätzbaren Holzes wegen aus. Sein Vaterland ſind die wärmern Länder des mittägigen Amerika's, Jamaica, Cuba, Eſpannola und Domingo. Das Holz iſt ein wichtiger Handelsgegenſtand. Es gibt davon viele Sorten. Man hat gewäſſertes, marmorirtes, gemaſertes und ganz glattes. Die anfangs gelbröthliche Farbe wird mit der Zeit braun und endlich ganz ſchwarz. Will man die eigenthümliche Farbe länger erhalten, ſo darf man es nicht zu ſtark mit Wachs bohnen, noch weniger aber mit Oel beſtreichen. Sein ſchönes Anſehn, die treffliche Politur, deren es fähig iſt, die ausnehmende Härte und die beſondere Eigenſchaft, daß es nicht fleckt und der Wurm nicht hineinkommt, verſchaffen dem Mahagonyholz einen der erſten Plätze unter den koſtbaren Hölzern und machen es zu Meublen ſehr geſchickt. Die Spanier und Portugieſen in Amerika bauen Schiffe daraus, wozu es ſich beſſer

schickt, als das Eichenholz. Das falsche Mahagonyholz, bekannt unter dem Namen Madeiraholz, von dem Baume Vigniatico, hat vor dem echten den Vorzug, daß es die Farbe besser behält. Die Rinde des Mahagonybaums ist von medicinischem Gebrauche, unter andern gegen Wechselfieber und periodisches Kopfweh.

Mahlerei oder Mahlerkunst, Theorie, Bestandtheile der Mahlerei, Gattungen der Mahlerei, Geschichte der Mahlerei und Mahlerschulen. I. Mahlerei oder Mahlerkunst nennen wir diejenige schöne, und zwar bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittelst der Farben auf Flächen darstellt; und ein Kunstwerk dieser Art ein Gemählde (s. d. Art.). Als schöne Kunst hat sie den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen (s. Kunst). Sie setzt also Genie voraus, welches durch harmonische Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Ist aber das innere Bilden nach Ideen Dichten, so muß jeder Mahler in gewissem Sinne Dichter seyn, d. h. er muß das Vollendete vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und es muß das Dargestellte das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge (kurz das Idealische) ernst oder scherzend ausdrücken. Daher man von poetischen oder unpoetischen Gemählden redet, und die poetische (oder ästhetische) Erfindung und Anordnung (oder die Composition) von der eigentlich mahlerischen oder technischen Composition und Anordnung unterscheidet. Selbst bei den eigentlichen Copien der Natur sollte nicht der einzelne Gegenstand, als solcher, dargestellt oder der Natur lediglich nachgeahmt werden; selbst das Portrait sollte nur den interessanten Geist, den eigenthümlichen Charakter in eigenthümlich vollendeter Form darstellen. Indessen hat die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffs, namentlich die Behandlung der Farben, für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, ganz vergessen wird, und man oft den Werth des Gemähldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler sich bedient, nicht nach seiner Beziehung auf die durch dieselben darzustellenden Ideen bestimmt. Daher gibt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst. Letztere gehört in der Kürze hieher. II. Als bildende Kunst stellt die Mahlerei das Schöne in sichtbaren Gestalten für das Auge ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt, manches daher, weil er diesen Moment festhalten muß, nicht darstellen kann und darf, was die in Bildern wechselnde Darstellung des Dichters wohl aufnehmen kann, z. B. das Schrecklichste, das Schnellbeweglichste, die kühnsten Contraste. Dagegen ist die Mahlerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherem Sinne sichtbare Gegenstände darstellt (s. Darstellung); dahingegen der Dichter nur die bedeutsamsten und bezeichnendsten Merkmale des Gleichzeitigen heraushebt, und durch Nennung derselben die Phantasie zur selbstthätigen Schöpfung des Bildes anzuregen sucht. Am sinnlichs-

bendigſten ſtellt unter allen bildenden Künſten die Mahlerei das individuelle Leben der Gegenſtände dar. Zwar bildet ſie nur ſcheinbare Körper, indem ſie durch Farben ſchildert, welche — vorzüglich in der Darſtellung lebendiger Weſen — nur auf der Fläche die Wirkungen einer ſchönen Kunſt hervorzubringen fähig ſind; ſie zeigt mithin die Körper, wie ſie dem Auge von einer einzigen Seite erſcheinen; aber ſie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perſpective das Auge über dieſe Abweſenheit der Raumerfüllung ſo zu täuſchen, und durch Nachbildung der ätheriſchen Reize der Lichtwelt ihren Scheingeſtalten ein ſo lebendiges Daſeyn zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künſten die meiſte Illuſion (ſ. d. Art.) zuſchreibt, und daher dem Ausdruck Gemählde die Bedeutung der ausführlichſten Schilderung der Gegenſtände nach ihren eigenthümlichen ſinnlichen Beſchaffenheiten und Zügen (mit Unrecht nur dann, wenn man dies auf einzelne Naturerſcheinungen bezieht) beilegt. Dieſe Bedeutung wird nachher auf Werke der Dichtkunſt und Muſik, aber nur figürlich, übergetragen, und man redet von einem poetiſchen Gemählde oder mahleriſchen Gedicht, ſo wie von einem Tongemählde. Erſteres kann nur eine ausgeführtere, in ſich abgeſchloſſene poetiſche Schilderung, oder poetiſche Charakteriſtik heißen (z. B. eine Idylle, ein Familiengemählde, nur daß man bei letzterm zu ſehr auf die gemeine Wirklichkeit und ihre Nachahmung zu ſehen pflegt), da überhaupt die Poeſie mehr das Innere und ſeine unmittelbaren Aeußerungen ſchildert, in der ausführlichen Beſchreibung des Gleichzeitigen aber ihre natürlichen Gränzen überſchreitet. Aus letzterem Grunde gibt es keine eigentliche beſchreibende oder mahleriſche Poeſie als Dichtungsart (ſ. Poeſie), und jedes beſchreibende Gedicht hört auf, ein freies Werk der Phantaſie zu ſeyn, indem es vergeblich ſeinen Bildern die Beſtimmtheit zu geben ſtrebt, die nur den Sinnengegenſtänden möglich iſt, und dadurch in ein ängſtliches Nachbilden oder Herzählen der ſinnlichen Eigenſchaften verfällt, wobei kein poetiſches Ganzes und kein Totaleffect möglich iſt, ſondern die Freiheit des Leſers zu ſklaviſchem Dienſte gezwungen wird, und wobei, wie Jean Paul ſich ausdrückt, die Bühne handelt und die Perſonen zum Schauplatz werden. (Man vergleiche über die Art, wie der Dichter mahlt, die trefflichen Bemerkungen des Letzteren in ſeiner Vorſchule der Aeſthetik. N. Ausg. im XIV. Programm.) Eben ſo kann ein Tonſtück nur analog oder vergleichungsweiſe, und zwar als charakteriſtiſche und lebendige Schilderung gewiſſer Gefühle, ein Tongemählde genannt werden; keineswegs aber als Nachahmung der hörbaren Klänge in der Natur, weil die Nachahmung der Natur überhaupt das Weſen der Kunſt nicht umfaßt, das Tonſtück aber ganz vorzüglich, als das Vollendetere (als eine Harmonie von Tönen), durch Nachahmung des Unvollendeten und Unharmoniſchen, d. i. einzelner hörbarer Veränderungen und Bewegungen in der Natur, nothwendig ins Kleinliche verfallen, und ſich unter die Würde der Kunſt erniedrigen würde; noch weniger als Nachahmung des Sichtbaren, welches unmittelbar durch Töne niemals dargeſtellt werden kann. Den Fortſchritten, welche in der neuern Zeit die Tonkunſt gemacht hat, haben wir es zu verdanken, daß das eben gefällte Urtheil über die muſikaliſche Mahlerei jetzt faſt allgemein geworden, und die muſikaliſchen Compoſitionen einer Schlacht von Jena, Auſterlitz ꝛc. wie überhaupt die geſammte muſikaliſche Mahlerei mehr ein Gegenſtand der ſcherzenden Darſtellung, oder der Perſiflage ge-

worden ist. — Doch wir kehren zur Mahlerei zurück. Die Mahlerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet; ihr liegt also die Zeichenkunst gleichsam zum Grunde, und ein Grundbestandtheil jedes Gemähldes ist die Zeichnung. Die Mahlerei unterscheidet sich von der Zeichenkunst nur dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit (s. Farbengebung), oder die Farbengebung und die höhere Vollkommenheit des Hellbunkels, (s. Zeichnungskunst); sie ist eine Zeichnung durch Farben, und man darf daher die Farbe in einem Gemählde nicht als etwas erst Hinzukommendes ansehen (hierdurch unterscheidet es sich auch von einer illuminirten Zeichnung oder dem illuminirten Kupferstich), sondern die Zeichnung wird durch das Wesen der Farbe modificirt, wenn gleich Farbengebung ohne Zeichnung nicht möglich ist. Die Zeichnung wird in der Mahlerei zu einem vollkommen belebten Ganzen, sie bestimmt den Charakter der Formen und gibt ihnen Bestimmtheit, die Farbe gibt ihnen Leben und Seele; denn Licht und Farben sind ja selbst etwas Geistiges und Aetherisches. Sie verhalten sich also wie Objectives und Subjectives. Das Colorit hat, wie die Stimmung, aus welcher die Darstellung hervorgeht und nach der herrschenden Idee, eine Hauptfarbe, oder einen herrschenden Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt, und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Hierauf beruht die Verwandtschaft der Mahlerei mit der Musik. Zeichnung und Colorit aber müssen Eins und harmonisch seyn, dahingegen, wo die Zeichnung vorherrscht, der Styl hart und streng, wo das Colorit zu stark hervortritt, der Styl weich und unbestimmt wird. Beide Erfoderniſse sind einem Gemählde und dem Mahler gleich nothwendig, und es ist irrig, wenn man oft das Wesen der Mahlerei lediglich in die Zeichnung gesetzt hat; wenn gleich das Colorit und der Colorist ohne Zeichnung nichts ist (in dieser Beziehung hat der Ausdruck Mahlerei sogar eine üble Nebenbedeutung erhalten), indem die Zeichnung doch abgesondert von dem Colorit noch besteht, und wenn gleich viele große Meister bald in diesem, bald in jenem Elemente der Mahlerei herrschten (z. B. Titian und die venetianische Schule im Colorit). Mit der Zeichenkunst aber hat sie gemein, daß sie mittelst ihrer perspectivischen Darstellung das Entfernteste wie das Nächste in ihre, durch Hintergrund und äußere Abschließung begränzte, Schilderung aufnehmen kann. Sie übertrifft daher im Umfange ihrer Gegenstände die Baukunst, wie die Sculptur (oder Plastik im engern Sinn), indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist; Gegenstände namentlich, welche nur durch Farben, oder Perspective darstellbar sind. Hierdurch aber ist die Mahlerei insbesondere von der Plastik verschieden, daß in dieser das Raumerfüllende, die Masse und die reine Form vorherrschend sind, weßhalb sie auch nur das Feste, Unbeweglichere darzustellen vermag und das Nackte liebt, in jener die Masse nur angedeutet wird, der seelenvolle Ausdruck der Form. Dagegen das Herrschende, und das Feine, Leichtbewegliche und Schwebende leichter darstellbar ist, weil sie die Bewegung nicht so materiell, als die Plastik fixirt. Das Hauptgesetz der Mahlerei könnte demnach heißen: der Mahler stelle Ideen durch sichtbare Bilder anschaulich dar, welche durch Farbe Reiz und Bedeutung erhalten. Mahlerisch (pittoresk) ist daher, was

namentlich durch Farbenreiz und Farbendarſtellung in der Anſchauung gefällt. Was nicht durch Farbe gefällt, oder durch dieſelbe ſogar miſsfällt, z. B. Geißelungen, der Tod, ſollte daher auch nicht dargeſtellt werden. III. Eintheilungen der Mahlerei in verſchiedne Gattungen. Die Eintheilungen der Mahlerei ſind nach verſchiednen Beziehungen verſchieden. Zuerſt nach Verſchiedenheit der ſichtbaren Gegenſtände, welche in dem Gemählde die herrſchenden ſind, kann man die Gemählde eintheilen in Menſchendarſtellungen, Thierſtücke, und Darſtellungen der lebloſen Natur. Erſteren pflegt man gewöhnlich den Namen der hiſtoriſchen Gemählde beizulegen, wenn auch ihr Stoff nicht aus der Geſchichte entlehnt iſt, und man rechnet zur Hiſtorienmahlerei eben ſowohl allegoriſche, mythologiſche als eigentlich geſchichtliche (hiſtoriſche) Darſtellungen, ja ſelbſt Bataillenſtücke, Converſationsſtücke, Charakterbilder und Portraits (ſ. d. Art. Hiſtoriſch). Die umfaſſendſte Gattung der Mahlerei iſt die Hiſtorienmahlerei; denn ſie zeigt den Menſchen, die höchſte uns bekannte Geſtalt der Schöpfung, nach ſeinen ſichtbaren Aeßerungen, Zuſtänden oder Charakteren, und ſie iſt es am meiſten dann, wenn dieſe Menſchendarſtellung eine Handlung, durch Zuſammenſtellung mehrerer Perſonen, obſchon auf einen ſprechenden und anſchaulichen Moment zuſammengedrängt, ſchildert. Wie ſehr muß daher der Hiſtorienmahler die Menſchengeſtalt nach ihren verſchiednen, ja den flüchtigſten geiſtigen Ausdrücken und mahleriſchen Situationen kennen, um beſtimmte Ideen durch Menſchengeſtalten in Ruhe und Bewegung mannichfaltig auszuſprechen! Wie gegenſtändlich und klar müſſen vor ſeiner Phantaſie dieſe Gebilde ſtehen, um ſie mit Hülfe der techniſchen Fertigkeit auch äußerlich zu einem anſchaulichen und ſprechenden Ganzen zuſammenzureihen, welches Gefühl und Geiſt intereſſirt! Welchen poetiſchen Sinn und welche lebendige Erfahrung muß er beſitzen, um den Geiſt der hiſtoriſchen Begebenheit, oder den Geiſt der Sage nicht blos aufzufaſſen, ſondern auch wahr, ſprechend und harmoniſch in den Geſtalten und ihrer Umgebung feſtzuhalten; wenn auch das poetiſche und mahleriſche Intereſſe jeder geſchichtlichen Nebenbeziehung vorgehen muß! Welchen tiefen Blick, um den Charakter des Individuums in dem Portrait frei von allem Wechſel und zufälligen Modificationen hinzuſtellen! — Der Hiſtorienmahlerei ſtehen dem Umfange und der Würde nach am nächſten die mahleriſchen Darſtellungen der Naturgegenden, oder die Landſchaftsmahlerei im weitern Sinne, zu welcher auch die Stadtproſpecte und Seeſtücke gerechnet werden (nur ſollen dieſe nicht proſaiſche Nachbildungen der Natur ſeyn). Dem Landſchaftsmahler ſind die Gegenſtände der Natur mehr Mittel, ſein innerſtes Gefühl harmoniſch und anſchaulich auszuſprechen; dahingegen die Hiſtorienmahlerei, wegen der größern individuellen Bedeutſamkeit der Menſchengeſtalt, weit objectiver und charakteriſtiſcher iſt. Der Mahler fixirt gleichſam ſein Gefühl in der Anſchauung und Darſtellung der mannichfaltigſten Naturerſcheinungen. Dadurch und in ihrer Wirkung iſt die Landſchaftsmahlerei vorzüglich der Muſik, und in der Poeſie der Lyrik zu vergleichen; doch darf das durch die Naturerſcheinung objectiv werdende Gefühl nicht unbeſtimmt bleiben, ſondern der Mahler muß die einzelnen Partien der Landſchaft ſo in Einklang zu bringen wiſſen, daß ſie eine herrſchende Stimmung ſicher und beſtimmt ausſprechen, wie ſie gleichſam durch die Natur in einem ihrer vollendetſten Erſcheinungsmomente angeregt wird. Dieſe Darſtel-

lungen sind übrigens so verschieden, als der Charakter der Naturgegenden und die dadurch erregten Stimmungen des Gemüths, denen gemäß auch die Staffirungen und Beiwerke der Landschaft eingerichtet und angeordnet seyn müssen. Auch allegorisch und historisch kann die Landschaft werden durch Staffirung mit Figuren; — von ersterem hat der noch lebende Landschaftsmahler Friedrich, von dem letztern die größten Landschafter, Claude Lorrain und Poussin, glänzende Beispiele aufgestellt; — nur dürfen die Figuren nicht durch zu große Wichtigkeit der Handlung dem Eindrucke der Landschaft schaden. Das vorzüglichste Studium des Landschaftsmahlers ist die vegetabilische Natur, und keiner kann, wie er, des ganzen Reichthums der Farben zu einem magischen Ganzen sich bedienen; auch ist der Landschaft das Helldunkel vorzugsweise eigen. Uebrigens würden wir die schöne Gartenkunst eine lebendige Landschaftsmahlerei nennen. Blumen- und Fruchtstücke, Stillleben und Arabesken schließen sich an die genannten umfassendern Classen der Mahlerei mannichfaltig an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundnen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend, und eine liebliche Zugabe zur Kunst. Die dritte Hauptgattung der Mahlerei ist die Thiermahlerei, beschränkter als jene, und nur dadurch von Interesse, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd (durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen) mit sprechender Treue und mahlerischer Mannichfaltigkeit darstellt; der Fabel zu vergleichen, welche den Thiercharakter dem menschlichen analog darstellt. Außerdem werden die Thiere auch als Beiwerke in historischen und landschaftlichen Gemählden gebraucht. — Andere Eintheilungen beziehen sich auf das Aeußere dieser Kunst. Die Mahlerei ist in eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart verschieden, und zwar enkaustische oder eingebrannte Mahlerei (auch Enkaustik), die, wie sie bei den Alten üblich war, nicht mehr bekannt ist, obwohl die neuere Wachsmahlerei, oder Enkaustik (s. d. Art.) ihr nahe kommt, ferner die ihr verwandte Email- oder Schmelzmahlerei, nebst Glas- und Porzellanmahlerei, Mosaik oder musivische Mahlerei (musivische Kunst, musivische Arbeit) verschiedner Art, nebst der Mahlerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbematerial ist sie Wassermahlerei (wozu die Frescomahlerei oder die Mahlerei mit Wasserfarben auf nassem Kalkgrunde und die Miniaturmahlerei gehört); Pastellmahlerei und Oelmahlerei. Ferner in Beziehung auf die Flächen, worauf die Farben aufgetragen werden, ist sie Tapeten- oder Wandmahlerei, Glas- und Porzellanmahlerei ꝛc., in Beziehung auf den Ort und die Bestimmung der Gemählde Decken- oder Plafondmahlerei, ferner Stubenmahlerei, Theatermahlerei, u. s. w. IV. Die Geschichte der Mahlerei hat zwei Hauptperioden. Sie zerfällt nämlich in die Geschichte der alten (antiken), und der neuern oder christlichen Kunst: denn nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst wird eine Geschichte derselben eingetheilt, wenn man auch von einer orientalischen Mahlerei vor der Zeit der griechischen und römischen Kunst, und von den Mahlereien nichtchristlicher Völker in

der neuern Zeit sprechen möchte, von welchen nicht viel zu sprechen ist. — Ueberhaupt ist die Mahlerei der frühern Völker gleichsam nur als Vorbereitung auf die Kunst der Griechen anzusehen. Wahre Kunst, sagt ein Kenner, kann nur den idealisirenden Völkern griechischer Abstammung zugeeignet werden; jenseit dieser Gränze finden wir nur Farbenspiele zu Belebung größerer Massen, oder als Ergänzungen der Bilderschrift, immer aber auf einen stumpfen, nur für das Grelle und Schreiende offnen Sinn berechnet, und den Foderungen des Herkommens und des Cultus unterworfen. Aber die Mahlerei fängt erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbstständiger Formen verbindet. Nur in den Ländern, wo eine Buchstabenschrift bestand, konnte die Mahlerei sich zur Freiheit der Kunst erheben. Die Bilderschrift aber ging durch Verkürzung und Verallgemeinerung der Zeichen zur Hieroglyphe, von dieser zur Buchstabenschrift über. Aber wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung als Mittlerinn der Sprache treu blieb, mußte sie, über dem Bestreben nach dem möglichst bedeutsamen Ausdruck, der Schönheit der Form entsagen. So bei den Völkern, die, schon früh im Besitz eines leicht zu behandelnden Papierstoffs, die Kunst nur aus Bedürfniß mehr oder weniger als eine symbolische Sprache übten, oder sich wenigstens nie zur Freiheit der Darstellung erhoben. In Aegypten und Mexiko scheint die Mahlerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet worden zu seyn. Der ungebildete Sinn der Hindu fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Auch bei den Persern war die Mahlerei unstreitig, was sie noch jetzt unter ihnen ist, ein regelloses Farbengemisch, abenteuerliche Bilder ohne Contour und Haltung. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Cultur der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Mahlerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt, und stand zur Sculptur und Architektonik immer in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse, beide auf Dauer sowohl, als allgemeine Bedeutsamkeit berechnet. Man findet ägyptische Mahlereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechischen Reliefs, auf Mumiendecken und Mumiensärgen, und auf Papyrusrollen. Die ersteren (hieroglyphische oder historische Schildereien) sind demahlte Bildhauereien, in vertieften, mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel, das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemählde in Tempeln und Catacomben sind colossale demahlte Figuren mit eingegrabenen Umrissen, mit kleineren Wandgemählden eingefaßt. Auch hier erscheinen die Foderungen des Geschmacks dem Streben nach bildlicher Bedeutsamkeit untergeordnet, Dauerhaftigkeit der Farben ohne kunstgemäße Behandlung, ohne Halbtinten und Schatten. Das Ausführlichere über die ägyptische Mahlerei, welche späterhin zu Verzierungen in Rom wieder Mode ward, siehe in C. A. Böttigers Ideen zur Archäologie der Mahlerei (1. Th. Dresden 1811). Die älteste griechische Mahlerschule finden wir an den kleinasiatischen Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen vieler glücklicher Umstände macht die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern begreiflich, die schon im Homerischen Zeitalter durch vorbereitende Versuche in gefärbten Teppichen und Geweben begonnen wurde. Als das erste nahmhafte Gemählde wird eine Darstellung des Bularchus von der Schlacht der Magneter (719 vor Chr. Geb.) angeführt. Doch sind wahr-

ſcheinlich die Nachrichten davon übertrieben. Von hier aus ſollen auch die griechiſchen Pflanzſtädte an der Küſte von Italien und in Sicilien die Keime ihrer Kunſt empfangen haben. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Mahlerei urſprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plaſtik zu religiöſen Zwecken angewandt. Gewohnt von Alters her, die rohen Idole, denen der alte Grieche ſeine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanſtrich auszuſchmücken, glaubte man noch ſpäterhin, dieſes Hülfsmittels zur Belebung des farbloſen Stoffes ſich bedienen zu müſſen; zuletzt pflegte man noch die Augen zu mahlen, oder aus Schmelz oder Steinen künſtlich einzuſetzen. Aber unabhängig von der Plaſtik in heiligen Tempelgemählden zeigte ſich die Mahlerei erſt ſpät. Auch die Friſe der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Gallerien und Seitenhallen wurden früher gemahlt, oder vielmehr bemahlt. Die eigentliche Mahlerei ging natürlich von der Zeichnung und dieſe von Schattenriſſen aus, die man bald auszuzeichnen anfing: Skiagramme und Monogramme. Von dieſen ſchritt man zu Monochromen fort. Zunächſt fing man an, die Umriſſe mit einer Farbe (geriebenem Scherbenſtaub) auszumahlen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittelſt Abſtufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteſte Ueberreſte dieſer einfarbigen Mahlerei ſind die ſogenannnten Vaſengemählde mit ſchwarzen ſilhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Auch ſpäter erhielt ſich dieſe Manier. Für die Linearzeichnung (die nach der Anekdote von dem Wettſtreit des Apelles und Protogenes [ſ. Apelles] unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh) und für die einfarbige Mahlerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom, die mehrfarbige Zeichnung, ſetzte ein künſtlicheres Werkzeug voraus, — den Pinſel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den wenigen bekannten Künſtlern aus dieſer Periode iſt Panäus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias. Er war der erſte, der in den öffentlichen Spielen zu Corinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Mahlerei angeordnet hatte. Seine Wandgemählde im Athenäum zu Elis, ſeine Gemählde im Jupiterstempel zu Olympia, die Ausmahlung der Pöcile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebſt den ioniſchen Bildniſſen der griechiſchen und perſiſchen Anführer, in mehreren Gemählden haben ſeine Namen erhalten, weniger vielleicht die Colorirung und Ausſchmückung der Statue des Jupiter. (Ueberhaupt macht der Einfall und die Beſiegung der Perſer in Griechenland in der Mahlerei, wie in aller Kunſt, Epoche.) Früher vielleicht noch mahlte Micon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pöcile, ſo wie das Theſeum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen und Centaurenkämpfe ausſchmückte. Aber erſt durch Polygnotus (ungefähr 420 vor Chr. Geb.) aus Thaſos erhob ſich die Kunſt zur Selbſtſtändigkeit. (S. Polygnotus.) Sein Verdienſt war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und die Charakteriſtik, ferner Mannichfaltigkeit der Draperie und ſymmetriſche Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens ſcheint Apollodor aus Athen (404 v. Chr. Geb.) die Kunſt weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob dieſe Kunſt der berühmte Zeuxis aus Heraklea (ungefähr 378 v. Chr. Geb.); einen Canon derſelben ſtellte er in ſeiner berühmten Helena auf (ſ. d. Art. Zeuxis). Sein Nebenbuhler Parrhaſius aus Epheſus neigte ſich mehr zur

Anmuth, oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin. Seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt, als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles aus Cos (s. d. Art.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit, und wird als Meister im Portrait genannt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit und Trockenheit, ja sie wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Rhyparographie). Andrer Künstler zu gedenken würde hier nicht am Orte seyn. Unter den Römern fand diese Kunst nur geringe Theilnahme. Früher kannten sie nur die Mahlereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Späterhin wurden die Griechen Lehrer der Römer, als deren Bürgertugend schon verschwunden war und weichliche Ueppigkeit an deren Stelle trat. Viele Denkmale der alten Mahlerkunst hat man in den Gräbern und Bädern von Rom und an andern Orten Italiens aufgefunden, welche größtentheils aus Frescomahlereien und musivischen Arbeiten bestehen. Ueberhaupt aber ist die Anzahl der noch vorhandnen Denkmäler der griechischen und römischen Mahlerei so gering, daß die Archäologie dieser Kunst oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nationen in andern bildenden Künsten, und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheinen folgende Resultate über die antike Mahlerei von den gelehrten Kennern des Alterthums allgemein anerkannt zu werden. Erstens, daß die Mahlerei überhaupt in dem classischen Alterthum, sowohl in Hinsicht ihres Gebrauchs, als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet geblieben ist. Daher die bekannte Behauptung, die Mahlerei selbst sey damals mehr plastisch gewesen. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben; vorzüglich aber auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Mahlerwerke beschränkter war. Die Griechen namentlich strebten, ihrem Charakter zu Folge, nach reiner Objectivität; diese fanden und erreichten sie am vollkommensten durch die Plastik, die vollkommenste Verkörperung der sinnlichen Gegenwart, welche zugleich die imposantesten Symbole einer sinnlichen Religion aufzustellen und der Verehrung zu widmen vermag, indem sie die menschliche Form, als die gottähnlichste, am vollkommensten ausbildet. Was Wunder, wenn sich die Mahlerei nach dieser, der Nationalreligion so innig verwandten Kunst, richtete? Die Religion also veranlaßte ganz vorzüglich jenen Vorzug und jene Herrschaft der Plastik über die Mahlerei. Zweitens scheint unter den Bestandtheilen der letztern Kunst die Zeichnung der Contoure (als mit der Plastik am meisten verwandt) und das Localcolorit in der antiken Mahlerei zu vorzüglicher Vollkommenheit gediehen zu seyn; weniger die Perspective. Ja man hat bei der Dunkelheit der Berichte hierüber sogar gezweifelt, ob die Alten die Perspective gekannt haben. Da aber die Perspective von einer Flächendarstellung gar nicht getrennt, und die Bekanntschaft der Alten mit Geometrie und Optik nicht geläugnet werden kann, auch dieselbe unbezweifelt in andern zeichnenden Künsten angewandt werden mußte; so scheint diese Behauptung nur auf einen sehr unvollkommnen Gebrauch der Perspec-

tive in der Mahlerei beschränkt werden zu müssen. Mit mehr Gewißheit läßt sich behaupten, daß die Alten das Helldunkel, diese Poesie des Colorits, gar nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Mahlerei sich größtentheils auf Darstellung historischer Situationen und Thiermahlerei beschränkte, — die Landschaft aber nicht cultivirt wurde, deren Natur, wie oben gesagt worden, mehr lyrisch und sentimental ist, und deren Ausbildung auf die Vollendung des Colorits und des Helldunkels führen mußte. Ueber die Geschichte der alten Mahlerei sind übrigens zu vergleichen: Junius de pictura vererum, ed. Graevius 1694. Roterod.; Durand Histoire de la Peinture ancienne (nach Plinius), Lond. 1725; Turnbull treat on ancient painture etc. Lond. 1740; Vinc. Requeno saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' Greci e de' Romani pittori. N. ed. Parma 1787. 2. Vol. 8.; And. Riem über die Mahlerei der Alten. Berlin 1787. 4; Grund über die Mahlerei der Griechen. Dresden 1810 und 11. 2 Bde; und Böttigers oben angeführte Schrift. Abbildungen, vorzüglich römischer Gemählde findet man in Bartoli's und Bellori's Werken (z. B. recueil des peintures antiques, Paris 1757, und 1784 vermehrt), worin mehrere, z. B. in der casa di Pito gefundene Frescomahlereien beschrieben und abgebildet sind; ferner in Carletti's und Panee's Beschreibungen der Bäder des Titus, und in der Sammlung der herculanischen Alterthümer. — Größere Vollendung erreichte dagegen die Mahlerei in der neuern, christlichen Zeit, ja sie erlangte sogar über die Plastik die Oberherrschaft, welche man, wie den Geist der neueren Poesie und Kunst überhaupt, im Gegentheil der antiken oft pittoresk genannt hat. „Als sich," sagt Jacobs in seiner trefflichen Rede über den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken, „die Kunst an der Liebe zu dem göttlichen Stifter der Religion emporhob, mußte sie sich in neue Gesetze fügen. Ihr Streben mußte zunächst auf Bedeutsamkeit gehen, und da diese in der Mahlerei leichter zu erreichen war, so stieg diese Kunst schon darum über die Plastik hinauf." In den christlichen Zeiten, wo das Gemüth die herrschende Richtung nach innen gewann, wo es in dem äußerlich Hervorgebrachten mehr seine Empfindung abgespiegelt sehen wollte, wurde daher die Mahlerei, als die sich unendlich mehr dem Ausdruck der Empfindung eignet, als die Plastik, mit der größten Liebe gepflegt, und zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Die neugriechische Schule oder Kunst wird gewöhnlich für den gemeinschaftlichen Stamm der ganzen neuern Mahlerei in Europa, oder richtiger für die Kunststufe angesehen, durch welche die alte und neuere Mahlerei mit einander in Verbindung stehen. Mit Constantin wandelte die Kunst in das neue Rom, das er an der Stelle des alten Byzanz (330 nach Chr. Geb.) gründete, und viele Kunstwerke der Plastik und Mahlerei wanderten mit. (Vergl. Heyne in den Comment. Soc. Gotting. T. XI.) Sehr richtig sagt Florillo von den spätern griechischen Mahlern: die Werke der Mahlerei aus den Zeiten Justinians müssen uns freilich elend vorkommen; indessen erhielt sich doch immer noch das Handwerk, wenn auch nicht die Kunst. Musivische Arbeiten werden in dieser Zeit häufig erwähnt, z. B. eine Verklärung Christi in Mosaik für eine Kirche bestimmt. Doch scheint auch die enkaustische Mahlerei noch im Gange gewesen zu seyn, (Fiorillo Geschichte der Mahlerei 1. Bd. S. 30). Im vierten Jahrhundert, noch mehr im fünften, ver-

breitete sich der Gebrauch heiliger Gemählde in den Kirchen im Morgen- und Abendlande allgemeiner. Und dieser heilige Gebrauch entflammte die Künstler zu neuem Eifer, die christliche Religion ward die Mutter der neuern Mahlerei; oft empfahl auch die Mahlerei jene bei ihrer Ausbreitung. Aber vieles mußte die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen leiden. Doch hörte sie nie ganz auf. Die Päpste und Bischöfe beförderten sie sehr. Vorzüglich aber wurden Gemählde religiöser Art im Occident geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprung damit in Verbindung gesetzt. Von 726 an aber erhoben sich im Orient die zerstörenden Verfolgungen gegen die heiligen Bilder, und viele griechische Künstler wanderten nach Italien. Hier wurde die Kunst vorzüglich bewahrt, jedoch wurden seit dem neunten Jahrhundert die Mahler seltner. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts aber beginnt in Italien eine neue Kunst, die man, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Cyclus (als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael, Titian und Guido Reni angesehen werden können) einen eigenthümlichen Charakter entwickelte, im Gegensatz der Mahlerei der übrigen Nationen die italienische Mahlerei oder Schule nennt. Ihr Streben war, die Schönheit in den edelsten Formen zu offenbaren, und das Ideal der Antike auf die Mahlerei überzutragen (s. Italienische Kunst). Ihr setzen mehrere die niederländische, deutsche, französische, spanische und englische Schule entgegen. Andere behaupten, es gebe nur zwei (von einander wesentlich verschiedene) Schulen, die italienische und die niederländische; die deutschen, französischen und englischen Künstler aber gehörten durch den Charakter ihrer Werke bald dieser, bald jener an. Die Tendenz der niederländischen Schule, welche sich wiederum in die flamländische und holländische theilt, ist Naturwahrheit und Lebendigkeit des Colorits (s. darüber den Artikel Niederländische Schule), und hierin entwickelte sie sich früher als die deutsche (s. Deutsche Mahlerei), in welcher Albrecht Dürer einzig steht in seiner Eigenthümlichkeit. Die neueren Bestrebungen aller der genannten europäischen Nationen bilden kein so zusammenhängendes Ganzes, wie wir in den Kunstwerken der Griechen finden. Auch ist jetzt fast überall die Mahlerei mehr zur Stubenverzierung herabgesunken, wobei die Landschaft und das Portrait das herrschende sind, und vielfältige Kupferstiche die Werke früherer Productivität vervielfältigen. In der Theorie der Mahlerei ist der technische Theil, d. i. die Lehre von der Zeichnung, von der Perspective, dem Colorit u. s. w., mehr als der ästhetische, dessen Grundzüge wir im Obigen angedeutet haben, ausgebildet worden. Beiträge zu dem letztern findet man in Leonardo da Vinci's und Mengs Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Du Bos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing (in s. Laokoon). Winckelmann, Füßly, Fiorillo, Falk (in seinen kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend, Weimar 1803), Fernow, Göthe (in s. Propyläen, und besonders in s. Winckelmann und dessen Jahrhundert, Tübingen 1805) manches hierin vorgearbeitet. T.

Mahlerfarben sind theils Naturproducte, theils werden sie durch Kunst dargestellt. Hauptsächlich liefert sie das Mineralreich (Mineralfarben), und wenn sie ihr Colorit den Thieren oder Pflanzen verdanken, so ist dieses doch immer an etwas mineralisches (eine Erde oder einen Metallkalk) gebunden, weil die reinen thierischen oder ve-

getabilischen Farbestoffe (Saftfarben) für sich keinen Körper haben, sondern ihn erst durch den mineralischen Zusatz erhalten. Der Färber kann jene im Wasser auflöslichen Farbestoffe sehr wohl ohne mineralischen Zusatz benutzen, weil seine Kunst darauf hingeht, die Zeuge mit der Farbe zu durchdringen; der Mahler aber erreicht seinen Zweck durch Auftragen auf die Oberfläche, und zwar um so besser, je weniger die Farben sich in den unterliegenden Grund einziehen. Die Farben werden in der Mahlerei mit irgend einer Flüssigkeit, die leicht trocknet und die Farbe nicht verändert, angerieben und aufgetragen; diese Flüssigkeit ist entweder wäßrig (Gummiwasser, Seifenspiritus), oder fettig (austrocknende Oele des Mohnsaamens, Leinsaamens), und sonach erfodern die verschiedenen Zwecke eine besondere Auswahl der Farben. Für die Oelmahlerei taugen daher die mineralischen besser, als die an mineralische Körper gebundenen Saftfarben (Lackfarben), indem letztere durch Beimischung von Oel stets dunkler werden. Diese Mineralfarben bestehen alle in metallischen Kalken (Oxyden oder Sauerstoffverbindungen) oder in Metallsalzen und Schwefeloerbindungen. Doch haben erstere vor letztern, ihrer Unveränderlichkeit wegen, den Vorzug. Zu den Metalloxyden, welche als Farben benutzt werden, gehören: vom Blei die rothgelbe Mennige und das gelbe Massicot, vom Eisen die verschiedenen Ocher, Erden von Siena, Umbra, die durchs Glühen ihre Farbe ins dunklere ändern, vom Kupfer das Bergblau, vom Kobalt die Smalte. Andere salzig und salzähnliche Metalloerbindungen sind vom Blei das (kohlensaure) Bleiweiß und Kremnitzer Weiß, daß (salzsaure) Caßler Gelb, vom Eisen das (blausaure) Berliner Blau, vom Kupfer die (essigsaure) Grünspanblumen, das (kohlensaure) Berggrün, das (salzsaure) Braunschweiger Grün, das (arsenikfaure) Scheelsche Grün. Schwefelhaltige Metallfarben sind der Zinnober (vom Queckfilber), das gelbe Auripigment (vom Arsenik). Lackfarben haben Zinn oder Alaunerde zur körperlichen Grundlage und oerdanken ihre Farbe einem thierischen oder vegetabilischen Farbestoffe. Hieher gehören die rothen Lacke aus Cochenille mit Alaun oder Zinn, aus Krapp und die schlechtern aus Fernambuck bereiteten Sorten, die gelben aus Geldholz, Scharte, Wau; die braunen aus mehrern anderen färbenden Rinden; endlich der Indig, obgleich er seiner Entstehung nach ganz vegetabilisch ist. Bei der Porzellan- und Glasmahlerei sind nur metallische Farben anzuwenden, die im Feuer nicht flüchtig und nicht sehr veränderlich sind. Hier dient zinnhaltiges Gold zum Purpur, Nickel zum Grün, Blau gibt Kobalt, schwarz wird vom Eisen und Braunstein, eben so Braun erhalten, Uran macht eine gelbe, Chrom eine grüne Farbe. F.

Mahlergold, so viel als Musivgold, s. d. Art.

Mahlerisch, s. Mahlerei.

Mahlerschulen, s. Mahlerei.

Mahlmann (Siegfried August), königl. sächs. und herzogl. s. gothaischer Hofrath, des kaiserlich russischen St. Wladimir-Ordens Ritter, als Schriftsteller und Dichter durch mehrere Erzeugnisse bekannt, in denen sich eine blühende Phantasie mit tiefem und zartem Gefühl vereinigt, ward den 13ten Mai 1771 in Leipzig geboren, und erhielt, da er schon im frühem Knabenalter beide Aeltern verloren hatte, durch den trefflichen Rector Kordinsky in Borna, bei dem auch Seume und Christ. Aug. Fischer erzogen wurden, seine erste Bildung. Im J. 1785 bezog er die Fürstenschule in Grimma

und 1789 die Universität Leipzig. Im J. 1792 nahm er in einem adlichen Hause in Liefland eine Hofmeisterstelle an, und besuchte in den Jahren 1794—97 als Führer eines jungen Liefländers die Universitäten Leipzig und Göttingen, durchreis'te in den Jahren 1798 und 1799 das nördliche Europa und kam nach einem Aufenthalte in St. Petersburg im J. 1799 nach Leipzig zurück, wo er jetzt privatisirt. Seine lyrischen Gedichte, sowohl religiösen und ernsten als scherzenden Inhalts sind noch nicht gesammelt. Viele derselben haben Matthisson, Vetterlein, Pölitz u. A. in ihre Sammlungen deutscher Classiker aufgenommen. Die meisten sind von den besten Tonsetzern componirt (z. B. das Vater Unser von Himmel, mehrere Lieder von Reichard, Kunze, Winter, Zumsteeg). Seine Erzählungen und Mährchen in 2 Bändchen sind zweimal aufgelegt; sein Herodes von Bethlehem, eine scherzhafte Parodie der Hussiten von Kotzebue, hat fünf Auflagen, ohne die Nachdrücke, erlebt. Er entwarf im J. 1800 in Gemeinschaft mit Spatzier den Plan zu der Zeitung für die elegante Welt, die er auch nach Spatziers Tode bis zum J. 1810 allein, und dann in Verbindung mit dem jetzigen Herausgeber derselben, dem Hofrath Methus. Müller bis zum J. 1816 redigirte.

Mahlschatz ist das Geschenk, welches sich Verlobte zum Zeichen des eingegangenen Eheverlöbnisses geben.

Mahomet, eigentlich Mohammed, der Stifter einer Religion, die sich über einen großen Theil des Orients verbreitet hat und unter allen die meisten Anhänger zählt, war in Arabien gebürtig. Er war ein Sprößling des Stammes Koreisch und der Familie Haschem, berühmt in ihrem Vaterlande als die Fürsten der heiligen Stadt Mecca und die Wächter der Caaba. Seine Geburt wird am wahrscheinlichsten in das J. 569 nach Chr. gesetzt; Mecca war sein Geburtsort. Sein Großvater, Abdul Motalleb, war ein reicher und edler Bürger, Vater von dreizehn Söhnen. Einer derselben, Adallah, der von ausgezeichneter Schönheit war, heirathete Amira und starb, als sein Sohn Mahomet noch ein Kind war. Da er ein geringes Vermögen hinterließ, ward Mahomet erst von seinem Großvater, und nach dessen Tode von seinem ältesten Oheim Abu Taleb erzogen. Dieser, ein Kaufmann, bestimmte ihn für denselben Stand und nahm ihn jung auf einer Handelsreise nach Syrien mit sich. Bei dieser Gelegenheit besuchte er ein Nestorianisches Kloster, wo er besonders von einem der Mönche bemerkt wurde und Eindrücke empfing, die für seine spätere Entwickelung vielleicht wichtig waren. Die Mohammedanischen Schriftsteller sind sehr weitläuftig in ihren Beschreibungen von den bewundernswürdigen Geistes- und Körpereigenschaften, die ihren Propheten schon von Jugend auf auszeichneten; indeß theilte er die allgemeine Unwissenheit seiner Landsleute. Sein Oheim hatte ihn einer reichen Witwe Namens Khadijah zum Factor empfohlen und er erwarb sich ihre Zufriedenheit so sehr, daß sie ihn heirathete und dadurch in eine gemächliche Lage versetzte. Sie war funfzehn Jahr älter als er, dennoch lebte er, aus Dankbarkeit oder Klugheit, in glücklicher und treuer Ehe mit ihr und enthielt sich bis an ihren Tod der sinnlichen Neigungen, denen er später folgte. Er war noch Kaufmann und machte eine zweite Reise nach Syrien, wo er wiederum mit Nestorianischen Mönchen Umgang hatte. Indeß scheint er von Jugend auf eine Neigung zu religiöser Beschaulichkeit gehabt zu haben; denn er pflegte alljährig

während des Monats Ramadan ſich in eine Höhle bei Mecca zu begeben und dort einſam und zurückgezogen zu verweilen. Wann der Gedanke zu einer neuen Religion ihm in den Sinn gekommen, woher er mitten unter einem götzendieneriſchen Volke die Ueberzeugung von der Einheit Gottes genommen, und in wie weit er mit dem Ehrgeiz des prophetiſchen Charakters das Streben nach perſönlicher Größe verband: dieß ſind Punkte, worüber die Meinungen ſehr verſchieden ſind, und die wir nur durch Vermuthungen aufklären können. Daß ein ungelehrter Araber eine hohe Anſicht von dem damaligen Zuſtand der Menſchheit gefaßt, und weite Entwürfe darauf gegründet habe, iſt nicht wohl glaublich; wahrſcheinlich beſchränkten ſeine erſten Plane ſich auf ſeine Landsleute. Daß er aufrichtig in ſeinem Eifer, den Götzendienſt abzuſchaffen und eine reinere Lehre zu verbreiten, verfuhr, obgleich er dieſe Abſicht durch Täuſchung und Betrug zu erreichen ſuchte, wird man leicht glauben, wenn man ſich an die vielen Beiſpiele einer ähnlichen Verbindung bei Geſetzgebern und Religionsverbeſſerern erinnert. Mahomet begann ſeine vorgebliche Sendung im J. 609 in ſeinem vierzigſten Lebensjahre. Er bekehrte zuerſt ſeine Gattin Khadijah, der er eine Unterredung mit dem Engel Gabriel, von dem er für einen Apoſtel Gottes erklärt worden, mittheilte. Durch ſie ward ihr Oheim oder Vetter Waraka gewonnen, der ein Chriſt und mit dem alten und neuen Teſtamente genau bekannt geweſen ſeyn ſoll. Auf dieſe folgten Mahomets Diener Zeid, dem er die Freiheit ſchenkte, und ſein junger Neffe, der feurige Ali. Sehr wichtig war der Beitritt Abubekrs, eines Mannes von achtungswerthem Charakter, der in großem Anſehen ſtand und zehn der vornehmſten Bürger von Mecca nachzog. Sie alle wurden von Mahomet in den Lehren des Islam (wie die neue Religion vorzugsweiſe genannt ward) unterrichtet, deſſen erſter Grundſatz war: „Es gibt keinen Gott außer Gott (d. h. nur Einen Gott) und Mahomet iſt ſein Prophet.“ Dieſe Lehren wurden für ſucceſſive Mittheilungen des göttlichen Willens mittelſt des Engels Gabriel ausgegeben und in dem Coran (ſ. d. Art.) geſammelt. Drei Jahre waren unter ſtillen Fortſchritten verfloſſen. Im vierten Jahre verſammelte Mahomet ſeine Verwandten vom Geſchlecht Haſſem zu einem Gaſtmahl, verkündigte ihnen offen ſeine prophetiſche Sendung und fragte, wer von ihnen das Amt ſeines Veziers oder erſten Miniſters übernehmen wolle. Alles verſtummte, bis der jugendliche Ali mit dem ganzen Feuer des Enthuſiasmus ſeine Bereitwilligkeit dazu und zugleich ſeinen Entſchluß erklärte, jeden, der ſeinem Meiſter ſich zu widerſetzen wagte, niederzuſchlagen. Umſonſt mahnte ſie Abu Taleb, der Vater Ali's, von ihrem Beginnen ab. Aber wiewohl dieſer ſelbſt unbekehrt blieb, ſo war er doch der neuen Lehre dadurch ſehr förderlich, daß er Mahomet gegen ſeine Feinde ſchützte und ihm in Zeiten der Gefahr eine Zuflucht gewährte. Mehrmals ward Mahomet von den Anhängern des Götzendienſtes mit offener Gewalt angegriffen und gezwungen, ſeine Wohnung zu verändern; aber oft hatte er auch die Genugthuung, ſeine erbittertſten Feinde zu bekehren. Einen großen Verluſt erlitt er im zehnten Jahre ſeines Prophetenamtes durch den Tod Abu Talebs und der treuen Khadijah. Ihres Beiſtandes beraubt, war er genöthigt, ſich auf einige Zeit nach der Stadt Tayef zu begeben. Dagegen fand er bei den Pilgrimmen, welche die Caaba beſuchten, vielen Eingang, und gewann unter den benachbarten Stämmen zahlreiche Anhänger. In dieſe Zeit fällt Ma-

homets berühmte nächtliche Reise in den Himmel auf dem Thiere Borak unter Gabriels Leitung, worüber der Coran dunkle Winke enthält. Im zwölften Jahre breitete sich der Islam auch unter den Einwohnern von Medina (Yathreb) aus, deren mehrere dem Propheten Treue schwuren und ihren Beistand anboten. Mahomet faßte jetzt den Entschluß, seinen Feinden Gewalt entgegenzusetzen. Diese, dadurch nur noch mehr erbittert, schlossen ein Bündniß, ihn zu ermorden. Er, von der drohenden Gefahr unterrichtet, verließ, allein von Abubekr begleitet, Mecca und verbarg sich nicht weit davon in einer Höhle. Drei Tage verweilte er hier, von seinen Verfolgern unentdeckt, und gelangte dann glücklich, wiewohl nicht ohne Gefahr, nach Medina. Diese Begebenheit ist unter dem Namen der Hegira (s. d. Art.) bekannt. In Medina fand Mahomet die ehrenvollste Aufnahme; viele seiner Anhänger folgten ihm von Mecca dahin. Mahomet nahm jetzt die fürstliche und priesterliche Würde an, vermählte sich mit Abubekrs Tochter Ayessha, und erklärte, da die Zahl der Gläubigen immer mehr zunahm, seinen Entschluß, mit dem Schwert seine Lehre zu verbreiten. Die Hoffnung auf Beute erhöhte noch den religiösen Enthusiasmus seiner Anhänger. Die erste große Kriegsthat, welche sie ausführten, war das Auffangen einer reichen Caravane, geführt von Abu Sophian, dem Oberhaupt der Koreischiten, mit einer starken Bedeckung. Mahomet überfiel sie mit geringer Mannschaft im Thale Beder und schlug sie gänzlich nieder. Er machte große Beute und eine Menge Gefangener. Andere günstige Unternehmungen folgten, aber im dritten Jahre der Hegira traf die Moslemitischen Waffen ein solcher Unfall, daß sie dadurch dem Untergange nahe kamen. Abu Sophian griff mit dreitausend wohlbewaffneten Streitern Mahomet mit 950 am Berge Ohud unfern Medina an. Ein erbitterter Kampf erfolgte, in welchem der Prophet verwundet wurde und kaum das Leben rettete. Seine Leute wurden zur Flucht genöthigt, nachdem siebzig geblieben waren. Dieser Vorfall erschütterte natürlich das Ansehn desjenigen, dessen vorgeblich von Gott ihm gegebener Auftrag ihm dem Sieg hätte sichern sollen. Dadurch indeß, daß er die Schuld den Sünden der Moslemin beimaß, den Gebliebenen ein mit allen sinnlichen Freuden und Genüssen ausgestattetes Paradies versprach, und eine unbedingte Vorherbestimmung lehrte, gelang es ihm, das wankende Vertrauen wieder herzustellen. Er bedurfte desselben im folgenden Jahre, 625, wo Abu Sophian mit 10,000 Mann vor Medina erschien. Mahomet beschränkte sich klüglich auf die Vertheidigung; aber als nach zwanzigtägiger Belagerung die unter sich uneins gewordenen Feinde abgezogen waren, kam er heraus und führte, unter dem Vorgeben eines göttlichen Befehls, die Seinen gegen den jüdischen Stamm von Koreidha, der mit seinen Feinden gemeinschaftliche Sache gemacht hatte. Nach 25 Tagen mußten die Juden ihre Hauptfestung des Siegers Willkühr übergeben, der die blutigste Rache nahm, indem er die Männer, 6 bis 700, niedermachen, und die Weiber und Kinder in die Gefangenschaft führen ließ. Einige Jahre später nahm er auch Chaibar, den Hauptsitz der jüdischen Macht in Arabien, ein, wodurch er seinen Sieg über dies unglückliche Volk vollständig machte. Es ist wahrscheinlich, daß die vielen an seinen Feinden verübten Mordthaten und Grausamkeiten mit seiner göttlichen Sendung von seinen Anhängern für hinlänglich gerechtfertigt gehalten wurden; aber höchst

anstößig mußte ihnen die Verletzung alles Rechts und Anstandes seyn, die er sich bei seiner Leidenschaft für Zeinab, die Gattin seines freigelassenen Dieners und Adoptivsohns Zeid, zu Schulden kommen ließ. Er hatte sie einst in einem reizenden Nachtkleide erblickt und dadek eine Neigung gefaßt, welcher Zeid aus Dankbarkeit oder Politik nachgeben zu müssen glaubte. Er trennte sich von Zeinab, und Mahomet, durch ein eignes ihm offenbartes Capitel im Coran dazu bevollmächtigt, nahm sie öffentlich zum Weibe, mit Nichtachtung eines Verwandtschaftgrades, den bisher die Araber als unverletzlich angesehen. Diese Schwäche in Beziehung auf das weibliche Geschlecht nahm der Mahomet mit den Jahren und dem Ansehen, das er gewann, zu. Außer den zahlreichen Weibern, die er nach und nach nahm, erlaubte er sich mehrere vorübergehende Liebschaften, wie sein eignes Gesetz sie verbietet. Eine seiner Frauen fand ihn einst in ihrem eignen Zimmer mit einer coptischen Sklavin Maria; sie zu beruhigen, versprach er, die Kränkung nicht zu wiederholen. Da aber der Vorfall seinen übrigen Weibern bekannt geworden war, und sie alle ihn übel empfanden, enthielt er sich von allen während eines Monats, den er in Mariens Umgang hinbrachte, seine Untreue durch ein neues Capitel des Corans beschönigend. Daß so unverschämte Vorwände, deren er sich zu wiederholtenmalen bediente, Wirkung haben konnten, ist ein größerer Beweis von der Gläubigkeit und dem Fanatismus des Volks, als von seinem Talent zu täuschen. Zu derselben Zeit breitete sich seine Lehre und sein Ansehen unter den benachbarten Stämmen aus. Die Raudzüge seiner Offiziere verfehlten selten eine ansehnliche Beute. Er selbst ward von seinen Anhängern mit einer fast göttlichen Verehrung angesehen. Immer mehr erweiterten sich seine Ansichten und im siebenten Jahre der Flucht sandte er eine Einladung zur Annahme der neuen durch ihn geschehenen Offenbarung des göttlichen Gesetzes an die vornehmsten ihn umgebenden Fürsten, namentlich an Chosru Parviz, König von Persien, Heraclius, Kaiser von Constantinopel, Mokawkas, Beherrscher von Aegypten, den König von Aethiopien und die Fürsten verschiedener Landschaften Arabiens. Die Aufnahme dieser Botschaft war verschieden nach der Macht und dem Stolz derer, an die sie gerichtet war. Die entferntern und mächtigern achteten nicht darauf; dagegen hatten die nähern und schwächern, die von seiner wachsenden Macht hörten, seine Waffen zu fürchten. Vorzüglich wichtig war es ihm, nicht länger ein Verbannter von Mecca zu seyn, der heiligen Stadt, auf welche die Verehrung der Araber ganz besonders gerichtet war. Er erschien daher an der Spitze von 1400 Mann, in der angeblichen Absicht, den Tempel von Mecca friedlich zu besuchen. Die Koreischiten ließen ihm sagen, daß sie sich seinem Einzug widersetzen würden. Dies nöthigte Mahomet, dessen Macht zu gering gegen die ihrige war, einen Vertrag vorzuschlagen, der endlich nicht ohne demüthigende Umstände für ihn, (im siebenten Jahre der Flucht) zu Stande kam. Es sollte zehn Jahre lang Waffenstillstand seyn, und Mahomet auf drei Tage die Caaba besuchen dürfen. Begleitet von seinen Anhängern, welche in einiger Entfernung von Mecca die Waffen abgelegt hatten, zog er auf einem Kameel in die Stadt ein, die von ihren meisten Bewohnern verlassen worden war, verrichtete seine Andacht in der Caaba, und verließ sie, dem Vertrage gemäß, wieder am vierten Tage. Die wichtigste Frucht dieses Besuchs war die Bekehrung dreier Personen von großem Ansehn unter den Koreischiten und von noch größerm Ruhm unter den Moslemin, des Caled, Amru

und Othman. Im achten Jahre der Hegira waren Mahomets Truppen zuerst mit dem Kaiser Heraclius in Streit gekommen. Ein Corps unter Zeids Anführung rückte gegen die Stadt Muta in Palästina vor, dessen Statthalter einen der Moslemitischen Abgesandten ermordet hatte. Zeid blieb nebst zwei andern Anführern und nur der Muth Caleds, der bei dieser Gelegenheit den Beinamen Schwert Gottes erhielt, hinderte die Niederlage. Ein unbesonnener Treubruch der Koreischiten gab Mahomet erwünschte Gelegenheit, seine Waffen gegen Mecca zu kehren. Sein Heer bestand aus 10,000 wohlbewaffneten, von frommem Eifer begeisterten Kriegern. Die Koreischiten, von Schrecken gelähmt bei ihrer Annäherung, thaten nur geringen Widerstand. Mahomet rückte in Mecca ein, dessen Bewohner unter der Bedingung, den Islam anzunehmen, Leben und Freiheit behielten. Die Götzenbilder der Caaba wurden zerstört, aber der schwarze Stein ward durch des Propheten andächtige Berührung aufs neue Gegenstand der tiefsten Verehrung. Der Tempel ward das größte Heiligthum der Religion Mahomets, und nur den Bekennern derselben ward der Eintritt in die heilige Stadt Mecca verstattet. Dies wichtige Ereigniß fand im achten Jahre der Hegira Statt. Die Zerstörung einiger berühmten Götzenbilder und die Unterwerfung verschiedener arabischen Stämme beschäftigten zunächst die Moslemitischen Waffen. Im Thale Honain unweit Mecca kam es zwischen den Götzendienern und Mahomets Anhängern zu einer blutigen Schlacht, in der Mahomet persönlich in große Gefahr kam und nur nach äußersten Anstrengungen den Sieg errang. Die Feinde zogen sich in ihre Festung Tayef zurück, wo sie zwar vergebens belagert wurden; später aber sich freiwillig unterwarfen. Das folgende Jahr nennen die Mahomedaner das Jahr der Gesandtschaften, weil eine Menge arabischer Stämme durch Abgeordnete ihre Unterwerfung und Bekehrung ankündigten. Jetzt beschloß Mahomet, der sich an der Spitze eines zahlreichen Heeres befand, mit 30,000 Mann, worunter 10,000 Reiter waren, den feindlichen Planen des Kaisers Heraclius zuvorzukommen. Er rückte in Syrien ein und kam bis Tabuc, auf dem halben Wege nach Damascus. Da er aber die Kaiserlichen entfernt von jedem Angriffe auf Arabien fand, kehrte er nach Medina zurück und begnügte sich, einen zweiten Brief an den Kaiser Heraclius zu schreiben und ihn darin zur Annahme seiner Lehre aufzufodern. Nach seiner Rückkehr machte er ein neues Capitel des Coran bekannt, widerrief alle Verfügungen zu Gunsten der Götzendiener und vernichtete alle mit ihnen geschlossenen Verträge. Er konnte jetzt als Herr von ganz Arabien angesehen werden, obgleich nicht alle Bewohner seine Religion angenommen hatten; vielmehr verstattete er den Christen die freie Ausübung ihres Gottesdienstes gegen einen Tribut. Im zehnten Jahre der Hegira unternahm Mahomet die Abschiedswallfahrt nach Mecca; er war dabei mit dem höchsten Glanz umgeben und von 90,000, nach Andern von 150,000 Anhängern begleitet. Das Ceremoniel, das er beobachtete, hat für alle Folgezeit zum Muster gedient. Dies war aber zugleich die letzte glänzende Handlung seines Lebens. Er starb bald nach seiner Rückkehr nach Medina, in den Armen seiner Gemahlin Ayessha, im 11ten Jahre der Hegira, in seinem 63sten Lebensjahre. Von allen seinen Weibern hatte ihm nur die erste Kinder geboren, und von diesen überlebte ihn nur seine Tochter Fatima, die Gemahlin Ali's. — Die Mahomedanischen Schriftsteller erheben ohne Zweifel

mit Uebertreibung die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihres Propheten; indeß ist es sehr glaublich, daß er von einnehmender Majestät in der Erscheinung war, und viel natürliche Beredsamkeit mit einem entschlossenen und unternehmenden Geiste verband. Durch diese Gaben gelang es ihm, sich über seines Gleichen zu erheben und Vertrauen und Zuneigung zu gewinnen. Unter seinen Landsleuten ragt er als ausgezeichnet hervor; im Vergleich mit andern Gesetzgebern und Völkerbeherrschern nimmt er nur einen niedrigen Platz ein. Ob er selbst ehrlich geglaubt, was er vortrug als göttliche Offenbarung, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Am wahrscheinlichsten hält man ihn für einen religiösen Schwärmer, der sich wirklich für inspirirt durch die Gottheit hielt, dadurch aber doch nicht so ganz verblendet wurde, daß er die Mittel übersahe, wodurch er seine Lehre dem Volke annehmbar machen und seine Herrschaft über die Gemüther sichern könnte. Daher die Dichtung von seinen Unterredungen mit dem Erzengel Gabriel; daher seine erträumte Reise durch die sieben Himmel des Paradieses; daher seine Nachsicht gegen die sinnlichen Begierden eines sinnlichen Volks. Der erste Grundsatz seines Lehrsystems war: Nur einer (Allah) ist Gott und Mahomet sein Prophet. Dabei galten ihm Moses und Christus als gottbegeisterte Lehrer der Vorwelt und er tastete keineswegs die Glaubwürdigkeit der heiligen Geschichten und Offenbarungen des alten Judaismus und Christianismus an, die er nur für verfälscht hielt. Das Paradies, welches er seinen treuen Anhängern verhieß, war ein sinnlicher Freudenhimmel; er selbst ahnete vielleicht keinen andern. Seine Moral war aus der altjüdischen und christlichen zusammengesetzt. Treue Verehrung Allahs, als des einigen Gottes, unverdrüchlicher Gehorsam gegen des Propheten Gebote; Nothwendigkeit des Gebets, Wohlthätigkeit gegen Arme, Reinlichkeit und Enthaltsamkeit von verbotenen Genüssen (besonders starker Getränke — dies Verbot ward von ihm bei entstandenen Zänkereien unter seinen Anhängern gegeben), Tapferkeit und ausharrender Muth für Gottes Sache bis zum Tode, und völlige glaubensvolle Ergebung in das unabwendbare Schicksal sind die Hauptcapitel seiner Sittenlehre. An Ceremonien, Fasten und Gebräuchen durfte es einer solchen Religion für ein sinnliches Volk nicht fehlen; das Gebot der Wallfahrt nach Mecca und Medina war aber unstreitig eine politische Maaßregel, um den Stammsitz des Islam für immer zu heiligen und Arabiens politisch religiöse Bedeutenheit dauernd zu sichern. Diese Lehre ist in dem Coran enthalten, dem man bald eine zweite Sammlung Sunna (zweites Gesetz von Lebensregeln, die sich auf Mahomets Beispiel gründen) an die Seite setzte. Nicht alle Mahomedaner nehmen jedoch die letztere an; diejenigen, welche sie annehmen, heißen daher Sunniten. (Vgl. über die Mahomedanische Religion. Elberfeld 1800, 8. Aeltere Schriften sind von Adr. Reland de rel. Mohammedica. Ultraj. 1717, 8.; Haekspan, H. Hottinger etc.) Eine der Haupturſachen der schnellen und gewaltsamen Verbreitung seiner Lehre und Herrschaft lag in der Waffengewalt, indem alle, welche sich nicht gutwillig ihr unterwerfen wollten, mit der Schärfe des Schwerts dazu gezwungen wurden. Seltsam genug findet man in seiner Geschichte keine Spur, daß er zur Ausführung seiner Plane sich der Weiber bediente, obgleich er die Vielweiberei mit einiger Einschränkung, und die Kebsweiberei ohne alle Gränzen zuließ. Daß er seiner ersten Frau vorspie-

gelte, die Anfälle von Fallsucht, welche er hatte, seien Entzückungen ins Paradies, und daß sie durch Verbreitung dieser Fabel ihm zuerst Anhänger verschafft habe, scheint von christlichen Gegnern ersonnen zu seyn, um Verachtung gegen den Lügenpropheten zu bewirken. Gewiß ist es, daß er selbst erklärte, er thue keine Wunder. Gleichwohl schrieben ihm seine Jünger die allerunsinnigsten Wunderwerke zu, z. B. daß ein Theil des Mondes in seinen Aermel gefallen und er ihn wieder an den Himmel geworfen habe; daß Wasser aus seinen Fingern geträufelt; daß Steine, Bäume und Thiere ihn für Gottes wahren Propeten laut anerkannt u. s. f. — Tugendhaft im christlichen Sinne war Mahomet keineswegs; denn er predigte nur Toleranz, wo man sich ihm unterwarf, Mord und Zerstörung aber, wo man die Waffen gegen ihn ergriff. — Er war dabei unläugbar ein Wollüstling. Nie kann er in moralischer Hinsicht mit dem göttlichen Stifter des Christenthums verglichen werden. Dagegen hat sein politisch-religiöses System eine weitere Ausdehnung gewonnen, als die christliche Lehre: denn unstreitig ist ein größerer Theil des bekannten Erdbodens von Mohamedanern, als von Christen bewohnt. Auch ist die Ehrfurcht, welche die rechtgläubigen Moslemin dem Propheten und allem, was ihm aufs entfernteste angeht, beweisen, eben so groß, als nur irgend in der Christenheit die Verehrung der Reliquien gewesen seyn mag. So z. B. ist die Decke in der Moschee zu Mecca, welche alle Jahre erneuert wird, noch jetzt ein Gegenstand der heiligsten Verehrung; das Kameel, welches den Coran zur Caaba trägt, wird als ein heiliges Thier verehrt, und in dem Gebiet von Mecca gibt es eine unzählige Menge von Tauben, die nicht einmal von den Früchten verscheucht, noch weniger getödtet werden dürfen, weil sie von derjenigen Taube abstammen sollen, die sich des Propheten Ohre näherte!!! Niemand als der blinde wundersüchtige Pöbel glaubt indessen das Mährchen: Mahomets Grab hange in der Luft. Mahomet liegt vielmehr zu Medina begraben, wo er starb, und eine in der heiligen Capelle verschlossene Urne stellt sein Grabmal vor, das mit eisernem Gitterwerk umgeben ist, wozu aber niemand gelassen wird. So ist auch das sogenannte Testament Mahomets nichts als ein untergeschobnes Machwerk späterer Zeiten, und es ging mit Mahomets Lehre, wie mit der des Christenthums: sie war die fruchtbare Mutter vieler Secten, unter welchen die Sunniten und Schiiten als die vorzüglichsten noch jetzt unter Persern und Türken den heftigsten Religionshaß erhalten.

Mahomet II. (oder Mohammed II.), türkischer Kaiser, mit dem Beinamen Bujuk, der Große, war zu Adrianopel 1430 geboren und folgte 1451 seinem Vater Amurat II. Er erneuerte zwar den von seinem Vorfahren mit den griechischen Kaisern geschlossenen Frieden, faßte aber den Plan, die Eroberung des schon sehr geschwächten griechischen Kaiserthums durch die Einnahme von Constantinopel zu vollenden. Die christlichen Mächte in Europa blieben dabei müßige Zuschauer. Am 6ten April 1453 erschien Mahomet vor Constantinopel, das er zu Lande mit einem Heere von 300,000 kühnen Streitern, und zu Wasser mit 300 Galeeren und 200 kleinen Fahrzeugen zu belagern anfing. Die Belagerten hatten starke eiserne Ketten vor den Hafen gezogen, und vertheidigten sich tapfer, ungeachtet sie der so sehr überlegenen Macht des Feindes nur etwa 10,000 Mann entgegenzustellen hatten. Als aber Mahomet einen Theil seiner Flotte nicht ohne große Anstrengungen über Land in den Ha-

fen ſchaffen, eine Schiffbrücke ſchlagen und mit Kanonen beſetzen ließ, unterlag die Tapferkeit der Griechen nach einer 53 Tage hindurch fortgeſetzten Vertheidigung, und das morgenländiſche Reich hatte ein Ende. Die Stadt wurde am 29ſten Mai mit Sturm eingenommen, und der Plünderung Preis gegeben. Der Kaiſer Conſtantinus Drageſes fiel gleich anfangs mit den Waffen in der Hand. In wenigen Stunden war die Eroberung der ganzen Stadt vollendet. Die zügelloſen Sieger überließen ſich allen Gräueln und Ausſchweifungen. Während der Plünderung wurde eine junge Fürſtin, Namens Irene, vor Mahomet gebracht. Ohne die Thränen und die Unſchuld der Unglücklichen zu achten, überließ er ſich drei Tage lang in ihren Armen den Ausſchweifungen der roheſten Sinnlichkeit. Unwillig murrten einige Janitſcharen und ein Vezir wagte ſogar, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Sogleich ließ Mahomet die Gefangene holen, ergriff ſie bei den Haaren und ermordete ſie vor den Augen der Unzufriedenen mit den Worten: „Alſo behandelt Mahomet die Liebe.“ — Als Mahomet ſeinen Einzug in die eroberte und geplünderte Stadt hielt, fand er nichts als eine traurige Einöde. Da er Conſtantinopel zum Hauptſitz ſeines Reichs beſtimmte, ſo wünſchte er neue Einwohner dahin zu ziehen. Daher ſicherte er den Griechen, die ſich darin niederlaſſen wollten, völlige Religionsfreiheit zu, und gab ihnen die Erlaubniß, ſich einen neuen Patriarchen zu wählen, deſſen Würde er ſelbſt noch mehr auszeichnete. Conſtantinopel wurde unter ihm bald wieder eine blühende Stadt. Mahomet ſtellte die Feſtungswerke wieder her, und ließ, zu mehrerer Sicherheit, am Eingange des Helleſponts die unter dem Namen der Dardanellen bekannten Schlöſſer anlegen. Mahomet ſetzte ſeine Eroberungen fort. Eine Zeit lang hemmte ſie, mit einem nicht ſehr zahlreichen, aber gut disciplinirten Heere, und durch die bergige Beſchaffenheit ſeines Landes begünſtigt, der bekannte Fürſt von Albanien, Scanderbeg. Mahomet ſchloß endlich Frieden mit ihm, aber nach Scanderbegs Tode (1467) unterwarf er ſich Albanien bald. Sein weiteres Vordringen in Ungarn hielt der berühmte Johann Hunyad auf, der ihn (1456) nöthigte, die Belagerung von Belgrad aufzuheben, bei welcher Mahomet 25,000 Mann verloren hatte, und ſelbſt ſchwer verwundet worden war. Auch der Sohn des großen Hunyad, König Matthias Corvinus, hielt die Türken von Ungarn ab, und entriß ihnen ſelbſt Bosnien wieder. Dagegen eroberte Mahomet in kurzer Zeit Servien, Albanien, Griechenland und den ganzen Peloponnes, auch die meiſten Inſeln im Archipel. Das im Anfange des 13ten Jahrhunderts an der Küſte von Kleinaſien zu Trapezunt errichtete griechiſche Kaiſerthum der Comnenen wurde ebenfalls eine Beute des Siegers. Die chriſtlichen Mächte Europa's fingen an, wegen der Fortſchritte dieſer Eroberungen beſorgt zu werden, und es wurde, auf Veranlaſſung Papſtes Pius II. 1459 zu Mantua ein Kreuzzug gegen die Türken beſchloſſen, der aber, wegen der ſchlechten Verfaſſung der meiſten europäiſchen Staaten, unterblieb. Den größten Verluſt erlitt die Republik Venedig, welcher Mahomet, außer mehrern andern Beſitzungen, auch (1470) Negropont und (1474) Caffa entriß. Die öftern Kriege mit den Perſern hinderten Mahomet, ſein Kriegsglück gegen die chriſtlichen Mächte weiter zu verfolgen. Im J. 1480 griff er die Inſel Rhodus an, wurde aber von den Rittern, welche die Inſel vertheidigten, mit großem Verluſte zurückgetrieben. Die Türken wendeten hierauf ihre Waffen gegen Italien, nahmen Otrant

ein und würden wahrscheinlich ihre Eroberungen in diesem Lande weiter fortgesetzt haben, aber Mahomets Tod (1481) machte seinen Unternehmungen ein Ende. Man sagte von ihm, daß er während seiner 39jährigen Regierung zwölf Reiche und mehr als zweihundert Städte erobert habe. Auf sein Grab hatte er die Worte zu setzen befohlen: „Ich wollte Rhodus einnehmen und Italien erobern;" wahrscheinlich, um damit seinen Nachfolgern ihre Pflicht einzuschärfen. Wenn glückliche Eigenschaften und umfassender Ehrgeiz, besonnener Muth und glänzende Erfolge einen großen Fürsten, unmenschliche Grausamkeit, schändliche Treulosigkeit, niedrige Ausschweifungen, stetes Hohnsprechen aller Gesetze dagegen einen Bösewicht machen; so muß man gestehen, daß Mahomet II. beides gewesen. Er sprach griechisch, arabisch und persisch, verstand lateinisch, zeichnete und mahlte, hatte Kenntniß in der Geographie und Mathematik und war mit der Geschichte der größten Männer des Alterthums bekannt. Kurz, er würde mit den erhabensten Helden zu vergleichen seyn, wenn seine Grausamkeiten nicht seinen Ruhm befleckt hätten. Die Politik hemmte zuweilen den Ungestüm seines Charakters, aber nur zu oft wurde er von ihr hingerissen, doch sind nicht alle Thatsachen, die man von seiner Unmenschlichkeit anführt, beglaubigt.

Mahomet IV. (oder Mohammed IV.), geboren 1642, wurde nachdem sein Vater Ibrahim in einem Aufstande der Janitscharen erdrosselt worden war, als ein Knabe von 7 Jahren auf den Thron erhoben. Seine Großmutter, ein herrschsüchtiges Weib, führte die Regierung, wurde aber in einer von der Gegenpartei im Serail selbst bewirkten Revolution umgebracht. Der berühmte Großvezier Mahomet Kuperli wurde nun an die Spitze der Regierung gestellt. Diesem großen Minister, und seinem eben so großen Sohne und Nachfolger hatte das türkische Reich das Ansehn zu danken, in welchem es sich noch bis gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts erhielt. Mahomet IV. selbst war nur ein unbedeutender Regent, dessen vorzüglichste Leidenschaft die Jagd war. — Kuperli wendete seine meiste Sorge auf die Herstellung der innern Ruhe des Reichs, welcher er eine große Anzahl Menschen opferte. Daher wurde auch der schon im J. 1645 angefangene Krieg gegen die Venetianer, besonders wegen der Insel Candia, nur schwach fortgesetzt. Aber im J. 1667 unternahm Achmet Kuperli, einer der größten türkischen Feldherrn, die Belagerung der Stadt Candia. Diese Belagerung, welche durch die auf beiden Seiten angewendeten Mittel des Angriffs und der Vertheidigung in der Kriegsgeschichte berühmt geworden ist, kostete den Türken mehr als 100,000 Mann, dauerte 2 Jahre 4 Monate, und endigte durch eine Capitulation, die am 5ten September 1669 zugleich mit den Friedensbedingungen zwischen Venedig und den Türken unterzeichnet wurde. Früher (1660) war wegen Siebenbürgen ein Krieg zwischen dem Kaiser Leopold und den Türken entstanden. Die letztern hatten bereits beträchtliche Fortschritte in Ungarn gemacht, als sie am 3ten August 1664 von der, von dem berühmten Montecuculi commandirten kaiserlichen und alliirten Armee, bei welcher auch 6000 Franzosen waren, bei St. Gotthard völlig geschlagen wurden. Aber ungeachtet dieses entscheidenden Sieges nahm der Kaiser Leopold, zum Erstaunen Aller, den von den Türken angebotenen zwanzigjährigen, für die letztern vortheilhaften Frieden, der zu Temeswar abgeschlossen wurde, an. Noch nie hatten die Türken sich den Gränzen Deutschlands so sehr genähert, als jetzt. — Die Anarchie, welche unter dem

König Michael in Polen herrschte, und die Unruhen der Kosaken veranlaßten 1672 einen Krieg der Türken gegen Polen, welches den Frieden unter schimpflichen Bedingungen erkaufen mußte. Aber der große polnische Feldherr Johann Sobieski rächte die Schmach seiner Nation durch einen entscheidenden Sieg bei Chocsim (1673) und erzwang (1676) von den Türken einen ehrenvollen Frieden. Auch trug Sobieski das Meiste zu dem Entsatz von Wien bei, das in dem (1683) durch die Mißvergnügten in Ungarn veranlaßten Kriege von dem Großvezier Cara Mustapha mit 200,000 Mann, wider den Rath der Verständigern, länger als 6 Wochen belagert wurde. Die Türken wurden in ihrem Lager am 2ten September von dem verbündeten christlichen Heere angegriffen und mit außerordentlichem Verluste geschlagen. Der Großvezier mußte seinen allerdings großen Fehler mit dem Kopfe büßen. Der Kaiser, Polen, Rußland und Venedig schlossen nun ein Bündniß wider die Türken, die fast überall Verlust erlitten. So wurden sie unter andern am 12ten August 1687 bei Mohacz von dem Herzog Carl von Lothringen gänzlich geschlagen. Da man alle diese Unfälle der Weichlichkeit und Trägheit des Sultans Mahomet IV. zuschrieb, so wurde er 1687 abgesetzt. Er starb im Gefängnisse 1691.

Mährchen, s. Feenmährchen.

Mähren, eine Markgrafschaft und deutsche Provinz des österreichischen Staates, gränzt (ohne das österreichische Schlesien, welches demselben gänzlich einverleibt ist, und mit demselben eine Provinz bildet) gegen Norden an die preußische Grafschaft Glatz und das österreichische Schlesien, gegen Osten an Ungarn, gegen Süden an Niederösterreich und gegen Westen an Böhmen. Nach diesem Umfange enthält Mähren 418 Quadratmeilen. Es wird von vielen Flüssen bewässert, von welchen nur die March eine Strecke schiffbar ist. Dieses Land ist im Osten, Norden und Westen durch Gebirge eingeschlossen, und nur gegen Süden offen. Gegen Norden an der Gränze von Glatz ist das Glatzer Schneegebirge, dessen höchster Punkt, der Spieglitzer Schneeberg, sich 4380 Fuß erhebt. Oestlich von diesem Gebirge ziehen sich wieder Gebirge und schließen sich an die Karpathen an, welche an der mährischen und ungarischen Gränze zwischen den Flüssen Waag und March hinlaufen. Von dem nördlichen Schneegebirge Mährens dehnt sich ein anderer Gebirgsarm über den westlichen Theil des Landes zwischen Mähren und Böhmen aus. Die Gebirge Mährens sind Fortsetzungen theils der Sudeten und theils der Karpathen. Die höchsten Gebirgsgegenden befinden sich in dem nördlichen Theile, von da sich der Boden gegen Süden verflacht. Auch durch das Innere Mährens erstrecken sich Bergketten von mittlerer Höhe; doch fehlt es auch nicht an schönen Ebenen und Thälern. Der Boden ist daher in Hinsicht auf Fruchtbarkeit von sehr verschiedener Beschaffenheit. Die höhern Gebirgsgegenden sind wenig fruchtbar; dagegen ist der Boden in der sogenannten Hanna (wo die Hannaken wohnen) und in den an Ungarn angränzenden südlichen Gegenden ungemein fruchtbar. Die Viehzucht wird durch die festen Wiesen und Weiden begünstigt, steht aber mit dem Ackerbau in einem bei weitem zu geringen Verhältnisse. Die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht, wird stark getrieben. Die Bienenzucht reicht nicht für den Bedarf des Landes zu; die Fischerei ist einträglich, wozu die vielen Flüsse und häufigen Teiche beitragen. Der Getraidebau wird stark getrieben; am ergiebigsten ist er in der Hanna, am Marchflusse, um

Brünn, und in den südöstlichsten Gegenden des Znaymer Kreises. Auch der Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Ferner bauet man vielen Flachs, etwas Hanf, Anis, Senf, Fenchel, Safflor, Krapp und Süßholz. In verschiedenen Gegenden Mährens wird ein ziemlich starker Weinbau getrieben, wiewohl das Clima denselben nicht sehr begünstigt, daher sind auch die meisten mährischen Weine in keinem vorzüglichen Rufe. Auch hat Mähren ansehnliche Waldungen und zwar mehr Laub- als Nadelwälder. Ehemals baute man in Mähren auf Silber und Gold. Kupfererze findet man zwar, aber es wird nicht darauf gebauet. Man baut blos auf Eisen, Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Am wichtigsten sind die Eisenbergwerke. Unter den vielen Gewerbsanstalten zeichnen sich durch ihre große Wichtigkeit vorzüglich die Tuch-, Wollenzeug- und Leinwandmanufacturen aus. Die Leinwandmanufactur beschäftigt gegen 200,000 Spinner und 13,000 Webermeister; die Verfertigung der Wollenzeuge und Tücher mehr als 100,000 Menschen auf 10,000 Stühlen. Auch die Baumwollenfabriken verdienen einer Erwähnung. Der Handel Mährens, sowohl der, welcher im Lande selbst Statt hat, als auch der Verkehr mit andern Ländern, ist von großer Wichtigkeit, indem man die bedeutenden Natur- und Kunsterzeugnisse ausführt und fremde Befriedigungsmittel der Bedürfnisse der dasigen Einwohner einführt. Den Gewinnhandel dieser Provinz, welcher aus dem größern Werthe seiner Ausfuhrartikel über jenen der Einfuhr entsteht, vermehrt noch ein sehr wichtiger Transitohandel, begünstigt durch die guten Kunststraßen. Mähren wird unumschränkt regiert, wiewohl es Landstände hat, die sich in den Prälaten-, Herren- und Ritterstand und in den Stand der königlichen Städte theilen. Mit den Geschäften der innern Landesverwaltung ist das zu Brünn bestehende Landesgubernium beauftragt, und es stehen die 6 Kreisämter Mährens und die 2 des österreichischen Schlesiens unter demselben. Die geistlichen Angelegenheiten dirigiren die Bischöfe von Olmütz und Brünn. Die Landeseinkünfte schätzt man auf 6 bis 7 Millionen Gulden. Die Zahl der Einwohner beträgt 1,372,000, darunter 29,000 Juden und 23,000 Protestanten. (Vgl. den Art. Oesterreich.) Ihrer Abstammung nach gehören die Einwohner nicht zu einem Volksstamme, und sind theils Slaven, wozu die Hannaken (ausgezeichnet durch ihre Gastfreundschaft) und die Slowaken (ausgezeichnet durch ihre Anlage zu den Wissenschaften und Künsten, durch ihren Witz und ihre Beredsamkeit) gehören, theils Deutsche, wozu noch Juden kommen. Das Land wird in sechs Kreise getheilt, in den Olmützer, Brünner, Iglauer, Znaymer, Hradischer und Prerauer Kreis. Die Hauptstadt des ganzen Landes ist Brünn. — Von der Geschichte des mährischen oder großen Reichs führen wir folgendes an. Das Land der alten Quaden, welches nach deren Abzuge nach Spanien die Scyren, die Rugier, die Heruler, und zuletzt bis um 548 die Longobarden eingenommen hatten, ward endlich von einer Colonie donauischer Slavonen, die von den Walachen (Bulgaren) vertrieben wurden, und von dem Flusse Morawa den Namen Morawer bekamen, aufs neue bevölkert. Bei dem nachmaligen Verfalle des avarischen Staates konnten sich die mährischen Slaven weiter ausbreiten und nach und nach ein Königreich errichten, welches unter dem Namen von Großmähren weit mehr Länder als das heutige Mähren in sich begriff. Carl der Große überwand die Mährer und nöthigte ihren König Samoslav, sich taufen zu lassen, wiewohl erst um das Jahr 856 Cyrillus (s. d. Art.) der wahre Apostel der Mährer wurde.

Ludwig der Fromme leg'e dem König Megomir Tribut auf; Ludwig der Deutſche machte den König Radiſlav zum Gefangnen. Arnulph vergrößerte anfangs und ſtürzte hernach den mähriſchen Staat, denn er gab dem Zuatopliek (Swjatopulsk) nicht nur Böhmen, ſondern auch andre Länder, auf der einen Seite bis an die Oder, und auf der andern gegen Ungarn bis an den Fluß Gran; allein da ſich dieſer hernach empörte, griff ihn Arnulph mit Hülfe der Böhmen und Ungarn mit ſolchem Erfolge an, daß das mähriſche Reich außerordentlich geſchwächt und endlich unter Swjatobog, Swjatopulsk Sohne (908), völlig zu Grunde gerichtet wurde. Seitdem wurde es nach und nach ein Raub der Ungarn, Polen und Deutſchen. Im J. 1056 erhielt Mähren ungefähr den heutigen Umfang und wurde böhmiſch, was es zum Theil ſchon zuvor war. Im J. 1085 bekam es den Titel einer Markgrafſchaft und wurde ſeitdem (bis auf Matthias Zeiten 1611) von den böhmiſchen Königen unter dieſem Titel von Zeit zu Zeit ihren Söhnen und Anverwandten zum Lehn gegeben.

Mähriſche Brüder, ſ. Böhmiſche Brüder.

Maifeld, ſ. März- und Maifeld.

Mailand (Mediolanum), ein ehemaliges Herzogthum in Oberitalien, das zu den ſchönſten und fruchtbarſten Ländern von Europa gehört. Es gränzt gegen Weſten an Piemont und Montferrat, gegen Süden an das genueſiſche Gebiet, gegen Oſten an das Parmeſaniſche, Mantuaniſche und Venetianiſche, gegen Norden aber an die vier italieniſchen Vogteien der Schweizer und an Graubünden. Die Größe beträgt 180 Quadratmeilen und die Einwohnerzahl eine Million. Die Hauptproducte ſind Getraide, Reiß, Wein, Früchte und Seide. — Der erſte Herzog von Mailand war Gian Galeazzo Viſconti, welchen Kaiſer Wenzel im J. 1395 dazu ernannte; der Hauptfond des Herzogthums beſtand aus einer Menge der ſchönſten und blühendſten lombardiſchen Städte, in welchen die Viſconti theils durch Fehden, theils durch Begünſtigungen der Bürger und des Kaiſers die höchſte Macht erhalten hatten. Der Mannsſtamm der Viſconti ſtarb aber bald aus (1447), und wiewohl nun Frankreich die nächſten Anwartſchaftsanſprüche auf Mailand hatte, ſo gelang es doch dem Francesco Sforza, dem Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Viſconti (1450), dieſes ſchöne Land für ſich und ſeine Familie zu erhalten. Doch behauptete ſich dieſelbe nur bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts ununterbrochen darin; denn ſeit Ludwig XII. von Frankreich ſeine Anſprüche 1499 geltend zu machen anfing, die ſein Nachfolger Franz I. noch eifriger verfocht, war Mailand wechſelsweiſe im Beſitz der Franzoſen und der Sforza's. Als Franz I. im Madriber Frieden (1526) alle italieniſchen Beſitzungen aufgeben mußte, und 1535 mit Maximilian Sforza (welcher Mailand vom Kaiſer als Reichslehn erhielt) der Sforzaiſche Mannsſtamm ausſtarb, gab Carl V. daſſelbe ſeinem Sohn Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone es auch bis auf den ſpaniſchen Succeſſionskrieg (1700) blieb. Durch denſelben kam es an Oeſterreich. In dem Wiener Frieden 1735 und dem Wormſer Tractat 1745 wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlaſſen. Im J. 1797 bemächtigten ſich die Franzoſen des Landes und erklärten es für einen Theil des ciſalpiniſchen Republik. Und obgleich in der Folge die Oeſterreicher und Ruſſen Herren des Landes wurden und die gemachten Verfügungen vernichteten, ſo blieb doch Bonaparte durch die Schlacht bei Marengo abermals Gebieter von Italien, änderte 1801 den Namen in italieniſche Re-

publik und 1805 in italieniſches Königreich um, von welchem das Herzogthum Mailand einen wichtigen Theil ausmachte, bis die Ereigniſſe des J. 1814 daſſelbe auflöſ'ten. In dem Pariſer Frieden kam das Mailändiſche zum größten Theil an Sardinien. Den kleinern Theil mit der Hauptſtadt Mailand vereinigte Oeſterreich mit dem lombardiſch-veneſianiſchen Königreich.

Mailand, die Hauptſtadt des lombardiſchen Gouvernements der öſterreichiſchen Staaten in Italien, iſt eine der reichſten, prächtigſten und volkreichſten Städte in Oberitalien, und hat trotz aller durch Zeit, Kriege und andere feindlichen Schickſale erlittenen Unfälle ihren alten Glanz bis auf dieſen Tag gerettet. Von den Denkmälern ihres Alterthums hat ſie jedoch nichts weiter als einen Reſt von Thermen erhalten, die man gewöhnlich le Colonne di S. Lorenzo nennt. Deſto reicher iſt Mailand an Monumenten neuerer Zeit, unter welchen der berühmte Dom die erſte Stelle einnimmt. Dieſer im J. 1386 gegründete Bau iſt nach St. Peter in Rom die größte Kirche in Italien. Ganz aus weißem Marmor erbaut, gewährt er von innen und außen einen unbeſchreiblichen Eindruck. Seine älteſten Meiſter, deren man ſehr viele zählt, führten ihn im ſpätern gothiſchen Style auf; um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderſeite in mehr antikem Geſchmacke aus, und zerſtörte auf dieſe Weiſe die Einheit und Eigenthümlichkeit des Ganzen. Napoleon ließ endlich mit ungeheuren Koſten das bisher immer erſt halbfertige Gebäude ſo weit fortführen, daß nur ſehr wenig zu ſeiner Vollendung fehlt. Wenn von außen der helle Glanz des Marmors, die gothiſchen Verzierungen und Statuen (man zählt 4000) den Beſchauer blenden und überraſchen, ſo wird er dagegen im Innern des Domes, der ſich auf 52 Säulenpfeilern ſtützt, von dem ehrwürdigen Helldunkel der heiligen Räume gewiß lebendig ergriffen werden. — Eine der älteſten Kirchen Mailands iſt St. Ambrogio, in deren Inneres einige Stufen hinabführen. Sie iſt mehrerer Alterthümer wegen merkwürdig, übrigens aber finſter und unanſehnlich. Von den übrigen zahlreichen, zum Theil prächtigen Kirchen erwähnen wir blos noch das ehemalige Dominikanerkloſter Madonna delle Grazie, in deſſen Refectorium ſich das berühmte, jetzt leider halb vernichtete Frescogemählde des L. da Vinci befindet, das Abendmahl Chriſti; aber aller Verſtümmelung ungeachtet noch wunderwürdige Reſte ſeiner urſprünglichen Schönheit aufweiſ't. — Das ehemalige Jeſuitencollegium Brera, ein äußerſt prächtiges und durch ſeine Sternwarte merkwürdiges Gebäude, enthält jetzt mehrere Inſtitute für Künſte und Wiſſenſchaften, namentlich eine ſehr ſchöne Gemäldegallerie und eine Bibliothek. Die erſte iſt beſonders reich an Werken Lombardiſcher und Bologneſer Meiſter, die andere ſehr anſehnlich und unter andern im Beſitz des Hallerſchen Büchernachlaſſes. Die Ambroſianiſche Bibliothek, bei welcher der durch ſeine literariſchen Entdeckungen bekannte Abbate Angelo Majo angeſtellt iſt, beſitzt außer den Büchern noch einen Schatz von Handſchriften (worunter beſonders die Manuſcripte des Leon. da Vinci), Gemählden, Zeichnungen (u. a. den Carton der Schule von Athen von Raphael), Antiken und Gypsabgüſſen. Unter den Wohlthätigkeitsanſtalten behauptet das große Hospital den erſten Rang, durch ſeine Bauart, Größe und die Pflege, die den ſehr zahlreichen Kranken daſelbſt zu Theil wird. Das Lazaretto, ein ungeheures, viereckiges Gebäude, früher in Peſtzeiten gebraucht, hat

jetzt eine andere Beſtimmung. Nächſt dem Theater S. Carlo in Neapel iſt das Mailändiſche della Scala eines der größten in Italien und vielleicht in Europa. Es wurde 1778 von Piermarini erbaut und zeichnet ſich vor allen andern durch die vielen Bequemlichkeiten aus, die es enthält. Die Opern und Ballete daſelbſt dürften in Italien an Glanz und Vollkommenheit der Darſtellung nicht übertroffen werden. Außerdem beſtehen noch die Theater Re, Canobiana, Carcano u. m. a. — Mailand beſitzt eine große Anzahl von Paläſten und andern gut ins Auge fallenden Gebäuden, die Straßen indeß ſind meiſtens nicht ſehr breit und gerade. Ausgezeichnet ſchön iſt der Corſo (die Porta orientale), neben welchem die öffentlichen Gärten einen herrlichen Spaziergang gewähren; doch ſind ihre Schatten lange nicht ſo beſucht wie der Corſo, auf welchem jeden Abend die ſchöne und vornehme Welt zu Fuß und zu Pferde, größtentheils aber in den prächtigſten Equipagen, ſich auf- und abbewegt. Allenthalben ſpricht ſich der Wohlſtand der Einwohner aus, deren Zahl man auf 120,000 angibt. Bedeutend iſt der Handel, der mit Getraide, Reiß, Seide und trefflichem Käſe getrieben wird; ſehr anſehnlich die Zahl der Fabriken und Manufakturen, die ein rühmlicher Gewerbfleiß belebt, Künſte und Wiſſenſchaften genießen eifrige Verehrung, wie überhaupt Bildung, Feinheit und Herzlichkeit den Charakter des Mailänders bezeichnet. Die Umgebung der Stadt iſt heiter und wird von den fruchtbarſten Fluren gebildet; den fehlenden Fluß erſetzen zwei große Canäle, die mit dem Teſſino und der Adda in Verbindung ſtehen; den Horizont gegen Norden begränzen die Alpen der Schweiz und gewähren an heitern Tagen den erhabenſten Anblick. F — r.

Maimon (Moſes Ben) oder Maimonides, einer der berühmteſten jüdiſchen Gelehrten, geboren zu Cordova in Spanien im J. 1139 (nicht 1131). Mit dem mündlichen Unterricht der Araber Thophail und Averroes in der Medicin und Philoſophie verband er ein fleißiges Studium der Werke der alten Philoſophen, beſonders des Ariſtoteles, machte ſich aber dadurch ſeinen Glaubensgenoſſen ſo verdächtig, daß er, um ihren Verfolgungen zu entgehen, ſich nach Aegypten begab, wo er ſich anfangs für einen Juwelirer ausgab, bald aber zum Leibarzt des Sultan Saladin von Aegypten ernannt wurde, unter deſſen Schutz er eine ſehr beſuchte Lehranſtalt zu Alexandrien ſtiftete. Neue Nachſtellungen ſeiner Neider und Verfolger nöthigten ihn, Alexandrien wieder zu verlaſſen. Im ſteten Herumziehen verſtrich ihm der übrige Theil ſeines Lebens, welches er im J. 1205 zu Kahira oder in Paläſtina beſchloß. Unter ſeinen Schriften iſt die bekannteſte Moreh Nevochim (doctor perplexorum, Lehrer der Verwirrten oder Wankenden), ein Verſuch, die Lehren des A. T. mit der Vernunft in Uebereinſtimmung zu bringen, oder eine Art von Religionsphiloſophie, welche von ſeinem hellen Verſtande und ſeinem Scharfſinn auf das rühmlichſte zeugt. Dieſe Schrift war urſprünglich arabiſch geſchrieben, und wurde von einem Juden ins Hebräiſche und von Buxtorf ins Lateiniſche überſetzt (1629, 4.). Außerdem verdient genannt zu werden: 2. ein trefflicher Commentar über die Miſchna, hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam in 6 Fol.Bdn; 3. Jad Chazakha (die ſtarke Hand), ein Abriß des Talmud, Venedig, 4 Fol.Bde; 4. Sepher Hammiſoth (das Buch der Lehren), hebräiſch und lateiniſch, Amſterdam 1640, 4., eine Erklärung der 613 affirmativen und negativen Lehren des Geſetzes. Ferner, ein Buch über den Göt-

zendienſt, von Voſſius, ein andres über Chriſtus, überſetzt von Genebrard, mehrere mediciniſche und andere Werke, Briefe und Abhandlungen. Die Juden nennen ihn den wahrhaften Meiſter, den großen Adler, den Ruhm des Morgenlandes, das Licht des Abendlandes, und betrachten ihn als das größte Genie nach dem Geſetzgeber Moſes. Sie bezeichnen ihn, ihrer Sitte gemäß, oft mit den vier Buchſtaben R. M. B. M. (Rabbi Moſes Ben Maimon), woraus man Ramdm gemacht hat. Man hat es jedoch der Moral dieſes geiſtreichſten und ausgezeichnetſten Lehrers der Juden nicht zur Ehre angerechnet, wenn er in ſeinem Sepher Miſchporim (oder das Buch von den Rechten) die Erläuterung gibt: Leute von anderer Religion ſoll man fleißig mahnen, denn es iſt ein verdienſtvolles Werk, dieſelben zu ſchinden und zu plagen, nach dem Befehl der Schrift: den Fremden ſollſt du drängen.

Maimon (Salomon), ein um die Philoſophie ſehr verdienter jüdiſcher Gelehrter, geboren zu Neſchwitz in Litthauen 1753. Er war der Sohn eines armen Rabbinen, der ihn zum eifrigen Studium des Talmud anhielt. Nachdem er lange in äußerſter Dürftigkeit gelebt hatte, ging er, von Wißbegierde getrieben, nach Deutſchland. In Berlin, wohin er in den armſeligſten Umſtänden kam, fand er bei Mendelsſohn Unterſtützung. Raſtlos betrieb er ſeine Studien, vornehmlich im Gebiete der Philoſophie, lernte einige Zeit die Apothekerkunſt, wandte ſich nach Hamburg, Amſterdam, Breslau, endlich wieder nach Berlin und lebte zuletzt auf dem Kalkreuthſchen Gute Siegersdorf in Niederſchleſien, wo er 1800 ſtarb. Wir beſitzen eine Lebensgeſchichte von ihm ſelbſt (Berl. 1792 — 93, 2 Thle. 8.), und Maimoniana, oder Rhapſodien zur Charakteriſtik Salomon Maimons, aus ſeinem Privatleben geſammelt, von S. J. Wolff, Berl. 1813 herausgegeben, in welchen ein Auszug jener Biographie enthalten iſt. Nur einige ſeiner Schriften wollen wir anführen, als: Verſuche über die Transſcendentalphiloſophie, Berl. 1790; Verſuch einer neuen Logik, nebſt Briefen an Anaſidemus ꝛc. Berl. 1794, durch welche er Kants transſcendentale Logik zu berichtigen und näher zu beſtimmen ſuchte; ferner über die Kategorien des Ariſtoteles, ebend. 1794; und kritiſche Unterſuchungen über den menſchlichen Geiſt, Leipzig 1797, 8. — in welchen Schriften er die Lehren der kritiſchen Philoſophie mit großem Scharfſinn entwickelte und beſtimmte.

Main, ein anſehnlicher deutſcher Fluß, welcher aus der Vereinigung des weißen und rothen Mains entſteht, wovon der letztere bei dem Marktflecken Lindenhardt entſpringt, und der erſtere im Fichtelgebirge am öſtlichen Abhange des Ochſenkopfes, an der ſogenannten Weißmannsleiten, in einer mit Felſenruinen bedeckten, wilden Gegend, in der Nähe des Hofes Karges ſeinen Urſprung hat. Seine reichfließende Waſſerader ſprudelt, ſo rein wie Cryſtall, am Fuße einer Buche aus einer Granitſpalte hervor, und ſtürzt ſich ſogleich den ſteilen Bergabhang hinab. Der weiße Main fließt bei Culmbach, der rothe Main bei Baireuth vorbei, und eine Stunde von Culmbach, bei dem Dorfe Steinhauſen, vereinigen ſich beide, und erhalten nun den Namen Main. Im Obermainkreiſe des Königreichs Baiern, wo der Main entſteht, nimmt er die Itz und die Regnitz auf, und wird bei Bamberg ſchiffbar. Hierauf tritt er in den Obermainkreis deſſelben Königreichs, und nimmt daſelbſt die fränkiſche Saale auf. Hierauf vereinigt ſich bei Wertheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Naſ-

sau bei Höchst die Nidda mit dem Maine. Nach einem Laufe von 60 Meilen ergießt sich der Main bei Mainz in den Rhein, wo er ungefähr eine Breite von 400 Schritten hat, und Güterschiffe von 1500 bis 1800 Ct. Ladung trägt. Die wichtigsten Städte, welche an dem Main liegen, sind: Schweinfurt, Kitzingen, Würzburg, Werthheim, Aschaffenburg, Hanau, Offenbach und Frankfurt. Die Lande, welche er durchfließt, sind das Königreich Baiern, das Großherzogthum Baden, Churhessen, das Großherzogthum Hessen, das Gebiet der freien Stadt Frankfurt und das Herzogthum Nassau.

Maine (Anne-Louise-Bénédictine de Bourbon, Ducheſſe de), 1676 geboren, war eine Enkelin des großen Condé, und eine Prinzessin von großem, aber herrschsüchtigem Geiste. Sie wurde im J. 1692 mit dem Duc de Maine, einem natürlichen Sohne Ludwigs XIV. und der Frau von Montespan, vermählt, den sie in der Folge beherrschte. Ludwig XIV. erklärte sowohl den Duc de Maine, als seinen zweiten Sohn von der Montespan, den Grafen von Toulouse, im J. 1714 durch ein Edict für fähig, auf dem französischen Throne zu succediren, und man schrieb der Herzogin einigen Antheil an diesem außerordentlichen Entschlusse zu. Aber während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. wurde dieses Edict 1717 von dem Regenten, dem Herzog von Orleans, wieder aufgehoben. Die Herzogin von Maine wurde darüber aufgebracht, und nahm an der, von dem spanischen Gesandten am französischen Hofe, dem Prinzen von Cellamare, wider den Herzogregenten eingeleiteten Verschwörung Antheil. Sie wurde 1718 verhaftet und nach dem Schlosse Dijon, ihr Gemahl aber nach dem Schlosse Dourlens gebracht; erst im J. 1720 erhielten sie ihre Freiheit wieder. Der Herzog starb 1736, seine Gemahlin 1753 zu Sceaux, wo Gelehrte und Künstler eine freigebige Beschützerin an ihr gefunden hatten. „Nie hat jemand," sagt Frau von Staël von ihr, „so genau, zierlich und geschwind und zugleich so edel und natürlich gesprochen. Ihr Geist, der lebhaft von den Gegenständen getroffen wurde, war ein Spiegel, der sie zurückwirft, ohne etwas hinzuzufügen, ohne sie zu verschönern, ohne sie zu verändern." — Sie hinterließ zwei Söhne, die ohne Erben starben. — Im Jahre 1805 erschienen Lettres de Madame la Duchesse de Maine et de Madame la Marquise de Simiane. Voran stehen historische und biographische Nachrichten.

Mainotten. Maina ist ein Gebirgsdistrict in der türkischen Landschaft Morea, zur Sandschak Misitra gehörig, deren Bewohner Mainotten heißen. Fälschlich leitet man ihren Namen von dem griechischen Worte μανια (Wahnsinn) ab, weil sie sich, Unsinnigen gleich, unter ihre Feinde stürzen sollen. Vielmehr ist der Name Maina mehreren Gebirgsgegenden in der Türkei eigen. Auch hat man die Mainotten für die Nachkommen der alten Lacedämonier gehalten; aber es ist wahrscheinlich, daß sie Flüchtlinge aus allen Gegenden Griechenlands sind, die zur Zeit der Unterjochung hier Schutz suchten und fanden. Sie sind griechische Christen und haben sich, ob sie gleich kaum etwa 12,000 Bewaffnete stellen können, in beständiger Unabhängigkeit von der türkischen Herrschaft erhalten. Hierzu trägt, außer ihrer Tapferkeit, besonders die gebirgige Beschaffenheit ihrer Gegend bei, indem unersteigliche Felsen dieselbe bedecken. Sie sind wild, kühn, abergläubisch, freiheitliebend und räuberisch. Uebrigens leben sie unter sich in einem gesellschaftlichen Zustande, halten die Gastfreundschaft heilig, und sind einfach, mäßig und strenge in ihren

Sitten. Wer ihnen von einem Gastfreunde empfohlen wird, kann mit vollkommener Sicherheit unter ihnen reisen. Die Bewohner ihrer Hauptstadt, welche Maina heißt, sind Kaufleute, und europäische Handelsschiffe können ohne Gefahr in ihrem Hafen landen. Die Regierung befindet sich in den Händen der Befehlshaber, welche von ihnen selbst aus den ältesten Familien des Landes erwählt werden. Sie gebieten in den Dörfern ihrer Hauptmannschaft, üben daselbst die Lehnsrechte aus, und erheben die Abgaben von ihren Vasallen.

Maintenon (Françoise d'Aubigné, Marquise de), bekannt als Geliebte Ludwigs XIV., stammte aus einer adelichen Familie, und wurde am 28sten November 1635 im Gefängnisse zu Niort, wo ihr Vater, Constant d'Aubigné, ein wahrer Abenteurer, eingeschlossen war, geboren. Sie schien bestimmt zu seyn, alle Launen des Glücks zu erfahren. Als ein dreijähriges Kind wurde sie nach Amerika geführt, blieb durch die Nachlässigkeit eines Domestiken am Ufer liegen, wo sie fast von einer Schlange getödtet worden wäre, kam als zwölfjähriges Mädchen nach Frankreich zurück, wurde mit größter Härte bei einer Verwandten, Madame de Neuillant, erzogen, und mußte sich glücklich schätzen, des mißgestalteten Scarron (s. d. Art.) Gattin zu werden, der in ihrer Nachbarschaft wohnte, und auf die Nachricht von ihrer bedrückten Lage sich erboten hatte, entweder die erfoderliche Summe für sie zu bezahlen, wenn sie Nonne werden wollte, oder sie zu heirathen, wenn sie sich zu verheirathen wünsche. Sie wählte das letztere, und gab als ein sechzehnjähriges Mädchen dem berühmten Burleskendichter ihre Hand. Dieser sonderbare Mann war nicht reich und an allen Gliedern gelähmt, aber seine Familie stand in hohem Ansehen und sein Haus bot allem, was der Hof und die Stadt Liebenswürdiges und Ausgezeichnetes besaß, einen Vereinigungspunkt dar. Seine Gattin, die ihm eigentlich nur Freundin und Gesellschafterin seyn konnte, erwarb sich durch ihre gesellschaftlichen Talente, durch Geist und Bescheidenheit allgemeine Liebe und Achtung. Nachdem Scarron 1660 gestorben war, sank seine Wittwe in die vorige Noth zurück, und sie war schon entschlossen, Frankreich zu verlassen, als die Frau von Montespan, Geliebte Ludwigs XIV., eine Pension beim Könige auswirkte. In der Folge schlug sie die Montespan zur Erzieherin ihrer beiden, mit dem Könige erzeugten Kinder, des Duc de Maine und Grafen von Toulouse, vor. In dieser Stelle hatte sie Gelegenheit, dem Könige näher bekannt zu werden, der sie anfangs nicht leiden konnte, weil er sie für eine Scheinheilige hielt, sie aber nachher wegen ihres Verstandes und der Sorgfalt, mit welcher sie besonders den Duc de Maine erzog, schätzte. Er machte ihr ein Geschenk von 100,000 Franken, wofür sie im J. 1674 das Gut Maintenon kaufte, von welchem sie nachher den Titel als Marquise von Maintenon führte. Der König, der sich nur langsam an sie gewöhnte, ging von der Abneigung zum Vertrauen und vom Vertrauen zur Liebe über. Frau von Montespan selbst trug durch ihren ungleichen, sonderbaren, herrschsüchtigen Charakter viel zur Erhebung der Frau von Maintenon bei, die, indem sie den König von dieser Verbindung abzog, sich in seinem Herzen des Platzes bemächtigte, den Frau von Montespan einnahm. Ludwig XIV. war damals in dem Alter, wo Männer einer Frau bedürfen, in deren Brust sie ihre Leiden und Freuden niederlegen können, und wünschte die Beschwerden der Regierung durch die unschuldigen Annehmlichkei-

ten des Privatlebens zu versüßen. Der geschmeidige Geist der Frau von Maintenon, die von Jugend auf gelernt hatte, sich fremden Charakteren anzupassen, versprach ihm eine angenehme Gefährtin und zuverlässige Vertraute. Ueberdies hatte sie einen Hang zur Andacht, und der König neigte sich bei herannahendem Alter selbst nach dieser Seite hin. Der Pater La Chaise, sein Beichtvater, schlug ihm vor, seine Neigung durch die unauflöslichen Bande einer geheimen, aber mit allen Kirchengebräuchen vollzogenen Ehe zu legitimiren. Dies geschah gegen das Ende des Jahrs 1685. Der Erzbischof von Paris, Harlay, traute beide in Gegenwart des Beichtvaters und zweier Zeugen. Ludwig XIV. war damals 48, die Maintenon 50 Jahre alt. Am Hofe erschien die Ehe immer räthselhaft, obgleich tausend Anzeichen sie verriethen. Doch war das Glück der Frau von Maintenon von kurzer Dauer. Sie selbst äußert sich darüber so: „Ich war ehrgeizig geboren, ich bekämpfte diese Neigung. Als die Wünsche, die ich nicht mehr hatte, erfüllt waren, hielt ich mich für glücklich; aber dieser Rausch währte nur drei Wochen.“ — Sie lebte seit ihrer Erhebung in einer Art von Abgeschiedenheit von der Welt. Ludwig XIV. besuchte sie täglich einigemale, und arbeitete bei ihr mit seinen Ministern, während sie las oder sich sonst beschäftigte. Wiewohl sie dem Anschein nach von den Staatsgeschäften nichts wußte, noch wissen wollte, so hatte sie doch oft den entschiedensten Einfluß auf dieselben. So geschah die Aufhebung des Edicts von Nantes nicht ohne ihren Einfluß. Auch wurde durch ihre Mitwirkung Chamillart zum Minister, Marsin zum Oberbefehlshaber der Armee in Deutschland (1703) ernannt, Vendôme und Catinat aber exilirt. Das Publikum machte ihr einen Vorwurf aus ihren Fehlern, die ihre angeblich guten Absichten nicht immer entschuldigen konnten. In allem übrigen dem Willen Ludwigs XIV. unterworfen, war sie einzig mit der Sorge beschäftigt, ihm gefällig zu seyn: und diese Sklaverei in einem schon hohen Alter machte sie unglücklicher als die Dürftigkeit, in welcher sie sich in ihrer Jugend befunden. Ihre Briefe enthalten darüber die merkwürdigsten Aeußerungen. „Welche Marter,“ sagte sie einst zu Frau von Bolingbroke, ihrer Nichte, „einen Mann zu unterhalten, der der Unterhaltung nicht fähig ist!“ — Der König, der sie zuweilen mit übler Laune plagte, glaubte sie durch Beweise von Hochachtung zu entschädigen, wie er sie nie einer Frau gegeben. Aber diese äußern Zeichen stillten nicht ihren innern Gram. Die Mäßigung, die sie sich vorgeschrieben hatte, vermehrte das Unglück ihrer Lage. Sie that für ihre Familie nicht, was sie hätte thun können, weil sie die Blicke des Publicums zu sehr auf sich und auf die Ihrigen zu ziehen fürchtete. Sie selbst besaß nichts als das Landgut Maintenon und ein Jahrgeld von 48,000 Livres. Auch weigerte sie sich, mehr anzunehmen. Dagegen sorgte sie für ihre Freunde und für die Armen. Die Wohlthätigkeit, die sie üben konnte, erleichterte ihr manche Beschwerde, welche mit ihren Verhältnissen verbunden war. So entwarf sie den Plan zu einer Anstalt für unbegüterte Mädchen von Stande. Auf ihre Bitte stiftete Ludwig XIV. im J. 1686 in der Abtei von Saint-Cyr (eine Stunde von Versailles) eine Anstalt, worin dreihundert junge Mädchen von 36 Nonnen und 24 Laienschwestern unentgeldlich erzogen und unterrichtet und beim Austritt mit 1000 Thlrn. ausgestattet wurden. Die Maintenon gab dieser Anstalt ihre ganze Einrichtung. Sie entwarf die Reglements, die auch gedruckt erschienen sind. Die

Erziehung von Saint-Cyr wurde unter ihren Augen musterhaft, und die Anstalt ihr um so werther, je glücklicher der Erfolg derselben war. Nach dem Tode des Königs (1715) zog sie sich ganz nach Saint-Cyr zurück, wo sie selbst an dem Unterricht, wie an den Spielen und Unterhaltungen der Zöglinge Theil nahm, und endlich 1719 starb. Ein Denkmal bezeichnet ihre Grabstätte daselbst. La Beaumelle hat die Briefe der Madame Maintenon nach ihrem Tode, jedoch mit vielen willkührlichen Veränderungen, herausgegeben (Amsterdam 1756, 9 Bände 12.). Sie sind mit Geist geschrieben, aber auch mit so vieler Zurückhaltung, als hätte sie das Bekanntwerden derselben vorausgesehn. Ihre trockne, präcise und strenge Schreibart ist ein Bild ihres Charakters. Dennoch sind diese Briefe sehr interessant. Die Ausgabe von 1807 in 6 Bänden 12. ist unvollständiger als die vorhergehenden. Auch hat La Beaumelle Mémoires pour servir à l'histoire de Madame de Maintenon et du Siècle passé in 6 Duodezbänden herausgegeben, die aber manche Unrichtigkeiten und bisweilen selbst Erdichtungen enthalten. Briefe und Memoiren sind 1778 in 16 Duodezbänden erschienen. Man muß damit ein kleines seltenes Buch, Entretiens de Louis XIV. et de Madame de Maintenon sur leur mariage, Marseille 1701, verbinden. Auch sind Maintenoniana erschienen. Der bekannte Marquis Caraccioli gab La vie de Madame de Maintenon, Paris 1786, heraus, es ist darin das Institut von St. Cyr sehr genau beschrieben. Die Biographien der Maintenon von Regnault-Warin und der Madame Genlis sind Romane. Eine nach den Handschriften verbesserte und um zweihundert Briefe vermehrte Ausgabe ihrer Briefe ist in sechs starken Duodezbänden erschienen (Paris 1812). Die neueste Schilderung der Maintenon ist von Bredow in dem Taschenbuche Minerva a. d. J. 1814 und 15.

Maire, die erste obrigkeitliche Person einer Commune in Frankreich. Vormals führten diesen Titel nur die ersten Magistratspersonen einiger Städte, wie Paris, Bordeaux u. s. w. Auf ähnliche Weise heißen in England die Bürgermeister der vornehmsten Städte Mayor, und der Bürgermeister von London Lord Mayor (s. d. Art.).

Maittaire (Michel), ein berühmter Literator und Bibliograph. Er war 1668 in Frankreich geboren, ging aber, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes 1685 nach England, und studirte zu Oxford, wo er auch Magister wurde. Im J. 1695 wurde er als Unterlehrer an der Westminsterschule zu London angestellt, erhielt aber nach einigen Jahren eine höhere Lehrerstelle, die er bis zu seinem Tode (den 18ten September 1747) bekleidete. Er hat viel für die alten Schriftsteller und für die Literatur geleistet, und war ein äußerst fleißiger, unermüdeter Schriftsteller. Die gelehrte Welt dankt ihm eine Folge von guten Ausgaben der lateinischen Classiker, welche in 28 Duodezbänden von 1711-1719 zu London erschienen; ferner die bekannten Annales typographici, ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664. Dieses schätzbare Werk hat Panzer in einer neuen Gestalt in 5 Bänden (Nürnberg 1793 — 1797) herausgegeben, ohne es jedoch durch seine Bearbeitung überflüssig zu machen, denn mehr als die Hälfte desselben besteht aus Abhandlungen und Anmerkungen, von denen Panzer keinen Gebrauch gemacht hat. Im J. 1789 erschien von Denis ein Supplement zum Maittaire, worin über sechstausend im funfzehnten Jahrhundert gedruckte Bücher nachgetragen sind. Die übrigen Werke Maittaire's,

als seine Historia Stephanorum, seine Historia typographorum aliquot Parisiensium, seine Graecae linguae Dialecti u. s. w., können hier nicht weiter berührt werden.

Maja, die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Jupiter in einer Grotte des Berges Cyllene in Arkadien den Merkur zeugte. Sie wurde zuletzt mit ihren übrigen sechs Geschwistern unter die Sterne versetzt, wo sie den gemeinschaftlichen Namen der Pleiaden führen. — Auch die Römer verehrten eine Maja, welches jedoch die Mutter Erde, Cybele, war. Die Tuscuianer nannten ihren höchsten Gott Majus; so daß also hier die beiden höchsten Naturwesen in männlicher und weiblicher Gestalt erscheinen. Von ihnen soll der Monat Mai den Namen erhalten haben. (Vergl. d. Art. Magie.)

Majestät, Majestätsrechte, Majestätsverbrechen. Majestät im eigentlichen Sinne die höchste Würde im Staate, welche auf demjenigen ruht, dem die Obergewalt im Staate übertragen ist, — oder die Würde des Regenten, als solchen. In der äußern Anerkennung dieser Würde beruht das Majestätsrecht, welches mehrere Beziehungen hat, die man Majestätsrechte nennt. Zu letztern gehört hauptsächlich die persönliche Unverletzlichkeit der regierenden Personen. Denn es ist natürlich, daß diejenigen vor allen geehrt werden, deren Thätigkeit das Bestehen und Wohl des Ganzen bezweckt; auch würde ohne dieses die höchste Gewalt, deren Repräsentanten sie sind, ohne Wirkung seyn. Ein Verbrechen daher, durch welches man die regierenden Personen und ihre Würde verletzt (crimen laesae majestatis, Verbrechen der beleidigten Majestät genannt), ist eines der schwersten Criminalverbrechen, und zu jeder Zeit und überall hart bestraft worden. Einige nennen auch die Hoheitsrechte überhaupt, insbesondere die abgeleiteten oder Regierungsrechte, Majestätsrechte. (S. d. Art. Hoheit, Hoheiten.) Da in der Demokratie die Gesammtheit des Volks, in der Aristokratie ein Ausschuß oder eine Classe desselben, in der Monarchie Einzelne regieren, so sind hiernach auch die Majestätsrechte auf mehrere oder wenigere Personen verbreitet. Den größten Glanz hat die Majestät, wo sie sich auf eine Person gleichsam concentrirt, daher in den monarchischen Verfassungen die Majestätsrechte und Majestätsverbrechen von vorzüglicher Bedeutung sind. (Vergl. Hochverrath.)

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majo (Angelo), Abt, ehemals Jesuit, jetzt einer der Aufseher der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, hat sich durch Entdeckung mehrerer Schriften des römischen und griechischen Alterthums sehr verdient gemacht. Schon im J. 1814 gab er die in einem Codex von ihm entdeckten Fragmente dreier noch ungedruckter Reden des Cicero und im J. 1815 einige bisher unbekannte Schriften des Cornelius Fronto nebst einigen Briefen der Kaiser Marcus Aurelius und L. Verus, und andern kleinen Ueberresten alter Schriftsteller heraus, so wie in demselben Jahre ansehnliche Fragmente von acht Reden des Q. Aurel. Symmachus (eines berühmten lat. Redners um die Mitte des 4 Jahrh.) mit kritischen und geschichtlichen Anmerkungen. Auch stellte er ungefähr 60 noch unedirte Verse aus der Vidularia des Plautus und Gemählde zu Terenz Lustspielen nebst altem Commentar, die vollständige Rede des Isäus über die Erbschaft des Kleonym, und eine Rede des Philosophen Themistius ans Licht. Im J. 1816 entdeckte er einige bisher noch fehlende Bücher der römischen Alterthü-

mer des Dionysius von Harlicarnaß, welche den Theil der römischen Geschichte ergänzen, der in den verloren gegangenen Büchern des Livius (XI — XVI) enthalten gewesen ist. Kürzlich erst entdeckte er in derselben Bibliothek die mösogothische Uebersetzung der 13 protocanonischen Briefe Pauli, und eine Handschrift der Beschreibung der Züge Alexanders, die von einem unbekannten Verfasser unter dem Kaiser Constantius, dem Sohne Constantins des Großen, geschrieben worden sind. Auch erwartet man von ihm die Herausgabe der von ihm ebenfalls aufgefundenen 56 Homerischen Bilder mit 600 Versen der ältesten Homerischen Handschrift. Einen Ruf als Bibliothekar bei der vaticanischen Bibliothek zu Rom hat er abgelehnt. —s.

Majolika, eine ältere Benennung der Fayence, welche Einige von dem Namen des Erfinders, Andre aber von der balearischen Insel Majorka, Mallorka, ableiten wollen (s. Fayence.).

Mājor, in der Logik der Obersatz, der allgemeinere Satz in einem Syllogismus (s. d. Art.). Beim Militär heißt Majör derjenige Offizier, welcher auf den Oberstlieutenant folgt, der dritte Stabsoffizier, bei der Reiterei der Oberstwachtmeister.

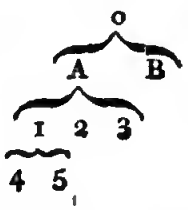
Major Domus, der Titel des angesehensten Hofbeamten im alten fränkischen Reiche. (S. Pipin und Frankreich.)

Majorano (Gaetano). Dieser unter dem Namen Caffarelli so berühmte Sopranist war gegen das J. 1703 in der Provinz Bari im Königreiche Neapel, wo sein Vater ein Landmann war, geboren. Er zeigte schon in seiner Kindheit einen entschiedenen Hang für Musik. Ein Musiker der Kathedralkirche zu Bari bemerkte die vortreffliche Stimme des Knaben, ging zu seinem Vater und beredete ihn, den Sohn auf die Schule nach Norcia zu schicken, nahm ihn dann in sein Haus und in seinen Unterricht, und sendete ihn darauf nach Neapel zu Porpora. Fünf Jahre lang beschäftigte ihn dieser ununterbrochen mit den ersten Elementen; erst im sechsten lehrte er ihm die Articulation, Aussprache und Declamation. Am Ende dieses Jahres überraschte ihn Porpora mit der Erklärung, daß er ihn nichts mehr zu lehren habe, indem er nun der erste Sänger Italiens und der Welt sey. — Gegen das Jahr 1730 begab sich Caffarelli nach England, wo er alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland sang er auf mehreren Theatern mit außerordentlichem Beifall, und verbreitete den verzierten italienischen Gesang. Im Jahre 1740 sang er zu Venedig; man führt an, daß er für einen einzigen Abend 700 Zecchinen erhielt. Er brachte in kurzem ein so bedeutendes Vermögen zusammen, daß er die Herrschaft Santo Dorato kaufen konnte, von welcher er den Titel Duca annahm. Nichts desto weniger fuhr er fort, in den Klöstern und Kirchen zu singen, und sich theuer bezahlen zu lassen; auch besuchte er Paris. Bei seinem Tode, welcher 1783 erfolgte, hinterließ er seinem Neffen 12,000 Ducaten jährlicher Einkünfte und jene Herrschaft. Seine Anmaßung war eben so groß, als seine Virtuosität.

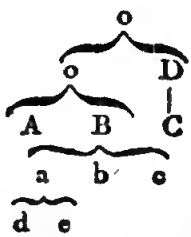
Majorat, im weitesten Sinne, bezeichnet jede Erbfolgeordnung, die sich nach dem Alter bestimmt und das Vorzugsrecht, welches hiernach dem ältesten zukömmt. Es gibt davon dreierlei Arten: 1. die Primogenitur oder das Erstgeburtsrecht, nach welchem allemal der Aelteste der ältesten Linie zur Succession gelangt. Von dieser Art sind die Majorate der Lords in England; überhaupt ist nach diesem Gesetz fast in allen europäischen Reichen die Thronfolge

geordnet; 2. das Majorat im engern Sinne ruft unter denjenigen Verwandten, die dem Grade nach am nächsten sind, den ältesten zur Erbfolge; 3. das Seniorat gewährt dieselbe, ohne Rücksicht auf die Nähe der Verwandtschaft, allemal dem ältesten in der ganzen Familie. Folgende Tafeln werden den Unterschied dieser Erbfolgeordnungen am besten zeigen.

I.



II.



I. Unter Descendenten. Stirbt A, nachdem sein ältester Sohn (1) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht sein ältester Enkel (4), nach dem eigentlichen Majorat sein zweiter Sohn (2), nach dem Seniorat sein Bruder (B). II. Unter Seitenverwandten Stirbt A, nachdem sein Bruder (B) und dessen ältester Sohn (a) vor ihm gestorben, so succedirt nach dem Erstgeburtsrecht der älteste Großneffe (d), nach dem Majorat der zweite Neffe (b), nach dem Seniorat der Vaters-Brudersſohn (C), wenn nämlich der Oheim (D) früher gestorben; lebte dieser, so würde ihm nicht nur nach dem Seniorat, sondern auch nach dem Majorat die Erbfolge gebühren. Das Majorat betrifft alle oder die vornehmsten Güter der Familie, sie heißen Majoratsgüter, Majorate, und können in der Regel nicht veräußert oder verpfändet werden. H. L.

Majorennität, Volljährigkeit, Mündigkeit, ist dasjenige Alter, welches man nach zurückgelegter Minorennität erreicht, und in welchem man nach den Gesetzen berechtigt ist, ohne Zuziehung eines Vormundes seine Angelegenheiten selbstständig und nach eigner Willkühr zu besorgen. (S. Minorennität.)

Majorka (Mallorka), die größte von den balearischen Inseln. (S. Balearen.) Sie zählt auf 92 Quadratmeilen gegen 140,000 Einwohner, welche sich durch ihre Arbeitsamkeit und Tapferkeit vortheilhaft auszeichnen. Die Hauptproducte sind Wein, Getraide, Salz, Oel, Safran, Vieh und Wildpret. Die Nordküste ist gebirgig. Hin und wieder finden sich an den Küsten Corallen. Die Hauptstadt der Insel heißt gleichfalls Majorka (Mallorka und ehemals Palma), ist befestigt, hat einen Hafen, eine Universität und ein Bisthum, welches unter Valencia gehört. Auch ist sie die Residenz des General-Capitains über die balearischen und pityusischen Inseln, die zusammen das Königreich Mallorca ausmachen. Die Zahl der Einwohner beträgt 23,500. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten. Der Hafen Porto Pi ist trefflich und wird durch das Fort St. Carlos gedeckt.

Maitre des requêtes, s. Requetenmeister.

Mäkler, s. Sensal.

Makrobiotik (aus dem Griechischen zusammengesetzt von makros, lang, bios, das Leben, biotica [ars], die Kunst zu leben), die Lebensverlängerungskunst. Das Leben zu verlängern, ist nur auf

bedingte Weise möglich. Die absolute Lebensdauer ist dem Menschen bestimmt nach den Gesetzen der Natur (s. den Art. Leben); allein höchst selten erreicht er das Ziel des möglich längsten Lebens, sondern durch mancherlei dem Leben feindliche Einflüsse wird sein Daseyn verkürzt. Gleichwohl kettet schon der von Natur eingepflanzte Trieb den Menschen an das Leben, so daß der Wunsch, es so lange als möglich fest zu halten, in eines Jeden Seele lebt. Von jeher war das Bestreben der Menschen dahin gerichtet, diesen Wunsch in Erfüllung zu bringen; alle Nationen haben nach ihrem verschiednen Grad von Cultur, nach ihren Kenntnissen und Sitten hierzu Anleitung zu geben versucht. Erfahrung lehrte die feindlichen und günstigen Einflüsse auf das Leben kennen, jene vermeiden, diese befördern. Da man zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens schon die Erhaltung der Gesundheit für hinlänglich hielt, so faßte man diese besonders ins Auge, und glaubte alles gethan zu haben, wenn man nur keine Krankheit aufkommen ließ, und jede eingetretne so schnell als möglich entfernte. Die Aerzte bemächtigten sich daher ganz dieses Feldes der Wissenschaft, und betrachteten sie als einen Anhang zur Medicin. Es entstand daher die medicinische Diätetik, wozu man nach und nach sehr viele Anleitungen hatte, die jedoch anfangs blos eine Zusamenstellung verschiedner Regeln, die Gesundheit zu erhalten, war. Diese Diätetik umfaßte aber noch nicht das Ganze der Makrobiotik, sondern war nur ein einzelner Theil derselben, welcher unter den höhern Standpunkt derselben geordnet werden mußte. Die medicinische Diätetik umfaßt blos den gegenwärtigen individuellen Gesundheitszustand des Menschen, und sucht blos dessen relative Gesundheit zu erhalten. (S. Gesundheit.) Die Makrobiotik geht weiter, sie sucht das Leben selbst bis zu seiner absoluten Dauer hin zu verlängern, alle Feinde des Lebens zu erkennen und zu vermeiden, die der Lebensdauer günstigen Einflüsse auf den menschlichen Körper zu befördern, und beschränkt in so fern zuweilen selbst die Medicin in Anwendung mancher heroischen, der künftigen Lebensdauer nachtheiligen Mittel, oder in zu schneller Entfernung und Unterdrückung mancher Krankheiten.

Maktrele, Makrele, Scomber scomber L., ein Fuß langer Seefisch, der wegen seines angenehmen Geschmackes frisch und gesalzen häufig gesucht wird. Kopf und Leib sind rund und ohne Schuppen, der Bauch silberfarbig, der Rücken blau. An den Küsten von Frankreich und England, vorzüglich bei Dieppe, wird die Makrelenfischerei im Junius und Julius mit Angel und Netz häufig betrieben, stärker noch an den Küsten von Nordamerika in Neuschottland und Connecticut, in Ostindien im bengalischen Meerbusen. Dieser Fisch gehört zu denjenigen, die sich jährlich wegen ihrer ausgezeichneten Fruchtbarkeit in gewaltigen Zügen im Meere anhäufen.

Malabar, der Name des südlichsten Theiles der westlichen Küste der indischen Halbinsel diesseits des Ganges, welchen die arabischen Geographen auch oft mit der Benennung Pfefferland zu vertauschen pflegen. Der Name Malabar kommt von den Persern und Arabern, die schon frühe diese Küste beschifften, und heißt so viel als Land oder Küste Mala oder Male. Der wahre Name aber, den die Eingebornen selbst ihrem Lande beilegen, und welcher in der malabarischen Sprache gegründet ist, lautet Malayalam oder Bergland, indem es von allen Seiten, ausgenommen gegen Westen, wo es an das Meer gränzt, von hohen Gebirgen der

westlichen Ghats umgeben ist. Im weitern Sinne versteht man unter Malabar die ganze westliche Küste der Halbinsel vom Kap Komorin bis Surate, ja bis zum Meerbusen von Kambaja oder bis zum Flusse Nerbudda; im engern Sinne, in welchem es die Geographen gewöhnlich nehmen und wir es jetzt beschreiben, erstreckt es sich ungefähr vom 8° bis zum 11° der nördlichen Breite, d. h. vom Kap Komorin bis an die südliche Gränze von Kanara, oder bis zur Stadt Dekla und dem Flusse Nelissuram, und hat in der größten Breite höchstens 15 Meilen and in der Länge 50 geographische Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 540 Quadratmeilen. Westlich ist es vom arabischen Meere, einem Theile des indischen Ozeans und östlich von den Ghatsgebirgen eingeschlossen. Das Land wird von vielen Flüssen bewässert, die alle von den Ghatsgebirgen kommen; in einigen Gegenden ist der Boden sumpfig. Es ist fruchtbar an den meisten Producten Ostindiens, besonders an Reiß, Pfeffer, eine Hauptwaare dieser Küste, Kardamomen, Indigo, Kassia, Sandelholz ꝛc. In den Umgebungen der Gebirge sind große Wälder, welche treffliches Schiffsbauholz (Teakholz) liefern und welche der Aufenthalt von Elephanten, Königstigern, Büffeln und unzähligen Affen sind. Malabar begreift nach diesem angegebenen Umfange die drei Königreiche Kalikut, Kochin in Travankor. Alle diese Maladarenstaaten sind gegenwärtig Vasallenstaaten der Britten, die auch hier mehrere Plätze unmittelbar besitzen, und in den wichtigsten Städten Besatzungen unterhalten. In Kochin, besonders in der gleichnamigen Hauptstadt, haben die Niederländer Handlungsfactoreien, wiewohl mit großer Beschränkung von Seiten der Britten. Diese Staaten bestehen theils aus größern Naiken Fürstenthümern oder Königreichen, theils aus einer Menge Nairen-Bezirken und kleinen Naiken-Herrschaften, nebst einem kleinen Ueberreste eines ältern Staats der Mapulets (Muhamedaner aus Arabien, die hieher im achten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung kamen, und deren Staat noch gegen die Mitte des verflossenen Jahrhunderts blühend war). Die Nairen gehören im Allgemeinen zu der vierten edlen Classe der Hindus, zu den Schudriers (Kaste der Künstler und Handwerker); ein großer Theil aber gehört zu der zweiten edeln Kaste (Kschetrier, Könige und Krieger), und heißen dann, besonders die Fürsten, Befehlshaber und Krieger derselben, Naiken. Der Regent von Kalikut, unter dem viele solcher kleinen Nairenherrschaften stehen, führt zwar noch den Titel Sfamorin, d. h. Kaiser, ist aber jetzt ein ohnmächtiger Vasall der Britten. Der mächtigste Fürst ist der König von Travankor, dessen Staatsgebiet zwei Millionen Einwohner enthält, der aber auch Vasall der Britten ist. Außer der Hindureligion findet man Bekenner der christlichen, der mohamedanischen und der jüdischen Religion. Die malabarische Sprache gehört zu den wohlklingendsten unter den Hindusprachen, und wird am meisten von den Europäern in Ostindien erlernt.

Malacca, eine größtentheils schmale Halbinsel, welche den südlichsten Theil der indischen Halbinsel jenseit des Ganges ausmacht und sich vom 1sten bis 11ten Grade der nördlichen Breite erstreckt. Gegen Norden hängt sie durch eine Landenge mit dem übrigen Hinterindien zusammen; gegen Osten bespült sie das chinesische und gegen Westen das indische Meer; gegen Südwesten scheidet eine Meerenge, die Straße von Malacca genannt, diese

Halbinsel von der Insel Sumatra. Eine Fortsetzung der Gebirge Siams läuft mitten hindurch bis zum Vorgebirge Romania, der südlichsten Spitze vom festen Lande Asiens, und nur einen Grad von dem Aequator entfernt. Diese ungefähr 3000 Quadratmeilen große Halbinsel wird von vielen Flüssen durchschnitten, welche nur Küstenflüsse sind; doch soll der Fluß bei der Stadt Malacca sich funfzig Meilen weit ins Land hineinerstrecken. Das Innere des Landes enthält undurchdringliche Wälder, die mit reißenden Thieren und giftigem Ungeziefer angefüllt sind; daher selbst die Einwohner es nicht wagen hineinzudringen. Uebrigens hat das Land ein sehr angenehmes Clima, dessen Hitze fast täglich durch leichte Regen oder durch die Seewinde abgekühlt wird. Ein ewiger Frühling blühet in diesen gesegneten Gegenden, und bringt zu jeder Jahreszeit Früchte aller Art und ohne Zahl hervor. Der lieblichste Geruch von tausend gewürzhaften Blumen und Bäumen erfüllt die Luft. Köstliche Früchte, welche alle andere in Indien an Wohlgeschmack übertreffen, als der Rambe, Rambutan, Mangustan, ferner Sagobäume, Kokospalmen, Aloeholz, Sandelholz, überhaupt viele Farbehölzer, Teakholz, kurz die Gewächse Indiens und der philippinischen Inseln wachsen hier. Wilde Thiere, als Elephanten, Tiger, Büffel ꝛc. bewohnen die Wälder; von zahmem Vieh hat man viele Schweine und Federvieh, aber nur wenig Rindvieh. Es gibt hier auch Gold- und Silberminen, die aber nicht bearbeitet werden, das hiesige Zinn gehört zu dem feinsten der Welt, und jährlich werden von den Niederländern mehr als 40,000 Centner Zinn ausgeführt, davon der größte Theil nach China verhandelt wird. Die Küstenbewohner sind Malayen, (s. den Art.) im Innern und in den Wäldern aber leben wilde Menschen, unter denen es auch Menschenfresser gibt. Malacca besteht aus mehreren kleinen Staaten, davon einige dem Reiche Siam zinsbar sind, andere unabhängigen Fürsten gehorchen. Die Niederländer besitzen hier die Stadt und den Hafen Malacca worin etwa 800 Familien wohnen, theils Niederländer und Portugiesen, theils Malayen, Chinesen, Malabaren und Mogolen. Zu diesem niederländischen Gouvernement Malacca werden auch ihre Handelsfactoreien auf der Sundainsel Borneo gerechnet.

Malachias, s. Maleachi.

Malaga, eine Stadt in der spanischen Provinz Granada, in einer herrlichen Gegend in einem Thale, am Meere und am Ausflusse des Guadalmedina, ist mit einer doppelten Mauer eingefaßt, und hat zu ihrer Vertheidigung eine auf einem Felsen liegende Citadelle. Die Häuser, deren Zahl 5500 beträgt, sind hoch, die Gassen schmal, enge und meistens schmutzig. Die Domkirche ist das merkwürdigste Gebäude der Stadt. Die Zahl der Einwohner beträgt 52,000, welche sich weniger von der Industrie als von dem äußerst wichtigen Handel ernähren, durch welchen sehr viele spanische Producte, vorzüglich Wein (der berühmte Malagawein, s. den Art. Wein), Rosinen, Südfrüchte, Oel, Patäten ausgeführt werden. Jährlich laufen in den hiesigen trefflichen Hafen, welchen ein sich weit ins Meer erstreckender Damm einfaßt, und in welchem 400 Kauffahrteischiffe und 10 Linienschiffe Raum haben, über 3000 Schiffe ein. In der umliegenden Gegend befinden sich an 7000 Weinberge, welche jährlich an 900,000 Arroben oder etwa 90,000 Ohm Wein liefern, wovon über die Hälfte ausgeführt wer-

den. Auch treibt man ſtarke Oelbereitung; daher ſich in einem Umkreiſe von 20 Meilen über 700 Oelpreſſen befinden. Malaga gehört zu den wenigen Städten Spaniens, die während der franzöſiſchen Occupation nie von den Franzoſen beſetzt worden ſind.

Malagrida (Gabriel), ein fanatiſcher Jeſuit, der den 21ſten Sept. 1761 zu Liſſabon in einem Auto-da-Fé verbrannt wurde. Er war zu Turin geboren, und ward von ſeinen Obern als Miſſionär nach Liſſabon geſchickt, wo ſein ſtürmender Eifer und ſeine feurige Beredſamkeit ihm bald ein glänzendes Anſehen verſchafften. Alles wollte ihn zum Beichtiger haben, Alles verehrte ihn und betrachtete ihn als ein Orakel. Aber bei der, nie ganz aufgeklärten, Verſchwörung des Herzog von Aveiro gegen den König von Portugal, Joſeph, im Jahr 1758 ward er nebſt zwei andern Jeſuiten als Mitſchuldiger angeklagt, doch wurde er nebſt ſeinen beiden Gefährten nicht dem wegen dieſer Verſchwörung niedergeſetzten weltlichen Gerichte, ſondern der Inquiſition übergeben. In dem Urtheile, welches dieſes Tribunal über ihn fällte, ſind nicht eigentlich Beſchuldigungen des Hochverraths, ſondern mehr der Ketzerei, falſcher Prophezeihungen und Viſionen, und nur einige entfernte Winke von Anreizungen zum Königsmord enthalten. Vielleicht hielt man es auch für unſchicklich, einen Geiſtlichen wegen eines Staatsverbrechens anzuklagen. Er wurde verurtheilt, auf dem Richtplatze erdroſſelt und dann verbrannt zu werden. Dieſes Urtheil wurde am 21ſten September 1761 mit allem Gepränge eines Auto-da-Fé an ihm vollzogen. (Vergl. den Artik. Pombal.)

Malayen, ein aſiatiſches Volk, deſſen Urſprung ſich nicht mit Gewißheit angeben läßt. Im dreizehnten Jahrhunderte finden wir Malayen auf der indiſchen Halbinſel Malacca, wo ſie die Stadt gleiches Namens erbauten, und ein Reich ſtifteten, deſſen Sultane durch Heirathen und Eroberungen daſſelbe erweiterten. Sie unterwarfen ſich einen Theil von Sumatra (wo die Malayen ſchon früher gewohnt zu haben ſcheinen, ehe ſie ſich in Malacca niederließen), und ſetzten ſich auf den übrigen Sundainſeln, den Philippinen, den Molucken und in einigen Inſelgruppen Auſtraliens feſt, in welchen Gegenden man noch malayiſche Stämme findet, die in ihrer körperlichen Bildung, Religion und politiſchen Verfaſſung Aehnlichkeit mit den Malayen in Malacca haben. Sie bildeten damals eine anſehnliche Nation, die in Aſien eine glänzende Rolle ſpielte. Sie trieben den Handel zum Theil mit eignen Schiffen, und ſchickten Coloniſten aus. Eine große Anzahl Schiffe aus China, Cochinchina, Hindoſtan und Siam belebte die Häfen der Malayen in Malacca. Jedoch jetzt iſt die Macht der Malayen ſehr herabgekommen; ſie ſind in verſchiedene Stämme getheilt und ohne gemeinſchaftliches Oberhaupt. Die Urſachen dieſes Verfalles liegen zum Theil in dem Uebergewichte, welches die Europäer, beſonders die Niederländer, in den indiſchen Gewäſſern erhalten haben, zum Theil in dem Lehnsſyſtem der Malayen, wodurch die Nationalkraft getheilt und durch die zunehmende Macht der Vaſallen Einigkeit und Gemeingeiſt unmöglich wurde. Die großen Vaſallen gehorchen dem Oberhaupte oder Sultan nur, wenn ſie wollen, und haben wieder Untervaſallen, die es gegen jene eben ſo machen. Der größte Theil der Nation beſteht aus Sklaven, ihre Herrn ſind die Oramlai oder der Adel, der unabhängig iſt und ſeine Dienſte demjenigen verkauft, welcher ſie am beſten bezahlt. Die Malayen ſind ein von den Hindus,

Birmanen und Siameſen verſchiedenes Volk? Sie ſind ſtark, nervig, haben eine ſehr dunkelbraune Farbe, langes glänzend ſchwarzes Haar, eine große platte Naſe und große, feurig glänzende Augen. Heftigkeit, die an Wuth gränzt, Treuloſigkeit, Ungezähmtheit, Raub- und Mordſucht charakteriſiren die Malayen in Aſien; jedoch die malayiſchen Stämme auf den Inſeln Auſtraliens ſind größtentheils ſanfter, gutmüthig, geſellig, offen und redlich, und zeichnen ſich durch die ſchönſten, regelmäßigſten Formen ihres Körpers aus. Die aſiatiſchen Malayen, wohin die Malayen in Malacca, in Sumatra, Java, die Biadſchuhs, Eidahans und Darat in Borneo, die Biadſchuhs (einer der wildeſten Malayenſtämme), und die Makaſſen in Celebes, die Haraforen auf den Molucken, die Subanos in Magindanao, die Tagalen und Pampangos in Manila, die Biſſayer auf den kleinern Philippinen gehören, haben alle große Uebereinſtimmung in ihrer körperlichen Bildung, in ihrer politiſchen Verfaſſung, einer Art von Lehnſyſtem, und in der ihnen eigenen raſenden Wuth und Grauſamkeit. Sie bekennen ſich meiſtens zur Mohammedaniſchen Religion, lieben Schifffahrt, Kriege, Plünderung, Auswanderungen, und überhaupt kühne Unternehmungen. Mehr für die unſinnigen Geſetze ihrer Ehre eingenommen, als für Gerechtigkeit und Menſchlichkeit, ſieht man, daß bei ihnen ſtets der Stärkere den Schwächern unterdrückt. Ihre Friedensſchlüſſe und ihre Freundſchaft dauern nur ſo lange, als der Eigennutz, der ſie erzeugte, ſeine Rechnung dabei findet. Sie ſind ſtets bewaffnet, in ſtetem Kriege unter ſich oder beſchäftigt, ihre Nachbarn zu plündern. Die raſende Wuth der Malayen hat die Europäer zu dem Geſetze genöthigt, welches jedem Schiffscapitain verbietet, einen Malayen als Matroſen zu nehmen; denn man hat geſehen, daß einige von ihnen, wenn ihre Anzahl auch noch ſo klein war, mit ihren Dolchen unverſehens über die Schiffsmannſchaft hergefallen ſind, und ehe man ſich ihrer bemächtigen konnte, bereits mehrere getödtet hatten. Malayiſche Schiffe, mit 25 Mann beſetzt, greifen europäiſche Schiffe von 40 Kanonen an, entern und ermorden, den Dolch in der Hand, immer die erſten Matroſen, die ſie erreichen können. Alle freien Malayen laſſen ſich nie ohne Dolch ſehen, und überhaupt ſind ſie in Verfertigung der Waffen, beſonders der Dolche, ſehr geſchickt. Der häufige Gebrauch des Opiums trägt vorzüglich zu ihrer an Wuth gränzenden Heftigkeit bei. Die Malayen ſind blos thätig im Kriege, wo es Raub und Mord gilt, zu Hauſe ſind ſie faul, überlaſſen die Arbeit den Sklaven und verachten den Ackerbau. Der Sklave, der ſeinen Lebensunterhalt aus der Cultur des Bodens gewinnen muß, wird von ſeinem Herrn demſelben häufig entzogen, muß in den Krieg gehen und die Heimath verlaſſen. Daher iſt der gemeine Malaye ein armes unglückliches Geſchöpf, das unter der Laſt des Lehnſyſtems keinen Wohlſtand und keine Bildung erlangen kann.

Malchus (Carl Auguſt), Graf von Marienrode, Miniſter der Finanzen und des Innern im ehemaligen Königreich Weſtphalen, iſt 1770 in Mannheim geboren. Sein Vater war herzogl. zweibrückiſcher Burgvoigt und Oberaufſeher aller herrſchaftlichen Gebäude. Der Herzog Carl, ſein Taufpathe, bemerkte Anlagen in dem Knaben, und ſorgte mit Theilnahme für deren Ausbildung. Im 15ten Jahre bezog er das bei dem Mannheimer Gymnaſium befindliche Convictorium. Nach zwei Jahren ging er auf die Akademien zu

Heidelberg und Göttingen. 1790 ward er, auf Pütters Vorschlag, Privatsecretär bei dem zum Staatsminister in Mainz ernannten Grafen von Westphalen. Hier bekam er wenigstens durch die verschiednen politischen Correspondenzen eine sehr gute vorbereitende Ansicht des Geschäftsganges. Nützlicher war für ihn seine Beschäftigung als Legationssecretär bei dem Grafen, als dieser 1791 zum k. k. bevollmächtigten Minister am Churhofe zu Coblenz ernannt worden, indem das doppelte Verhältniß des Wiener Hofes als Reichsoberhaupt und als souveraine Macht, der Aufenthalt der französischen Prinzen in Coblenz, der Reichstag und mehrere andre, durch die besondern Zeitereignisse herbeigeführte Umstände dieser Mission einen hohen Grad von Wichtigkeit gaben. Er begleitete den Minister nach Niedersachsen und nach Wien, und kehrte dann nach Hildesheim zurück, um den wegen der Neutralität des nördlichen Deutschlands versammelten Convent zu beobachten, da, wegen Mißbilligung desselben von Seiten des kaiserl. Hofs, der Minister selbst sich hatte entfernen müssen. Er verfaßte während dieser Zeit auf officielle Veranlassung mehrere kleine, auf die damaligen Umstände und Ereignisse Bezug habende Schriften. Im. J. 1799 trat er als Domsecretär, Schatzactuar und Hofgerichts-Assessor in einen neuen Wirkungskreis. Mit der ersten Stelle war zugleich die Verwaltung des Vermögens des Domcapitels verknüpft, und als Schatzactuar war er dessen Consulent in den landschaftlichen Angelegenheiten. Als solcher führte er den bekannten Hildesheimer Bauernprozeß, den er, vorzüglich durch seine Schrift: „Ueber die Hochstift-Hildesheimische Staatsverwaltung," glücklich beendete. Im Laufe desselben schrieb er auch noch zwei andre Werke, über den Prozeß selbst und über die Accise. Durch die Einrichtung des Schulden- und Steuerwesens der Exemten erwarb er sich ebenfalls ein Verdienst um die Verwaltung dieses kleinen Staats. Jene Schrift hatte ihn auch dem Berliner Cabinet bekannt gemacht und er wurde, bei der Einverleibung dieses Staats in die preußische Monarchie, zum Mitglied der Special-Organisations-Commission ernannt. Durch diese Auszeichnung, so wie durch die von ihm vollzogene Aufhebung der Klöster und Stifter, und endlich dadurch, daß seine Commissionsacten loco instructionis an die Organisations-Commissionen der übrigen Provinzen geschickt wurden, machte er sich in seinem Wirkungskreise sehr bemerkbar. Er bewirkte die Auseinandersetzung des Staats mit den Exemten wegen der Landesschulden nach den neuen Verhältnissen, regulirte das Steuerwesen, und leitete die Errichtung eines stabilen, bei den Landwirthen selbst etablirten Landmagazins ein, wodurch dem Lande die freie Kornausfuhr erhalten wurde. Der König von Preußen ernannte ihn hierauf zum wirklichen Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer in Halberstadt, welche Stelle er seit 1803 mit gewohnter Thätigkeit verwaltete. Noch mehr Gelegenheit, dieselbe zu entwickeln, erhielt er nach der Schlacht bei Jena, indem ihm alle durch die feindliche Occupation der Kammer entstandene Geschäfte allein übertragen waren. Auch führte er dieselben zum Vortheil des Landes aus, zumal er bewirkte, daß dasselbe von der Uebernahme eines Theils der Kosten, die Braunschweig ihm zuwälzen wollte, verschont blieb. Mit Errichtung des westphälischen Königreichs begann die wichtigste Periode seiner politischen Wirksamkeit. Er ward 1808 zum Staatsrath erwählt,

und war nebst dem Magdeburger Kammerpräsidenten v. Bülow unter allen Mitgliedern der Finanzsection der einzige, der durch frühere Arbeiten im Finanzfache practische Kenntnisse darin besaß. Auch besiegte er glücklich die unendlichen Schwierigkeiten, welche sich der Organisirung eines neuen Staats stets entgegenstellen. Er ward in kurzer Zeit General-Director der Steuern, General-Liquidator der Staatsschuld und General-Director der Amortisationscasse; die beiden letzten Stellen legte er jedoch bald darauf wieder nieder. In dieser Zeit verfaßte er alle auf diese Verwaltungszweige Bezug habende Decrete und Instructionen, und wirkte überhaupt zur Begründung des ganzen Finanzsystems auf das thätigste mit. Außerdem ward er mit mehreren Missionen beauftragt: 1808 nach Berlin, wegen Theilung der reservirten Domainen; 1810 nach Hannover, zur Einleitung der Organisation der dortigen Provinzen; 1810 — 11 nach Paris, wegen Ausgleichung der Domainenstreitigkeiten; und endlich 1813 an den Kaiser Napoleon, erst nach Mainz, und dann nach Magdeburg, wo er diesem über die unbedingte Fortsetzung der Requisitionen zwar vergebliche Vorstellungen machte, aber durch seine Festigkeit die Aufhebung der Sequestrirung des Elbe-, Saale-, Ocker- und Aller-Departements, so wie die Erlassung einer bedeutenden Requisition erhielt. 1811 mußte er, trotz seiner Gegenvorstellungen beim Könige, die Finanz-Ministerstelle annehmen, mit der 1812 die Leitung aller Truppenverpflegungen, und 1813 das Ministerium des Innern verbunden wurden. In diesem Jahre ward er auch Commandeur des Ordens der westphälischen Krone und in den Grafenstand erhoben. Als nach Auflösung des westphälischen Königreichs seine Verwaltung und seine Persönlichkeit auf das heftigste angefallen wurde, vertheidigte er sich durch die Schrift: „Ueber die Verwaltung der Finanzen des Königreichs Westphalen, besonders seit dem Monat April 1811," welche bis jetzt unwiderlegt geblieben ist. Er begab sich nach Heidelberg, wo er den Wissenschaften lebte, ward 1817 vom König von Würtemberg zum Chef des Finanzfachs ernannt, gegen Ende des Jahrs 1818 aber mit einer Pension von 4000 Gulden wieder entlassen, worauf er sich abermals nach Heidelberg zurückzog. Genauere Nachrichten, die er selbst von sich gegeben hat, findet man in den Zeitgenossen (1r Bd. 3s Heft, im Verlage des Herausgebers des Conv. Lex.)

Maleachi oder Malachias, der letzte von den kleinen Propheten der Hebräer. Nach einer Ueberlieferung war er aus dem Geschlecht Zabulon und zu Sopha nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft geboren und starb sehr jung. Wahrscheinlich war er gleichzeitig mit Nehemias. Seine Prophezeihung besteht in Vorwürfen gegen die Juden wegen ihrer Undankbarkeit, womit sie die besondere Gunst Gottes erwiederten, wegen ihrer Nachlässigkeit, womit sie den Dienst im Tempel verrichteten, und wegen der Ehen, welche sie dem Gesetz zuwider mit fremden Weibern schlössen. Auch enthält sie Drohungen des göttlichen Gerichts gegen die Unbußfertigen und eine Vorherverkündigung der Ankunft des Messias und seines Vorgängers, Johannes des Täufers, unter dem Namen Elijah. Sein Ausdruck verräth das Sinken der hebräischen Poesie seit der babylonischen Gefangenschaft.

Malebranche (Nicolas), wurde am 6ten August 1638 zu Paris geboren, wo sein Vater königlicher Secretair und Schatzmeister

war. Sein kränklicher Zuſtand wurde die Urſach ſeiner Menſchenſcheu und Liebe zur Einſamkeit. Im 22ſten Jahre ſeines Alters begab er ſich in die Congregation des Oratoriums, wo er ſich ganz dem Studium der bibliſchen Geſchichte und der Kirchenväter widmete. Die Lectüre der Schrift des Descartes de Homine, welche ihm durch einen Zufall in die Hände gerieth, erweckte wegen der Klarheit ihrer Schreibart und wegen der Neuheit und ſcheinbaren Gründlichkeit des Vortrags in ihm die entſchiedenſte Neigung zur Philoſophie. Er wandte zehn Jahre auf das Studium der Carteſianiſchen Grundſätze, und ſtellte endlich ſein berühmtes Werk de la Recherche de la Vérité (von Erforſchung der Wahrheit) ans Licht, welches durch ſeine tiefſinnige Originalität und die Eleganz der philoſophiſchen Schreibart großes Aufſehen erregte, ihm aber auch manchen Gegner verſchaffte, unter welchen Antoine Arnauld (des vraies et des fausses Idées, Cologne 1683. 8.) war. Der Zweck dieſes, in ſechs Bücher getheilten, Werkes war, die allgemeinen Urſachen der Irrthümer, denen die menſchliche Erkenntniß unterworfen iſt, pſychologiſch zu unterſuchen, aber auch zugleich zu beſtimmen, was in derſelben Wahrheit ſey, und worauf ſich dieſe zuletzt gründe. Es iſt dieſes Werk ein ehrwürdiges Denkmal eines tiefen, ruhigen, durchſchauenden Geiſtes, und enthält eine große Mannichfaltigkeit intereſſanter pſychologiſcher Beobachtungen und Winke. Das Prinzip ſeiner Vernunfterkenntniß, welche er mit der Offenbarung zu verbinden ſuchte, war der Satz: wir erkennen alle Dinge in Gott. Daß ſeine moraliſche Theorie noch nicht ganz geläutert war, ſieht man daraus, daß er die Furcht vor der Hölle für ein eben ſo gutes Motiv zur Tugend erklärte, als den Wunſch nach Glückſeligkeit. Die erſte Ausgabe erſchien Paris 1674, 12., wiederholt ebendaſelbſt 1700, 3 Bde. 12. 1712, 2 Bde. 4. und 4 Bde. 12. lateiniſch von Lenfant, Genf 1753, 2 Bde. 4., deutſch, Altenburg 1776 — 86, 4 Bde. 8. mit Anmerkungen. Außerdem ſchrieb er noch: Traité de la Nature et de la Grace, Rotterd. 1684: Traité de Morale, ebendaſelbſt 1684, 12. u. ſ. w.; Oeuvres, Paris 1712. 11 Bde. in 12. Er war übrigens ein Mann von dem edelſten Charakter und von einer faſt überſpannten Frömmigkeit. Nachdem er 1699 Ehrenmitglied der Akademie der Wiſſenſchaften geworden war, ſtarb er am 13ten Oct. zu Paris in ſeinem 77ſten Jahre. A — s.

Malesherbes (Chretien-Guillaume Lamoignon), ſ. Lamoignon.

Malfilâtre (Jacques-Charles-Louis), geboren zu Saint-Jean de Caen im J. 1733, ſtudirte mit Auszeichnung bei den Jeſuiten dieſer Stadt, und entwickelte frühzeitig ſein Talent zur Dichtkunſt, durch welches er bei einem längern Leben ſich einen noch entſchiednern Ruhm erworben haben würde. Er ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre zu Paris 1767. Sein Gedicht: Narcisse dans l'ile de Vénus, empfiehlt ſich durch Eleganz, Harmonie und Reinheit der Sprache; in der Anlage bleibt manches zu wünſchen, aber die Details ſind geiſtreich und anmuthig. Seine Oden zeichnen ſich ſo wie ſeine Ueberſetzungen durch einzelne gelungne Stellen vortheilhaft aus; unter letztern ſind Ovids Metamorphoſen in Proſa die wichtigſte. Malfilâtre lebte in der größten Dürftigkeit; aber keine äußere Bedrängniß war im Stande, ſeinen von Natur ſanften, leutſeligen und heitern Charakter zu verändern. Seine Werke ſind in einer vollſtändigen Ausgabe erſchienen.

Malherbe (François de), ein Mann, den die Franzoſen als

№ 280. — Samstag —

Frank-

Ober-Postam

Frankfurt, 7. Oktober.

Marie Garcia-Malibran-Beriot.

Ihr saht den Kranz wohl, der die Locken schmückte,
Doch nicht den Dorn, der ihre Schläfe drückte! —

Das Geschick der Weisen und der Künstler ist, zu leiden. Ausgezeichnet vor der Menge durch Gaben von oben, müssen sie meist schwer büßen für das seltene Loos. Bei der Theilung der Erde zu spät gekommen, weil sie im Lande der Träume weilten, steht ihnen zwar, nach des Dichters Deutung, der Himmel offen, aber der Tag hat doch seine Noth und die Brust ihren Schmerz. Rauh und unwegsam sind ihnen die Bahnen, ferne liegt das Ziel, und ist es endlich erreicht, so wacht das neidische Fatum auf und zertrümmert den schwachen Glücksbau. Solcherlei Betrachtung Stoff ist aus der Malibran kurzem Leben in Fülle zu schöpfen. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den ihr plötzliches Verschwinden in England und Frankreich, überhaupt aller Orten, wo man sie gehört und gesehen, gemacht hat. Jede Einzelheit aus ihren letzten Tagen, jedes Fragment zu ihrer Biographie, jeder Zug, der sie als Künstlerin characterisirt, — Alles findet wehmüthige Theilnahme. Marie Garcia wurde 1808 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein heftiger Mann, war ihr erster Lehrer. Sie mußte mit Gewalt Musik lernen. Wer kennt nicht die Qualen, welche Gewinnsucht verworfener Eltern [illegible] frühes Talent zeigen, aufleat? Marie

— 8. Oktober — 1830.

-furter

ts-Zeitung.

chte hoffen, an ihm zu saugen. Nicht lange und es schwand Täuschung. Malibran's zerrüttete Vermögensumstände wur- kund, Marie besann sich nicht. Sie entsagte jedem An- uch und eilte (1827) nach Paris, dort auf eigene Hand Unterkommen zu suchen. Madame Naldi und die Gräfin arre nahmen sich ihrer freundlich an. Sie wurde engagirt bedurfte bald keines Schutzes mehr. Bis 1832 gewann eine Reihe von Siegen. Sie trat in die Schranken mit erſten Talenten Europa's. Man sah den glorreichen erbund, dessen Signatur die Pasta, die Pisaroni, die ntag, die Malibran. Gleich vollendet als Schauspielerin als Sängerin, glänzte Marie Malibran als Desdemona Semiramis, entzückte sie als Rosine, Ninette, Cenerentola. nner behaupten, Desdemona sey ihre Hauptrolle gewe- . So etwas hatte man noch nicht gesehen, so etwas f man nicht hoffen, wieder zu sehen. Sie erhob sich zu der nzen Höhe des Shakspearschen Gedankens. Ein himmlisches esen in irdischer Gestalt, verbreitete sie gleich beim Erschei- eine gränzenlose Sympathie; die Zuhörer lebten nur in r er Seele; magische Töne entströmten dem zarten Frauenbilde; übte die zauberhafte Gewalt einer Göttin über Sterbliche. tte man sie gehört, man konnte nicht länger zweifeln an Allmacht der Kunst. Ja, nur das Genie ist Bürge für sere Abstammung von oben! — Madame Malibran durfte es wagen: sie war des Publikums verzogenster Liebling. hat sie einmal den Othello gesungen mit der Schröder- evrient als Desdemona Im Jahr 1832 — es war das olerajahr — verließ sie Paris und kam nach Brüssel. Hier f sie Lablache, der auf dem Wege nach Italien; er redete

den ersten ihrer classischen Lyriker verehren, geboren zu Caen gegen das Jahr 1555 in einer alten adelichen Familie, hatte zuerst in seiner Vaterstadt, dann zu Heidelberg und Basel die Rechte studirt, trat aber, als sein Vater zur protestantischen Kirche überging, wie es scheint, aus Eifer für den catholischen Glauben, in Kriegsdienste, und diente unter der Ligue. Nachher wurde Heinrich IV. der Gegenstand seiner Lieder. Er selbst aber starb als Kammerherr Heinrichs IV. im J. 1628, nachdem er unter sechs französischen Königen gelebt hatte. Malherbe wird als der erste Dichter seiner Zeit angesehn. Er arbeitete mit außerordentlicher Sorgfalt und Langsamkeit, und pflegte zu sagen, daß man nach einem Gedicht von hundert Versen, oder einer Rede von drei Bogen Jahre lang ausruhen müsse. Auch sind seine Poesien, größtentheils Gelegenheitsgedichte, nicht zahlreich. Sie bestehen in Oden, Stanzen, Sonnets, Epigrammen, Chansons u. s. w. (Oeuvres 1666. Paris; und mit seinem Leben Poésies de Malherbe etc. Paris 1764. 8.) Malherbe hat es zuerst versucht, die französische Sprache zur Majestät der Ode zu erheben. Die Nettigkeit seiner Gedanken, die glückliche Wendung seiner Phrasen, die Wahrheit seiner Beschreibungen, die Richtigkeit und Auswahl seiner Vergleichungen, die sinnreiche Anwendung der Fabel, die Mannichfaltigkeit seiner Bilder machen ihn zu dem Schöpfer dieser Gattung. Bleibende Verdienste hat er um die Reinheit, den Wohlklang und die Versification der französischen Sprache.

Mallet du Pan (Jacques), geboren zu Genf im Jahr 1750, genoß in seiner Vaterstadt des trefflichsten Unterrichts. Voltaire, der ihn früh kennen lernte und lieb gewann, verschaffte ihm eine Professur der schönen Wissenschaften zu Cassel. Mallet legte jedoch nach einiger Zeit sein Amt nieder und warf sich in die Politik. Er ging nach Paris, wo er zuerst die Annalen von Liguet fortsetzte. Panckouke übertrug ihm bald darauf den politischen Theil des Mercure de France. So lange es ruhig blieb, gefielen die unparteiischen Ansichten und Bemerkungen des Journalisten allgemein. Aber sobald die Revolution ausgebrochen war, fingen die Republikaner an, ihn zu verfolgen, obgleich seine entschiedne Neigung für eine gemischte Verfassung den Royalisten nicht gefiel. Er verlebte vier Jahre, wie er selbst erzählt, ohne zu wissen, wenn er sich Abends niederlegte, ob er noch am nächsten Morgen leben oder frei seyn würde. Da er weder in Frankreich, noch in der Schweiz mehr sicher war, ging er nach London, wo er den brittischen Merkur herausgab. Dieses Journal, das ein Gleichgewicht zwischen allen Parteien bewirken sollte, mißfiel allen, so eifrig es auch gelesen wurde. Die Jacobiner erbitterte er durch die beständige Darstellung ihrer Zügellosigkeiten; nicht minder erzürnte er die Emigranten durch seine Bemerkungen über die falschen Maßregeln, die man ergriffen, um eine Gegenrevolution zu bewirken. Diejenigen, die ihm Unparteilichkeit absprachen, gestanden ihm wenigstens große historische und politische Kenntnisse und einen Styl zu, der bei mancher Incorrectheit und Unbehülflichkeit doch im Ganzen edel und kräftig sey. Die Unparteiischen sahen in ihm die Unabhängigkeit des Charakters, die jeder haben soll, der von öffentlichen Angelegenheiten spricht. Er hatte eine Bitterkeit gegen die Welt angenommen, die seine Gesundheit untergrub. Er starb 1800 zu Richmond bei seinem Freunde Lally-Tolendal.

Malmesbury (James Harris, Graf von), der einzige nachgebliebene Sohn des berühmten Schriftstellers James Harris (s. d.

monibus, dem Publicum vor. Im J. 1662 ging er als Professor der Medicin nach Messina; allein er gerieth bald mit den Galenisten und Arabern in Streitigkeiten, die ihn zur Rückkehr nach Bologna bewogen. Er ward 1669 Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, die in der Folge seine Werke auf ihre Kosten drucken ließ. Als der Cardinal Pignatelli im Jahre 1691 unter dem Namen Innocenz XII. Papst geworden war, berief er Malpighi nach Rom, und ernannte ihn zu seinem Arzte und Kammerherrn. Dieser aber starb schon im Sept. 1694. Die Werke Malpighi's sind zahlreich. Außer der oben angeführten Schrift über die Lunge gab er einzelne Abhandlungen heraus, über das Gehirn, die Zunge, die Netzhaut, das Tastorgan, die Structur der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w.; ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei und über die Drüsen. Auch schrieb er über die Anatomie der Pflanzen und theilte darüber viele feine und lehrreiche Beobachtungen mit. Wiewohl er nicht ganz frei von Irrthümern blieb, so trug er doch viel zur Vervollkommnung der neuern Physiologie bei, und verdient einen ausgezeichneten Platz unter den Entdeckern. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu London 1686 in zwei Foliobänden und correcter zu London 1687 in Quart; ferner seine nachgelassenen Schriften zu London 1697 in Folio, und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine Consultationum medicarum Centuria gab Gasparini 1713 zu Padua heraus. Als Practiker ist Malpighi nicht ausgezeichnet, da er den chemischen Theorien seiner Zeit anhing; indeß verdient er Lob, den Nachtheil des Aderlassens bei den damals in Italien herrschenden Epidemien gezeigt zu haben.

Malplaquet (Schlacht bei), den 11. Sept. 1709; die blutigste im spanischen Erbfolgekriege, welche Marlborough und Eugen, die Heerführer der Verbündeten, gegen die Franzosen unter Villars gewannen. Jene wollten, nach der Eroberung von Tournay (Dornick), Mons (Bergen, die Hauptstadt von Hennegau) einschließen. Um dies zu verhindern, zog ihnen Villars entgegen; unter ihm diente aus freier Wahl ein älterer Marschall, der edle tapfre Boufflers. Das französische Heer war 70,000 Mann stark und hatte 80 Stück Geschütz. Die Verbündeten aber, welche gegen 80,000 Mann zählten und 140 Kanonen mit sich führten, kamen dem Feind zuvor und griffen ihn bei dem Gehölz in der Nähe der Dörfer Blangies und Malplaquet an. Marlborough commandirte die Engländer und die deutschen Truppen im englischen Solde auf dem rechten Flügel; Eugen befehligte den Mittelpunkt des Heeres; Tilly und ein Graf Nassau den linken Flügel, wo die Holländer standen. Den feindlichen rechten Flügel führte Villars an, den linken Boufflers. Die Franzosen hatten eben Brot gefaßt, warfen aber einen Theil davon weg, um leichter in den Kampf zu gehn. Bald war der linke Flügel der Verbündeten geschlagen und in die Flucht getrieben; mit der größten Anstrengung kämpfte Marlborough auf der rechten; zwölfmal hatte der Prätendent, Jacobs II. Sohn, der Ritter St. Georg, an der Spitze der französischen Reiterei den Angriff erneuert: da entblößte Villars etwas den Mittelpunkt seines Heeres, um seinen linken Flügel zu verstärken. In diesem Augenblick griff Eugen das feindliche Centrum an, nahm die Verschanzungen, die dasselbe deckten, mit Sturm, und schlug die Garden zurück. Rasch eilte zwar der Marschall von dem linken Flügel herbei, um den Mittelpunkt zu retten, vergebens: er ward verwundet, sein Centrum durchbrochen und

die beiden Flügel getrennt. Die Schlacht war verloren. Gegen dreißigtausend Todte und Sterbende, meistens Holländer, bedeckten die Wahlstadt. Die Franzosen hatten kaum zehntausend, die Verbündeten mehr als 20,000 Mann verloren. Der Sieger erbeutete weder Gefangene noch Kanonen; Boufflers führte das Heer in guter Ordnung zwischen le Quesnoy und Valenciennes zurück. Hierauf belagerten die Verbündeten Mons und eroberten diese Stadt. K.

Malta, eine im mittelländischen Meere zwischen Sicilien und der afrikanischen Küste gelegene Insel, 4¾ deutsche Meilen lang, 2¾ breit und 6 Quadratmeilen groß. Der Boden ist verwitterter Felsen, der erst durch Kunst, indem man Erde aus Sicilien herbeigeholt hat, fruchtbar gemacht worden ist. Eigentliche Berge sind auf der Insel nicht, aber viele Hügel und Steinklippen, die mit Mühe zum Anbau tauglich gemacht werden müssen. Flüsse hat die Insel nicht, nur Bäche, welche sie hinlänglich bewässern. Da es nur selten regnet, so müssen sich die Einwohner viele Mühe geben, um ihre Baumwollenpflanzungen zu begießen. Das Clima ist heiß, doch durch Seewinde abgekühlt. Es friert niemals, und Zimmerheizung ist hier überflüssig. Nirgends bleibt der Boden unbearbeitet, sondern wird jedes Jahr besäet, jeder Zoll Landes ist benutzt; jedes Feld mit Mauern eingefaßt, und selbst Felsen zerklopft man, um so eine Art von Sandboden hervorzubringen. Das heiße Clima bringt alles, was gepflanzt wird, reichlich hervor, und zu einer großen Vollkommenheit. An Vieh, Geflügel, Fischen und Honig fehlt es nicht. Ungeachtet der wenigen Erde, die den Felsenboden Malta's bedeckt, bringt es doch Getraide (aber nicht hinreichend für den Bedarf der Einwohner; das fehlende wird aus Sicilien geholt), Hülsenfrüchte, Gemüse, Gedapflanzen, Baumwolle, Zuckerrohr, Wein, schönes Obst und edle Südfrüchte hervor. Die Pommeranzen, Zitronen, Feigen, Granatäpfel übertreffen an Süßigkeit die italienischen; der Wein kommt dem spanischen gleich, wird aber wenig gebaut; die Trauben sind sehr schmackhaft, und werden meist so gegessen, oder gedörrt, selten zu Wein benutzt. Die hiesigen Pommeranzen werden selbst nach andern italienischen Ländern geführt, besonders nach Genua und Venedig. Die Blumen sind hier weit geruchreicher und stärker, besonders waren die hiesigen Rosen schon im Alterthum berühmt. An Waldungen fehlt es fast ganz; nur der südwestliche Theil der Insel enthält etwas Wald. Auf die Baumwolle wenden die Einwohner allen Fleiß, weil sie das Hauptproduct und den Hauptnahrungszweig der Einwohner ausmacht. Sie wird im März gesäet und reift im September. Man hat hier dreierlei Gattung, die indische, die Landbaumwolle und die gelbe. Sie wird entweder ganz roh ausgeführt oder gesponnen, und geht jetzt nach England. Jährlich wird für 80,000 Gulden Baumwolle ausgeführt. Von Mineralien gibt es Salz, welches aus dem Seewasser bereitet wird, Marmor, Alabaster und gute Bausteine. Fabriken und Manufacturen findet man nicht, alles schränkt sich auf Baumwollenbereitung und das Spinnen derselben ein; man verfertigt bloß aus Baumwolle etwas Zeug und Strümpfe. Der Handel und die Schifffahrt sind bedeutend, und werden durch die häufigen Häfen sehr befördert. Die Einwohner, deren Zahl 80,000 beträgt, — eine äußerst beträchtliche Bevölkerung für ein so kleines und von Natur nicht begünstigtes Ländchen, — stammen von den Arabern oder Saracenen ab, welche von 818 bis 1090 im Besitz dieser Insel waren, und sind mit Italienern und Griechen untermischt. Sie reden einen aus dem Italie-

nischen und Arabischen vermischten Dialect, sind geschickte Handelsleute, Fischer und Seeleute, und bekennen sich zur catholischen Religion. Die Hauptstadt heißt La Valetta (s. den Art.), und ist eine der stärksten Festungen der Welt. Sie besteht eigentlich aus 5 Städten, welche zusammen 3500 Häuser und 32,000 Einwohner enthalten. Die drei Häfen der Stadt sind eben so geräumig als bequem, und können eine ganze Flotte aufnehmen. — Zu Malta gehören auch die zwei kleinen Inseln Gozzo und Comino mit 2 Quadratmeilen und 14,000 Einwohnern. Malta wurde im Jahr 1530 von Carl V. dem Johanniterorden als ein Lehen des Königreichs Sicilien zugetheilt. Die Ritter hatten in ihrem neuen Sitz 1565 einen furchtbaren Angriff der Türken auszustehen, nöthigten sie aber endlich nach großem Verlust zum Abzug. Malta war bis zum J. 1798 im Besitz des Ordens. Damals nahm Bonaparte auf seinem Zuge nach Aegypten die Insel ein; Valetta ergab sich verrätherischer Weise ohne Widerstand. Im J. 1800 mußte sich die französische Besatzung an die Engländer ergeben, welche durch eine strenge Blokade die Insel ausgehungert hatten. Im Frieden von Amiens war zwar die Rückgabe der Insel an den Orden unter neutraler Garantie versprochen, allein die Engländer trugen Bedenken, diese Bedingung zu erfüllen. Im Frieden von Paris verblieb sie den Engländern, welche dadurch das mittelländische Meer völlig beherrschen. Großbritannien hat den Einwohnern ihre Rechte, Freiheiten und Religion zugesichert, und in der innern Verfassung wenig geändert; die Insulaner erwählen ihre Obrigkeiten und Rechtsbehörden aus ihrem eignen Mittel. Es unterhält hier einen Gouverneur, einen Commandanten und eine Besatzung von 6000 Mann. Die Kosten dieser Besitzung überwiegen bei weitem die Einnahme, welche Großbritannien von dieser Insel zieht.

Malter wird vorzüglich ein Getraidemaaß genannt. In Obersachsen und Thüringen beträgt es die Hälfte eines Wispels, mithin 12 Scheffel; in Preußen und Polen 16, am Rhein 4 Scheffel. In Hammerwerken und Kohlenbrennereien ist es ein Holzmaaß, und beträgt etwa 64 Cubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malz ist Gerste (Weizen, Hafer), die durch Einweichen im Wasser bis zum Keimen gebracht und nachdem vorher die Keime abgerieben worden, im Luftzuge (Luftmalz) oder durch Feuerhitze (Darrmalz) schnell getrocknet worden ist. Durch diesen anfangenden Vegetationsprozeß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche bewirkt, daß die Abkochung des Malzes (Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Viele Seestädte (Danzig, Stralsund, Königsberg) treiben mit Malz starken Handel, und in Stralsund bilden die Malzarbeiter sogar ein eignes Gewerbe. F.

Mälzl oder Mälzel (J.), Mechaniker in Wien, bekannt als der Erfinder des Panharmonicons, ist aus Regensburg gebürtig (ungefähr 1776 geb.) und erhielt den Titel eines k. k. österreichischen Hofmechanikers. Das von ihm erfundne Instrument ahmt mittelst mehrerer Walzen und Blasbälge ein ziemlich vollständiges Orchester nach, indem er durch diese die Instrumente selbst in Bewegung setzt; besonders ist von Kennern die Kraft und Präcision der Blasinstrumente, z. B. der Trompeten, bewundert worden. Mälzl hat sich damit an vielen Orten hören lassen, namentlich 1807 zu Paris, wo er täglich mit allgemeinem Beifall der Musikfreunde und Kenner Concerts d'har-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

monie gab. Im J. 1808 war er ebenfalls dort, um ein neues Kunstwerk, einen Trompeterautomaten, hören zu lassen.

Mamelucken (Mamlucken, von dem arab. Memalik, ein Sklav), nannte man schon früh die aus den Gegenden des Caucasus herstammenden Sklaven, die bei ihren Herren ehrenvolle Hausämter verwalteten und sich hernach zu den wichtigsten Staatswürden emporschwangen. Sie machten jedoch kein besonderes Corps aus. Als aber im dreizehnten Jahrhundert Dschingischan den größten Theil Asiens verheerte und eine Menge Einwohner als Sklaven wegführte, kaufte Rodschmaddin, Sultan von Aegypten, deren 12 000, Mingrelier, Tscherkassen, meistens aber Türken aus dem Kaptschak, ließ sie in allen kriegerischen Geschicklichkeiten unterrichten und bildete aus ihnen ein Corps, welches bald zügellos und rebellisch wurde. Schon unter seinem Nachfolger mischten sie sich in Regierungsangelegenheiten, ermordeten den Sultan Turan Shah, und ernannten (1254) einen aus ihren Mitteln, den Mamelucken Ibegh, zum Sultan von Aegypten. Die Herrschaft der Mamelucken in Aegypten dauerte 263 Jahr hindurch, bis der türkische Sultan Selim I. ihr (1517) ein Ende machte. Während dieser Zeit war die Oberherrschaft gewöhnlich dem Kühnsten unter den Mamelucken zu Theil geworden. Auch hatten die Mamelucken während dieser Zeit verschiedne Eroberungen in den benachbarten Provinzen gemacht, und die Franken (1291) ganz aus dem Orient vertrieben. Selim I. stürzte dieses mächtige Reich, nachdem er die Hauptstadt desselben, Cairo, am 17. Januar 1517 mit Sturm eingenommen hatte. Er setzte zwar einen türkischen Statthalter (Pascha) über Aegypten, scheint aber doch durch die Umstände genöthigt gewesen zu seyn, die vierundzwanzig Beys, welche die verschiedenen Provinzen des Landes als Statthalter regierten, fortbestehen zu lassen. Diese Verfassung hat, ohne besondre Veränderung, über 200 Jahre bestanden. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlangte das Ansehen der Mamelucken durch ihre Anzahl und ihre Reichthümer ein solches Uebergewicht über die Regierung der Osmanen in Aegypten, daß die Macht der letztern völlig in nichts versank, und der von der Pforte ernannte Pascha ganz nach dem Willen der Mamelucken handeln mußte. Dieses Uebergewicht verschaffte ihnen vorzüglich seit 1766 Ali Bey, welcher mit unumschränkter Gewalt regierte und 1773 ermordet wurde. Auch zur Zeit der französischen Invasion spielten die Mameluckenbeys, namentlich Murad Bey, eine wichtige Rolle. Die Mamelucken, die durch ganz Aegypten zerstreut sind, und deren Anzahl vor mehreren Jahren 10 — 12,000 Mann betrug, gegenwärtig aber sehr vermindert ist, pflanzen sich meistens durch Sklaven fort, die aus den Gegenden zwischen dem schwarzen und caspischen Meere nach Cairo gebracht werden. Man zwingt sie zum Glauben Mohammeds und bildet sie zu Kriegern. Sie gelangen nachher zu Staatsämtern und werden oft selbst Beys; denn nur Mamelucken können diese Stelle erhalten. Die Mamelucken bilden eine gute Cavallerie, sie sind sehr gut bewaffnet und beritten. Sie griffen die Franzosen, als diese in Aegypten gelandet waren, mit der größten Wuth an, konnten aber dem europäischen Artilleriefeuer nicht lange widerstehen, und mehrere von ihnen gingen bald zu den Franzosen über. Dem jetzigen Pascha von Aegypten, Mohamed Aly, ist es seit einigen Jahren gelungen, sich ein Uebergewicht über die Beys zu verschaffen, und sie größtentheils aus Aegypten zu verdrängen (s. Aegypten).

Mammuth (bei Blumenbach Elephas primigenius, der Ele-

phant der Vorwelt) ist ein jetzt nicht mehr bekanntes Thier der Urwelt, dessen Ueberreste noch gefunden werden. Rußland, besonders Sibirien, ist das Vaterland dieser Thiergattung, wie das Gemeingrab derselben. Denn hier findet man die meisten Knochen und Zähne von diesem großen Thiere, die für die Russen einen nicht unbedeutenden Handelsgegenstand abgeben. Nach Cuvier ist das Mammuth eine Gattung des Elephanten gewesen und nimmt unter den 48 Arten ausgestorbener Thiere, von deren ehemaligem Daseyn er versichert ist, den zweiten Platz ein. Es hat Hauer und einen Rüssel, wie der Elephant. Man findet die Knochenüberreste des Mammuth in der niedrigen aufgeschwemmten Erde an den Ufern großer Flüsse. Im Eise der Lena entdeckte Adams vor einigen Jahren ein noch mit Haut und Haar versehenes Thier dieser Art. Es hatte zwischen den steifen Haaren auch ein gelbliches Wollhaar, war 16 Fuß lang und 9 Fuß hoch; jedes Horn war neun Fuß lang, der Kopf allein wog über 400 Pfund. Auch in Frankreich und Deutschland, namentlich bei Braunschweig und 1816 bei Cannstadt hat man Mammuthsknochen ausgegraben. Einer in Virginien entdeckten Gattung von Kranichen von 15 Fuß Höhe hat man den Namen Mammuth-Kranich beigelegt.

Mänaden (von μαινομαι, ich rase), hießen die Bacchantinnen, die Priesterinnen des Bacchus, s. d. Art.

Mancando (abbrevirt manc.), abnehmend, bezeichnet in der Tonkunst, daß das Zeitmaaß eines Tonstücks immer langsamer werden, und der Ton allmählig schwinden soll.

Manchester, große und wichtige Fabrikstadt Englands, 37 Meilen von London, in der Shire Lancaster, in einer sehr hügeligen Gegend, am Bridgewatercanale und am schiffbaren Flusse Irwel, an dessen linkem Ufer Salford, eine Vorstadt von Manchester, liegt, und durch eine schöne steinerne Brücke von zwei Bogen mit der Stadt verbunden ist ꝛc. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut; der neuere Theil derselben ist sehr freundlich gebaut, hingegen ist der ältere Theil, der Sitz der Fabriken, altmodisch. Einer der schönsten Theile von Manchester ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse, von der man auf den vorbeifließenden Fluß hinabsieht. Die Stadt enthält 16,400 Häuser und 98,600 Einwohner, welche vorzüglich von den wichtigen Fabriken ihren Unterhalt ziehen; denn sie ist der Mittelpunkt der englischen Baumwollenfabrikation, welche die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Es befinden sich daher hier mehr als 200 Fabriken von Manchester, Nanquin, Piqué, Kattun, Musselin, gedruckten Halbtüchern und Band, dann Fabriken in grober Leinwand und Hüten, und fünf Eisengießereien. Der Reichthum an wohlfeilen Steinkohlen und die vortrefflichen Canalverbindungen, besonders der Canal des Herzogs von Bridgewater verbunden mit der vortrefflichsten Maschinerie, tragen zur Beförderung der Industrie sehr viel bei. Auch befinden sich zu Manchester große Handelshäuser und eine Börse. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerken wir die Collegiatkirche, ein schönes gothisches Gebäude, das in zwei Theile getheilt ist, wovon der neuere Theil sehr geschmackvoll eingerichtet ist. Merkwürdig ist auch die große nach dem Lancasterschen Systeme eingerichtete Freischule in einem Gebäude, zwar nur von einem Stockwerke, aber von einer ansehnlichen Länge. Manchester hat mehrere Wohlthätigkeitsanstalten, eine öffentliche Bibliothek von 18,000 Bänden und eine philosophische Gesellschaft, welche sich durch die Herausgabe mehrerer gemeinnützigen Abhandlungen sehr verdient gemacht hat.

Manco-Capac, der Stifter und erſte Inca des peruaniſchen Reichs, deſſen Bewohner noch zu der Zeit, als die Spanier mit ihnen bekannt wurden, ſein Andenken in hoher Verehrung hielten. Er hatte ſie civiliſirt und mit verſchiednen nützlichen Beſchäftigungen, namentlich mit dem Ackerbau, bekannt gemacht. Er war unter ihnen aufgetreten als ein Sohn der Sonne, und lehrte innerlich und als höchſte, aber unbekannte Gottheit, Pachacamac, d. h. die Seele oder Stütze der Welt, äußerlich aber und als eine untergeordnete, ſichtbare und bekannte Gottheit, die Sonne, ſeine Mutter, verehren, und befahl, letzterer für die Wohlthaten, womit ſie die Menſchen überhäufe, Opfer darzubringen.

Mandarin iſt eigentlich ein portugieſiſches Wort (von mandare), und bezeichnet jeden öffentlichen Militär- oder Civil-, geiſtlichen oder weltlichen Beamten im chineſiſchen Reiche, ſeine Würde ſey groß oder klein. Das chineſiſche Wort dafür iſt Quang oder Quang-fu. Man erkennt den Grad der Würde an der Farbe der Knöpfe, welche die Mandarinen auf der Mitte ihrer Hüte tragen: roth iſt die erſte, dann folgen blau, weiß, vergoldet und verſilbert. Roth und blau haben Unterabtheilungen in dunkel und durchſichtig. Außer den Knöpfen und Pfaufedern an den Hüten, aus denen man den Rang eines jeden Mandarinen erkennen kann, ſieht man bei Hofe noch zwei andre Kennzeichen der höhern Würde. Die Staatsgewänder aller Mandarinen haben auf der Bruſt und auf dem Rücken viereckige reiche Stickereien; aber Unterkönige, Colao's (d. i. Cabinetsminiſter) und Prinzen haben runde, nicht nur auf der Bruſt und dem Rücken, ſondern auch auf den Schuldern ihrer Gewänder. Ferner ſieht man viele in Gelb gekleidet, eine Farbe, die blos von den Vornehmſten und von ſolchen getragen wird, denen der Kaiſer Erlaubniß dazu ertheilt, als Miniſtern, Vicekönigen, Verſchnittenen.

Mandat, 1. Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag; 2. eine landesherrliche Verordnung, oder auch eine richterliche Verfügung, durch welche auf des Klägers Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Daher ein Prozeß, der mit einem ſolchen Mandat anfängt, Mandatsprozeß heißt. 3. Hießen Mandaten, Territorial-Mandaten, eine Gattung Papiergeld, das zur Zeit der republikaniſchen Verfaſſung in Frankreich in Umlauf geſetzt wurde. Nachdem die Aſſignaten (ſ. d. Art.), denen Robespierre einen gezwungenen Cours zu erhalten gewußt hatte, nach deſſen Hinrichtung durch die Gewalt der öffentlichen Meinung zu nichts herabgeſunken und dadurch die Nationalgüter, die man als eine Hypothek für ihre Einlöſung angewieſen hatte, wieder frei geworden waren; nachdem ferner die Regierung vergebens eine Anleihe zur Beſtreitung der Kriegskoſten und andrer dringenden Staatsausgaben eröffnet hatte, ſchuf ſie dieſes neue Papiergeld unter dem Namen der Mandaten, die im Grunde nichts anders als ebenfalls Aſſignaten waren, denn auch ſie waren Anweiſungen auf den künftigen Verkauf der Nationalgüter, hatten jedoch vor den Aſſignaten einen doppelten Vorzug. Erſtlich hatten die Mandaten eine ſpecielle Hypothek auf einzelne, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter, da die Aſſignaten nur im Allgemeinen auf die Nationalgüter fundirt waren; zweitens konnten die Mandaten jeden Augenblick realiſirt werden, indem deren Inhaber, ohne alle Weiterungen und Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, ſobald er ſich deßhalb meldete und den vierten Theil

des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Es wurden ihrer anfänglich für 600 Millionen, aber bald darauf — den 18ten März 1796 — für 2,400,000,000 erschaffen. Man gab ihnen zwar einen allgemeinen gezwungnen Cours, wodurch es der Regierung gelang, die Kosten des bevorstehenden Feldzugs damit zu bestreiten, allein kaum war dies geschehen, als sie ebenfalls fast zu nichts herabsanken; sie wurden daher theils eingewechselt und vernichtet, theils verschwanden sie von selbst. Statt unter seiner Last zu erliegen, verdankte Frankreich diesem Papiergelde seine Rettung. Das Uebel trug durch sein Uebermaaß sein Heilmittel zugleich in sich, und auch hier wie im ganzen Laufe der Revolution waren die Wirkungen immer im Gegensatz mit ihren Ursachen.

Mandeln, Amygdalae, (franz. Amandes), sind die Kerne der Steinfrucht des Mandelbaumes, Amygdalus, L. Die süßen sind wegen ihres fetten und milden Oeles sehr nähend, von angenehmem Geschmack und dienen sowohl zur Speise, als zur Arznei. Die bittern enthalten noch außerdem ein flüchtiges Oel, was ihnen den unangenehmen Geschmack und betäubende Eigenschaften gibt. Diese äußern sich bei Thieren, Hunden, Katzen, Vögeln ꝛc. oft sehr stark und lebensgefährlich. Der Mandelbaum ist in Asien und in dem mittägigen Europa einheimisch, auch hin und wieder in Deutschland, gleich dem Pfirsichbaum, wegen seiner zeitigen und schönen rothen Blüthen angepflanzt, bringt jedoch hier selten reife Früchte. Die besten Mandeln von langer Form kommen von Malaga, eben so gesucht werden die aus Valenzia und die italienischen Ambrosinmandeln. Sicilianische und Provençaler sind eine Mittelsorte und mehr rund als lang. Die bittern kommen aus der Türkei. Knackmandeln in dünnen zerbrechlichen Schaalen (Mollese, Sottile) dienen zum Dessert.

Mandeville (Bernard de), ein holländischer Arzt, welcher zu Dortrecht 1670 geboren war, in England lebte und 1733 starb, ist durch seine irreligiösen Schriften berüchtigt, welche der Abdruck seines Lebens waren. Unter diesen ist am meisten bekannt seine Fabel von den Bienen (the fable of the Bees or private vices made public benefits. Lond. 1714. 6 Ed. 1732. 2 Vol. 8.; franz. Uebers. 1740. 8. Der zweiten Ausgabe ist eine Enquiry into the origin of moral virtus als Apologie beigefügt). Er behauptete hier, daß die Tugend nur ein künstliches Product der Klugheit und Eitelkeit sey, auch der Luxus und die Laster der Einzelnen zum Wohl und Vortheil der Gesellschaft gereichen, und selbst die Verbrechen nützlich seyen, in so fern sie dazu dienen, eine gute Gesetzgebung einzurichten; 2. freie Gedanken über die Religion, die Kirche und das Glück der Nation. 3. Untersuchungen über den Ursprung der Ehre und über den Nutzen des Christenthums im Kriege, in welchem Werke er vielen seiner frühern Ideen und Ansichten widerspricht.

Mandoline (italienisch Mandola, Mandora), ein kleines, mit vier Saiten bezognes lautenartiges Instrument, welches sowohl mit einem Federkiel, als mit einem Finger der rechten Hand gespielt wird. Man hat auch dergleichen Instrumente mit sechs und mehr Saiten, welche, da sie der Laute noch ähnlicher sind, Mandores luthées genannt werden.

Mandschu, Mandschuren oder Bogdier. Zwei Nationen, die eigentlichen Mandschuren und die Tunguſen, deren gemeinschaftlicher Ursprung an ihren Traditionen, ihrer Sprache und Körperbildung zu erkennen ist, gehören zu dem mandschurischen Völker-

ſtamm, der im öſtlichen Sibirien und in der nördlichen Mongolei weitläuftige Länder und Wüſten bewohnt, und auch noch jetzt ſehr mächtig iſt, da eine mandſchuriſche Fürſtenfamilie über China herrſcht. In den älteſten Zeiten waren ſie unter dem Namen Kin oder Njudſchen bekannt; ſeit 926 den Kitanen zinsbar, und wohnten im Norden von Corea in der öſtlichen Tatarei bis ans Oſtmeer und den Amur. Sie empörten ſich 1114 unter Okota gegen die Kitanen und ſtifteten 1118 das Reich der Kin in China, das von dem Namen des Stifters der Dynaſtie ſo genannt wird, indem ſie jenen einen Theil ihrer Länder abnahmen. Taitſong machte 1125 dem Reiche der Kitanen in Nordchina ein Ende, griff aber hernach die Song, die ihn zu Hülfe gerufen hatten, ſelbſt an, entriß ihnen Petſcheli und Chenſi und zwang Weytſong, ihm einen Theil von China, und deſſen Nachfolger, ihm das übrige Nordchina abzutreten, ſo daß dieſem nur noch Südchina verblieb. Die Mongolen, bisher Vaſallen der Kin, fielen unter Taitſongs Nachfolgern ab, und nöthigten ſie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im J 1208 verweigerte Dſchingiſchan ihnen den Tribut, ſchlug ſie 1212 und 1213 völlig, machte ſich von der Abhängigkeit los und legte dagegen den Kin Tribut auf. Dieſen verſagte nun auch 1215 Ningtſong, China's Beherrſcher aus der Dynaſtie Song. Durch Dſchingiſchan verlor jenes Volk Chenſi 1221; Oktai ſetzte den Krieg gegen daſſelbe fort (1230) und eroberte ihr Reich unter Gnaitſong. Nach der Vertreibung der Kin aus China erſchienen ſie erſt im ſechzehnten Jahrhundert wieder (1556), unter dem Namen der Mandſchu. Sie hatten in dem angeführten Jahre in Leatong (einem Erblande der kaiſerlichen Familie in Pina, zwiſchen der Schatra-Mongolei und Coreo) Aufnahme gefunden, aber ſchon 1616 fielen ſie unter Tienming in China ein und machten hier große Eroberungen. Die Zerrüttungen zu vermehren, trat der Empörer Li auf, griff den Kaiſer Whaytſong 1643 in ſeiner Reſidenz an, und beſiegte ihn. Der Kaiſer erhenkte ſich und in ihm erloſch die Dynaſtie Ming, die letzte eingeborne Regentenfamilie von China. Jetzt verglich man ſich mit den Mandſchu. Tſonte vertrieb den Li aus Peking, ſtarb aber mitten unter ſeinen Eroberungen, welche ſein Sohn 1644 vollendete, ſeit welcher Zeit die Mandſchu Regenten dieſes Landes ſind. — Unter ruſſiſcher Herrſchaft ſtehen keine Mandſchu, denn als die Ruſſen nach Sibirien kamen, verließen ſie zum Theil ihre Wohnplätze, die ſie in Oſtſibirien vom Baikal bis an das mongoliſche Gebirge und um den Amurfluß inne hatten, und zogen hinab nach dem Amur und China; die aber blieben und ſich der ruſſiſchen Herrſchaft unterworfen hatten, kamen vermöge des Friedens von Nertſchinsk an China, in welchem Rußland den ganzen Amur und alle ihm unterworfnen Mandſchuren abtrat. Jetzt macht das Gebirge Stannowoi Chrebet die Gränze, in welchem Tunguſen wohnen, die theils China, theils Rußland zinsbar, theils auch frei ſind.

Manelli (Pietro), ein berühmter komiſcher Sänger Italiens, der gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte. Er trug beſonders zu der Revolution bei, welche um dieſe Zeit mit der alten franzöſiſchen Muſik zu Paris vorging, indem er zuerſt den Geſchmack der Franzoſen für die neue italieniſche Muſik empfänglich machte. Manelli ſtand um das J. 1750 als erſter Sänger an der Spitze einer Geſellſchaft von Sängern italieniſcher Intermezzo's. Sein komiſches Talent zog unaufhörlich das Publicum in ſeine Vorſtellungen und erwarb ihm einen ſolchen Anhang, daß eine Art von Bürgerkrieg

daraus entstand. Er debutirte mit der Serva Padrona von Pergolesi, die einen ungemeinen Enthusiasmus erregte. Bald aber bildete sich eine Gegenpartei, welche die alte französische Musik gegen diese Neuerer in Schutz nahm. So entstanden die Bouffonisten und Antibouffonisten. Unter den Schriftstellern und Schöngeistern, die an diesem Streit Theil nahmen, bemerkte man vornehmlich J. J. Rousseau und Grimm.

Manes, s. Mani.

Manen (Manes), bei den Römern die Seelen der Verstorbnen. Man nannte sie auch Laren, wenn sie wohlthuend, Larven oder Manien (Larvae vel Maniae), wenn sie schädlich waren. Einige hielten sie auch für die bösen und guten Genien der Menschen, welche diese bei ihrem Leben begleiteten. — Man zählte die Manen zu den unterirdischen Göttern, glaubte aber, daß sie bisweilen auf der Erde erschienen und als Gespenster sichtbar würden. Insbesondere sollten sie an drei Tagen des Jahres, den 30sten August, 4ten October und 7ten November, die Oberwelt besuchen; daher diese Tage bei den Römern für unglücklich galten. Der allgemeine Volksglaube, daß die Geister der Verstorbenen auf das gute oder böse Schicksal der Lebenden, besonders derer, mit denen sie ehemals genau verbunden gewesen, den mächtigsten Einfluß hätten, flößte eine allgemeine Furcht vor ihnen ein, und man hütete sich sehr, sie zu beleidigen. Da man annahm, daß sie jeden Störer der Ruhe des Leichnams verfolgten, so verehrte man die Begräbnisse sehr und brachte den Manen Opfer (inferiae) und Libationen; ja man errichtete, wenn man nicht wußte, ob ein Todter begraben wäre, ein Cenotaphium, und lud die Manen desselben unter feierlichen Ceremonien ein, sich dahin zur Ruhe zu begeben, aus Furcht, daß sie außerdem noch lange auf der Oberwelt zur Qual der Lebendigen herumirren und den Körper suchen möchten. Man glaubte ferner daß sie an Blut Wohlgefallen hätten, schlachtete ihnen daher beim Scheiterhaufen verschiedene Thiere, besonders solche, die dem Verstorbenen lieb gewesen waren, und verbrannte sie mit dem Leichnam.

Manetho, Manethon, aus Diospolis in Aegypten, um das Jahr v. Chr. Geb. 270, Oberpriester zu Heliopolis, Verfasser einer ägyptischen Chronik in 3 Büchern, deren noch vorhandne Bruchstücke wichtig sind. Man findet sie in Scaligers Werke de emendatione temporum. Das ihm beigelegte Gedicht vom Einfluß der Gestirne (*αποτελεσματικα*, ed. Gronov. Leiden 1693. 4.) gehört in die folgende Periode und ist, wie das ihm beigelegte Buch von den Königen von Aegypten, untergeschoben. A—s.

Manichäer, s. Mani.

Mani, Manichäer. Von dem Stifter dieser merkwürdigen Secte, den die Orientalen Mani, die Kirchenväter Manes und seine Anhänger Manichäus nannten, hat die Geschichte zwei verschiedene Nachrichten; doch zuverlässiger, als die arabische aus dem zehnten Jahrhundert, die ihn zu einem vornehmen Magier, kunstreichen Mahler und christlichen Priester macht, übrigens aber nichts merkwürdiges neues von ihm sagt, scheint die viel ältere, in den christlichen Kirchenschriftstellern aufbehaltene Erzählung zu seyn. Nach dieser kam er im Knabenalter als Sklav unter dem Namen Kubrikus zu einer begüterten Wittwe in Persien, bei der er die 4 Bücher des Scythianus, eines sonst nicht bekannten ägyptischen Schwärmers, dessen Schüler Terebinthus oder Buddas sie ihr hinterlassen

hatte, unter den Titeln Geheimnisse, Hauptstücke, Evangelium (Arzeng) und Schatz vorfand und daraus eine aus chaldäisch-dualistischen Ideen und gnostischen Mythen geworbene Welt- und Geisterlehre schöpfte. Vergleiche den Art. Dualismus und Gnosis. Nach dem Tode seiner Herrin ihr Erbe, nannte er sich Mani und versuchte, ähnlich dem späteren Mohammed, auf den Grund dieser Bücher eine neue Religionsphilosophie zu bauen, für die er Jünger gewann. Durch den Ruf seiner Weisheit an den Hof Sapors (Schabours), Königs von Persien, geführt, mußte er, da der ihm anvertraute kranke Sohn dieses Königs unter seiner Behandlung starb, dafür mit Gefängniß büßen. Seine vorher ausgesendeten Schüler brachten ihm dahin Kunde von dem Widerstande, den das Christenthum ihnen entgegengesetzt habe. Ueber dem Lesen der heiligen Schriften der Christen kam er nun auf den Gedanken, zur Reinigung des Christenthums von jüdischen und hierarchischen Verunstaltungen und zur Ausbreitung einer von den Aposteln verschwiegenen Geheimlehre berufen, ja selbst der im N. T. verheißne Paraklet oder Tröster zu seyn. Nachdem er sich der Haft entzogen und auf Arabion, einer Feste an den Gränzen Mesopotamiens, neue Jünger gesammelt hatte, suchte er unter dem Namen eines Apostels Jesu Christi, nach der arabischen Erzählung auch begünstigt von Sapors (272 n. Chr.) Nachfolger Hormisdes (Hormuz), die Christen in jenen Gegenden zu seiner Lehre zu bekehren. Bei diesen Bemühungen soll er von Archelaus, einem christlichen Bischof zu Kaskar (Chürrá) in Mesopotamien, in zwei Disputationen überwunden, bald auch wieder am persischen Hofe verdächtig und 277 n. Chr. auf Befehl des Königs Varacres (Baharam) hingerichtet (die christliche Nachricht sagt geschunden) worden seyn. Von einem ewigen Gegensatze des Guten und Bösen ausgehend, die Philosopheme Zerduschts mit willkührlich gedeuteten biblischen Lehren verschmelzend, hat sein System vom Christenthume wenig mehr als die Sprache. Es nimmt zwei von einander unabhängige Grundwesen an, das Gute, den gestaltlosen Gott im Reiche des Lichts, das Böse, Hyle oder Teufel, von colossaler Menschengestalt in der Finsterniß der Materie, jenes verstärkt durch zwei anfänglich erzeugte Ausflüsse, Sohn und Geist, und stärker als dieses; jedes von unzähligen aus ihm emanirten gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder wie Stockwerke über einander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten Licht, klares Wasser, heitre Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Bösen Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder ihm angemessene Kreaturen hervorgingen. Während eines innern Krieges der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagne Partei auf hohen Gränzgebirgen das dem Teufel vorher ganz unbekannte Lichtreich. Um es zu erobern, machte der Teufel Friede unter den Seinigen, dagegen der gute Gott die Mutter des Lebens und aus dieser den ersten Menschen erzeugte, um seine Heere gegen die Bösen anzuführen. Dieser Aeon wollte sie durch List und Liebe bezwingen, wobei viele Lichtseelen, selbst sein eigner Sohn, der leidensfähige Jesus, vom Teufel und seinen Aeonen verschlungen wurden. Der heilige Geist, von Gott zu Hülfe gesendet, fesselte zwar die Feinde und schuf das Weltgebäude (die Erde) das auf den Schultern der Riesen Omophorus und Splenditenes ruht, welche die Manichäer verehren. Dafür erzeugte der Teufel, um das Böse in die

Welt zu bringen, die Menſchen, deren Körper und ſinnliche Seele ſeinem Reiche angehört, deren vernünftige Seele aber von dem in jenem Kampfe vom Teufel verſchlungenen Lichtſtoff genommen iſt. Nun ſehnten ſich die Menſchen aus den Feſſeln des Körpers und der Sinnlichkeit hinaus nach dem Lichte. Der Sohn Gottes (Chriſtus, den Mani vom leidensfähigen Jeſus unterſcheidet), deſſen Kraft in der Sonne, deſſen Weisheit im Monde wohnt, mußte daher in die Welt kommen, um die noch von der Finſterniß gehaltenen Lichtſeelen zu befreien. Dieſer Erlöſer wurde nicht Menſch; was das neue Teſtament von dem Menſchenleben Jeſu erzählt, war nur Schein und Schattenſpiel, ſelbſt ſein Tod und ſeine Auferſtehung; aber ſeine Leiden ſind Sinnbilder der an dem verderbten Menſchen nöthigen Läuterung durch Entſagung, Tod und neues Leben, inſonderheit ſeine Kreuzigung eine Allegorie von der Qual der Seelen, die an der Materie hängen, wie am Kreuz. Dieſe Erlöſung geſchieht nur durch den Unterricht, den der Paraklet (Mani) als Stellvertreter des heiligen Geiſtes aus den Reden Chriſti und ſelbſt empfangenen Offenbarungen kund macht. Manie's Chriſtenthum iſt daher ein blos moraliſches Inſtitut, indem das alte Teſtament ganz verworfen, das neue aber nur nach ſeiner Deutung gebraucht wird. Nach dem Tode nimmt er Reinigungen der Seelen durch Feuer und Waſſer, doch keine Auferſtehung des Leibes an. Die Vollkommenen ſollen bald darauf zur Seligkeit im Licht gelangen, die Unvollkommnern erſt nach Wanderungen durch mancherlei Thiere, in denen ſie büßen und ſich läutern, die Unverbeſſerlichen aber, obſchon auch zur Seelenwanderung beſtimmt, ewige Höllenſtrafen leiden. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jeſus, das, aus den Aeonen der Finſterniß wiederherausſtrömend, auf die Erde fällt und ſie befruchtet, und der lebendige Geiſt reiniget auch die Vegation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den ſie den Menſchen geben, ſich im Dienſte des Lichtes verzehren, daher auch die Manichäer kein Brod, ſondern nur Geld als Almoſen an Nichtmanichäer ſpenden durften. Erzürnt über dieſen Erfolg erregen jene teufliſchen Kräfte Ungewitter und andre phyſiſche Uebel. Das ganze Drama beſchließt ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlöſ'ten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Feſſeln. Zwiſchen ſeinem Gebiet und dem Reiche des Lichts halten die Seelen der nicht völlig Geläuterten ewige Wache, daß beides geſchieden bleibe, wie es vom Anfang war. Mit dieſem Religionsſyſtem, das in den Büchern des Scithianus und Mani's eignen Zuſätzen, Briefen und apocryphiſchen Schriften enthalten war, aber nur noch in Bruchſtücken, welche man in alten Streitſchriften, beſonders des heiligen Auguſtinus gegen die Manichäer findet, vorhanden iſt, hängt die Manichäiſche Sittenlehre genau zuſammen. Sie theilte die Manichäer in zwei Claſſen. Die Auserwählten ſollten ſich des Weines, des Fleiſches und aller animaliſchen Nahrung, der Ehe, des Beiſchlafs, der Muſik, des Beſitzes irdiſcher Güter und jeder Ueppigkeit, dabei aber auch des Krieges, der Arbeit und jeder Beſchädigung der Pflanzenwelt, ja ſelbſt des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, außer Ungeziefer, tödten und ihr Leben der frommen Contemplation widmen. Mehr war den Zuhörern oder Unvollkommneren erlaubt; durch ihre Arbeit mußten ſie ſich und

die Auserwählten ernähren, in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Aller Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln, unter denen Thomas, Buddas und Acuas, nach dem die Manichäer auch Acuaniten genannt wurden, Erwähnung verdienen. Den Manichäischen Gemeinden standen Bischöfe, (Mani hatte 72 dazu geweiht) Aelteste und Diaconen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andre sinnliche Hülfsmittel des Cultus hatten sie nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein, die Taufe verschoben sie, wie die Christen der ersten Jahrhunderte, oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag, diesen mit strengem Fasten. Im März feierten sie Mani's Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabner prachtvoller Lehrstuhl für den im Geiste anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten seyn, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes vorzüglicher Sittenreinheit, doch seit der Mitte des vierten Jahrhunderts härtere Verfolgungen erdulden, als andre Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell genug aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Aegypten, der römischen Provinz Afrika und selbst bis Italien ausgebreitet. Der heilige Augustinus, der ihre Irrthümer am eifrigsten bestritten hat, war in seiner Jugend neun Jahre Zuhörer unter ihnen gewesen. In Nordafrika, wo sie viele, obwohl nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im fünften Jahrhunderte von den Vandalen, im römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben sich aus Afrika geflüchtet hatten, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und durch bischöfliche Bannflüche ausgerottet. Endlich auch in Persien unterdrückt, zogen sie sich seit dem Anfange des sechsten Jahrhunderts theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in späteren Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den Manichäern gemein (vergl. diese Art.), doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Canonicis, oft ohne hinlänglichen Grund und nur, um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden. E.

Manier und Manierirt. Mit diesen Ausdrücken im weitesten Sinn bezeichnet man in den Künsten vorzüglich diejenigen Eigenschaften eines Kunstwerks, die nicht aus seinem Wesen selbst, sondern aus der Individualität des Künstlers hervorgegangen sind, mithin tadelhafte Eigenschaften, da, gewisse Fälle ausgenommen, die Kunst nach möglichster Objectivität streben soll; im engern Sinn sind sie gleichbedeutend mit Künstelei und gekünstelt, doch wird das Wort Manier auch oft mit Styl gleichbedeutend gebraucht. In einem andern Sinne spricht man von Manieren

in der Muſik und verſteht alsdann diejenigen Verzierungen darunter, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten, oder vermittelſt kleinerer Noten zwiſchen den gewöhnlichen Noten vorgeſtellt werden. Dahin gehören der Triller, Pralltriller, Mordent, Doppelſchlag, Schleifer, Vorſchlag, Nachſchlag, Bebung u. ſ. w. Oft theilt man die Manieren auch ein in Setz- und Spielmanieren. Zu jenen gehören alle diejenigen Noten, die aus der Zergliederung der melodiſchen Hauptnoten und aus der Vermiſchung derſelben mit Nebennoten entſtehn, und von welchen man einige mit beſondern Namen bezeichnet hat, wie z. B. den Laufer, die Walze, den Schwärmer u. ſ. w. Zu dieſen gehören theils die vorhin angezeigten beſtimmten Manieren, theils auch Veränderungen der Melodie von unbeſtimmter Form, womit die Melodie einer Soloſtimme, beſonders in Adagioſätzen, oft verziert wird.

Manifeſt. Mit dieſem Namen pflegt man die Erklärungen zu bezeichnen, welche vornehmlich im Anfange eines Krieges von den ſtreitenden Mächten öffentlich bekannt gemacht werden, um die rechtfertigenden Urſachen des Kriegs darzuſtellen. Es ſind dieſe Erklärungen gewöhnlich an das geſammte Publicum gerichtet und ſollen das Unrecht des Gegners und die eignen Beſchwerden gegen denſelben ins Licht ſtellen. Die Form, in der die Manifeſte abgefaßt werden, iſt die der offnen Briefe, das heißt, ſie beginnen mit einer kurzen Anrede an das geſammte Publicum und ſind mit der einfachen Unterſchrift des Regenten verſehen. Verſchieden von ihnen ſind die Deductionen und Darſtellungen der Beweggründe, und die ſogenannten Exposés des motifs; erſtre ſind gleichfalls officielle, an das geſammte Publicum gerichtete, aber nur ſelten im Namen des Regenten abgefaßte, und von ihm nicht unterſchriebne Schriften in Form eines juriſtiſchen Libells; wogegen ſich dieſe, die gewöhnlich in franzöſiſcher Sprache abgefaßt ſind, durch ihre weniger juriſtiſche Form unterſcheiden; letztere ſind, mit Ausnahme von Deutſchland, beinahe allein noch in den letztern Zeiten im Gebrauche geblieben. Der Gebrauch der Manifeſte dagegen hat ſich allgemein bis auf unſre Tage bei allen Mächten erhalten; nur Frankreich, das ſich über ſo viele bis dahin allgemein für nothwendig geachtete Formen hinwegſetzte, erließ in den letzten Zeiten keine Manifeſte mehr, ſondern es erfolgten nur Botſchaften des Kaiſers an den Senat, Proclamationen an die Armee und oft ſehr pöbelhafte Ausfälle im Moniteur; denn freilich was konnte die franzöſiſche Regierung auch der Welt ſagen, das dieſe nicht ſchon längſt wußte, da ſelbſt der Verſuch, ein ſo heilloſes Syſtem zu beſchönigen, vergeblich war. C. 2.

Manilius (Marc.) ein römiſcher Dichter, wahrſcheinlich aus dem Zeitalter des Auguſtus, deſſen übrige Lebensumſtände unbekannt ſind. Merkwürdig iſt er weniger als Dichter überhaupt, als wegen des Gegenſtandes, den er beſungen. Er iſt nämlich der Einzige unter den Römern, der, mit dem Aratos wetteifernd, es verſucht hat, ein aſtronomiſches Lehrgedicht zu verfertigen. Was wir noch davon haben, beſteht aus 5 Büchern unter der Aufſchrift: Astronomica, iſt aber nicht das Ganze. Als ein ſolches hat es keinen hohen poetiſchen, aber wohl einen wiſſenſchaftlichen Werth; doch finden ſich manche einzelne wirklich ſchöne und gelungne Stellen, wohin beſonders die Eingänge gehören, auch

die Stelle von der Milchstraße im 2ten B. Hauptausgaben sind von Bentley London 1739, 4. und von Stöber (Straßburg, 1767, 8.)

Manipel, manipulus, s. Legion.

Manipulation, Behandlung, besonders die magnetische, s. Magnetismus.

Manlius (Titus), mit dem Beinamen Torquatus, ein berühmter römischer Consul und Feldherr, ein Sohn des Manlius Imperiosus. Bei einem lebhaften Geiste gebrach ihm das Talent, gut zu sprechen. Sein Vater, der ihn nicht in die Stadt zu bringen wagte, hielt ihn auf dem Lande unter den Sklaven zurück. Dies Verfahren schien dem Volkstribun Marcus Pomponius so ungerecht, daß er ihn vorladen ließ, um sich deßhalb zu verantworten. Der Sohn, der mit Unwillen seinen Vater seinetwegen verfolgt sah, eilte mit dem Dolch in der Hand zu dem Tribun und ließ ihn schwören, von seiner Anklage abzustehen. Diese Kindesliebe rührte das Volk, welches ihn im nächsten Jahre zum Tribunus militaris erwählte. Er zog mit dem Heere gegen die Gallier, deren einer den tapfersten Römer zum Zweikampf foderte. Manlius nahm die Ausfoderung an, erlegte seinen Gegner und schmückte sich mit der goldnen Halskette desselben. Davon erhielt er den Beinamen Torquatus, der auf seine Nachkommen überging. Einige Jahre nachher wurde er zum Dictator ernannt; er war der erste Römer, der, ohne Consul gewesen zu seyn, diese Würde bekleidete. Darauf ward ihm mehrmals das Consulat ertheilt; unter andern war er Consul im J. 340 vor Chr. Geburt, während des Krieges der Lateiner. Gegen die ausdrückliche Verordnung des Manlius, daß ohne Befehl und außer seinem Gliede sich kein Römer in ein Gefecht einlassen solle, nahm sein Sohn, eingedenk des Sieges seines Vaters, einen Zweikampf an, zu dem einer der feindlichen Anführer ihn herausforderte. Er war siegreich und legte die Beute des Feindes seinem Vater zu Füßen. Dieser aber wendete sich unwillig von ihm, übergab ihm einen Siegerkranz, und befahl zugleich dem Lictor, die Todesstrafe, der er verfallen sey, an ihm zu vollziehen. Dieses Beispiel der Strenge verschaffte dem Manlius den pünktlichsten Gehorsam. Er besiegte wenige Tage darauf die Feinde am Visiris, während sein Mitconsul, Decius Mus, sich für das Vaterland dem Tode widmete. Der Senat bewilligte ihm die Ehre des Triumphs. Er trat darauf in den Privatstand zurück, den er bis an seinen Tod nicht verließ. Man nannte nach ihm sprichwörtlich Manliana edicta alle Verordnungen, in denen eine so strenge Gerechtigkeit gehandhabt wurde.

Mann, s. Geschlecht.

Manna heißt der eingetrocknete klebrige, blaßgelbe, durchsichtige, schleimichtsüße Saft, den einige Gattungen der Esche im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien, liefern. Man könnte eine ähnliche Substanz auch aus verschiednen andern Gewächsen, z. B. aus den Runkelrüben, gewinnen. In den Morgenländern gibt es dieser Manna liefernden Gewächse mehrere, welche man zum Theil noch nicht einmal näher kennt. Eine dieser Pflanzen gehört zum Geschlechte des Hahnenkopfs (Hedysarum) und man vermuthet, daß ihr Manna dasjenige gewesen sey, welches die Israeliten auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen. Auch

in Amerika gibt es Gewächse, die Manna liefern. Die Manna von Briançon kommt vom gemeinen Lerchenbaume.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Manngericht, Mannengericht, s. Mannrecht.

Mannheim, ehemals die Hauptstadt der Pfalz am Rhein, jetzt die zweite Residenz des Großherzogs von Baden und die Hauptstadt des Neckarkreises des Großherzogthums Baden, liegt beinahe in der Mitte der Ebene zwischen den dies- und jenseitigen Rheingebirgen, an dem Einflusse des Neckars in den Rhein, über welche beide Flüsse jetzt Schiffbrücken führen, wovon die Neckarbrücke auf 23 Kähnen ruht. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1540 Wohnhäuser und 18,200 Einwohner. Sie ist eine der regelmäßigsten Städte Deutschlands, bildet einen länglichen Zirkel, und wird durch 11 längs- und 10 querlaufende Straßen von gehöriger Breite in 112 Quadrate zerschnitten. Die Straßen sind schnurgerade, reinlich und mit schönen Häusern besetzt. Die Straße, welche von dem nun abgebrochenen Heidelberger Thore bis zum Rheinthore führt, ist zum Theil mit einer doppelten Reihe von Acazien, die mit Ketten umschlossen sind, versehen. Sonst hatte Mannheim Festungswerke, aber nach dem Lüneviller Frieden wurden sie geschleift, und an die Stelle der Wälle und Gräben sind blühende Gärten gekommen. Auf dem mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzten Paradeplatze ist ein marmorner aber wasserleerer Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen. Der schöne große Marktplatz ist mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von der Meisterhand des van der Brand geziert. Das weitläuftige und prächtige, 750 Fuß lange Schloß nimmt die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt ein. Es ist in Ansehung seines Umfanges eines der bedeutendsten in ganz Deutschland, und besteht eigentlich aus drei sehr großen Vierecken. Der linke Flügel des Schlosses enthielt ehemals die Gemächer der Churfürstin, die Capelle, ein physikalisches Cabinet, den großen Opernsaal und das Ballhaus, allein bei dem Bombardement 1795 hat er sehr gelitten, so daß ein großer Theil abbrannte, und nur noch die äußern Mauern stehen geblieben sind; der rechte Flügel, von dem Churfürsten Carl Theodor erbauet, war der Kunst und den Wissenschaften eingeräumt, und enthält noch jetzt die Bildergallerie, doch bei weitem nicht so bedeutend, als sonst, wo sie neun Säle füllte, ein Naturaliencabinet, welches durch den Regierungswechsel auch etwas verloren hat, eine Sammlung von Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken, eine Antiquitätensammlung, welche außer den in der Pfalz gefundenen römischen Steinen auch eine Anzahl, größtentheils im Lande ausgegrabener kleiner Bronzen enthält, und eine nicht unbedeutende Bibliothek. Die in dem Schlosse für die Landesherrschaft eingerichteten Zimmer sind sehr geschmackvoll decorirt und möblirt. Unter allen geistlichen Gebäuden in Mannheim macht das vormalige Jesuitencollegium nebst der Hof- oder Jesuitenkirche den größten Eindruck. Der mit Säulen vom feinsten pfälzischen Marmor gezierte hohe Altar ist äußerst geschmackvoll und die in Fresco gemahlte Decke eine von den schönsten in Deutschland. Diese Kirche hat zwei Thürme, zwischen welchen die hohe Kuppel emporragt. Die Höhe der Kuppel soll vom Boden an 250 Fuß betragen; von den 250 Fuß ihrer Länge nimmt das Schiff der Kirche allein 200 ein. Nach dem Schlosse ist das schönste weltliche Gebäude in Mannheim das Zeug-

haus, von imposanter Größe und geschmackvoller Einfachheit. Es hat 650 Fuß im Umfange, eine Höhe von 92 Fuß, und enthält vier Stockwerke. Die Decke des ersten Stockes ruht auf zwei Reihen von 28 Fuß hohen steinernen dorischen Säulen. Hinter dem Zeughause ist ein von einer Mauer umschlossener großer Kugelgarten. Auch das Kaufhaus ist ein schönes Gebäude, welches ein ganzes Quadrat einnimmt. Es ruht auf 72 steinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen machen, auf welchen der zweite Stock ruht. In diesem Bogengange werden die Messen gehalten, und hinter ihm befinden sich mancherlei Kaufläden. In diesem Gebäude befinden sich auch das Hofgericht, das Stadtamt, das Polizeibureau, eine Commissions- und eine Leihanstalt, die Mehlwage und der Packhof. Das Komödienhaus ist ein großes Gebäude von 3 Stockwerken und 900 Fuß im Umfange. Die daran befindliche schöne Bildnerarbeit ist von der Hand des van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den schönen Redoutensaal. Von wissenschaftlichen Anstalten findet man besonders ein Gymnasium nebst einer Bibliothek, eine Handlungsschule, einen botanischen Garten und eine Sternwarte, ein in Form eines Achtecks, 107 Fuß hohes Gebäude, und mit Instrumenten sehr reichlich versehen. Von Fabriken sind hier bloß eine Stückgießerei, eine Steindruckerei, eine Krapp-, eine Tapeten-, eine Leim- und sechs Tabaksfabriken. Bekannt ist auch das sogenannte Mannheimer Wasser, eine Art von Liqueur. Obgleich einige hiesige Handelshäuser bedeutende Geschäfte machen, so ist Mannheim doch keine eigentliche Handelsstadt. Der Speditionshandel ist von einiger Wichtigkeit, und wird durch die Rhein- und Neckarschifffahrt begünstigt. Man zählt hier 100 Handelsleute und fünf Buchhandlungen. Die Arbeiten der Handwerker und Künstler stehen in der ganzen Gegend in großem Ansehen. Auch die hiesigen Bleichanstalten verdienen eine Erwähnung. Die Stadt ist mit vielen schönen Gärten umgeben, und der Gartenbau ist hier sehr vollkommen; besonders wird ein starker Hopfenbau getrieben. Unter den öffentlichen Spaziergängen sind vorzüglich zu bemerken der Schloßgarten, eine neue schöne englische Anlage von dem Schlosse bis zum Rhein, und die Mühlaue, eine beim Ausflusse des Neckars in den Rhein gelegene Insel mit freundlichen Anlagen. — Wo jetzt die Stadt Mannheim steht, lag sonst ein bloßes Dorf gleiches Namens, wo Churfürst Friedrich IV. 1606 ein festes Schloß Friedrichsburg und eine Stadt anlegte, welche vorzüglich von Niederländern, die wegen Religionsbedrückung ihr Vaterland verlassen hatten, bevölkert wurde. Der dreißigjährige Krieg, vorzüglich die Jahre 1622, 1631 und 1644, bedrohte diese neu entstehende Stadt mit dem Untergange und verursachte ihr vielen Schaden. Nach dem erfolgten westphälischen Frieden kehrten die vertriebenen Einwohner wieder zurück, die zerstörten Gebäude wurden wieder aufgerichtet, aus Schutt und Asche hob sich eine neue Stadt. Allein 1688 wurde durch die Franzosen die ganze Stadt Mannheim der Erde gleich gemacht. Die unglücklichen Einwohner flüchteten nach allen Gegenden hin. In diesem traurigen Zustande blieb die Stadt zehn ganze Jahre, bis 1699 der Churfürst Philipp Wilhelm die herumirrende Bürgerschaft wieder zusammenbrachte. 1720 wurde Mannheim von dem Churfürsten Carl Philipp zur Residenz erwählt. Von da an erhob sich Mannheim zur bedeutendsten Stadt in der Pfalz. 1777, als Baiern an den Churfürsten von der Pfalz als Erben gefallen war, wurde die Residenz nach München verlegt. Im fran-

zösischen Revolutionskriege litt Mannheim durch Belagerung und Beschießung. Durch den 1801 zu Lüneville geschlossenen Frieden fiel es an das Haus Baden.

Mannrecht hieß ehedem dasjenige Recht, nach welchem adeliche Vasallen gerichtet wurden — das Lehnrecht. Dann bezeichnete man auch damit und mit dem Worte Manngericht, Mannengericht das aus den Vasallen eines Lehnherrn bestehende Gericht, vor welchem sich der Vasall, wenn zwischen dem Lehnherrn und ihm Streit entstanden war, stellen mußte. Daher rühren auch die Benennungen: Mannrichter, der Richter bei einem solchen Gericht; Mannbote, Manntag u. s. w. Doch sind diese Ausdrücke jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Mannus, einer der berühmtesten Helden der alten Deutschen, ein Sohn Thuiskons, welcher nach seinem Tode als Schutzgott verehrt wurde. Er war der Mars der Deutschen. Sein Bildniß, in der Riesengestalt eines altdeutschen Kriegers, mit einer Thierhaut bekleidet, einen Schild an der Seite, und unter einer Eiche, dem Symbol der Stärke, stehend, wurde lange bei den Rugiern verehrt. Kritiker haben ihn bald für den Adam, bald für den Noah in der biblischen Geschichte gehalten. Von ihm bedeutet das Wort Mann einen mit Kraft und Muth ausgerüsteten Menschen.

Manomēter, s. Dasymeter.

Mansard (François), ein berühmter Baumeister, geboren zu Paris 1598. Auch sein Vater, Pierre François, war Baumeister, starb aber so frühzeitig, daß er den Unterricht seines Sohnes nicht vollenden konnte. François erwarb durch sein Genie bald großen Ruf; seine Arbeiten schmücken nicht nur Paris und dessen nächste Umgebungen, sondern auch die Provinzen. Die Kirche Val de Grace ist nach seinen Zeichnungen bis an das große Gesims (Corniche) aufgeführt worden; und es ist zu bedauern, daß es seinen Neidern gelang, ihn später davon zu entfernen. Mansard starb als erster königlicher Baumeister 1666, und ward in der Kirche St. Paul beigesetzt. Die Prachtgebäude, die nach seinen Zeichnungen aufgeführt wurden, sind eben so viele Denkmale seiner Talente. Er entwickelte in seinen Entwürfen edle und prächtige Ideen, einen feinen Geschmack, und eine genaue Kenntniß aller einzelnen Theile seiner Kunst, dabei war er sehr streng in seinen Foderungen an sich. Colbert foderte ihn auf, einen Plan für den Palast des Louvre zu entwerfen, und fand die Arbeit Mansards so vortrefflich, daß er das Versprechen von ihm verlangte, seinen Entwurf ohne Abänderung auszuführen. Mansard aber verweigerte diese Zusage, um sich die Freiheit vorzubehalten, seine Arbeit noch verbessern zu können. Das Lustschloß Maisons wird für sein Meisterwerk gehalten. Von ihm haben die gebrochnen Dächer, die er zuerst angab, den Namen Mansarden.

Mansfeld, eines der ältesten gräflichen Geschlechter in Deutschland, das von dem Schlosse Mansfeld seinen Namen hatte. Es war in zwei Haupt- und mehrere Nebenlinien abgetheilt, die aber 1780 in männlichen Erben ganz ausgestorben sind, und hat mehrere verdienstvolle Helden und Staatsmänner erzeugt. Unter den alten mansfeldischen Grafen hat sich Hoyer, der 1115 in dem Treffen bei Welfesholz blieb, um den Kaiser Heinrich V. verdient gemacht. Albrecht, Graf von Mansfeld, erklärte sich für Luthers Sache und war in dem Religionskriege eine der vornehmsten Stützen der Pro-

teſtanten. Wolrath, Graf von Mansfeld, ſein fünfter Sohn, zeichnete ſich als Krieger aus, und rettete im Treffen von Montcontour durch einen ſchönen Rückzug einen Theil der deutſchen Reiterei. Er ſtarb den 30ſten Dec. 1578. Peter Ernſt, Graf von Mansfeld, war Statthalter von Luxemburg und Brüſſel, und ſtarb 1604 in ſeinem 87ſten Jahre mit dem Titel eines Fürſten des römiſchen Reichs. Carl, Prinz von Mansfeld, ſein rechtmäßiger Sohn, that ſich im flandriſchen und ungariſchen Kriege hervor, und ſtarb 1595 ohne Nachkommen. Peter Ernſt von Mansfeld, des Letztern natürlicher Bruder, den Peter von Mansfeld mit einem Frauenzimmer von Stande zu Mecheln erzeugte, wurde von ſeinem Taufpathen, dem Erzherzog Ernſt von Oeſterreich, in der catholiſchen Religion erzogen, und leiſtete, nebſt ſeinem Bruder Carl, dem Könige von Spanien in den Niederlanden und dem Kaiſer in Ungarn wichtige Dienſte, daher ihn Kaiſer Rudolph II. legitimirte. Weil man ihm aber die Würde ſeines Vaters und die Güter, die er in den ſpaniſchen Niederlanden beſeſſen hatte, gegen das gegebne Verſprechen vorenthielt, ward er ſo mißvergnügt darüber, daß er ſich 1610 zu den proteſtantiſchen Fürſten ſchlug, die reformirte Religion annahm, und einer der gefährlichſten Feinde des Hauſes Oeſterreich wurde. Dem Widerſtande, den er und einige kleine deutſche Reichsfürſten leiſteten, iſt es vorzüglich zuzuſchreiben, daß Oeſterreichs damaliger Plan, ganz Deutſchland zu unterjochen, vereitelt wurde. Mansfeld vereinigte ſich 1618 mit den mißvergnügten Böhmen, denen er ſelbſt geworbene Truppen zuführte, focht lange in Böhmen und am Rhein für die Sache des geächteten Churfürſten Friedrichs von der Pfalz, verwüſtete dabei beſonders die Staaten geiſtlicher Fürſten, wurde öfters geſchlagen, aber nie überwunden. Als General in engliſchen Dienſten, warb er mit engliſchem und franzöſiſchem Gelde (1625) eine Armee, mit welcher er eine Diverſion in die öſterreichiſchen Erbſtaaten machen ſollte. Er ward (am 25ſten April 1626) bei Deſſau von Wallenſtein geſchlagen, ſetzte aber doch ſeinen Marſch bis Ungarn fort, um ſich mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen. Als dieſer aber ſeine Geſinnung änderte, entließ Mansfeld ſeine Truppen, und wollte, mit einem kleinen Gefolge, auf einem Umwege über Venedig nach England gehen. Er ward aber in einem Dorfe unweit Zara krank, ſtarb am 20ſten November 1626 im 40ſten Lebensjahre, und wurde zu Spalatro begraben. Mansfeld gehörte unter die außerordentlichen Menſchen, und war einer der größten Generale ſeiner Zeit. Aus ſeinen erlittenen Niederlagen ging er immer furchtbarer als vorher hervor. Er trotzte kühn allen Gefahren und Beſchwerden. Mit großem Verſtande, der ſich beſonders in ſeinen Unterhandlungen zeigte, verband er eine hinreißende Beredſamkeit und eine unerſchöpfliche Liſt. Er war das Schrecken ſeiner Feinde. Den Condottieren der Italiener in frühern Zeiten nicht unähnlich, nährte er ſeine Truppen, nach der Sitte des Jahrhunderts, durch Raub und Plünderung. Man verglich ihn daher mit Attila. Er ſelbſt verſchwendete die geraubten Schätze wieder, und blieb arm. Er erwartete den letzten Augenblick ſeines Lebens völlig gewaffnet und ſtehend, auf zwei ſeiner Adjutanten geſtützt. (S. Hofmanns Ehre des Hauſes Mansfeld. Leipzig 1718.) Wolfgang, Graf zu Mansfeld, hatte ebenfalls an den Angelegenheiten des dreißigjährigen Krieges bedeutenden Antheil. — Von den beiden Linien des Hauſes Mansfeld ſtarb die Eislebiſche oder Su-

therische 1710 aus. Von der catholischen Linie erhielt Graf Heinrich Franz 1690 vom K. Carl II. in Spanien das Fürstenthum Fondi im Königreiche Neapel, und Kaiser Leopold I. ertheilte ihm 1711 die reichsfürstliche Würde. Heinrich Paul Franz, letzter Graf von Mansfeld und Fürst von Fondi, verkaufte das Fürstenthum Fondi und starb 1780 ohne männliche Erben. Seine einzige Tochter brachte seine Allodialgüter durch Heirath an das fürstliche Haus Colloredo, welches daher den Namen Colloredo-Mansfeld führt.

Manso (Johann Caspar Friedrich), geboren zu Zella im Herzogthum Gotha, im J. 1759, erhielt den ersten Unterricht, der sich größtentheils auf die alten Sprachen beschränkte, im väterlichen Hause von Privatlehrern. Dadurch wurde er früh mit den römischen Classikern vertraut. Noch vor seinem siebzehnten Jahre hatte er die meisten von ihnen mehrmals durchgelesen, und im Griechischen, welches er meistens durch eignen Fleiß erlernen mußte, den Hesiod und Theokrit übersetzt. Zu frühen Versuchen in der Poesie weckten ihn theils die romantischen Umgebungen der Natur, theils die Bekanntschaft mit J. Fr. Schmidt, dem bekannten Übersetzer des Horaz, der ihm durch Rath und Kritik nützlich wurde. Im siebzehnten Jahre besuchte er das Gymnasium zu Gotha. In Jena, wo er 4½ Jahr zuletzt als Erzieher im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Hellfeld lebte, ging er von der Theologie zur Philologie und Philosophie über. Am meisten wirkten hier auf ihn Schütz und Ulrich, und nächst diesen einige geistreiche Jugendfreunde, als die beiden Jacobs, Grabner und Schatz. Von der Universität kehrte er früh zurück nach Gotha, wo er eine Hauslehrerstelle annahm und zugleich seit 1783 am Gymnasium, zuerst als Colladorator, später als Professor, lehrte. Im J. 1790 wurde er als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium in Breslau berufen, und übernahm drei Jahre darauf, als erster Professor und Rector, die Leitung dieser Anstalt. In wie engen Freundschaftsverhältnissen er hier mit Garve lebte, erhellt vorzüglich aus den Briefsammlungen, die nach Garve's Tode erschienen sind. Manso ist als Dichter und Prosaiker, als Uebersetzer, Humanist und ästhetischer Kunstrichter bekannt. Von seinen Übersetzungen sind die bekanntesten Virgils Landbau, Bion und Moschus, der König Oedipus des Sophokles und das befreite Jerusalem; letzteres unvollendet. Wenn auch diesen Übersetzungen das Verdienst der Treue nicht beigelegt werden kann, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse und ein empfängliches Gemüth nicht zu verkennen. Unter seinen eignen Gedichten ist seine Kunst zu lieben, ein Lehrgedicht in drei Büchern, das bedeutendste, die Epistel an Garve über die Verleumdung der Wissenschaften ist als philosophisches Gedicht nicht ohne Verdienst. Auch in den zwei Bänden seiner vermischten Schriften finden sich unter dem Namen poetische Wälder, zwei Bücher vermischter Gedichte. Es sind didaktische und lyrische Stücke, Elegien, Madrigale und Epigramme, theils Originale, theils freie Nachbildungen, unter denen manches durch Zartheit und Innigkeit anspricht. Von Manso's prosaischen Schriften nennen wir seine Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer; Sparta, ein Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung dieses Staats und Leben Constantins des Großen.

Manſon (Mad. Marie Françaiſe Clariſſe), geb. 1785 zu Rhodez (im Departement Aveyron, im ſüdlichen Frankreich), Tochter des daſigen Prevotal-Gerichtspräſidenten Enjatran, lebte zu Rhodez, getrennt von ihrem Gatten, Antoine Manſon, einem geweſenen Offizier, den ſie aus Gehorſam gegen ihren Vater geheirathet hatte. Dieſe geiſtvolle und liebenswürdige, aber ſchwärmeriſch reizbare und überſpannte Frau ſtand, ungeachtet ſie durch Romanenlectüre verſchroben, aus Stolz und Liebe zur Unabhängigkeit viele Eigenheiten angenommen hatte, in einem guten Rufe, als ſie auf einmal in einen Prozeß von Mördern und Räubern verwickelt wurde, wodurch ihr Name in ganz Europa eine tragiſch-romantiſche Berühmtheit erhielt. Dies war der Prozeß Fualdes; ein Mord, aus Habſucht begangen von Männern, die ſtraflos gebliebene frühere Verirrung bis zur kühnſten Bosheit fortgeriſſen hatte. Als ein Beitrag zur Sittenkenntniß des verwilderten Theils der franzöſiſchen Nation verdient dieſe Sache hier eine Erwähnung. — In der gewerbſamen Fabrikſtadt Rhodez, die etwa 6500 Einwohner hat, lebte ein ſehr geachteter reicher Privatmann, Fualdes, ehemals königlicher Procurator beim dortigen Criminalhofe. Er machte Geldgeſchäfte, und ſtand mit dem Mäkler Jauſion und mit Baſtide-Grammont, die ſeine nahen Verwandte und Hausfreunde waren, ſo wie mit andern reichen und angeſehenen Männern ſeines Wohnorts in wichtigen Geſchäftsverhältniſſen. Jauſion hatte ſeinen Credit durch Fualdes Darlehn ſehr erweitert, und ſich daher gegen ihn revers irt; Baſtide war an Fualdes 10,000 Franken ſchuldig. Letzterer drang jetzt auf Abrechnung und Aufhebung der Verbindung; denn er hatte eben ſeine liegende Gründe verkauft und wollte von Rhodez wegziehn. Er und Baſtide geriethen deßhalb noch am 19ten März (1817) des Morgens in einen heftigen Wortwechſel, und es ward eine Zuſammenkunft auf den Abend verabredet, um das Geſchäft abzuthun. In dieſer Abſicht ging Fualdes den 18ten März um 8 Uhr Abends aus, ward aber in der Straße des Hebdomadiers von Menſchen, die ſich poſtenweiſe vertheilt hatten und durch Pfeifen einander Zeichen gaben, angehalten, und mit verſtopftem Munde in das übelberüchtigte Haus Bancal geſchleppt, wo man ihn, nachdem er mehrere Wechſel hatte unterſchreiben müſſen, auf eine gräßliche Weiſe ermordete. Die Kinder der Bancal, welche ſchon zu Bette gegangen waren, eine verſchleierte Dame und eine andere in Mannskleidern hörten Alles in einer Seitenkammer mit an. Bei dem Morde ſelbſt waren zwei Weiber und wenigſtens zehn Männer, wie ſich ſpäterhin ergab, als Theilnehmer zugegen. Darauf packte man den Leichnam wie einen Ballen Kaufmannswaaren, trug ihn durch mehrere Straßen und warf ihn in den Aveyron. Aber ſchon am folgenden Morgen um 6 Uhr ward der Körper gefunden, und um 7 Uhr kam Jauſion nebſt ſeiner Frau und Schwägerin, Theilnahme bezeugend, in das Haus des Ermordeten. Hier erbrachen ſie ein Pult in Fualdes Cabinet, und nahmen einen Sack mit Geld, Rechnungsbücher und andere Effecten an ſich. Um 10 Uhr kam auch Baſtide, und unterſuchte die vorhandenen Papiere. Der Sohn des Ermordeten war abweſend. — Die Behörden ſtellten ſofort die nöthigen Unterſuchungen an. Man entdeckte die Spuren des Mordes in Bancals Hauſe, wo die zehnjährige Tochter der Bancal, Madelrine, die man in tiefem Schlafe

geglaubt, Alles mit angehört und davon geſprochen hatte. Darauf ließ der junge Fualdes Baſtiden am 25ſten Tage nach dem Morde, auch Jauſion verhaften. Noch wurden als Theilnehmer an der That eingezogen das Bancal'ſche Ehepaar, Collard, Bousquier, Bach, Miſſonnier und Anne Benoit. Bancal, der Wirth des Hauſes, ſtarb aber ſchon nach zwei Monaten im Gefängniſſe. Den 18ten Auguſt eröffnete das Aſſiſengericht ſeine Sitzungen. Die Mörder läugneten; es fehlten Augenzeugen. Madam Manſon, die in der Lebhaftigkeit des Geſprächs gegen Verwandte und andre Perſonen, namentlich gegen einen Offizier, Namens Clermandôt, der durch unverſchämte Zudringlichkeit und Verleumdung ſie ängſtigte, ſo genaue Umſtände von der That erzählt haben ſollte, als ob ſie ſelbſt zugegen geweſen wäre, geſtand vor dem Präfecten und vor ihrem Vater, daß ſie am 19ten Abends in männlicher Kleidung auf der Straße des Hebdomadiers ſich befunden, und von dem Lärm, da jemand hinter ihr überfallen worden, erſchreckt, ſich in das erſte offne Haus geflüchtet habe; dies ſey Bancals Haus geweſen. Hier habe man ſie in ein Cabinet geſchoben, wo ſie vor Entſetzen über den Mord in Ohnmacht gefallen, durch dieſes Geräuſch aber den Mördern verrathen worden ſey. Schon habe Einer von ihnen ſie erwürgen wollen, da ſey ein Andrer dazwiſchen getreten; ſie habe dann auf dem Körper des Ermordeten den Eid des Stillſchweigens ſchwören müſſen, und ſey hierauf von einem Dritten der Mörder in Sicherheit gebracht worden. Man wußte ſehr bald in der Stadt von dieſer Ausſage, und die weiblichen Verwandten der Mörder thaten Alles, um Mad. Manſon zu bewegen, ihr Geſtändniß vor Gericht zurückzunehmen. Sie erhielt Briefe von Unbekannten: „Dolch und Gift drohe ihrem und ihres — einzigen — Kindes Leben, wenn ſie ſpräche.“ Baſtidens Familie ſtand im größten Anſehn, und hatte im ganzen Departement einen mächtigen Anhang. So geſchah es, daß ſich der zart organiſirten Frau eine unnennbare Angſt bemächtigte, die ihre Sinne verwirrte, als ſie den 22ſten Auguſt das erſtemal als Zeuge vor Gericht erſchien. Sie fiel beim Anblick der Mörder in Ohnmacht; darauf nahm ſie ihre frühern Geſtändniſſe wieder zurück, und läugnete hartnäckig, daß ſie am 19ten März im Hauſe der Bancal geweſen ſey; „ſie könne die Wahrheit nicht ſagen; ſie habe jene Umſtände einem andern Frauenzimmer nacherzählt, die ſich dort befunden habe;“ doch gab ſie nicht undeutlich zu verſtehn, daß dies Roſe Pierret geweſen ſeyn könne. Durch Fragen in dem öffentlichen Gerichtsſaale, vor einer Menge Zuhörer (an 3000), unaufhörlich geängſtigt, rief ſie endlich am Schluſſe des Verfahrens, am 5ten September aus: „Ach, noch ſind nicht alle Schuldige in Feſſeln!“ Indeß blieb ſie bei der Erklärung: „die Wahrheit kommt nicht über meine Lippen!“ Darauf wurden am 12ten September von den Geſchwornen faſt einſtimmig die Witwe Bancal, Baſtide, Jauſion, Bach und Collard zum Tode, Miſſonnier und Anne Benoit zeitlebens zu den Galeeren, und Bousquier zu einjährigem Zuchthauſe verurtheilt; Mad. Manſon aber auf den Antrag des Generalprocurators wegen falſchen Zeugniſſes in Verhaft genommen. Die Verurtheilten wandten ſich an den Caſſationshof, und dieſer ſprach am 10ten October über die Verhandlungen des Aſſiſengerichts von Rhodez wegen nicht beobachteter Förmlichkeiten des Geſetzes die

Nichtigkeit aus, ordnete aber zugleich an, daß der Prozeß, nebſt der Sache der Madam Manſon, aufs neue vor dem Aſſiſenhofe zu Alby, dem Hauptorte des Departements Tarn, vorgenommen werden ſollte. In dieſer Zeit (Dec. 1817) ſchrieb die gefangene Manſon zu Rhodez ihre Mémoires, die den 12ten Januar 1818 in Paris erſchienen. Nach Verlauf einiger Stunden war die ganze 3000 Ex. ſtarke Auflage vergriffen, und noch in demſelben Jahre 1818 hatte das mit Geiſt und Empfindung geſchriebene Buch die 7te Auflage erlebt. Das Ganze iſt eine an ihre Mutter, die ſie, nebſt ihrem dreijährigen Sohne, auf das zärtlichſte liebt, gerichtete vertrauliche Erzählung. Gleichwohl beheuert ſie (S. 7) auf das feierlichſte, daß ſie den 19ten März Abends ſich aus ihrer Wohnung nicht entfernt habe! Wie künſtlich ſie damit ihr Geſtändniß vor dem Präfecten, daß ſie in Bancals Hauſe Zeuge des Mords geweſen ſey, als durch Umſtände ihr gegen die Wahrheit abgepreßt, zu vereinigen weiß, muß man in den Mémoires (S. 49) ſelbſt nachleſen, in welchen überhaupt mehrere durch die öffentlichen Verhöre bekannt gewordenen Thatſachen, oder Anzeigen, z. B. die wiederholten Drohungen, daß ſie ſchweigen ſolle, nicht eingeſtanden werden. Deſto mehr wurde ſie erſchüttert, als man ihr, während ſie im Gefängniſſe ſaß, in Folge eines von ihrem Manne erhobenen Scheidungsprozeſſes, das geliebte Kind nahm. Endlich eröffnete das Gericht zu Alby (den 25ſten März 1818) ſeine Sitzungen. Es wurden an dreihundert Zeugen verhört, und unter dieſen das ſchöne Mädchen, Roſe Pierret, von der Mad. Manſon einmal behauptet hatte, ſie ſei die verſchleierte Dame im Bancalſchen Hauſe geweſen. Aber auch dieſe widerſprach; und eine Dritte, Charlotte Arlaboſſe, wurde für die verſchleierte Unbekannte gehalten. Die Anklageacte gegen Mad. Manſon ſetzte als erwieſen voraus, daß ſie ſich im Bancalſchen Hauſe im Augenblicke der (von Bousquier und Bach, die man zum Forttragen des Leichnams gedungen hatte, bereits eingeſtandenen) Mordthat befunden habe, und beſchuldigte ſie wegen ihrer hartnäckigen Weigerung, ihr früheres Geſtändniß zu beſtätigen, daß ſie mit gutem Vorbedacht den Urhebern des Mordes Beiſtand geleiſtet habe! Unter den abgehörten Zeugen erklärte ein Fiſcher, daß er den 19ten Abends um 11 Uhr von den Männern, welche am Aveyron den Körper in den Fluß geworfen hätten, Jauſion, Baſtide, Bancal und Bach deutlich erkannt habe. Baſtide ſelbſt konnte den Beweis ſeines Anderswo (Alibi) am 19. Abends, durch die von ſeiner Familie, wie es ſchien, gewonnenen Zeugen nicht führen; zuletzt geſtand auch die Bancal, daß in ihrem Hauſe die Mordthat begangen worden ſey. Nun gab Mad. Manſon, unter vielen ſchwankenden und ſich widerſprechenden Aeußerungen, abermals zu, daß ſie ſich zur Zeit des Mordes verkleidet im Bancalſchen Hauſe befunden, doch ihren Retter nicht gekannt habe. Endlich kam es zu einer furchtbaren Erklärung, die das dramatiſche Intereſſe des ganzen Verfahrens auf den höchſten Grad ſteigerte. Bezahlte Stenographen ſtanden an allen Ecken des Gerichtsſaals, um jedes Wort der Verhandlungen für die Pariſer Welt aufzuſchreiben. Baſtide, welcher mit trotzigem Gleichmuthe, wie in einem Schauſpiele, allen ihn zu Boden werfenden Anzeigen Kälte, ja Spott und Ironie entgegengeſetzt hatte, erhob ſich eines Tages mit kühner Feſtigkeit, und foderte Madam

Manſon auf, die Wahrheit zu ſagen. „Unglücklicher!" rief ſie erſchüttert aus. — Er: „Nichts da, keine Sylbenſtecherei mehr. Stehn Sie Rede, Madam!" — Da trat die bebende Frau, wie vom Geiſte der Wahrheit ergriffen, raſch und muthig ihm entgegen, drängte die Gendarmen auf die Seite, und fragte ihn mit durchbohrendem Blick: „Baſtide, ſehen Sie mich an, kennen Sie mich?" Kalt erwiederte er: „Nein, ich kenne ſie nicht." Auf dieſes freche Wort ſtampfte ſie mit dem Fuße, ihre Augen funkelten, und mit furchtbarem Tone rief ſie: „Elender, Du kennſt mich nicht mehr, und wollteſt mich erwürgen!" — Erſchöpft, ſank ſie bewußtlos nieder. Nunmehr geſtand ſie dem Richter: „Ich log zu Rhodez, in Alby geſtehe ich die Wahrheit." So ward ihre vom Eide gelähmte Zunge entfeſſelt, und ihre Memoiren erſcheinen jetzt als das künſtlichſte Truggewebe des Witzes und der Angſt, durch das je die Verzweiflung eines ſtolzen und geiſtvollen Weibes vor der richterlichen Gewalt die furchtbare Wahrheit der Schuld zu verhüllen geſucht hat. Jetzt vollendete auch Bach durch freiwilliges Geſtändniß die Kenntniß des Verbrechens. Beim Morde waren, nach ſeiner Ausſage, zugegen Baſtide, Jauſion, Bancal, Collard, Beſſeres Beynac, Vence d'Iſtournet, Louis Baſtide, René und drei Frauen. Fualdes mußte zwölf bis funfzehn Wechſel (Indoſſements) unterzeichnen, die Jauſion zu ſich nahm. Darauf ſagte Baſtide-Grammont zu Fualdes: „Du mußt ſterben!" und warf ihn nieder. Er flehte um eine Minute Zeit, um zu beten. „Mit dem Teufel dich zu verſöhnen," rief Baſtide. Beide rangen, Fualdes ward übermannt, Jauſion und Baſtide-Grammont ſtießen ihm ein Meſſer in die Gurgel, die Bancal fing in einem Gefäße das Blut auf. Da hörte man in der Seitenkammer ein Geräuſch. Es war ein verkleidetes Weib. Baſtide wollte ſie erwürgen, doch Bach und Jauſion hielten ihn ab. Sie ſchwur zu ſchweigen, und ward von Jauſion fortgebracht. — Damit war die Unterſuchung geendigt. Nur die Angeklagten, Baſtide und Jauſion, betheuerten noch in ihrer letzten Vertheidigungsrede ihre Unſchuld; jener kalt und ſtolz, dieſer mit dem Anſtande eines gebildeten, vom Unglück überwältigten Mannes. Merkwürdig war die Rede der Mad. Manſon. Mit Feſtigkeit und Zuverſicht geſtand ſie: Eine Uebereilung führte mich in die Straße des Hebdomadiers; der Zufall warf mich in das Bancalſche Haus, wo ich alles vernahm! — Aus Furcht hatte ich Baſtidens Verwandten (Madame Pons, ihrer Wohlthäterin) verſprochen, mein Geſtändniß zu widerrufen u. ſ. w. — Ihr Unglück verſöhnte jetzt auch die weibliche Welt mit der ſo vielfach geſolterten Frau. Die heil. Huberta von Aveyron, wie man ſie nannte, erhielt Beſuche von den erſten Damen der Stadt. Darauf ſchloß der Gerichtshof (den 4ten Mai) ſeine Sitzungen, und die Geſchwornen ſprachen einſtimmig aus: Die Bancal iſt mitſchuldig am Morde aus Vorbedacht: Baſtide und Jauſion ſind es aus Vorſatz, beide zugleich ſchuldig des Diebſtahls mit Einbruch; Collard und Bach ſind ſchuldig der Theilnahme am Morde; Anne Benoit ſchuldig ohne Vorbedacht; Miſſonnier (wie Bousquier) ſchuldig als Theilnehmer an dem Fortſchaffen des Leichnams. Die Bancal, Baſtide, Jauſion, Collard und Bach wurden zum Tode verurtheilt, Anne Benoit zeitlebens zur Karrenarbeit, Miſſonnier zu zweijährigem Gefängniß und 50 Franken Geldſtrafe; Bach je-

doch der Gnade des Königs empfohlen. Mad. Manson aber ward als unschuldig sogleich in Freiheit gesetzt. Der Cassationshof in Paris bestätigte das Urtheil, und der König verwandelte Bachs Lebensstrafe in zwanzigjährige Zwangsarbeit. Hierauf wurden am 3ten Juni 1818 Bastide, Jausion und Collard in Alby hingerichtet. Sie starben ihrer Anstands- und Charakterrolle bis zum letzten Augenblicke treu, unter Betheurungen ihrer Unschuld. Die Hinrichtung der Bancal ward aufgeschoben. Das Vermögen der Verurtheilten war während des Prozesses, dessen Kosten weit über 100,000 Franken betrugen, größtentheils drauf gegangen; auch der junge Fualdes, dem die Richter 60,000 Franken Entschädigung aus dem Vermögen der Verurtheilten zugesprochen hatten, war durch diesen Prozeß arm geworden. Mad. Manson hatte eine unglückliche Berühmtheit erlangt; doch lehnte sie das wiederholte Anerbieten von 120,000 Franken ab, das ihr ein Pariser Speculant machte, wenn sie nach Paris kommen und sich zu Tivoli den Neugierigen zeigen wollte. Sie lebt jetzt in Alby, wo ihre Gegenwart nöthig ist, bis zur Beendigung des zweiten Prozesses, welcher jetzt gegen die neuentdeckten Mitschuldigen des Mordes, den ehemaligen Polizeicommissär Constans, den Notar Yence, den Notar Bessiere Veynac u. A. durch die Anklageacte vom 27sten Oct. 1818, vor dem königl. Gerichtshofe zu Toulouse, von dem königl. Gen. Procurator Gary eingeleitet worden ist. Den Bruder des Hingerichteten, Louis Bastide, hat Wahnsinn befallen. Bald muß sich, was noch dunkel in dieser Sache ist, vollends aufklären. Die Wahrheit ist eine Tochter der Zeit. K.

Mantegna (Andrea), einer der berühmtesten italienischen Mahler, geboren zu Padua 1431. Seine großen Talente bewogen seinen Lehrer Squarcione ihn an Kindesstatt anzunehmen. Er übte sich vorzüglich im Zeichnen nach antiken Statuen, mahlte schon in seinem siebzehnten Jahre ein großes Altarblatt in der Kirche der heil. Sophia zu Padua, und erregte bald die Eifersucht seines Meisters. Von Padua begab er sich in den Dienst des Marchese Lodovico Gonzaga nach Mantua, und eröffnete hier eine große Schule. Hier mahlte er auch seinen großen Triumph des Julius Cäsar, ein Gemählde, für welches in Mantua ein eigner Palast erbaut wurde, um es gehörig aufstellen und bewundern zu können. Es kam nachher in die Gallerie des Hofes, ging nach der Eroberung und Plünderung von Mantua verloren, und befindet sich jetzt in dem königl. Palast Hamptoncourt bei London. Der Marchese ernannte den Künstler zur Belohnung zum Ritter. Mantegna wurde hierauf vom Papst Innocenz VIII. nach Rom berufen, um im Belvedere zu mahlen. Hier mahlte er eine Menge vortrefflicher Bilder. Eines seiner spätesten und vorzüglichsten ist die Madonna della Vittoria, auf welchem Gemählde er die Schutzheiligen von Mantua nebst dem Marchese Giov. Franc. Gonzaga abbildete, der es für den Sieg, welchen er 1496 gegen Carls VIII. Armee erfochten, gelobt hatte. Es wurde von den Franzosen weggeführt. In der Dresdner Gallerie findet man von ihm eine Verkündigung der Maria. Mantegna starb im J. 1506; sein Grabmal ist in der Kirche des heil. Andreas zu Mantua. Seine Schule kann als ein Zweig der des Squarcione angesehen werden. Mantegna war stark in der Perspective, welche damals selten

war; seine Behandlung war stets streng und trocken. Er war mit einer Tochter des Jacob Bellin verheirathet; sein Sohn Francesco Mantegna war ebenfalls Mahler, und mahlte die Capelle, in welcher sein Vater begraben wurde. Wahrscheinlich waren Bartolomeo und Carlo Mantegna ihm verwandt. Zu seinen Schülern soll auch Correggio gehören. —s.

Mantinea, Stadt in Arkadien an der Gränze von Argolis, ward während des peloponnesischen Kriegs von den Spartanern zerstört, aber nach der Schlacht von Leuctra wieder aufgebaut, und ward berühmt durch den Sieg, welchen Epaminondas (s. d. Art.) über die Spartaner bei ihr erfochten.

Mantua, italienisch Mantova, ein ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, welches, mit Einschluß der kleinen Fürstenthümer Castiglione und Solferino, auf einem Flächenraum von 46 Quadratmeilen über 200,000 Einwohner zählte. Es hatte als ein kaiserliches Reichslehn seine eignen Herzoge aus dem Hause Gonzaga. Der letzte Herzog, Carl IV., wurde, weil er in dem spanischen Successionskriege die französische Partei gehalten, 1703 von dem Kaiser in die Acht und Oberacht erklärt, und starb bald hernach zu Padua ohne Erben. Seit dieser Zeit blieb Oesterreich in dem Besitz des Landes, und vereinigte es zu Anfang des Jahrs 1785 ganz mit den mailändischen Landschaften, mit denen es die österreichische Lombardei bildete. Im Jahr 1797 wurde es von Bonaparte mit zur cisalpinischen Republik gezogen, und machte nachher den größten Theil vom Departement des Mincio im Königreich Italien aus, bis Oestreich 1814 wieder Besitz davon nahm. Die Hauptstadt Mantua liegt in einem großen See, welchen der Mincio bildet. Man gelangt nur vermittelst zweier Dämme oder Hauptbrücken in die Stadt, beide aber können von eben so viel Forts und andern aufgeworfenen Werken bestrichen werden. Die Stadt selbst umgiebt eine starke Mauer, und überdies ist sie durch eine Citadelle gedeckt. So ist Mantua durch Natur und Kunst eine Festung vom ersten Rang. Die Gassen sind meistens breit und gerade, und zum Theil mit schöngebauten Häusern besetzt. Der Bischof stand ehemals unmittelbar unter dem Papst und wurde 1770 für sich und seine Nachfolger in den Reichsfürstenstand erhoben; nachher stand er unter dem Erzbischof von Ferrara. Die ehemalige Kirche und Bibliothek der Franciscaner, die Kirche der vormaligen Jesuiten mit ihrem zum astronomischen Observatorio eingerichteten Thurme, der ehemalige herzogliche Palast und Palazzo della Giustizia, die Gebäude der 1625 gestifteten Universität, das Zeughaus, die Judensynagoge, die Mühle der zwölf Apostel, der in Gestalt eines T erbaute Palast Pitti mit seiner Gemählde gallerie, die Akademie der Wissenschaften und Künste, und die damit vereinigte Mahler- und Bauakademie gehörten und gehören zum Theil noch zu den Merkwürdigkeiten der Stadt. Die blühende Stadt wurde äußerst verwüstet, als durch Verschulden Balduins del Monte die Kaiserlichen im J. 1630 in dem damaligen Erbfolgestreit sich mit stürmender Hand ihrer bemeisterten. Nachher erholte sich Mantua wieder, seitdem aber kein Hof mehr daselbst war, hat es an Einwohnern und Fabriken sehr abgenommen. Die Zahl der Einwohner, welche sich 1780 auf 30,000 belief, verminderte sich in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts um ein ganzes Drittel, weil die wichtige Festung Mantua damals

eine große Rolle in den Kriegen zwischen Frankreich und Oesterreich spielte. Im J. 1796 eroberten sie die Franzosen durch eine enge Blokade, indem sie Wurmser zwangen, sich wegen Mangels an Lebensmitteln zu ergeben. Im J. 1799 wurde sie den Franzosen von den Oesterreichern unter Kray durch eine förmliche Belagerung wieder entrissen, aber im Anfange des J. 1801 in Folge des nach der Schlacht von Marengo geschloßnen Waffenstillstandes wieder übergeben. Nach dem Pariser Frieden räumten sie die Franzosen ohne Belagerung.

Manual oder Memorial, s. Buchhalterei.

Manufacturen heißt man Werkstätte, wo Waaren im Großen verfertigt werden, und wobei eine Theilung der verschiednen Arbeiten Statt findet. Man macht eigentlich einen Unterschied zwischen Fabrik und Mannfactur (s. Art. Fabrik) und nennt dergleichen Werkstätte, wo das Artefact vorzüglich durch Feuer und Hammer hervorgebracht wird, Fabrik, die, wo es mehr durch Hände und Maschinen geschieht, Manufactur. Im gemeinen Leben wird indessen dieser Unterschied oft vernachlässigt, und man spricht hier so gut von einer Schuhfabrik, als von einer Eisenwaarenmanufactur. Die Manufacturarbeiten haben ihre größte Vollkommenheit in England durch die möglichste Theilung der Arbeit erreicht. Denn je weiter die Theilung der Arbeit geht, desto vollkommner wird nicht nur jeder Arbeiter in seiner Beschäftigung, sondern es wird auch mehr Product in ein und derselben Zeit geliefert und der Erzeugungspreis muß mithin geringer seyn. Dazu kommt noch, daß sich nur bei der in den Manufacturen und Fabriken möglichen Theilung der Arbeit Maschinen am besten und vortheilhaftesten anwenden lassen, welche ebenfalls nicht blos zur Vollkommenheit der Erzeugnisse, sondern auch zur Niedrigkeit ihres Preises beitragen. Man kann übrigens sämmtliche Manufacturen und Fabriken eintheilen, entweder nach den Erzeugnissen, die sie liefern, oder nach den darin wirkenden Kräften. BC.

Manumission, bei den Römern der feierliche Act, durch welchen ein Sklave freigelassen wurde, s. Freigelaßne.

Manuscripte (Handschriften). Aus der Lehre von ihnen, welche einen Haupttheil der Diplomatik ausmacht, kann hier nur das Hauptsächlichste erwähnt werden. Alle noch vorhandenen Manuscripte sind entweder auf Pergament oder Papier geschrieben. Das Papier ist theils ägyptisches (aus der eigentlichen Papyrusstaude verfertigtes), theils Baumwollen- oder Seidenpapier (charta bombycina, ums J. 706 n. Chr. Geb. im Orient erfunden, das bis zu Einführung des Linnenpapiers gebraucht wurde, und sich in Gemeinschaft mit diesem noch bis in die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, jedoch mehr in griechischen als lateinischen Handschriften, erhalten hat), theils Linnenpapier (dessen Erfindungszeit, welche man in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts setzt, indem man sich auf ein auf dasselbe geschriebnes Document vom Jahr 1243 stützt, noch immer streitig ist). Die früheste Erwähnung der Schreibfedern findet man im siebenten Jahrhundert. Von den Dinten war die schwarze die gewöhnlichste, und ist sehr alt; nur war die älteste nicht mit Vitriol versetzt, wie die unsrige, sondern sie bestand gewöhnlich aus Ofenschwärze, Ruß von Harz und Pech, gebranntem Elfenbein, geriebenen Kohlen u. s. w. Auch rothe Dinte findet man schon in alten Zeiten in den Hand-

ſchriften von einer blendenden Schönheit. Mit ihr wurden die Anfangsbuchſtaben, die erſte Zeile und die Inhaltsanzeigen (daher Rubrik, und der Schreiber Rubricator) geſchrieben. Etwas ſeltner, doch häufig genug, findet man in alten Handſchriften auch blaue Dinte; noch ſeltner grüne und gelbe. Auch mit Gold und Silber ſchrieb man entweder ganze Handſchriften (welche jedoch wegen ihrer Koſtbarkeit unter die größten Seltenheiten gehören), oder man belegte doch die Anfangsbuchſtaben damit. In Anſehung der äußern Geſtalt theilen ſich die Manuſcripte in Rollen (Volumina, die älteſte Art, auf welche in ſpätern Zeiten noch die Troubadours in Frankreich ihrer Gedichte ſchrieben) und in geheftete Bücher oder Bände (eigentliche Codices). Die Schreiber der Manuſcripte waren bei den Alten meiſtentheils Freigelaßne oder Sklaven (scribae, librarii), in den folgenden Zeiten die Mönche, unter welchen vorzüglich die Benedictiner durch ihre Ordensregel dazu verpflichtet waren. Correctoren und Rubricatoren beſſerten und ſchmückten nachher die Handſchriften aus. Aber von weit größerer Wichtigkeit als dieſe äußern Umſtände und Merkmale ſind für die Beurtheilung des Alters, Werthes u. ſ. w. einer Handſchrift die innern, und namentlich die Züge der Schrift und der Buchſtaben, mit denen ſie geſchrieben ſind. Die Beurtheilung des Alters der griechiſchen Manuſcripte nach den Schriftzügen iſt ſchwerer, als die der lateiniſchen. Nur ſo viel läßt ſich von ihnen hier im Allgemeinen bemerken, daß die Züge einer griechiſchen Handſchrift deſto leichter, gefälliger und flüchtiger ſind, je älter ſie iſt, daß ſie aber im Fortgehen der Jahrhunderte immer ſteifer werden. Der Mangel oder das Daſeyn der griechiſchen Accente iſt unbeſtimmt und entſcheidet nichts. Uebrigens wird man nicht leicht ältere griechiſche Handſchriften, als aus dem 7ten, höchſtens 6ten Jahrhundert finden. Die Schriftzüge der lateiniſchen Manuſcripte hat man theils nach der Größe oder Kleinheit derſelben (Majuskeln, Minuskeln), theils nach der verſchiedenen Geſtalt und dem Charakter, welche ſie bei verſchiedenen Völkern oder in gewiſſen Zeiträumen annahmen (scriptura Romana antiqua, Merovingica, Longobardica, Carolingica etc., wozu ſeit dem 12ten Jahrhundert die ſogenannte gothiſche kam, welches eine künſtlich abgeſchärfte und eckige Minuskel iſt), eingetheilt, und bei jeder dieſer Schriftarten wieder einzelne Regeln feſtgeſtellt, nach welchen man das Alter einer Handſchrift beurtheilen kann. Wegen ihrer Menge können nur folgende allgemeinere hier erwähnt werden. Vor dem 8ten Jahrhundert wird man ſelten Interpunctionen antreffen, auch nach eingeführter Punctation können aus dem 13ten und den folgenden Jahrhunderten noch Manuſcripte ohne Interpunction, aber mit Abſetzen der Worte vorkommen, Handſchriften, die keine Capitel- oder andere Abtheilungen haben, ſind immer alt; der ſogenannte Cuſtos, Wurm, oder die Wiederholung des erſten Worts des folgenden Hefts am Ende des vorhergehenden, gehört in das 12te und ſpätere Jahrhundert. Je wenigere und leichtere Abbreviaturen eine Handſchrift hat, deſto älter iſt ſie. Endlich hängen in den älteſten Handſchriften die Worte gewöhnlich ohne alle Abtheilung ununterbrochen an einander; erſt ſeit dem 9ten Jahrhundert iſt das Abtheilen der Worte zum allgemein herrſchenden Gebrauch geworden. Auch die Geſtalt der arabiſchen Ziffern, welche man im Allgemeinen zuerſt in Manuſcripten aus

der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts findet, trägt zur Beurtheilung des Alters einer Handschrift bei. Verschiedene Manuscripte haben am Ende eine deutliche Bestimmung, wann, gewöhnlich auch, durch wen sie geschrieben worden sind (datirte Codices). Doch muß man die Richtigkeit dieser Unterschriften nicht gleich für erwiesen annehmen, da sie oft blos die Abfassung des Buchs anzeigen, oder sich blos auf einen Theil der Handschrift beziehen oder gar erdichtet sind. Welches die älteste noch vorhandene Handschrift sey, läßt sich nicht bestimmen; nur so viel ist gewiß, daß, auch seitdem wir die Proben der herculanischen Manuscripte haben, alle unsere Handschriften nicht über das erste christliche Jahrhundert hinausreichen. Uebrigens ist noch zu bemerken, daß man im Mittelalter ganze auf Pergament geschriebene Bücher auslöschte und abkratzte, um neue darauf zu schreiben, die unter die Seltenheiten gerechnet werden (codices rescripti, rasi.) Doch hörte dieser Gebrauch im 14ten Jahrhundert auf, wahrscheinlich weil nun das Papier mehr aufkam. — Das beste Handbuch über diese ganze Materie ist: D. Aug. Friedr. Pfeiffer über Bücherhandschriften überhaupt. Erlangen 1810, 8. A — s.

Manutius (Aldus, Paulus und Aldus), eigentlich Manuzio oder Manuzzi, Vater, Sohn und Enkel, drei in der Geschichte der Buchdruckerkunst und Gelehrsamkeit höchst ausgezeichnete Männer. Ausgerüstet mit weitverbreiteten gelehrten Kenntnissen und unermüdlicher Thätigkeit haben sie in den Zeiten, wo die Wissenschaften wieder erwachten und die Buchdruckerkunst zu wirken anfing, eine Folge von trefflichen Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, die fast alle Meisterwerke der alten Literatur umfaßt, und eine Menge, theils eigener, theils fremder Werke herausgegeben, und dadurch zur Erleichterung und Verbreitung der Studien in ganz Europa mächtig gewirkt. — Aldus Pius Manutius Romanus, auch Aldus der Aeltere genannt, war 1446 zu Bassano geboren, studirte hier und zu Ferrara, und ward Erzieher des jungen Fürsten zu Carpi, Albertus Pius, der ihm neben andern Gunstbezeigungen den Beinamen Pius ertheilte. Erst im männlichen Alter studirte er das Griechische zu Verona unter Guarini und legte 1488 in Venedig eine Druckerei an. Die Buchdruckerkunst wurde durch ihn ungemein vervollkommnet. Er schaffte die bisher gebräuchliche Mönchsschrift ab und führte die sogenannte Antiqua ein, erfand die Cursivschrift, verbesserte die Unterscheidungszeichen und gebrauchte zuerst das Colon und Semicolon. Auch ließ er sich sehr angelegen seyn, nicht nur schön und correct, sondern auch richtig in Absicht auf den Text zu drucken. Zu dem Ende unterhielt er in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher über die abzudruckenden Schriftsteller und über die Verbesserung des Textes gesprochen wurde. Die griechische Grammatik von Constantinus Lascaris und das Gedicht des Musäus waren 1494 die ersten griechischen von ihm gedruckten Bücher; auf diese folgte eine beträchtliche Reihe griechischer und römischer Classiker, die noch gegenwärtig sehr geschätzt werden. Von seinen eignen Schriften sind, außer Anmerkungen und Vorreden zu mehrern Schriftstellern, bemerkenswerth: Institutt. grammat. gr. 1515, 4.; Dictionar. gr. 1497 (und Basil. 1519) Fol.; Institutt gr. lat. 1501. 1508. 4; Introduct. perbrevis ad hebr. ling. zuerst bei Lascaris Grammatik, 1501, 4. Er verlor sein

Leben 1516 durch drei Mörder, die ihm tödtlich an dem Kopf verwundeten. In die Fußtapfen des Vaters trat sein Sohn, Paulus Manutius, geboren zu Venedig den 1sten Juli 1512. Er studirte besonders die lateinische Sprache, die er vortrefflich schrieb, hatte in Rom die Aufsicht über die apostolische Druckerei beim Druck der Kirchenväter und wurde auch bei der venetianischen Bibliothek gebraucht. In der Folge besorgte er seines Vaters berühmte Buchdruckerei, lieferte viele treffliche Ausgaben griechischer und römischer Classiker und starb 1574. Seine Editionen, besonders der Werke des Cicero, werden überaus hochgeschätzt, und unter seinen eignen Schriften zeichnen sich, außer den Anmerkungen zu verschiedenen lateinischen Autoren seine Epistolae et Praefationes aus (1558 und oft wiederholt). — Gleich rühmlich zeigte sich sein Sohn, Aldus Manutius der Jüngere, geboren 1547. Schon in seinem vierzehnten Jahre schrieb er einen Tractat von der lateinischen Orthographie, lehrte dann die alten Sprachen zu Venedig, Bologna, Pisa und Rom und starb daselbst 1597 sehr arm, nachdem er die väterliche Buchdruckerei eine Zeit lang fortgeführt, dann aber verkauft hatte. Man hat von ihm Anmerkungen zum Vellejus Paterculus, Horaz, Sallust, Cäsar, Eutrop und mehrere Abhandlungen über römische Alterthümer, welche sich in Gräovius und Sallengre's Thesaurus finden u. s. w. Das Zeichen der von den Manutiern gedruckten Bücher ist ein Anker, um den sich ein Delphin schlingt, bisweilen mit der Beischrift: Sudavit et alsit. Die Ausgaben der griechischen und römischen Schriftsteller, welche aus der Aldinischen Druckerei bis 1574 hervorgingen, und welche in solchem Werthe stehen, daß sie fast den Handschriften gleich geachtet werden, heißen Aldinen. Zur genauern Kenntniß derselben ist nothwendig A. A. Renouard Annales de l'imprimerie des Aldes. Paris 1803. 2 Voll. gr. 8.; und Serie dell' edizioni Aldine etc. Padova 1790, 12.

Mappiren, Mappirungskunst, ist die Kunst, Landkarten zu zeichnen, insbesondere Kriegskarten aufzunehmen und zu zeichnen.

Mara (Gertrud Elisabeth), geborne Schmehling, geboren zu Cassel, unstreitig eine der größten und ausgezeichnetsten Sängerinnen unserer Zeit. Ihr Vater, ein Tonkünstler, brachte sie in ihrer zartesten Kindheit nach London, wo sie die Cither lernte, und sich in ihrem zehnten Jahre vor der Königin hören ließ. Auf Anrathen einer Hofdame legte sie dieses Instrument bei Seite und wurde dem Unterricht eines alten Sopranisten, Paradisi, übergeben, unter dessen Leitung sie sich schon im vierzehnten Jahre als Sängerin bei Hofe mit großem Beifall hören ließ. Nach einigen Jahren reis'te ihr Vater mit ihr nach Cassel zurück, wo man sie keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte, und von da im J. 1766 nach Leipzig, wo sie bei dem neu errichteten Concert als erste Sängerin engagirt und bald der Gegenstand allgemeiner Bewunderung wurde. Im J. 1767 erhielt sie den Ruf nach Dresden, um in einem am Geburtstage des Churfürsten aufzuführenden Stücke eine Rolle zu übernehmen. Die verwitwete Churfürstin, Maria Antonia, selbst eine große Kennerin der Musik, übernahm es, sie zuvor in der Action zu unterrichten. Nach dieser Vorstellung reis'te Dem. Schmehling zu Anfang des J. 1768 geehrt und belohnt nach Leipzig zurück. Hier

bildete sie sich noch einige Jahre unter Hillers Anleitung, und ward zugleich Virtuosin auf dem Clavier. Im J. 1770 wurde sie nach Potsdam berufen. Friedrich II., welcher gegen deutsche Sänger und Sängerinnen eingenommen war, hatte sich durch ihre Bewunderer bewegen lassen, sie zu sich einzuladen, erwartete jedoch so wenig, daß er das Concert nur im Nebenzimmer abzuwarten Willens war. Kaum aber hatte der Gesang begonnen, als der König näher rückte und nach und nach bis dicht an die Sängerin vorschritt. Nach geendigter Arie lobte er laut ihren Gesang, und fragte, ob sie sich eine andere Arie vom Blatte zu singen getraue. Auf ihr Bejahen suchte er ihr eine der schwersten Arien aus, die sie, wie alle übrigen, die er ihr vorlegte, mit der größten Fertigkeit sang. Sie wurde sogleich mit 2000 Thlrn. Gehalt engagirt, trat 1771 in Hassens Intermezzo Piramo e Tisbe zum erstenmale in Berlin auf, und wetteiferte mit dem großen Virtuosen Concialini um den Preis. Neben diesem und unter Porpora's Anleitung bildete sich die Schmehling zugleich zur empfindungsvollen Adagiosängerin und guten Actrice, und genoß allgemeine Bewunderung. Aber durch ihre Verbindung mit dem Violoncellisten Mara (1774) wurde sie in unzählige Verdrüßlichkeiten verwickelt. Zwar wußte sie mit ihrem Gatten, der sich durch seine Unbesonnenheiten oft des Königs Ungnade zuzog, durch ihre Virtuosität sich immer wieder zu behaupten; doch kam es endlich so weit, daß sie der König, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht hatte, den Abschied zu erlangen, 1780 im höchsten Unwillen entließ; worauf sie wieder nach Leipzig, und 1782 nach Wien, von da durch die Schweiz und 1783 nach Paris reiste. Hier trat sie als die überwiegende Nebenbuhlerin der von den Franzosen fast vergötterten Todi auf, und erhielt den Titel einer ersten Concertsängerin der Königin. Im J. 1784 ging sie wieder nach London, wo sie mit den höchsten Enthusiasmus aufgenommen wurde, und gleich anfangs für dreizehn Abende im Pantheon-Concert 1000 Guineen erhielt. In dem berühmten Concert, das jährlich zu Ehren Händels veranstaltet wird, trat sie als erste Sängerin auf; auch wurde sie im Winter 1785 und 1786 am Londner Operntheater engagirt. So einstimmig aber die Lobeserhebungen über ihre Kunst, so groß sind auch die Klagen über ihren Eigensinn gewesen, den man, wenigstens in England, besonders in Oxford nachdrücklich geahndet hat. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Turin und Venedig (1788) kehrte sie wieder nach England zurück, ging 1802 nach Paris und 1803 nach Deutschland. Sie ließ sich an mehrern Orten, als Frankfurt, Gotha, Weimar, Leipzig, Berlin hören, und entzückte allenthalben durch den Zauber ihres ausgebildeten Gesanges. Sie wandte sich darauf nach Petersburg, von wo sie wieder nach England zu gehen gedachte. Im J. 1808 befand sie sich aber noch zu Moskau, wo sie nach dem Tode ihres längst von ihr getrennten Mannes, der in demselben Jahre bei Rotterdam im Elende starb, ihren bisherigen Begleiter, Florio, geheirathet haben soll. — Der Ruhm dieser großen Sängerin gründet sich nicht blos auf die Stärke und Fülle ihres Tons, und auf den außerordentlichen Umfang der Stimme (der sich vom gestrichnen G bis zum drei gestrichnen F in völliger Gleichheit erstreckt), sondern auch auf die bewundernswürdige Leichtigkeit, Schnelligkeit und Rundung, womit sie die schwierigsten

Passagen vorträgt, und endlich auf ihren einfachen und hinreißenden Ausdruck im Adagio. Vorzüglich berühmt ist ihr Vortrag Händelscher Arien, z. B. der Arie: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt (aus Händels Messias).

Maranen, s. Mauren.

Maranhon, Marañon, der Amazonenfluß, s. d. Art..

Marat (Jean Paul). Dieser mit verdienter Schmach gebrandmarkte Bösewicht, dessen Blutdurst und Mordlust ein heldenmüthiges Mädchen zu dem Entschluß brachte, sich selbst aufzuopfern, um ihr unglückliches Vaterland von ihm zu befreien, war 1744 zu Baudry in dem Fürstenthum Neufchatel geboren. Sein unruhiger Charakter bewog ihn, seine Familie und Heimath zu verlassen. Er kam ohne Mittel zum Unterhalt nach Paris, studirte die ersten Anfangsgründe der Medicin und Chirurgie, zog dann als Charlatan umher, und verkaufte dem Volke öffentlich Kräuter. Bald stieg sein Ehrgeiz; er bereitete ein Wasser, das er für eine Universalmedicin ausgab, und verkaufte das Fläschchen um zwei Louisd'or. Bei diesem hohen Preise fanden sich wenige Abnehmer. Um sich dem Elend zu entreißen, schmeichelte er auf das demüthigste den Großen und brachte es durch viele Bitten dahin, daß ihn der Graf Artois zu seinem Roßarzte ernannte. Einige Werke, in denen er sonderbare medicinische und physikalische Sätze behauptete, machten ihn bekannt. Dahin gehört seine Schrift De l'homme ou des principes de l'influence de l'ame sur le corps et du corps sur l'ame, welches Voltaire einer derben Kritik würdigte; seine Découverte sur le feu, l'électricité et la lumière (deutsch von Weigel) und einige ähnliche Werke, welche dieselben Gegenstände behandeln. Ja er verkündigte sogar, daß er mit einer Schrift beschäftigt sey, nach deren Erscheinung man alle Werke Newtons ins Feuer werfen werde. Er besuchte England, wo er mit dem sich in London aufhaltenden Duc d'Orleans in enge Verbindung trat, und kam zu Anfang der Revolution nach Paris zurück. Hier gab er einige Pamphlets zu Gunsten des Grafen Artois, dann Monsieurs, heraus, und ergab sich nach ihrer Abreise aus Frankreich ganz der Orleanischen Partei. Sein erstes Journal: Le Publiciste Parisien, griff die ersten Beamten, namentlich Necker, an, den er einen Industrieritter nannte. Diesem Journal folgte L'ami du peuple, worin er jeden Tag Mord, Plünderung und Aufruhr gegen den König mit einer Kühnheit predigte, wovon man noch kein Beispiel hatte. Er suchte die constitutionelle Garde und die Bürger zu entzweien, verfolgte den General Lafayette, den Gegner des Duc d'Orleans; er foderte die Armeen auf, ihren General umzubringen, die Armen, über das Vermögen der Reichen herzufallen. Sein Journal wurde die Ursache der Ermordung des Commandanten von Caen, Belsunce. Er wurde mehrmals denuncirt, entging aber jedesmal, bald durch die Flucht, bald durch Kühnheit und Unverschämtheit dem Gericht. Im Jahr 1789 machte er bei der Nationalversammlung Reclamationen gegen die Gewaltthätigkeiten, die, wie er sagte, wegen Herausgabe seines Journals an ihm verübt wurden. Im Jahr 1790 verfolgte ihn die Gemeinde von Paris; der Distrikt der Cordeliers nahm ihn in Schutz. Bald darauf belagerte La Fayette sein Haus, um sich seiner zu bemächtigen. Er flüchtete zu einer Schauspielerin und von da zu dem Pfarrer von

Versailles. Den 1sten August 1790 übergab er der Versammlung einen Plan zu einer Criminalgesetzgebung; den 22sten wurde er von Malouet denuncirt, weil er geäußert hatte, man solle in den Tuilerien achtbundert Galgen errichten, und alle Verräther daran hängen, zuerst aber den ältern Mirabeau. Aber dieser ließ voll Verachtung zur Tagesordnung schreiten. Im Mai 1792 denuncirten mehrere Deputirte der Girondepartei die Aufforderungen, welche Marats Blätter anfüllten. Damals faßte er den unversöhnlichsten Haß gegen die Gironde und gegen diejenigen, welche er Staatsmänner nannte. Das Haus des Fleischers Le Gendre und die unterirrdischen Räume der Kirche der Cordeliers dienten ihm zur Zuflucht, um sich seinen Verfolgern zu entziehn. Von dort aus fuhr er fort, seine Blätter in die Welt zu schleudern. Dantons Schutz und der Club der Cordeliers verschafften ihm stets den Triumph. Umsonst ließ die Obrigkeit seine Pressen aufheben; er erlangte einen Befehl, daß ihm vier in der königlichen Druckerei eingeräumt wurden. Bald that er sich aufs neue am 10ten August 1792 hervor, welcher über die Monarchie entschied. Marat wurde damals Mitglied der nach diesem Tage benannten Municipalität, und Präsident jenes schrecklichen Ausschusses, der sich bald aller Gewalt bemächtigte. Er gab zuerst den Rath zu den schrecklichen Blutbädern am 2ten und 3ten September 1792. Er schlug ein Umlaufsschreiben an alle Stadträthe Frankreichs vor und unterzeichnete es, um sie zur Nachahmung dieser Mordscenen einzuladen. Zwar waren damals zwei Anklagedecrete gegen ihn vorhanden, dennoch wurde er zum Deputirten von Paris für den Convent ernannt und nahm sogleich seinen Platz ein. Als er am 25sten September die Rednerbühne besteigen wollte, wurde er von mehrern Mitgliedern angegriffen und nach Verdienst behandelt; aber von andern unterstützt, griff er mit Kühnheit seine Feinde an, rechtfertigte Dantons und Robespierre's Vorschlag einer Dictatur, gestand, daß er darauf angetragen, und bot mit ehrner Stirn allem Hohn und Spott, womit ihn fast der ganze Convent überhäufte, Trotz. Am 24sten October wurde er angeklagt, unaufhörlich Anarchie gepredigt und noch 200,000 Köpfe verlangt zu haben. Weit entfernt diesen scheußlichen Antrag abzuläugnen, gestand er öffentlich, daß dieses seine Meinung sey. Am 6ten December machte er die Motion, „daß man den König durch namentlichen Aufruf richten und eine Uebersicht der Abstimmung öffentlich anschlagen solle, damit das Volk die Verräther im Convent kennen lerne." Er denuncirte zugleich die Existenz einer großen Verschwörung, um den König zu retten, „deren Häupter," wie er sagte, „Volksrepräsentanten, Geistliche, Journalisten, Edelleute und sogar Conventmitglieder wären." Unzufrieden mit dem Bericht, den am 10ten ein Deputirter gegen den König erstattete, bestieg er die Bühne, strömte die größten Schmähungen über den König aus und widersetzte sich am folgenden Tage dem Vorschlage, dem Könige Rathgeber zu bewilligen, indem er hinzusetzte: „Ich verlange, daß das Urtheil und die Hinrichtung nicht mehr vierundzwanzig Stunden verschoben werden." Auch fuhr er fort, in einem Journale die Wuth des Volks gegen die Regierung anzureizen. Als es ihm am 2ten Januar 1793 nicht gelingen wollte, die Permanenz der Sectionen decretiren zu lassen, schalt er die Mehrzahl Schurken, schändliche Lumpenhunde u. s. w. Am 26. Februar

klagten ihn die Deputirten der Gironde an, weil er zum Raube aufgefordert habe. Er, wie gewöhnlich, rühmte sich seiner Verbrechen und antwortete mit den gröbsten Schmähungen. Mit Erstaunen hörte man ihn am 12ten März Dumouriez vertheidigen. Als er aber am 21sten alle Anführer als Verräther, und alle Armeen als unfähig, dem Feinde zu widerstehen, denuncirte, verlangte ein Deputirter, daß man ihn für toll erklären solle. Am 4ten April drang er auf die Bildung des allgemeinen Sicherheitsausschusses, um die Verdächtigen zu arretiren, und erklärte seinen Collegen nach vielen Vorwürfen, daß sie sich betrügen, als ob sie dem Irrenhause entsprungen wären. Am 6ten verlangte er, man solle 100,000 Anverwandte von Emigranten als Geiseln für die Sicherheit der von Dumouriez dem Feinde ausgelieferten Commissarien ausheben. Am 11ten trug er darauf an, auf die Köpfe der flüchtigen Bourbons einen Preis zu setzen, welchen Vorschlag er in der Folge erneuerte. Bald darauf präsidirte er in dem Jacobinerclub und unterzeichnete als Präsident die berüchtigte Adresse an das Volk, um es gegen die Mehrzahl des Convents zur Insurrection zu reizen. Die Girondisten griffen ihn deßhalb an und bewirkten sogar am 13ten ein Anklagedecret. Marat verbarg sich damals und erklärte dem Convente schriftlich, daß er sich seinem Decrete nicht unterwerfe. Nachdem er indessen seine Banden abgerichtet und alles in Bereitschaft gesetzt hatte, erschien er am 18ten vor dem Tribunal, wurde losgesprochen, im Triumph in den Convent getragen, und erschien mit Lorbeern gekrönt auf der Tribune. Jetzt suchte er an seinen Feinden Rache zu nehmen; so wurden zu Anfange des Junius 27 Deputirte auf seinen Antrieb verhaftet und nachher enthauptet. Aber der Tod, den er am 14ten Julius 1793 von Charlotte Corday's Hand empfing (s. Corday), machte endlich seinen Ruchlosigkeiten ein Ende; auch ohnedies würde sein durch frühere Ausschweifungen zerrütteter Körper in Kurzem haben unterliegen müssen. Als einem Märtyrer der Freiheit wurde ihm fast göttliche Ehre erwiesen. Triumphbogen und Mausoleen erhoben sich auf allen Plätzen von Paris. Man erkannte ihm das Pantheon zu, und Dichter verherrlichten ihn. Als aber dem berauschten Volke die Vernunft zurückkehrte, zerschlug man seine Büsten, riß seine Asche aus dem Pantheon und warf sie in die Cloake Montmartre. Marat war nur fünf Fuß hoch und übel gebaut; sein Kopf war unförmlich dick, sein Blick wild, seine Stimme krächzend, sein Gesicht häßlich und durch sinnliche Ausschweifungen entstellt. Seine schmutzigen Kleider und fettigen Haare, so wie der Name Ami du peuple, den er sich selbst gab, vermehrten nur seine Gunst beim Volke.

Marathon, ein Flecken in Attika, 140 Stadien von Athen entfernt, berühmt durch den Sieg, welchen hier im 3ten Jahre der 72sten Olympiade die Athenienser unter Miltiades über die Perser erfochten. (S. Miltiades.)

Maratten (Mahratten) ein Volk in Ostindien, auf der Halbinsel diesseits des Ganges, das erst seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts uns bekannt, und seit etwa funfzig Jahren berühmt geworden ist. Ihre ältere Geschichte ist dunkel. Sie sollen von den Rasbutten, einem alten kriegerischen Volke, abstammen. Von den Mogolen aus den Provinzen Hindostans, wo sie wohnten, vertrieben, flüchteten sie sich in die Gebirge, die sich

von Surate bis Goa erſtrecken. Die verſchiednen Völkerſchaften, aus denen ſie beſtanden, wurden in einen monarchiſchen Staat vereinigt, deſſen Stifter Sewadſchi (Sewagi), ein Mann von vielen Talenten und Glück, war, der 1680 ſtarb. Die Hauptſtadt des Reichs war Settarah. In ihren Gebirgen bildeten ſich die Maratten zu einer kriegeriſchen Nation. Abgehärtet gegen alle Beſchwerden des Kriegs, an geringe Nahrung, Reiß und Waſſer, gewöhnt, mit trefflichen Sädeln bewaffnet, bildeten ſie mit ihren unanſehnlichen, aber dauerhaften Pferden, gleich den Koſaken, eine Cavallerie, die ihren Nachbarn, in deren Gebiete ſie öftere Streifereien unternahmen, furchtbar wurde. Als Aurengzeb (ſ. d. Art.) die Küſte Coromandel angriff, ruften die Bewohner dieſes Landſtrichs die Maratten zu Hülfe, und jener furchtbare Eroberer fand es gerathen, mit den Maratten einen für dieſe vortheilhaften Vertrag zu ſchließen, der ihren Muth vergrößerte. Sie benutzten die nach Aurengzebs Tode entſtandnen Unruhen, welche das mogoliſche Reich erſchütterten, und breiteten ihre Beſitzungen weiter aus. Die Macht der Maratten vergrößerte ſich dadurch beträchtlich; ihr Staat, freilich meiſtens wüſte und unangebaut, umfaßte gegen 28,000 deutſche Quadratmeilen mit einer verhältnißmäßig ſtarken Bevölkerung, und war bis 1739 eine mächtige Monarchie. Die Beherrſcher derſelben, Sewadſchi's Nachkommen, die den Titel Maha Ragah (Großfürſt) führten, hatten das Schickſal der Merovinger in Frankreich; ſie überließen die Regierung ihren Miniſtern, und wurden von dieſen als Staatsgefangene gehalten. Als der letzte Abkömmling der regierenden Familie, Ram Rajah, 1740 in einem Alter von acht Jahren auf den Thron kam, benutzte ſein erſter Miniſter, der Peiſchwah (Großvezier) Bajirow, die Minderjährigkeit des Regenten, bemächtigte ſich zugleich mit einem andern Miniſter, Rajojei, der Regierung, und hielt den Ram Rajah bis zu ſeinem Tode (1777) als einen Gefangnen, dem er jedoch einen äußern Schein der Würde ließ. Nach Ram Rajahs Tode wurde die Würde eines Maha Rajahs völlig aufgehoben. Bajirow theilte das Reich mit ſeinem Gehülfen, behielt die weſtlichen Provinzen für ſich, und nahm ſeinen Sitz zu Punah. Man nennt dieſes das Reich der Punah-Maratten. Rajojei bemächtigte ſich der öſtlichen Provinzen, machte Naugpur zu ſeiner Reſidenz, und gründete das Reich der Berar-Maratten. Bajirow, der 1750 ſtarb, machte die Würde eines Peiſchwah in ſeiner Familie erblich. Doch bildete ſich 1777 ein, aus zwölf Braminen beſtehender Regierungsrath, welcher dem Peiſchwah nur noch die vollziehende Gewalt ließ. Jene Theilung des ganzen Marattenſtaates konnte nicht ohne Einwilligung der vornehmſten Statthalter in verſchiednen Theilen des Reichs geſchehen; man befriedigte dieſe durch größre Macht und mehrere Einkünfte. Daher ſind mehrere Maratenfürſten entſtanden, von denen einige nur zum Schein von den Regenten der größern Länder abhängen, faſt ſo wie in frühern Jahrhunderten die Fürſten Deutſchlands von dem Kaiſer. — Folgendes iſt ein kurzer Abriß der Geſchichte der beiden Marattenſtaaten: 1. Der Staat der Punah-Maratten. Er nahm die ganze Küſte von Goa bis Camboja ein, und war von Myſore, Golconda, Berar und den marattiſchen Fürſtenthümern Guzerate, Ugein und Endore umgeben. In demſelben lagen die vornehmſten Beſitzungen der Präſidentſchaft Bombay. Die jährlichen Einkünfte

des Peischwah betrugen über 30 Millionen Thaler. Bajirow machte verschiedne Eroberungen. Sein Sohn Ballagi, der ihm 1759 folgte, setzte diese Eroberungen bis zu den Ufern des Indus fort. Aber durch diese Vergrößerung des Punahstaats kam er in Berührung mit den von Abdallah, einem vormaligen Generale Nadir-Shahs, regierten Ländern. Der Peischwah beschloß, alle Mohammedaner zu vertreiben, und die Marattenherrschaft über ganz Indien zu verbreiten. Das ganze Land theilte sich (1759 — 61) in zwei Parteien zu einem allgemeinen Kampfe: die Mohammedaner schlossen sich an Abdallah an, und erschienen 150,000 Mann stark in den Ebnen von Carnawl und Panniput; die Maratten, in Verbindung mit den Jats, führten 200,000 Mann dahin. Nach langem mörderischen Kampfe wichen die Letztern, und mit dieser Schlacht verloren sie die Oberherrschaft über Indien, wonach sie strebten. Seitdem erholten sich die Maratten nie wieder ganz. Ballagi starb bald darauf, sein Sohn Maderow schon im J. 1772 und sein Enkel Narain Row ward das Jahr darauf von seinem Oheim Ragobah ermordet. Doch gelangte dieser nicht zur Peischwahwürde, weil der Knabe, den die Witwe des ermordeten Narain nach seinem Tode geboren haben sollte, für dessen Sohn erkannt wurde. Nun bot Ragobah der Präsidentschaft Bombay die Insel Salsette an, wenn sie seine Absichten gegen seine Gegenpartei unterstützen würde. Aber der Rath zu Bengalen mißbilligte einen Krieg mit den Maratten und schloß 1776 einen Vertrag, nach welchem Ragobah seinen Foderungen entsagte, die Engländer aber im Besitz von Salsette blieben, und außerdem einen District von drei Lak Rupien jährlicher Einkünfte erhalten sollten. Ragobah blieb zu Bombay; die Engländer behaupteten, der ihnen eingeräumte Strich bringe nicht die bedungne Summe ein; Ragobahs Freunde hatten die Partei des jungen Peischwah zu Punah gestürzt, und die Räthe von Bombay schickten mit Einwilligung des Raths von Bengalen den Ragobah (17⁷8) mit einer englischen Armee nach Punah. So brach der zweite Krieg zwischen England und den Maratten aus (von 1778 — 82). Die Engländer erfochten große Vortheile und drangen weit vor; dennoch war ihnen der Friede, des Kriegs mit Hyder-Ali wegen, wünschenswerth. Sie schlossen ihn 1782 und gaben alle Eroberungen, bis auf Salsette und die benachbarten Inseln, zurück. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain Raw, geb. 1774, wurde 1783 als Peischwah anerkannt, und stand eine Zeit lang unter der Vormundschaft eines andern Marattenfürsten. Der jetzige Peischwah Bajirow, der vor funfzehn Jahren von einem englischen Heere unter dem Befehle des jetzigen Herzogs Wellington (Marquis Wellesley) in seine Würde eingesetzt worden war, und, mit dem Beistande der Engländer, sich verschiedne empörte Marattenstämme unterworfen hatte, fing im Jahr 1817 Feindseligkeiten gegen die Engländer an. Er wurde aber am 16ten November von dem Obersten Smith so geschlagen, daß er seine Residenz Punah verlassen, und sich nach einer Bergfestung flüchten mußte. Im Jahr 1818 unterwarf er sich, und lebt jetzt von einem Jahrgelde, unter brittischer Aufsicht, als Privatmann. 2. Der Staat der Berar-Maratten. Er ward weniger in auswärtige Kriege verwickelt, aber desto häufiger durch innere Unruhen zerrüttet. Die Provinz Berar, sein Hauptgebiet, ist 200 indische Meilen lang und 170 breit. Einige Jahre nach der Strei-

ferei, die Ragogi mit dem Peischwah nach Bengalen unternahm, entriß er dem Usurpator von Bengalen, Aliverdy, den besten Theil von Orissa. Von Bengalen nur durch einen schmalen Fluß getrennt, streiften die Berar-Maratten häufig in die Gränzprovinzen dieses schönen Landes. Erst nachdem Chossim Ali, Nabob von Bengalen (1761), die Provinzen Burdwan und Midnapur den Engländern abgetreten hatte, hörten diese Plünderungen auf, wiewohl sie ihre Ansprüche auf den ihnen nach Aurengzebs Tode in Bengalen verwilligten Chout von 16 Lak Rupien (1,200,000 Thlrn.) nicht aufgegeben haben. Es fehlt jedoch an der Erhebung, und selbst während des fast allgemeinen Kriegs 1780 wurde nur schwach auf die Entrichtung des vierten Theils gedrungen. Ragogi, der erste Berar-Rajah, hinterließ nach einer langen Regierung vier Söhne. Der älteste folgte dem Vater, starb aber kinderlos; die beiden folgenden, Sebagi und Mobagi, bekriegten sich über die Erbfolge. Der erste fiel, worauf der zweite Rajah wurde. Auch dieser hat sich, da er im Kriege der Britten mit den Punah-Maratten 1817 auf die Seite der letztern erst heimlich, dann öffentlich trat, durch einen Vergleich den Engländern unterworfen und seine Festungen ihnen einräumen müssen. — Unter den übrigen Marattenfürsten sind die beiden mächtigsten, Scindiah und Holkar. Jener ist Rajah von Ugein (Udsen) und hatte sich eine bedeutende Macht verschafft. Um dieser Gränzen zu setzen, wurde er von den Engländern (1802) bekriegt, und am 23sten September 1803 von Wellesley (Wellington) geschlagen, worauf er einen nachtheiligen Frieden schließen mußte, der jedoch nachher mehreremale wieder gebrochen worden ist. — Holkar, Beherrscher von Indus, dessen Einkünfte jährlich 4½ Millionen Pfde Sterling betragen sollen, ist bald Alliirter, bald Gegner der Engländer gewesen. Schon im Kriege 1805 wurde er zu einem nachtheiligen Frieden genöthigt. Im Jahr 1817 ergriff er aufs neue die Waffen, wurde aber am 21sten December von dem General Hislop gänzlich geschlagen und zur Unterwerfung genöthigt. (S. d. Art. Holkar) Die Maratten sind übrigens Anhänger der Religion des Brama, von starkem festem Körperbau, in der Farbe verschieden, indem sie vom Schwarzen bis zum Hellbraunen schattirt sind. Ihre Lebensart ist einfach, sie kennen wenig Bedürfnisse. Ihre Erziehung ist kriegerisch, ihr Charakter grausam und wild. Zum Gefecht berauschen sie sich oft durch eine Art Opium, oder durch wilden Hanf, den sie als Tabak rauchen. In dem letzten Kriege hat ihre Artillerie eben so viel Geschicklichkeit als Muth bewiesen. Den Britten ward die Unterwerfung der Marattenstaaten dadurch erleichtert, daß die Kriegerkaste der Rajahs allgemein verhaßt war, weil sie die übrigen Hindukasten despotisch wie Sklaven behandelte. Die letztern fanden den Schutz der Gesetze und des Eigenthums allein unter brittischer Hoheit. Daher rotteten sich die Krieger aus den brittischen Provinzen in Räuberhaufen (Pindarees) an dem Nerbudda zusammen, und suchten Schutz bei den auf die Britten eifersüchtigen kleinen Marattenfürsten. So entstand der letzte allgemeine Kampf der Europäer mit der alten und stolzen Kriegerkaste, welcher sich mit der gänzlichen Auflösung ihres Bundes und mit dem Verlust der Unabhängigkeit ihrer Fürstenfamilien im J. 1818 endigte.

Maratti (Carlo), ein berühmter italienischer Mahler und Kupferstecher, geboren 1625 zu Camerino in der Mark Ancona. Er ver-

rieth schon in frühster Kindheit große Liebe zur Mahlerei, indem er mit dem Safte von Kräutern und Blumen allerlei Figuren, die er auf die Mauern des väterlichen Hauses zeichnete, ausmahlte. In seinem eilften Jahre kam er nach Rom. Hier blieb er bis zu seinem neunzehnten Jahre in der Schule des Sacchi, studirte die Werke Raphaels, der Carracci und des Guido Reni und bildete sich nach ihnen eine eigenthümliche Manier, mit der er großen Ruhm erwarb. Vorzüglich fanden seine schönen Madonnenbilder großen Beifall. Für Ludwig XIV. mahlte er sein berühmtes Bild der Daphne. Clemens XI., der sich von ihm mahlen ließ, bewilligte ihm eine Pension und ernannte ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer, welches er auch unter Innocenz XII. blieb. Er starb zu Rom 1713 in einem hohen und geehrten Alter. Bescheidenheit und Gefälligkeit waren die Hauptzüge seines Charakters. Nicht zufrieden, zur Erhaltung der Mahlereien Raphaels im Vatican und Carracci's in dem Farnesischen Palast beigetragen zu haben, ließ er diesen Meistern Denkmäler in der Kirche della Rotonda setzen. Als Künstler verdient Maratti den ihm von Richardson gegebnen Namen des letzten Mahlers der römischen Schule. Er war ein großer Zeichner; seine Gedanken waren erhaben, seine Anordnung war schön, sein Ausdruck gefällig, seine Behandlung verständig und sein Colorit lebhaft. Er verstand die Geschichte, Architektur und Perspective, und wußte in seinen Gemählden einen guten Gebrauch davon zu machen. Vornehmlich bewundert man die Grazie, die in allen seinen Werken herrscht, und die herrliche Zeichnung in seinen Händen und Füßen. Seine Hauptwerke sind in Rom; auch sieht man ein schönes Gemählde von ihm in dem Palast Michailow zu Petersburg. Die Dresdner Gallerie hat zwei Gemählde von ihm, liebliche Madonnenbilder. Er hat auch mehrere treffliche Blätter geätzt, unter andern das Leben der Maria in zehn Vorstellungen. Von seinen Schülern sind die bekanntesten Chiari, Beretoni und Passori.

Maravedi (Maravedi de Vellon), eine kleine spanische Kupfermünze, etwas über einen Pfennig am Werthe.

Marbod, s. Marcomannen.

Marburg, die Hauptstadt in Ober-Hessen mit ungefähr 5500 Einwohnern und einem Schlosse, an der Lahn gelegen. Sie hängt gleichsam an einem Berge, auf welchem oben das Schloß liegt. Im Jahr 1527 wurde hier die erste protestantische Universität von dem Landgrafen Philipp dem Großmüthigen gestiftet, welche unter der Regierung des jetzigen Churfürsten ansehnliche Unterstützungen erhalten hat. Sie besteht gegenwärtig (1816) aus 28 ordentlichen und 5 außerordentlichen Professoren, (unter welchen die Philologen Wagner und Hartmann, die Philosophen Tennemann, Justi, Rommel, der Mathematiker Lorenz, die Aerzte und Naturforscher Wurzer, Busch, Stein,) hat unter andern ein (1789 gestiftetes) staatswirthschaftliches und ein (1808 gestiftetes) chirurgisches Institut, ein anatomisches Theater mit einer Sammlung auserlesener Präparate, welche schon Sömmerring beschrieben hat, desgleichen ein zootomisches Theater, ein nach des verstorbnen Steins Angabe 1792 eingerichtetes Entbindungshaus und eine ansehnliche Bibliothek, welche durch die Bibliothek der Commende Lucium vermehrt worden ist. Die Anzahl der Studirenden betrug 1809 135, und 1810 175. Unter den Lutherischen Kirchen ist die St. Elisabethkirche mit ihren schönen Denkmälern

die ſehenswertheſte. Die Stadt hat einige Manufacturen. Im Jahr 1529 wurde hier auch zwiſchen den wittenberger und ſchweizeriſchen Reformatoren das bekannte Marburger Religionsgeſpräch gehalten. Im Jahr 1757 beſetzten die Franzoſen das Schloß; die Alliirten nahmen es ihnen aber durch Belagerung 1759 wieder ab. Im Jahr 1760 eroberten es die Franzoſen von neuem und behaupteten ſich 1761 gegen einen heftigen Angriff der Alliirten. Während der Dauer des Königreichs Weſtphalen war Marburg die Hauptſtadt des Werra-Departements.

Marc Aurel, ſ. Antoninus.

Marcard (Heinrich Matthias), ein ſehr geachteter Arzt, war 1747 zu Walsrode im Lüneburgiſchen geboren, erhielt ſeine Bildung in Göttingen (1769 — 71), beſuchte dann auf längere Zeit England, Frankreich und Italien, ward 1776 ausübender Arzt in Pyrmont, 1778 Hofmedicus in Hannover, 1786 Brunnenarzt in Pyrmont, und 1788 oldenburgiſcher Leibmedicus. Nach einundzwanzigjährigem Dienſt zog er ſich, mit Beibehaltung der ihm beſonders lieb gewordenen Geſchäfte in Pyrmont, in ſein Vaterland zurück und ſtarb 1816. Er hat ſich nicht nur als practiſcher Arzt, ſondern auch als Gelehrter, deſſen Kenntniſſe ſich über die verſchiedenſten Zweige des menſchlichen Wiſſens erſtreckten, viele und große Verdienſte erworben. Als mediciniſcher Schriftſteller iſt er in zwei Hauptwerken, der Beſchreibung von Pyrmont (1785), und dem über die Natur und den Gebrauch der Bäder (1790) als claſſiſch anerkannt. Im Felde der Politik legte er, zwar anonym, aber mit deſto mehr Kraft und Nachdruck, ſeine wohlbegründeten Beſorgniſſe während der Periode des allgemeinen Schwindels, der ihn nie ergriff, und auch noch ſpäterhin eine Charakteriſtik der franzöſiſchen Nation dem Publicum vor. Preußens Neutralitätsſyſtem, deſſen Urſachen und wahrſcheinliche Folgen (1799); Was haben die Mächte von Bonaparte zu erwarten, (1801); Reverien eines deutſchen Patrioten (1806), und endlich der Franzoſenſpiegel (1815) beurkunden noch jetzt die Richtigkeit ſeiner Urtheilskraft. Er war zugleich ein deutſcher Biedermann und ſtand mit vielen ſeiner ausgezeichnetſten Zeitgenoſſen in genauer und freundſchaftlicher Verbindung.

Marcaſit wird eine metallartige Subſtanz genannt, von welcher es vielerlei Gattungen giebt. Am häufigſten benennt man damit einen metalliſchglänzenden, ins Goldgelbe, wohl auch ins Stahlgraue ſpielenden Schwefelkies, welcher meiſtens ſo hart iſt, daß er am Stahle Funken giebt, und außer dem durch Schwefel vererzten Eiſen, zuweilen auch Gold, Silber, Arſenik u. ſ. w. hält. Uebrigens nennen die Materialiſten und Apotheker auch den Wismuth Marcaſit, ſo wie endlich die Alchymiſten allem unreifen Metall denſelben Namen beilegen.

Marcellinus (Ammianus), ſ. Ammianus Marcellinus.

Marcello (Benedetto), ein berühmter Muſiker und trefflicher Dichter, geboren von adelichen Aeltern zu Venedig im J. 1680. So leidenſchaftlich er die Muſik liebte und ſich ihr widmete, ſo entzog er ſich doch auch nicht dem Dienſte der Republik. Mehrere Jahre bekleidete er das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigern. Hierauf wurde er Proveditor zu Pola und end-

lich Schatzmeister zu Brescia, wo er 1739 (nach Fabroni 1734) starb. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen und übrigen Werke erlangten einen ungemeinen Ruf, und verdienten ihn wegen ihrer edeln Simplicität und Erhabenheit. Aber sein Gesang ist von fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, und erfodert eine Stimme vom weitesten Umfang, welche die ungewöhnlichsten Intervallen nicht scheut. Er hat für die Kirche, das Theater und die Kammer componirt, und außerdem verschiedne theoretische und andre Werke geschrieben. Zu seinen Schülerinnen gehörte die berühmte Faustina Bordoni, nachmalige Hasse. Auch seine Gemahlin war eine treffliche, von ihm gebildete Sängerin.

Marcellus (M. Claudius), ein berühmter römischer Feldherr, der im zweiten punischen Kriege zuerst glücklich gegen Hannibal focht. Schon früher hatte er während seines Consulats im J. Roms 531 die größten Proben von Muth und Tapferkeit gegeben, indem er den Anführer der Gallier, Viridamarus, der ihn zum Zweikampf foderte, besiegt und dadurch die überlegne gallische Armee so muthlos gemacht hatte, daß sie vor dem kleinen Römerheer die Flucht ergriff. Die Folge dieses Sieges war die völlige Besiegung Ober-Italiens. Marcellus triumphirte, weil er, so lautete der Senatsbeschluß, die Insubrier und Germanen bezwungen habe. Das ist das erstemal, daß in der römischen Geschichte die Germanen genannt, und das letztemal, daß des persönlichen Zweikampfs der Feldherren erwähnt wird. Als bald darauf der zweite punische Krieg ausbrach, trat er nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen den Hannibal auf, indem er als Prätor das Commando über die übriggebliebenen Truppen zu Canusium an des Terentius Varro Stelle übernahm. Auf die Nachricht, daß Hannibal sich gegen Nola wende, eilte er ihm zuvor, und warf sich in die Stadt, sie zu vertheidigen. Er zwang die Carthaginienser, sich mit Verlust zurückzuziehn. Seine Wahl zum Consul, die inzwischen erfolgt war, wurde auf Anstiften der eifersüchtigen Patricier von den Augurn für ungültig erklärt. Marcellus blieb daher zu Nola, welches Hannibal aufs neue mit aller Macht bestürmte, und beschloß, als der Ort unhaltbar wurde, eine Hauptschlacht in freiem Felde zu wagen. Sein an Zahl geringeres Heer hatte den Vortheil längerer Speere. Nach einem harten Kampfe wurde Hannibal gezwungen, sich in sein Lager zurückzuziehn. Endlich wurde er im J. Roms 539 zugleich mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Consulat erhoben. Er vereitelte einen dritten Versuch Hannibals auf Nola und bot demselben eine Schlacht an, die dieser nicht anzunehmen wagte Eine Krankheit unterbrach auf einige Zeit seine Thätigkeit. Nachdem er genesen war, ging er in seine Provinz Sicilien, wo er mehrere tapfere Thaten verrichtete, unter denen die Belagerung von Syracus die merkwürdigste ist. Nachdem er vergebens seit 540 alles versucht hatte, sich dieser Stadt, welche Archimedes (s. d. Art.) durch seine kunstreichen Maschinen mit siegendem Erfolge vertheidigte, mit Gewalt zu bemächtigen, beschränkte er sich auf die Blokade, vereitelte alle Versuche der Carthaginienser, sie zu entsetzen, und war so glücklich, sich ihrer nach und nach theils durch List, theils durch die Waffen zu bemächtigen (542). Da die Stadt ohne Bedingung übergegangen war, konnte er die Plünderung nicht verhindern, doch befahl er, keinen Syracusaner zu tödten. Den-

noch wurden von den erbitterten Soldaten viele Einwohner ermordet; unter dieſen auch Archimedes. Marcellus bedauerte ſehr den Tod deſſelben, verlieh ſeinen Anverwandten große Vorrechte und ließ ihn feierlich beſtatten. Nachdem er den größten Theil der Inſel (543) unterworfen und noch einen vollſtändigen Sieg über die Carthager davon getragen hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Ehre einer Ovation erhielt. Im J. 543 wurde er mit dem M. Valerius Lävinus zum Conſulat erhoben und ſollte wieder das Commando in Sicilien erhalten; aber die Syracuſaner ſandten Abgeordnete nach Rom, welche ſich über ſeine Grauſamkeit beſchweren und einen andern Feldherrn erbitten mußten. Marcellus wurde zwar freigeſprochen, tauſchte aber die Provinzen freiwillig und blieb in Italien. Als dies ſpäter die Syracuſaner bereuten und fußfällig Verzeihung von ihm erbaten, vergab er ihnen nicht nur, ſondern bewirkte auch, daß ihnen ihre alten Freiheiten zurückgegeben und ſie als Bundesgenoſſen Roms angeſehn wurden. Jene erklärten ſich aus Dankbarkeit für Clienten des Marcelliſchen Hauſes. Marcellus führte indeß in Italien den Krieg gegen Hannibal. Bei Nummiſtrum lieferte er eine unentſchiedne Schlacht; im folgenden Jahre wurde er bei Canuſium von Hannibal geſchlagen, erneuerte aber, die Flüchtlinge ſammelnd und mit Muth befeuernd, den Tag darauf den Kampf und ſiegte, wiewohl mit großem Verluſt. Im J. Roms 545 erhielt er das Conſulat zum fünftenmal mit T. Quintius Criſpinus. Beide Conſuln vereinigten ſich am Liris, aber Hannibal lehnte die von ihnen angebotne Schlacht ab. Die Römer waren im Begriff, einen kleinen Berg zur bequemen Lagerſtätte zu beſetzen, als ſie ſich plötzlich von Feinden umringt ſahen. Dennoch würden ſie ſich vielleicht durchgeſchlagen haben, wenn nicht die Hetrurier, welche den größten Theil der Cavallerie ausmachten, ſich ſogleich ergeben hätten. Marcellus ſelbſt blieb; ſein Sohn und der andere Conſul ſchlugen ſich durch. So ſtarb dieſer große von Hannibal ſelbſt gefürchtete Feldherr, der das Schwert Roms genannt wurde, wie Fabius der Schild deſſelben hieß. Hannibal zog ſeinem Leichnam den Ring vom Finger, ließ den Körper unter den größten Ehrenbezeigungen verbrennen, und die Aſche dem Sohne in einer koſtbaren Urne überbringen. Sein Geſchlecht blühte lange, und zählte mehrere conſulariſche Männer, bis es mit dem Sohne der Octavia, der Schweſter Auguſtus, den Virgil verherrlicht hat, ausſtarb.

Marcheſi (Luigi), auch Marcheſini genannt, einer der berühmteſten Sopraniſten, um das J. 1755 zu Mailand geboren. Schon in der zarteſten Kindheit zeigte er ſich als Virtuoſen auf dem Waldhorn; allein von Kunſtverſtändigen aufgefodert, verließ er heimlich ſeinen Vater, ging nach Bergamo und unterwarf ſich hier der Operation. Ungeachtet er hier vielfältigen Unterricht genoß, ſo ſcheint er ſeine höchſte Bildung doch in Deutſchland, und zwar in München, wohin er von 1775 bis 1777 ging, erhalten zu haben; denn als er von dort in ſein Vaterland zurückgekehrt war, erregte er allenthalben Erſtaunen und Entzücken. Beſonders wurde er 1779 zu Florenz und 1780 zu Mailand mit dem höchſten Enthuſiasmus aufgenommen, und 1782 mit einer Denkmünze beehrt, welche die Akademie zu Piſa ihm hatte prägen laſſen. In Turin, wohin er mit tauſend Ducaten Gehalt berufen wurde, bot ihm der Kaiſer von Rußland als Großfürſt bei ſeiner damaligen

Anwesenheit 5000 Ducaten Gehalt, wenn er ihm nach Petersburg folgen wollte; dennoch scheint er diesem Ruf erst 1786 (nachdem er sich zu Rom, Lucca und auch 1785 zu Wien hören lassen) gefolgt zu seyn. Berlin hörte ihn 1787. Im folgenden Jahre trat er zu London auf, wo er von den Unternehmern der italienischen Oper für einen Winter 1500 Pf. Sterling, eine Benefizvorstellung, und freie Station erhielt. Seine Stimme wurde als überaus rein und hell bewundert; in Ansehung des Vortrags zog man ihn noch dem Farinelli vor. Dabei rühmte man seine Declamation und Action, so wie auch seine Einsichten in der Musik. Er starb 1792 zu Mailand.

Marchetti-Fantozzi, Sängerin bei der ehemaligen ital. Oper in Berlin, jetzt in Moskau, geb. zu Venedig 1763; eine der größten Künstlerinnen, mit tiefer Musik begabt und Meisterin in der Ausführung. Ihr Ausdruck ist bewundernswürdig und von wahrhaft tragischer Gewalt sowohl im Gesange selbst, als in der großartigen Declamation und Action, worin sogar Fleck der eifrige Bewunderer ihrer Meisterschaft war.

Marcion, Marcioniten, s. Gnosis.

Marco da Siena, eigentlich Marco Pino, ein berühmter italienischer Mahler. Sein Lehrer war ein gewisser Macherino in Siena, sein Muster Michel Angelo; er begab sich 1556 nach Neapel und erhielt daselbst das Bürgerrecht. Da ihn sein Zeitgenoß Vasari nicht erwähnte, so entschloß er sich, selbst ein Buch über die neapolitanischen Mahler zu schreiben. In Neapel arbeitete er seine vorzüglichsten Werke. Er starb 1586.

Marcolini (Camillo, Graf), königlich sächsischer Cabinetsminister und Oberstallmeister, Ritter des sächsischen Ordens der Rautenkrone, des kais. russischen St. Andreasordens, Großadler der Ehrenlegion und Commandeur des toscanischen St. Stephansordens, geb. zu Fano im Kirchenstaate am 2ten April 1739, starb am 10ten Julius 1814 zu Prag. Als Günstling des Königs Friedrich August von Sachsen hatte er Einfluß auf den Hof und das ganze Land. Je höher er stieg, und je länger er das Vertrauen seines Souverains besaß, desto strenger beurtheilte ihn die öffentliche Stimme. Aber selbst seine Feinde bekennen, Graf Marcolini war ein Mann von natürlichem Verstande, richtiger Urtheilskraft, vieler Erfahrung, sichrem Tact, treuer Ergebenheit gegen den König, und ohne Falsch; für einen Günstling wahrlich ein großes Lob. Den seinen Landsleuten nicht ohne Grund vorgeworfnen Fehler, Rachsucht, kannte er durchaus nicht. Er stammte aus einem alten italienischen Geschlechte, von welchem mehrere Mitglieder angesehne Stellen bekleidet hatten. Als jüngster Sohn des Hauses war er ohne Vermögen. Er kam sehr jung nach Dresden, wurde hier im Pagenhause erzogen, und in der Folge zu dem Hofstaate des damaligen Churprinzen, jetzigen Königs Friedrich August, versetzt. Seine äußere Bildung, sein gesundes Urtheil und sein gerades Wesen, verbunden mit jener feinen Biegsamkeit des Italieners, gewannen ihm bald die Zuneigung des Churprinzen. Er machte nachher die am sächsischen Hofe gewöhnliche Carriere als Kammerjunker und Kammerherr; in der Folge wurde er Kämmerer, mit dem Charakter eines wirklichen Geheimenraths, und Oberkammerherr. In beiden Stellen hatte er die Oberaufsicht über den besondern Hofstaat des Regenten und über die wissenschaftlichen und Kunstgallerien. Auch wurde er Direc-

tor der Porzellanmanufactur und Generaldirector der Künste und Kunstakademien in Sachsen. Im J. 1799 wurde er zum Oberstallmeister ernannt, er legte aber dagegen die Stelle als Oberkammerherr nieder, welche er jedoch nachher von 1807 an länger als 5 Jahre interimistisch, und ohne Gehalt dafür zu beziehen, verwaltete. Im J. 1809 erhielt er den Titel als Cabinetsminister — eine Auszeichnung, die ohne Beispiel war — es war jedoch bloßer Titel, ohne Einkünfte oder besondere Geschäftsführung. Am Hofe selbst war, schon seit vielen Jahren, sein Einfluß nicht zu verkennen. Der König hörte und achtete seinen Rath; und seit des Ministers Gutschmid Tode besaß kein Minister in dem Grade die persönliche Achtung und das Vertrauen des Königs. Um ihn herum bildete sich daher ein besonderer Hof; und verschiedne der ersten Staats- und Militärbeamten schlossen sich an den klugen und mächtigen Hofmann an. Seine Meinung wurde zwar oft vernommen, aber deswegen nicht immer befolgt. Auch war er selbst zu klug und zu wenig anmaßend, um über Angelegenheiten entscheiden zu wollen, die außer seiner Sphäre lagen. Weil man ihm mehr Einfluß zutraute, als er wirklich hatte oder sich verschaffen wollte, so wurde er unaufhörlich mit einer Menge von Gesuchen bestürmt, die er nicht immer befriedigen konnte, und die öfters von der Art waren, daß ihm die Bittenden nicht blos lästig, sondern bisweilen selbst verächtlich werden mußten. Daher entstand mancher Groll gegen ihn, und auch er hatte das gewöhnliche Schicksal, daß Leute, die er begünstigt hatte, ihn in der Folge anfeindeten. Er kannte die Menschen, wurde aber doch nicht selten hintergangen. Eine gewisse Gutmüthigkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Er verstand die Kunst, sich selbst zu beherrschen, und handelte nie leidenschaftlich, noch weniger zeigte er einen Günstlingsstolz. Er war ein Feind der Ungerechtigkeit und der Cabale, widersetzte sich derselben nöthigen Falls mit allen Kräften. Eine Art von Gleichgültigkeit gegen gewisse Dinge, die bisweilen in Kälte überzugehen schien, wurde an ihm von Einigen, doch nicht immer mit hinreichendem Grunde, getadelt. Er war in seinem Umgange sehr zurückgezogen, um sich von allen Einwirkungen möglichst zu entfernen. Fremde fanden immer Aufnahme bei ihm. Daher schrieb man ihm eine Vorliebe für sie, besonders für Italiener zu, aber er kannte seine Landsleute zu gut, um sie sehr zu begünstigen. Die Geistlichkeit hatte durchaus keinen Einfluß auf ihn. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aber nicht ohne Würde. Er liebte den Luxus nicht, unterhielt aber einen bedeutenden Hausstand, und verwendete viel auf Gebäude und ökonomische Verbesserungen. Daher kam es auch, daß er kein so ansehnliches Vermögen hinterließ, als man geglaubt hatte. Was er besaß, hatte er rechtmäßig erworben. Die Einkünfte seiner verschiednen Stellen betrugen jährlich gegen 12,000 Thaler. Nach dem Tode seines ältern Bruders erbte er im J. 1793 zwei sehr einträgliche Majoratsherrschaften bei Fano und Ancona im Kirchenstaate. Die letzten Kriegsjahre verminderten durch die große Einquartierungslast, die er für seine verschiednen Besitzungen zu tragen hatte, sein Vermögen beträchtlich. Auf das politische System des Königs hatte er anfangs vielen Einfluß; doch war er zu erfahren, als daß er nicht im Frühjahr 1813 selbst geschwankt und die Trennung von Frankreich und dem Rheinbunde für nothwendig erachtet hätte. Die ihn genau beobachteten, versichern, er sey dem System Napoleons

nicht aufrichtig ergeben gewesen. Als der Fürst Repnin (1814) die Verwaltung des Königreichs Sachsen antrat, gab er dem Grafen Marcolini den Befehl, sich nach Bautzen zu begeben, und von da die Erlaubniß, in Prag seinen Aufenthalt zu wählen. Marcolini hatte den Charakter seines Königs ganz studirt, und richtete sich in der Regel stets nach dessen Ansichten; daher liebte er keine Neuerungen und ließ Alles so lange als möglich in dem gewohnten Gange fortgehen; doch war er einleuchtenden Verbesserungen, vorzüglich im Oekonomischen, nicht entgegen. In den letzten Jahren machten sein Alter und die schwierigen Verhältnisse des Staats durchgreifende Abänderungen in allem, was unter seiner Direction stand, unmöglich. Seine Geschäftskenntniß war bloße Erfahrung. Er kannte Sachsen, die Rechte und die Verfassung des Landes nicht genau; er hatte blos den gewöhnlichen Schulunterricht, aber keine gelehrte Bildung erhalten. Er hörte gern die Meinung Anderer, und konnte Widerspruch vertragen. Daß er sich bisweilen irrte oder getäuscht wurde, hatte er mit jedem Andern gemein. Manches wurde auf seine Rechnung geschrieben, woran er keine Schuld hatte. So hing es z. B. nicht von ihm ab, die durch die Zeitumstände herbeigeführte ungünstige Lage der unter seiner Direction stehenden Meißner Porzellanmanufactur zu ändern, die in den letzten Jahren durch bedeutende Zuschüsse aus der Staatscasse unterstützt werden mußte. Wenn aber auch mancher Verwaltungszweig unter seiner Leitung wenig gedieh, so bleibt doch stets die Rechtlichkeit seines Verfahrens, das entfernt von Stolz und Willkühr und frei von Familienrücksichten war, bei seinem bedeutenden Einflusse, den er nie mißbrauchte, sein größtes Verdienst. Ein Denkmal seines Namens ist noch jetzt die Cultur eines großen sandigen Landstrichs vor Neustadt an der Bautzner Straße, wo er eine schöne Meierei und andere Anlagen mit vielen Kosten einrichtete. Dp.

Marcus, der Evangelist, ist nach der Angabe alter Kirchenschriftsteller, den man aus der Apostelgeschichte unter dem Namen Johannes Marcus als den vieljährigen Begleiter der Apostel Paulus und Petrus auf ihren Reisen kennt. Seine Mutter Maria war gewöhnlich im Gefolge Jesu und sein Haus zu Jerusalem die Herberge der Apostel. Er hatte daher theils selbst erlebt, theils von Augenzeugen erfahren, was er in seinem Evangelio von Jesu erzählt und es verdient nicht weniger Glauben als die übrigen. Offenbar schrieb er für Christen aus dem Heidenthume, jedoch ist es nicht ausgemacht, ob sein Evangelium zuerst zu Rom oder zu Alexandrien, wo er Gemeinden gestiftet hatte, oder zu Antiochien gelesen worden ist. Es unterscheidet sich von den übrigen durch eine dürftige Kürze, die vieles, was mit der Messiaswürde Jesu zusammenhing und zunächst nur den Judenchristen wichtig seyn konnte, mit Stillschweigen übergeht. Seine Echtheit ist niemals mit einigem Grunde bezweifelt worden. E.

Marcus (Adalbert Friedrich), fürstl. Bambergischer und seit 1795 fürstl. Würzburgischer Hofrath und Leibarzt, auch erster dirigirender Arzt des allgemeinen Krankenhauses zu Bamberg, Director des Medicinalausschusses, wurde den 21sten Nov. 1753 zu Arolsen in Westphalen von jüdischen Aeltern geboren. Der berühmte Baldinger ahnete schon bei seinem Aufenthalt auf der Universität den ungewöhnlichen Geist in ihm. 1778 kam Marcus nach Bamberg, wo er bald dem vortrefflichen, um diese Stadt so vielfach verdienten

Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal bekannt wurde und die catholische Religion annahm. Als Leibarzt des Fürsten erwarb er sich um zweckmäßigere Einrichtung des Medicinalwesens in den Fürstenthümern Bamberg und Würzburg große Verdienste. Ihm verdanken die Bäder von Lissingen und Bocklet ihre Wiederherstellung, und er war es vorzüglich, der den Fürsten zur Errichtung des nach seinen Ideen erbauten berühmten Krankenhauses in Bamberg bewog. Als Arzt mit seltenem, oft bis ans Wunderbare gränzenden diagnostischen Blick ausgerüstet, und in seinem Heilverfahren eben so sehr vom Glück als vom unbedingten Vertrauen der Kranken begünstigt, war er einer der ersten Aerzte Deutschlands, der das Brownische System ins Leben einführte und in Verbindung mit Röschlaub zu dessen Verbreitung beitrug, so wie er in der Folge, in Verein mit Schelling, Steffens u. A. die Medicin nach den neueren naturphilosophischen Ansichten umzugestalten suchte. Am 26sten April 1816 starb dieser große Arzt, dem Bamberg, außer dem schon erwähnten musterhaft organisirten Krankenhause, seine medicinisch-chirurgische Schule, das Irrenhaus, das Haus der Unheilbaren, und viele andre, theils practisch nützliche, theils die höhere Geistesbildung und die Anmuth des geselligen Lebens bezweckende Anstalten verdankt. Marcus Verdienste um die Heilkunde wird die Nachwelt vielleicht erst völlig würdigen, wenn so Manches, was in den Augen gemeiner Empirie den Schein des Paradoxen trägt, von mehrjähriger Erfahrung geprüft und bestätigt seyn wird. Wer den Zustand der Medicin kennt, muß jeden Versuch, Licht und Einheit in dieses Chaos zu bringen, dankbar anerkennen. Marcus vorzüglichere Schriften sind: Prüfung des Brownischen Systems der Heilkunde durch Erfahrungen am Krankenbette; Magazin für specielle Therapie, Klinik und Staatsarzneikunde nach den Grundsätzen der Erregungstheorie; Beiträge zur Erkenntniß und Behandlung des gelben Fiebers; Jahrbücher der Medicin als Wissenschaft betrachtet, von Schelling und Marcus; über die Natur und Behandlung der häutigen Bräune; Entwurf einer speciellen Therapie, 3 Bde.; Ephemeriden der Heilkunde, 7 Bde.; über den jetzt (1813) herrschenden Typhus; der Keichhusten. S. Adalbert Friedrich Marcus, nach dem Leben und Charakter geschildert von Jäck, Erlangen 1813.

Marcusplatz, s. Venedig.

Marechaussée, die ehedem in Frankreich zur Sicherheit der Straßen unterhaltene Reiterei, eine Sicherheitswache zu Pferde, an deren Stelle die Gendarmerie getreten ist.

Marée heißt in Frankreich jeder frische, nicht gesalzne Seefisch.

Marengo, ein Flecken in der Ebne zwischen Alessandria und Tortona, im königl. sardinischen Herzogthum Montferrat, ist durch die hier am 14. Junius 1800 vorgefallne Schlacht höchst merkwürdig geworden. Bonaparte war, was man für unmöglich hielt, mit 60,000 Mann vom 16. bis zum 27. Mai über die Alpen gegangen; und zwar er selbst und Berthier mit dem Hauptcorps über den großen St. Bernhard, die Division Chabeau über den kleinen St. Bernhard gegen Aosta, die Division Tourreau über den Mont Cenis, die des Generals Bethencourt über den Simplon, und die des Generals Moncey über den Gotthard nach Piemont. Zu spät erkannte der österreichische Feldherr Melas die Gefahr.

Denn schon hatte Bonaparte am 2. Junius das Felsenschloß Bardo am Eingange des Thals von Aosta erobert, Murat rückte darauf nach Mailand vor, Suchet nahm Nizza, und Berthier schlug bei Monte Bello den Feldmarschall-Lieutenant von Ott. Am 13 Junius kam Desaix aus Aegypten in Bonaparte's Hauptquartier an; die Hauptcorps waren bei Marengo vereinigt; Desaix commandirte die Consulargarde. So kam es am 14. Junius zu der blutigen Schlacht, worin der heldenmüthige Desaix den Tod fand, und das österreichische Heer unter Melas, mit einem Verlust von 7000 Gefangnen und 1200 Todten, bis über die Bormida zurückgetrieben wurde. Napoleon, dessen Eifersucht lieber den Ruhm der Todten ertrug, als den der lebenden, schrieb dem General Desaix die Entscheidung des Sieges zu. Allein dieses Verdienst gebührt nach Matthieu Dumas Précis des événemens militaires V. dem General Kellermann; und dieser General hat in seinem Schreiben (Paris, 8. Oct. 1818) an die Herausgeber der Bibl. hist. 4. Vol. p. 127. die Umstände eben so wie Dumas erzählt. Um Mittag mußten nämlich am Tage der Schlacht bei Marengo die französischen Heerhaufen unter Lannes und Victor, um die Hälfte geschwächt und ohne Munition, das Schlachtfeld räumen. Sie zogen sich gedeckt von der Cavalleriebrigade des Generals Kellermann zurück, und das langsame Vorrücken der Oesterreicher, so wie die falsche Richtung, welche ihre zahlreiche Cavallerie nahm, ließ den Trümmern des französischen Heeres Zeit, sich hinter dem Corps von Desaix zu sammeln. Der erste Consul hatte dieses Corps schon nach Novi beordert, um dem Feinde den Rückzug auf Genua abzuschneiden. Jetzt ward Desaix eiligst zurückberufen, und er hatte eben seine Stellung bei St. Juliano, links der Straße von Tortona nach Alessandria, genommen, als Kellermann mit seiner Cavalleriebrigade daselbst anlangte, wo er vom Adjutanten Savary den Befehl erhielt, den Angriff des Generals Desaix zu unterstützen. So ward die Schlacht erneuert. Kellermann hatte nur 400, von einem achtstündigen Kampfe sehr ermüdete Reiter; das Fußvolk unter Desaix mochte 3 — 4000 Mann stark seyn. Der Feind war seines Sieges gewiß. Desaix ward gleich anfangs tödtlich verwundet. Seine an Zahl so schwachen Truppen konnten dem feindlichen Angriff nicht widerstehn, und ergriffen die Flucht. Kellermann sah hinter Weingärten, die ihn deckten, wie 6000 ungrische Grenadiere im Verfolgen der Franzosen ihre Glieder trennten. Sogleich stürzte er sich mitten unter die Feinde, die bestürzt über den unerwarteten Angriff und von ihrer Reiterei abgeschnitten, da sie sich umzingelt glaubten, vor dem kleinen Haufen das Gewehr streckten. Die Masse des österreichischen Heeres glaubte, der Feind habe eine große Verstärkung erhalten, und zog sich übereilt und in Unordnung nach der Bormida zurück. So entschied Kellermann den Sieg, welcher Napoleons Macht gründete. Die unmittelbare Folge dieser Niederlage war die Waffenstillstands-Convention zu Alessandria zwischen Bonaparte und Melas, nach welcher die österreichische Armee binnen 14 Tagen die Citadellen von Alessandria, Tortona, Mailand, Turin, Pizzighetona, Arona und Piacenza, nebst den Festungen Genua, Coni, Cova, Savona und Urbino räumte, und sich über Piacenza zwischen dem Po und Mincio zurückzog. Von der Schlacht erhielt das Departement, in welchem Alessandria der Hauptort war,

ſo lange das Land zu Frankreich gehörte, den Namen Departement von Marengo. An der Stelle, wo Deſaix fiel, iſt ein Denkmal errichtet. K.

Maret (Hugues-Bernard), Herzog von Baſſano, Napoleons Staatsſecretär und Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Pair und Großkreuz der Ehrenlegion, iſt 1758 zu Dijon geboren, und hatte ſich früh der Diplomatik gewidmet. Er war Departementschef im Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten, als er zu Ende des J. 1792 nach England geſchickt wurde, um Englands Beitritt zur Coalition zu verhindern. Allein er erhielt im Februar 1793 ſeine Depeſchen vom Lord Grenville uneröffnet zurück, und zugleich den Befehl, das Königreich binnen drei Tagen zu verlaſſen. Der ſchnelle Wechſel der Begebenheiten in Frankreich hatte die Gunſt, die er unter dem Miniſter Lebrun genoſſen, vermindert, weshalb er auch ſeine Stelle verlor. Doch ernannte man ihn bald darauf zum Bothſchafter am neapolitaniſchen Hofe. Als er ſich dahin begeben wollte, wurde er den 25. Julius im Dorfe Novate im Graubündnerlande, nebſt Sémonville, durch öſterreichiſche Truppen in Verhaft genommen und nach Kufſtein gebracht, von wo er einige Monate darauf mit den von Dumouriez den Oeſtreichern überlieferten Deputirten zu Baſel gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechſelt wurde. Für den bei dieſer Gefangenſchaft erlittenen Verluſt geſtand ihm nochmals (1798) der hohe Rath zu Mailand eine Entſchädigung zu. Im Junius 1797 ernannte ihn das Directorium zu einem der 3 Commiſſäre, welche mit Malmesbury zu Lille unterhandeln ſollten. Nach der Revolution vom 18. Fructidor ward er zurückberufen; und im December 1799 wurde er Staatsſecretär der Conſuln. Er gewann bald Napoleons Vertrauen, und begleitete ihn auf allen ſeinen Reiſen und Feldzügen. Er half die Friedenstractaten von Preßburg, Tilſit und Wien ſchließen; und erhielt 1811 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Auch in dem ruſſiſchen Kriege von 1812 — 13 war er um die Perſon des Kaiſers. Den 1. Januar 1813 ſchlug er eine Aushebung von 350,000 Conſcribirten zum Erſatz des in Rußland erlittenen Verluſtes im Senate vor. Er iſt hauptſächlich an der Fortſetzung dieſes Krieges Schuld geweſen, welches ihn auch bewogen haben ſoll, im Anfang des J. 1814 das Miniſterium dem Herzoge von Vincenza zu überlaſſen. Napoleon brauchte ihn nun zu verſchiedenen Privatunterhandlungen, bis er im April mit dieſem vom Schauplatz abtreten mußte, und erſt bei deſſen Rückkehr 1815 wieder Miniſter-Staatsſecretär und Pair von Frankreich ward. Er iſt mehr Hofmann als Staatsmann, und weniger ein guter Miniſter als ein guter Secretär. Er fügte ſich in Allem unbedingt in Napoleons Willen. Dies war ſein Verdienſt. Die königliche Verordnung vom 24. Julius verbannte ihn aus Frankreich. Er lebt jetzt zu Linz in Oeſterreich. Seine Gemahlin war bei der Kaiſerin Luiſe Palaſtdame.

Marforio, eine ziemlich große, in etwas verſtümmelte, ſteinerne Statue, welche in dem Hofe des einen Flügels vom Campidoglio an der Wand ſteht, und an welcher ſonſt häufig, wie am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeheftet wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Waldemars III., Königs von Dänemark, Tochter, und Hakons VIII., Königs von Norwegen, Gemahlin, beſtieg 1387 nach ihres Sohnes Olaus Tode, der Norwegen und

Dänemark in seiner Person vereinigt hatte, den Thron beider Königreiche. Da noch von Waldemars Zeiten her Dänemark mit Schweden in Krieg verwickelt war, setzte sie, von den unzufriednen Ständen dieses Reichs aufgefordert, denselben fort, und war so glücklich, den schwedischen König Albrecht nach einer siebenjährigen hartnäckigen Gegenwehr zu besiegen und in der Schlacht bei Falköping gefangen zu nehmen, worauf sie im J. 1394 auch den Thron von Schweden einnahm. Als sie so in ihrem vierunddreißigsten Jahre die Kronen der drei nordischen Reiche auf ihr Haupt gesetzt hatte, dachte sie nun auch darauf, die Vereinigung derselben dauernd zu machen. Sie berief die dänischen, schwedischen und norwegischen Stände im J. 1397 nach Calmar zusammen, und bewog sie, ein feierliches Gesetz zu geben, das alle drei Königreiche zu einer einzigen Monarchie vereinigte. Diese berühmte Urkunde, die unter dem Namen der Calmarischen Union bekannt ist, beruhte auf drei Hauptpunkten. Nach dem ersten sollte der König ein Wahlkönig bleiben; nach dem zweiten sollte der Regent verpflichtet seyn, abwechselnd in den drei Reichen zu residiren; nach dem dritten sollte jedes Reich seinen Senat, seine Gesetze und seine Privilegien behalten. — Diese auf den ersten Blick so vortheilhafte Verbindung der drei Reiche wurde die Quelle ihrer Unterdrückung und ihres Unglücks. Margarethe selbst verletzte alle Bedingungen der Vereinigung und reizte besonders die Schweden zu gerechten Beschwerden. Nach ihrem Tode (1412) folgten langwierig Kriege, durch welche endlich die Union vernichtet wurde. Ihr nächster Nachfolger war ihr Neffe Erich XIII., Herzog von Pommern. Margarethe vereinigte mit den Talenten einer Heldin einige Herrschereigenschaften. Sie ließ das Gesetz mit lobenswerther Festigkeit beobachten, so lange es nicht ihrem Interesse und ihren Planen entgegen war. Ihre Politik war gewandt, und oft ränkevoll. Ihre Sitten waren nicht eben streng; aber sie suchte die Meinung des Volks durch reiche Geschenke, die sie der Kirche machte, zu gewinnen. Ihr Geist würde sich weiter ausgedehnt haben, wenn er gebildeter gewesen wäre. Sie sprach mit Kraft und Anmuth, und bediente sich mit Vortheil der ihr von der Natur verliehenen Gaben, der weiblichen Schönheit und des männlichen Muths. Verschwenderisch in ihren Lustbarkeiten und prachtvoll an ihrem Hofe, hatte sie sich den Beinamen der nordischen Semiramis erworben. Im Ganzen gebührt ihr mehr der Ruhm einer großen als einer tugendhaften Königin.

Margarethe von Anjou, Tochter René's von Anjou, Königs von Sicilien, und seit 1443 Gemahlin Heinrichs VI., Königs von England, aus dem Hause Lancaster. Diese Fürstin vereinigte einen männlichen Charakter und großen Verstand mit seltner Schönheit. Sie verband sich eng mit der Partei, die sie auf den Thron berufen hatte; dagegen wurde sie eine Feindin des Herzogs von Glocester, und kam sogar in den Verdacht, in die Ermordung desselben im J. 1447 eingewilligt zu haben. Es war geheime Bedingung bei der Vermählung Margarethens gewesen, daß ihr Oheim, Carl von Anjou, wieder in den Besitz der Grafschaft Maine eingesetzt würde, die in den Händen der Engländer war. Dies geschah gleich nach Glocesters Tode; die Leichtigkeit, mit welcher die Franzosen nunmehr in die Normandie eindringen konn-

ten, verursachte zwei Jahre darauf den Verlust dieser Provinz. Die Offiziere und Soldaten, welche sie vertheidigt hatten, kehrten mißvergnügt, daß man sie ohne Unterstützung gelassen, nach England zurück. Sie schrieben der Schwäche des Königs und der Herrschaft, die Margarethe unter seinem Namen ausübte, die erlittenen Unfälle zu, und der größte Theil ihrer Landsleute war derselben Meinung. Diese Stimmung der Gemüther bewog die Communen, den Herzog von Suffolk, Margarethens Lieblingsminister und Unterhändler der Heirath, des Hochverraths anzuklagen. Der König rief die Sache vor sein Conseil und verbannte Suffolk auf einige Zeit; aber der Herzog wurde, noch ehe er England verlassen, ermordet, und sein Tod blieb ungerächt. Die Revolte, welche im J. 1450 Statt fand, schreckte die Minister, die in Heinrichs Namen regierten, und erweckte einigen Argwohn gegen Richard, Herzog von York, welcher frühere Rechte auf die Krone hatte; dennoch wurde dieser im J. 1454 an die Spitze des Königreichs gestellt, in einem Augenblicke, wo Heinrichs Geistesschwäche durch Krankheit noch vermehrt wurde. Als der König im folgenden Jahre wieder hergestellt war, widerrief er die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht. Dieser griff zu den Waffen, schlug Heinrichs Truppen, nahm ihn selbst gefangen und zwang ihn, die Macht wieder in seine Hände zu legen. Dies war der Anfang vieler folgenden Kriege zwischen den Häusern York und Lancaster. (S. England.) Im J. 1456 benutzte Margarethe die Anwesenheit des Herzogs, und führte den König in die Kammer der Pairs, wo er aufs neue die dem Herzog von York ertheilte Vollmacht vernichtete. Der Krieg brach wieder aus, und wurde mit wechselndem Erfolg geführt. Endlich wurden 1460 die Lancastrischen zu Northampton durch den berühmten Grafen von Warwick geschlagen und Heinrich abermals gefangen genommen. Margarethe floh mit ihrem noch unerwachsenen Sohn in das nördliche England, und wußte durch ihr Unglück einen solchen Enthusiasmus zu erregen, daß sich, obgleich London und das Parlament ihr entgegen waren, der Adel für sie erklärte und in kurzem ein Heer von 20,000 Mann versammelt war. Der Herzog von York marschirte nur mit 5000 Mann gegen sie, und fand sich zu Wakefield umringt. Sein Heer wurde in Stücke gehauen und er selbst in dem Gefecht erlegt. Margarethe ließ seinen Kopf mit einer Papierkrone auf das Thor von York aufstecken. Im J. 1461 schlug sie den Grafen Warwick in einer zweiten Schlacht bei St. Albans, und befreite ihren Gemahl. Aber sie befleckte ihren Sieg späterhin durch blutige Hinrichtungen. Trotz der Niederlage seiner Partei war indessen der älteste Sohn des Herzogs von York unter dem Namen Eduard VI. zu London als König proclamirt, und Margarethe genöthigt worden, sich in den Norden von England zurückzuziehen. Alles strömte unter ihre Fahnen, wo die größte Zügellosigkeit und Ungebundenheit herrschten; sie stand in kurzem an der Spitze von 60,000 Mann. Aber dieses Heer wurde bei Towtown vernichtet. Margarethe und ihr Gemahl flohen nach Schottland; Eduard berief ein Parlament, ließ seine Rechte auf die Krone anerkennen, und Heinrich VI., seine Gemahlin, ihren Sohn und alle Anhänger des Hauses Lancaster proscribiren. Margarethe eilte, da sie in Schottland keine Unterstützung erlangen konnte, nach Frankreich und bewog Ludwig XI. durch das Ver-

sprechen, ihm Calais zu überliefern, ihr ein Hülfscorps von 20,000 Mann zu geben, womit sich einige Schotten und die Anhänger ihrer Partei in England vereinigten. Dieses Heer wurde 1464 bei Exham geschlagen. Margarethe, von Allen verlassen, suchte mit ihrem Sohne Zuflucht in einem Walde, wurde hier von Räubern überfallen, ihrer Kostbarkeiten beraubt, entkam ihnen aber glücklich, während sie über die Theilung der Beute in Streit gerathen waren. Hunger und Ermattung hatten sie aufs äußerste gebracht, als ein andrer Räuber mit entblößtem Schwert auf sie zukam. Entschlossen ging sie ihm entgegen und übergab ihm den Prinzen mit den Worten: „Ich vertraue euch den Sohn eures Königs an.“ — Der Räuber, erstaunt und gerührt, nahm sie in Schutz, hielt sie verborgen und verschaffte ihr die Mittel, nach Flandern zu entkommen. Heinrich VI., minder glücklich, wurde Eduard IV. ausgeliefert und in den Tower gesetzt. Bald nachher erregte Eduards Vermählung mit Elisabeth Gray die Unzufriedenheit des Grafen von Warwick und des Herzogs von Clarence. Sie empörten sich im J. 1470, mußten aber, da sie sich verlassen sahen, nach Frankreich flüchten, wo Ludwig XI. sie mit Achtung aufnahm nnd einige Vereinigung zwischen ihnen und Margarethen zu Stande brachte, kraft welcher sie vereinigt alles anwenden wollten, Heinrich VI. wieder auf den Thron zu setzen. Noch in demselben Jahre landete Warwick, von dem Herzog begleitet, in England und eroberte es in eilf Tagen. Eduard IV. floh nach Holland, Heinrich bestieg den Thron, und Warwick und der Herzog von Clarence führten die Regentschaft. Aber schon nach sechs Monaten erschien Eduard, unterstützt von Carl dem Kühnen, Herzog von Burgund, wieder in London und nahm den unglücklichen Heinrich gefangen. Warwick wurde bei Barnet durch den Verrath des Herzogs von Clarence geschlagen und blieb im Handgemenge. An demselben Tage landete Margarethe und ihr achtzehnjähriger Sohn mit Hülfstruppen zu Weymouth. Ihr Muth verließ sie zum erstenmale, als sie Warwicks Niederlage und Tod erfuhr. Als indeß die Trümmer ihrer Partei sich um sie sammelten, fing sie wieder an zu hoffen. Eduard zögerte nicht zu erscheinen. Es kam bei Tewkesbury zur Schlacht. Margarethe wurde vollkommen geschlagen und nebst ihrem Sohn gefangen. Der junge Prinz wurde fast unter ihren Augen von Eduards Brüdern durchbohrt, Margarethe aber in den Tower gesetzt, wo einige Tage darauf ihr Gemahl von Mörderhänden starb. Erst nach vier Jahren erlangte Margarethe durch den Tractat von Pecquigny ihre Freiheit wieder. Ludwig XI. löf'te sie mit 50,000 Thalern. Sie kehrte nach Frankreich zurück, wo sie 1482 starb, nachdem sie als Königin, Gattin und Mutter großes Unglück erfahren, und mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen und bekämpft hatte.

Margarethe von Frankreich, Tochter Heinrichs II., geboren im J. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Béarn, später berühmt unter dem Namen Heinrich IV., vermählt. Diese mit Pracht vollzogne Vermählung war der Vorläufer der schrecklichen Bartholomäusnacht, die mitten unter den Lustbarkeiten verabredet wurde. Die junge Fürstin war damals in der Blüthe der Jahre und Reize; aber nicht ihr Gemahl, sondern der Herzog von Guise besaß ihr Herz. Heinrich schenkte das seinige ver-

ſchiednen Geliebten. Zwei Gatten von ſolcher Denkart konnten nicht in gutem Einverſtändniß leben. Margarethe, die 1582 an den Hof von Frankreich gekommen war, überließ ſich frei der Galanterie. Die Mißbilligung ihres Bruders, Carls IX., bewog ſie jedoch, ſich für einige Zeit zu mäßigen. Heinrich verbarg ſeine Geſinnungen nicht gegen eine Frau, die er ihrer Zügelloſigkeit wegen verachtete. Margarethe dagegen nahm den von Sixtus V. gegen ihren Gemahl geſchleuderten Kirchenbann zum Vorwand, und ließ ſich zu Achen nieder, von wo ſie ihrer Sittenloſigkeit und ihrer Bedrückungen wegen verjagt wurde. Sie floh nach Auvergne und führte ein unſtetes, unregelmäßiges Leben, bis ſie auf dem Schloſſe Uſſon feſtgeſetzt wurde, deſſen ſie ſich jedoch bemächtigte, nachdem ſie das Herz des Marquis von Canillac, der ſie daſelbſt feſtgenommen, gewonnen hatte. Nachdem Heinrich König geworden, ließ er ihr vorſchlagen, zum Wohle des Staats ihre kinderloſe Ehe trennen zu laſſen. Sie willigte unter der einzigen Bedingung ein, daß ihre Schulden bezahlt und ihr ein anſtändiges Jahrgeld ausgeſetzt würde. Die Trennung geſchah 1599 durch Clemens IX. Margarethe verließ Uſſon im J. 1605 und ließ ſich in Paris nieder, wo ſie in der Rue de Seine ein großes Schloß mit weitläuftigen Gärten längs des Fluſſes erbaute. Hier lebte ſie im Umgange mit Gelehrten und in frommen Uebungen, und ſtarb 1615 als der letzte Sprößling des Hauſes Valois. Abgeſehn von ihren jugendlichen Verirrungen, hatte Margarethe ein edles Herz, viel Verſtand und ſeltne Reize. Sie ſchrieb und ſprach beſſer als irgend eine Frau ihrer Zeit. Ihr Haus war der Sammelplatz der ſchönen Geiſter, die ſie mit Wohlthaten überhäufte. Aber oft war ſie ungerecht, um großmüthig zu ſeyn; ſie borgte ohne zu bezahlen und hinterließ ungeheure Schulden. Sie hatte zu Paris das Kloſter der Petits-Auguſtins erbaut und dotirt; in der Kirche deſſelben wurde ihr Herz beigeſetzt. Im J. 1790 wurde dies Gebäude zu einem Muſeum hiſtoriſcher Denkmäler Frankreichs eingerichtet. Man ſieht daſelbſt noch einen ſchwarzen Marmor, in welchen Verſe der Königin, worin ſie ihr Unglück ſchildert, eingegraben ſind. Wir beſitzen von ihr Poeſien und Memoiren von 1565 bis 1582. Sie ſchildert ſich in letztern als eine Veſtalin. Der Styl iſt naiv und angenehm und die Anekdoten anziehend und unterhaltend.

Margarethe von Valois, Königin von Navarra, Schweſter Franz I. und Tochter Carls von Orleans, Herzogs von Angoulême und Luiſens von Savoyen, war zu Angoulême 1492 geboren, vermählte ſich 1509 mit Carl, letztem Herzog von Alençon, erſtem Prinzen von Geblüt und Connetable von Frankreich, der zu Lyon nach dem Ueberfall von Pavia 1525 ſtarb. Sie empfand den tiefſten Schmerz bei der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls und der Gefangennehmung des Königs. Aus zärtlicher Liebe zu letzterm begab ſie ſich ſelbſt nach Madrid, um ihn während ſeiner Krankheit zu pflegen, und trug durch ihre Vorſtellungen dazu bei, daß ihm mit der ſeinem Range gebührenden Hochachtung begegnet wurde. Nach ſeiner Rückkehr nach Frankreich bezeigte ihr Franz ſeine Dankbarkeit auf das freigebigſte, und bewilligte ihr ſehr große Vortheile, als ſie ſich mit Henri d'Albert, König von Navarra, vermählte. Jeanne d'Albert, die Mutter Heinrichs IV., war die glückliche Frucht dieſer Ehe. Ihre Maßregeln

auf dem Throne waren eines großen Fürsten würdig. Sie hob den Ackerbau, ermunterte die Künste, beschützte die Gelehrten, verschönerte und befestigte die Städte. Aus Begierde, sich von allem zu unterrichten, lieh sie auch einigen protestantischen Theologen ihr Gehör und machte sich mit ihren Grundsätzen bekannt. Sie legte dieselben im J. 1533 in einer kleinen Schrift, Miroir de l'ame pécheresse betitelt, nieder, welche von der Sorbonne verurtheilt wurde. Diese Strenge flößte ihr nur mehr Interesse für die Ketzer ein, welche sie als Unglückliche und Verfolgte betrachtete. Sie schenkte ihnen ihr Vertrauen und wandte ihr ganzes Ansehn an, um sie der Strenge der Gesetze zu entziehn. Auf ihre Empfehlung schrieb Franz I. zu Gunsten mehrerer ihrer Religionsmeinungen wegen verfolgter Gelehrten an das Parlament. Doch kehrte sie gegen das Ende ihres Lebens zur katholischen Religion zurück. Sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. Margarethe verband einen männlichen Geist mit theilnehmender Güte und sehr umfassende Kenntnisse mit aller Anmuth ihres Geschlechts. Sie war sanft ohne Schwäche, prachtliebend ohne Eitelkeit, den Geschäften wie den geselligen Vergnügungen freund, ohne eins über das andere zu vernachlässigen, gegen Franz I. eine eben so zärtliche Schwester als ihm unterwürfig und ergeben. Sie liebte die Künste und schrieb selbst mit Leichtigkeit in Versen und in Prosa. Ihre Poesien und ihre Schönheit erwarben ihr den Namen der zehnten Muse und der vierten Grazie. Sie hat folgende Werke hinterlassen: 1. Heptameron ou les Nouvelles de la reine de Navarre, Erzählungen im Geschmack des Boccaz, deren Freiheit mit der damaligen Sitte übereinstimmte und keinesweges zu falschen Schlüssen auf den Charakter der Verfasserin verleiten darf. 2. Les Marguerites de la Marguerite des Princesses, gesammelt von ihrem Kammerdiener, Jean de la Haye. Man findet in dieser Sammlung von Gedichten vier religiöse Komödien und zwei Farcen, nicht ohne Naivität; ferner ein langes Gedicht: Le triomphe de l'Agneau u. s. w.

Marggraf (Andreas Sigismund), ein berühmter Chemiker, 1709 in Berlin geboren. Sein Vater war Hofapotheker. Er gewann früh Geschmack an der Chemie, die er 5 Jahre unter dem berühmten Prof. Neumann, dann unter Spielmann in Straßburg, unter Junker in Halle und unter Henkel in Freiberg, wo er sich vorzüglich in Experimenten übte, mit dem größten Erfolge studirte. Im J. 1735 kam er nach Berlin zurück, ward 1738 Mitglied der dortigen wissenschaftlichen Gesellschaft, und 1744, bei Stiftung der königlichen Akademie der Wissenschaften, in die Classe der Experimental-Philosophie aufgenommen, deren Director er 1760 ward, nachdem ihm schon 6 Jahre vorher das Laboratorium anvertraut worden war. Auch die Akademien zu Paris und Erfurt nahmen ihn zum Mitgliede auf. Durch sein emsiges Studiren hatte er seine Gesundheit untergraben. Er starb im August 1782. Die chemische Untersuchung über die Metalle verdankt ihm viele Fortschritte. Er ist der erste, der eine vollständige Analyse der harten Steine geliefert hat; auch hat er zur Einführung einer einfachen, klaren, von allem System- und Hypothesengeist freien Methode in den chemischen Operationen beigetragen. Nachdem er lange die Platina bearbeitet, bereicherte er die Mineralogie mit der Entdeckung des Braunsteins und vielen andern höchst wichtigen

Entdeckungen. Seine verschiednen chemischen Schriften befinden sich sämmtlich in den Memoiren der Berliner Akademie.

Maria, die Mutter Jesu (in der Kirchensprache U. L. F. d. h. Unsre Liebe Frau, franz. Notre Dame, ital. Madonna), ist der Nachwelt nur durch wenige, aber die Achtung, mit der sie genannt wird, hinlänglich begründende Züge bekannt. Die evangelische Geschichte gedenkt ihrer zuerst als einer Jungfrau aus dem verarmten Stamme Davids, die zu Nazareth, einem galiläischen Städtchen, in stiller Verborgenheit lebte und mit einem Zimmermanne, Namens Joseph, verlobt war. Daß sie zu den edelsten ihres Geschlechts gehörte, zeigt ihr Benehmen bei dem Vorgange der Verkündigung Jesu, in dem wir lieber eine höhere, wenn auch wunderbare Wirklichkeit, als die poetische Ausschmückung einer für sie und ihren Sohn entehrenden Thatsache erkennen mögen. Ein Himmelsbote tritt mit dem Gruße der ehrfurchtsvollsten Huldigung in ihre Einsamkeit und sie erschrickt jungfräulich über die ungewohnte Erscheinung; ihr bescheidner Sinn weiß sich den auszeichnenden Gruß nicht zu deuten. Der Engel verkündigt ihr, sie sey Gott wohlgefällig, und werde einen Sohn gebären, der Gottes Sohn heißen und der Retter seyn werde, welchen das jüdische Volk erwartete. Aber nicht die Größe des ihr hier verheißnen Glücks, welches einer Jüdin das Höchste seyn mußte, nur die Seltsamkeit der Anmuthung, als Jungfrau Mutter zu werden, erschüttert ihr unschuldiges Herz. Wie soll das zugehn, antwortet sie, da ich von keinem Manne weiß? Beruhigend fährt der Engel fort, die Allmacht Gottes werde sie befruchten und das Unmögliche wirklich machen, wie es bei ihrer betagten, als unfruchtbar bekannten Freundin Elisabeth geschehen sey. Und demüthig unterwirft sie sich dem Willen des Höchsten. „Ich bin des Herrn Magd, mir geschehe, wie du gesagt hast." Die Sprache der wahren Natur, der reinsten Jungfräulichkeit und des unbeschränktesten Gottvertrauens, die aus Mariens Antworten redet, bedarf keiner Auslegung. Ihr Herz ist durch das Gefühl der höchsten und wunderbarsten Bestimmung über jede Bedenklichkeit erhoben und der Lobgesang, in den sie sich beim Zusammentreffen mit ihrer Freundin Elisabeth ergießt, drückt die freudige Begeisterung aus, mit der sie den Segen dieser Bestimmung vorempfindet. Das Wenige, was weiter bei der Geburt Jesu, da die Hirten ihn begrüßen, und bei seiner Darstellung im Tempel von ihren Empfindungen gesagt wird, bestätigt nur, wie lebendig jenes durch die Verkündigung angeregte Gefühl bei ihr blieb. Sie sieht den Zusammenhang der Engelerscheinung, die die Hirten erzählen, mit dem, was sie schon wußte, und Simeons ahnungsvoller Segen setzt sie nicht in Erstaunen, wenn auch bei dem Gedanken, daß der Göttliche, den sie an der Brust trug, nicht ohne harte Leiden durch das Leben gehen werde, ein Schwert des herbsten Schmerzes in ihr Mutterherz dringt. Als eine zärtlich besorgte, doch weise und schonende Mutter zeigt sie sich, da der 12jährige Jesus von ihrer Seite gewichen und in Jerusalem zurückgeblieben war. Sie bestürmt ihn beim Wiederfinden nicht mit Vorwürfen, nur seine kindliche Liebe spricht sie mit den Worten an: „Warum hast du uns das gethan?" Da er nun Mann geworden, und auf die Höhe der öffentlichen Wirksamkeit getreten ist, bescheidet sie sich willig, daß er der Welt mehr als seinen Verwandten angehören

müſſe, und bei der Hochzeit zu Cana, wo ſie mit weiblicher Beſorglichkeit ſeine Wunderkraft in Anſpruch nimmt, um den Neuvermählten eine Beſchämung zu erſparen, beleidigt es ſie nicht, ſich ſeiner tiefern Einſicht zu unterwerfen; auch wird ſie darum nicht an ihm irre, daß er, einſt im Lehren begriffen, ſie und ſeine Brüder nicht zu ſich ließ. Ohne Zweifel hat ſie ihn auf dem gefahrvollen Wege ſeines Berufs mit zärtlich wachſamen Augen begleitet; denn endlich unter ſeinem Kreuze finden wir ſie im ſtummen Schmerze neben Johannes wieder. An der Hand dieſes Jüngers, den ihr Jeſus zum Sohne gab, verſchwindet ſie aus der Geſchichte, die nur von den hier berührten Auftritten und Zügen aus Mariens Leben, aber nichts von ihren fernern Schickſalen und von der Himmelfahrt weiß, mit der die Legende ihren Tod ausgeſchmückt hat. Doch wer kann zweifeln, daß ſie in den Himmel, in dem ihr Sinn ſchon auf Erden war, eingegangen ſey! Schon gegen Ende des 4ten Jahrhunderts erhoben ſich unter den Chriſten Parteien, welche ihr entweder zu viel oder zu wenig Verehrung erwieſen. Thraciſche und ſcythiſche Weiber, die kaum zum Chriſtenthum übergetreten, noch voll von heidniſchen Gefühlen für eine Mutter der Götter nach Arabien gekommen waren, führten daſelbſt einen förmlichen Cultus der Jungfrau Maria ein. Als einer Göttin dienten ſie ihr mit Gebeten, Prozeſſionen und Opfern, wobei ſie auf einem ihr geheiligten Stuhlwagen kleine Kuchen (griechiſch Kollyris) darbrachten und daher Kollyridianerinnen hießen. Auch fingen die orthodoxen Theologen ſelbſt an, die Meinung, daß Maria ewig Jungfrau geblieben ſey, als Glaubenslehre zu verfechten und nannten eine in Arabien aufgekommene Partei, die Marien als wirkliche Ehefrau Joſephs und Mutter mehrerer mit ihm erzeugter Kinder betrachtete, Antidikomarianiten, d. h. Widerſacher der Maria. Wegen deſſelben Irrthums wurden am Ende des 4ten Jahrhunderts Helvidius in Paläſtina und der Biſchof Bonoſus in Illyrien verketzert. Leicht konnte die Poeſie und mit ihr die katholiſche Kirche das Bild Mariens zu einem Ideale der Weiblichkeit geſtalten; denn wenn Frauen Heilige ſind, ſo wird immer eine Maria an Unſchuld, Demuth und Frömmigkeit die erſte unter ihnen ſeyn. Mit der Heiligenverehrung kam natürlich auch der Mariendienſt auf, und von jeher haben ſich chriſtliche Frauen am liebſten an dieſe Fürbitterin gewandt. Man kann es der Andacht auch verzeihen, daß ſie in der verklärten Maria eine Himmelskönigin, ja etwas Aehnliches von einer Göttin ſieht und ſie die Mutter Gottes nennt. Aber die Ehre, die ſchwärmeriſche Mönche, beſonders die Franciscaner und Jeſuiten, ihr durch die Behauptung, ſie hätte Jeſum ohne Verletzung ihrer Jungfrauſchaft geboren, anthun zu müſſen glaubten, bekommt doch nur dann einen Sinn, wenn von der ewigen Jungfräulichkeit ihres Gemüths die Rede iſt; denn dieſe konnte auch durch die nachfolgenden Geburten der Söhne, die Joſeph nach einer noch jüngſt von Herder unterſtützten Meinung mit ihr gezeugt haben ſoll, und die daher die Brüder Jeſu heißen, nicht verletzt werden. Hinausgerückt aus dem Felde der Geſchichte und emporgehoben in das Gebiet der Religion erſcheine ſie daher immer als die Krone und Sonne der Frauen, und jede üde ſich eben ſo fleißig in der Nachahmung ihrer Tugenden, als die Künſtler wetteifern, uns das Bild ihrer Holdſeligkeit vor Augen zu

Krönung der Königin Maria 1553.

Heinrich VIII. hatte angeordnet, daß Maria Tudor, Tochter Katharinens von Aragon, dem Prinzen Eduard auf dem Throne folgen sollte, die blutdürstige Maria ließ ihre Nebenbuhlerin, Johanna Grey, hinrichten, und setzte ihre Krönung auf den 1. Oktober 1553 fest; es war das erstemal, daß eine Königin in England gekrönt wurde.

Den 28. September schiffte sich die Königin mit ihrem Gefolge zu Whitehall ein und fuhr in den Tower, der Lord-Major, die Aldermanns, die Zunftmeister folgten der königlichen Yacht in vergoldeten Barken. Den andern Tag ernannte Maria vierzehn Ritter vom Bathorden, nach altem Herkommen. Den 30. September kehrte Maria zu Lande nach Westminster zurück. Fünf hundert Edelleute eröffneten den Zug; nach ihnen kam der Graf von Sussex mit dem Hute und Mantel der Königin: neben ihm zwei Edelleute in herzoglicher Tracht, welche die Herzoge von der Normandie und

Königin auf [illegible]

Musikant in die Trompete, und der Engel setzte die seinige an den Mund; das unwissende Volk glaubte, der Engel sey es, welcher blase und hielt es für ein Mirakel; während der Zug sich an der Paulskirche vorüberbewegte, sah man einen Holländer, Namens Meister Peter auf einem von der Thurmspitze nach dem Boden zu gespannten Seile herab steigen; er hielt eine Fahne mit den Farben der Königin in der Hand, bald kniete er nieder, bald stand er auf einem Beine. Die Zuschauer klatschten Beifall und die Königin ließ dem Virtuosen 16 Livres 3 Sous und 4 Deniers zur Belohnung für seine Geschicklichkeit auszahlen.

Sonntag, 1. Oktober verfügte sich die Königin nach Westminster; der ganze Raum zwischen dem Parlamente und der Abtei war mit blauem Tuche bedeckt, das man dem Volke überließ. Um eilf Uhr trat der Bischof von Wincheſter, Kanzler von England, begleitet von zehn Bischöfen und den Almounsaren des königlichen Hauses, in den Saal und bot der Königin das Weihwasser. Beim Zuge trug die Königin einen scharlachrothen Mantel mit sehr langer Schleppe, welche durch den Oberkammerherrn und die Herzogin von Norfolk getragen wurde. Die Königin lehnte mit dem rechten Arme auf dem Bischofe von Durham und mit dem linken auf dem Grafen Schrewsbury. Alle Hofdamen der Königin trugen sich Französisch. Die Steinplatten der Kirche waren nach damaliger Sitte mit trockenem Schilfe belegt. Unter den sogenannten Regalia ist der Thron der Königin Maria das einzige, welches 1649 bei Gründung der Republik nicht zerstört worden; den Sitz bildet ein Stein, der aus

Aegypten gebracht wurde und auf welchem Jakob's Haupt soll geruht haben, als er die berühmte Vision gehabt.

Um Mittag wurde die Königin auf ihrem Sessel dem Volke gezeigt an den vier Ecken des Gerüstes. Der Bischof von Winchester hielt folgende Anrede an das Volk: „Ihr Herren, die hier anwesende Frau und durch göttliche und menschliche Gesetze rechtmäßige Erbin der Krone und des Königreichs England, Frankreich und Irland, Maria, soll heute, mit Einwilligung aller Pairs des Landes, gesalbt und gekrönt werden; gebt auch Ihr Eure Einowilligung? —" Das Volk schrie dreimal: Ja, und dreimal schrie es: „Gott schütze die Königin!"

Die Königin stieg vom Gerüste herunter und legte auf den Hauptaltar zwanzig Schillinge als Opfergabe nieder; sodann predigte ein Bischof über den Gehorsam, den man der Königin schuldig sey. Nach beendigter Predigt las der Bischof von Winchester die Formel des Eidschwurs vor, welche die Königin mit lauter Stimme nachsagte, worauf die Geistlichkeit das Veni Creator mit Begleitung der im Chore aufgestellten Musik anstimmte. Nach den Litaneien trat die Königin in ein Kabinet, seitwärts des Altars, legte den Mantel ab und ging nun mit einem Corset von scharlachrothem Sammt bekleidet, in die Kirche zurück. Sie setzte sich auf einen Sessel zu den Füßen des Altars nieder; vier Edelleute hingen einen großen Mantel über sie; der Bischof von Winchester salbte sie an den Schultern, an der Stirne und an den Schläfen. Die Markise von Walgrave schnürte die Kleider der Königin zu und legte ihr linnene Handschuhe an; hierauf ward sie ins Kabinet zurückgeführt, wo man ihr die königlichen Gewänder anlegte, ein Kleid von weißem Taffent nebst purpurrothem Mantel. In die Kirche zurückgekehrt, ward die Königin vor den Altar geführt, wo sie den Degen niederlegte, womit sie der Bischof von Winchester umgürtet hatte. Sodann ließ sie sich abermals auf den Sessel nieder, dem Hauptaltare gegenüber; der Bischof von Winchester und der Graf Norfolk setzten die drei Kronen, eine nach der andern, auf das Haupt der Königin; die erste die des hl. Eduard, die zweite die sogenannte kaiserliche Krone und drittens die Krone, welche die Königin eigends bestellt hatte. Im Jahre 1649, beim Inventarium, welches von den sogenannten Parlamentärs gemacht wurde, fand sich die Krone Eduards nicht vor; die Krone des Königs Alfred wog 79 Unzen und wurde auf 248 Pfd. St. 10 Sch. geschätzt. Man bewahrt noch gegenwärtig verschiedene Kronen, welche wahrscheinlich den Königen von England angehörten; man weiß aber nicht, welches darunter die kaiserliche Krone ist.

Nach vollzogener Krönung stimmte die Geistlichkeit das Te Deum

an; der Bischof von Wincheſter ſteckte der Königin einen goldenen Ring an den Ringfinger; der Schatzmeiſter bot ihr die goldenen Armſpangen dar u. ſ. w. Sodann kniete der Biſchof von Wincheſter vor der Königin nieder und huldigte ihr in ſeinem und der Biſchöfe Namen, worauf ſämmtliche Biſchöfe die Königin auf die linke Wange küßten. Der Herzog von Norfolk, erſter weltlicher Pair des Königreichs und die übrigen Pairs thaten ein Gleiches. Der Graf Schrewsbury half der Königin den Szepter tragen, während der Leiſtung des Eides der Treue machte der Lord Großkanzler eine allgemeine Amneſtie für alle Verbrechen bekannt, das der verletzten göttlichen und menſchlichen Majeſtät ausgenommen.

Die Königin begab ſich nach Weſtminſter zurück, in derſelben Ordnung, als ſie gekommen war.

Des Abends wurde ein großes Banket gegeben. Der Graf von Schrewsbury und der Biſchof von Durham befanden ſich zur Rechten und Linken der Königin, welche allein ſpeiſete. Vier Herolde vom Hoſenbandorden und zwei vom Bathorden ſtanden vor dem Tiſche, ein bloßes Schwert in der Hand. Gegen die Mitte der Mahlzeit ritt Lionel Dymoke, der Kämpe der Königin in den Saal; er war von Kopf bis zu Fuße gewappnet, den Streitkolben in der Hand, zu beiden Seiten zwei Pagen, vor ihm ein Herold. Sir Lionel ritt bis an's Ende des Saals, verbeugte ſich vor der Königin, und dann gegen die Thür gewendet: „Wenn ſich hier irgend Jemand befindet, weſſen Ranges er noch ſey, welcher zu behaupten wagt, daß unſere Herrſcherin, Maria I., hier gegenwärtig, nicht die rechtmäßige und einzige Erbin von England ſey, ſo erkläre ich, daß er lügt; ich heiße ihn einen Verräther und erbiete mich mein Wort zu behaupten auf Leben und Tod, jetzt und zu jeder Zeit, hier und an allen Orten, wo es der Königin belieben wird mich hin zu beſcheiden, und ich biete ihm mein Unterpfand dar.“ Indem er dieſes ſprach, warf er ſeinen Handſchuh hin; da Niemand ihn berührt, hob ihn ein Herold auf und gab ihn Sir Lionel wieder, welcher abermals vor der königlichen Tafel erſchien. Die Königin trank auf ſeine Geſundheit und machte ihm ein Geſchenk mit dem goldenen Becher und mit den Waffen und Kleidern, die er trug.

Nach beendigtem Mahle ſtand die Königin auf; umgeben von der Prinzeſſin Eliſabeth, der Prinzeſſin von Cleve, von ihren Ehrendamen und dem ganzen Adel des Königreichs, nahm ſie die Huldigung des Lord-Major an, welcher ihr einen goldenen Pokal mit Wein darreichte; die Königin trank daraus und machte dem Lord-Major ein Geſchenk mit dem Becher. D.

Pariser Gerichtsscenen.

I.

Die verführerische Clarinette.

H. Fizile, ein dicker Mann, nah an den Fünfzig, erscheint vor dem Richte. Mit ihm trat zugleich ein junger Geselle auf, höchstens sechzehn Jah alt, mit sanften, sentimentalen Zügen. Die dritte Personnage ist ein falsche junges Weib, kaum dreißig Jahr alt, braun, frisch und mit den schönste schwarzen Augen geziert, die man sehen kann. Diese verrätherischen Herzens diebe haben das Herz des jungen Guguste gekapert, der dritter Clarinetist i einem Tanzorchester außerhalb den Barrieren ist. Der Mann hat sich beeilt sein Frau in St. Lazare einsperren zu lassen, in Erwartung des Prozesses, de er gegen sie eingeleitet, die verliebte Clarinette (sey es, daß ihr zartes Alte sie geschützt, oder daß man sie gegen Caution losgegeben), die Clarinette ist i Freiheit, und sie erscheint, wie gesagt, neben dem beleidigten Ehemann. Den traurigen Fizile wird das Wort gegeben. Fizile. So erfahren Sie denn meine Herrn, daß ich ein ... verirter Ehemann bin, wenn ich so sage darf. Die Clarinette. Wozu denn Handschuh anziehn? ich will das Din beim Namen nennen. Fiz. Junger Mann, ich bitte Sie, lassen Sie mich reden nach meiner Art. Es gibt Dinge, die man nicht gern sagt; lasse Sie mir wenigstens das Vergnügen, sie zu verschleiern. Die Herren verstehe mich schon. Clar. Sie wollen sagen, daß Angelique Ihnen einen arger Streich gespielt. Ich habe Ihnen bereits darüber meine Denkungsart mitge theilt; Sie haben Unrecht. Fiz. Wie gern wollte ich Unrecht haben. Man beweise mir es und ich gehe zufrieden nach Haus. Beweisen Sie mir, daß Angelique die Treue nicht gebrochen. Clar. Die Treue ist gebrochen, das hat seine Richtigkeit: mir steht's wahrlich nicht zu, Sie desfalls Lügen zu strafen. Fiz. So sehen Sie also, daß es mir moralisch unmöglich ist, mich zu täuschen. Clar. Verrathen sind Sie, ich sag's ja, ich gesteh' es zu: aber Unrecht hatten Sie, sich zu erzürnen und Ihre Gemahlin in Ketten stür zen zu lassen. Fiz. Und glauben Sie vielleicht, daß ich das verödete Ehe dett nicht mit Thränen benetzt habe? Clar. Die arme Frau; ihre Schuld ists nicht, daß ihr der Fuß ausgeglitscht ist. Ja, wenn sie mich ver führt hätte, dann wäre es was anders, aber im Gegentheil, ich habe sie verführt. Fiz. Das ist immer sehr schlecht von ihr. Clar. Hören Sie was, Papa Fizile, ohne Sie beleidigen zu wollen, Sie sind nicht jung mehr, nicht sehr hold von Angesicht, nicht liebenswürdig von Charakter, und Sie sind auch kein Musikant. Sie spielen nicht ein einziges Instrument. Fiz. Und was thut das zur Sache? Clar. Was das zur Sache thut? Ei, wenn nun diese Dame die Musik liebt, wenn die Reize meiner Clarinette ihr Herz rühren. Fiz. Eben so gut hätte sie sich in meine Drehorgel verlieben können, oder für einen Blinden, der Violine spielt. Clar. Das ist etwas ganz anders; die Drehorgel und der Blinde haben nichts Verführerisches. Fiz. Aber, mein lieber junger Mann, ich habe Angelique in Ihrem Zimmer gesehen; sie lag in ihrem Fenster. Clar. Ich läugne es nicht, die Frau hat Freude an der Mu sik. Fiz. Das ist aber sehr unangenehm. Clar. Wir wollen uns arrangiren. Nehmen Sie Ihre Gattin wieder, ich ziehe in ein anderes Stadtviertel, und die prächtigste Harmonie wird fortan in Ihrer Haushaltung herrschen. Fiz. Wenn ich Ihnen glauben könnte! Clar. Ich schwöre es auf meiner Clari nette. Fiz. Und du Gelique? Angelique (weinend). Ich auch, hi, hi, hi. Fiz. Nun, nun, so will ich dir verzeihen; es ist sonderbar, wie mir der Mu sikant das Herz weich gemacht; hu, hu, hu. Clar. So ists recht, vollkomm ner Einklang! .. Ich habe mich erkundigt, ich weiß, daß Ihnen die Justiz Ihre Frau wiedergeben kann, auf Ihr Verlangen. Fiz. Ja wohl, gewiß, ich verlange meine Frau zurück. — Der Tribunal, in Anbetracht, daß der Ge mahl von seiner Klage absteht, spricht die Angeklagten frei und verurtheilt

waren. Vergl. Die bibliſchen Frauen von Greiling, 1831, I. Th. E.

Maria I., Königin von England, geboren 1515, die Tochter Heinrichs VIII. und Catharinens von Aragon. Ihre, wiewohl kurze, Regierung macht Epoche in der Geſchichte Englands. Als die Tochter einer verſtoßnen Königin hatte ſie früh das Unglück kennen gelernt, ohne davon gebeugt zu werden; ſie war, wie ihre Mutter, dem Proteſtantismus abgeneigt, von ihrem Vater hatte ſie den finſtern, argwöhniſchen, blutdürſtigen Charakter. Mit dieſen Eigenſchaften beſtieg ſie nach ihres Bruders, Eduards VI. Tode, in ihrem 37ſten Jahre den Thron. Außer ihr machten noch drei Prinzeſſinnen Anſprüche darauf, nämlich Eliſabeth, die zweite Tochter Heinrichs, und in der Linie Heinrichs VII., Johanna Gray und Maria Stuart; die erſtere eine Proteſtantin und durch Eduards Teſtament zur Erbin beſtimmt, die zweite eine Katholikin, deren Recht jedoch eben ſo ſchwach war als ihre Mittel, es geltend zu machen. Maria, als Heinrichs VIII. älteſte Tochter, hatte unſtreitig die gültigſten Anſprüche auf den Thron; dennoch beſtieg ſie ihn erſt, nachdem ſie ſich feierlich zur Aufrechterhaltung der proteſtantiſchen Religion verpflichtet hatte, die unter Eduard als herrſchende Religion eingeführt worden war (1553). Der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Gewalt machte, war, daß ſie ihre Schweſter Eliſabeth einkerkern, und die unglückliche Johanna Gray, die wider ihren Willen zehn Tage lang den königlichen Titel angenommen, ſammt denen, die ſie dazu gezwungen hatten, hinrichten ließ. Gleich darauf öffnete ſie die Gefängniſſe der Catholiken und verſtattete ihnen Gewiſſensfreiheit. Dies war zwar gerecht; aber gegen ihre ausdrückliche Verpflichtung, gegen das politiſche Intereſſe und höchſt verdammlich wegen der Mittel, die ſie dazu anwandte, war es, daß ſie die römiſch-katholiſche Religion förmlich wiederherſtellte. Nach Hume's Angabe wurden binnen drei Jahren 5 Biſchöfe, 21 Geiſtliche, 8 Edelleute, 84 Bürger, 100 Landleute, Dienſtboten und Handwerker, 55 Frauen und 4 Kinder der Religion willen verbrannt. Aber auch in Fällen, wo nicht der Religionseifer ſie hinriß, verfuhr ſie nicht minder tyranniſch. Eine Jury hatte wegen Mangels an Beweis einen angeblichen Anſtifter einer Verſchwörung losgeſprochen; Maria ließ die Geſchwornen einkerkern, belegte ſie mit 1000 und 2000 Pfund Sterling Strafe und hielt den Losgeſprochnen zwei Jahre lang gefangen. Ihre Vermählung mit Philipp II. (ſ. d. Art.) 1554 ſtimmte weder mit dem Intereſſe der Nation und Europa's, noch mit ihrer Perſönlichkeit überein, da Maria um mehr als zwölf Jahre älter als dieſer Fürſt war. Aber ſein Beiſpiel feuerte ſie noch mehr zur Verfolgung der Proteſtanten an. Ueberdies machte ſie Anleihen, zum Theil gezwungene, und erlaubte ſich Erpreſſungen aller Art, um die Ausbeute davon nach Flandern zu ſchicken, wohin Philipp 1554 zurückgekehrt war. Sie ſchrieb Liebeselegien und vergoß Thränen über die Abweſenheit und Kälte ihres Gemahls, während dieſer, der nur ein Jahr mit ihr verlebt hatte, ſie ſelten einer Antwort würdigte. Marie ſtarb, ohne Kinder geboren zu haben, 1558, in einem Alter von 43 Jahren, nachdem ſie während einer fünfjährigen Regierung gegen 300 Menſchen um ihres Glaubens willen hatte hinrichten laſſen. Calais wurde ihr von

dem Herzog von Guise entrissen, und so verloren in wenigen Wochen durch Mariens Schuld die Engländer alles, was ihnen von ihren alten Eroberungen in Frankreich noch übrig geblieben war. — Betrachtet man alle Leiden, die sie ihrem Vaterlande in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren theils zugefügt, theils vorbereitet hat, so findet man wenige verabscheuungswerthere Tyrannen. Die gemäßigten Geschichtschreiber behandeln sie mehr mit Verachtung als mit Haß. „Sie vereinigte in sich alles," sagt der geistreichste, „was eine abergläubige Andächtlerin macht; ihre äußerste Unwissenheit machte sie eben so unfähig, Meinungen zu bezweifeln, die sie gefaßt hatte, als Nachsicht mit Andrer Meinungen zu haben." Und an einer andern Stelle sagt derselbe Schriftsteller: „Um diese Fürstin zu schildern, bedarf es nicht vieler Worte; sie hatte wenige liebens- oder achtungswerthe Eigenschaften, und ihre Person stimmte mit ihrem Charakter würdig überein. Eigensinnig, abergläubig, heftig, boshaft, rachsüchtig, tyrannisch, verrieth sie in allen ihren Neigungen und Handlungen ihr böses Naturell und die Beschränktheit ihres Geistes."

Maria Stuart, die Tochter Jacobs V., Königs von Schottland, und der Maria von Lothringen. Sie war erst 8 Tage alt, als ihr Vater (1542) starb, und ihr als seiner einzigen Erbin das Reich hinterließ. Heinrich VIII., König von England, wollte sie mit seinem Sohne Eduard vermählen, um beide Reiche zu vereinigen. Die Abneigung, die man gegen diese Verbindung in Schottland hatte, machte, daß Maria, erst fünf Jahre alt, nach Frankreich geschickt, am dasigen Hofe erzogen, und (1558) mit dem Dauphin, nachmaligen Könige Franz II., vermählt wurde. Das schönste Loos schien einer Fürstin beschieden, die das Glück wie die Natur mit Gunstbezeugungen überhäufte. Sie verband mit hoher Schönheit einen gebildeten Geist und ein edles, großmüthiges Herz, war geliebt von ihrem Gemahl, und verehrt von einem Hofe, der bei der Neigung für die Wissenschaften noch die feine Sitte und Galanterie bewahrte, die Franz I. eingeführt hatte. Die französischen Dichter priesen wetteifernd die bezaubernde Anmuth, die sanften Tugenden, den Geist und die Talente der jungen Königin und erblickten für sie in der Zukunft eine lange Verkettung von Glückseligkeiten. Diese Täuschung verschwand nach achtzehn Monaten. Franz II. starb 1560. Sein minderjähriger Bruder Carl IX. folgte ihm in der Regierung, unter der Vormundschaft seiner herrschsüchtigen Mutter Catharina von Medicis. Maria Stuart erkannte bald, daß sie nur noch in Schottland Königin sey, und war genöthigt, dahin zurückzukehren. Sie hatte ihren Schmerz über den Tod ihres Gemahls in einer rührenden Elegie ausgelassen; bei ihrer Abreise drückte sie ihren Kummer und ihr banges Vorgefühl in den bekannten Versen aus:

Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance,
Adieu, France! adieu nos beaux jours!
La nef qui desjoint nos amours,
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est tienne:
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

Nach ihrer Rückkehr in Schottland verheirathete sie sich 1565 mit Heinrich Stuart Darnley, ihrem Vetter, von welchem sie den nachmaligen König von England und Schottland, Jacob I., gebar. Maria hatte sich durch Darnley's Schönheit blenden lassen, sie fand aber bald, daß er ein schwacher, verächtlicher Mann war, und zog sich von ihm zurück. Dies, und die große Gunst, in welcher ein italienischer Sänger, Dävid Rizzio, bei der Königin stand, reizte ihren Gemahl so, daß er, durch üble Rathgeber verleitet, eine gewaltsame Handlung unternahm. Er drang mit einigen Bewaffneten in das Zimmer, wo seine Gemahlin allein mit dem Sänger und der Gräfin Argyle speiste; Rizzio wurde vor den Augen der Königin getödtet, die, seit fünf Monaten schwanger, den Unglücklichen zu retten sich umsonst bemühte. „Ich will nicht mehr weinen," sagte sie nach dieser schrecklichen Scene, „ich will nur auf Rache denken." Rizzio war vielleicht nur der Vertraute Mariens gewesen. Ein gefährlicherer Mann nahm seinen Platz ein, der Graf Bothwell. Diese neue Verbindung mit einem heftigen und lasterhaften Manne wurde die Ursache zum Tode des Königs, der zu Edinburg in einem einzeln stehenden Hause in die Luft gesprengt wurde. Maria vermählte sich darauf mit ihrem Liebhaber Bothwell, der allgemein für den Mörder ihres Gatten galt. Diese unglückliche Verbindung brachte Schottland wider sie auf. Die schottischen Stände nöthigten die Königin, die Krone an ihren unmündigen Sohn Jacob, unter der Regentschaft des Grafen Murray, abzutreten. Maria fand zwar noch Anhang, und wollte sich mit den Waffen auf dem Throne behaupten; aber ihr kleines Heer wurde (1568) bei Glasgow geschlagen, und sie selbst genöthigt, nach England zu flüchten. Elisabeth ließ sie zwar ehrenvoll in Carlisle empfangen, ihr aber gleich darauf andeuten, daß, da die öffentliche Stimme sie der Ermordung ihres Gemahls anklage, sie sich deshalb zu rechtfertigen habe. Man ernannte Commissarien und brachte sie in Haft nach Tewksbury, um den Prozeß gegen sie einzuleiten. Daß sie in ihren Leiden theilnehmende Freunde hatte, vermehrte ihr Unglück. Es entstanden verschiedene Verschwörungen gegen Elisabeth, um die Königin Maria zu befreien, und sie vielleicht selbst auf den englischen Thron zu setzen. Aber diese Anschläge wurden entdeckt, und mehrere der Verbündeten wurden hingerichtet. Mariens Schicksal, welche die Vermittelung des Papstes und des Königs von Spanien ohne Erfolg gesucht hatte, wurde dadurch nur verschlimmert. Elisabeth hielt sich nicht mehr für sicher auf dem Throne, oder gab wenigstens vor, diese Besorgniß zu haben. Es wurde ein großes Gericht über Marien in ihrem Gefängnisse zu Fotheringay, wider welches sie vergebens protestirte (den 5ten Februar 1587), gehalten. Nie gab es ein incompetenteres Gericht, nie ein unregelmäßigeres Verfahren. Man legte ihr Copien von ihren Briefen vor, nie die Originale. Man machte das Zeugniß ihrer Secretäre gegen sie geltend, aber man stellte sie ihr nicht gegenüber. Man gab vor, daß sie durch Aussagen dreier Verschwornen überführt worden, die man hingerichtet hatte, und deren Tod man hätte aufschieben müssen, um sie mit ihr und vor ihr zu befragen. Kurz, wäre man in den Formen verfahren, welche die Billigkeit für den geringsten Menschen fodert, und hätte man auch beweisen können, daß Maria sich um Hülfe und Rath bemühe, so würde man sie

doch nicht haben des Todes schuldig erklären können. Elisabeth hatte kein gültiges Richteramt über sie; ihr Recht war das Recht des Stärkern über den Schwachen und Unglücklichen; aber ihre Politik foderte dies Opfer. Maria wurde zum Tode verurtheilt, und dieses Urtheil wurde von dem englischen Parlamente bestätigt. Auch ein Theil der schottischen Nation widersetzte sich der Befreiung Mariens, und die nachdrücklichen Vorstellungen ihres Sohnes zu ihrem Besten waren vergebens. Mit der größten Standhaftigkeit ertrug Maria ihr Schicksal. „Der Tod, der meinem Leben ein Ende machen wird," sagte sie, „ist mir willkommen. Ich halte die Seele für unwerth der himmlischen Herrlichkeit, die zu schwach ist, den Körper auf dem Hinübergange in die Wohnung der Seligen zu unterstützen." In ihren letzten Tagen zeigte sie standhafte Ergebung in ihr Schicksal, innige Religiosität und die zärtlichste Sorgfalt für ihre Diener. Sie mußte noch mancherlei Kränkungen erfahren. Statt ihr einen katholischen Beichtvater zu geben, den sie verlangte, schickte man ihr einen protestantischen Geistlichen, der sie mit der ewigen Verdammniß bedrohte, wenn sie nicht ihrer Religion entsagte. „Beunruhigen Sie sich darüber nicht," sagte sie ihm mehreremale mit Lebhaftigkeit, „ich bin in der katholischen Religion geboren, ich habe darin gelebt, ich will darin sterben." — Man erlaubte nur wenigen von ihren Dienern, sie bei ihrer Hinrichtung zu begleiten. — Am 18ten Februar 1587, an ihrem Todestage, stand sie sehr zeitig auf, und kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich an. Sie legte ein schwarzes Sammetkleid an, um auch äußerlich wie eine Königin zu erscheinen, und ging darauf in ihr Betzimmer, wo sie nach einigem Gebet sich selbst das Abendmahl reichte, mittelst einer geweihten Hostie, welche der Papst ihr gesandt hatte. Als die Commissarien eintraten, dankte sie ihnen für ihre Sorgfalt und setzte hinzu: „Die Engländer haben mehr als einmal ihre Hände in das Blut ihrer Könige getaucht. Ich bin aus demselben Blute; so ist denn in meinem Tode und ihrem Betragen nichts Ungewöhnliches." — Man führte sie in einen Saal, wo ein schwarz ausgeschlagenes Blutgerüste aufgerichtet war. Die Zuschauer sahen mit Erstaunen die Fassung dieser Königin, die in einer so vieljährigen Gefangenschaft noch einen Theil ihrer Schönheit behalten hatte. Sie erlaubte nicht, daß der Scharfrichter sie entkleidete, da sie nicht gewohnt sey, zu dergleichen Diensten Männerhände zu gebrauchen. Nachdem sie noch gebetet hatte, bot sie ihren Hals dar, ohne die mindeste Furcht zu zeigen. Erst auf den zweiten Streich fiel ihr Haupt, das der Scharfrichter von dem Blutgerüste herab zeigte, als den Kopf einer Verbrecherin. Dies war das tragische Ende einer der schönsten Fürstinnen Europa's, die fast die Hälfte ihrer Lebenszeit im Gefängnisse geschmachtet hatte. Außer ihrem einzigen Sohne, dem nachmaligen König von England, Jacob I., hinterließ sie von ihrem dritten Gemahl, Bothwell, eine Tochter, die in Notre-Dame von Soissons Nonne wurde. Ihre Anhänglichkeit an der katholischen Religion und ihre Rechte auf den englischen Thron waren in Elisabeths Augen ihre Hauptverbrechen. Ihre Schönheit, ihre Talente, der Schutz, den sie den Wissenschaften angedeihen ließ, der Erfolg, womit sie selbst sich ihnen widmete, ihre Festigkeit in ihren letzten Augenblicken, ihre Frömmigkeit haben über ihre Fehler einen Schleier

gezogen, und die Nachwelt bedauert nur ihr Unglück. — Die Urtheile der Geſchichtſchreiber über Maria Stuart ſind ſehr verſchieden. Der Schotte Buchanan, der Lehrer Jacobs I., ſchildert ſie ſehr ſchlecht. In zu vortheilhaftem Lichte haben dagegen katholiſche Schriftſteller ſie aufgeſtellt. Am unparteiiſchſten ſcheinen de Thou und Hume, aus denen vorſtehende Erzählung entnommen, ſie beurtheilt zu haben. Eine gut geſchriebene Schutzſchrift für ſie iſt: Mary Queen of Scotland vindicated by J. Whitaker. London 1787. 3 Vol. Dieſes Werk iſt vorzüglich gegen Robertſon gerichtet. Es werden darin, unter andern, die der Maria zugeſchriebenen Briefe an Bothwell für untergeſchoben erklärt. — Die beſte hiſtoriſche Darſtellung ihres Lebens und Charakters iſt von Gentz (in dem bey Vieweg in Braunſchweig herauskommenden Taſchenbuch (Jahrg. 1799). — Ueber die dramatiſche Benutzung dieſes Stoffs, namentlich von Schiller, ſiehe die Kupfererklärungen zum Taſchenbuche Minerva J. 1813.

Maria von Medicis, die Tochter Franz II. von Medicis, Großherzogs von Toscana, geboren zu Florenz 1573, wurde 1600 an Heinrich IV., König von Frankreich, vermählt. Nach Heinrichs Tode trat ſie 1610 als Regentin an die Spitze des Königreichs. Der Duc d'Epernon hatte das Parlament gezwungen, ihr die Regentſchaft zu ertheilen, ein Recht, das bisher nur die Generalſtände gehabt hatten. Maria, zugleich Regentin und Vormünderin ihres minderjährigen Sohnes, Ludwigs XIII., verabſchiedete den großen Sully und ließ ſich von italieniſchen und ſpaniſchen Günſtlingen leiten. Der Staat verlor ſein Anſehn von außen und wurde im Innern von den mächtigen Großen zerrüttet. Ein im J. 1614 geſchloßner Vertrag bewilligte den Mißvergnügten alles, was ſie foderten; dennoch erwachte der Parteigeiſt bald aufs neue, da man allgemein mit dem Betragen Mariens unzufrieden war, die ſich ganz dem Marſchall d'Ancre und ſeiner Gemahlin Galigai, den unverſchämteſten Günſtlingen, die je einen Thron umgaben, hingab. Der Tod des Marſchalls, der auf Befehl Ludwigs XIII. ermordet wurde, erſtickte den Bürgerkrieg. Maria wurde nach Blois verwieſen, von wo ſie nach Angoulême ging. Richelieu, damals Biſchof von Luçon und ſpäter Cardinal, verſöhnte 1619 die Mutter und den Sohn. Aber Maria, unzufrieden mit der Nichtvollziehung des Vertrags, entzündete einen neuen Krieg, mußte ſich aber bald unterwerfen. Nach dem Tode des Connetabels de Luynes, ihres Verfolgers, ſtand ſie an der Spitze des Staatsraths. Um ihr beginnendes Anſehn zu befeſtigen, führte ſie Richelieu, ihren Günſtling und Oberintendanten, in denſelben ein. Kaum aber hatte der Cardinal den Gipfel der Größe erreicht, als er ſeiner Wohlthäterin zeigte, daß er nicht mehr von ihr abhange. Dieſe verſäumte nichts, ihn wieder zu ſtürzen, und als Ludwig XIII. zu Lyon gefährlich krank geworden, entriß ſie ihm das Verſprechen, den Cardinal zu entfernen. Um ſich dieſem Verſprechen zu entziehn, ſuchte der König nach ſeiner Geneſung beyde zu verſöhnen. Maria war nicht zu bewegen. Dieſe Hartnäckigkeit mißfiel dem König, welcher einwilligte, ſie aufzuopfern. Es wurde ein geheimer Staatsrath gehalten, deſſen Seele der Cardinal war. Dieſer zeigte in einer langen, aber nicht wohl abgefaßten Rede, daß entweder die Königin oder er entfernt werden müſſe; dann ſprach er von den Gefahren, welche dem Staate von außen und innen drohten, und wußte dem Könige ſo bange zu machen, daß ſich dieſer ohne die Stütze ſeines erſten Miniſters für verloren hielt. Alle, die der Berathſchlagung bei-

wohnten, beſtärkten theils aus Schmeichelei, theils aus Furcht den König in ſeiner Meinung, welcher auch um ſo feſter darin beharrte, da der Cardinal ihm vorgeſpiegelt hatte, daß ſeine Mutter ihren zweiten Sohn Gaſton auf den Thron heben wolle. Demzufolge wurde ihr im Jahr 1631 das Schloß zu Compiegne zum Aufenthaltsorte angewieſen, alle ihre Freunde und Anhänger aber exilirt oder in die Baſtille geſetzt. Sie fühlte bald, daß ſie zu Compiegne in einer wahren Gefangenſchaft lebe, entfloh noch in demſelben Jahre nach Brüſſel, foderte mehreremale vom Parlament Gerechtigkeit, und ſtarb 1642 in großer Dürftigkeit zu Cöln. — Paris verdankt ihr das prächtige Palais Luxemburg, ſchöne Waſſerleitungen, und die öffentliche Promenade Cours-la-Reine. — Das Mißgeſchick dieſer Fürſtin entſprang aus ihrem eiferſüchtigen, hartnäckigen und ehrgeizigen Charakter. Sie war unter Heinrich IV. nicht glücklicher geweſen, als unter Ludwig XIII. Die Liebſchaften ihres Gemahls verurſachten ihr den größten Kummer, und die Eiferſucht führte oft die heftigſten Scenen herbei. Mit einer unbegränzten Leidenſchaftlichkeit verband ſie alle Schwächen des Weibes. Sie war ehrgeizig aus Eitelkeit, vertrauend aus Mangel an Einſicht, rachſüchtig aus Eigenſinn und geizte mehr nach Anſehn als nach Macht. — Ihre Lebensgeſchichte iſt 1774 zu Paris in 3 Bänden erſchienen.

Maria Thereſia, ſ. Thereſia (Maria).

Maria Antoinette, ſ. Antoinette (Maria).

Mariana (Juan), ein berühmter ſpaniſcher Geſchichtſchreiber, geboren zu Talavera im Jahr 1536. Er widmete ſich früh dem geiſtlichen Stande und trat in den Jeſuitenorden. Seine Studien vollendete er auf der berühmten Univerſität zu Alcala; hier erwarb er jenen reinen Geſchmack, jene Beredſamkeit und Genauigkeit, welche man vorzüglich in ſeinen Schriften wahrnimmt. Dieſe Eigenſchaften befeſtigten ſich in ihm durch den Beſuch der Schulen mehrerer ausgezeichneten Gelehrten, unter andern des P. Cyprian de Huerga, eines beſonders in den orientaliſchen Sprachen ſehr bewanderten Ciſterzienſers. Mariana ging ſodann auf Reiſen und lehrte die Theologie mit Auszeichnung in Rom, Sicilien und Paris. Da jedoch die Beſchaffenheit der Luft in letzterer Stadt, noch mehr aber der anhaltende Fleiß, womit er ſeinen Geſchäften oblag, ſeine Geſundheit erſchütterten, kehrte er 1574 nach Spanien zurück, und nahm ſeine Wohnung in dem Jeſuitencollegium zu Toledo, nachdem er dreizehn Jahre ſeines Lebens dem öffentlichen Unterricht im Auslande gewidmet hatte. Er ſchrieb jetzt ſeine Historia de rebus Hispaniae, ein Werk, wie es ſeinem Vaterlande noch fehlte. Er verfaßte es in lateiniſcher Sprache, damit der Ruf von den Großthaten ſeiner Nation allen Völkern bekannt werden möchte. Die erſte Ausgabe, Toledo 1592, enthält 20 Bücher, zu denen er in den beiden folgenden Ausgaben noch 10 Bücher hinzufügte. Die günſtige Aufnahme, die ſein Werk allgemein fand, die wiederholten Aufforderungen ſeiner Freunde, die Furcht vor einer fremden ſchlechten Ueberſetzung, alle dieſe Rückſichten bewogen Mariana, ſein Werk ſelbſt ins Spaniſche zu überſetzen. Vier Ausgaben der Ueberſetzung erſchienen bey Lebzeiten des Verfaſſers, jede mit neuen Veränderungen, Zuſätzen und Berichtigungen. Mariana's übrige Schriften ſind 1. ſeine berühmte Abhandlung De rege et regis institutione, welche elf Jahre nach ihrer Erſcheinung als aufrühreriſch von dem Parlament zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde, und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten

zuzog. Mariana behauptete in diesem Werke, daß es erlaubt sey, sich eines Tyrannen zu entledigen. Die Originalausgabe dieses Buchs ist sehr selten geworden. 2. De ponderibus et mensuris; 3. Sieben Abhandlungen, welche zusammen in einem Foliobande 1609 in Cöln erschienen sind. Die letzten Lebensjahre widmete Mariana seinen Scholien über das alte und neue Testament, deren Beendigung Krankheit und Altersschwäche verhinderten. Dennoch ließ er sie 1610 zu Madrid drucken. Er starb 1623 zu Toledo in einem Alter von 87 Jahren.

Marie Louise Leopoldine Caroline, Erzherzogin von Oesterreich, auf Lebenszeit Herzogin von Parma, älteste Tochter des Kaisers Franz I. aus zweiter Ehe mit Maria Theresia, Tochter des Königs Ferdinand von Neapel, geb. d. 12 Dec. 1791, vermählt zu Paris mit dem Kaiser Napoleon d. 1. Apr. 1810. Man empfing sie in Frankreich mit den glänzendsten Festen, und diese Verbindung schien Napoleons Glück und den Continentalfrieden zu befestigen. Ihr Gemahl führte sie gleichsam im Triumph durch die Provinzen seines Reichs; aller Orten empfing sie Bewunderung und Verehrung, ein schützender Genius schien sogar die Flammen in Schwarzenbergs Ballsaale von ihr abgewandt zu haben, und schon am Ende des Jahrs verkündete Napoleon seinen Völkern, daß Maria Louise den ersehnten Thronerben gebähren würde. Am 20. März 1811 gebar Maria Louise einen Sohn, dem Napoleon schon vor der Geburt den Titel König von Rom ertheilt hatte. Welche Zukunft schien die Wiege dieses Kindes zu umstrahlen! Der Hofstaat der Kaiserin wurde nun noch glänzender als zuvor; er zählte allein 26 Pallastdamen u. s. f. — Im folgenden Jahre begleitete Maria Louise ihren Gemahl nach Dresden, von wo sie mit ihren kaiserlichen Aeltern die geliebte Heimath besuchte. Dann kehrte sie nach Paris zurück, wo unter den sich drängenden Siegsberichten von der großen Armee ihr Mallets verfehlter Contre-Revolutionsversuch und die Erscheinung des 29. Bulletins die ersten ängstlichen Augenblicke verursachten. Doch als Napoleon selbst erschien, war alle Furcht verschwunden. Vor seiner Abreise zu dem neuen Kampfe ernannte er seine Gemahlin zur Regentin des Reichs, jedoch unter vielen Beschränkungen. Sie erfüllte ihre Pflichten mit gewissenhafter Treue, wovon die Reden, welche sie in der großen Rathsversammlung nach der unglücklichen Schlacht bei Leipzig hielt, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois d. 7. April 1814, Beweise sind. In dem Unglück ihres Gemahls kann man ihr das Lob eines edlen, würdigen Betragens nicht versagen. Sie mußte mit ihrem Sohne Paris den 29. März 1814 verlassen, und begab sich auf Befehl ihres Gemahls d. 1. Apr. nach Blois. Hierauf wollten sie Joseph und Hieronymus zwingen, ihnen jenseit der Loire zu folgen; allein sie weigerte sich. Am 8. Apr. brachte ihr der Graf von Schuwalow von allen Ereignissen Kunde. Ihr Gemahl war abgesetzt, und hatte den 11. April abgedankt. Sie selbst verfügte sich nach Orleans, und von hier in Begleitung des Fürsten Esterhazy d. 12. Apr. nach Rambouillet, von wo sie d. 16. Apr. zu Klein Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung hatte, die ihren Entschluß bestimmte. Ihrem Gemahl zu folgen, ward ihr nicht vergönnt. Sie begab sich mit ihrem Sohne durch die Schweiz im Mai nach Schönbrunn, und übernahm den 17. März 1816 die Regierung der ihr im Vertrage zu Fontainebleau (d. 11. Apr. 1814) zugesicherten Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla. Den 20. Apr. 1816 hielt sie ihren Einzug

in Parma. Im Mai 1816 erklärte sie sich zur Großmeisterin des von ihr gestifteten constantinischen St. Georgenordens. Da Spanien sich weigerte, der Wiener Congreßacte beizutreten, so ward endlich den 28. Juni 1817 zu Paris von Oesterreich, Rußland, Frankreich, Spanien, England und Preußen eine Uebereinkunft geschlossen, nach welcher die Herzogthümer Parma, Placenza und Guastalla nach dem Tod der Erzherzogin Marie Louise, (die jetzt den Titel Kaiserin nicht mehr führt, sondern nur J. Majestät heißt) an die Infantin Marie Louise, ehemalige Königin von Hetrurien (gegenwärtig Regentin von Lucca), und ihre männlichen Nachkommen zurückfallen, Lucca aber alsdann an Toscana kommen wird. Oesterreich behielt jedoch die am linken Poufer vom lombardischen Königreiche eingeschlossenen parmesanischen Bezirke, so wie das Besatzungsrecht in der Festung Placenza. Napoleons und Marie Louisens Sohn, der bisherige Erbprinz von Parma, heißt im Staatscalender nicht mehr Napoleon, sondern blos Franz Carl Joseph. Er erhält nach demselben Vertrage, wenn seine Mutter stirbt, und Parma an das Haus Bourbon zurückfällt, die Apanage-Herrschaft des Großherzogs Ferdinand von Toscana in Böhmen, deren Einkünfte auf 1,200,000 Gld. geschätzt werden. Im J. 1818 ertheilte Kaiser Franz diesem Prinzen, seinem Enkel, den Titel Herzog von Reichstadt (Stadt, Schloß und Herrschaft in Böhmen), mit dem Prädicate Durchl. und mit dem ersten Range nach den Prinzen des Erzhauses Oesterreich. Als sein Vater im März 1815 von Elba nach Paris zurückgekehrt war, sollte der Prinz von Schönbrunn, wo er damals unter der besondern Aufsicht der aus Frankreich mitgekommenen Gräfin Montesquiou stand, entführt werden. Auch hatte die Kaiserin Marie Louise Briefe von ihrem Gemahl erhalten, die sie einluden, mit ihrem Sohne nach Frankreich zu kommen; allein diese Briefe blieben unbeantwortet, und jene von dem Sohne der Gräfin Montesquiou vorbereitete Entführung des Prinzen ward im Augenblick der Ausführung, am 19. März 1815, entdeckt. Der Prinz wurde darauf in die Hofburg nach Wien überbracht und deutscher Aufsicht übergeben; doch schon am 29. Mai gab man ihn seiner Mutter wieder. Als sie nach Parma ging, blieb der Prinz in Wien zurück, wo er ganz von Deutschen umgeben ist. Der Kaiser hat den Herrn von Collin zu seinem Lehrer und Erzieher ernannt. Der Prinz zeigt glückliche Anlagen, und ist der Gegenstand eben so großer Theilnahme als Besorgniß. K.

Marie Louise (Königin von Spanien), Herzogs Philipp von Parma Tochter, geb. d. 9. Dec. 1751, ward mit Carl IV. wider dessen Willen, auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, vermählt d. 4. Sept. 1765. Sie war eine kluge, höchstgewandte und ihrem Gemahle an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie es dahin zu bringen, den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der anfänglich sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen und selbst die spanische Etikette so zu mildern, daß sie sich dem Könige zu jeder Zeit nahen durfte. Von allem, was in Staatsangelegenheiten vorging, war sie bald gut unterrichtet; oft wohnte sie der Ausfertigung geheimer Staatsacten im geheimen Rathe bei und nicht selten mußten die Minister Beförderungsdecrete, welche zur Unterschrift schon bereit lagen, zurücknehmen, wenn sie einen Andern ernannt wissen wollte. Sie war nämlich klug genug, ihre Günstlinge nur von solchen Seiten zu empfehlen, die den König am meisten einnahmen, und auch dann erst sich öffentlich zu dem Empfohlnen

hinzuneigen, wenn Carl IV. ihm schon seine Gunst geschenkt hatte, und sie also nur dem Befehle ihres Gemahls und ihres Gebieters Gehorsam zu leisten schien, wenn sie den von ihm Begnadigten gleichfalls auszeichnete. Auf diesem Wege erhielt sie völlige Herrschaft über ihren Gemahl und schon als Prinzessin von Asturien hatte sie eine Intrigue mit dem ältern Godoy. Allein dieser mußte auf Befehl des Königs Carl III., der das Liebesverhältniß seiner Schwiegertochter entdeckte, Madrid verlaßen. Bald kam jedoch in die offne Stelle sein jüngerer Bruder Don Manuel Godoy, damals Leibgardist, ein schöner Mann und trefflicher Guitarrenspieler (S. Alcudia). Maria Louise wußte ihre neue Liebe dem scharfsichtigen Schwiegervater zu verhehlen und den Don Manuel bei ihrem Gemahle dergestalt in Gunst zu setzen, daß er bald dessen erster Liebling wurde. Nachdem also Carl IV. den Thron seines Vaters bestiegen, rückte Godoy schnell von einer Stufe der Macht zur andern. Maria Louise und der 1795 zum Fürsten de la Paz erhobene Godoy regierten Spanien unumschränkt; ihr beiderseitiges Streben ging darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand beim alten Könige verdächtig zu machen. Aus diesen Hofcabalen, an welchen unläugbar Maria Louise aus unnatürlichem Widerwillen gegen ihren eignen Sohn thätigen Antheil nahm, entspann sich der Proceß vom Escorial vom 29. October 1807, wobey der alte König seinen Sohn und Thronfolger des Verbrechens beleidigter Majestät und projectirter Empörung öffentlich anklagte. Doch wurde dieser Handel, weil Maria Louise und ihr Liebling des Volks Stimme fürchteten, beigelegt und der Prinz welcher auf Godoy's dringende Vorstellung einen demüthigen Brief an Vater und Mutter geschrieben, zu Gnaden angenommen (s. d. Art. Ferdinand VII.). Doch bald nachher d. 18 März 1808 brach die Revolution von Aranjuez aus. Carl IV. dankte ab; sein Sohn bestieg den Thron, und schien entschlossen, seiner Mutter Auffuhrung einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Maria Louise hatte jetzt, da Godoy verhaftet und der wildesten Volkswuth Preis gegeben war, keinen andern Rückweg, als sich dem Kaiser Napoleon und seinem Oberfeldherrn, Joachim Murat, der schon mit beträchtlicher Heeresmacht nach Madrid vorgerückt war, in die Arme zu werfen. Carl IV. mußte daher ins geheim (21. März) gegen seine Thronentsagung protestiren, und durch Murats Adjutanten, Demouthion, wurde jene Correspondenz mit Murat geführt, die ein ewiger Schandfleck fur Maria Louise bleiben wird, indem sie in einem eigenhändig am 18 März geschriebenen Briefe ihren Sohn beschuldigte, er habe ein sehr schlechtes Herz, sey blutdürstig und habe Vater und Mutter nie geliebt, während sie in den zärtlichsten Ausdrücken für den geliebten Godoy Schutz erflehte. Murat wußte mit Gewalt den Liebling der Königin aus den Händen seiner Feinde zu retten. Carl IV., Maria Louise und Godoy erschienen, von französischen Truppen escortirt, sämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, als Ankläger Ferdinands VII., und die schändliche Intrigue, wobey Duroc ein thätiger Mitgehülfe war, entwickelte sich also, daß Ferdinand durch Todesdrohung zur feierlichen Entsagung des spanischen Throns zu Gunsten der Verfügung Napoleons gezwungen und als Gefangner nach Valençay abgeführt, Carl IV., Maria Louise, Godoy und die Königin von Etrurien aber mit königlichem Pompe nach Frankreich geführt wurden. Anfangs lebten sie in Compiegne, dann zu Marseille und zu Nizza. Von hier reis'ten sie nach Rom,

wo Maria Louiſe zu Anfang des Jahrs 1819 ſtarb. (S. auch den Art. Carl IV.) zz.

Marienbad in Böhmen, das neben Töplitz, Carlsbad und Franzensbrunn einen Rang zu behaupten ſucht, liegt bei dem Stifte Tepl unweit Carlsbad, in einer nicht beſonders angenehmen waldigen Gegend. Obſchon die vielen Quellen längſt ſchon als mineraliſch gekannt und auch beſucht waren, ſo fand dies doch nur bei den Landleuten der Nachbarſchaft Statt. Seit dem Jahre 1781 war der Abt des Stifts zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, und verwendete ſeit dieſer Zeit mehreres zur Emporbringung und Verſchönerung des Bades. Jezt quellen alſo an dem Abhange eines Granitberges die Heilwaſſer von Carlsbad, Töplitz, Pyrmont ꝛc. an einer Stelle nachbarlich vereinigt hervor. Der Salz- oder Kreuzbrunnen, der gewöhnlich getrunken wird, hat nach Bramms Analyſe in 1 Wiener Commercialpfunde: Schwefelſaures Natrum 14,76 Gr., kohlenſaure Kalkerde 6,72 Gr., kohlenſaures Natrum 5,48 Gr., kohlenſaure Talkerde 3,53 Gr., ſalzſaures Natrum 3,22 Gr., Kieſelerde 1,27 Gr., Eiſenoxyd 0,23 Gr., Extractivſtoff 0,42 Gr., Thonerde 0,22 Gr., und in 100 Kub. Z. Waſſer 139,15 K. Z. kohlenſaures Gas. Dieſes Waſſer iſt folglich ein kaltes Carlsbader Sprudelwaſſer. Nur 200 Schritte davon quellen die Stahlbrunnen hervor, deren Miſchung der des Driburger und Pyrmonter Waſſers gleich iſt. Der Ambroſianer Brunnen enthält: Kohlenſaure Kalkerde 1,84 Gr., ſchwefelſaures Natrum 0,77 Gr., kohlenſaure Talkerde 0,68 Gr., kohlenſaures Natrum 0,56 Gr., Kieſelerde 0,53 Gr., ſalzſaures Natrum 0,46 Gr., Eiſenoxyd 0,44 Gr., Extractivſtoff 0,25 Gr., Thonerde 0,68 Gr., und in 100 Kub. Z. Waſſer 134,10 K. Z. kohlenſaures Gas. — Ebenfalls nicht weit davon ſprudelt aus ſumpfigem Torfgrund das Marienbad in unzähligen Quellen. Es ſammelt ſich in einem 11 Klafter langen und 3½ Klftr. breiten viereckigen Behältniſſe. Was nur dieſem auf 1½ Elle tief von lebenden kleinern Thieren, z. B. Mäuſen, Vögeln, Hühnern ꝛc. nahe kommt, wird ſchnell von dem aufſteigenden Gaſe getödtet. Es enthält dies Waſſer an Beſtandtheilen: Schwefelſauren Kalk 0,72 Gr., ſchwefelſaures Natrum 0,60 Gr., Kieſelerde 0.40 Gr., Extractivſtoff 0,23 Gr., Eiſenoxyd 0,05 Gr., Schwefel 0,04 Gr., und in 100 K. Z. Waſſer 80 K. Z. kohlenſaures und geſchwefeltes Waſſerſtoffgas. Vorzüglich nüzlich iſt es in äußerlichen Geſchwüren, Hautausſchlägen, in kalten örtlichen Geſchwülſten, topiſch zugezogener Schwäche, in chroniſchen, gichtiſchen und rheumatiſchen Geſchwüren, in Hemmung der monatlichen Reinigung, und den daraus entſtehenden Krämpfen, in kolikähnlichen Schmerzen des Unterleibes, in Verſtopfungen der Eingeweide, Lähmungen ꝛc. Aus dieſem Brunnen wird das Waſſer in die 17 wohl eingerichteten Zimmer des nahen Badehauſes geleitet, wo man durch Ziehen der Hähne kaltes und warmes Waſſer haben kann. Der Abt Reitenberger hat bereits viel dafür gethan, und allerhand Anlagen geſchaffen, die dem ganzen ſehr förderlich ſeyn werden. Wie viele bereits geneſen ſind, beweiſen die Menge von Krücken, welche man zum Dank in der Ortskapelle aufgeſtellt.

Mariengroſchen, Marienguldn, Marienthaler ſind Münzen mit dem Marienbilde; erſteres eine Silber- und Rechnungsmünze in Niederſachſen und am Niederrhein, ungefähr 8 Pf. am Werthe; die zweite Münze ungefähr 13 Gr. 4 Pf. (nach dem Wiener Guldenfuß); die dritte gewöhnlich eine Gedächtnißmünze.

Mariette (Jean), Zeichner, Kupferſtecher und Buchdrucker, geſtorben zu Paris 1742 in einem Alter von 82 Jahren. Er ſtudirte die Mahlerei mit Erfolg unter ſeinem Schwager Jean-Baptiſte Corneille; aber der Rath ſeines Freundes Lebrun ließ ihn die Kupferſtecherkunſt vorziehn, in welcher er vortreffliche Arbeiten geliefert hat. — Sein Sohn Pierre-Jean, welcher 1774 in einem Alter von 80 Jahren zu Paris ſtarb, war von ſeinem Vater in der Kupferſtecherkunſt unterrichtet worden und hatte ſich auf ſeinen Reiſen durch Deutſchland und Italien vervollkommnet. Er verkaufte 1750 ſeinen Bücherverlag, kaufte ſich die Charge eines königlichen Secretärs und Kanzleicontroleurs, und beſchäftigte ſich einzig mit Vervollkommnung ſeiner Kupferſtichſammlung. Wir beſitzen von ihm: 1. Traité du cabinet du roi, Paris 1750, 2 Fol. Bde. voll gelehrter Unterſuchungen; 2. Lettres à M. de Caylus; 3. Lettres sur la fontaine de la rue de Grenelle; 4. die Beſchreibung in der Sammlung von Kupferſtichen von Cazots Gemälden, 1729, 2 Foliobände; 5. Description sommaire des statues, figures, vases etc. deſſelben Cabinets, Paris 1750, 8. 6. Description du recueil d'estampes de M. Boyer d'Aguilles. Paris 1755, Fol. — Mariette's Talente und liebenswürdiger Charakter hatten ihn in Geſchäftsverbindung und nachher in Freundſchaft mit Caylus, Barthelemy und La Borde gebracht, von denen er den Auftrag bekam, bei der Herausgabe des Recueil des peintures antiques, nach den Zeichnungen des Pietro Santo Bartoli die Aufſicht zu führen. Außerdem hat Mariette mehrere wichtige Werke, z. B. die Beſchreibung der Arbeiten bei dem Guß der reitenden Statue Ludwigs XV., herausgegeben.

Marine. Das Wort Marine wird oft überhaupt mit dem Ausdrucke Flotte gleichbedeutend gebraucht; man ſpricht von einer Handels- und einer Kriegsmarine. Vornehmlich werden unter Marine die Flotten von Kriegsſchiffen verſtanden, die gegenwärtig in Europa von mehrern Mächten ausſchließlich zum Kriege gehalten werden. Ihr Urſprung datirt ſich im Allgemeinen von der Entdeckung von Amerika und der Auffindung des Seewegs nach Oſtindien. Hatten gleich ſchon vorher die Staaten Europa's Kriege zur See geführt, ſo hatten ſie doch noch keine ausſchließlich zu dieſem Endzwecke beſtimmten Flotten unterhalten; man bediente ſich gewöhnlicher Handelsſchiffe, die man für den Augenblick bewaffnete. So beſtanden die erſten Flotten der Spanier und Portugieſen, mit denen ſie die entfernten Meere befuhren, aus Handelsſchiffen, die zugleich zum Kriege gerüſtet waren. England und Holland waren es, die zuerſt eine eigene Kriegsmarine in Europa errichteten; ein Beiſpiel, das die übrigen ſeefahrenden Staaten nachahmten. Die engliſche Marine, vom Anfange an eine königliche, entſtand ſchon unter Heinrich VIII., ward aber erſt unter Eliſabeth von Wichtigkeit, während die holländiſche ſich in dem Kriege mit Spanien bildete und ſeit der directen Fahrt nach Oſtindien einen nicht unwichtigen Zuwachs durch die Seemacht der oſtindiſchen und übrigen großen Compagnien erhielt. In der Folge erhielt die Seemacht, jemehr ſich das Mercantilſyſtem über Europa verbreitete, eine immer ſteigende Wichtigkeit. Durch Colbert trat auch Frankreich in kurzer Zeit als eine neue furchtbare Seemacht auf, die auf dem Wege, eine entſchiedene Superiorität zu erlangen, nur durch den Seeſieg der Britten bei la Hogue im Jahr 1692 gebrochen ward, und in der Folge nie wieder auf eine gleiche Stufe der Macht ſich erhob. Der Zeitraum Ludwigs XIV. war es zugleich,

der die politische Wichtigkeit der Seemächte als solcher dauernd begründete. Im Anfange des 18. Jahrhunderts ward zugleich Rußland im Norden von Europa, wo bisher Schweden bei dem Verfalle der Hanse einen beinahe unbestrittenen Principat zur See geübt hatte, als Seemacht wichtig; Peter errang mit selbstgebauter Flotte die Herrschaft der Ostsee. Doch blieben die Seemächte England und Holland fortdauernd die ersten in Europa, bis seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, vorzüglich seit der Epoche des siebenjährigen Kriegs, das rüstige England eine allmählig immer entschiednere Superiorität über seine alten Nebenbuhler, die Holländer, errang, die durch alle folgende Kriege befestigt und durch den französischen Revolutionskrieg vollendet, England in unsern Tagen zur herrschenden Seemacht in Europa gemacht hat. — Um überhaupt eine beträchtliche Kriegsmarine halten zu können, wird vorausgesetzt, daß ein Staat eine ausgedehnte Handelsschifffahrt besitze und, was davon größtentheils abhängt, sich die zur Erbauung und Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Materialien leicht verschaffen könne. Die erste dieser Bedingungen setzt ihn allein in den Stand, zu jeder Zeit viele und, worauf es hier vorzüglich ankommt, geübte Seeleute zu haben. So lange daher ein Staat größtentheils nur Passivhandel treibt, wie z. B. Rußland, werden auch alle seine Versuche, eine Seemacht zu werden, nur theilweise Erfolge haben können. Die zweite unerläßlich nothwendige Bedingung hängt theils von ausgedehnten Handelsverbindungen, theils und vorzüglich von der geographischen Lage des Landes ab. In beiden Rücksichten besitzt England unläugbar große Vorzüge vor den übrigen europäischen Staaten. Was den Nutzen einer Seemacht betrifft, so gewährt dieselbe, so wie der Gewinn von Seeschlachten, mehr einen negativen als positiven Vortheil. Eine tüchtige Seemacht dient zum Schutze des Handels und der Colonien, ungleich weniger aber zu Eroberungen; gewonnene Seeschlachten mögen drohende Gefahren abwenden, werden aber nicht leicht zu wichtigen positiven Resultaten führen. Schon hieraus ergiebt sich, daß ein Principat der Seemächte nie die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit der Nationen des Continents von Europa so gefährden könne, wie dies von einer vorherrschenden Continentalmacht zu fürchten ist. Cz.

Marini oder Marino (Giambattista), war 1569 unter dem schönen Himmel Neapels geboren. Dem Willen seines Vaters zuwider, der ihn zu einem Juristen bilden wollte, folgte er seiner Neigung zur Dichtkunst. Er verkaufte seine juristischen Bücher, um sich Gedichte anzuschaffen, und ward selbst seiner Liebhaberei nicht untreu, als sein erzürnter Vater ihm sein Haus verbot und ihm jede Unterstützung versagte: denn er hatte sich durch mehrere Arbeiten bereits so vortheilhaft bekannt gemacht, daß er wegen seines Fortkommens unbesorgt war. Es fanden sich auch bald Bewunderer seiner Talente, die seine Liebe zu den Musen nährten. Der Herzog Bovino gab ihm eine Wohnung in seinem Palast, und bald nachher nahm ihn der Prinz von Conca, Großadmiral des Reichs, in seine Dienste. Hier lernte er Torquato Tasso kennen, der sich in der letzten Periode seines Lebens zu Neapel aufhielt. Der Umgang mit diesem großen Dichter war für seine Bildung nicht ohne Vortheile, so sehr auch Unglück bereits dessen Geist abgestumpft hatte. Er hatte sich verschiedne Jahre in dieser Lage befunden, als eine jugendliche Unbesonnenheit ihn ins Gefängniß brachte. Obwohl seine Freunde ihn bald wieder befreiten, verließ er doch Neapel und ging nach Rom, wo er in dem

Cardinal Pietro Aldobrandini einen Beschützer fand. Im Gefolge dessen kam er nach Turin, wo er sich durch ein schmeichelhaftes Gedicht auf den Herzog von Savoyen, unter dem Titel: il ritratto, eine günstige Aufnahme zu verschaffen wußte. Unter andern Beweisen, die ihm Carl Emanuel von seinem Wohlwollen gab, erhielt er den Orden des heiligen Mauritius und Lazarus, und den Titel eines herzoglichen Secretärs. Seine Eitelkeit und satirische Laune verwickelten ihn aber bald in allerlei verdrießliche Händel, die ihn endlich nöthigten, auch Turin zu verlassen. Er begab sich nach Paris, wohin ihn Margaretha, die geschiedne Gemahlin Heinrichs IV. eingeladen hatte. Da diese unterdeß verstorben war, fand er eine Beschützerin an Maria von Medicis, der zweiten Gemahlin dieses Königs, die ihm einen Jahrgehalt von 2000 Kronthalern aussetzte. Er bezeigte ihr seine Dankbarkeit durch ein Gedicht Il Tempio, wofür er neue Belohnungen erhielt. Die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zog ihn gegen das Ende des Jahrs 1622 nach Italien zurück. Er hielt sich erst einige Zeit zu Rom auf, wo ihn die Academia degli Umoristi zu ihrem Vorsteher ernannte, und begab sich dann nach seinem Geburtsort. Hier wählte er den schönen Hügel von Posilippo zu seinem Aufenthalt, und hoffte, seine erworbnen Güter in Ruhe zu genießen, als der Tod ihn 1625 wegraffte. Er wurde in der Kirche der Theatiner zu Neapel begraben, und die Humoristen feierten ihm Exequien, die eines Fürsten würdig waren. Marino's berühmteste Arbeit ist sein heroisches Gedicht Adone in zwanzig Gesängen, das mit eben so vielem Enthusiasmus bewundert, als bitter getadelt worden ist. Getadelt hat man Anlage und Ausführung, und manche wollüstige Gemählde, wegen deren der Adone in Italien zu den verbotenen Büchern gehörte. Ferner hat man ihm vorgeworfen, daß er, die edle Einfachheit der frühern Dichter verlassend, seine Schreibart durch Schwulst, erkünstelte und übertriebene Metaphern und überfeine Pointen und Wortspiele (sogenannte Concetti) entstellt habe. Letzterem Vorwurf liegt zum Theil Einseitigkeit und Pedantismus zum Grunde. Zwar wollen wir es nicht übernehmen, den Marino allenthalben zu rechtfertigen, geschweige denn als Muster aufzustellen, wozu nur die einfache Größe sich eignet; aber wir schätzen und bewundern oft seinen Scharfsinn, die geistreichen Spiele seines Witzes, und seine kühnen Verknüpfungen und Vergleichungen, wodurch er auch dem Alltäglichen neue Reize zu leihen weiß. Nicht sowohl er selbst, als seine Nachfolger verdienen Tadel, welche ohne Geschmack und Geist ihn zu copiren glaubten, wenn sie sich bis zum Abenteuerlichen verirrten. — Werthes hat die schönsten Stellen des Adone im Auszuge zusammengestellt. — Die übrigen Werke Marino's bestehen in einem erzählenden Gedichte, La strage degli innocenti, und einer großen Anzahl vermischter Gedichte, die theils unter dem Titel La Lira, theils unter der Ueberschrift La Zampogna verschiedentlich gedruckt sind, ferner aus Lettere grave, argute, facete und andern Sachen in Prosa und Versen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen noch seine Sonette, worunter einige zu den vorzüglichsten gehören, welche die italienische Sprache besitzt.

Marino (San), eine kleine Republik in Italien, die kleinste in Europa, im Herzogthume Urbino im Kirchenstaate, deren Gebiet aus einem sehr ungleichen Berge und einigen Anhöhen besteht, und auf 1½ Quadratmeile, eine Stadt, zwei Dörfer und 7000 Einwohner enthält. Sie soll auf folgende Art entstanden seyn. Ein Mauer-

meiſter, Marino, begab ſich auf den einſamen Berg und führte ein einſiedleriſches Leben. Er kam dadurch in den Ruf großer Heiligkeit, und die damalige Beſitzerin des Berges ſchenkte ihm denſelben. In der Folge bauten ſich mehrere Leute hier an, die nach und nach einen eignen Staat bildeten, und denſelben nach jenem Einſiedler nannten. Im J. 1100 kaufte die Republik das Schloß Pennaroſta in der Nachbarſchaft und im J. 1170 ein anderes, Caſolo. Ungefähr 290 Jahre nachher leiſtete ſie dem Papſte Pius II. Beiſtand, der ſie dafür anſehnlich beſchenkte. Damals war ſie im größten Flor. Später wurde ſie ganz unbedeutend. Im J. 1739 ſtand ſie in Gefahr, auf Veranlaſſung bürgerlicher Zwiſtigkeiten und Partheien, durch den bekannten Cardinal Alberoni, als Legaten zu Genua, ihre Freiheit zu verlieren. Aber Clemens XII. (1740) und Benedict XVI. (1748) beſtätigten ihre Freiheit wieder. Seitdem hat dieſe kleine Republik allen Veränderungen der Zeit widerſtanden, und faſt vierzehn Jahrhunderte hindurch — alſo länger als die nun untergegangene Republik Venedig — ihre alte Verfaſſung erhalten. Sie hat das Glück gehabt, ſelbſt bei Eroberern eine wohlwollende Theilnahme zu finden. Die Regierung beſteht aus einem Rathe von 300, zur Hälfte adelichen, zur Hälfte bürgerlichen Perſonen. Bei wichtigen Angelegenheiten verſammelt ſich der große Rath, wozu jede Familie eine Perſon giebt. Die vornehmſten Beamten ſind zwei Capitani, die ihr Amt ſechs Monate verwalten, und der Commiſſarius oder Civil- und Criminalrichter, der, den Capitani zugegeben, allemal ein auswärtiger Rechtsgelehrter iſt, und auf drei Jahre angenommen wird. Alle waffenfähige Mannſchaft ſteht unter einem Kriegstribun, den das Volk wählt, und der unabhängig von den Capitani iſt. Das Militär des Staats beſteht jedoch nur aus etwa 40 — 50 Mann. Die Stadt S. Marino, die ungefähr 6000 Einwohner enthält, hat, außer einigen guten Gemälden, keine Meiſterwerke der Kunſt aufzuweiſen. Aber ihre Lage und ihre ganz eigne politiſche Beſchaffenheit reizt immer die Neugier der Reiſenden. Niemand wird hier nach einem Paſſe befragt, und es iſt vielleicht der einzige Ort, wo ein Paß überflüſſig iſt. Seit undenklichen Zeiten iſt zu San Marino Niemand mit dem Tode beſtraft worden. Das Wappen der Republik iſt ein Berg, auf dem drei Caſtelle ſtehn.

Marionetten, Marionetten-Theater. Marionetten ſind eine Gattung künſtlicher Puppen, welche an verborgnen Fäden, Schnüren oder Drathen gezogen und gelenkt werden, und mit welchen man auf kleinen dazu erbauten Theatern (Marionettentheatern) Schauſpiele aufführt, indem die hinter den Couliſſen befindlichen Perſonen die Worte dazu ſprechen. Gewöhnlich ſpricht der Marionettenſpieler, der die Bewegung der Figuren leitet, auch mit veränderter Stimme den Dialog. Sie waren ſchon bei den Griechen und Römern bekannt, indem Herodot, Xenophon, Ariſtoteles u. A. ſolcher hölzernen Figuren, die durch Fäden in Bewegung geſetzt werden u. ſ. w. Erwähnung thun. Man brauchte auch öfters dergleichen, um den Kindern Schrecken einzujagen, den Pöbel aus einander zu treiben u. ſ. w. (S. Beckmanns Geſchichte der Erfindungen.) In neuern Zeiten haben die Marionettenſpiele, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden; ja man wollte ſogar die Erfindung derſelben einem Franzoſen, Brioché, einem Zahnausreißer zu Paris, in der Mitte des 17. Jahrhunderts zuſchreiben, der ſie aber nur vervollkommnet hatte. Selbſt eine Marionetten-Oper gab es 1674 zu Paris, welche vielen Beifall

fand. In mehreren großen Städten Italiens befinden sich noch gegenwärtig Marionettentheater (z. B. in Mailand das Teatro Girolamo), welche regelmäßig mit den übrigen Schaubühnen spielen und von den ersten Ständen besucht werden. Die Figuren sind hier so künstlich eingerichtet, daß die Unternehmer mit ihnen große Stücke und Opern auszuführen im Stande sind. Auch in Deutschland giebt es herumziehende Marionettentheater, die zum Theil durch ihre mechanische Fertigkeit, zum Theil durch ihre derben, aber oft ächtkomischen, aus dem Leben gegriffenen Späße selbst ein gebildetes Publicum zu ergötzen vermögen. Doch ist hier das Marionettenspiel zu einer der niedrigsten Volksbelustigungen herabgesunken; es wird von den nichtswürdigsten Landstreichern, die mit den unanständigsten Zweideutigkeiten den Beifall des großen Haufens zu erhaschen suchen, oft nur als ein Hülfsmittel gebraucht, um sich in Länder einzuschleichen, in welche ihnen sonst der Eintritt versagt seyn würde, und den Beutel des unwissenden und leichtsinnigen Pöbels zu fegen. Daher in mehreren Staaten, namentlich im Preußischen und im Dänischen, strenge Gesetze gegen die Zulassung der unbefugten Kunst- und Marionettenspieler ergangen sind.

Mariotte (Edme), Prior von St. Martin sous Beaune, wurde 1666 in die französische Akademie aufgenommen und starb den 12. Mai 1684. Er hat die Physik und Mechanik mit vielen Entdeckungen bereichert und verschiedene geschätzte Schriften herausgegeben. Er besaß ein besonderes Talent im Experimentiren, wiederholte die Versuche Pascals über die Schwere, und machte Beobachtungen, die jenem großen Genie entgangen waren. In der Hydraulik machte er eine Menge von Entdeckungen über das Maaß und den Abgang der Gewässer nach der verschiednen Höhe der Behälter. Er stellte sodann Untersuchungen über die Leitung des Wassers an, und über die Stärke, welche die Röhren haben müssen, um dem Druck zu widerstehn. Auch bestimmte er die Gesetze des Gleichgewichts flüssiger Körper. Von ihm hat der in der Lehre von der Luft allgemein angenommene Grundsatz, daß die Dichtigkeit derselben sich wie das Gewicht, das sie trägt, oder wie die zusammendrückende Kraft verhalte, den Namen das Mariottische Gesetz. Die von Ch. Wren zuerst bearbeitete Lehre vom Stoße bearbeitete er genauer und vollständiger. Seine Werke sind 1717 zu Leiden in 2 Quartbänden erschienen. Die wichtigsten derselben sind: Traité du choc des corps; Essai de physique; Traité du mouvement des eaux; Nouvelles découvertes touchant la vue; Traité du nivellement; Traité du mouvement des pendules; Expériences sur les couleurs.

Marius (Cajus). Dieser berühmte Römer war aus dem Lande der Arpiner im Gebiete der Volsker gebürtig und stammte von geringen Aeltern. Ohne seinen Geist durch wissenschaftlichen Unterricht, noch selbst seine Sitten durch Erziehung zu bilden, hielten diese ihn von Jugend auf zu harten Landarbeiten an. Aber er besaß bei einem kraftvoll entwickelten Körper viel natürlichen Verstand, Entschlossenheit und Unternehmungsgeist. Aber sein Charakter war rauh und wild, unbiegsam und ehrgeizig. Mit diesen Eigenschaften wählte er die kriegerische Laufbahn, und legte die ersten Proben seines Muthes unter Scipio dem Afrikaner vor Numantia ab. Sein Verdienst hob ihn von Stufe zu Stufe, und Scipio ahnte schon den

großen Feldherrn in ihm. Unter dem Consulat des Cäcilius Metellus und L. Aurelius Cotta bewarb er sich um das Tribunat und erhielt es auf des Metellus Verwendung. Mit welcher Energie er zu handeln gesonnen sey, zeigte er schon hier. Um die Mißbräuche beim Votiren der Comitien zu verhindern, schlug er vor, den Weg zu dem Stimmungsplatze zu verengern, und dadurch die hinaufgehenden Bürger vor dem Anbringen der Candidaten und ihrer Freunde zu sichern (lex Maria). Die Patricier, über ein Gesetz erbittert, das ihnen Eintrag that, foderten von Marius Rechenschaft vor dem Senat. Beide Consuln erklärten sich gegen ihn: er aber drohte unerschrocken, ihnen die Gewalt seines Amts zu beweisen, und gab, ohne Rücksicht, daß er dem Metellus dieses Amt verdankte, dem Lictor Befehl, den Consul ins Gefängniß zu führen. Seine Standhaftigkeit siegte und gewann ihm eben so sehr die Liebe des Volks, als die Patricier in ihm einen Feind ihres Ansehns zu hassen anfingen. Bald aber lernten sie ihn auch achten, als er gegen den Vortheil des Volks, aber zum Besten der Staatscasse, den Vorschlag des Gracchus wegen der Austheilung des Getraides an die armen Bürger milderte. Um die Aedilwürde bewarb er sich vergebens. Dagegen erhielt er im J. der Stadt 638 die Prätur. Von der Beschuldigung, daß er sich der Bestechung dabei bedient habe, wurde er freigesprochen. Er verwaltete sein Amt fast zu allgemeiner Zufriedenheit, indem er den Mangel an gelehrten Kenntnissen durch natürlichen Verstand zu ersetzen wußte. In der Proprätur von Spanien, die ihm auf das folgende Jahr ertheilt wurde, erwarb er sich ebenfalls großen Beifall. Er säuberte das Land von Straßenräubern und suchte die noch wilden Einwohner zu einem gesitteten Leben zu führen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich wieder den Angelegenheiten des Staats und verband sich durch Heirath der Julia, einer Tante des Julius Cäsar, mit dem angesehnen Geschlechte der Julier. Endlich kam die Zeit, wo ihm eine größere Laufbahn eröffnet wurde. Der Consul Q. Cäcilius Metellus nahm ihn als Legaten in den Jugurthinischen Krieg mit. Seine Tapferkeit, seine Standhaftigkeit in Ertragung aller Beschwerden, worin er sich dem gemeinsten Soldaten gleich stellte, erwarben ihm eben so sehr die Achtung des Metellus, als die Liebe des Heers. Bald aber hatte Metell Ursach, seine Wahl zu bereuen; denn Marius war undankbar genug, den Mann, der ihn aus der Dunkelheit auf die Bahn des Ruhms geführt hatte, zu verkleinern, um sich durch seinen Sturz zu heben. Die Erbitterung zwischen beiden stieg immer höher. Marius bat endlich den Metell, ihn nach Rom zurückkehren zu lassen, wo er sich um das Consulat bewerben wolle. Nicht ohne Spott griff dieser seine hochstrebenden Plane an und verweigerte ihm die Erlaubniß. Jener aber setzte dem Widerstand Ausdauer entgegen und ließ nicht ab, bis er, noch wenige Tage vor der Wahl der neuen Consuln, jenem die Erlaubniß zur Abreise abgedrungen hatte. In sechs Tagen eilte er nach Rom, und wußte theils durch Verleumdungen des Metellus, theils durch große Verheißungen von sich selbst das Volk dergestalt zu gewinnen, daß er nicht nur einmüthig zum Consul erwählt, sondern auch (ob man gleich den Metellus schon in dem Proconsulat von Numidien für das dritte Jahr bestätigt hatte) zum Oberbefehlshaber in dieser Provinz ernannt wurde. Dies geschah im J. Roms 646; sein Mitconsul war L. Cassius Longinus. Da Marius wohl einsah, daß er als ein Plebejer nicht hoffen dürfe sich die Gunst der Patricier zu erwerben, und er sein Ansehn nur

auf einen mächtigen Anhang im Volke gründen könne, trat er als ein entschiedner Gegner der Vornehmen auf; denn schon dadurch war er des Beifalls der Menge gewiß. Je heftiger seine Reden den Adel angriffen, desto mehr gewannen sie beim Volke Beifall. Er rüstete sich unverzüglich zum Kriege und versammelte ein Heer. Um bei der Abneigung der Reichen, sich anwerben zu lassen, seine Legionen vollzählig zu machen, nahm er seine Zuflucht zur letzten Bürgerclasse, den capite censis, welche man bisher nur im äußersten Nothfall gebraucht hatte und lehrte den römischen Pöbel sich durch Kriegsdienste bereichern. Mit Blitzesschnelle erschien er bei Utica und begann den Feldzug. Noch immer war der numidische Krieg nicht seinem Ende nahe. Vielmehr hatte Jugurtha an dem König von Mauritanien, Bocchus, einen neuen Bundesgenossen bekommen. Sie standen mit zwei Heeren den Römern entgegen. Marius vermied im ersten Sommer eine Hauptschlacht, bis die Unzufriedenheit der Soldaten ihn dazu nöthigte. Dann drang er auf einmal durch die numidischen Wüsten gegen Capsa, die Hauptstadt des Landes, vor, erstürmte und zerstörte sie. Erschreckt durch dieses Beispiel barbarischer Strenge, unterwarf sich alles, wohin er kam, den Römern; was widerstand, wurde mit Gewalt der Waffen gezwungen. Während Marius diesen Krieg fortsetzte, kam L. Cornelius Sylla als Quästor mit der Reiterei zur Verstärkung an, und erwarb sich schnell durch Tapferkeit, Ausdauer bei Widerwärtigkeiten und strenge Lebensweise die Freundschaft des Oberfeldherrn, der anfangs über seine Erscheinung mißvergnügt gewesen war. Nach der Eroberung von Mulucha zog Marius sich an die Meeresküste zurück, um seine Truppen in die Winterquartiere zu führen. Auf diesem Marsche griffen ihn Bocchus und Jugurtha an, und schlossen ihn, als er sich auf zwei Berge zurückgezogen und dort verschanzt hatte, ein. Die Römer schienen verloren, als Marius die vom Tanzen und Schmausen ermüdeten Feinde im ersten Schlafe überfiel und fast gänzlich aufrieb. Auf diese Niederlage versöhnte sich Bocchus mit den Römern und lieferte ihnen den Jugurtha aus; Marius aber theilte einige Länder desselben unter den Bocchus, Hiempsal II. oder Mandrestal und machte die andern zur römischen Provinz. Sylla, der die Friedensunterhandlungen betrieb, und sich auf den öffentlichen Denkmälern die Besiegung Numidiens zuschrieb, reizte dadurch die Eifersucht des Marius sehr. Dieser war noch nicht nach Rom zurückgekehrt, als er mit der freudigen Nachricht überrascht wurde, daß er zum zweitenmal zum Consul erwählt sey. Das Volk, durch die andringenden Cimbern und Teutonen geschreckt, hatte diese Wahl gegen die Gesetze durchgesetzt. Marius eilte nach Rom, wo er triumphirend einzog. Unverzüglich ging er darauf zu seinem Commando nach Gallien jenseit der Alpen ab und sein Mitconsul, C. Fulvius Fimbria, nach Oberitalien. Da aber die Cimbern und Teutonen, statt nach Italien zu gehn, nach Gallien und Spanien gegangen waren, so mußte sich Marius begnügen, seine Armee durch strenge Kriegszucht zu bilden. Das Lob, das er sich dadurch erwarb, und die fortdauernde Furcht vor den Cimbern machten, daß er hinter einander noch zum dritten- und viertenmal das Consulat erhielt. Nur nach einer scheinbaren vergeblichen Weigerung nahm er die Wahl an. Jetzt aber waren die Barbaren von ihrem Zuge nach Spanien zurückgekehrt und drohten, von zwei Seiten in Italien einzudringen. Marius nahm mit seinem Heere eine Stellung am Zusammenfluß der Rhone und Isere, während sein Mit-

conſul, Luctatius Catulus, am Fuße der noriſchen Alpen daſſelbe thun ſollte. Da die Mündung der Rhone die Paſſage der Schiffe nicht erlaubte, ſo legte er einen Canal, die bekannte Foſſa Mariana, an, durch den er das Waſſer der Rhone leitete, ſo daß er nun Lebensmittel vom Meere aus bekommen konnte. Kaum war dieſe Arbeit vollendet, als das fürchterliche Heer der Teutonen und Cimbern erſchien und ſich den Römern gegenüber lagerte. Marius blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, denn er trug Bedenken, ſo überlegnen Feinden in offnem Felde zu begegnen, und hoffte ſie durch Abſchneidung der Lebensmittel, wo nicht aufzureiben, doch zuvor zu ſchwächen. Die Barbaren aber, des Wartens überdrüſſig, beſchloſſen, ihren Marſch, ohne des römiſchen Heers zu achten, fortzuſetzen. Marius folgte ihnen und holte ſie bei Aquä Sextiä ein. Er griff zuerſt die Ambronen, und zwei Tage nachher die Teutonen an, deren er 200,000 erſchlug und 90,000 zu Gefangnen machte. Auf die Nachricht von dieſem großen Siege brachten ihm Geſandte aus Rom die Botſchaft, daß ihm ein fünftes Conſulat und die Ehre des Triumphs zuerkannt worden. Letztere wollte er nur annehmen, wenn er ſich durch Beſiegung der Cimbern ihrer würdig würde gemacht haben. Dieſen, die von der Oſtſeite in Italien eingedrungen waren, zu begegnen, vereinigte er ſich mit Luctatius. Die Cimbern, welche den Romern gegenüber gelagert, die Ankunft der Teutonen und Ambronen erwarteten, foderten durch eine Geſandtſchaft, daß man ihnen Ländereien zu Wohnplätzen anweiſen ſolle; Marius gab ihnen Nachricht von der gänzlichen Niederlage ihrer Bundesgenoſſen. Statt muthlos zu werden, ergrimmten die Barbaren nur noch mehr, und ihr König Bojorix foderte den Martus auf, Zeit und Ort zu einer entſcheidenden Schlacht zu beſtimmen. Dieſer wählte eine Ebne, Campi Raudii genannt, unweit Verona, die dem cimbriſchen Heere, das aus 300,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern beſtand, nicht erlaubte, ſich gehörig auszubreiten, und beſtimmte den dritten Tag zur Schlacht. Das Römerheer war 52,000 Mann ſtark. Obgleich Marius aus Ehrgeiz ſich ſelbſt den Hauptangriff vorbehalten hatte, ſo fügte es doch der Zufall, daß Luctatius und Sylla die eigentliche Entſcheidung bewirkten. Die Niederlage der Barbaren war vollſtändig; 150,000 blieben, 60,000 ergaben ſich, die übrigen zogen einen freiwilligen Tod der Sklaverei vor. Marius und Luctatius zogen triumphirend in Rom ein, und erſterer erbaute einen Tempel der Ehre und Tapferkeit. Seine Bewerbung um das ſechſte Conſulat konnte dem gefeierten Sieger nicht fehlſchlagen, obgleich der große Metellus Numidicus ſein Nebenbuhler war. Er verband ſich jetzt mit den vorjährigen Tribunen, Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia, und dieſe drei ſuchten alle Mittel hervor, das Volk zu gewinnen und die Patricier ihrer Vorrechte und ihrer Gewalt zu berauben. Dies geſchah beſonders durch das Geſetz, daß jede Volksverordnung fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senat beſtätigt werden ſolle. Die Senatoren mußten dies Geſetz beſchwören, und Metellus, der ſich deſſen weigerte, wurde ins Exil geſchickt. Indeß hatte Marius ſich durch ſeine Zweizüngigkeit beiden Parteien verdächtig und verhaßt gemacht, und wurde bei der neuen Conſulwahl übergangen; Saturnius und Glaucia aber kamen in einem Volksaufſtand um. Aus Verdruß über die Zurückberufung des ihm verhaßten Metellus verließ Marius Rom und ging nach Aſien, unter dem Vorwande, der Cybele dort ein Opfer zu bringen, eigentlich aber, um durch Anzette-

lung eines neuen Krieges neue Wichtigkeit zu erlangen. Mit Erstaunen fand er bei seiner Rückkehr sich fast vergessen und den Sylla in hohem Ansehn beim Volke. Dies entflammte seinen Haß, der schon jetzt einen Bürgerkrieg entzündet haben würde, wenn nicht die Consuln ihn im Keime erstickt hätten. Bald darauf brach der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem Marius als Unterfeldherr zwar einige Siege erfocht, im Ganzen aber weniger Ruhm einerntete, als man hätte erwarten sollen. Alter und Kränklichkeit hatten seine Kraft geschwächt; er legte daher seine Feldherrnstelle noch im Laufe des Kriegs nieder. Kaum war dieser gefährliche Krieg beendigt, als der Bürgerkrieg zwischen Marius und Sylla begann. Beide bewarben sich um den Oberbefehl gegen Mithridat, und da die Consuln sich auf des ruhmgekrönten Sylla Seite neigten, überfiel der Volkstribun P. Sulpitius, der dem Marius anhing, sie mit bewaffneter Hand, und trieb den Sylla aus der Stadt. Jetzt erhielt Marius das Commando und benachrichtigte davon durch Abgeordnete das Heer. Dieses aber, dem Sylla anhängend, setzte sich unter Anführung desselben nach Rom in Marsch, wo Marius an Sylla's Freunden alle Gewaltthätigkeiten ausübte. Ohne Widerstand zu finden, zog Sylla in Rom ein, aus dem Marius mit seinem Sohne geflohen war, und erklärte beide in die Acht. Dieser hatte auf seiner Flucht mit tausend Gefahren und Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Von seinem Sohne getrennt, irrte er an der Küste Italiens, von allem entblößt, umher, und war mehrmals seinen Verfolgern entgangen, als endlich ein Trupp Retter ihn aus einem Sumpfe hervorzog, in welchem er sich vor ihnen zu verbergen gehofft hatte. Sie führten ihn nackt nach Minturnä, wo der Magistrat nach einigem Bedenken beschloß, dem Befehle Sylla's und des Senats zu gehorchen. Aber der Soldat, dem die Vollziehung aufgetragen war, ließ bei des Marius Anblick und Anrede das Schwert fallen, und kehrte unverrichteter Sache zurück. Dies bewog die Minturner zum Mitleid; sie widerriefen ihr Urtheil, und brachten ihn an die Seeküste, von wo ein Schiff ihn nach Afrika hinüberführte. Er landete in dem Hafen des zerstörten Carthago, und vereinigte sich hier mit seinem Sohne, der vergebens in Numidien Hülfe gesucht hatte. Beide verlebten den Winter auf der Insel Cercina, als sie die Nachricht erhielten, daß durch Cinna die Marianische Partei wieder den Sieg in Italien gewonnen habe. Er eilte dahin zurück, lehnte die ihm angetragnen Ehren ab, und vereinigte sich mit Cinna und Sertorius. Sie beschlossen einen Angriff auf Rom, welches Octavius vertheidigte. Da es in der Stadt an Lebensmitteln und Soldaten fehlte, erbot sich der Senat gegen das Versprechen, daß kein Römer ohne Urtheil getödtet werden solle, die Thore zu öffnen. Dies geschah. Anfangs wollte Marius nicht vor Aufhebung seines Exils die Stadt betreten, und schon waren die Bürger dazu versammelt, als er mit seinem zügellosen Anhange eindrang, und ein fürchterliches Blutbad anrichtete, dem endlich Cinna und Sertorius selbst ein Ende machten. Er hatte alle zu morden befohlen, deren Begrüßungen er nicht auf gleiche Weise erwiedern würde. Alle Senatoren, die sich der Volkspartei widersetzt hatten, wurden ermordet und ihr Vermögen confiscirt. Nur wenige entkamen dem allgemeinen Blutbade. Als Cinna's Consulat zu Ende war, ernannte dieser sich und den Marius eigenmächtig zu Consuln. Marius, jetzt 70 Jahre alt, bekleidete diese Würde zum siebentenmal, aber er starb schon nach den ersten siebzehn Tagen, erschöpft von den überstandnen Beschwerden, und

niedergebeugt von den Sorgen, die des herbeieilenden Sulla Drohungen in ihm erwecken mußten. Rom freute sich des Todes seines Tyrannen, ward aber nur zu bald die Beute nicht minder ehrgeiziger Bürger.

Marivaux (Pierre Carlet de Chablain de), französischer Roman- und Theaterschriftsteller, geboren zu Paris 1688, erhielt von seinen wohlhabenden Aeltern eine sorgfältige Erziehung, die seine Talente früh entwickelte. Das Theater fesselte seinen Geschmack; da er aber im Felde der Charakterstücke nichts Neues mehr liefern zu können glaubte, widmete er sich dem Intriguenstück. Er faßte die Naivetät unwillkührlich sich verrathender Regungen glücklich auf. Feinheit ist ihm nicht abzusprechen, doch ist sie mit einer gewissen Kleinlichkeit des Geistes gepaart Charaktere weiß er eigentlich eben so wenig zu schildern als Intriguen zu ersinnen. Jenen fehlt Leben, diesen Mannichfaltigkeit. Die Verwickelung ist gewöhnlich so lose und durchsichtig, daß man ihre Auflösung schon im ersten Augenblick erwartet. Dabei ist er in seinen Motiven so einförmig und manierirt, daß die Franzosen eine eigne Benennung (marivaudage) dafür erfunden haben. Bei ihrer Erscheinung fanden Marivaux Stücke vielen Beifall, aber nur einige haben sich auf dem Theater erhalten. Sie sind gesammelt in 5 Duodezbänden 1758 erschienen. Außerdem hat Marivaux geschrieben: 1. Le spectateur françois, welcher jedoch dem englischen Zuschauer weit nachsteht; 2. Vie de Marianne, einer der besten französischen Romane, reich an interessanten Situationen, wahren Schilderungen und zarten Empfindungen, aber etwas zu wortreich (Friedr. Schulz hat diesen Roman unter dem Titel Josephe abgekürzt übersetzt); 3. Le paysan parvenu (der emporgekommene Landmann, übersetzt von Mylius), geistreich und lustig, aber eben so wenig wie der vorgenannte Roman von ihm beendigt; 4. L'Homère travesti; 5. Le philosophe indigent; 6. Pharsamon, sämmtlich von geringerm Werth. — Im Ganzen gebührt seinen guten Romanen der Vorzug vor seinen Theaterstücken. Sie drehen sich nicht, wie diese, in dem engen Kreise einer sich verbergenden Liebe; aber seine Gemählde von Leidenschaften haben mehr Zartheit als Energie, gehen oft ins Kleinliche und werden dadurch ermüdend. Seine Schreibart in den Romanen ist eben so tadelhaft wie in den Komödien, kostbar und witzelnd. — Uebrigens war Marivaux angenehm im Umgang und von großer Rechtschaffenheit, Uneigennützigkeit und Bescheidenheit. Nothleidenden half er mit der größten Aufopferung. Die Gunst der Großen suchte er nie; aber eben so wenig scheute er sich anzunehmen, was ihm das Glück darbot. Er starb zu Paris im J. 1763.

Mark, ein altdeutsches Wort, bedeutete eigentlich so viel als Erinnerungszeichen, Mahl — daher Brandmark; dann zeigte es, wie Markung, die Gränze eines Landes oder Bezirkes an. Ehemals wurde diese Benennung von den Gränzen größerer Länder gebraucht, jetzt ist sie nur noch bei kleinen Bezirken üblich, z. B. Dorfmark, Feldmark, Holzmark, die Gränze eines Dorfes, Feldes, Gehölzes. In jenem weitern Sinne hießen die Gränzprovinzen des deutschen Reichs, welche gegen die Angriffe der Wenden, Ungarn und anderer feindlichen Nachbarn in Vertheidigungsstand gesetzt und durch Markgrafen (s. d. Art.) befehligt wurden, Marken, Markgrafthümer, z. B. Meißen, Lausitz, Brandenburg, Mähren, Steiermark ꝛc. Vorzugsweise und ohne Beisatz führt den Namen Mark eine Grafschaft im westphälischen Kreise, welche gegen Norden an das Fürstenthum Münster, gegen Osten an das Herzogthum

Westphalen und gegen Süden und Westen an das Herzogthum Berg gränzt. Sie hat einen Flächeninhalt von 31 Quadratmeilen und wird durch die Ruhr in den Hellweg, den größern nördlichen, und in das Sauerland, den kleinern südlichen Theil, getheilt. Jener ist äußerst fruchtbar, hat auch starken Getraidebau und Viehzucht; dieser ist rauh, felsicht, und wenig fruchtbar, hat aber viele Eisenerze und vorzüglich einen großen Vorrath sehr guter Steinkohlen, welche bei den vielen Manufacturen desto willkommner sind, da es wenig Holz giebt. Die Manufacturen im Sauerlande, welche Metallwaaren aller Art liefern, ernähren über 5000 Menschen. Im J. 1801 betrug die Einwohnerzahl 138,000, deren größter Theil Lutherisch ist; die Einkünfte schätzte man auf 400,000 Thaler. Die gemeinschaftliche clevisch-märkische Regierung befand sich zu Cleve, nachher zu Münster, die Kriegs- und Domainenkammer aber zu Hamm. Die Grafschaft Mark fiel aus der jülichschen Erbschaft an Churbrandenburg; der große Churfürst versprach den Einwohnern, daß sie stets bei seinem Hause bleiben sollten. Seitdem befand sich das Land sehr glücklich und als 1805 und 6 verschiedne Ländertausche Statt fanden, erinnerten die getreuen Einwohner, besorgt, daß ihnen ein gleiches Schicksal bevorstehe, Friedrich Wilhelm III. an das Wort seines großen Ahnherrn, der dasselbe auch feierlich bestätigte. Nur die eiserne Nothwendigkeit konnte ihm im Tilsiter Frieden die Abtretung der Grafschaft Mark abnöthigen. Sie wurde zum Großherzogthum Berg geschlagen und machte den beträchtlichsten Theil des Ruhrdepartements aus, bis sie 1813 von den Preußen wieder in Besitz genommen und nachher zur Provinz Westphalen geschlagen wurde.

Mark heißt in der Physiologie einmal die fettige Substanz, welche sich inwendig in den Knochen befindet und durch die allenthalben in derselben eindringenden Arterien abgesetzt wird; dann aber auch das zellichte Gewebe, welches man bei Gewächsen in der Mitte des Stamms und der Aeste antrifft. Dieses Pflanzenmark verbreitet sich auch noch durch andre Theile der Gewächse, und hat mit dem zellichten Gewebe der Rinde die größte Aehnlichkeit. Es besteht aus den feinsten Fäserchen der Gewächse, die nach allen Richtungen durch einander laufen und so ein feines Gewebe bilden, in welchem sich sehr kleine Höhlen oder Zwischenräume befinden. Diese Höhlen erscheinen nicht nur in verschiednen Pflanzen, sondern auch in den verschiednen Theilen derselben Pflanzen in veränderter Gestalt. Mit dem zellichten Gewebe der Rinde steht das eigentliche Mark in Verbindung. Bei Bäumen dringt es durch das Holz in den Splint, und macht einen Theil des netzförmigen Gewebes der Rinde selbst aus. Es verbreitet sich bis in die Blätter und Blüthen und endigt sich gleichsam im Saamen, mit welchem die Pflanze ihre äußersten Markspitzen abwirft. Das Mark scheint der wesentlichste Theil der Gewächse zu seyn, der zum Wachsthume unentbehrlich ist. Vermindert es sich, so wird auch das Wachsthum geschwächt, und wenn die Pflanze oder ein Theil derselben abstirbt, so verschwindet das Mark gänzlich. Wegen seiner zellichten Bildung ist das Mark zur Einsaugung und Bewegung des Nahrungsstoffes der Vegetabilien ganz besonders eingerichtet. Wenn die Gefäße ohne Mark wären, so würde auch die Ernährung nicht von Statten gehn; dies erhellt, wenn sich das Mark zusammenzieht und an den innern Wänden der Gefäße anlegt; das Wachsthum der Pflanze ist sodann zu Ende. Die Halme des Getraides bilden zur Zeit der Reife leere Röhren. Bei den Bäumen ver-

liert sich das Mark in den innern Holzringen und wird hart. Seine Fasern vereinigen sich genauer mit einander, und dadurch werden die Holzringe nicht nur fester, sondern auch enger mit einander verbunden, während das Mark in den äußern Ringen noch seine Dienste thut, bis der Baum gänzlich abstirbt.

Mark heißt auch ein Gewicht, womit besonders Gold und Silber gewogen werden. Die Mark Gold wird in 24 Karat (s. d. Art.) eingetheilt. Die Mark Silber in 16 Loth, das Loth in 6 Gran. In frühern Zeiten machte eine Mark Silber 8 Unzen, und eine Unze 1 Thaler. Im 14ten Jahrhundert aber änderte sich die Rechnung, und eine Mark löthigen Silbers oder die löthige Mark betrug nur 3 Gulden. Gegenwärtig beträgt die feine Cölnische Mark 13 Thlr. 8 Gr. sächsisch oder 14 Thlr. preußisch. Feine Mark nennt man reines Gold oder Silber, das nicht mit unedlern Metallen vermischt ist. Dann ist Mark auch eine Metall- oder Rechnungsmünze, jedoch von verschiedenem Werth. Die Mark Banco beträgt 11 Gr. 4 Pf., eine Mark dänisch 4 Gr. 8 Pf.; ein Mark Courant 9 Gr. 4 Pf., eine Mark lübisch 8 Gr., jetzt aber über 9 Gr. oder 41 Kreuzer Reichsgeld. Die englische Mark ist $\frac{2}{3}$ Pfund Sterling. Eine Mark löthigen Goldes macht 36 Ducaten. Vergl. Almarco.

Markbriefe (franz. lettres de marque) sind eigentlich Erlaubnißscheine, welche die Seemächte beim Ausbruche eines Kriegs ihren Unterthanen ertheilen, Repressalien gegen die Kauffahrer der feindlichen Macht zu gebrauchen, und dieselben wegzunehmen. (S. auch den Art. Caper.)

Marketender, ein Mann, der den Soldaten im Felde Lebensmittel verkauft. Die Benennung kommt wahrscheinlich von dem italienischen Worte Mercatante, ein Handelsmann, her.

Marketerie s. Marqueterie.

Markgraf (marchio) war ursprünglich ein Befehlshaber an der Gränze (Mark) oder in einem Gränzlande, um solches gegen Auswärtige zu beschützen. Obgleich schon zu Carls des Großen Zeiten Marken und Markgrafen vorkommen, so gab es deren in Deutschland doch erst im 10ten Jahrhundert durch Kaiser Heinrich I. Eigentlicher Weise standen sie unmittelbar unter den deutschen Königen und Kaisern und nicht unter den Herzogen, zu deren Land die ihnen anvertraute Gränze gehörte; doch gab es auch Markgrafen, die von Herzogen abhingen. Insgemein wurden solche Herren zu Markgrafen bestellt, die selbst in den ihnen zur Beschützung übergebnen Districten ansehnliche eigenthümliche Güter hatten. Nach und nach wurde die markgräfliche Stelle erblich und endlich reichsfürstlich, so daß ein Markgraf in Ansehung seiner Würde über dem Grafen und unter dem Herzoge stand, und einen Fürsten eines Landes bedeutete, welches ehedem eine Mark gewesen war.

Markig, im Franz. moelleux, nennt man in der Mahlerei das Fließende in den Umrissen, das Sanfte in den Strichen; ein markiges Colorit dasjenige, in welchem die fetten und wohlverschmolznen Farben die Frische und Zartheit des Fleisches nach Beschaffenheit des Alters und Geschlechts ausdrücken; im Gegensatz des Harten, Trocknen. Einen markigen Pinsel nennt man denjenigen, welcher die Farben wohl in einander vertreibt.

Markland (Jeremiah), Mitglied des Collegiums St. Peter zu Cambridge, dessen Senior er zuletzt wurde, und einer der berühm-

testen englischen Kritiker. Er war 1693 geboren, erhielt seinen Unterricht zu Cambridge, bekleidete nie ein Amt, da er es vorzog, in gelehrter Muße zu leben, und starb, nachdem er lange an der Gicht gelitten hatte, im Jahr 1776. Als Kritiker verband er tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer glücklichen Combinationsgabe. Im J. 1728 erschien von ihm eine Ausgabe des Statius, worin er gegen 500 Stellen durch scharfsinnige Conjecturen herstellte. Ferner sind von ihm anzuführen: Lysiae Oratt. 1763, 4; Max. Tyrii Dissertatt. 1740, 4.; Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et all. loca illustr. 1723, 8.; De Graecorum quintâ declinatione etc.; Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus. 1745 8., welchen eine Dissertation angehängt ist, worin er die Echtheit von vier Ciceronianischen Reden mit vielem Scharfsinn angreift. Im J. 1763 gab er sehr schätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides heraus. Außerdem hat er Antheil an der Ausgabe des Lysias und Demosthenes von Taylor, an der Ausgabe des Hippolyt von Musgrave und des Sophokles von Bowyer.

Markomannen, eine der vornehmsten altdeutschen Völkerschaften, deren Name so viel als Gränzvolk bedeutet. Sie wohnten seit Cäsars Tode zwischen der Donau und dem Rhein. Nachdem die Römer Noricum und Pannonien erobert hatten und den Markomannen durch ihre Nachbarschaft zu gefährlich wurden, zogen sich diese vom Rhein weg, und bemächtigten sich unter ihrem berühmten König Maroboduus (Marbod) des einst so mächtigen Reichs der Bojer im heutigen Böhmen, Bojenheim von den Deutschen genannt. Die Markomannen wurden von Zeit zu Zeit durch neue Ankömmlinge aus den innern Ländern verstärkt; Maroboduus aber vereinigte bald eine Menge Völker mit List und Gewalt und machte sich zum Oberhaupt eines den Römern äußerst gefährlichen Völkerbundes, der 70,000 Mann wohl disciplinirter Truppen ins Feld stellte. Die Römer wurden durch einen Aufstand der Pannonier gehindert, ihn anzugreifen, daher schloß Tiberius im sechsten Jahre nach Chr. einen Vergleich mit ihm; später aber schlugen ihn die Cherusker unter Hermann im J. 19 nach Chr., und er floh nach Italien. Gleiches Schicksal hatte sein Nachfolger, der Gothe Catualda. Beide flüchteten zu den Römern, welche ihnen Ravenna und Aquileja zum Wohnort anwiesen, ihre Begleiter aber in Ober-Ungarn unter dem Quaden Vannius sich ansiedelten. Anverwandte des Maroboduus beherrschten die Markomannen, die sich bis auf Domitian aller Feindseligkeiten gegen die Römer enthielten, obgleich dieselben von Augusta Vindelicorum bis Carnuntum keine Festungen hatten. Seitdem wagten sie Einfälle in das römische Gebiet. Trajan und Hadrian hielten sie in Schranken; unter Aurelius brachen sie gegen Pannonien ein, und nur nach einem langen Kampfe wichen sie über die Donau zurück und schlossen Frieden. Sie hielten ihn aber nur so lange, als man ihnen ihre Jahrgelder zahlte, oder Rom einen entschloßnen Regenten hatte; sonst verheerten sie Noricum und Rhätien, und drangen selbst durch die Alpenpässe. Unter Aurelian setzten sie ganz Italien in Schrecken. Diese Angriffe dauerten im dritten und vierten Jahrhundert fort. Aber im fünften hörten sie auf und der Name der Markomannen verschwand. Die Völkerwanderung, die immer neue Völker in diese Gegenden vordrängte, brachte die Namen der alten Bewohner in Vergessenheit. Nach der Zerrüttung der großen Monarchie des Attila finden wir in den Ländern der zeitherigen Markomannen die Ru-

gier, Heruler, Scyren, Turcilinger. Dagegen finden wir ein mächtiges Volk, die Bajoarier, in den Bergen von Noricum und Rhätien, welches Mannert aus ſehr triftigen Gründen mit den Markomannen, die von Rugiern, Longobarden u. ſ. w. gedrängt, hier einwanderten, für einerlei hält. Die Bajoarier ſind die Vorfahren der Bayern (ſ. d. Art.). Sie lebten lange als ein freies Volk unter eignen Fürſten, die ſich Könige nannten. Theuderich, der Oſtgothen König, ſtand mit ihnen im Bunde. Aber mit dem oſtgothiſchen Reiche ſank auch ihr Anſehn, bis die Franken ſie unterwarfen, und endlich ihr letzter Herzog, wie ihre Könige jetzt hießen, mit Namen Thaſſilo, gezwungen wurde, ſich in ein Kloſter zurückzuziehn. Sie gehörten ſeitdem zum fränkiſchen Reiche.

Markſcheide heißt im Bergbau ein gewiſſes Merkmal, womit man die Orte bezeichnet, wo die Gänge und darauf gemutheten Fundgruben einer Zeche aufhören; um ſie von angränzenden Grubengebäuden einer andern Zeche abzuſondern, auch dieſer Ort ſelbſt. Dieſer Ort wird am Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde, gewöhnlich durch einen Lochſtein, in der Grube aber oder unter der Erde durch ein Zeichen, welches in das feſte Geſtein eingeſchlagen wird, und auch die Markſcheideſtufe heißt (gewöhnlich †) bezeichnet.

Markſcheidekunſt (Geometria subterranea) nennt man die Anwendung der Geometrie und Trigonometrie auf den Bergbau, oder die Kunſt, die Grubengänge auf der Oberfläche richtig zu beſtimmen und zu bezeichnen. Ihre Benennung iſt unſtreitig aus den altdeutſchen Worten Mark oder Mar (Gränze) und ſcheiden (theilen) entſtanden. Sie iſt eine dem Bergmann unentbehrliche Kunſt und von dieſem auch zuerſt erfunden worden. So wie viele andre nützliche Künſte dem Deutſchen ihre Entſtehung verdanken, ſo iſt dies auch hier der Fall. Das erſte Werk über Bergbau, worin auch dieſe Kunſt abgehandelt wird, erſchien 1556 von G. Agricola in lateiniſcher Sprache. Am vollſtändigſten ſchrieb jedoch über dieſe Kunſt zuerſt N. Voigtel 1686. Seit dem hat ſie ſich ſo wie die Bergbaukunde überhaupt, ſehr ausgebildet und vervollkommnet. BC.

Marlborough (John Churchill, Herzog von). geb. 1650 zu Aſh in Devonſhire, einer der größten brittiſchen Feldherren und Staatsmänner, erwarb ſich ſchon in einem Alter von 12 Jahren die Gunſt des Herzogs von York. In ſeinem 16. Jahre machte ihn dieſer zum Fähndrich. Die erſte kriegeriſche Unternehmung, der er beiwohnte, war die Entſetzung von Tanger, welches die Mohren belagerten. Im J. 1672 zeichnete er ſich unter dem Herzog von Monmouth im niederländiſchen Kriege, vorzüglich bei Nimwegen, aus, und bei der Eroberung von Maſtricht erwarb er ſich ſo glänzenden Ruhm, daß ihm der König von Frankreich im Angeſicht der Armee für ſeine Tapferkeit dankte. Er ward Oberſter und beſorgte für den Herzog von York mehrere wichtige Aufträge in Flandern und Schottland. Als dieſer 1685 unter dem Namen Jacob II. den engliſchen Thron beſtieg, ſchickte er den Baron Churchill als Botſchafter nach Frankreich. Dies hinderte ihn nicht, gleich nach der Landung des Prinzen von Oranien 1688 zu dieſem überzugehn, auch riß er Jacobs II. Tochter Anna, über die er ſchon damals durch ſeine Gemahlin viele Gewalt hatte, mit ſich fort, daß ſie auf ihres Schwagers Seite trat. Wilhelm III. erkannte Churchills große Fähigkei-

ten und Diensteifer; daher ernannte er ihn zum Generallieutenant, 1689 zum Mitgliede des Geheimenraths und zum Grafen von Marlborough. Im J. 1690 zwang er, als Befehlshaber der Armee von Irland, die starken Besatzungen von York und Kinsale zur Uebergabe. Allen seine Thaten machten den Neid rege und Wilhelm wurde so sehr gegen den Helden eingenommen, daß er ihm alle seine Stellen nahm, und ihn als eines Majestätsverbrechens verdächtig in den Tower setzen ließ. Doch mußte er, da sich kein Beweis gegen ihn fand, wieder in Freiheit gesetzt werden. Erst nach dem Tode seiner Gemahlin, der Königin Marie (1694), fand Wilhelm III. es rathsam, die einzige Schwester derselben, Anna, als künftige Thronerbin mit Güte zu behandeln, und wandte daher auch ihrem Freunde Marlborough seine Gnade wieder zu. Er rief ihn an den Hof zurück, und ernannte ihn 1698, unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken, zum Gouverneur des Sohnes der Prinzessin Anna, des Herzogs von Gloucester. Hierauf machte er ihn zum Lordrichter von England, 1701 zum General den Infanterie, zum obersten Anführer der englischen Macht in Holland, und zum außerordentlichen Gesandten im Haag. Als Anna 1702 den Thron bestieg, ertheilte sie ihm den Hosendandorden, und bestätigte ihn in allen seinen Würden. Er und seine Gemahlin bemächtigten sich jetzt ganz des Vertrauens der Königin; und mit ihnen verbanden sich ihre Schwiegersöhne, der Großschatzmeister, Lord Godolphin, und der Staatssecretär, Lord Sunderland. Marlboroughs Talente wurden bereits so allgemein anerkannt, daß alle Alliirte Englands ihre Truppen seinem Befehl unterordneten. In dem Feldzuge von 1702 mußten die Franzosen, die seit einem Jahrhundert immer siegreich gewesen, vor Marlborough fliehn, und ihm ihre Festungen überlassen. Im nächsten Jahre eroberte er Bonn, und endigte den flandrischen Feldzug. Im J. 1703 marschirte er nach Deutschland, um den Churfürsten von Bayern zu hindern, sich auf den deutschen Kaiserthron zu setzen. Da kam es bei Donauwerth mit den Franzosen und Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher die Engländer und Oesterreicher siegten. Im August 1704 vereinigte sich Marlborough mit dem Prinzen Eugen, und beide siegten den 13ten August in der großen Schlacht bei Höchstädt oder Blenheim, bei welchem Dorfe Marlborough den Marschall Tallard und 12,000 Franzosen gefangen nahm. Der Feind verlor über 40,000 Mann, 121 Standarten und 179 Fahnen; das deutsche Reich war gerettet und ganz Bayern erobert. Nachdem hierauf Marlborough die Franzosen über den Rhein zurückzugehn gezwungen hatte, reiste er nach Berlin und legte durch eine kurze Unterhandlung die Streitigkeiten zwischen dem Könige von Preußen und den Holländern bei. Dann ging er nach London, wo er mit dem glänzendsten Jubel empfangen und zum Herzog von Marlborough erhoben wurde. Aber schon im März 1705 eilte er wieder nach Holland und führte mehrere wichtige Unternehmungen aus. Im Herbste machte er eine Reise an die Höfe von Wien, Berlin und Hannover. Kaiser Joseph I. belohnte seine Verdienste durch Ertheilung des Fürstenthums Mindelheim. In den folgenden Jahren erfocht er die wichtigen Siege 1706 bei Romillies und 1709 bei Malplaquet (S. d. Art.) Aber unterdessen verlor seine Gemahlin Sara durch ihren unerträglichen Stolz alle Liebe der Monarchin; sie beleidigte die von ihr selbst bei der Königin eingeführte Hofdame, Elisabeth Masham, welche bald die Gunst der Monarchin ausschließend gewann. Zugleich wandte sich die Neigung

des Volks von den Whigs zu den Torys. Die Königin ernannte aus den lezteren ein neues Miniſterium, und das Volk wählte lauter Torys für das neue Unterhaus. Beide wollten den Frieden. Dadurch wurden die Whigs geſtürzt, welche auf Fortſetzung des Kriegs drangen und zu welchen Marlborough vorzüglich gehörte, dem alle Vorſchläge Ludwigs XIV. nicht genügten. Die Königin Anna willigte in einen Separatfrieden, der 1713 zu Utrecht zu Stande kam. Marlborough wurde ſchon 1712 aller ſeiner Stellen entſetzt, der Unterſchlagung von Geldern und andrer Verbrechen beſchuldigt, und wählte ein freiwilliges Exil. Erſt nach Annens Tode 1714 kehrte er in ſein Vaterland zurück, bekam von Georg I. alle ſeine Aemter wieder, ſtarb aber ſchon 1722 zu Windſorledge im 73. J. ſeines Lebens. Graf Cheſterfield ſagt treffend über Marlborough: Er glänzte nicht durch blendenden Witz und überraſchende Ideen; aber an geſundem Urtheil und eindringendem Scharfſinn übertraf ihn niemand. Mit der glücklichſten Geſichtsbildung vereinigte er in allem, was er that, eine unwiderſtehliche Anmuth. Mit dieſer Unterhandlungskunſt gelang es ihm, alle Mächte in dem großen Bunde für den Hauptzweck zu gewinnen, ſo verſchieden übrigens ihre beſondern Zwecke und ſo mißtrauiſch ihre eignen Anſichten waren. Wurde ein Hof wankend oder gleichgültig gegen den Bundeszweck, ſo wußte Marlborough ihn ſogleich durch ſeine Perſönlichkeit und Ueberredungskraft zurückzubringen. In ſeiner Staatskunſt leiteten ihn ganz die Liebe zu ſeinem Vaterlande, der Haß gegen Ludwig XIV., der keine Verträge achtete und daher gänzlich geſchwächt werden mußte, und der eigne Ruhm. Doch war dieſer große aber eitle Feldherr nicht frei von Habſucht und Eigennutz. Die engliſche Nation ließ ihm in dem ihm wegen ſeines Sieges bei Blenheim geſchenkten Flecken Woodſtock den Palaſt Blenheim-Houſe erbauen. Auf der Ebene daſelbſt ſteht ein Obelisk mit einer Bildſäule des Herzogs. Die beſten Nachrichten über ſein Leben hat William Cove aus Familienpapieren und andern Quellen herausgegeben, unter dem Titel: Memoirs of John Duke of Marlborough, with his original correspondance. Lond. 1818. 4. I. Vol. mit Kupfern und Karten.

Marly, ehmals mit dem Beinamen le Roi (nachher Marly la Machine genannt), ein franzöſiſches prächtiges Luſtſchloß und Flecken von 320 Feuerſtellen und 1227 Einwohnern an der Seine, mitten in einem Luſtwalde, eine franzöſiſche Meile von Verſailles. Man bewunderte daſelbſt die Waſſermaſchine, mittelſt welcher das Waſſer nach Verſailles geleitet wurde. Ludwig XV. ließ Marly mit großen Unkoſten ausbeſſern. Während der Revolution war das künſtliche Werk faſt gänzlich verfallen, man hat es aber in neuern Zeiten durch eine weniger zuſammengeſetzte Maſchinerie wieder in brauchbaren Stand geſetzt.

Marmont (Vieſſe de), Herzog von Raguſa, Marſchall von Frankreich, geb. um das J. 1770, ſtammt aus einer adelichen Familie und empfing eine gute Erziehung. Man widmete ihn dem Artilleriedienſt. Er diente in der Armee von Italien, als Bonaparte ihn zu einem ſeiner General-Adjutanten wählte. Muth und Einſicht erwarben ihm das Vertrauen des Oberbefehlshabers, deſſen oft ſchwierige Aufträge er mit vollzog. Er war noch Bataillonschef, als er 1796 nach Paris geſandt wurde, um dem Directorium 22 den Oeſterreichern unter Wurmſer abgenommene Fahnen zu übergeben. Zur Zeit der Gründung der italieniſchen Republik überbrachte er die

Beschlüsse Bonaparte's dem Congreß von Reggio. Auch befand er sich bei der Expedition gegen Rom. Nach dem Frieden von Campo Formio kehrte er nach Paris zurück, und verheirathete sich mit der einzigen Tochter des durch Reichthum und Rechtschaffenheit gleich ausgezeichneten Banquiers Peregaux. Als Bonaparte nach Aegypten ging, folgte ihm Marmont. Bei der Einnahme von Malta commandirte er eine der gelandeten Colonnen, schlug die Malteser zurück, erbeutete die Ordensfahne, und ward dafür zum Brigadegeneral ernannt. Bei dem Angriff auf Alexandria und auf dem Marsch nach Cairo leistete er wesentliche Dienste. Zur Zeit der Expedition nach Syrien löste er den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab. Er hatte hier nicht nur die Vertheidigung der Küsten gegen jeden Landungsversuch der Türken, sondern auch die Correspondenz mit Frankreich und ins geheim die Vorbereitungen zur etwanigen Abreise Bonaparte's zu besorgen. Letzterer Auftrag ist ein Beweis der großen Vertraulichkeit, die damals zwischen Beiden Statt fand. Nachdem er mit Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, beförderte er aufs thätigste die Revolution vom 18ten Brumaire. Er erhielt vom ersten Consul das Commando der Militärschule, ward zum Staatsrath für das Kriegsdepartement und zum Divisionsgeneral ernannt und erhielt den Oberbefehl der Artillerie bei der Reservearmee, die zur Wiedereroberung Italiens bestimmt war, sich bei Dijon versammelte und zu Anfang Mais 1800 zu Gent eintraf. Bei dem Uebergang über den Bernhard entwickelte er eben so viel Kenntnisse als Entschlossenheit. Er leitete den höchst beschwerlichen Transport des Geschützes und der Munition über diesen Berg, befand sich allenthalben, wo die Schwierigkeiten am größten waren, persönlich, und führte glücklich eine der außerordentlichsten Unternehmungen in der neuern Kriegsgeschichte aus. In der Schlacht von Marengo und in dem ganzen Feldzug bewies er sich gleich thätig. Darauf wurde er General-Inspector der Artillerie und General en Chef der Armee von Holland. Von jetzt an zeigte sich eine große Veränderung in seinem Charakter. Stolz und übermüthig, als einer der reichsten und von dem ersten Consul am meisten begünstigten Feldherren, machte er sich seinen Soldaten eben so sehr als den Holländern verhaßt, welche froh waren, als er 1805 zur großen Armee berufen wurde, um das zweite Corps zu befehligen. Er nahm an den Begebenheiten von Ulm Theil. Während der Schlacht bei Austerlitz sollte er in Steyermark die Armee des Erzherzogs Carl im Rücken beunruhigen. Nach dem Frieden wurde er zum Herzog von Ragusa ernannt. Er blieb mit seinem Corps in Oberitalien stehn. Beim Ausbruch des Kriegs im Jahre 1809 stand er in Dalmatien, und schien verloren, als die Unfälle bei Regensburg den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug zwangen. Er konnte sich hierauf mit der italienischen Armee vereinigen, mit welcher er siegreich gegen die Donau vordrang. In der Schlacht von Wagram befand er sich mit seinem Corps im Centrum. Nach Massena's Rückzug aus Portugal wurde ihm an dessen Stelle der Oberbefehl übertragen. Seine Vereinigung mit Soult nöthigte Wellington, die Belagerung von Badajoz aufzugeben, aber die Franzosen vermochten nicht, ihre Vortheile zu verfolgen. Selbst als Marmont sich mit Dorsenne unter den Mauern von Ciudad Rodrigo vereinigt hatte, wagte er nicht, den Engländern eine Schlacht anzubieten, die sich in der Folge freiwillig zurückzogen. Als später Wellington wieder vorrückte, kam es am 22sten Juli 1812 zu einer blu-

tigen Schlacht bei Salamanca, welche Marmont, der selbst verwundet wurde, verlor. Er war noch nicht ganz wieder hergestellt, als er 1813 zur Armee nach Deutschland berufen wurde, wo er sich bei Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig auszeichnete. Als endlich die feindlichen Armeen immer weiter in Frankreich vordrangen, wurden Marmont und Mortier den 25sten März 1814 bei la Fere Champenoise, mit einem Verluste von 8000 Mann und 100 Kanonen, von Schwarzenberg und Blücher gänzlich geschlagen, Napoleon aber dadurch von Paris abgeschnitten, welches Marmont und Mortier, nachdem ihr Corps von 40,000 Mann bei Bondy auseinander gesprengt worden war, den 30sten mit Capitulation übergaben. Hierauf zog er sich hinter die Seine zurück, nahm den 3ten April 1814 Schwarzenbergs Vorschläge an, und trennte sich, unter der Bedingung, daß die Alliirten Napoleon im Falle seiner Gefangennehmung anständig behandeln möchten, mit seinem 12,000 Mann starken Corps von Napoleon. Er war einer der ersten, die sich für Ludwig XVIII. erklärten, der ihm das Commando einer Compagnie Garde du Corps gab, und ihn zum Pair von Frankreich machte. Während Napoleons Usurpation 1815 folgte er dem Könige nach Gent, und ward nach dessen Rückkehr Präsident des Wahlcollegiums des Côte-d'or-Departements. Napoleon hatte ihn damals des Verraths von Paris beschuldigt, wogegen er sich eben so bündig als nachdrucksvoll vertheidigte. Indeß verlor er bei der Armee viel von seinem Ansehn. Ludwig XVIII. setzte viel Vertrauen in seine Rechtlichkeit und sandte ihn daher im J. 1817 nach Lyon, um die dasigen Vorfälle zu untersuchen. Die Ultras hatten nämlich Unruhen, die sie zuvor selbst angestiftet, mit grausamer Strenge unterdrückt. Marmont deckte in einem Briefe an den Herzog von Richelieu das ungerechte und übereilte Verfahren der Behörden auf, (s. d. Art. Lyon [Unruhen zu] im J. 1817) fiel deßhalb bei Hofe in Ungnade und mußte sich auf sein Landgut begeben; ward aber im J. 1818 wieder zurückberufen und von Ludwig XVIII. mit Güte empfangen.

Marmontel (Jean François), einer der classischen Schriftsteller der Franzosen, Mitglied der Akademie française, war 1719 zu Bort in Limousin geboren. „Ich habe das Glück gehabt," sagt er, „an einem Orte geboren zu werden, wo die Ungleichheit des Ranges und Vermögens nicht fühlbar war. Ein kleines Eigenthum, einige Industrie oder ein kleiner Handel war der Nahrungszweig fast aller Bewohner. Daher wurde der Muth, die Freiheit des Charakters, durch keine Art von Demüthigung unterdrückt. Ich kann sagen, daß ich während meiner Kindheit, obgleich ich in der Dunkelheit geboren worden, nur meines Gleichen gekannt habe, daher vielleicht etwas Undienliches, das ich in meinem Charakter behalten habe, und das selbst Vernunft und Alter nie gehörig gemildert haben." Sein Vater war ein Schneider und besaß ein Landhaus. Hier verlebte Marmontel seine Kindheit, und lernte die Natur lieb gewinnen. Seine glücklichen Anlagen bewogen seine Aeltern, um einen Freitisch für ihn anzuhalten, den sie auch auf dem Collegium von Toulouse erhielten. Als Jüngling zeichnete sich Marmontel durch sein bündiges Räsonnement und eine genaue Ideenfolge aus; aber er nahm dabei einen steifen und pedantischen Ton an, den der Umgang mit der Welt und sein langer Aufenthalt in der Hauptstadt nie ganz vertilgen konnten. Obgleich ihm sein erster Versuch eines Preisgedichts mißlang, fuhr er doch besonders durch Voltaire, dem

er ſeine poetiſchen Arbeiten ſendete, aufgemuntert fort, und nachdem er einige Preiſe in den Blumenſpielen (jeux floraux) von Toulouſe gewonnen und einige Zeit das Abbékleid getragen hatte, kam er 1745 nach Paris. Hier lebte er in mäßigen Glücksumſtänden, und wohnte mit einigen ebenfalls unbegüterten Schriftſtellern zuſammen, mit denen er die Einrichtung getroffen hatte, daß jeder der Reihe nach einen Tag für die gemeinſchaftlichen Ausgaben ſorgte. Voltaire's Empfehlungen führten ihn in anſehnliche Häuſer. Sein erſtes Trauerſpiel, Denis le Tyran, machte ihn als Theaterdichter bekannt. Durch Begünſtigung der Pompadour ward er Secretair bei dem Bauweſen zu Verſailles (historiographe des bâtimens du roi) mit 1500 Livres Penſion, und erhielt auf zwei Jahre das Privilegium des Mercurs. Er gewann damit 40,000 Livres. Eine ſehr luſtige Parodie einer Scene aus Cinna, worin ein Vornehmer angegriffen war, wurde ihm fälſchlich zugeſchrieben; um ihn dafür zu beſtrafen, verlor er das Privilegium und wurde auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Er hatte ſeine literariſche Laufbahn mit Tragödien und Opern eröffnet. Seine Contes moraux, die bald darauf erſchienen, erwarben ihm Ruf; er behauptete ihn durch andre Werke. Nach Duclos Tode erhielt er die Stelle eines Hiſtoriographen von Frankreich, und ward 1783 an d'Alemberts Stelle Secretär der Akademie. Bei dem Ausbruche der Revolution verlor er ſeine Stellen. Während der erſten Stürme zog er ſich auf ein Landhaus, einige Stunden von Paris, zurück, wo ſein edles und ſanftes Herz die Uebel beſeufzte, deren Zeuge er ſein mußte. Was er erworben hatte, ging ihm verloren. Seine Ehe mit einer liebenswürdigen Nichte des Abbé Morelet linderte einigermaßen ſeine Leiden und gewährte ihm Troſt in ſeiner Abgeſchiedenheit. Doch ernannte man ihn 1796 zum Mitglied des neuerrichteten Nationalinſtituts. Im Mai 1797 wurde er von dem Departement de l'Eure in den Rath der Alten gewählt, und entging glücklich den damit verbundenen Gefahren, obwohl man ihn 1798 in St. Aubain, aber nur aus Irrthum in der Perſon, auf kurze Zeit verhaftete. Nach dem 18ten Fructidor des Jahres V. wurde ſeine Wahl caſſirt; er zog ſich nach Abbeville im Departement der untern Seine zurück, und ſtarb daſelbſt 1799 unter einem Strohdach, wo er einſam, arm und vergeſſen gelebt hatte. Marmontel hat ein bedeutendes ſchriftſtelleriſches Talent in ſeinen zahlreichen Werken entwickelt, welche in 32 Bänden (in 8. und 12.) erſchienen ſind. Seine berühmteſten ſind Contes moraux, 3 Bände, welche Muſter der Erzählung, voll Anmuth und Feinheit, und daher auch vielfältig gedruckt und überſetzt (deutſch von Schütz, Leipz. 1794. 2 Bde. 8.) worden ſind; Bélisaire, zu trocken und ermüdend (dieſes Buch, in welchem er den Fürſten gute Lehren geben wollte, verwickelte ihn in Streitigkeiten mit der Sorbonne, welche ſich bei dieſer Gelgenheit lächerlich machte); Les Incas ou la destruction de l'Empire de Pérou, wenigſtens theilweiſe intereſſant und anziehend; Elémens de littérature, eins der beſten didaktiſchen Werke in der franzöſiſchen Sprache; Nouveaux contes moraux, wiewohl minder berühmt als die frühern, doch nicht ohne großes Verdienſt. Seine Poétique française, in einem trefflichen Styl geſchrieben, iſt reich an Paradoxien. Unter ſeinen hiſtoriſchen Werken iſt das ausgezeichnetſte: Régence du Duc d'Orléans (Oeuv. posth. T. V. et VI. Paris 1805.)

Marmor, jeder Kalkstein, der wegen seiner Dichte und Härte Politur annimmt. Man verarbeitete ihn daher schon zeitig zu allerhand Kunstwerken, wovon der auf der Insel Paros vorkommende Beweise giebt, indem die mehrsten Werke der antiken Bildhauerkunst, welche auf uns gekommen sind, aus diesem Marmor gearbeitet sind. Er ist weiß, wie gebleichtes Wachs und hat seines Ansehens und matten Glanzes wegen viele Vorzüge. Jetzt schätzt man den von Carrara in Italien am höchsten, weil er sich gut bearbeiten und in großen Blöcken ohne Klüfte brechen läßt. Außerdem kommen in Italien, Frankreich, Deutschland viele farbige und bunte Marmorarten vor, wie unter den italienischen der schwarzliche parangono, der bunte misto, der graue bardiglio, bigio antico, der rothaderige broccatello etc.; unter den französischen der röthlich bunte serancolin, der schwarz und weiß geaderte barbasan, der grüne campan, aus dem Bisthum Bertrand; unter den deutschen ist der von Blankenburg, (wo es auch eine Marmormühle giebt), welcher von allen Farben vorkommt, der beste. Gewöhnlich ist der weiße Marmor, welcher sich in Deutschland findet, von grobem Korn. Einfarbig grauer Marmor ist selten und theuer. Am häufigsten ist der bunte, der sich mit allerlei Farben gestreift, gefleckt, geädert, gewölkt ꝛc. in vielen Ländern und besonders auch in Deutschland findet. In vielen Marmorarten finden sich dendritische, d. i. baumartige, Zeichnungen, andere, wie der Florentiner Ruinenmarmor, zeigen mitunter Umrisse von Gebäuden, Ruinen und allerlei andre Figuren (Bildermarmor), noch andere Sorten enthalten versteinerte Seethiere, Muscheln (Muschelmarmor), auch Abdrücke von Pflanzen. Spröder Marmor ist von feinem Korn und specifisch leichter als der weiche, der, wegen besserer Bearbeitung, jenem vorgezogen wird. Fehler am Marmor sind, wenn er Knoten, oder sogenannte Nägel, Schmirgelstellen u. s. w. hat, welche schwarze Flecken bilden oder Ungleichheiten hervorbringen, welches besonders beim weißen Statt findet. In Sachsen, Coburg und Meiningen verfertigt man viele Millionen kleiner Marmor- und Steinkugeln auf besondern Mühlen, die als Ballast nach Indien gehen, und obgleich sie am Orte der Verfertigung sehr wohlfeil sind, doch einen Handelszweig für jene Gegend geben. Künstlicher Marmor wird aus Gyps bereitet. Zu dem Ende wird eisenfreier Gyps gebrannt, mit reinem Leimwasser und den beliebigen Farben zum Teige eingeknetet, an die zu überziehenden Wände angeworfen, glatt gerieben, nach dem oberflächlichen Trocknen stark genäßt und mit feinem Kalkpulver mittelst weicher Pinsel geglättet und polirt. F.

Marmorchronik (Arundelianische oder Parische), oder auch Arundelischer Marmor. Diese Chronik, das einzige Originalwerk der Art aus dem Alterthume, in der 129. Olympiade (263. nach Selden 262 v. Ch. Geb.) verfertigt, und auf eine große Marmortafel eingegraben, wurde nach den meisten Schriftstellern, die ihrer erwähnen, zu Paros (daher Parische Chronik), nach andern zu Smyrna ausgegraben. Sie umfaßte unverstümmelt einen Zeitraum von 1318 Jahren. Sie fing nämlich von Cecrops 1582 v. Chr. Geb. an und endigte 264 v. Chr. Geb. Das erhaltene, unleserliche Bruchstück reicht nur bis 354 v. Chr. Thomas, Graf Arundel (daher auch Marmora Arundeliana) erkaufte sie 1627

siehe Dufresnoy I. 195. [illegible]

und sein Enkel, Heinrich Howard, schenkte sie 1667 der Universität Oxford, wo sie sich seitdem befindet. Von Johann Selden (1628), Humphrey Prideaux (1676), M. Maittaire (1732), R. Chandler (1763 sehr prachtvoll) und Wagner (übersetzt und erläutert, nebst Bemerkungen über ihre Echtheit nach dem Englischen von Robertson und Hewlett) Göttingen 1790 herausgegeben.

Marmotte, s. Murmelthier.

Marocco, eine große Landschaft oder seit 1670 sogenanntes Kaiserthum im nordwestlichen Afrika, nach den beiden vorzüglichsten Provinzen, die dazu gehören, das Reich Fes (Fez) und Marocco genannt. Es gränzt an das mittelländische und atlantische Meer, an die Wüste Sahara, und an den Staat von Algier. Einige schätzen die Größe desselben auf 7425 Quadratmeilen, mit ohngefähr 3½ Millionen Einwohnern. Jackson nimmt auf 13,000 Quadratmeilen 15 Millionen Einwohner an. Das Land ist schön, und von der Natur begünstigt, das Clima vortrefflich, und die Fruchtbarkeit des Bodens sehr groß. Die Küsten sind zwar sandig, und daher weniger angebaut, desto fruchtbarer und angebauter aber ist das Innere des Landes. Eine große Plage sind die Heuschrecken, welche bisweilen (zuletzt im J. 1816) die Felder fürchterlich verwüsten. Die Producte, welche am häufigsten erbaut werden, sind Getraide, Oel, Mandeln, Datteln und Gummi. Die schönen und zahlreichen Schaafheerden liefern gute Wolle; es giebt viel Hornvieh, und die Pferde von Fes werden für die besten in der Barbarei gehalten. An Mineralien findet sich vorzüglich Kupfer, wovon jährlich mehrere hundert Centner ausgeführt werden, etwas Gold, auch Silber und Eisen. Die vorzüglichsten Fabrikate sind Saffian und Corduan, der besonders in den Städten Marocco (daher die französische Benennung Maroquin, s. d. Art.) und Fes bereitet wird, auch werden in der letztern Stadt seidene Zeuge verfertigt. Mit allen diesen Producten wird ein bedeutender Handel getrieben, und die Europäer führen beträchtliche Quantitäten derselben aus den maroccanischen Häfen Sale, Mogador, Larasch, Tetuan, Tanger u. a. aus. Vorzüglich werden die spanischen und französischen Küstenländer in Zeiten des Mangels mit Getraide von daher versorgt. Die Maroccaner stören diesen für sie einträglichen Handel nicht durch Capereien, wie ihre Nachbarn, die Algierer. Der jetzige Beherrscher von Marocco sucht vielmehr den Handel mit den europäischen Nationen auf alle Art zu begünstigen. Doch müssen letztre diese Gunst gewöhnlich durch jährliche Geschenke erkaufen. Der Beherrscher von Fes und Marocco (Sherif, Kaiser) regiert ganz unabhängig von dem türkischen Sultan, und völlig despotisch; die Personen und Güter seiner Unterthanen sieht er als Gegenstände an, mit denen er nach Willkühr schalten könne. Seine Einkünfte werden auf zwei Millionen Gulden angegeben; sie fließen aus der Kopfsteuer der Juden, dem Tribut einiger ihm unterwürfigen kleinen Fürsten, dem Zehnten von den Producten und dem Vermögen der Unterthanen, aus den Zöllen in den Häfen und aus den Geschenken der Europäer. Seine Armee besteht in Friedenszeiten nur aus einigen tausend Mann, kann aber im Fall eines Kriegs bis auf 100,000 Mann vermehrt werden. Seine Seemacht hat bisher blos aus 24 Fahrzeugen, darunter einige Fregatten, bestanden. So frie-

lich und geneigt der jetzige Beherrscher dieses Reichs sich bisher gegen die Europäer bewiesen, so hat er doch am Ende des Jahrs 1817 die Absicht gezeigt, in ein allgemeines Schutz- und Trutzbündniß mit den benachbarten Räuberstaaten zu treten. Nur die Pest, welche in Algier ausbrach, scheint die Verbindung gestört zu haben; auch möchten England und das Handelsinteresse die Mahomedaner von einer solchen für sie neuen politischen Idee bald abziehen. — Die Einwohner des Landes bestehen 1. aus Mauren, ursprünglich Araber (s. d. Art. Mauren); sie wohnen in den Städten und treiben Handel. 2. Arabern, die auf dem Lande in Dörfern oder Hütten wohnen. 3. Berbern (Breber, Amazig), die ältesten Bewohner des Landes. (S. d. Art. Barbareskен.) 4. Negern, die als freie Leute durch das ganze Land zerstreut sind, und einen Theil des stehenden Heeres ausmachen. 5. Juden, größtentheils aus Spanien, von Ferdinand dem Catholischen vertrieben; sie sind äußerst verachtet und gedrückt. 6. Renegaten, von Juden und Christen, vorzüglich Spanier. 7. Christen, die als Kaufleute, Künstler oder auch als Sklaven da leben. — Ueber die ältere Geschichte s. d. Art. Mauretanien und Mauren. Im J. 1557 wurde Mehemed, ein Sheiif oder angeblicher Abkömmling des Propheten Mahomet, Besitzer von Fes und Marocco, und seine Familie behauptet noch jetzt diesen Thron, um dessen Besitz jedoch sehr häufig zwischen Brüdern oder Vettern blutige Kriege, nicht ohne gewaltsame Erschütterung des Staats, geführt worden sind. Die meisten dieser Regenten waren grausame Despoten; der wildeste von allen, das Ungeheuer Mulei Ismael, starb nach einer langen Regierung 1727. Die unzähligen, oft von ihm selbst vollzognen Hinrichtungen erregen Schaudern. Seine Söhne, die gegen das Ende seiner Regierung sich wider ihn empört hatten, stritten lange um den Thron, welchen zuletzt Mulei Abdallah behauptete. Diesem folgte 1757 sein Sohn Mulei Sidi Mahomed, der gegen Frankreich, Spanien und Portugal Krieg führte, aber mit andern Mächten Verträge schloß. Er regierte nicht so despotisch wie seine Vorgänger, war wißbegierig und haushälterisch, und starb 1790. Nach seinem Tode entstanden wegen der Thronfolge neue Kriege unter seinen Söhnen. Der jetzige Kaiser Mulei Soliman folgte 1797 seinem ältern Bruder Jezid in der Regierung, und behauptete sich dabei gegen seine übrigen Brüder, die, nach der Gewohnheit des Landes, Statthalter in verschiedenen Provinzen waren. In dem Kriege, den die Türken in Aegypten gegen die Franzosen führten, gab er zu dem Heere der ersten ein Contingent, schickte aber später (1807) einen Gesandten an den kaiserl. französischen Hof zu Paris. — Marocco, die Hauptstadt und gewöhnliche Residenz des Kaisers, im 11ten Jahrh. erbaut, liegt in einer angenehmen, mit vielen Palmen bewachsenen Gegend, zwischen Gebirgsketten des Atlas, hat eine Stunde im Umfange, über 20,000 Einwohner, und ist sehr unreinlich und größtentheils schlecht gebaut. Die Nähe des Gebirges Atlas bewirkt im Sommer die größte Hitze und im Winter mehr Kälte, als in andern Theilen des Landes; man findet bisweilen das Wasser vor Aufgang der Sonne mit einer dünnen Eisrinde bedeckt. Das kaiserliche Schloß ist sehr weitläuftig, befestigt und macht eine Stadt für sich aus. Der Kaiser hält sich auch oft zu Mekines auf, einer Stadt, die in

einer schönen, fruchtbaren Ebne liegt, und 15,000 Einwohner hat. Fes, die Hauptstadt des Reiches dieses Namens, liegt am Fuße des Atlas in einem Thale, ist groß, hat 70,000 Einwohner, 50 Moscheen, eine für Afrika sehr bedeutende Bibliothek, Lehranstalten, und verschiedene Leder- und Seidenfabriken. Die Festung Ceuta (mit 7400 Einwohnern) und die festen Plätze (Presidia's) Melilla, Penon und Alhucemas, im Gebiete von Marocco gehören den Spaniern. Vgl. d. Art. Barbareskken und Feß.

Maracco, ein Schnupftabak aus maryländischen Blättern; er wird feiner gemahlen, als der Rappée, und wird zu Offenbach und Frankfurt am M. bereitet.

Maronen nennt man die italienischen eßbaren Kastanienfrüchte. Sie sind größer als die in Frankreich und Deutschland erbauten, und zeichnen sich durch angenehmern Geschmack aus. Toscana und Corsica treiben damit starken Handel. Der Kastanienbaum (Castanea vesca) ist sehr fruchtbar und kann binnen wenig Jahren sehr groß werden. Am Aetna sieht man den berühmten Castagno de cento Cavalli, dessen hohler Stamm 204 Fuß Umfang hat, und den C. der Galea von 76 Fuß.

Maroniten heißt eine Partei orientalischer Christen, deren Entstehung eine Folge der monotheletischen Streitigkeiten war. Im 7ten Jahrhundert war die Meinung, daß Christus nur mit einem Willen gewirkt habe (Monotheletismus), unter den Orientalen aufgekommen und selbst von einigen Kaisern, namentlich Heraclius, unterstützt worden. Da aber ihr letzter Beschützer, der Kaiser Philippicus Bardanes, 713 starb, wurden die Monotheleten (d. i. die, welche nach Vereinigung beider Naturen in Christo nur einen Willen annahmen) feierlich verdammt und von seinem Nachfolger Anastasius II. vertrieben. Ueberreste dieser Partei erhielten sich in den Maroniten, einer Mönchsgesellschaft in Syrien um den Berg Libanon, welche schon im 6ten Jahrhundert erwähnt wird, und von ihrem Stifter Maron diesen Namen führte. Ein gewisser Mönch, Johannes Maro oder Marum, hatte dort im 7ten Jahrh. den Monotheletismus verbreitet. Von den Melchiten oder kaiserlich gesinnten Christen gedrängt und als Rebellen behandelt, wuchsen sie in der Gegend des Gebirges Libanon, die jetzt Kesruan heißt, zu einem kriegerischen Bergvolke zusammen, das seine politische wie seine kirchliche Selbstständigkeit auch gegen die Mahomedaner tapfer zu vertheidigen wußte und sie bis jetzt unter türkischer Oberherrschaft gegen Erlegung eines Tributs, wie die Druſen, behauptet. Die politische Verfassung der Maroniten ist die eines militärischen Freistaats; von alten Gewohnheitsrechten regiert, gegen Angriffe von außen bewahrt, nähren sie sich zwischen ihren Bergen vom Ackerbau und vom Ertrage des Weinstocks und Maulbeerbaums. Gemeingeist hält sie zusammen. An Einfalt der Sitten, Frugalität und Gastfreiheit gleichen sie den alten Arabern; auch gilt unter ihnen noch die Blutrache, und zum Zeichen ihres Adels tragen sie den grünen Turban. Ihre kirchliche Verfassung erinnert sehr an die Gebräuche der alten griechischen Kirche. Seit dem 12ten Jahrhundert haben sie sich mehremale dem Papste unterworfen und an die römische Kirche angeschlossen, ohne ihre Eigenheiten aufzugeben. Endlich erlangte es Clemens XII., daß sie bei einer in ihrem Stammkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltnen Synode die

Beschlüsse der tridentinischen Kirchenversammlung annahmen. Bis dahin hatten sie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genossen, und sich dabei, wie die Griechen, säuerlichter Brote bedient; nach dieser Synode blieb ihnen noch die Priesterehe nach Art der griechischen Kirche und der Gebrauch der arabischen Landessprache beim Gottesdienste, nur die Messe wird in altsyrischer Sprache gelesen. Ihr Oberhaupt nennt sich Patriarch von Antiochien, ob er gleich im Kloster Kanobin auf dem Libanon residirt, und legt dem Papste allemal nach 10 Jahren Rechenschaft von dem Zustande der Maronitischen Kirche ab. Unter ihm stehen die Bischöfe und übrigen Kleriker, die in sieben Graden aufsteigen. In Kesruan sind über 200 Maronitische Manns- und Frauenklöster, die der angeblichen Regel des heiligen Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Zur Bildung der Kleriker besteht seit 1548 ein Maronitisches Collegium zu Rom; doch ist es bis jetzt weder durch diese Anstalt, noch durch die Sendung päpstlicher Nuntien gelungen, dieser Partei den Geist der römischen Kirche ganz einzuflößen, und sowohl die in Kesruan, als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern lebenden Maroniten sind immer bei ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da bei der alten Liturgie geblieben. E.

Marot (Clément), ein französischer Dichter, der sich besonders im Epigramm und im leichtern Liede ausgezeichnet hat. Er war 1495 zu Cahors geboren und kam früh nach Paris, wo er, wie sein Vater, Kammerdiener Franz I. und Page der Herzogin von Alençon, Margarethe von Frankreich, wurde. Er folgte 1525 dem König nach Italien, und wurde in der Schlacht von Pavia verwundet und gefangen. Nach seiner Rückkehr nach Paris kam er in den Verdacht, ein Anhänger Luthers zu seyn, mußte Gefangenschaft und Verfolgungen erdulden, floh endlich 1543 nach Genf und ging von da nach Turin, wo er 1544 starb. Marot besaß bei einem ernsten und philosophischen Aeußern eine angenehme und fruchtbare Phantasie und einen lebhaften Witz. Man hat von ihm Briefe, Elegien, Rondeaux, Balladen, Sonette und Epigramme. Alle seine Gedichte, so wie auch seine in Gesellschaft des Beza verfertigte Uebersetzung der Psalmen, die lange in den protestantischen Kirchen Frankreichs gebraucht worden ist, sind im epigrammatischen Styl abgefaßt. Natur und Naivetät sind der Charakter dieses Styls, der unter dem Namen Style Marotique eine eigene Gattung der poetischen Schreibart bei den Franzosen bildet, in der verschiedene der besten Köpfe gearbeitet haben. Seine Werke sind mit den Werken seines Vaters Jean und seines Sohnes Michel, die ebenfalls Dichter waren, zusammen erschienen. (Oeuvres à la Haye 1731. 3 Voll. 4. und 6. Voll. 12.)

Marpurg (Friedrich Wilhelm), unser erster musikalischer Literator und Tonlehrer, war 1718 zu Seehausen geboren. Er verband mit dem Studium der Wissenschaften ein gründliches Studium der Musik, welcher er seine meiste Zeit widmete, auch nachdem er 1763 die Stelle eines Kriegsraths und Lottodirectors zu Berlin erhalten hatte, welche er bis an seinen Tod 1795 bekleidete. Er war ein eben so scharfsinniger als fruchtbarer musikalischer Schriftsteller, der alle Theile der musikalischen Wissenschaften gründlich bearbeitete, besonders aber die Lehre von der Harmonie auf-

klärte. Von seinen sehr zahlreichen Schriften nennen wir seine Anleitung zum Clavierspielen in zwei Bänden, seine Abhandlung von der Fuge, seine historisch kritischen Beiträge zur Aufnahme der Musik, sein Handbuch bei dem Generalbas und der Composition, seine Anfangsgründe der theoretischen Musik, seine Anleitung zur Singecomposition, seine kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuen Musik, seine kritischen Briefe über die Tonkunst und seinen Versuch über die musikalische Temperatur. Seine Geschichte der Orgel, die ihn in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte, blieb unvollendet. Als Componist war er weniger ausgezeichnet.

Marqueterie ist eine Art der mosaischen oder musivischen Arbeit, da man mit Hölzern, die theils von Natur verschiedene Farben haben, theils mit Farben gebeizt, theils zum Schattiren an den Seiten in warmem Sand oder Kalk angelaufen oder angebrannt sind, ganze Gemählde zusammensetzt. Diese Kunst war schon den Alten bekannt und wurde theils durch Filippo Brunelleschi (s. d. Art.), theils durch Giuliano da Majano (geb. zu Neapel 1387, gest. 1457) wieder hergestellt. Letzterer verfertigte in verschiednen Kirchen Italiens mit Giusto und Minore viele von farbigem Holz eingelegte Arbeit, wobei ihn seine Schüler Guido del Servellino und Dominicus di Mariotto unterstützten. Benedetto da Majano (geb. zu Florenz 1444, gest. 1498) übertraf in der mit Holz eingelegten Arbeit alle Künstler seiner Zeit; er verfertigte Perspectiven, Laubwerk und Figuren von eingelegter Arbeit auf Möbeln, und wurde dazu selbst ins Ausland berufen. Giovanni da Verona (geb. 1469, gest. 1537) der bei Filippo Brunelleschi gelernt hatte, wurde zu Rafaels Zeit in Rom durch seine eingelegten Arbeiten von Holz berühmt. Er erfand die Kunst, dem Holze mit durchdringenden Oelen und siedendheißen Farben jede Art der Färbung zu geben, und mit diesen gefärbten Hölzern besonders Häuser, Perspective und andere Mahlereien täuschend nachzuahmen. Auch in neuern Zeiten hat man dergleichen Arbeiten ausgeführt. So wurden zu Neuwied Holztapeten für den Prinzen Carl von Lothringen verfertigt, welche den Sabinerinnenraub vorstellten.

Marquis (ital. Marchese), ist ein Titel, welchen ohne alle weitere Veränderung seiner Verhältnisse jeder von niederm Adel erhalten kann, und welcher folglich mit der Würde eines Markgrafen in deutschem Sinne nicht zu verwechseln ist. Er stand in Frankreich zwischen dem hohen und niedern Adel; in England folgte sonst der Marquis nach den Herzogen; in Italien hat der Marchese seinen Rang vor dem Grafen. Marquise heißt die Gemahlin eines Marquis; denselben Namen führt ein vor den Fenstern angebrachtes Dach von Leinwand, als Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

Marroquin, marokkanisches Leder, ist so viel als Saffian, dessen Zubereitung bei den Türken ein Geheimniß ist. Man hat jetzt auch in Deutschland viele Fabriken, welche in Marroquin allerhand niedliche Arbeiten (Chatouillen, Etuis u. s. w.) arbeiten; eben so in Marroquinpapier, welches das Ansehen des Marroquins nachahmt. Der Marroquin wird vorzüglich in Syrien, auf der Insel Cypern u. a. kleinasiatischen Orten von verschiedenen Farben bereitet.

Mars, Mavors, bei den Griechen Ares, der Gott des Krieges. Nach den älteſten Dichtern war er ein Sohn des Jupiter und der Juno, nach ſpätern der Juno allein, der wildeſte der Götter. Eigentlich iſt Mars eine pelasgiſche Gottheit, welche in Thracien urſprünglich verehrt wurde, und von da aus zu den Griechen kam. In den früheſten Zeiten war er das Symbol der Macht der Gottheit, und bei den Griechen das Symbol des Krieges, in ſo fern nur Stärke, Kühnheit und Brutalität dazu gehören; dahingegen Minerva als Kriegsgöttin das Symbol der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegsweſens verbundenen Tapferkeit iſt. In ſpätern Zeiten wird er immer menſchlicher gebildet, als Retter der Unſchuld ꝛc. Die Römer erhielten ſeinen Dienſt ſchon in den früheſten Zeiten von den Griechen. Die Stifter ihrer Stadt, Romulus und Remus, waren von ihm mit der Rhea Sylvia erzeugt worden. Außer mehrern Tempeln war ihm zu Rom auch das Marsfeld, (ſ. Märzfeld) gewidmet. Seinen Dienſt verrichteten beſondre ihm gewidmete Flamines und das Collegium der Salier (ſ. d. Art.), welche ſeinen vom Himmel gefallnen Schild (ancile) aufbewahrten. Auch war ihm der Monat März geweiht. Am 1ſten März und am 12ten October wurden ihm Feſte gefeiert. Ihm waren bei den Römern das Feuer, die Soldaten und Fechter, desgleichen auch die Pferde, die Stoßvögel, Geier, Hähne, Spechte und Wölfe heilig; auch die Suovetaurilia wurden ihm dargebracht. In Friedenszeiten nannten ſie ihn Quirinus, gradivus, der Schreitende im Kriege. Seine Gemahlin und Schweſter war bei ihnen die Bellona. Die Griechen hingegen ſchreiben ihm keine eigentliche Gemahlin zu; aber er erzeugte einige Kinder mit der Venus und verſchiednen andern Geliebten. Die Umarmung der erſtern wurde vom Helios dem Vulkan verrathen. Dieſer verfertigte ein künſtliches, überaus feines Netz, warf es über beide, die er eben auf dem Lager beiſammen fand, rief ſodann alle Götter herbei und gab die beſchämten Gefangenen dem Spotte der Olympier Preis. Venus gebar ihm die Harmonia (Eintracht). Deimos (Schreck) und Phobos (Furcht) ſind ſeine Söhne. Simonides nennt noch den Eros als einen Sohn des Mars und der Venus. — Phobos iſt ſein ſteter Kriegsgefährte; er und Deimos ſpannen ſeinen Kriegswagen an und lenken ihn im Gefechte; Enyo, die Städteverwüſterin (Bellona) und Eris wandeln im Kampfe neben ihm her. — Die Fabel erzählt verſchiedne einzelne Thaten von ihm. Im Gigantenkriege kommt er nur bei den ſpätern Dichtern vor. Nach Claudian griff er die Rieſen zuerſt an und erlegte Pelorus und Mimas. Vor dem Typhoeus mußte er aber, wie die andern Götter, fliehen, und um verborgen zu bleiben, verwandelte er ſich in einen Fiſch. Im Gefechte mit den Aloiden Otus und Ephialtes wurde er von ihnen gefangen genommen und in ein ehernes Gefängniß gelegt, wo er 13 Monate ſchmachten mußte. Die Mutter der Aloiden verrieth aber ſeinen Aufenthalt dem Hermes und dieſer befreite ihn wieder. Mit dem Hercules gerieth er zweimal in Kampf, indem er ſeinen Söhnen gegen ihn beiſtehen wollte. In dem einen Kampfe wurde der Gott ſelbſt verwundet, den andern trennte Jupiter, indem er ſeinen Blitz zwiſchen die Fechtenden ſchleuderte. Dagegen tödtete Mars den Halirrhotius, Neptuns und der Nymphe Eurote Sohn, weil er ſeiner Tochter Alcippe Gewalt anthun wollen. Neptun

verklagte ihn deshalb bei den zwölf Göttern, welche ihn auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) richteten und lossprachen. Da Mars der erste war, über den hier ein Gericht gehalten wurde, so bekam dasselbe nach ihm den Namen Areapagus. Im trojanischen Kriege stand Mars den Trojern gegen die Griechen bei. Diomedes verwundet ihn, daß er gleich zehntausend Männern schreit. Auch kämpfte er gegen die Minerva, in deren Aegide er seinen Speer schleuderte, wogegen sie ihn mit einem Steinwurfe zu Boden schmetterte, daß er sieben Hufen Landes mit seinem Körper bedeckt. Abgebildet wird Mars als ein junger männlicher Krieger in voller Rüstung, von kräftigem Körperbau, mit gedrungenem Gesicht, breiter Stirn, tiefliegenden Augen, kleinem Mund, dichtem, aber kurzem Haar. Helm, Speer, Schwert und Schild sind seine Attribute. Den Namen Mars führt auch ein Planet (s. Planeten); in der Chemie bedeutete dieser Name sonst auch das Eisen, in beiden Fällen wird er durch ♂ bezeichnet.

Mars (Demoiselle), die erste komische Schauspielerin beim Theatre Français in Paris, spielt Charakterrollen, zärtliche Liebhaberinnen, Koketten, naive Mädchen und Kammermädchen. Sie ist jetzt (1819) ungefähr 48 Jahr alt, und eine vollendete Künstlerin. Schon Kotzebue erwähnt ihrer in seinen Erinnerungen aus Paris 1804 mit vielen Lobeserhebungen, besonders als Lottchen in Les deux frères (die Versöhnung von Kotzebue) und in der Epreuve nouvelle (von Marivaux). Er nennt sie sogar „die jüngste der Grazien." Damals war jedoch ihr eigentliches Künstlerthum noch nicht zu der gediegenen Reife gelangt, als es sich Kennern seit einigen Jahren gezeigt hat. Eine völlige Auseinandersetzung ihres Spiels liegt außer unsern Gränzen, wir wollen hier nur mit einem Kenner, der sie in Rücksicht ihrer rein künstlerischen Darstellungen mit Iffland vergleicht, sagen, „daß sich bei dem Spiele der Dem. Mars auch nicht eine einzige lockere Verbindung, eine einzige, wenn noch so leise, Nuance von Mangel an Zusammenhange entdecken lasse; es herrsche vielmehr darin eine so möglichst vollkommene künstlerische Gestaltung, eine so bis in die innigsten Elemente der Darstellung dringende Einheit derselben, daß auch die scharfsinnigste Abstraction nichts Vollendeteres zu erdenken im Stande seyn möchte." Die Grandes Coquettes sind ihr Hauptfach und im Naiven und Launigen wird die Susanne in Figaro's Hochzeit als ihr Triumph genannt.

Marsch ist ein kurzes Tonstück von ernsthaftem und feierlichem Charakter, in einer geraden Tactart und einem gemäßigten Zeitmaße, welches vorzüglich zu militärischen Aufzügen bestimmt ist. Weil der Marsch nicht blos die Absicht hat, den Aufzug feierlicher zu machen, sondern auch zugleich die Gleichförmigkeit der Schritte zu erleichtern, so muß der Rhytmus dabei sehr stark markirt und herausgehoben werden. Leider wird der charakteristische Marsch der Deutschen in der neuern Zeit durch Tänze verdrängt.

Marschall, alt Marschalk, franz. Maréchal. Man hat vielerlei Meinungen über die Etymologie dieses Worts. Manche haben es von Mars, dem Kriegsgotte, und Schalk, einem feinen, listigen Diener, hergeleitet, so daß es gleichsam einen im Kriege wahlerfahrnen Diener bezeichne; Andre, mit größrer Wahr-

scheinlichkeit, von dem alten Mar oder Mähre, ein Pferd edlerer Art, ein Streitroß und Schalk, also, der bei den Pferden angestellt wäre, Stallmeister, (daher auch im Französischen Maréchal, der Hufschmid); endlich noch Andre von Mehrer oder Mayer (einem Vorsteher, Versorger) und Saal, Hof, um damit einen obersten Vorsteher des Hofs, einen Oberhofmeister anzudeuten. Die letztere Bedeutung scheint allerdings mit der, welche man heutiges Tags mit dem Hofmarschall verbindet, übereinzukommen, welcher an fürstlichen Höfen einen der vornehmsten Hofbedienten ausmacht, von welchem die ganze innre Haushaltung des Hofs, der Küche, des Kellers u. s. w. und die Aufsicht über die Hofbedienten abhängt, so daß er den gewöhnlichen Aufgang, die vorfallenden Gepränge beim Empfang fremder Gäste, bei besonderen Feierlichkeiten und Festen bestreiten und besorgen muß; daher es auch ein besondres Hofmarschallamt giebt, welches jenem untergeordnet ist. — So ist denn auch der Reichsmarschall, Land- Erbmarschall auf einem Reichs- oder Landtage derjenige unter den Reichs- oder Landständen, welcher auf die äußre Ordnung bei den Versammlungen der Stände sieht, den Vorsitz dabei führt, den Vortrag hält u. s. w. Er heißt Erbmarschall, in so fern dies Amt bei einem gewissen Geschlecht erblich ist. — Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Aufzügen u. dergl. pflegen Marschälle gewählt zu werden, welche den Zug oder Abtheilungen desselben anführen, für Ordnung sorgen, und zum Zeichen ihrer Würde einen Marschallstab tragen. — Der Feldmarschall ist der oberste Befehlshaber bei den Landtruppen. — Endlich erwähnen wir noch der ehemaligen Würde eines Reichs-Erzmarschalls des deutschen Reichs, welcher als ein vornehmer Erzbeamter für die Ordnung bei Reichstagen und außerordentlichen Feierlichkeiten sorgen mußte, und sein Amt wieder durch einen Erbmarschall verwalten ließ. Dieses Erzamt kam dem Churfürsten von Sachsen zu.

Marschallstafel, eine Nebentafel bei Hofe, für diejenigen, welche nicht an die fürstliche Tafel selbst gezogen werden.

Marschländer nennt man tiefliegende, besonders an Meeresufern befindliche Ländereien, die sich durch einen sehr fruchtbaren, gewöhnlich schwarzen, tiefen, feuchten, aber doch stark zusammenhängenden Erdboden auszeichnen. Dergleichen Ländereien sind gewöhnlich der Rückstand ausgetrockneter Gewässer, daher auch die große Fruchtbarkeit derselben. Aehnliche Ländereien finden sich an den Ufern der größern Ströme entweder natürlich ausgetrocknet, oder durch Deiche (Dämme) trocken gelegt. Diese nennt man aber nicht sowohl Marschländer, welche Benennung nur an den Meeresküsten üblich ist, sondern Bruchland. An der Nordsee sind die dithmarschen die bekanntesten. BC.

Marseille, die Hauptstadt des französischen Departements der Rhonemündungen, eine der ansehnlichsten Städte Frankreichs und wichtige Handelsstadt, in einer schönen, gegen Norden mit Bergen umgebenen, nur gegen das Meer hin offenen Ebene, an einem Busen des mittelländischen Meeres, dessen äußerste Spitze den Hafen bildet, liegt in Gestalt eines Hufes um den Hafen herum, und hat 12,000 Häuser und 96,000 Einwohner. Die Stadt ist nicht mehr fest; denn die Wälle sind geebnet und in schöne Spaziergänge verwandelt. Marseille besteht aus der Alt- und Neustadt, welche durch eine schöne, eine Stunde lange Straße, le Cours genannt, ge-

schieden werden. Diese Straße ist mit doppelten Alleen besetzt, unter welchen in dichten Reihen Boutiken stehen und einen immerwährenden Jahrmarkt bilden. Die Häuser an dieser Straße haben bei einer Höhe von fünf Stockwerken platte Dächer, welche mit eisernen Geländern eingefaßt, und mit wohlriechenden Orangenbäumen und allen andern Arten vorzüglicher Blumen besetzt sind. Die Altstadt, welche den größern Theil der Stadt ausmacht, zieht sich auf der Nordseite an einer Anhöhe gegen den Hafen hinunter, und ist zwar der volkreichste Theil, hat aber enge, steile und winklige Straßen und meistens unansehnliche Häuser; die auf der Süd- und Ostseite liegende Neustadt dehnt sich um den Hafen herum, und ist schön gebaut; die Straßen sind breit, schnurgerade und äußerst reinlich, und die Häuser massiv und schön. Zu den vornehmsten Gebäuden der Stadt gehören: das Stadt- oder Rathhaus, die Börse, die Domkirche, das neue Theater, das alte und neue Arsenal, das große Lazareth mit musterhaften Quarantäneanstalten. Unter den öffentlichen Plätzen zeichnen sich der neue Platz mit vier Springbrunnen und der St. Michaelisplatz aus. Der Hafen, vor welchem die Rhede liegt, seit 1815 zu einem Freihafen erklärt, ist ein Meisterwerk der Natur und Kunst; er ist zu beiden Seiten mit Steindämmen eingefaßt, und bildet ein längliches Viereck, das eine Viertelstunde weit in die Stadt hineindringt. Er hat eine 16 bis 22 Fuß betragende Tiefe, aber eine wegen der verborgenen Klippen etwas beschwerliche Einfahrt, ist gegen alle Winde geschützt, und kann 900 Kauffahrteischiffe fassen. Für Kriegsschiffe ist er nicht tief genug. An und bei dem Hafen befinden sich die Magazine für die ankommenden Schiffe nebst den Schiffswerften. An der rechten Seite des Hafens, liegt das Fort St. Jean, welches dreifache über einander liegende, mit starkem Geschütz besetzte Festungswerke hat, an der linken Seite liegt das Fort Louis auf einem hohen Felsen. Von beiden Seiten des Hafens läuft eine Felsenkette tief ins Meer, welche auch mit Vertheidigungswerken versehen ist. Eine halbe Stunde vom Hafen ragt ein großer Felsen aus dem Meere hervor, welcher gleichfalls mit Festungswerken besetzt ist. Es fehlt Marseille nicht an mancherlei literarischen Anstalten, wohin besonders das königliche Collegium, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, ein Museum von Alterthümern, Gemählden ꝛc., eine medizinische Gesellschaft, ein botanischer Garten, eine Sternwarte, eine Schifffahrts- und eine Zeichnenschule gehören. Der Kunst- und Gewerbfleiß ist hier sehr blühend, und die Zahl der Fabriken beträchtlich. Am wichtigsten sind die Seifefabriken, ferner die Fabriken in Stärke und Puder, Corallen, Kattun, rothen tunesischen Mützen, türkischem Rothgarn ꝛc. Wichtiger ist der Handel, welcher besonders nach der Levante, Italien, Spanien und Nordafrika getrieben wird; noch blühender war er vor der Revolution, zu welcher Zeit jährlich 5000 Schiffe in den Hafen einliefen. Wegen des Handels, des schönen Clima's und der angenehmen Gegend halten sich immer viele Fremde hier auf, und finden hier alle Arten von Vergnügungen; auch sind die Einwohner fröhliche, gesellige, gastfreie und das Vergnügen liebende Menschen. An den die Stadt umgebenden Anhöhen liegen mehrere tausend blendend weiße Landhäuser zwischen blaßgrünen Oel- und Mandelpflanzungen. (S. den Art. Bastiden.) Die Straße von Aix bis Marseille ist eine der schönsten in Frankreich. Sie führt über

eine kleine Bergkette, welche sich durch ein sieben Stunden langes Thal erstreckt. Aus den am Wege liegenden Wiesen steigt unaufhörlich ein balsamischer Wohlgeruch in die Luft; Lavendel, Salbei, Melisse und Rosmarin wachsen hier als wildes Gesträuch. Immer blühende Rosen schmücken den Rand der schönen Heerstraße. Kleine Wäldchen von Myrthen und Lorbeeren laden den ermüdeten Wanderer unter ihre duftenden schattigen Zweigen zur Ruhe und Erquickung ein. An beiden Seiten des Weges liegen eine Menge Gärten und Weinberge mit schönen Landhäusern.

Marser. Mit diesem Namen wurden zwei verschiedene Völker bezeichnet: einmal ein kriegerisches Volk in Mittelitalien, das sich in dem Bundesgenossenkrieg, der auch nach ihm der marsische heißt, hervorthat; zweitens ein deutsches Volk, vom Stamme der Istävonen, das nach der Niederlage des Varus in die Gegenden am Rhein vordrang, und sich besonders an beiden Ufern der Lippe niederließ, bei den folgenden Kriegen der Römer aber sich wieder in das Innere zurückzog. Es scheint, daß die Marser zu den Cheruskern gehörten, und nur kurze Zeit als ein eignes Volk auftraten.

Marsfeld, s. Märzfeld und Rom.

Marsh (Hebert), einer der berühmtesten und fruchtbarsten politischen und theologischen Schriftsteller Englands, ist Doctor und Professor der Theologie zu Cambridge und Mitglied der königlichen Societät. Er ward zu London geboren, und zeichnete sich schon als Schüler durch seine mathematischen und andern Kenntnisse auf dem St. John's College vortheilhaft aus. Nachdem er in seinem Vaterlande eine Collegiatur und akademische Würden erhalten hatte, ging er nach Deutschland, um sich in neuern Sprachen zu vervollkommnen. Er hielt sich einige Jahre in Göttingen, und zuletzt in Leipzig auf, und setzte sich so in Stand, eines der gelehrtesten deutschen Werke (Michaelis Einleitung in das Neue Testament) mit Anmerkungen ins Englische zu übersetzen (erschien 1792—1801, 4 Voll. 8). Zugleich theilte er die wichtigsten politischen Nachrichten, die er sich dort zu verschaffen wußte, der Regierung seines Vaterlandes mit. Pitt ertheilte ihm wegen dieses wesentlichen Verdienstes um sein Vaterland eine Pension. Als die französischen Kriegsheere Deutschland überschwemmten, ging Marsh nach England zurück, und erhielt 1807 die obige Professur. Mit einem löblichen Eifer in der Erfüllung seines neuen Berufes hielt er seine theologischen Vorlesungen, statt, wie vordem üblich war, in lateinischer, jetzt in englischer Sprache. Dadurch gewannen dieselben an Gemeinnützlichkeit, da jetzt Personen jedes Standes sie verstehen und besuchen konnten. Es sind drei Theile davon gedruckt worden. Er hatte das Schicksal, in viele gelehrte Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar zuerst mit einem Archidiaconus Tarvis über einen Gegenstand der theologischen Kritik. Darauf suchte er in dem Werke: Patie's Essay on the English national Credit, or an attempt to remove the apprehensions of those, who have money in the English Funds; translated from the German, 8. 1797, die Hülfsquellen und die Ehre Britanniens gegen die Verkleinerer derselben zu vertheidigen, und seine Landsleute über den Zustand ihres Vaterlandes zu beruhigen. Späterhin vertheidigte er seine in seiner Dissertation on the origin and composition of the three first Gospels, 8. 1802. aufgestellte Hypothese in

mehreren Schriften, besonders gegen eine scharfsinnige, anonyme Schrift, welche die allgemeine Meinung dem damaligen Bischof von Oxford zuschrieb. Hierauf ward er in einen Federkrieg über das Erziehungssystem des Doctors Bell und Joseph Lancasters verwickelt. Mit dieser Fehde war eine andere in Rücksicht der Bibelsocietät verbunden, wegen welcher Marsh von einem Schwarm erhitzter Köpfe mit einer Bitterkeit angefallen wurde, die des Gegenstandes durchaus unwürdig waren. Während er sich auf diese Weise herumstritt, ward er schon wieder von einer andern Seite herausgefodert. Einer der beliebtesten catholischen Geistlichen in London, von dem Wunsche beseelt, einen so großen Streiter zur Mutterkirche zu bringen, suchte den theologischen Ritter zu überzeugen, daß er mehrere seiner schärfsten Pfeile aus des Papstes Köcher genommen habe (1813). Aber der Ausgang lehrte, daß der catholische Bekehrer seinen Kräften zu viel, und der Stärke seines Gegners zu wenig getrauet hatte: denn er mußte auf eine lächerliche Weise abziehen.

Marsham (Sir John), ein gelehrter Schriftsteller, geboren zu London 1602, gestorben zu Bushyhall in der Grafschaft Oxford am 25sten Mai 1685 als Kanzleischreiber, Ritter und Baronet, hat in seinem Canon chronicus aegyptiacus, hebraicus, graecus, (Lond. 1672. Fol. Francker 1696. 4.) zuerst Licht und Ordnung in die ägyptische Chronologie gebracht. Ungeachtet seiner zu großen Vorliebe für das Ansehen der hebräischen Nachrichten, und seines zu gewagten Vordringens in Zeiten, welche keine historisch-kritische Genauigkeit zulassen, sind seine Resultate über die verschiedenen Dynastien und über die Regentenfolge in Aegypten im Wesentlichen als die bewährtern gültig geblieben. A—s.

Marsigli (Lodovico Fernando, Graf von), geboren zu Bologna im J. 1658, wurde für das Militär bestimmt, zeigte aber von Jugend an für die Wissenschaften eine große Neigung, die durch den Umgang mit den berühmtesten Gelehrten Italiens vermehrt wurde. Eine Reise, die er im J. 1679 mit dem venetianischen Gesandten nach Constantinopel machte, verschaffte ihm Gelegenheit, sich von dem Zustand der ottomanischen Kriegsmacht zu unterrichten, und am thracischen Bosporus physikalische Beobachtungen anzustellen. Nachdem er elf Monate in der Türkei verweilt hatte, kam er nach Bologna zurück, sammelte dort die auf seiner Reise über das Kriegswesen der Türken und in der Naturkunde gemachten Beobachtungen, und gab sie nachher in besondern Werken heraus. Bei dem im J. 1683 zwischen dem Kaiser Leopold und den Türken ausgebrochenen Kriege trat Marsigli in österreichische Dienste, und zeigte sich als einen geschickten Ingenieur. Er hatte das Unglück, in türkische Gefangenschaft zu gerathen, aus welcher er erst im folgenden Jahre befreit, dann zum Obersten ernannt, und zweimal nach Rom gesendet wurde, um Innocenz XI. und Alexander VIII. die Siege der christlichen Waffen zu melden. In der Folge wurde Marsigli mit zu den Gränzbestimmungen gebraucht, welche in dem 1699 zu Carlowiz geschlossenen Frieden verabredet worden waren. Bei dem 1701 ausgebrochenen spanischen Erbfolgekriege wurde Marsigli Unterkommandant der Festung Alt-Breisach, welche sich am 6ten September 1703 nach einer kurzen Gegenwehr an den Herzog von Bourgogne ergab. Durch den Ausspruch eines Kriegsgerichts wurde der eigentliche Commandant,

Graf Arco, zum Tode verurtheilt, Marsigli aber aller Ehren und Würden entsetzt und ihm der Degen zerbrochen. Marsigli hatte in seinem Unglück den Trost, daß man allgemein dieses Urtheil für eine Wirkung der Politik hielt, welche, um die Ehre des Oberbefehlshabers, des Prinzen von Baden, zu retten, Arco und ihn aufopferte, auch gab er eine Vertheidigung seines Betragens in Breisach heraus. Er nahm seine Zuflucht zu den Wissenschaften, mit denen er sich, auch während des Kriegsgetümmels, beständig beschäftiget hatte. Er bereiste die Schweiz, um die Gebirge kennen zu lernen, und das südliche Frankreich, um Untersuchungen über das Meer anzustellen. Im J. 1708 berief ihn Papst Clemens XI. zu sich, um ihm das Commando einer kleinen Armee zu geben, die er gegen den Kaiser Joseph in Bewegung setzen wollte. Der Krieg brach jedoch nicht aus, sondern wurde durch einen Vergleich beigelegt. Marsigli hielt sich hierauf in Bologna auf, machte nachher eine Reise durch die Niederlande, England und Frankreich, und starb zu Bologna am 2ten November 1730. Sein Vaterland verdankte ihm die Errichtung der unter dem Namen des Instituts von Bologna bekannten Akademie, welche 1710 entstand und 1714 eröffnet wurde. Den Grund zu diesem Institute legte Marsigli, indem er seine eignen beträchtlichen Sammlungen dazu hergab. Der Senat räumte demselben ein Haus ein. Es wurde eine zahlreiche Bibliothek, ein physikalisches Naturalien- und Antiquitäten-Cabinet, auch ein chemisches Laboratorium angelegt, auch wurden einige Professoren angestellt, die über Physik, Mathematik, Chemie ꝛc. Vorlesungen halten sollten. Dieses Institut hat sich in den neuern Zeiten von dem ursprünglichen Zwecke des Stifters entfernt, und viel von seinem Ansehen verloren. Außer einer Schrift über das Meer, einer andern über den Caffée, über den militärischen Zustand der ottomanischen Pforte und verschiednen andern, hat Marsigli ein prächtiges und theures Werk, welches Kaiser Leopold I. thätigst unterstützte, herausgegeben unter dem Titel: Danubius Pannonico-Mysicus, cum observationibus geographicis, astronomicis u. s. w. 6 Foliobände, Haag und Amsterdam 1726, mit 288 Kupfern. Er beschreibt darin die Donau von dem Kalenberg in Oesterreich bis zur Verbindung mit der Jantra in der Bulgarei. Der erste Band enthält geographische, astronomische und hydrographische Gegenstände und eine Generalkarte der Donau von ihrem Ursprung bis zu ihrer Mündung. Der zweite Band enthält die Alterthümer an der Donau; der dritte beschreibt die Mineralien in der Gegend der Donau; der vierte die Fische der Donau, nebst ihren Abbildungen; der fünfte liefert eine Beschreibung der Vögel, welche die Donauufer besuchen, mit 74 Kupfern; der sechste endlich enthält vermischte Beobachtungen, ein Verzeichniß der Pflanzen, der vierfüßigen Thiere u. s. w., welche sich in der Nähe der Donau finden.

Marsyas, ein Sohn des Olympus, Oeagrus oder Hyagnis. Die Fabel erzählt: Als Minerva die von ihr erfundene Flöte unwillig, daß sie das Gesichte beim Spielen entstelle, weggeworfen, und den, der sie wieder aufnehmen würde, mit dem härtesten Fluch gelegt habe, sey zufällig Marsias der Finder dieses Instruments gewesen, auf dem er durch Uebung bald eine solche Vollkommenheit erlangt, daß er es gewagt habe, den Apoll zum Wettkampf herauszufodern. Zu Kampfrichterinnen seyen die Musen herbeigerufen

worden. Anfangs habe wirklich der stärkere Flötenton die sanften Töne der Lyra, welche der Gott gespielt, übertäubt, und schon sey Marsyas im Begriff gewesen, den Sieg zu gewinnen, als Apollo die Zither umgewandt und sein Spiel mit Gesang begleitet habe. Dies habe ihm Marsyas mit seiner Flöte nicht nachthun können, und die Musen darauf für Apollo entschieden, welcher dem Vermessenen lebendig die Haut abgezogen und ihn so getödtet habe. Also sey der Fluch der Minerva in Erfüllung gegangen. Diese Mythe bezeichnet wohl den Sieg, welchen die Citharödik (Kunst zur Lyra zu singen) vor der Auletik (Flötenspielerkunst) bei den Erfindern dieser Mythe erhielt. S. Böttiger im att. Museum 1. Bd. S. 235. u. ff. — Viele Künstler der alten und neuen Zeit haben den Wettkampf, so wie die Strafe des Marsyas dargestellt.

Martens (Georg Friedrich von), geboren 1756 zu Hamburg, wurde 1784 zum Professor der Rechte in Göttingen ernannt und 1789 in den Adelstand erhoben, bekleidete von 1808 — 1813 die Stelle eines Präsidenten der Finanzsection des kön. westphälischen Staatsraths, und ist seit 1814 kön. hannöverscher geheimer Cabinetsrath und seit 1816 Bundestagsgesandter. Er hat dem Staats- und positiven Völkerrecht zuerst eine wissenschaftliche Form gegeben, und durch Sammlungen, wie durch eigne gediegne Schriften, beide Wissenschaften gleich verdienstlich gefördert. Von seinen Schriften verdienen vorzügliche Erwähnung: Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761. Gött. 1790 — 1718, 8. 14 Bde. Einleitung in das positive europ. Völkerrecht, Gött. 1796, 8. Erzählungen merkwürd. Fälle des neuern europ. Völkerrechts. Gött. 1800, II, 4 Cours diplomatique ou tableau des relations extérieures des puissances de l'Europe. Berl. 1801. III, 8. Grundriß einer dipl. Geschichte der europ. Staatshändel u. Friedensschlüsse seit d. 15. Jahrh. Berl. 1807, 8.

Martialis (Marcus Valerius), der berühmteste römische Epigrammendichter, war zu Bilbilis in Celtiberien (dem heutigen Bubiera in Aragonien) 40 Jahr nach Chr. Geb. geboren, kam als ein zwanzigjähriger Jüngling unter Nero's Regierung nach Rom, und verlebte dort unter Galba's und der folgenden Kaiser Regierung, deren einige ihm Freundschaft und Achtung bewiesen, fünfunddreißig Jahre. Domitian ernannte ihn zum Tribun. Martial vergötterte den Kaiser während seines Lebens, brandmarkte ihn aber nach seinem Tode. Man findet in den Anmerkungen eines alten Commentators des Juvenals ein Epigramm von ihm, das also lautet:

Flavia gens, quantum tibi tertius abstulit haeres,
Paene fuit tanti non habuisse duos.

Trajan, der die Satiriker nicht liebte, bewies ihm nicht gleiches Wohlwollen, und dies bewog ihn, sich in sein Vaterland zurückzuziehn. Er, der Rom, den Mittelpunkt der Künste, verließ, um fortan in einer kleinen Stadt zu leben, wo weder Geschmack noch Gelehrsamkeit einheimisch waren, empfand daselbst lange Weile und Ueberdruß. Auch wurde er von Eifersüchtigen und Tadlern angefeindet. Um die Reise machen zu können, hatte ihm Plinius eine Summe Geld gegeben. Dies beweist seine Armuth, die er auch selbst bekennt.

Sum, fateor, semperque fui, Callistrate, pauper,

Später verheirathete er sich mit einer Spanierin, die ihm ein beträchtliches Vermögen zubrachte:

Has Marcella domos parvaque regna dedit.

Er ſtarb im J. 101. Als ein Beweis der Achtung, worin er zu Rom ſtand, wird angeführt, daß ein Patricier, Sertinius, ihm eine Bildſäule in einer Bibliothek ſetzen ließ. Schmeichelhafter noch war es für den Dichter, daß der Kaiſer Verus ihn ſeinen Virgil nannte, wiewohl man die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Dichtern nicht einſieht. — Martials Ruhm gründet ſich auf 14 Bücher Epigrammen, von denen er ſelbſt mit Beſcheidenheit ſagt:

Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura.

In der That giebt die Menge und der verhältnißmäßige Werth ſeiner Epigramme einen hohen Begriff von dem faſt unerſchöpflichen Witz des Dichters. Die meiſten derſelben ſind ungemein ſcharfſinnig und treffend, viele voll Anmuth und attiſchen Salzes, viele aber auch, in denen er die Laſter ſeiner Zeit beſpottet, nach unſern Begriffen höchſt unzüchtig und ſchamlos. — Eine Auswahl Martialiſcher Epigramme hat Ramler ins Deutſche überſetzt mit dem lat. Text herausgegeben 1787 — 93, in 5 Theilen. Hauptausgaben ſind v. Schrevel (1670) u. Rader (1627).

Martin (der heilige), der berühmteſte dieſes Namens, war zu Subaria in Pannonien (jetzt Stain in Nieder-Ungarn), um das J. 316 von heidniſchen Aeltern geboren. Sein Vater, Tribunus militum, nöthigte auch den Sohn mit dem 15ten Jahre die Waffen zu ergreifen. Schon früh ſoll er ſeinem Vater entflohen ſeyn und ſich in einer chriſtl. Kirche haben unterrichten laſſen. Er diente unter Conſtantius und Julianus und ging nach Gallien, wo er als ein Muſter aller Tugend erſchien. Er theilte unter andern ſein Kleid mit einem Armen, der ihm an den Thoren von Amiens begegnete. Die Legende ſagt, daß Chriſtus ihm in der folgenden Nacht, mit der Hälfte dieſes Kleides bedeckt, erſchienen ſey. Martin ließ ſich bald nach dieſer Erſcheinung taufen, 337, entſagte ſeinem Stande und verlebte mehrere Jahre in der Zurückgezogenheit, bis der heilige Hilarius, Biſchof von Poitiers, ihn in den Orden der Exorciſten aufnahm. In Pannonien, wohin er auf einen vorgeblichen Befehl der Gottheit im Traume zurückreiſte, bekehrte er ſeine Mutter und widerſetzte ſich mit Eifer den Arianern, die in Illyrien herrſchten. Bei ſeiner Rückreiſe gerieth er unter Mörder, welche er bekehrte. Doch mußte er dafür eine öffentliche Geiſſelung erdulden, wobei er die Standhaftigkeit der erſten Märtyrer zeigte. Er ließ ſich darauf bei Poitiers nieder, wo er eine Menge von Religioſen unter ſeiner Leitung verſammelte, und viele Wunder verrichtet, z. B. einen ſeiner Lehrlinge von dem Tode erweckt haben ſoll. Im J. 374 wurde ihm das Bisthum von Tours übertragen. Um ſich mehr der Welt zu entziehn, erbaute er zwiſchen der Loire und einem ſteilen Felſen das berühmte Kloſter von Marmoutiers, wo er 80 Mönche verſammelte, und im J. 400 ſein mäßiges Leben beſchloß. Man hält dies Kloſter für die älteſte Abtei Frankreichs. Der heilige Martin iſt der erſte, dem die röm. Kirche öffentl. Verehrung erwieſen hat. Er machte ſich durch ſeinen Eifer für die Ausbreitung des Glaubens und für die Ausrottung des Heidenthums um Frankreich ſehr verdient. Die Anekdote, daß einſt der Kaiſer Maximinus bei einem Gaſtmahle, wo er ihn zu ſeiner Rechten ſitzen ließ, ihm den Becher zuerſt habe reichen laſſen, um ihn aus ſeiner Hand nach ihm zu empfangen, hat ihn

zum Schutzpatron der Trinker gemacht; ſein Feſt, das auf den 11ten November fällt, wurde ehemals durch Schmauſereien und Trinkgelage, wobei es eben nicht mäßig zuging (wie die alten Ausdrücke Martiner und le mal Saint Martin für zu viel trinken und Trunkenheit beweiſen), gefeiert. Es ſchreiben ſich die Martinsgänſe und Martinshühner daher, die das Volk zu dieſem Tage den Geiſtlichen zu ſchenken pflegte, ſo auch die Martinsfeuer, welche das abergläubiſche Volk in der Martinsnacht ſonſt auf Bergen und Feldern anzündete, in dem Wahne, daß die erleuchtete Gegend vor Wetterſchaden behütet werde. — Die dem heiligen Martin beigelegte Professio fidei de trinitate wird für ein untergeſchobnes Werk gehalten.

Martin iſt der Name von fünf Päpſten, unter denen folgende zwei die wichtigſten ſind. — Martin I., aus Todi in Toscana gebürtig, genoß einer ſorgfältigen Erziehung und wurde 649 zum Papſt erwählt. Er hielt ſogleich eine Synode von italieniſchen Biſchöfen in der Laterankirche zu Rom, und ließ die Monotheleten und den Kaiſer Heraclius feierlich verdammen. Zur Beſtrafung dieſes Schrittes wurde er gefangen nach Conſtantinopel geführt, und daſelbſt als ein Majeſtätsverbrecher zum Tode verurtheilt. Auf die Bitte des Patriarchen Paulus verwandelte man die Todesſtrafe in Verbannung. Martin wurde aller Zeichen ſeiner Würde beraubt, dem Hohne des Volks und der Soldaten Preis gegeben, und ſodann nach dem Cherſones verwieſen, wo er 655 ſtarb. Wegen dieſer beſtandenen Leiden wurde er unter die Heiligen verſetzt. Man hat von ihm achtzehn Briefe von geringer Wichtigkeit. — Martin V., aus dem alten Geſchlecht der Colonna, wurde im November 1417, nach Gregors XII. Entſagung und Benedicts XIII. Abſetzung, während der coſtnitzer Kirchenverſammlung zum Papſte erwählt. Keiner ſeiner Vorgänger oder Nachfolger iſt je mit ſolcher Feierlichkeit geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Roſſe, das der Kaiſer und der Churfürſt von der Pfalz, beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürſten und eine ganze Kirchenverſammlung bildeten den Zug. Sein erſtes Geſchäft war, eine Bulle gegen die Huſſiten zu erlaſſen. Dieſe Bulle iſt darum merkwürdig, weil darin der Papſt die Obergewalt der Concilien anzuerkennen ſcheint. Im J. 1418 ſchloß er das coſtnitzer Concilium, obgleich eine Menge von Beſchwerden noch nicht abgeſtellt waren. Die Spaltung in der Kirche war noch nicht beendigt. Benedict XIII. lebte noch, und als er 1424 ſtarb, wurde ein neuer Gegenpapſt in Clemens VIII. gewählt, welcher erſt 1429 ſeinen Anſprüchen entſagte und als Entſchädigung das Bisthum von Majorka erhielt. Eine Kirchenverſammlung, welche Martin V. nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde aufgelöſt, ohne etwas feſtgeſetzt zu haben. Bald darauf ſtarb er (1431). Er hatte das Verdienſt, die Einheit in der Kirche wiederhergeſtellt und Italien beruhigt zu haben. Wir beſitzen von ihm einige Werke.

Martin (Louis Claude St.), ein franzöſiſcher Myſtiker im guten Sinne des Worts. Er war von adelichem Herkommen (Marquis), geb. zu Amboiſe in Touraine 1743, trat als Jüngling in Kriegsdienſte, und widmete ſeine Mußeſtunden dem Studium alter und neuer Sprachen, religiöſen Betrachtungen, der Tonkunſt und der Natur. Um ſeine Anſichten ungeſtörter auszu-

bilden und seine Kenntnisse zu erweitern, verließ er den Dienst, durchreiste Deutschland, die Schweiz, England und Italien, und fand durch seinen Charakter überall Freunde und Verehrer. Während der französischen Revolution, an welcher er keinen besondern Antheil nahm, versah er seinen Dienst bei der Nationalgarde, bis ihn das gehörige Alter frei sprach, ward dann Mitglied der ersten Wahlversammlung seines Departements, zog sich hierauf in die Einsamkeit zurück und starb zu Autray bei Chatillon den 14ten Oct. 1803. Er war voll Bescheidenheit und Demuth, stiller Wohlthätigkeit und tiefem religiösen Sinn. Letzterer spricht sich in allen seinen Werken größtentheils unter der Gestalt symbolischer Fragmente aus, in welchen er oft die schwersten Gegenstände der Naturlehre und Metaphysik mit einem genialen und religiösen Blicke beleuchtet. Doch sind dieselben auch nicht frei von Paradoxien und überspannten Einfällen. Die Seltenheit eines solchen theologischen Geistes in Verbindung mit der Milde und anziehenden Kraft seiner Werke erwarben ihm eine Menge Verehrer, so daß sich in Frankreich eine besondere theosophische Secte bildete, welche sich Martinisten nannte. St. Martin übersetzte auch die Morgenröthe des ihm geistig verwandten Jacob Böhme, schrieb sein berühmtes mystisches Werk des erreurs et de la vérité, Lyon 1775. 8. und öfter (deutsch von Mathias Claudius, Hamb. 1782, 8.), Tableau naturel des rapports qui existent entre Dieu, l'homme et l'univers, Edinb. Voll. II. 1782. 8.; de l'esprit des choses, 1800. Voll. II. 8. (vom Geist und Wesen der Dinge oder philosophische Blicke auf die Natur der Dinge und den Zweck ihres Daseyns, wobei der Mensch überall als die Lösung des Räthsels betrachtet wird, a. d. Franz. von D. C. G. Schubert. 2 Thle. Lpz. 1811. 8.); Ecce homo; le nouvel homme, 1796. 8.; Ministère de l'homme d'esprit, 1802. 8.; l'homme de désir, nouv. édit. Metz. Voll. II. 1802. 8. (des Menschen Sehnen und Ahnen übersetzt v. Ad. Wagner 1813.); le Crocodil, ou la guerre du bien et du mal, poëme épico-magique en CII. chants, 1800. 8., de Dieu et de la Nature; titre rouge etc. Man hat in der neuesten Zeit, der Zeit der Rückkehr zu der durch Verstandesaufklärung verdrängten Religion unter den Deutschen sich von diesen Schriften vorzüglich angezogen gefühlt, um so mehr, da die theosophischen Fragmente des St. Martin auf eine wunderbare Weise mit den wissenschaftlichen Forschungen der neuern Philosophie übereinstimmen. — v.

Martin, Sänger bei der königl. Opéra-Comique (oder Théatre Feydeau) und erster Tenorist der Capelle in Paris. Sein Fach sind komische Bediente von der leichten witzigen Gattung und einige Caricaturen. Er ist 1770 in Paris geboren, lernte früh Mahlerei, Musik und Tanzkunst, und sang anfangs den Sopran in Gesellschaftsconcerten. Als seine Stimme im Uebergange zur Mannbarkeit sich verlor, lernte er die Violine, machte die ausgezeichnetsten Fortschritte darauf, und suchte vergebens in das Orchester der Oper zu kommen. Nachdem seine Stimme sich gesetzt hatte, erwarb er sich den Ruf eines guten Baritonisten, und wünschte als solcher in die Oper zu kommen; man fand aber, wiewohl mit Unrecht, sein Organ zu schwach, und er betrat im 20sten Jahre, als Marquis Tulipane, die sich eben bildende Oper von Monsieur. Sein Gesang entzückte allgemein, vorzüglich durch die außerordentliche Biegsamkeit seiner Stimme. Die Arien: Je

croyais, ma belle; Pauvre d'atours; Je le jura à toute la terre; hörte man allenthalben ertönen. Martin war der erste, der in Paris den italienischen Gesang bei französischen Texten anwandte. Er ist der Schöpfer einer neuen Gesangsmethode, die seinen Namen auch auf sein Rollenfach übergetragen hat. Sie besteht meistens in einem das Ohr angenehm treffenden Auf- und Abhüpfen der Töne, und führt diese durch unmerkliche Uebergänge leicht und gefällig aus der Brust — in die Fistelstimme. Sein Spiel war in frühern Zeiten weniger bedeutend; doch schon im Nouveau Don Quixotte zeigte sich sein komisches Talent sehr deutlich, noch mehr als die Oper Les Visitandines erschien, und jetzt wo er im Théatre Feydeau der erste Sänger ist, gilt er auch für einen sehr guten Komiker. Doch wirft man ihm etwas Gedehntes im Gesang und Spiel und das zu undeutliche Aussprechen des Textes im Singen vor. Seine Kenntniß in der Composition, die er unter Gandeile studirte, hat er durch mehrere Romanzensammlungen und eine komische Oper: Les oiseaux de mer, welche 1796 auf dem Théatre Feydeau gegeben worden, gezeigt.

Martin (Vincenzo), einer der beliebtesten italienischen Componisten, zeichnete sich schon um 1782 durch verschiedene Opern und Balletcompositionen aus, welche man auf italienischen Theatern aufführte. Hierauf kam er nach Wien, wo er um 1785 seinen von Kennern sehr geschätzten Barbero schrieb. Den meisten Ruf und Beifall erwarb er sich jedoch durch seine Oper Cosa rara (Lila, oder Schönheit und Tugend), welche Musik wegen ihrer Lieblichkeit und Anmuth auf allen italienischen und deutschen Theatern noch jetzt gern gehört wird, und einen bleibenden Werth hat (italienisch im Clavierauszuge, und als Violinquartet, Wien, b. Artaria; deutsch von Stretcher, Mannheim). Sie ward zum erstenmale bei Gelegenheit der Vermählung des königl. sächs. Prinzen Anton aufgeführt. Auch sein Arbore di Diana (Baum der Diana), zuerst 1787 zu Wien aufgeführt, hat ihm viele Freunde verschafft (ital. im Clavierauszuge, Wien, b. Artaria; mit ital. und deutschem Text vom Verf. Bonn 1796). Im J. 1788 ging er nach Petersburg, wo er als Capellmeister und Componist bei der russischen Oper angestellt wurde; im J. 1798 ward er zum russisch. kaiserl. Hofrath ernannt. Er starb im J. 1816. Außer den genannten Tonstücken haben wir in derselben leichten und gefälligen Manier: XII Canoni per Cembalo; XII Ariette italiane con accomp. di cemb. etc.; beide in Wien gestochen; il Sogno (der Traum), eine Cantate für drei Stimmen für das Clavier ausgesetzt mit deutschem und ital. Text, von Schicht, Leipzig 1793. Aus seiner Oper gli Sposi in contrasto ist nur die Ouverture und einige Arien, gestochen zu Wien, 1794 erschienen. Bekannter ist seine Oper la Capricciosa corretta (die gebesserte Eigensinnige) gestochen b. Simrock 1800.

Martin (San), Oberbefehlshaber der Armee der vereinigten Provinzen am Platastrom, ist um das Jahr 1772 geboren zu Buenos-Ayres. Er erhielt seine erste Erziehung in Madrid, bildete in dem letzten Kriege Spaniens gegen Frankreich seine militärischen Talente aus, und erhielt in der Schlacht bei Albufera den Obersten-Rang. In der Folge ward er von Ferdinand VII. ungerecht behandelt, er verließ daher Spanien, und trat in die Dienste der Insurgenten am La Plata. Die Republik Bue-

nos-Ayres ernannte ihn im J. 1814 an die Stelle des geschlagnen Generals Belgrano zum Oberbefehlshaber. Als solcher schuf er das kleine Heer, mit welchem er im Januar 1817 den berühmten Zug über die Anden nach Chili — das erste Unternehmen dieser Art — ausführte. 5000 Mann mußten sich den Weg weit über ungeheure Bergrücken 120 deutsche Meilen weit bahnen. Von 18,000 Mauleseln kamen 12,000 dabei um. In zwölf Tagen hatte San Martin die Cordilleren überstiegen. Darauf vertrieb er die Royalisten aus den Bergpässen, und schlug sie unter dem spanischen Generalcapitän Marco in ihrer festen Stellung zu Chacabuco den 12ten Februar 1817. Marco nebst 80 Offizieren und 2000 Mann wurden gefangen. Ungeachtet nun dieser Marco in seiner Hofzeitung erklärt hatte, er werde den San Martin, wenn er in seine Hände fiele, wie einen Straßenräuber aufknüpfen lassen, so behandelte ihn dennoch der Sieger mit Menschlichkeit und seinem Range gemäß. Seinen Maßregeln und seiner Thätigkeit verdankten die Insurgenten den glorreichen Erfolg des Feldzugs, durch welchen ganz Chili wieder in den Besitz der Patrioten kam. Der Congreß von San Jago erklärte hierauf den 1sten Januar 1818 Chili, das bereits seit dem 10ten September 1810 für seine Freiheit gekämpft hatte, zu einer selbstständigen Republik, und wollte den General San Martin zum obersten Director des von ihm befreiten Landes ernennen; allein dieser lehnte die Stelle, so wie jedes andre Geschenk ab. Im Februar 1818 versuchten die Spanier in Lima, 6000 Mann stark, unter dem General Osorio, von der kleinen Halbinsel Talcahuano aus (die sie allein noch in dem Umfange des neuen Freistaates besitzen), die Eroberung von Chili aufs neue. Osorio schlug sogar am 19ten März in einem nächtlichen Ueberfalle die Generale O'higgins (den Director von Chili), Belcorce und Brayer; allein San Martin zog sogleich alle Reserven zusammen, und lockte durch Rückmärsche den übermüthigen Osorio in die Ebenen am Maipo. Hier griff er ihn den 5ten April um 10 Uhr des Morgens mit ungefähr 7000 Mann an, und erfocht nach einem achtstündigen Kampfe einen entscheidenden Sieg. Die Independenten eroberten 20 Kanonen und machten 2500 Gefangene, darunter 170 Offiziere und alle Generale, bis auf Osorio, der mit wenig Truppen nach Talcahuana entfloh. Der Sieg am Maipo kann für Südamerika werden, was der Tag von Saratoga für Nordamerika geworden ist, und San Martin heißt vielleicht künftig Südamerika's Washington. K.

Martin (D. Juan), genannt el Empecinado (der Pechschwarze), ein ausgezeichneter Guerilla, Anführer im letzten spanisch-französischen Kriege, und fast der Einzige unter seinen Waffengefährten, der in Spanien Ehre und Ansehen behauptet hat, ist gegenwärtig spanischer Marschal de Campo. Im J. 1818 erhielt er von König Ferdinand VII. die Erlaubniß, jenen Beinamen, welchen er durch seine Unerschrockenheit verherrlichte, auf seine Nachkommen zu verpflanzen.

Martini (Giam Battista), ein geschickter Componist und sehr gelehrter Musiker, geboren zu Bologna 1706. Er trat schon in seiner Jugend in den Franciscanerorden. Ob er vor oder nach diesem Schritt mehrere Länder von Europa und selbst Asien besuchte, um seine Kenntnisse zu erweitern, wissen wir nicht genau. Nach seiner Rückkehr widmete er sich der Musik und studirte diese Kunst namentlich unter dem berühmten Ant. Perti. Seine Fort-

schritte in der Composition waren so schnell, daß er schon 1725 in einem Alter von 19 Jahren zum Capellaristen des Franciscaneklosters zu Bologna ernannt wurde, welches Amt er bis an seinen Tod verwaltete. Zuletzt eröffnete er eine musikalische Schule, damals die gelehrteste in Italien, aus welcher eine um so beträchtlichere Anzahl großer Componisten hervorging, da schon anerkannte Künstler sich beeiferten, seinen Unterricht zu benutzen, unter andern der berühmte Jomelli. Mit dem Talent, gute Schüler zu bilden, verband Martini das Talent des Componisten. Seine Kirchenmusiken, noch mehr aber seine Duetten und Canons für das Clavier oder die Orgel, werden trotz einiger Kälte, wegen ihrer Reinheit, Gründlichkeit und ihres guten Geschmacks hochgeschätzt. Aber den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Schriften über die Musik, vornehmlich durch seinen Saggio fondamentale pratico di contrappunto und seine Storia della Musica, wiewohl beide Werke für uns einen großen Theil ihres Werths verloren haben. Für das zweite Werk, von welchem er nur drei Bände vollendete, hatte er eine musikalische Bibliothek von 7000 gedruckten und 300 geschriebnen Werken gesammelt, wobei der berühmte Farinelli ihn sehr freigebig unterstützt hatte. Martini wurde wegen seiner gründlichen theoretischen Kenntnisse auch außer seinem Vaterlande als Schiedsrichter in der Tonkunst anerkannt. Er fiel durch sein anhaltendes Studiren in eine Schlafsucht, in welcher er oft 30 Stunden zubrachte und starb 1784 an der Brustwassersucht.

Martinique, eine Insel unter den kleinen Antillen (s. d. Art.) oder caraibischen Inseln, die wichtigste Besitzung, welche die Franzosen in Westindien haben. Die Spanier entdeckten sie zuerst, nahmen sie aber nicht in Besitz, und sie wurde fortdauernd von Caraiben bewohnt. Im J. 1635 ließen sich 150 französische Colonisten, die von der Insel St. Christoph herüberkamen, in einem Theile der Insel Martinique nieder. Die ursprünglichen Einwohner, die Caraiben, verließen, nach verschiedenen mit den neuen Colonisten geführten Kriegen, im J. 1658 die Insel auf immer. Die Niederlassung auf Martinique gehörte damals noch einer Gesellschaft von Privatleuten. Colbert kaufte ihnen (1664) die ganze Insel für 40.000 Thaler ab. Die Engländer haben, in ihren Kriegen mit Frankreich, diese Insel 1761, 1794 und 1809 erobert, aber sie auch jedesmal beim Friedensschluß an Frankreich zurückgegeben, dem sie noch jetzt gehört. Die Insel hat 16 Stunden in der Länge, und, ohne die vielen sich in die See erstreckenden Vorgebirge, 45 Stunden im Umfange, oder, nach andern Angaben, 17 Quadratmeilen Flächeninhalt. Sie hat im Innern verschiedene, zum Theil hohe und mit Waldungen bedeckte Berge, von denen einige die Merkmale ausgebrannter Vulcane zeigen. Aus diesen Bergen kommen viele kleine Flüsse und Bäche, welche das Land hinreichend bewässern. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist groß. Man baut hier vorzüglich Caffée, auch Zucker, Cacao, Indigo, Baumwolle und Tabak. Im J. 1718 wurden aus dem königlichen botanischen Garten zu Paris zwei junge Caffeebäume nach Martinique gesendet, die sich so außerordentlich vermehrten, daß man im J. 1778 acht Millionen Caffeebäume zählte, welche jährlich gegen 68,000 Centner Bohnen lieferten. Die Ausfuhr der Producte dieser Insel ist sehr bedeutend, sie betrug im J. 1812, als die Engländer noch die Insel besaßen, weit über eine Million Pf. Sterling. Der Handel mit Martinique ist daher für Frankreich äußerst wichtig. Das Clima der Insel ist nicht gesund, und heftige Orcane richten bisweilen große

Verwüſtungen an. Die Bevölkerung betrug im J. 1788 über 90,000 Seelen, unter denen etwas über 10,000 Weiße waren; ſie hat ſeitdem zugenommen, und mag jetzt wohl über 100,000 betragen. Die Hauptſtadt der Inſel iſt St. Pierre von 30,000 Einwohnern, mit einem Fort und Hafen. Zwei andere Feſtungen und Häfen ſind Fort Royal und la Trinité.

Martyn (John), ein ausgezeichneter botaniſcher Schriftſteller, wurde zu London 1699 geboren. Früh widmete er ſich ſeinem Lieblingsſtudium, und gab ſchon 1720 ſeine Ueberſetzung von Tourneforts Geſchichte der Pflanzen, die in der Gegend von Paris wachſen, heraus. Um ein ähnliches Werk über die Flora von London zu ſchreiben, machte er mehrere Fußreiſen in der Nachbarſchaft dieſer Hauptſtadt. Späterhin unternahm er weitere Reiſen. 1727 ward er zum Mitgliede der königlichen Societät ernannt, und 1730 trat er in das Emanuel-Collegium zu Cambridge, um ſich ganz der Arzneikunde zu widmen; aber häusliche Verhältniſſe und ſeine Vorliebe für die Kräuterkunde hielten ihn davon ab. Er hielt übrigens ſowohl in London, als in Cambridge Vorleſungen über Botanik und Materia medica, und wurde 1733 zum Profeſſor der Botanik auf der gedachten Univerſität ernannt. Da er das Clima von London ſeiner Geſundheit nicht zuträglich fand, begab er ſich nach Chelſea, und 1752 nach Streatham. 1761 legte er ſeine Profeſſur nieder, welche darauf ſeinem Sohne (ſ. unten) übertragen wurde. Seine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſind folgende: Tabulae synopticae ad Methodum Raianum dispositae, fol. 1725. — Methodus plantarum circa Cantabrigiam nascentium. 12. 1727; — Historia plantarum rariorum decades quinque. Er ſtarb 1768. — Thomas Martyn, des Vorigen Sohn, geb. 1735. Seine frühere Erziehung erhielt er zu Chelſea, ward darauf in das Emanuel Collegium zu Cambridge als Schüler aufgenommen, und erlangte auf dem Gymnaſium zu Sidney den Grad eines Baccalaureus der Künſte, und folgte endlich ſeinem Vater als Profeſſor der Botanik zu Cambridge, in welchem Amte er eben ſo viel Thätigkeit als Talente zeigte. Außer dem Millerſchen Gartenlexicon, das er vermehrt und verbeſſert, 1802—1807, 4 Bde. Fol., herausgab, bemerken wir von ſeinen zahlreichen Schriften: Plantae Cantabrigienses, or a Catalogue of Plants, which grow in the County of Cambridge. 8. 1763. — English Connoisseur. 2 Vol. 12. 1766. — The Gentlemans Guide in his Tour through France. 8. 1787. — A Tour through Italy 8. 1791. — The Language of Botany, being a Dictionary of the Terms madense of in that Science 8. 1793. 3d. edition 1807. — Flora rustica. 4 Vol. 8. 1792 — 94. u. ſ. w.

Marum (M. van), einer der berühmteſten jetzt lebenden Naturforſcher Hollands. Er lebt als Vorſteher der Teylerſchen Muſeen zu Harlem und iſt im Beſitz einer der größten Electriſirmaſchinen, die er ſelbſt erbaut hat. Er hat dieſes merkwürdige Inſtrument in einem eignen Werke beſchrieben. Von ſeinen übrigen Schriften ſind ſeine Abhandlungen über das Electriſiren und ſeine Beobachtungen über Rettungsmittel Ertrunkener auch ins Deutſche überſetzt. Er iſt Herausgeber der naturhiſtoriſchen Abhandlungen der bataviſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Harlem, die ebenfalls überſetzt ſind.

Märtyrer, Zeugen, werden vorzugsweiſe diejenigen Bekenner des Chriſtenthums genannt, die in den Zeiten der Verfolgung ſich lieber umbringen ließen, als daß ſie ihren Glauben verläugnet hätten. Der Enthuſiasmus, den der Glaube, wo er Widerſpruch findet und

unterdrückt werden soll, in edlen Gemüthern erzeugt, hat der christlichen Kirche viele heroische Vorbilder dieser Art gegeben, und in allen Zeiten und Gegenden haben Religionsbedrückungen den Muth zum Märtyrerthum, d. h. zur Aufopferung des Lebens für den Glauben, wieder erweckt. Die Schilderung des Lebens, der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer, worin sich viele Unwahrheiten und Irrthümer finden, wird Martyrologia genannt. Ueber die Verehrung der Märtyrer vergl. den Artikel Heilige. E.

Maryland, s. Vereinigte Staaten.

März- oder Maifeld. Der Campus Martius war ein großes Wiesen- und Ackerfeld im alten Rom an der Tiber, in der Nähe des heutigen Ponte Molle. Es wurde nach Vertreibung des letzten Königs, dessen Eigenthum es war, dem Mars geheiligt. Zugleich diente es der römischen Jugend zu kriegerischen Uebungen. Auch versammelte sich daselbst das Volk, um seine Obrigkeiten zu wählen; daher schmückte man diese Gegend mit Prachtgebäuden und Bildsäulen. In der Nähe befanden sich Augusts Grabmal und das Pantheon, jetzt Maria rotonda. Als die Franken (486) Gallien erobert hatten, hielten sie nach germanischer Sitte unter freiem Himmel Volksversammlungen, die im 5. und den folgenden Jahrhunderten, nach der Zeit der Zusammenkunft, Märzfelder genannt wurden. Im 8. Jahrhundert verlegte sie Pipin der Kleine, Carls des Großen Vater, auf den Monat Mai. Nun hießen sie Maifelder; doch wurde die Ebene, wo die französischen Könige jährlich ihr Heer musterten, das Marsfeld genannt. Auf den Versammlungen des Maifeldes erschienen der König mit seinem Hofstaate, die Bischöfe, die Großen und das Volk, welches aber späterhin von diesem Rechte keinen Gebrauch machte, und es daher verlor. Die Beschlüsse über die öffentlichen Angelegenheiten, über Krieg, Friede und Gesetze wurden durch die Stimmenmehrheit entschieden. Pipin berief noch den Adel und die Geistlichkeit; aber Carl der Große verordnete, daß jeder Graf 13 Schöppen, oder an deren Stelle eben so viel der angesehensten seiner Unterthanen zur Reichsversammlung mit sich bringen sollte, welche das Volk repräsentirten. Doch die ersten Capetinger gingen hievon auch wieder ab, bis Philipp IV. den dritten Stand (durch die Deputirten der Städte) wieder herstellte, der vorher la Roture genannt wurde. — In der neuern Zeit hieß in Paris Champ de Mars ein weiter, von Gräben eingefaßter, mit einer vierfachen Reihe Bäume auf beiden Seiten geschmückter Platz, wo die französische Leibwache und die Zöglinge der Kriegsschule ihre Waffenübungen hielten. Den 27. Aug. 1783 ließ daselbst Professor Charles den ersten Aerostaten von seiner Erfindung steigen; und Blanchard erhob sich den 25. März 1784 das erstemal mit einem Ballschiff in die Luft. Während der Revolution wurden hier öffentliche Feste gefeiert, Wettrennen gehalten u. s. w. Selbst Ludwig XVI. und seine Familie nahmen an den Arbeiten Theil, als man zu dem großen Bundesfeste im J. 1790 hier Zubereitungen traf. Dann aber fielen auch blutige Auftritte vor. — Im J. 1815 wählte Napoleon Bonaparte diesen Platz zur Schaubühne eines Maifeldes für die Franzosen des 19. Jahrhunderts. Er wollte seine, nach der Rückkehr von Elba entworfene, Zusatz-Verfassungs-Urkunde, in der Form fränkischer Capitularien, der Nation in ihren Stellvertretern vorlegen und dabei durch ein großes Staatsschaufest seiner zweiten Thronbesteigung in den Augen von ganz Europa den Charakter der Rechtmäßigkeit geben. Dieses Maifeld

wurde den ersten Junius 1815 gehalten. Von seinen Brüdern Lucian, Joseph und Hieronymus, und von den Marschällen Soult, Ney, Jourdan und Grouchy begleitet, fuhr Napoleon um 11 Morgens aus den Tuilerien nach dem Marsfelde. Nach einer feierlichen Messe las Dubois, einer der 500 Abgeordneten der Centralausschüsse der Wahlcollegien, die vor den Stufen des Thrones durch den Reichs-Erzkanzler Cambaceres vorgestellt worden waren, im Namen des französischen Volks, eine Huldigungsanrede vor. Darauf machte der Reichs Erzkanzler die Abstimmung der Nation über den Zusatzbeschluß zu den Grundverfassungsgesetzen bekannt. Ob nun gleich von 40 Departements keine Abgeordnete erschienen waren, so rief dennoch der Waffenherold aus, daß jener Beschluß von dem französischen Volke angenommen sey. Sofort unterzeichnete ihn Napoleon, und erklärte in einer Anrede an die Versammlung, daß er als Kaiser, Consul und Soldat vom Volke alles habe u. s. w. Hierauf schwur er, die Grundgesetze des Reichs zu beobachten und beobachten zu lassen. Die ganze Versammlung, ungefähr 20,000 Personen, erwiederte diesen Eid. Nun folgte ein Te Deum. Sodann vertheilte Bonaparte von seinem Thron, Adler an die Nationalgarden und die Soldaten der Land- und Seemacht, welche Bataillons- und Escadronsweise vor ihm aufzogen. Sie machten, mit Inbegriff von 27,000 Nationalgarden, 50,000 Mann aus. Nach diesem politisch-militärisch-religiösen Schauspiele rief Napoleon feierlich die Kammern der Pairs und der Volksdeputirten zusammen. So begann ihre erste Sitzung, die nach drei Wochen seine Thronentsagung annahm.

Masaccio, mit seinem eigentlichen Namen Tommaso Guidi, einer der ältesten und berühmtesten Meister der Florentinischen Mahlerschule. Er war von S. Giovanni im Val d'Arno gebürtig, und soll 1402 geboren seyn. Er führte die Kunst durch eignen Schwung so weit, daß man in den Bewegungen des Körpers nicht mehr blos den Schein des Lebens, sondern auch die Bewegungen der Seele erblickte. In der Kirche del Carmine zu Florenz befinden sich einige vorzügliche Werke von ihm; hier hat er die Apostel Petrus und Paulus, wie sie zum Gefängnisse verdammt werden, voll sprechendem Ausdruck dargestellt. Baldinucci hat sein Leben genau beschrieben, und den Vasari in mehrerem berichtigt. Beide setzen ihn unter die ersten Künstler, durch welche die Härte, Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Kunst vermindert, und Leben und Ausdruck verkörpert wurde.

Masaniello, eigentliche Tommaso Aniello, war zu Amalfi geboren und nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel. Obgleich er in der größten Armuth lebte, so hatte er doch einen hohen, stolzen und unternehmenden Geist. Liebe zur Freiheit und öftere lebhafte Aeußerungen über den gränzenlosen Druck, den das Königreich Neapel seit langer Zeit von Spanien erleide, hatten ihm einen großen Anhang unter dem gemeinen Volke verschafft, welches seine Kühnheit bewunderte. Es bedurfte nur eines Anlasses, ihn, dem es so wenig an Beredsamkeit, als an Muthe fehlte, als Haupt des großen Haufens auftreten zu sehn, und dieser Anlaß ereignete sich im J. 1647. Masaniello hatte einen Korb Früchte zur Stadt gebracht, von dem die Einnehmer den Impost verlangten. Er weigerte sich, und da sie ihn bedrängten, warf er sich auf die Erde und rief das Volk zu Hülfe gegen die Gewaltthätigkeit der Einnehmer. Sogleich versammelte sich eine aufrührerische Menge, an deren Spitze

er mit dem Ausruf: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der schlechten Regierung!" auf das Accis-Bureau drang. Von da liefen die Aufrührer zum Schlosse des Vicekönigs, Duca di Arcos, und verlangten von ihm, daß er Masaniello zum Collegen annehmen solle. Umsonst suchte der Cardinal Filomarini, Erzbischof von Neapel, die Wüthenden zu beruhigen, umsonst erschien Johann von Oesterreich, ein natürlicher Sohn Philipps II., mit zwei und zwanzig Galeeren im Hafen; der Aufruhr stieg nur noch höher und wüthete auch gegen den Adel. Masaniello, welcher Gouverneur der Stadt geworden war, ließ 60 der ansehnlichsten Paläste in Asche legen, ohne daß man das geringste rettete. Alle Zeichen des Königthums verschwanden. Der Mordbrennerei folgte bald das Blutbad. Alles war Masaniello verdächtig, und der Tod folgte seinem leisesten Argwohn auf den Fuß. Sieben Tage verflossen unter diesen Schrecknissen, bis man endlich von Capitulation sprach. Man kam überein, das die Fruchtzölle abgeschafft und die alten Freiheiten wieder hergestellt werden sollten. Die Genehmigung des Königs von Spanien wurde binnen einer gewissen Zeit versprochen. Masaniello legte hierauf die Waffen nieder, und kehrte, ohne irgend eine Belohnung oder Auszeichnung zu fodern, in seinen vorigen Stand zurück. Allein da er wegen seines immer noch großen Anhanges dem Vicekönig, der sein Versprechen keineswegs zu erfüllen gemeint war, gefährlich schien, faßte dieser den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Er lud ihn zu sich und mischte ihm wahrscheinlich Gift unter den Wein. Dieses tödtete ihn zwar nicht, aber machte ihn rasend, wozu jedoch auch seine Leidenschaft für hitzige Getränke beigetragen haben mag. So rannte der Unglückliche durch die Straßen von Neapel, erschoß seine besten Freunde und beging die äußersten Ausschweifungen. Das Volk, das in seinem Retter einen neuen Unterdrücker zu sehen glaubte, und durch seine Gegner wider ihn aufgebracht wurde, strömte haufenweise gegen ihn, jauchzte dem Vicekönig Beifall zu und verlangte Masaniello's Tod. Er floh in ein Carmeliterkloster; aber vier Verschworne, ehemals seine Freunde, stürzten sich auf ihn und streckten ihn mit einer Kugel zu Boden (1647). Der Leichnam wurde von dem wüthenden Pöbel gemißhandelt. Bald aber äußerten sich die wahren Gesinnungen des Vicekönigs, und als eines Tages die Brote ungewöhnlich klein waren, fing das Volk, Erneuerung der vorigen Bedrückungen fürchtend, die Unruhen von neuem an. Man gedachte jetzt des Märtyrers der Freiheit, den man selbst aufgeopfert hatte. Masaniello's Mörder wurden ein Opfer der Volkswuth, sein Körper aber mit den höchsten Ehrenbezeigungen und unter dem schrecklichsten Tumult begraben, ja selbst einige Zeit für heilig gehalten. Neapel blieb noch länger der Schauplatz unruhiger Auftritte; aber das Volk richtete nichts weiter aus. — Meißner hat diese Begebenheit in der Form eines Romans behandelt.

Maschine, jedes künstlich zusammengesetzte Ding ohne Leben und eigne Bewegung, welches als Mittel zur Erreichung eines äußern Zwecks dient; besonders wenn ihm durch mechanische Gesetze äußerlich eine Art von Bewegung mitgetheilt ist (wie der Uhr); im engsten Sinne, ein zusammengesetztes Werkzeug (dem einfachen entgegengesetzt) — (wie z. B. ein Getriebe, eine Wasserkunst) — welches zu Hervorbringung oder Erleichterung einer Bewegung dient. Maschinerie ist die künstliche Einrichtung solcher Triebwerke. Man trägt dieses Wort auch auf Menschen und deren geistige Erzeugnisse und

Anstalten über, und nennt einen Menschen, der nur durch äußere Triebe, und gleichsam durch äußern Anstoß, mithin ohne Selbstthätigkeit des Geistes, denkt und handelt, ein Werk, welches keinen innern und gleichsam organischen Zusammenhang hat, eine Anstalt, welche nicht durch eigenthümlichen und innern Geist belebt wird, eine Maschine, und eine solche Wirksamkeit ohne freie Bewegung mechanisch oder maschinenmäßig. — Die Theorie des Maschinenwesens macht die practische Mechanik aus. Hierüber hat man eine treffliche Anleitung in Poppe's Encyclopädie des gesammten Maschinenwesens oder vollständiger Unterricht in der praktischen Mechanik in 6 Theilen.

Maschinen in Fabriken. Die Brotlosigkeit ganzer Classen von Staatsbürgern, welche die Einführung von Fabrikmaschinen hin und wieder veranlaßt, hat in unsern Tagen, besonders beim großen Haufen, Vorurtheile dagegen selbst in fremden Ländern erweckt, welche, wie z. B. England, diesen Maschinen gerade den gegenwärtigen Flor ihrer Industrie verdanken. Die Nützlichkeit der Maschinen spricht sich vorzüglich dadurch aus, daß hier die Natur vom menschlichen Geiste beherrscht scheint und zur Mitarbeit gleichsam gezwungen wird; seit deren Einführung kann durch leblose Körper vollkommner und mit geringerm Kostenaufwand hervorgebracht werden, was sonst nur durch Menschenhände und zwar weniger vollendet und brauchbar zur Erscheinung kommen konnte. Man kann Baumwolle mit Fingern und mit Maschinen spinnen, allein die Finger können dem Faden nie einen solchen Grad von Feinheit und Gleichheit geben, als die Spinnmaschinen, letztere können daher nicht blos bei weitem mehr Arbeit und zu geringerm Preise als die Spinner liefern, sondern auch Producte verfertigen, die alle Spinner der Welt auf gleiche Art hervorzubringen nicht im Stande wären. Die Hälfte von Englands Bevölkerung würde kaum hinreichen, wenn Hände alles das spinnen sollten, was gegenwärtig von ungefähr 150,000 bei den Maschinen angestellten Personen geliefert wird; denn hundert Personen bei der Maschinenspinnerei liefern, nach Nemnichs Angabe, mehr und bessere Waare als 3000 der geübtesten Spinner. Blos dem Mangel an solchen nützlichen Maschinen haben wir es zuzuschreiben, daß unsere deutschen Fabriken in so manchem Zweige des menschlichen Gewerbfleißes gegen die englischen nicht aufkommen können. Es ist zwar unläugbar, daß durch deren Einführung viele mit der industriellen Production beschäftigte Arbeiter brotlos werden und bei ermangelnder Gelegenheit zu anderweitem Verdienst in Verlegenheit gerathen müssen, aber dies Uebel kann nur vorübergehend seyn und wird durch die Vortheile, welche daraus der Nation erwachsen, weit überwogen; denn die vermittelst der Maschinen hervorgebrachten niedrigen Preise der Waaren haben gewöhnlich auf den stärkern Verbrauch derselben einen so wichtigen Einfluß, daß binnen kurzem nicht blos die anfangs außer Brot gesetzten, sondern noch viele andere, eben durch dieselben Verdienst erhalten. Die Erfahrung aller Zeiten hat dies bestätigt, einen schönen Beleg dazu aber liefert insbesondere die Maschine, welche die Copien einer Schrift zu vervielfältigen bestimmt ist, nämlich die Druckerpresse. In dem Augenblicke, da sie zuerst angewendet wurde, mußten eine Menge Abschreiber brotlos werden; denn man kann annehmen, daß ein einziger Buchdrucker so viel Arbeit liefert, als 200 Abschreiber, man muß daher glauben, daß 199 derselben unbeschäftigt blieben. Aber die Leichtigkeit, mit welcher man die gedruckten Bücher vorzug-

weise vor den geschriebenen lesen konnte, der niedrige Preis, auf den dieselben herabsanken, und die Aufmunterung, welche dieser Umstand den Schriftstellern gab, eine größere Anzahl davon herauszugeben, dies alles zusammengenommen verursachte, daß in sehr kurzer Zeit mehr Buchdrucker angestellt waren, als es vorher Abschreiber gegeben hatte; und könnte man gegenwärtig die Anzahl nicht allein der Buchdrucker, sondern auch aller Personen, welche die Buchdruckerkunst in Thätigkeit setzt, wie z. B. Stempelschneider, Schriftgießer, Papiermacher, Kupferstecher, Fuhrleute, Correctoren, Buchbinder und Buchhändler erfahren, so würde man vielleicht die mit der Bücherfabricatur beschäftigte Menschenzahl tausendmal größer finden als vor Erfindung der Druckerpresse. — Eine Regierung, welche aus Besorgniß der Brotlosigkeit eines Theils ihrer Unterthanen der Einführung von Fabrikmaschinen Hindernisse in den Weg legen oder dieselbe gar verbieten wollte, würde nicht allein ihren Zweck gänzlich verfehlen, sondern sogar das Uebel noch ärger machen; denn eine solche Maaßregel könnte doch auf keinen Fall den Gebrauch der Maschinen im Auslande verhindern, die ausländischen Waaren würden daher bald vermöge ihres niedrigen Preises und besserer Güte die vaterländischen vom Markte verdrängen, und weil alsdann selbst die Arbeiter wegfallen würden, die außerdem bei den Maschinen wären angestellt worden, so müßten dadurch noch weit mehr Unterthanen außer Brot kommen. Einer weisen und thätigen Regierung kann es übrigens nicht an Mitteln fehlen, die Uebel, welche bei der Einführung von Maschinen anfangs ganz unvermeidlich sind, gleich im Keime zu ersticken. Da die bisherige Beschäftigung der hierdurch außer Brot gesetzten Staatsbürger größtentheils in Handarbeit bestanden, so bietet sich der Staatsverwaltung immer ein weites Feld zur Benutzung ihrer productiven Kräfte dar; denn wo wäre das Land zu finden, in dem nicht noch neue, das Gemeinwohl befördernde, Anstalten, z. B. Canäle, Chausseen ꝛc. zu errichten wären? Immerhin mögen dann die Summen, welche der Staat in dieser Hinsicht aufzuopfern genöthigt ist, beträchtlich seyn, es sind ja nur Vorschüsse, welche dereinst mit Wucherzinsen zurückkehren, und weit entfernt, den Nationalreichthum zu schwächen, wird dieser Aufwand das kräftigste Mittel, ihn zu erhöhen. K. M.

Maschinen nennt man in den Werken der epischen und dramatischen Poesie alle jene außerhalb des Kreises unserer Erfahrung hergenommene Wesen, als da sind Götter, Engel, Teufel, abgeschiedne Geister, Zauberer, Feen u. s. w., durch deren Einführung theils das Wunderbare der Darstellung erhöht, theils der sonst nicht lösbare Knoten gelöst werden soll. Der Ausdruck schreibt sich von der griechischen Bühne her, auf welcher zu solchem Behuf Götter und Göttinnen gewöhnlich in Flugmaschinen erschienen. So z. B. in dem Jon und in dem Hippolytos des Euripides. Horaz schon gab den dramatischen Dichtern seiner Zeit den guten Rath: Auch soll kein Gott sich in die Handlung mischen, wofern der Knoten seine Zwischenkunft nicht unvermeidlich macht, und dessen würdig ist. Wenn man daraus schließt, daß sich, was die Aesthetiker Maschine nennen, eigentlich nur auf die Entwickelung des Knotens durch eine solche äußere Einwirkung beziehe, so hat man ganz Recht. Indeß hat man den Ausdruck weiter ausgedehnt, und ihn besonders auf das epische Gedicht bezogen, worin man alle darin mitwirkenden höheren Wesen Maschinen nennt. Man hat gefragt, ob diese dem

Epos weſentlich ſeyen oder nicht. Weil ſie in den epiſchen Gedichten Homers vorkamen, glaubte man ſo feſt an ihre Unentbehrlichkeit, daß man, allem Volksglauben zuwider, lieber durch die kälteſten perſonificirten Abſtracta Kälte über die ganze Darſtellung hauchte, als ſie wegließ. Daß dies geſchehen könne ohne alle Beeinträchtigung, ja zum Vortheil eines epiſchen Gedichtes, hat uns Göthe's Hermann und Dorothea gezeigt. Nur würde man wieder zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, ſie müßten überall wegbleiben. (S. den Art. Wunderbar.) Ob Maſchinen im Drama gebraucht werden dürfen, hängt wohl von dem behandelten Stoffe ab, ob dieſer aus dem Kreiſe der Religion, der romantiſchen oder natürlichen Welt genommen iſt. In Stoffe aus der natürlichen Welt ſie einzumiſchen, wird immer etwas Anſtößiges behalten. Aber auch in andern Stoffen dürfen ſie der innern und pſychologiſchen Wahrſcheinlichkeit nicht ermangeln und nicht ohne Vorbereitungen eingreifen. d d.

Maſchiniſt, iſt bei großen Theatern derjenige, welcher das Maſchinenweſen, Verwandlungen, Verſenkungen, Decorationen ꝛc. zu beſorgen hat, und dieſelben erfindet. Eine ſatiriſche Darſtellung deſſen, was der Maſchiniſt ſeyn ſoll, ſiehe in den Phantaſieſtücken in Callots Manier, 1. Bdchn.

Maſcov (Johann Jacob), ein berühmter Publiciſt und Hiſtoriker, wurde zu Danzig 1689 geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechtswiſſenſchaft, ging dann mit zwei jungen Grafen von Watzdorf auf Reiſen, ward nach ſeiner Rückkehr 1719 zum außerordentlichen Profeſſor zu Leipzig ernannt, noch in demſelben Jahre in den daſigen Rath aufgenommen, wurde darauf ordentlicher Profeſſor der Rechte und der Geſchichte, und zog durch ſeinen Vortrag viele Studirende aus hohen Ständen nach Leipzig, und ſtarb am 22. Mai 1761 als ſächſiſcher Hofrath, Proconſul der Stadt Leipzig und Dechant des Stifts Zeitz. Unter den deutſchen Staatsrechtslehrern behauptet er einen ausgezeichneten Rang. Seine principia juris publici R. G. (fünf Auflagen 1729 — 1769) empfahlen ſich durch Gründlichkeit, lichtvolle Ordnung, reife Auswahl und einen gewählten Ausdruck ſo allgemein, daß ſie lange Zeit auf den meiſten Univerſitäten als Lehrbuch gebraucht wurden. Aber nicht minder ehrenvolle Erwähnung gebührt dem Verdienſte, welches er ſich um die deutſche Geſchichtſchreibung erwarb. So wenig wir begehren, ſeine unvollendete Geſchichte der Deutſchen bis zu Anfang der fränkiſchen Monarchie (Leipzig 1726. 1737, II. 4. auch engliſch, franzöſiſch und holländiſch überſetzt) als Muſter hiſtoriſcher Compoſition zu preiſen, ſo iſt es doch nicht zu verkennen, daß er richtigere Ahnungen von dem Weſen der Geſchichte hatte, als es ſich von ſeiner Zeit erwarten ließ. Während in allen deutſchen Geſchichtsbüchern die Idee des Rechts vorwaltete, und ſämmtliche deutſche Hiſtoriker blos entweder Reichs- oder Kaiſergeſchichten lieferten, unternahm er es, die Geſchichte der Nation zu ſchreiben. Gelang es ihm auch in dieſem Werke nicht immer, ſich alles Einfluſſes ſeiner Zeit zu entäußern, ſo darf man nicht vergeſſen, daß es ſelbſt zu unſerer Zeit noch Hiſtoriker giebt, welche in der deutſchen Geſchichte nichts als die Geſchichte des Staatsintereſſe zu erblicken vermögen, und daß ſein Werk auch von Seiten der höchſt ſorgſam und verſtändig angeſtellten Forſchung, und ſelbſt auch der freien, ungezwungnern Darſtellung Aufmerkſamkeit verdient. Als Fortſetzung gehören zu dem letztern Werke drei lateiniſche Commentarii de rebus imperii romano-germanici, Lips. 1741, 48 et 53.

Außerdem ſchrieb er einen Abriß einer vollſtändigen Hiſtorie des deutſchen Reichs, Leipz. 1722 — 30. 4. und Einleitung zu der Geſchichte des röm. deutſchen Reichs, Leipzig 1752, 4. und a. A—s.

Maſern, eine fieberhafte Krankheit mit einem an Farbe, Geſtalt und Verlauf beſtimmten Ausſchlage (ſ. Exantheme) auf der Haut verbunden. Es iſt eine fremde Krankheit, welche aus dem Süden zu uns gekommen iſt (ſ. Blattern), und ſich nun blos durch Anſteckungsgift fortpflanzt. Jeder Menſch iſt ihr ausgeſetzt, hat wenigſtens Empfänglichkeit dafür; jedoch hat auch dieſe Krankheit, wie die Blattern u. a. m., das Eigenthümliche, daß ſie die Empfänglichkeit für ſich ſelbſt verlöſcht, und den Menſchen nur einmal befällt. In der Regel iſt ſie zwar gelind, doch hat man auch Maſerepidemien gehabt, welche ſehr tödtlich geweſen ſind. So ſollen z. B. nach engliſchen Todtenliſten im J. 1670 295 Perſonen, im Jahre 1674 795 Perſonen, im Jahre 1742 bis auf 981 geſtorben ſeyn. Eine bösartige Maſerepidemie herrſchte 1732 in Wien, wo bei den meiſten Kranken der Brand im Halſe entſtand, und ſie am dritten oder vierten Tage ſtarben. In Edinburg ſtarb der zwölfte Menſch daran, ob man gleich dieſe Epidemie noch für gelind hielt. Sehr oft kommt auch bei gelind ſcheinenden Fällen die meiſte Gefahr erſt hinterher, indem Zufälle zurückbleiben, welche oft noch in ſpäter Folge tödtlich werden. Die Maſern kündigen ſich an durch trocknen Huſten, Nieſen, Augenentzündung, Schnupfen und Fieber. Andere Zufälle ſind nicht weſentlich und hängen von der Eigenthümlichkeit der jedesmal herrſchenden epidemiſchen Conſtitution ab. Nach drei Fieberanfällen, gewöhnlich am vierten Tage, kommen zuerſt im Geſicht kleine rothe Flecken von verſchiedener Geſtalt, die ſich in den drei folgenden Tagen von da über den ganzen Körper verbreiten. Nachdem ſie drei Tage geſtanden haben, verſchwindet die Röthe, die Haut ſchält ſich in kleienartige Schuppen ab. Weder bei dem Vorhandenſeyn des Exanthems, noch nach deſſen Verſchwinden hört der Huſten und das Fieber auf. Sehr oft wird das Letztere wieder ſtärker, Bruſtzufälle nehmen zu und ein hektiſcher Zuſtand folgt. Das Maſergift ergreift vorzüglich die pneumatiſche Seite des Hautſyſtems, ſetzt ſich bis in das Innere der Luftröhre und Lunge fort, erhöht die Reizbarkeit des Lungenſyſtems, und giebt daher nicht ſelten zu Lungenentzündung Veranlaſſung. So gelinde daher auch die Krankheit erſcheint, ſo iſt doch immer ein genaues Verhalten, gelinde Wärme, gute Diät, und vorzüglich die zeitige Hülfe eines Arztes nothwendig, um gleich anfangs übeln Folgen vorzubeugen. H.

Maſiniſſa, ein berühmter König der Maſſylier in Numidien, des Königs Gula Sohn. Er wurde in Carthago erzogen. Schon als Jüngling von 17 Jahren bewies er eine heldenmüthige Tapferkeit gegen den numidiſchen König Syphax, der ſich mit den Römern verbunden hatte. Nachdem er denſelben aus dem Felde geſchlagen hatte, ging er mit den Carthaginienſern nach Spanien über, um mit ihnen gegen die Römer zu fechten. Anfangs war ihm das Glück günſtig. Nachdem er aber nebſt dem Asdrubal und Mago bei Bätula von Scipio Africanus gänzlich geſchlagen worden, unterhandelte er mit den Römern und trat in Folge eines Bündniſſes zu ihnen über. Inzwiſchen war des Maſiniſſa Vater geſtorben und Mezetulus, ein Feind ſeines Hauſes, hatte ſich der Herrſchaft unter dem Namen eines Vormundes bemächtigt. Auf die Nachricht davon eilte Maſiniſſa nach Afrika zurück und war ſo glücklich, das väterliche Reich zu er-

obern. Carthago und Syphax hatten ſich während der Zeit mit einander verſöhnt, und Asdrubal ſeine Tochter Sophonisbe, die vorher dem Maſiniſſa verſprochen geweſen, dem Syphax gegeben. Dieſer griff auch, von Asdrubal angereizt, den Maſiniſſa an und ſchlug ihn dergeſtalt, daß er ſich mit wenigen Reitern auf den Berg Balbus flüchten mußte, eroberte ſodann ganz Maſſylien, und beorderte ſeinen Feldherrn Bochar gegen Maſiniſſa, der ihn dergeſtalt in die Enge trieb, daß er nur mit vier ſeiner Begleiter ſchwer verwundet entkam, indem er über einen ſchnellen Fluß ſetzte. Da zwei von ſeinen Begleitern dabei ertranken, ſo glaubte man, Maſiniſſa habe ein gleiches Schickſal gehabt. Dieſer aber hatte ſich mit den zwei noch übrigen in einer Höhle geborgen, wo er, bis ſeine Wunde geheilt war, vom Raube lebte. Dann begab er ſich an die Gränzen von Maſſylien, wo viele der Einwohner ſich zu ihm ſchlugen, mit deren Hülfe er nicht nur ſein Erbe eroberte, ſondern auch in Maſſylien einfiel. Syphax rückte abermals gegen ihn an und ſchlug ihn ſo vollkommen, daß Maſiniſſa nur mit 70 Reitern nach der kleinen Syrtis entkam. Hier verweilte er bis zur Ankunft der Römer, ſeiner Bundesgenoſſen, in Afrika. Carthago in ſeiner Bedrängniß bewog zwar den Syphax, dem Maſiniſſa ſein Reich zurückzugeben, um ihn für ſich zu gewinnen; allein dies gelang nicht. Maſiniſſa ſtieß zwar zum Schein mit ſeiner numidiſchen Reiterei zum Asdrubal, hielt aber von Zeit zu Zeit geheime Unterredungen mit dem Scipio und verrieth dieſem die feindlichen Plane, bis er öffentlich auf ſeine Seite trat. Jetzt wurde es ihm vergönnt, an dem Syphax Rache zu nehmen. Er ſchlug ihn in Verbindung mit den Römern mehreremale, verfolgte ihn in ſein eignes Land, und nahm ihn endlich nebſt ſeinem Sohne gefangen. Durch die Beſitznahme der Hauptſtadt vollendete er die Eroberung. Hier fiel auch ſeine ehemalige Geliebte Sophonisbe in ſeine Gewalt. Obgleich er beſchloſſen hatte, ſie für ihre Untreue zu beſtrafen, erwachte doch ſeine erſte Liebe, als ſie zu ſeinen Füßen um den Tod flehte, der ſie allein von der ſchimpflichen Gefangenſchaft der Römer befreien könne. Er wählte ſie zu ſeiner Gemahlin, in der Meinung, den Römern dadurch alles Recht auf ſie zu nehmen. Allein Scipio verlangte ſie als Gefangene der Römer. Der unglückliche Fürſt, der ſich ganz in der Gewalt der Römer befand, und kein andres Rettungsmittel für ſie als den Tod ſah, ſandte ihr den Giftbecher, den ſie mit der Aeußerung leerte, daß ſie gern ſterbe, da es auf ſeinen Befehl geſchehe, und daß er ihre erſte und ſtets einzige Liebe geweſen. Scipio ehrte den Schmerz des Maſiniſſa und ſuchte ihn durch glänzende Ehrenbezeigungen zu mildern. Er ernannte ihn vor dem verſammelten Heere feierlich zum Könige, übergab ihm eine goldne Krone, einen curuliſchen Stuhl u. ſ. w. und bewirkte die Beſtätigung der Königswürde vom Senat. Maſiniſſa blieb bei dem römiſchen Heere und erwarb ſich in der Schlacht bei Zama gegen Hannibal neue Lorbeern. In dem Frieden mit Carthago bekam er nicht nur alle frühern Beſitzungen zurück, ſondern auch einen Theil von dem Reiche des Syphax. Sein Haß gegen Carthago dauerte fort und er machte auf Koſten deſſelben noch manche Eroberungen, worin die Römer ihn beſtätigten. Einige Jahre vor dem Ausbruche des dritten puniſchen Krieges kam es zum öffentlichen Bruch zwiſchen Maſiniſſa und Carthago. Der rüſtige König blieb trotz ſeines achtzigjährigen Alters Sieger. Gegen das Ende ſeines Lebens fing der dritte puniſche Krieg an; als Maſiniſſa die Annähe-

rung seines Todes fühlte, ließ er den jungen Scipio Aemilianus zu sich kommen und gab ihm Vollmacht, mit seinem Reiche solche Verfügungen zu treffen, als er zum Besten seiner Kinder für nöthig erachten würde. Er starb in einem Alter von 90 Jahren und hinterließ den Ruhm eines tapfern und aufgeklärten Fürsten. Seine Unterthanen machte er gesitteter und lehrte sie die Vortheile des Ackerbaues kennen.

Maske (die eiserne), oder der Mann mit der eisernen Maske. Mit diesem Namen bezeichnet man einen unbekannten Gefangnen, der unter der Regierung Ludwigs XIV. unter dem größten Geheimniß auf das Schloß von Pignerol und von da nach der Insel St. Margarethe gebracht wurde. Er war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Größe und sehr wohlgestaltet. Seine Haut war sehr weich, aber etwas braun. Er liebte feine Wäsche, Spitzen und Flitterstaat, spielte die Guitarre, und verrieth eine sehr gute Erziehung. Seine Stimme war einnehmend. Ueber seinen Zustand klagte er nie, noch ließ er merken, wer er eigentlich sey. Wenn er krank war, so daß ihn ein Arzt oder Wundarzt besuchen mußte, und wenn er von einem Orte zum andern gebracht wurde, trug er eine sammetne Maske, die dergestalt mit Federn eingerichtet war, daß sie ihm zu essen und zu trinken erlaubte. Es war Befehl gegeben, ihn zu tödten, wenn er sich demaskire; dies durfte er nur, wenn er allein war. Dann unterhielt er sich damit, sich die Barthaare mit einer stählernen Zange auszuraufen. Er blieb zu Pignerol, bis der Commandant des Schlosses, Saint Mars mit Namen, ein vertrauter Offizier, die Statthalterschaft der Inseln unter dem Winde erhielt, und ihn dorthin mitnahm. Als derselbe später Commandant der Bastille wurde, folgte sein Gefangner ihm auch dorthin. Er bekam in diesem Gefängniß eine möglichst gute Wohnung. Man versagte ihm nichts, was er verlangte. Man gab ihm die schönsten Kleider, das köstlichste Essen, und der Gouverneur, der mit abgezogenem Hut mit ihm sprach, setzte sich selten in seiner Gegenwart. Der Marquis Louvois, der ihn vor seiner Abreise nach Paris auf St. Margarethe besuchte, betrug sich mit einer Achtung gegen ihn, die an Ehrfurcht gränzte. Bewundernswürdig ist es, daß nach seiner Verhaftung in Europa kein Mann von Bedeutung vermißt wurde. Auf Margarethe trug der Gouverneur ihm die Speisen selbst auf, und entfernte sich, nachdem er ihn sorgfältig eingeschlossen hatte. Eines Tages schrieb der Gefangne auf einen silbernen Teller mit einem Messer, und warf den Teller aus dem Fenster nach einem Fahrzeuge hin, das am Ufer, nahe am Fuße des Thurms, lag. Der Fischer, dem das Fahrzeug gehörte, nahm ihn auf und trug ihn zum Gouverneur. Erschrocken fragte dieser, ob er gelesen, was darauf stehe, und ob es irgend jemand gesehen habe. Ich kann nicht lesen, antwortete der Fischer, und niemand hat es gesehn. Der Mann wurde erst freigelassen, nachdem sich der Gouverneur von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt hatte. La Grange-Chancel erzählt in einem Briefe an den Verfasser der Année littéraire, als Saint-Mars die eiserne Maske nach der Bastille führte, habe der Gefangne gefragt: „Will mir der König ans Leben?" jener aber geantwortet: „Nein, mein Prinz, ihr Leben ist gesichert, Sie dürfen sich nur führen lassen." — Ich habe, setzt jener hinzu, von einem gewissen Dubuisson, der ebenfalls in der Bastille und auf St. Margarethe gefangen war, erzählen hören, daß er sich mit einigen andern Gefangnen in einem Zimmer gerade unter dem Unbekannten

befunden, und daß sie mittelst der Kaminesse mit einander hätten sprechen können. Auf die Frage von ihrer Seite, warum er ihnen so hartnäckig seinen Namen und seine Schicksale verschweige, habe er geantwortet, daß diese Mittheilung ihm und ihnen das Leben kosten würde. Alles beweist, daß die eiserne Maske ein höchst wichtiger Gefangner war. Die Verhaftnehmung desselben fällt nach Vergleichung mehrerer Thatsachen zwischen die Jahre 1666 und 1671. Von der Zeit bis 1687 war er zu Pignerol, dann bis 1698 auf St. Margarethe in einem eigens dazu erbauten Gefängniß, und vom 18ten September 1698 bis an seinen Tod, den 19ten November 1703, in der Bastille gefangen. Er starb nach einer Krankheit von wenigen Stunden. Der todte Körper wurde dergestalt verstümmelt, daß es unmöglich war, etwas daran zu erkennen. Um alles zu vertilgen, was er hätte verbergen können, um eine Nachricht oder Auskunft über sich zu geben, verbrannte und zerstörte man alles, was er im Gebrauch gehabt hatte, untersuchte den Fußboden und weißte die Decke und die Wände seines Gefängnisses. Im Todtenschein wurde er Marchiali genannt und 45 Jahre alt angegeben. Er selbst hatte kurz vor seinem Tode dem Arzt geäußert, er glaube, daß er 60 Jahre alt sey. Die Register der Bastille, die seinen Eintritt in dieses Schloß constatirten, nahm man weg, ob sie gleich, wie man aus einer Copie ersieht, die sich davon erhalten hat, kein Kennzeichen angaben. Die Frage, wer dieser Gefangne gewesen und welche Gründe Ludwig XIV. bewogen haben, ihn mit einer fast beispiellosen Sorgfalt und mit einer so strengen Verheimlichung seines Standes zu bewachen, ohne ihn ermorden zu lassen, ist auf verschiedne Weise beantwortet worden. Erwägt man aber eben diese Umstände, und wirft man einen Blick auf das Verhältniß, das zwischen Ludwig XIII. und seiner Gemahlin Anna Statt fand, und berücksichtigt dabei, daß beide die ersten 23 Jahre in kinderloser Ehe und 12 Jahre außer aller ehelichen Gemeinschaft lebten, daß die Königin eine galante Dame war, die mit mehrern Männern, namentlich mit dem Bruder ihres Gemahls, mit Buckingham, Montmorency, Mazarin, in Vertraulichkeit stand; so wird es mehr als wahrscheinlich, daß der Gefangne ein älterer Bruder Ludwigs XIV. war. Der Verfasser einer 1790 erschienenen Abhandlung über die eiserne Maske hat dies bis zur Evidenz dargethan. Minder bündig ist sein Beweis, daß Buckingham der Vater gewesen sey. Andere halten die Maske für einen bedeutenden Staatsmann, der ein Opfer des Hofdespotismus geworden sey, noch andere für einen Minister des Herzogs von Mantua. Endlich giebt es auch Personen, welche die ganze Erzählung für eine Erdichtung gehalten haben. Wohl nicht der unwichtigste Umstand dieser merkwürdigen Erscheinung ist es, daß trotz der langen Gefangenschaft des Unbekannten, und trotz der nothwendigen Mitwissenschaft einer und der andern Person um das Geheimniß, doch niemand es gewagt hat, eine Aufklärung darüber zu geben oder zu hinterlassen.

Maskeline (Nevil), ein berühmter englischer Gelehrter und Astronom, war 1731 geboren und starb 1811. Nachdem er schon früh Beweise seiner Geschicklichkeit als Mathematiker und Astronom gegeben hatte, wurde er nach Barbadoes geschickt, um Harrisons Marine-Zeitmesser, wofür der Erfinder den vom Parlament ausgesetzten Preis in Anspruch nahm, zu prüfen. Sein erstes Werk war The British Mariner's Guide 1763, wodurch er seinen Ruf so vollkommen begründete, daß er nach Nathanael Bliß Tode 1765 zum

königlichen Astronomen ernannt wurde. Im J. 1767 erschien sein Bericht über Harrisons Uhr. Im J. 1774 gab die königliche Gesellschaft in einem Foliobande seine Tabellen heraus, um den scheinbaren Ort der Fixsterne zu berechnen und die Beobachtungen der Planeten zu reduciren. Von seinen astronomischen Beobachtungen, seit 1765 auf der königlichen Sternwarte zu Greenwich angestellt, erschien der erste Band 1776, und dieses wichtige Werk wurde seitdem auf des Königs Befehl fortgesetzt. Im J. 1792 beschenkte Maskelyne das Publikum mit den schätzbaren Logarithmentafeln, welche der unermüdliche Michael Taylor bis auf wenige Blätter vollendet hatte. Er fügte eine meisterhafte Einleitung hinzu, wodurch das Werk ein treffliches Ganzes wird. So ausgezeichnet Maskelyne als Gelehrter war, eben so achtungswerth war er als Mensch wegen seiner Redlichkeit, Gefälligkeit und Anspruchlosigkeit.

Masken. Die Masken oder Larven (s. d. Art.) suchen ihren Ursprung in dem graueſten Alterthume. Hier wurden sie besonders bei den Prozessionen und Einweihungen in die Orgien des Bacchus gebraucht. Wie es bei den Einweihungen in die Orgien drei Grade gab: den Grad des Satyrn, der Silenen und des bärtigen Bacchus, so hatte auch jeder dieser Grade seine eigenthümliche, ihn charakterisirende Maske. Man findet dieselben ausgezeichnet häufig auf den alten Vasen dargestellt. Bei dieser religiösen Bedeutsamkeit, welche den Masken im Alterthum eigen war, ist es nicht auffallend, daß die Masken, in Verbindung mit dem Phallus, dem Symbol der Fruchtbarkeit, als ein wirksames Mittel gegen Zaubereien gebraucht wurden. Ein alter Schriftsteller erklärt die zauberabwehrende Kraft der Masken dadurch, daß ihre lächerliche Verzerrtheit, den schädlichen Blick des Zaubernden auf sich ziehend, ihn von den Personen abwendete, die jene an sich trügen. Daher läßt sich auch vielleicht die schauerliche Mißgestaltung, der widerwärtig weit geöffnete Mund der ältesten Masken erklären. Unmöglich war es aber dem Griechen, dessen Höchstes in allem Seyn und Wirken die Schönheit war, nicht auch auf die Masken ihren veredelnden Einfluß wirken zu lassen, und so entstanden endlich auch aus jenen ungestalteten Maskenbildern gefälligere Silenen- und Satyrmasken und mannigfach andere anmuthig scherzhafte Künstlerphantasien, die nach und nach die Groteske und Arabeske veranlaßten. Wie der Ursprung der griechischen Tragödie im genauesten Zusammenhange mit dem Cultus des Bacchus steht, so waren auch gleich anfangs in ersterer die Masken gebräuchlich. Wer sie zuerst in die Komödie eingeführt hat, in welcher sie jedoch auch bald durchgängige Aufnahme fanden, ist unbekannt. Man würde irren, wenn man sich die griechischen Masken den heutigen italienischen durchaus gleich vorstellte; anstatt diese nur das Gesicht bedecken, bestanden jene in einem Ueberzug über den ganzen Kopf, welcher außer den Gesichtszügen auch Bart, Haare und Augen mit vorstellte. Sie waren anfangs von Baumrinde, dann von Leder, späterhin von Holz, welches geschickte plastische Künstler nach Angabe der Dichter gestalteten. Man unterschied tragische mit großem aufgesperrten Munde und furchtbarem Ansehn, komische mit lächerlicher Geberde, satirische und orchestrische oder Masken mit regelmäßigern Zügen für die Tänzer. Sie hatten meistens sehr große Mundöffnungen, die inwendig mit Metallstangen oder andern tönenden Körpern versehen waren, um die Stimme des Schauspielers zu verstärken; eine Vorkehrung, die

bei der Einrichtung der alten Theater und ihren ungeheuern Dimensionen sehr zweckmäßig war. Viele sogenannte Kunstrichter, ohne Sinn für die Eigenthümlichkeiten der griechischen Bühne, sind unerschöpflich, die Alten wegen des Gebrauchs der Masken im Schauspiele zu tadeln, weil dadurch alle Mimik, und sogar die dem Schauspieler zum Ausdruck der Leidenschaften nöthige Biegsamkeit der Stimme verloren gegangen sey. Sie bedenken nicht, daß, da die ganze tragische Mimik der Alten vor allem auf die höchste Würde und Anmuth gerichtet, d. i. idealisch war, jene Darstellung der Individualität, in welche die Modernen ihrer Schauspieler Meisterhaft zu setzen gewohnt sind, ihnen durchaus das Letzte seyn mußte, zu dessen Darstellung ihr Theater herabsinken konnte. „Die Griechen wollten lieber an der Lebendigkeit der Darstellung einbüßen, als an der Schönheit. Der Gebrauch der Masken war diesem Streben zufolge nicht bloß zu rechtfertigen, sondern durchaus wesentlich, und weit entfernt, daß er ein Nothbehelf gewesen wäre, hätten es die Griechen unfehlbar für einen Nothbehelf erklärt, einen Schauspieler mit gemeinen unedeln, auf jeden Fall mit allzu individuellen Zügen, einen Apoll oder Hercules darstellen zu lassen, ja dies hätte ihnen für eine wahre Entweihung gegolten." Hiezu kommt, daß bei der colossalen Größe der griechischen Theater unsere heutige Mimik wohl ohne dies größtentheils verloren gegangen seyn würde. Wie das römische Theater fast in allen seinen Bestandtheilen auf Nachahmung des griechischen berechnet war, so fügte es auch im Gebrauch der Masken wenig Neues hinzu. Höchst interessant und besonders durch die zahlreich beigefügten Kupfer belehrend ist das italienische Werk des Francesco de' Ficoroni über die Theatermasken und komischen Personen der alten Römer. — Nur das italienische Volkstheater, die sogenannte Commedia dell' arte, kennt in der unmittelbaren Verbindung, worin sie mit den altrömischen Mimen und Pantomimen steht, noch den theatralischen Gebrauch der Maske. Denn jene Possenspiele Roms, keiner besonders gelehrten und dichterischen Bildung bedürftig, konnten sich auch während der Herrschaft der Barbaren erhalten. Schon im zwölften Jahrhundert, als dem Zeitalter, wo Irnerius in Bologna eine neue Schule der Rechtsgelehrsamkeit errichtete, finden wir den bolognesischen Doctor. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Räsonneur. Der Pantalon kam gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts auf die Bühne. Er ist die Maskenrolle des Vaters und stellt einen reichen venetianischen Kaufmann vor. Seine ehemalige Kleidung war die sogenannte Zimarra, eine Art von langem Mantel mit kürzern Oberärmeln und umgelegtem schmalen Kragen; dies Gewand pflegten die venetianischen Kaufleute in ihren Läden zu tragen und noch jetzt tragen es die Advocaten. Zugleich gehörte es zum Costum des Pantalone, daß Beinkleider und Strümpfe aus einem Stücke seyn mußten. Daher nannte man auch in neuern Zeiten diese Strumpfhosen Pantalons. Sie waren bei dem alten Costume stets roth und die Zimarra schwarz. Als die Türken Constantinopel eroberten, verlor die Republik Venedig das Königreich Negroponte. Ganz Venedig fühlte diesen Verlust so schmerzlich, daß man auch bei dieser Tracht das rothe Untergewand in ein schwarzes, zum Zeichen der Trauer, verwandelte; so blieb es seitdem. An der Maske war nichts Ungewöhnliches; man trug damals noch den Bart, und so sah ein alter Kaufmann gewöhnlich

aus. Der Bart der neuern Pantalonsmaske iſt verſchieden; er geht rund um die Kinnlade und läuft vorn in der Mitte ganz ſpitzig zu. Uebrigens wurde die Weſte verlängert und man unterband die oben faltenreichen Pantalons am Knie; Zimarra und Pantoffeln blieben ſich gleich. Dem Charakter nach iſt der Pantalon gewöhnlich ein gutmüthiger, einfältiger Alter. Er iſt meiſt verliebt und wird ſtets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit machte man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Delicateſſe, was ſein gegebnes Wort betrifft, und ſehr ſtreng gegen ſeine Kinder. Doch bleibt es ſtets dabei, daß er angeführt wird. Er ſpricht venetianiſch, wie der Doctor bologneſiſch. Die Zanni gehören ebenfalls zu den älteſten Masken der italieniſchen Bühne. Der eine derſelben iſt Arlechino (Harlekin, ſ. d. Art.), der andere iſt Scapin, beides liſtige und ſchelmiſche Bediente im Dienſte Pantalons und des Doctors. Weniger alt iſt Brighella, wie ſein mit grünen Bändern beſetztes, im Geſchmack des Mittelalters verfertigtes Kleid beweiſt. Ueber ſeine Entſtehung theilt Sismondi nach Malvezzi's Chronik folgendes mit: Als im J. 1200 der Adel von Brescia die Bürger nöthigen wollte, wider ihren Willen die Waffen gegen die Bergamasken zu ergreifen, widerſetzten ſich dieſe. Es kam zu einem blutigen Gefecht in den Straßen von Breſcia, in welchem die Adlichen aus der Stadt vertrieben wurden. Sie flüchteten nach Cremona, wo ſie einen militäriſchen Bund ſchloſſen; die Volkspartei ſchloß einen ähnlichen Bund unter dem Namen Brugella oder Brighella. Der Name hat ſich auf der Bühne in einer Maske erhalten, die einen anmaßenden, herzhaften und verſchlagnen Plebejer von Breſcia vorſtellt. Dieſe Ableitung widerſpricht übrigens der gemeinen Meinung, nach welcher Brighella aus Ferrara ſtammt. Der Doctor von Bologna, Pantalon von Venedig, Harlekin von Bergamo, Brighella von Ferrara, und alle die Perſonagen, die man am beſten unter dem Namen Zanneſchi zuſammenfaßt, die Capitäns Spavento, Tracaſſo, Tempeſta (die an des Plautus Pyrgopolynices erinnern) waren alſo ſeit dem funfzehnten Jahrhundert auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer noch den Don Pasquale und die Gelſonmi, die Fiorentiner die Pasquelle, die Calabreſen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Meſſineſer die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo, die Piemonteſer den Gianduja. Ferner nennt man noch Pedrolino, Bertolino, Trufaldino, Trivelino, Mezzolino und D. Pilone Balanzoni. Ueber die Maske des Pulcinella ſehe man den beſondern Artikel. — Die Masken im eigentlichen Sinne, welche man bei uns faſt nur bei Redouten (ſ. d. Art.) oder Maskeraden braucht, ſind aus einem leichten Stoff verfertigte Köpfe und Geſichter oder Theile derſelben, durch welche man ſich theils unkenntlich machen und verbergen, theils etwas anders vorſtellen (maskiren) will. Es giebt ganze und halbe Masken (z. B. Naſen, Augenmasken). Die vorzüglichſten ſind von feiner Leinwand, die ſchlechtern von Pappe. Jene liefert Italien, beſonders Venedig, dieſe Frankreich, namentlich Paris und Rouen, und man hat natürliche Masken und Caricaturmasken (mascheraccie) u. ſ. w.

Maſon (William), ein ausgezeichneter engliſcher Dichter, war 1725 zu Hull in Yorkſhire geboren, wo ſein Vater Pfarrer war.

Er studirte auf dem Johannis-Gymnasium zu Cambridge, ward 1747 Collegiat der hohen Schule zu Pembrocke, 1749 Magister, 1754 ordinirt, bald darauf königl. Capian und Pfarrer zu Aston in Yorkshire, und endlich Präcantor und Canonicus am Dom zu York. Man hat viele Gedichte von ihm, worunter zwei Trauerspiele, in denen er den griechischen Chor auf die Bühne bringt; eine Sammlung Oden, mehrere Elegien, z. B. Isis; der englische Garten, ein didaktisches Gedicht u. a. Beim Ausbruch des amerikanischen Krieges zeigte er sich als warmen Verfechter der Freiheit. Nach Admiral Keppels Freisprechung richtete er eine Ode an die Seeoffiziere, in welcher er die Feindseligkeiten gegen den transatlantischen Theil der Gemeinde heftig tadelt. Als Pitt an das Staatsruder kam, begrüßte er auch ihn mit einer Ode, und sah in diesem Minister einen vom Himmel Gesandten, um die Wunden des Staats zu heilen, und die Parlamentseinrichtungen zu verbessern. Im spätern Alter aber, da sich die ersten Schrecken der französischen Staatsumwälzuug überall verbreiteten, und Mason zu einem ruhigen und ansehnlichen Besitzthum gelangt war, änderten sich seine Grundsätze, und er schrieb einen Widerruf an die Freiheit (Palinody to Liberty). Er war ein Freund des berühmten Gray, dessen Gedichte er nach dessen Tode nebst einer Lebensbeschreibung und den Briefen dieses Dichters herausgab. Sein Amt als Präcantor leitete seine Aufmerksamkeit sehr natürlich auf die Musik. Das Resultat seiner Betrachtungen über diesen Gegenstand ist ein historischer und kritischer Versuch über die engtische Kirchenmusik, für welche er die größte Einfachheit empfiehlt. Masons Gedichte zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Eleganz, und eine vorzüglich reine Moral aus. Er starb im April 1797. Man hat ihm in der Westminster-Abtei, unter den Dichtern, eine Gedächtnißtafel errichtet.

Masora ist eine Sammlung kritischer, grammatischer und exegetischer Bemerkungen späterer jüdischer Gelehrten des dritten und der folgenden Jahrhunderte nach Chr. über die Bücher des alten Testaments. Nachdem sie sich diese lange Zeit hindurch blos mündlich fortgepflanzt hatten (daher auch der Name, welcher so viel als Ueberlieferung bedeutet), wurden sie zu Anfang des sechsten Jahrhunderts zu Tiberias, wo sich eine berühmte jüdische Akademie befand, in diese Sammlung vereinigt, und späterhin von Zeit zu Zeit mit neuen Zusätzen vermehrt. Man theilt sie in die große und kleine Masora; erstere enthält die ganze Sammlung in eignen für sich bestehenden Büchern, die andre ist ein Auszug aus jenen Bemerkungen, welcher dem Rande der biblischen Handschriften beigeschrieben wurde. Sie ist für die Kritik des alten Testaments wichtig wegen der Verzeichnung der verschiednen Lesarten, und enthält auch zur Erklärung einzelner Stellen manche sehr schätzbare Beiträge; — leider verloren sich aber auch zugleich die Verfasser und Sammler derselben (Masoreten) in den mühsamsten und unnützesten Spielereien, zählten die Verse, die Worte, ja selbst die einzelnen Consonanten, suchten die mittelsten Worte und Buchstaben eines jeden Buchs auf, bemerkten die Verse, in welchen alle Consonanten des hebräischen Alphabets vorkommen u. s. w. Da die Sammlung theils durch die nach und nach hinzugekommenen Zusätze, theils durch Schuld der Abschreiber in die größte Unordnung gekommen war, so brachte sie zu Anfang

des sechzehnten Jahrhunderts R. Jacob ben Chajim für den Venediger Buchdrucker, Daniel Bomberg, in Ordnung (Biblia rabbinica hebr. Veneb. 1518, 1521, 1525 — 28. Fol.), und hundert Jahr darauf ergänzte Joh. Buxtorf der ältere die Arbeit seines Vorgängers (Basel 1618, Fol.) A — s.

Massageten war bei den Alten der Collectivname der unbekannten nördlichen asiatischen Völker, welche auf der Ost- und Südseite des caspischen Sees bis an die Grenzen der persischen Monarchie, wo jetzt die Turkestaner und Karakalpaken wohnen, ihre Sitze hatten. Sie kommen in der scythischen und persischen Geschichte öfters vor; in letzterer vorzüglich bei Gelegenheit der Feldzüge des Cyrus (s. d. Art.) Die Alanen waren ein besonderer Stamm derselben. A — s.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse nennen wir die Menge der beweglichen Theile in einem bestimmten Raume, d. h. die Menge aller Substanzen, woraus die Materie besteht. Die Atomisten stellen sich jeden Körper als eine Summe von Atomen vor, deren Zahl die Masse des Körpers ausmacht. Da es unmöglich ist, die Atomen zu zählen, so kann man nach dem atomistischen System die Masse eines Körpers nur durch Vergleich mit andern Massen bestimmen. Nach der Theorie der Dynamisten kann die Menge der Materie, d. h. die Masse, in Vergleich mit jeder andern nur durch die Größe der Bewegung bei gleicher Geschwindigkeit geschätzt werden; denn da nach dieser Theorie die Materie bis ins Unendliche theilbar ist, so läßt sich auch nicht die Menge einer Materie durch die Menge der Theile unmittelbar bestimmen; vergleicht man aber eine Materie mit der andern, so kann man zwar bei gleichartigen Materien die Verhältnisse der Massen bestimmen, indem die Quantität der Materie mit der Größe des Umfangs proportionirt ist; allein es wird sich doch kein Verhältniß der einen Materie zu einer andern mit jener specifisch verschiednen angeben lassen. Man hat also weder mittelbar, noch unmittelbar ein gültiges Maß, durch Vergleichung die Menge der Materie zu schätzen, so lange ihre Bewegung nicht in Betracht gezogen wird; es bleibt mithin kein Maß als die Größe der Bewegung übrig. Hierbei aber muß die Geschwindigkeit der Materie als gleich angenommen werden, und in dieser Voraussetzung läßt sich die Quantität der Materie, d. h. die Masse, in Vergleichung mit jeder andern nur durch die Bewegung bey gleicher Geschwindigkeit schätzen. — Die Erfahrung lehrt, daß alle Theile eines Körpers von der Schwere afficirt werden, und daß es keinen materiellen Staff giebt, der nicht gegen die Erde, in so fern er mit ihr in unmittelbarer Verbindung steht, schwer seyn sollte. Nur an der electrischen, magnetischen, so wie an der Licht- und Wärmematerie hat man bis jetzt noch keine Schwere entdecken können.

Masse wird bei Concursen das gesammte Vermögen des Gemeinschuldners genannt, und in die active und passive eingetheilt. S. Falliment.

Massena, Fürst von Eßlingen und Herzog von Rivoli, Marschall von Frankreich, Großadler und Chef der vierzehnten Cohorte der Ehrenlegion u. s. w. Er war in der Grafschaft Nizza geboren und stand beim Ausbruch der französischen Revolution noch als Unteroffizier unter den sardinischen Truppen. Als aber die Krie-

ger der neuen Republik den Mont-Cenis überſtiegen hatten, geſellte er ſich zu ihnen und that ſich bald durch Muth und Einſicht hervor. Er ward Oberoffizier und ſtand ſchon 1793 an der Spitze einer republikaniſchen Brigade. Hier, ohne Meiſter, lernte er in kleinen Gefechten vom Kriege den Krieg. Er ſchlug die Piemonteſer bei Caſtel-Geneſte (Nov. 93.), zerſtreute bei Ponte di Neva ein Corps Oeſterreicher, bemeiſterte ſich Ormea's, und trug das meiſte zum Siege bei Saorgio bei. Im April 1794 wurde er Diviſionsgeneral, und fuhr fort, manchen glücklichen Erfolg zu erfechten. Als 1796 Bonaparte Oberbefehlshaber des italieniſchen Heeres wurde, war Maſſena ſein unzertrennlicher Waffengefährte. Um daher die Thaten deſſelben in Bonaparte's zwei erſten italieniſchen Feldzügen zu erzählen, müßte man ihre ganze Geſchichte von den Schlachten bei Montenotte, Milleſimo und Lodi bis zur Schlacht bei Rivoli und bis zu den Kämpfen in den Gebirgen von Tarvis und Klagenfurt wiederholen. Bei Lonato war er bereits von den öſterreichiſchen Colonnen umzingelt und lief Gefahr, gefangen zu werden, als Bonaparte ihn rettete. Er wurde von dem Oberfeldherrn nach Wien geſandt, um die Friedensunterhandlungen zu beenden, und dann 1797 nach Paris, um ſie ratificiren zu laſſen. Während Bonaparte in Aegypten focht, waren Maſſena und Moreau Frankreichs Hoffnung. Er hatte als Diviſionsgeneral bisher nur diejenigen Talente entwickeln können, die zur glücklichen Ausführung fremder Entwürfe gehören; aber im Feldzuge von 1799 bewies er in der Schweiz ſeine Fähigkeit auch als Oberbefehlshaber. Zwar mußte er nach einer glücklichen Eröffnung des Krieges bis zum Adis zurückweichen, hier aber erwartete er in einer feſten Stellung den günſtigen Augenblick, und kam durch die Schlacht bei Züri ch der Vereinigung Korſakows und Suwarows, der bereits den Gotthard überſtiegen hatte, zuvor. Dieſer Sieg, der das halbe ruſſiſche Heer aufrieb und in deſſen Folge Rußland ſich von Oeſterreich trennte, rettete Frankreich. Als Maſſena die helvetiſchen und rhätiſchen Alpen wieder erobert hatte, ſandte ihn das Directorium im J. 1800 nach Italien, wo allenthalben die Oeſterreicher ſiegend vordrangen. Maſſena eilte, mit den vorhandenen geringen Streitkräften Genua zu erhalten. Seine Vertheidigung dieſer Stadt gehört zu den außerordentlichen. Erſt als alle Vertheidigungsmittel erſchöpft waren, nahm Maſſena, zehn Tage vor der Schlacht von Marengo, eine ehrenvolle Capitulation an; aber dieſe Schlacht ſchlug Oeſterreichs Heer zu Boden, und der Conſul Bonaparte, der nach Paris zurückeilte, übergab dem Vertheidiger Genua's den Oberbefehl der Armee. Bald darauf erfolgte der Friede. Maſſena wurde vom Seinedepartement in den geſetzgebenden Körper gewählt und Frankreichs neuer Kaiſer erhob ihn 1804 zum Reichsmarſchall. Im J. 1805 erhielt Maſſena den Oberbefehl in Italien. Er unterlag in der Schlacht bei Caldiero. Als aber der Erzherzog Carl durch das Unglück der deutſchen Waffen in Franken und Bayern zum Rückzug in das Innere Oeſterreichs gezwungen war, verfolgte er ihn, jedoch ohne ihm einen Vortheil abgewinnen zu können. Der Friede von Preßburg wurde geſchloſſen, und Maſſena eilte auf Napoleons Befehl nach Neapel, um dieſes Königreich für Joſeph in Beſitz zu nehmen. Hier blieb er, bis ihn 1807 Napoleon nach Polen berief, um den rechten Flügel der weitgedehnten fran-

zöſiſchen Heeresmacht zu befehligen. Er beſtand den mörderiſchen Kampf bei Pultusk, und am 12ten Juni 1807 erſtürmte er die Linien von Oſtrolenka. Der Friede von Tilſit hatte kaum auf dieſer Seite Ruhe gewährt, als 1808 der Krieg in Spanien ſich entzündete. Mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli betrat er dieſen Kriegsſchauplatz, von dem er 1809 nach Deutſchland abgerufen wurde. Hier kämpfte er in den großen Schlachten bei Regensburg, Aspern und Eßlingen und bei Wagram mit. In der zweiten rettete ſeine Standhaftigkeit und Ausdauer das franzöſiſche Heer vom gänzlichen Untergange, und Napoleon belohnte ihn mit der Würde eines Fürſten von Eßlingen. Bald nach dem Frieden eilte er aufs neue nach Spanien, um Englands unbeſiegtem Feldherrn ſich entgegenzuſtellen. Dieſer zog ſich vor der franzöſiſchen Uebermacht zurück und begnügte ſich, in einer felſenfeſten Stellung die Hauptſtadt Portugals zu vertheidigen, bis der Mangel dem feindlichen Heere den längern Aufenthalt unmöglich machte. Maſſena mußte ſich endlich zurückziehen. Sein Heer litt bedeutend, ſowohl durch Hunger als durch den thätig verfolgenden Gegner. Napoleon, mißvergnügt über dieſe ihm unerwünſchten Reſultate eines prahleriſch angekündigten Feldzugs, rief Maſſena zurück, und ließ ihn bis zu ſeinem Sturze ohne Anſtellung. Maſſena, der 1814 in Toulon commandirte, erklärte ſich ſogleich für Ludwig XVIII. Er ward Commandeur des St. Ludwigsordens. Bei Napoleons Landung 1815 aber war ſein Betragen in Toulon mindeſtens zweideutig. Als der Kaiſer wieder eingeſetzt war, ſchwor er zu ſeiner Fahne, und ward Pair und Commandant der Pariſer Nationalgarde. Als ſolcher trug er viel zur Erhaltung der Ordnung in der Stadt während der unruhigen Tage bei, die des Königs Rückkunft vorhergingen. Seitdem lebte er von allen Geſchäften zurückgezogen und ſtarb 1816.

Maſſenbach (von), königl. preuß. Oberſt und Generalquartiermeiſter, ward 1752 im Würtembergiſchen geboren und trat 1782 aus dieſem Dienſt in den preußiſchen über, wo er im Generalſtabe angeſtellt ward. Er wohnte dem Feldzuge von 1787 in Holland und dem Kriege gegen Frankreich bis zum Basler Frieden bei, ward 1800 Obriſt, und endlich in dem Feldzuge von 1806 als Generalquartiermeiſter bei der Hohenlohiſchen Armee angeſtellt, deren Capitulation bei Prenzlau er allerdings guten Theils mit veranlaßt hat. Er privatiſirte ſeitdem, bis er 1817 bei der würtembergiſchen Ständeverſammlung wieder auftrat und einiges Aufſehen erregte. Da er dem preußiſchen Cabinet durch die Drohung, wichtige Papiere öffentlich bekannt zu machen, gewiſſe Bewilligungen abzutrotzen verſuchte, ward er — als noch nicht verabſchiedeter preußiſcher Offizier — auf Requiſition dieſes Hofs in Frankfurt a. M. verhaftet und nach Cüſtrin gebracht, wo ſich eine eigne Commiſſion zu der über ihn verhangnen Unterſuchung verſammelte, deren Reſultat noch nicht bekannt iſt. Indeß glaubt man, daß der König ihn begnadigen werde. Man hat bei dieſer Gelegenheit gefragt, ob die freie Stadt Frankfurt durch ein Cartel verpflichtet war, den Obriſt von Maſſenbach als preußiſchen Deſerteur auf die Requiſition des preußiſchen Hofs auszuliefern? Denn im entgegengeſetzten Falle ſtand Maſſenbach im Gebiete der Stadt Frankfurt unter dem Schutze des Völkerrechts. Daß er aber eines groben Verbrechens gegen die öffentliche Sicherheit überführt gewe-

sen, und daher als ein höchst gefährlicher Mensch sich jenes Schutzes unwürdig gemacht habe, ist eben so wenig kund geworden. Es kann seyn, daß er seine Dienstpflicht als Offizier verletzt hat, ob er aber einen Hochverrath gegen den Staat und die öffentliche Sicherheit begangen hat, als er vermeintliche oder wirkliche Fehler in der ehemaligen (jetzt nicht mehr bestehenden) Staats- oder Heerverwaltung aufdeckte, wodurch allerdings die Ruhm- und die Eigenliebe manches Einzelnen gekränkt werden konnte, bedarf noch des Beweises. Er erscheint daher in den Augen Vieler als ein aus politischen Gründen, aus Scheu vor der Oeffentlichkeit, mit welcher er — es sey immerhin aus unedlen Beweggründen — gedroht hatte, und als ein vom Hasse Einzelner, die durch seine schonungslosen öffentlichen (für den Historiker und Staatsmann aber immer wichtig bleibenden) Berichte beleidigt worden sind, Verfolgter. — Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß auch Massenbach von einer gereizten Eigenliebe mancherlei zu schreiben angetrieben worden ist, was er wohl schwerlich verantworten möchte. Da er der Welt weniger durch das, was er gethan, als vielmehr durch das, was er von sich und Andern geschrieben, bekannt worden, so wird eine kurze Charakteristik seiner Schriften hier an ihrem Platze seyn. Auf eine frühere Schrift über den Differentialcalcul folgte in den 90ger Jahren eine Beschreibung des damaligen Kriegsschauplatzes, im Geschmack jener Zeit, ohne besondern Werth; — dann trat er nach dem unglücklichen Jahr 1806 mit mehrern Bänden Denkwürdigkeiten, Memoiren ꝛc. auf, in welchen er beweisen will, wie er den Untergang der Monarchie zu verhindern gestrebt, und daß er an dem Unglück, als es endlich gekommen, nicht Schuld gewesen. — Betrachtet man aber das für den ersten Zweck Mitgetheilte genauer, so findet man zwar einen lebhaften, vielseitig strebenden Kopf, einen Mann der sich gern geltend machen möchte, aber keine Plane, die dem Staate großes Heil gebracht haben würden *). Was den zweiten Zweck anlangt, so wird Niemand dem Obrist v. Massenbach die Unfälle des 14ten Octobers zur Last legen, wohl aber die Capitulation von Prenzlau. In Rücksicht auf selbige macht er (Memoiren 2ter Band, S. 102) ein Geständniß, das für einen Generalquartiermeister einzig zu nennen ist. Obwohl er fest behauptet, daß jener Irrthum auf die Capitulation des Corps keinen Einfluß gehabt, so will dies doch nicht recht einleuchten; und unterrichtete Männer wollen ihm die von den Franzosen sogenannte courage d'esprit im entscheidenden Momente eben so absprechen, als man nach genauer Lesung seiner Schriften ihm das Zeugniß eines scharfen Eindringens in das Wesen des Kriegs versagen muß. Mit

*) Doch ist es erwiesen, daß vor Eröffnung des Feldzuges 1806 der (durch den Erfolg gerechtfertigte) Plan des Fürsten Hohenlohe und seines Generalquartiermeisters v. Massenbach, welcher darauf drang, daß die Armee des linken Flügels sich über Hof in das südliche Deutschland bewegen sollte, am 25sten Sept. in der irrigen Voraussetzung verworfen wurde, daß Napoleon durchaus nicht den Angriff thun werde. Auch in dem großen Kriegsrathe zu Erfurt (5ten und 6ten Oct.) drang Massenbach von neuem mit allem Feuer eines exaltirten Gemüths auf den Abmarsch der Armee links hin, um der gefährlichen Offensive des Feindes noch zeitig genug zu begegnen, aber Lucchesini und der Herzog von Braunschweig blieben dennoch bei ihrer Ansicht.

Bezug auf seine neuern Bestrebungen in der Ständeversammlung hatte er einige kleine Schriften ausgehen lassen, von denen sich nicht viel mehr Vortheilhaftes sagen läßt.

Massillon (Jean Baptiste), einer der größten französischen Kanzelredner, geboren im Jahr 1663 zu Hières in der Provence, trat in seinem 17ten Jahre in die Congregation des Oratoriums, und gewann sich die Herzen allenthalben, wohin er geschickt wurde, durch sein einnehmendes Betragen, wie durch seinen Geist und seinen Charakter. Aber er zog dadurch auch den Neid seiner Mitbrüder auf sich; man beschuldigte ihn einiger Intriguen mit Frauen, und suchte ihn aus der Congregation zu entfernen. Wirklich soll er sich auf einige Monate in die Abtei von Saint-Fonds zurückgezogen haben. Der Beifall, den seine Leichenrede auf den Erzbischof Henri de Villars allgemein fand, bewog den damaligen General seiner Congregation, La Tour, ihn nach Paris zu berufen. Er mußte gehorchen und gegen seine eigentliche Neigung die Kanzel besteigen, auf der sein Genie bald in seiner ganzen Eigenthümlichkeit sich entwickelte. Nach andern machte eine Antwort auf einen Hirtenbrief des Cardinals Noailles, die er im Namen seines Klosters aufsetzen mußte, den Cardinal auf ihn aufmerksam, und auf seinen Befehl kehrte Massillon wieder zu den Oratorien zurück, und legte sich ausschließlich auf Kanzelberedsamkeit. Der allgemeine Beifall, den er fand, war fast ohne Beispiel und bald wünschte ihn der Hof zu hören. Auch hier fand er volle Anerkennung, denn er sprach mit jener mächtig ergreifenden Einfalt, der nur gänzliche Gefühllosigkeit widersteht. Auch entging es Ludwig XIV. nicht, daß Massillon sich von allen andern Predigern unterscheide, und als er zum erstenmal zu Versailles gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Wenn ich andre Prediger gehört habe, war ich sehr wohl mit ihnen zufrieden; aber da ich Sie gehört habe, bin ich sehr unzufrieden mit mir selbst gewesen." — Seine Declamation trug nicht wenig zu der Wirkung seiner Worte bei. Mit scheinbarer Kunstlosigkeit, ja Nachlässigkeit, rührte und belehrte er sicherer, als Andre durch einen pathetischen Vortrag, dessen Erkünsteltes der Zuhörer oft mit Widerwillen wahrnimmt. Der berühmte Schauspieler Baron brach einst am Schluß einer Predigt Massillons, der er beigewohnt, in die merkwürdigen Worte aus: „Das ist ein Redner, wir sind nur Komödianten." — Im J. 1704 erschien Massillon zum zweitenmal am Hofe und fand denselben Beifall. Der König sagte ihm, daß er ihn alle zwei Jahre zu hören wünsche. — Seiner philosophischen und friedliebenden Gesinnungen wegen wurde er gewählt, um den Cardinal Noailles mit den Jesuiten wieder zu versöhnen; allein er mißfiel beiden Parteien und machte die Erfahrung, daß es leichter sey, Sünder zu bekehren, als Theologen auszusöhnen. Der Regent, der sein Verdienst kennen gelernt hatte, ernannte ihn 1717 zum Bischof von Clermont. Er würde dies Amt nicht haben annehmen können, wenn nicht ein Freund die damit verbundenen Kosten bezahlt hätte. Als er im folgenden Jahre vor Ludwig XV., der erst neun Jahre alt war, predigen sollte, verfaßte er jene unter dem Titel Petit-Carême (Fastenpredigten) bekannten Reden, die ein Meisterwerk der Kanzelberedsamkeit sind. Unter den wichtigen Wahrheiten, die er darin einschärft, ist auch die: daß nicht die Fürsten, sondern das Gesetz über die Völker

herrſchen ſolle, daß erſtere nur die Diener und Bewahrer des letztern ſind; daß die Völker ſie, auf Gottes Befehl, zu dem gemacht, was ſie ſind, und daß ſie das, was ſie ſind, nur für die Völker ſeyn ſollen; daß die Fürſten an Macht verlieren, wenn ſie mächtiger ſeyn wollen als das Geſetz, und daß alles, was die Oberherrſchaft verhaßt macht, ſie entkräftet und vermindert. — Im Jahr 1719 trat Maſſillon in die Academie françaiſe. Der Cardinal Du Bois wirkte ihm die Prälatur von Sevigny aus. Seine letzte Rede, die er in Paris hielt, war die Leichenrede auf die Ducheſſe von Orleans. Seitdem verließ er ſeine Diöceſe nicht mehr, wo ſeine Tugenden, beſonders ſeine Wohlthätigkeit, ihm die allgemeinſte Liebe und Verehrung gewannen. Er ſtarb 1742. Der Werth ſeiner Beredſamkeit beſtand nicht in jener ſcheinbar declamatoriſchen Wortfülle und in jenem ſichtbaren Aufbieten aller Künſte der Reſſe, durch welche Bourdaloue ſich die Gunſt ſeiner Zeit mühſam errang, ſondern in jenem edeln und ſchlichten Fluß der Rede, die, auf tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens gegründet, die Hörer ergriff und rührte, ohne ſie zu betäuben und eben daher tiefere und bleibendere Eindrücke hinterließ. Indem er vorzüglich das Gefühl anſprach, erfüllte er die Seele mit jener lebendigen und heilſamen Rührung, wodurch die Liebe zur Tugend geweckt wird. Gehaltvolle Ideen, gewählte und harmoniſche Ausdrücke, lebhafte und natürliche Bilder, Deutlichkeit und Fülle des Styls charakteriſiren ſeine Beredſamkeit, beſonders in dem Petit - Carême. Der Neffe dieſes berühmten Mannes hat eine vollſtändige Ausgabe der Werke ſeines Oheims beſorgt 1745 und 1762 in 15 Bänden. (deutſch Dresden 1753, 15 Bände, in einer ſchlechten Ueberſetzung).

Maſſinger (Philipp), ein ausgezeichneter engliſcher Schauſpieldichter, geboren zu Salisbury um 1585, ſtudirte zu Oxford, ging darauf nach London, und ſchrieb für das Theater, oft in Verbindung mit andern engliſchen Schauſpieldichtern ſeiner Zeit, z. B. Decker, Middleton und Rowley. Nach einigen iſt er 94 Jahr alt geworden, nach andern ſchon 1639 geſtorben. Maſſinger iſt nach Bouterwek ein verſtändiger und geiſtreicher Schriftſteller. Der Hauptvorzug ſeiner Stücke beſteht beſonders in einer kunſtreichen und intereſſanten Vertheilung und Verbindung der Scenen, in einer durchdachten Compoſition, die zu einer überraſchenden und doch gehörig vorbereiteten Entwickelung führt. Kein engliſcher Schriftſteller hat vor Maſſinger einen dramatiſchen Plan verſtändiger entworfen und die Einheit der Handlung ſo glücklich mit der romantiſchen Mannigfaltigkeit der Scenen verbunden. Doch iſt die Regelmäßigkeit ſeiner Stücke von der franzöſiſchen immer noch unterſchieden, welche der Anſtand mehr beherrſcht. Seine Correctheit hatte nichts Studirtes oder Nüchternes. Seine Phantaſie war nicht reich, aber behandelte dramatiſche Stoffe mit Freiheit und Leichtigkeit. Man hat 17 Schauſpiele von ihm, worunter ſich beſonders einige Trauerſpiele und Tragikomödien befinden. Ihr Stoff iſt größtentheils aus Novellen oder aus der Geſchichte geſchöpft. Hieher gehört z. B. the Duke of Milan (der Herzog von Mailand), ein Stück voll lebendiger Handlung und Darſtellung der Leidenſchaften. In Luſtſpielen war er weniger glücklich. Seine Dramatik Works hat Thomas Coxeter, Lond. 1761. in 4 Bänden 8. und W. Maſon, Lond. 1779. 6 Bände, 8. herausgegeben.

— s.

Mast. Masten heißen die größten und längsten Baumstangen, die auf den Schiffen das Segel und Tauwerk tragen, und durch die sogenannte Wand aufrecht erhalten werden. Hieraus ergibt sich, daß sie zu den wichtigsten Theilen des Schiffes gehören, ohne welche die Regierung größerer Schiffe unmöglich ist. Die kleinen Schiffe haben einen oder zwei, die großen vier bis fünf solcher Masten. Man unterscheidet den größten Mittelmast, welcher unmittelbar auf dem Kiele ruht, den vordern Fockmast oder die Focke, und den hintersten Besan oder Besanmast, wozu das schief vorwärts hinausliegende Bugspret kommt. Die meisten Masten sind von Fichten. Die längsten messen über 100 Fuß und sind 25 bis 30 Palmen, 4 auf den Fuß gerechnet, dick. Von diesen kostet das Stück bis über 300 Thaler. Man handelt sie in den Seestädten der Ostsee. Nach denen, welche die Nadelhölzer im Norden von Europa liefern, kommen die aus Nordamerika.

Mastix, ist das Harz des immergrünenden Mastixbaums, (Pistacia Lentiscus,) der in verschiednen warmen Ländern wild wächst. Das Harz schwitzt aus dem Stamme und den größern Aesten entweder von selbst, oder durch gemachte Einschnitte heraus. Die beste Mastix kommt aus Chio (s. d. Art.), einer Insel im griechischen Archipel, wo man jährlich gegen 50,000 Centner erbaut. Je weißer und durchsichtiger der Mastix ist, für desto besser wird er gehalten. Er wird zu einigen Arzneimitteln, vorzüglich aber als Räucherpulver gebraucht. Der unter dem Namen Mastix bekannte Kitt ist eigentlich eine Vermischung ganz andrer Materialien.

Mastricht (Trajectum ad Mosam), eine stark befestigte Stadt, welche jetzt die Hauptstadt der niederländischen Provinz Limburg ist, nachdem sie von 1795 bis 1814 zu Frankreich gehört hatte, und die Hauptstadt des Departements der niedern Maas gewesen war. Sie liegt an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Jecker aufnimmt und sie in zwei Theile trennt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine schöne, 500 Fuß lange steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, hat mehrere ansehnliche Plätze, darunter der große Marktplatz mit dem sehr schönen Rathhause, der mit Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 katholische und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen, 3000 Häuser und 18,000 Einwohner. Die Stadt ist eine der stärksten Festungen in den Niederlanden und der Schlüssel zu diesem Königreiche von der Maas her. Auch hat sie auf dem St. Petersberge, einem auf der Westseite der Maas gelegenen Berge, eine Citadelle, und durch Schleusen kann das flache Land zwischen der Stadt und dem St. Petersberge unter Wasser gesetzt werden. Es befindet sich hier ein reformirtes Gymnasium und auf dem Rathhause eine öffentliche Bibliothek. Die Einwohner, theils Katholiken, theils Protestanten, unterhalten Branntweinbrennereien, Tuch-, Gewehr-, Seife-, Leder- und Flanellfabriken, und treiben Krapp-, Tabaks- und Cichorienbau. In dem St. Petersberge ist ein vortrefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Eingang hat, wo Wagen leicht hineinfahren, und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Dieser Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch unzählige viereckige Pfeiler unterstützt werden. Hin und wieder sind Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse.

In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem sichern Zufluchtsorte. Es sollen in diesem Steinbruche, worin an 40,000 Menschen Platz haben, gegen 20,000 Wege sich durchkreuzen, und der Umfang 12 Stunden betragen. Ohne einen erfahrnen Wegweiser ist es gefährlich, sich in dieses Labyrinth von Gängen zu wagen.

Masurisch, Masure, ist ein polnischer Nationaltanz, dessen Melodie in den Dreiviertelact gesetzt wird, und wobei die Grundstimme immer auf einem Tone liegen bleibt, oder sich in gebrochnen Octaven, wie bei dem Murky, bewegt.

Matador, wörtlich ein Todtschläger. Dieser Name, den man gegenwärtig noch in einigen Kartenspielen, als L'Hombre, Tarock, Solo, von den höchsten Trümpfen und daher auch von wichtigen Personen braucht, schreibt sich von den Matadoros, einer Compagnie freiwilliger Spanier her, welche die Bewohner Barcelona's zu Anfang dieses Jahrhunderts errichteten, als sie wider Philipp V. stritten, und welche die Bestimmung hatten, beständig die Straßen zu durchziehn und das geringste Murren wider die Regierung mit dem Tode zu bestrafen.

Matelot (Tanz), s. Hornpfeife.

Mater, s. Filial und Matrize.

Materia medica, Heilmittellehre, s. Medicin.

Materie, Materiell. Materie oder körperlicher Stoff ist dasjenige, was den Raum ausfüllt. Jeder Körper muß in einem Raume enthalten seyn, daher ist die Vorstellung von Ausdehnung jedesmal damit verbunden. Dessen ungeachtet ist der Raum nicht als Eigenschaft der Körper zu betrachten, sondern blos als Form der äußern sinnlichen Anschauung. Die Materie ist Erscheinung unsrer äußern Sinne überhaupt. Von dem Wesen der Materie und von der Art, wie sie auf uns wirkt, hat man sich von jeher die verschiedensten Vorstellungen gemacht. In den ältesten Zeiten nahm man seelenähnliche Kräfte in der Materie an, vermöge welcher die materiellen Theile auf uns wirkten. Leucipp und Demokrit setzten den leeren Raum und Atomen an ihre Stelle und erklärten daraus die ganze lebendige Natur durch Einwirkung äußrer Kräfte. In den spätern Zeiten unterschied Descartes das Materielle durchaus von dem Einfachen oder Geistigen, und setzte das Wesen der Materie blos in die Ausdehnung. Nach ihm ist die Materie nicht einfach, sondern zusammengesetzt, und zwar aus Theilen, welche in der Wirklichkeit zwar untheilbar oder Atomen, im Verstande oder in der Vorstellung aber noch theilbar und ausgedehnt sind. Newton, der in metaphysische Untersuchungen nicht einging, führt blos an, daß er die Materie als eine Zusammenhäufung der kleinsten Theilchen betrachte, die selbst wieder materiell und ausgedehnt sind und durch eine unbekannte Kraft sehr stark unter sich zusammenhängen, woraus folgt, daß er auch zu den Atomisten gehörte. — Der Dualismus des Descartes verwickelte die Metaphysiker wegen der Verknüpfung des Geistigen mit dem Materiellen in große Schwierigkeiten, und veranlaßte mehrere metaphysische Systeme. Eins der merkwürdigsten ist das idealistische oder der Idealismus (s. d. Art.), nach welchem alle Materie schlechterdings geläugnet, alle Vorstellungen aber, die man sich von der Materie macht, für nichts weiter erklärt werden, als für Ideen oder Vorstellungen, welche die Gottheit in der Seele des Menschen erweckt. Malebranche gründete darauf die Mei-

nung, daß wir alle Dinge in Gott sehen, und daß uns selbst der Glaube berechtige, alle Dinge außer Gott, und die Geister überhaupt zu läugnen. Er betrachtet die Wirkung der Materie auf unsern Geist als Einwirkung der Gottheit. Spinoza und Hume gingen im Idealismus noch weiter. Der erstere nahm eine einzige Substanz an, deren Eigenschaften unendliche Denkkraft und Ausdehnung sind, so daß alle geistigen Erscheinungen Zustände dieser einzigen Denkkraft und alle materiellen Phänomene Zustände eben dieser einzigen Ausdehnung sind. Hume nimmt weder Substanzen noch Subjecte oder sonst selbstständige Wesen an, sondern betrachtet alles Geistige und Materielle als eine Reihe vorübergehender Erscheinungen. Leibnitz, welcher einsah, wie schwer sich der Einfluß der Materie auf uns aus Dualismus, Idealismus und Materialismus erklären lasse, stellte die Lehre von den Monaden auf. Er hielt dafür, daß nur etwas Geistiges auf unsre Seele wirken könne, und daß alle unsre Begriffe von Materie sich zuletzt in bloße Begriffe von Erscheinungen und Eigenschaften auflösen müßten. Er verwarf die Atomen, und behauptete, daß sie wenigstens im Verstande theilbar seyn müßten, mithin keine wahre Eigenheiten wären. Die Eigenschaften der Materie sah Leibnitz für bloßen Schein an, und den physischen Körper, so wie er sich unsern Sinnen darstellt, als ein verworrenes Phänomen der Wirkungen einfacher Substanzen auf die Organe unsrer Sinne. Die einfachen Substanzen, d. i. die Monaden, sind den geistigen ähnlich, beide aber Vorstellungskräfte, wovon jede ihre Grundbestimmung hat. Die ganze Welt macht nach Leibnitz eine zusammenhängende Reihe solcher Vorstellungskräfte aus, deren Größe und Beschaffenheit verschieden ist. Die ruhenden Vorstellungskräfte sind die Substanzen der scheinbaren Materie; die wachenden aber sind Geister; die vollkommenste aller möglichen und wirklichen Vorstellungskräfte ist die Gottheit selbst, die sich alle mögliche Substanzen mit ihren Eigenschaften und Verhältnissen auf das deutlichste und ohne vorbildende Außendinge vorstellt. Priestley bildete die Meinung Boscowichs, daß die Materie blos aus physischen Punkten bestehe, welche einander anziehn und abstoßen, weiter aus, und sagte, die Materie sey ein bloßes Anziehn und Abstoßen, welches sich auf gewisse mathematische Punkte im Raume beziehe. Seinem Dafürhalten nach, läßt sich die Seele recht wohl aus einer veredelten Materie erklären, welche blos aus Kräften besteht, und ungeachtet ihrer Materialität dennoch das Vermögen zu denken und zu empfinden besitze. Dem widerspricht De Luc, der übrigens ein Vertheidiger der atomistischen Vorstellungsart, und dem Dualismus zugethan war. Wir könnten noch mehrere Meinungen über die Natur und das Wesen der Materie anführen, wenn nicht aus dem Bisherigen genugsam erhellte, daß mit Bestimmtheit nichts darüber entschieden werden kann. — In der Philosophie wird die Materie (Gehalt) auch der Form entgegengesetzt. — Materiell ist sonach was der Materie angehört, mithin was Ausdehnung und Theilbarkeit hat, körperlich, — entgegengesetzt dem Spirituellen; und uneigentlich das Dichte, Grobe, Starke, dem Feinen, Aetherischen entgegengesetzt. Dann auch dem Formalen entgegengesetzt, was den Inhalt, das Wesen eines Gegenstandes betrifft (besser material).

Material-Encyclopädie ist eine solche, welche den Inhalt der Künste und Wissenschaften, es sey systematisch oder alphabetisch, mehr oder weniger ausführlich darstellt, im Gegensatz der formalen Encyclopädie, welche blos einen Umriß giebt.

Materialismus, diejenige philosophische Behauptung oder systematische Ansicht, vermöge welcher die Materie, oder die körperliche Substanz als Grundprincip der Dinge angesehen wird. Wer ihr zugethan ist, heißt Materialist im philosophischen Sinne, z. B. der Verfasser des Système de la nature u. A. In Beziehung auf die Seelenlehre insbesondere ist Materialismus die Annahme, die Seele sey eine materielle Substanz (psychologischer Materialismus). Der Materialismus ist somit dem Spiritualismus oder Immaterialismus entgegengesetzt; beide aber sind Arten des monistischen Dogmatismus (s. d. Art.). Jener kann nun wie dieser entweder empirisch seyn, wenn er seine Behauptung auf Erfahrungen von der Sinnenwelt zu gründen, und also die innern Erscheinungen aus den Erscheinungen des äußern Sinnes abzuleiten versucht, — oder transscendental, wenn er über diesen letztern Unterschied selbst, als durch die Erfahrung gegeben, hinausgeht. Beide aber, der Spiritualismus sowohl, als der Materialismus, sind Einseitigkeiten und enthalten keine zureichenden Erklärungsgründe der entgegenstehenden Erfahrung. Der Materialismus ist aber verschieden, je nachdem er die Materie an sich, oder die Organisation derselben zu dem Ursprünglichen macht, und im erstern Falle bald eine ätherische Materie, ein unsichtbares Fluidum, bald das Licht, das Wasser ꝛc. als die Grundmasse annimmt, wie auch nach den besondern Hypothesen, durch welche er das Entstehen aller Dinge daraus erklärt. In besonderer Beziehung auf die Seele behauptet der Materialist daher, die Materie bringe an sich geistige Veränderungen hervor, oder sie sey Resultat der ganzen körperlichen Organisation, durch welche die Materie verfeinert und zum Geiste veredelt werde. Allein dadurch bleibt immer unerklärt, wie die Materie denken und die physische Bewegung geistige Veränderungen hervorbringen könne, die wir an so vielen organisirten Wesen nicht wahrnehmen, wie namentlich eine Vorstellung von seiner eignen Vorstellung entstehen könne. Man erfand daher viele eben so unerweisliche Hülfshypothesen. Am meisten aber streitet gegen eine solche Annahme das Bewußtseyn der Identität und Freiheit des Menschen, welche durch dieselbe aufgehoben wird, indem die Materie durch das Gesetz der Naturnothwendigkeit unbedingt beherrscht, und das freie Wesen dadurch zur Maschine erniedrigt wird. Auch geht der Materialismus in der practischen Philosophie nothwendig in den Eudämonismus über, so wie er in religiöser Beziehung zum Atheismus oder zum Pantheismus und Fatalismus führen muß. Wie er sich zum Realismus verhalte, mit welchem er oft verwechselt wird, s. in dem Art. Realismus. Uebrigens ist der Materialismus eine sehr alte Vorstellungsart, und die herrschendere in der ältern griechischen Philosophie, Mythologie und Poesie: denn die Sinnenwelt regt zuerst das Nachdenken auf, der Mensch bildet sich zuerst sinnlich aus, auch ging darum der poetische Materialismus dem philosophischen vorher; nur wurden beide von einem phantasiereichen und sinnigen Volke sehr verfeinert und poetisch ausgebildet. T.

Mathematik, Mathēsis, Größenlehre (von den Griechen vorzugsweise Lehre oder Wissenschaft genannt, da sie keiner Erfahrung zu ihrer Begründung bedarf), umfaßt alle Größenverhältnisse, entweder als Gegenstände der bloßen Abstraction ohne Rücksicht auf Materie und Gestalt (mit deren wissenschaftlicher Darstellung sich die reine Mathematik, mathesis pura, be-

schäftigt), oder als Gegenstände der Erfahrung (angewandte Mathematik, mathesis applicata). Wie überhaupt Größe erkannt, und gewissen Operationen des Denkens, nämlich der Vergleichung und Verbindung oder Trennung, unterworfen werden könne, muß eine Philosophie der Mathematik zeigen; die Größe jenen Operationen wirklich zu unterwerfen, ist der Zweck der Mathematik selbst. Alle Größen sind entweder zählbare (discrete, arithmetische), oder meßbare (indiscrete, ausgedehnte, geometrische). Erstere werden durch das Vermögen des Zählens erhalten, und in der Arithmetik oder Zahlenwissenschaft betrachtet; letztere entstehen durch Bestimmung der Ausdehnung im Raume, und machen den Gegenstand der Geometrie aus. Beide zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Arithmetik in allgemeine und besondere; jene wieder in Analysis des Endlichen und Analysis des Unendlichen, diese in niedre und höhere Arithmetik (s. den besondern Artikel). Die Geometrie wird ebenfalls in niedere und höhere eingetheilt. An sie schließt sich die Lehre von den Kreisfunctionen an. Einen besondern Theil der Arithmetik macht die Syntaktik, Combinationslehre oder Ordnungslehre aus, welche die möglichen Anordnungen einer gewissen Menge von verschiedenen Dingen lehrt und worauf die Wahrscheinlichkeitsrechnung beruht. Die angewandte Mathematik betrachtet jene Wissenschaften, in so fern sie auf Gegenstände des gemeinen Lebens angewendet oder auf Erfahrungssätze gegründet werden, und dann machen jene genannten Theile der reinen Mathematik Theile der angewandten Mathematik aus. Zur angewandten Mathematik gehören die Rechenkunst mit benannten Zahlen, die Mechanik, Optik, Astronomie, Chronologie, Gnonomik, die architektonischen, nautischen und Kriegswissenschaften. In der Mechanik oder Bewegungslehre wird die Zeit betrachtet, in welcher Körper einen bestimmten Raum durchlaufen, oder die Geschwindigkeit nebst der dazu erfoderlichen Kraft. Die reine Mechanik umfaßt, als besondere Theile, Statik und Mechanik der festen Körper, Hydrostatik und Hydraulik oder Hydrodynamik und Aërometrie (s. die bes. Art.). — Die Mathematik hat übrigens, obgleich sie, bloß auf Principien a priori gegründet, gleich anfangs in einer gewissen Vollendung aus dem menschlichen Geiste hätte hervorgehen können, dasselbe Schicksal mit allen übrigen Wissenschaften gemein gehabt, daß sie von geringen Anfängen an, erst allmählig sich emporgehoben hat. Wahrscheinlich haben sie zuerst Indier und Aegypter cultivirt, von denen sie auch zum Theil zu den Griechen mag übergegangen seyn, unter denen sich Pythagoras, Plato und Eudoxus die ersten Verdienste um sie erwarben. Ihnen folgten die berühmtesten griechischen Mathematiker, Euklides, Archimedes, Eratosthenes, Apollonius, Conon, Nicomedes, Hipparchus und Andere vor Chr. Geb.; nach Chr. Geb. Nicomachus, Ptolemäus, Diophantus, Pappus, Theon und seine Tochter Hypatia, Proclus, Eutocius. Doch hob sich vorzüglich nur die Geometrie, während die Arithmetik noch ziemlich unvollkommen blieb, und die übrigen Theile der Mathematik noch völlig unbekannt waren. Unter den Römern hat diese Wissenschaft nie sonderlichen Eingang gefunden, um so mehr aber bei den Arabern, bei welchen sie vorzüglich vom 10. bis zu Ende des 12. Jahrhunderts blühte, und von denen die Trigonometrie und Algebra erfunden wurde. Von hier drang sie durch die

Nacht der Barbarei auch endlich nach Europa, wo ſich ſchon im 13. Jahrhundert König Alphons von Caſtilien durch die Herausgabe der Alphonſiniſchen Tafeln von mehrern Gelehrten, die er an ſeinem Hofe verſammelt hatte, bleibende Verdienſte um die Mathematik erwarb. Im 15. Jahrhunderte betrieben ſie zuerſt in Deutſchland Johann von Gmünden, Peurbach, Regiomontan, mit vielem Eifer, von welcher Zeit an ſie ſchnelle Fortſchritte machte, ſo daß das 16. Jahrhundert ſchon mehrere vorzügliche Mathematiker, wie Cardanus, Vieta, Ludolph van Ceulen, Peter Nunez, Juſtus Byrge u. A. aufzuweiſen hatte. Doch erſt das 17. und 18. Jahrhundert zeichneten ſich durch glänzende Entdeckungen aus; erſteres durch Erfindung der Logarithmen, der Differenzial- und Integralrechnung, durch Männer, wie Galilei, Toricelli, Paſcal, Descartes, L. Hoſpital, Caſſini, Huyghens, Reper, Harriot, Wallis, Barrow, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli und viele Andre; das 18. Jahrhundert durch Erfindung der Combinationslehre und der Variationsrechnung und durch große Vervollkommnung aller Theile der Mathematik, durch einen Manfredi, Nicoli, Nicol. und Dan. Bernoulli, Leonh. Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Moiven, Clairaut, d'Alembert, Lambert, Tob. Mayer, Käſtner, Hindenburg, La Grange, La Place, Le Gendre, Gauß und mehrere noch Lebende, durch deren Bemühungen die meiſten einzelnen Theile der Mathematik zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gelangt ſind. Uebrigens iſt die Mathematik eine ſolche Wiſſenſchaft, deren Sätze die ſtrengſten Beweiſe verſtatten, und die einleuchtendſte Gewißheit (Evidenz) gewähren, daher heißt mathematiſch auch, was unumſtößlich gewiß iſt.

Mathematiſche Geographie iſt die Wiſſenſchaft von dem, was ſich auf der Oberfläche der Erdkugel ausmeſſen läßt, oder die Anwendung der Mathematik und Aſtronomie auf die Ausmeſſung der Erde. Schon die Alten hatten in dieſer Wiſſenſchaft nicht unbedeutende Fortſchritte gemacht. Es geht aber alle Meßkunſt auf der Erde von zwei Principien aus: einmal, daß die Erde als Kugel zu betrachten, und zweitens daß die Punkte und Kreiſe, welche man ſich am Himmel dinkt, mit ähnlichen Punkten und Kreiſen auf der Oberfläche der Erde übereinſtimmen und zuſammenfallen. Ueber die Kugelgeſtalt der Erde ſehe man die Art. Erde und Geſtalt der Erde. Die Punkte oder Kreiſe, welche man auf der Oberfläche der Erde annimmt, ſind hauptſächlich die beiden Pole, der Aequator, die Wendekreiſe, die Polarkreiſe, die Meridiane, die Parallelkreiſe. Sie theilt mittelſt einiger dieſer Kreiſe die Erde in die verſchiedenen Erdſtriche, mittelſt anderer beſtimmt ſie die Länge und Breite der Orte, und lehrt die Anfertigung der Globen und Landkarten. (Man ſehe über die genannten Gegenſtände die einzelnen Artikel.)

Mathilde, Markgräfin von Toscana, bekannt durch ihre unbegränzte Anhänglichkeit an Gregor VII. Sie war eine Tochter des Marquis Bonifaz von Toscana, geb. 1046, und vermählte ſich mit Gottfried dem Buckligen, Sohn des Herzogs von Lothringen, lebte aber ſtets von ihm getrennt und mochte das milde Clima Italiens nicht mit einem nordiſchen Himmel vertauſchen. Im 30. Jahre Wittwe, trat ſie ganz auf die Seite Gregors VII. und Urban II. gegen den Kaiſer Heinrich IV. ihren Vetter. Sie war beinahe die unzertrennliche Geſellſchafterin Gregors, ſtets bereit, ihm in allem, was er bedurfte, beizuſtehen. Dieſe enge Verbindung gab ſchon der Mit-

welt zu vielen ungünstigen Bemerkungen über sie Anlaß, die jedoch höchst wahrscheinlich ungerecht waren. Denn so gewiß es nicht blos Politik, sondern auch gegenseitige Neigung und Achtung war, worauf ihre Verbindung beruhte, so wird es durch alle Umstände immer glaublicher gemacht, daß auch das zartere Verhältniß, das dadurch zwischen ihnen geknüpft wurde, immerfort reines Verhältniß blieb. Mathilde war von Kindheit an daran gewöhnt worden, in dem Papste einen Heiligen, und den Heiligen zugleich als Vater zu verehren; denn ihre Mutter Beatrix hatte ihr schon im zartesten Alter diese Gesinnungen eingeflößt. Auch war sie schon als Kind in öftern Umgang mit ihm gekommen. Dadurch hatte auch er mehr Gelegenheit erlangt, zur Bildung ihres Geistes mitzuwirken. Nimmt man noch dazu, daß ihr Geist einer sehr hohen Spannung empfänglich, und in ihrem Charakter die weibliche Beharrlichkeit bis zur männlichen Festigkeit abgehärtet war; so begreift man auch, wie sie so viel für Gregor wagen und thun konnte. Die berühmte Schenkung aller ihrer Güter und Besitzungen an die römische Kirche (im J. 1077 oder 1079; denn das Instrument darüber ist verloren) darf wohl kaum unter die Opfer gerechnet werden, die sie ihm brachte; denn dies kostete sie zuverlässig am wenigsten: aber es war dieser weibliche Genius, der in jeder Gefahr als sein Schutzgeist über ihn wachte, jede Gefahr, die er nicht von ihm abwenden konnte, mit ihm theilte, und ihn noch ermunterte, der unabwendbaren Gefahr mit Muth und Standhaftigkeit entgegenzugehen. Sie allein stand ihm im J. 1081 gegen den Kaiser bei, unterstützte ihn mit den Schätzen ihrer Kirche, als er in Rom eingeschlossen war, und führte selbst noch nach Gregors Tode den offnen Krieg gegen den Kaiser fort. Ihr Tod erfolgte im Jahre 1115 und gab zu neuen Fehden zwischen Kaiser und Papst (Pascal III.) wegen jener Schenkung Anlaß, welche endlich dahin entschieden wurden, daß der Kaiser einen Theil der Mathildischen Güter dem Papste abtrat. Diese hatten in Toscana, Mantua, Parma, Reggio, Piacenza, Ferrara, Modena, einem Theil von Umbrien, dem Herzogthum Spoletro, Verona, fast allem, was das heutige Patrimonium Petri ausmacht, von Viterbo bis Orvieto, nebst einem Theile der Mark Ancona bestanden. (Vergleiche den Art. Papst und Gregor VII.) A—s.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel heißt eigentlich jedes förmliche schriftliche Verzeichniß gewisser Personen, welche zu Einem Stande gehören. So ist namentlich bei der Universität die Matrikel das Verzeichniß, worin die Studenten bei ihrer Aufnahme als Bürger der Universität eingetragen (immatriculirt) werden; bei den Soldaten die Musterrolle; bei den Geistlichen das Verzeichniß der Eingepfarrten einer Kirche, so wie der Getauften, Gestorbenen, Getrauten, auch der bei einer Pfarre befindlichen Einkünfte; ferner die Reichsmatrikel, ehedem das Verzeichniß aller Stände des deutschen Reichs nach ihrer Ordnung und ihrem Vermögen. Daher Matricular-Anschlag, die Bestimmung dessen, was ein Reichsstand zu den allgemeinen Bedürfnissen beizutragen hatte.

Matrize heißt eigentlich bei Schraubenwerken die Mutter oder das Stück, in welchem die Spindel auf- und abgeht; bei den Schriftgießern heißt es die Form, worin Buchstaben abgegossen werden. Sie besteht aus einem viereckigen Stücke Kupfer, auf welches

der Buchstabe mittelst der Patrize eingeschlagen wird; beim Münzwesen der Prägestock.

Matrone war bei den Römern jede Frau, die mit einem Bürger in rechtmäßiger Ehe lebte; dann eine Ehrenfrau, ehrwürdige bejahrte Frau.

Matt (im Arabischen todt) oder schach matt im Schachspiel, wenn der König der einen Partei keinen Zug mehr thun kann, und so dieselbe überwunden ist.

Matte ist bekanntlich ein Flechtwerk aus Baumbast, Binsen, Stroh, Schilf, Rohr und andern dazu tauglichen Materien. Man gebraucht die Matten zum Einpacken der Waaren, zu Körben und Behältnissen trockner Sachen, Fußtapeten ꝛc. Sie werden von unzünftigen Handwerkern (Mattenflechtern) verfertigt. Die wichtigsten für den Handel sind die in Rußland, besonders in Sibirien aus Lindenbast verfertigten (Rogoshi), welche aus Archangel und St. Petersburg in großer Menge verführt werden. Die Schilfmatten braucht man zu Fußdecken. Sie werden im Preußischen, in Holland und in verschiedenen Gegenden von Amerika verfertigt, und sind oft bemahlt.

Matthäi (Friedrich), ein ausgezeichneter Mahler, geboren in Dresden um 1775, Sohn des Bildhauers und jetzigen Inspectors über das dortige Mengsische Gypscabinet, bildete sich zur Kunst unter Anleitung seines Vaters, und auf der dasigen Akademie unter Casanova. Im J. 1796 wurde er zum Pensionär dieser Akademie aufgenommen, und trat um diese Zeit mit einem, sein Talent zur Kunst bewährenden, Gemählde, das Urtheil des Paris vorstellend, auf. Nach Casanova's Tode ging er nach Wien und setzte seine Studien auf der Akademie daselbst unter Füger mit großem Fleiße fort. Von dort aus sendete er zwei Gemählde, beide mit halben Figuren, den Cato von Utica und den Brutus, dem sein böser Genius erscheint, nach Dresden, welche auf der Kunstausstellung mit vielem Beifall betrachtet wurden. Noch mehr Lobsprüche erhielten seine im J. 1800 aufgestellten Gemählde, Castor und Pollux, und eine Scene aus der Sündfluth nach Geßners Dichtung. Im J. 1802 verließ Matthäi Wien, um sich in Italien nach den Meisterwerken der Kunst weiter auszubilden; er blieb zuerst einige Zeit in Florenz, und lieferte zu der dortigen Preisvertheilung im J. 1803 ein Gemählde, welches denselben Gegenstand, wie das letzterwähnte, behandelt. Er erwarb sich durch dasselbe nicht allein den ersten Preis, sondern wurde auch zum Professor honorarius der Akademie ernannt. Späterhin sendete er aus Italien mehrere Gemählde nach Dresden, die daselbst öffentlich ausgestellt waren; besonders großen Beifall erhielt im Jahr 1807 seine Ermordung des Aegysthus, und seine Copie einer Grablegung Christi von Raphael, welche er im folgenden Jahre bei seiner Rückkehr in sein Vaterland mitbrachte, im J. 1812 aber ein dort ausgestelltes Gemählde, Christus, der die Kinder segnet. Matthäi ist seit 1809 Professor an der Dresdner Mahlerakademie. Wenn auch die von ihm erschienenen Werke nicht von gleichem Gehalt sind, so bewährten doch schon die frühesten Arbeiten seinen Beruf für die Kunst, seine Liebe zu derselben und seinen Fleiß. Man rühmte darin besonders die Composition, die richtige Zeichnung und die großartige Draperie, vor allem aber sein Colorit, welches sich der alten florentinischen Schule näherte. Eine gewisse Härte und Kälte, ein Mangel an Anmuth und tiefem Gefühl wurde an denselben damals gerügt, allein an sei-

nen neuern Arbeiten hat man diese Mängel weniger bemerkt, und sie in aller Art lobenswerth befunden. Seine Porträts sind treffend und wahr. Auch im Leben zeichnet sich dieser Künstler als ein unterrichteter, durch Reisen gebildeter, und im Umgange höchst angenehmer Mann vortheilhaft aus.

Matthäus, der Evangelist und Apostel, war vor seiner Berufung zu diesem Amte ein Untereinnehmer bei dem römischen Zoll am See Tiberias und der Sage nach aus Nazareth gebürtig. Die Nachrichten, die die Legende von seinen Lebensumständen und Reisen giebt, sind unverbürgt. Merkwürdig ist er besonders als Verfasser des ersten Evangeliums, das er um das Jahr 60 nach Chr. Geb. für palästinensische Christen aus dem Judenthume zum Erweis der Messiaswürde Jesu, ohne strenge chronologische Ordnung, jedoch mit ziemlicher Ausführlichkeit, geschrieben hat. Daß er es ursprünglich hebräisch schrieb, ist durch die Untersuchungen der neuern Kritik, welche auch die Echtheit der ersten beiden Kapitel in Zweifel setzte, wahrscheinlich geworden. E.

Mattheson (Johann), einer der vorzüglichsten Componisten, Sänger und Clavierspieler seiner Zeit, war 1681 zu Hamburg geboren. Er erhielt eine sehr gute Erziehung, componirte schon in seinem neunten Jahre, und ließ sich auf der Orgel hören, im siebenzehnten trat er mit seiner ersten Oper, Plejades, auf, die er nicht nur allein dirigirte, sondern in der er auch die Hauptrolle sang. Dem Umgange mit Händel verdankte er Vieles. Nachdem er mehrere Jahre die Stelle des ersten Sängers am Hamburger Theater bekleidet hatte, wurde er 1706 Gesandtschaftssecretär beim englischen Gesandten und Hofmeister bei dessen Sohne. Er wurde über 40 Jahre lang in Gesandtschaftsgeschäften gebraucht, und erhielt den Charakter eines großbritannischen Legationsraths. Dabei blieb er der Musik treu, und ward zum Capellmeister, Canonicus und Musikdirector am Dom zu Hamburg ernannt. Die letztere Stelle legte er seines harten Gehörs wegen 1728 nieder. Nur dadurch wurde es ihm möglich, den Wunsch, so viel Werke auszuarbeiten, als er Lebensjahre zählen würde, zu erfüllen, ja zu übertreffen; denn er hatte bei seinem Tode, 1764, 88 Schriften über Geschichte, Moral und Musik herausgegeben, seine 24 Oratorien und andere Cantaten ungerechnet. Er hinterließ deren noch ungleich mehr im Manuscripte, die er dem Hamburgischen Gymnasium schenkte. In seinem Testamente vermachte er 44,000 Mark Hamburger Courant zum Orgelbau in der Michaeliskirche zu Hamburg. Unter seinen gedruckten Werken sind die vorzüglichsten: die große Generalbaßschule 1731, und der Capellmeister 1739. Seine Werke haben über mehrere Zweige der Musik Licht verbreitet, obgleich er sich durch seinen rauhen und derben Styl manchen heftigen Gegner zuzog.

Matthias Corvinus, König von Ungarn, war der zweite Sohn des durch seine Tapferkeit berühmten Hunnyad, und erwarb sich durch seine Kriegsthaten den Beinamen des Großen. Die Feinde seines Vaters hielten ihn in Böhmen gefangen; aber im J. 1458 wurde er als ein sechzehnjähriger Jüngling auf den Thron von Ungarn berufen. Mehrere ungarische Große widersetzten sich seiner Wahl und luden Friedrich III. ein, sich krönen zu lassen. Die Türken, diese Spaltungen benutzend, waren in Ungarn eingefallen und verheerten es. Aber sobald Matthias Corvinus den Kaiser Friedrich gezwungen, ihm die Krone des heiligen Stephanus, deren er sich bemächtigt hatte, und ohne welche er nach der abergläubigen Vorstellung des Volks nur

dem Namen nach König war, zurückzugeben, eilte er gegen die Türken herbei, und vertrieb sie. Mit nicht minderm Glück bemächtigte er sich in einem nicht gerechten Kriege gegen Georg Podiebrad Schlesiens, Mährens und der Lausitz (1468 — 1478), siegte gegen Polen, und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, einen Theil von Oesterreich nebst der Hauptstadt. Allein diese Kriege nöthigten ihn auch, seinen Unterthanen große Lasten aufzuerlegen. Ueberhaupt regierte er mit großer Willkühr. Nichts desto weniger war er ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße. Er zeigte während seiner ganzen, fast unter steten Unruhen und Kriegen geführten Regierung, daß er die Wissenschaften nicht nur ehre und befördere, sondern auch gern sich mit ihnen beschäftige. Leider wurde der kostbare Bücherschatz, den er in seinem geliebten Musentempel Ofen zusammengebracht hatte, zwanzig Jahre nach seinem Tode von den Türken vernichtet. Hier ruhte er von seinen Kriegsbeschwerden in wissenschaftlichen Beschäftigungen aus, und versammelte Gelehrte und Künstler um sich. Auf einem Reichstage, den er 1488 zu Ofen hielt, gab er mehrere Gesetze gegen die Zweikämpfe, die Chikane in den Prozessen und mehrere andere Mißbräuche. Er war mit neuen Kriegsrüstungen gegen die Türken beschäftigt, als er 1490 zu Wien starb. Die Nation verlor in ihm ihren größten König. Er hinterließ nur einen natürlichen Sohn, Johannes Corvinus, der umsonst sich bemühte, seinem Vater auf dem Throne zu folgen. Die Ungarn wählten unter vielen Bewerbern König Wladislav VII. von Böhmen.

Matthias Johann von Harlem, s. Wiedertäufer.

Matthisson (Friedrich von), wurde 1761 zu Hohendodeleben bei Magdeburg kurz nach seines Vaters Tode geboren und bis in sein vierzehntes Jahr von seinem Großvater, einem Landgeistlichen, erzogen. Er besuchte darauf die Schule zu Klosterbergen, studirte auf der Universität zu Halle Theologie, die er aber bald mit Philologie, Naturkunde und schöner Literatur vertauschte, wurde Lehrer an dem Erziehungsinstitute zu Dessau, und nachher Hofmeister einiger jungen Liefländer, mit denen er sich in Altona, Heidelberg und Mannheim aufhielt. Dann lebte er zwei Jahre bei seinem Freunde von Bonstetten zu Nyon am Genfer See. Aus der Schweiz ging er als Erzieher nach Lyon in ein dortiges Handelshaus, von wo ihn Familienangelegenheiten aber nach vier Jahre wieder in die Heimath riefen. Im J. 1794 wurde er Lector und Reisegefährte der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau, und befand sich 1795 und 96 in Rom und Neapel, 1799 theils im südlichen Tyrol, theils im nördlichen Italien, und 1801 und 1808 in der französischen Schweiz. Er trat 1809 in die Dienste des Königs von Würtemberg, der ihn zum Geheimen Legationsrath, Mitglied der Hoftheater-Oberintendance, Privat-Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienstordens ernannte, nachdem er ihm schon früher das Adelsdiplom ertheilt hatte. Matthisson ist als lyrischer Dichter der Liebling des deutschen Publicums geworden. Sanfte und zarte Gefühle der Liebe, Freundschaft und Sehnsucht weiß er mit eindringender Innigkeit auszudrücken, und in der Schilderung der Natur und ihrer successiven Erscheinungen ist er ein Meister. Man darf ihn nur in dieser Gattung würdigen, wenn man seinen Werth unpartheiisch bestimmen will. Dabei zeichnet sich sein Vers durch Wohlklang und rhythmischen Fluß vortheilhaft aus. Schade, daß er schon seit geraumer Zeit sich aus diesem Gebiet zu-

rückgezogen hat. Auch als Proſaiker iſt Matthiſſon aufgetreten, einmal in ſeinen Briefen, dann in ſeinen Erinnerungen. Beide Werke enthalten intereſſante Details über die Oerter und Gegenden, welche der Herausgeber theils flüchtig durchzog, theils auf längere Zeit zu ſeinem Aufenthalte wählte, und lehrreiche Nachrichten von mehreren berühmten Männern, die er kennen lernte. Dabei ſpricht ſich allenthalben ein edler Sinn aus. Die Schreibart würde durch Einfachheit und Natürlichkeit gewonnen haben. Eine wohlgeſchriebene Selbſtbiographie findet ſich in den Zeitgenoſſen, Heft V. Nicht in gleichem Grade können wir die lyriſche Anthologie, welche Matthiſſon in 20 Bänden herausgegeben hat, billigen, indem, abgeſehn von der Auswahl und Unvollſtändigkeit, hier ſeine Feile auf eine unzweckmäßige Weiſe gewaltet und oft den trefflichſten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteriſtiſches genommen hat.

Mauer (babyloniſche). Dieſes, zu den ſogenannten ſieben Wundern der Welt gezählte, Werk der alten Baukunſt war nach den älteren, auf jeden Fall übertriebenen Sagen 20 Fuß hoch, 60 Meilen lang und 50 Ellen breit, ſo daß 16 Reiter bequem auf derſelben reiten und 6 Wagen neben einander fahren konnten. An jeder Seite dieſer Mauer, welche die Stadt Babylon in einem Viereck einſchloß, waren 25 Thore. Zwiſchen je zwei Thoren ragten drei Thürme hervor. Sie war aus Ziegeln mit Erdharz verbunden.

Mauer (chineſiſche), ſ. China.

Mauerbrecher (Sturmbock), eine bei den Alten und im Mittelalter gebräuchliche Kriegsmaſchine, um die Mauern eines belagerten Platzes einzuſtoßen. Er beſtand aus einem ſchweren, mit einem metallenen Widderkopf verſehenen Balken, der unter einem beweglichen Dache, das auf Rollen ſtand, in Stricken oder Ketten hing. Man ſchob die Maſchine an die Mauer, und unter dem Schutze des Daches bewegten mehrere Menſchen den Widderkopf mit möglichſter Kraft in wiederholten Stößen gegen dieſelbe. Die Belagerer dagegen ſuchten die Maſchine durch Feuerbrände und ſonſt zu zerſtören, den Widderkopf aber mit großen Zangen zu faſſen, um ihn in die Höhe zu ziehen und unwirkſam zu machen.

Mauerquadrant, ſ. Quadrant.

Maulbeerbaum, Morus. Die verſchiedenen Arten des Maulbeerbaumes ſind im gemäßigten Aſien zu Hauſe, doch ertragen auch mehrere das europäiſche Clima. Unter dieſen iſt vorzüglich der mit ſchwarzen Beeren aus Perſien, wegen ſeiner eßbaren Frucht, in Europa angepflanzt worden und der mit weißen Beeren aus China deshalb, weil ſeine Blätter zur Speiſe der Seidenwürmer dienen. In mittägigen Ländern, in der Provence und Italien, wird auch noch das Holz des weißen Maulbeerbaumes zu allerhand Gefäßen für Flüſſigkeiten benutzt, weil es ſich im Waſſer ſehr dauerhaft zeigt. Die Rinden dieſer Bäume ſind zäh und können zu Stricken verarbeitet werden; die des chineſiſchen Papiermaulbeerbaums dienen in China und Japan zur Bereitung des Papiers.

Mauleſel, Maulthier, iſt ein Baſtard vom Pferd und Eſel. Der von einem Mutterpferde erzeugte iſt etwas größer und hat mehr die Pferdegeſtalt, als der von der Eſelin geborne; übrigens ſind ſie am Körper dem Pferde gleich und haben nur Ohren und Schweif mit dem Eſel gemein. Wegen ihres ſichern Ganges zieht man ſie in Gebirgsgegenden zum Laſttragen den Pferden vor, auch ſonſt wohl, weil ſie ſich mit geringerm Futter befriedigen laſſen.

Spanien ſchätzt dieſe Thiere vorzüglich und führt viele aus Poitou ein, die Ausfuhr hingegen iſt bei ſchwerer Strafe verboten. Statt der Pferde dienen Maulthiere dem Papſte und ſeinen Cardinälen bei feierlichen Aufzügen. Der orientaliſche Chagrin wird aus Maulthierhäuten bereitet. F.

Maupertuis (Pierre Louis Morean de), geboren zu St. Malo im J. 1698 von vornehmen Aeltern, zeigte bereits in ſeiner Jugend viele Neigung für die Mathematik und Kriegswiſſenſchaften. Er trat 1718 in die Musketiergarde, und widmete alle Muße, die ihm der Dienſt übrig ließ, dem Studium. Nachdem er zwei Jahre in dieſem Corps geſtanden, erhielt er eine Escadron in dem Cavallerieregiment La Roche-Guyon, nahm aber bald ſeinen Abſchied, um ſich nach ſeiner Neigung ganz dem Studium der ſtrengen Wiſſenſchaften widmen zu können. Im J. 1723 trat er in die Akademie der Wiſſenſchaften. Vier oder fünf Jahre nachher führte ihn die Begierde, ſich zu belehren, nach London, wo die königliche Geſellſchaft ſich ihm öffnete. Nach ſeiner Rückkehr begab er ſich nach Baſel, um mit den berühmten Brüdern Bernoulli in Verbindung zu treten. Neue Anſichten und die Freundſchaft dieſer großen Mathematiker waren die Frucht dieſer Reiſe. Sein Ruf und ſeine Talente lenkten im J. 1736 auf ihn die Wahl, um an die Spitze der Akademiker zu treten, die Ludwig XV. nach dem Norden ſchickte, um die Geſtalt der Erde zu beſtimmen. Maupertuis leitete dieſe Unternehmung, die in einem Jahre mit Ueberwindung ungeheurer Schwierigkeiten glücklich ausgeführt wurde. Zuerſt, erzählt ein Geſchichtſchreiber, ſuchten ſie nach einem für ihr Vorhaben günſtigen Ort an den Küſten des bothniſchen Meerbuſens; ſie fanden keinen. Dies nöthigte ſie, ſich in das Innere des Landes zu begeben, und den Torneafluß von der Stadt Torno, nördlich vom Meerbuſen, bis zum Kittisgebirge über den Polarkreis hinaus aufwärts zu gehn. Hier mußten ſie ſich vor den ſcheußlichen Fliegen ſichern, welche der Schrecken der Lappländer ſind, und in ſolcher Menge über den Menſchen herfallen, daß ſie ihn in kurzer Zeit tödten würden; ſie verunreinigten außerdem alle Speiſen. Die unter dieſem Clima ſehr zahlreichen und ſehr kühnen Raubvögel entführten nicht ſelten das für die Akademiker beſtimmte Fleiſch; wie Aeneas waren ſie mitten unter Harpyien. Man mußte über die Waſſerfälle des Fluſſes ſetzen, ſich mit der Axt in der Hand durch einen ungeheuern Wald durcharbeiten, der den Meſſungen im Wege ſtand, alle Berghöhen erklettern, ihre Gipfel von den Baumſtämmen befreien, die ſie dem Anblick entzogen, auf den Spitzen der höchſten Signale aufrichten, die mehrere Stunden weit ſichtbar waren, um nach ihnen die erforderlichen Dreiecke zu beſtimmen. Man mußte eine Baſis auf einem gefrornen und mit einem trocknen, ſehr feinen und mehrere Fuß hohen Schnee bedeckten Fluß meſſen. Dieſer dem Sande ähnliche Schnee rollte unter den Füßen fort, und entzog dem Auge die Abgründe, in die man hinabſtürzen, und unter ihnen begraben werden konnte. Man mußte einer ſo ſtrengen Kälte Trotz bieten, daß ſelbſt die daran gewöhnten Bewohner des Landes zuweilen einen Arm oder ein Bein dadurch verlieren. Das einzige Getränk, das nicht gefror, war der Branntwein, aber wenn man das Gefäß damit an die Lippen brachte, hing es augenblicklich feſt daran, und man konnte es nicht ohne Verletzung wieder losmachen. Nichts ſchreckte die Akademiker zurück. Jeder machte ſeine eignen Beobachtungen; alle ſtimmten mit einer Genauigkeit überein, die ihre Richtigkeit beweiſ't. Und

nach allen diesen Beschwerden, Mühseligkeiten und Arbeiten litten sie noch zuletzt in dem bothnischen Meerbusen Schiffbruch und hätten fast mit dem Leben die Frucht einer so schwierigen und mühsamen Unternehmung verloren. Nachdem Maupertuis mit seinen Collegen glücklich nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er im Jahre 1740 von Friedrich II. berufen, um die Präsidentenstelle und die Direction der Berliner Akademie zu übernehmen. Dieser Monarch war damals mit Oesterreich im Kriege. Maupertuis wollte die Gefahren desselben theilen und setzte sich in der Schlacht von Mollwitz so aus, daß er von den Husaren gefangen genommen und geplündert wurde. Er kam nach Wien, wo der Kaiser ihn mit Auszeichnung aufnahm. Mit vielen Zeichen der Achtung und Güte überhäuft, erhielt er die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Maupertuis besuchte Frankreich, wo seine Freunde ihn zu behalten hofften; aber er ging wieder nach Preußen, war jedoch kaum dort angekommen, als er es bereute, seinem Vaterlande entsagt zu haben; Friedrich entschädigte ihn für seine Verluste durch Wohlthaten und durch sein Vertrauen, aber geboren mit einer unseligen Geistesunruhe, war er unglücklich im Schooße der Ehre und Freude. Auch hatte er mehrere Streitigkeiten, vornehmlich mit dem Professor König in Franeker und durch diesen mit Voltaire. Er hatte unter die Memoiren der Akademie für das J. 1746 einen Aufsatz über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe nach dem metaphysischen Princip des mindern Grades von Thätigkeit aufgenommen. König griff diesen Aufsatz nicht nur an, sondern legte die Idee dazu Leibnitz bei, indem er einen Brief anzog, den derselbe einst an den Professor Hermann in Basel geschrieben haben sollte. Um die Beschuldigung eines Plagiats von sich abzuwenden, foderte Maupertuis die Vorlegung des Originalbriefes, und bewirkte, als König diesen nicht beibringen konnte, dessen Ausstoßung aus der Akademie, deren Mitglied er war. Mehrere Schriften waren die Folge dieses Kriegs, in den sich jetzt auch Voltaire mischte. Dieser war anfänglich ein genauer Freund Maupertuis, den er als seinen Lehrer in der Mathematik betrachtete und mit den größten Lobsprüchen erhob; später aber entzweite sie gegenseitige Eifersucht. Voltaire benutzte diesen Streit, um seine Galle auszulassen; vergebens befahl ihm der König von Preußen, neutral zu bleiben. Voltaire trat zuerst mit einer sehr bittern Antwort eines Berliners an einem Pariser Akademiker, betreffend den Streit des Präsidenten der berliner Akademie mit dem Professor in Franeker, auf. Dieser ersten Satire folgte die Diatribe du Docteur Akakia, eine beißende Kritik der Person und Werke seines Feindes, voll feiner Ironie und Laune. Voltaire verlacht besonders sein Project, eine Stadt anzulegen, wo lateinisch gesprochen würde, die Aerzte nicht zu bezahlen, wenn die Kranken nicht gesund würden, das Daseyn Gottes durch eine algebraische Formel zu beweisen, das Gehirn von Riesen zu zergliedern, um die Natur der Seele zu ergründen, ein Loch bis zum Mittelpunkt der Erde zu machen u. s. w. Voltaire kühlte zwar durch diese Satiren seine Rache, allein er verlor zugleich an der Achtung des Publicums und der Gunst des Königs. Die Unannehmlichkeiten, die er erfuhr, bewogen ihn sogar, 1753 den preußischen Hof zu verlassen; er suchte Trost in neuen Satiren, und schilderte Maupertuis als einen alten in einen Philosophen verkappten Rittmeister, zerstreut und übereilt, mit runden kleinen Augen, mutziger Nase, die Perücke in die Quere, schlechter Physiognomie, plattem Gesicht und eitler Gemüthsart. Maupertuis schickte

ihm eine Ausfoderung, aber Voltaire antwortete mit Spott. Das Poſſenſpiel endigte damit, daß der König Voltaire ſammt ſeiner Nichte in Frankfurt arretiren ließ. Maupertuis kam in den Verdacht, dieſe Maaßregel veranlaßt zu haben. Bruſtbeſchwerden und Blutauswurf bewogen ihn, abermals nach Frankreich zu reiſen. Er blieb hier von 1756 bis zum Mai 1758, und begab ſich von da nach Baſel, wo er im J. 1759 in den Armen ſeiner Freunde Bernoulli ſtarb. — Maupertuis war von außerordentlicher Lebhaftigkeit, die ihm, verbunden mit ſeiner Art ſich zu kleiden, ein ſonderbares Aeußere gab. Er war höflich, ſelbſt einſchmeichelnd, und ſprach mit Geiſt und Leichtigkeit. Aber dieſer Vorzüge ungeachtet führte er ein trauriges Leben. Eine zu empfindliche Eigenliebe, ein hitziger, mürriſcher, herriſcher Charakter, und das allzugroße Beſtreben, emporzukommen, ſchadeten ihm ſehr. Als Schriftſteller zeigt er ſich geiſtreich, voll Feuer und Phantaſie, aber oft auch geſucht, ſteif und paradox. In ſeinem Style ahmte er bisweilen Fontenelle nach. Seine Werke, theils philoſophiſchen, theils mathematiſchen Inhalts, ſind zu Lyon 1756 in 4 Octavbänden erſchienen. Wir ſchließen dieſe Skizze mit dem Urtheile Condorcets, welcher ſagt: Maupertuis, ein Mann von vielem Verſtande, ein mittelmäßiger Gelehrter und noch mittelmäßigerer Philoſoph, wurde von jener Begierde nach Ruhm gequält, welche verleitet, auch kleine Mittel zu wählen, wenn die großen mangeln und Ungereimtheiten zu ſagen, wenn man nichts picantes findet, was wahr iſt; im Allgemeinen zu ſprechen, wenn man nichts zu erfinden weiß, und Paradoxen aufzutiſchen, wenn man keine neuen Ideen hat.

Mauren. Unter dieſem Namen verſteht man jetzt eine Claſſe der Bewohner des weſtlichen Afrika's, beſonders der Reiche Fez und Marocco. Sie ſind arabiſcher Urſprungs, der mohammedaniſchen Religion zugethan, leben in den Städten und beſchäftigen ſich vorzüglich mit dem Handel, wegen deſſen ſie ſich in verſchiedenen Gegenden der afrikaniſchen Küſten verbreitet finden. Die Römer nannten einen Theil des weſtlichen Afrika's Mauritanien, und die Einwohner Mauros. Ihre Kriege mit den Römern ſind aus der Geſchichte der Letztern bekannt. Ihr Land kam in der Folge unter die Herrſchaft der Vandalen, deren König Genſerich (429) ein mächtiges Reich ſtiftete, das aber (534) durch Beliſar zerſtört wurde. Die Saracenen (Araber), Mohammeds Anhänger, breiteten ihre Eroberungen im 7. Jahrhunderte auch in dieſem Theile von Afrika aus, der durch einen Statthalter des Caliſen von Damascus regiert wurde. Dieſe Araber oder Saracenen, welche die ſpaniſchen Geſchichtſchreiber los Moros (Mauros) nannten, weil ſie in dem alten Mauritanien wohnten, ſuchten auch in Spanien Eroberungen zu machen. Sie fanden die Veranlaſſung dazu in den Unordnungen, welche in dem Reiche der Weſtgothen in Spanien herrſchten, gingen 711 mit einem Heere dahin, und unterwarfen ſich binnen zwei Jahren ganz Spanien, mit Ausnahme eines kleinen Theils (ſ. d. Art. Spanien). Dieſe Mauren brachten Wiſſenſchaften und Künſte mit nach Spanien, und noch jetzt findet man in dieſem Lande merkwürdige Ueberreſte davon. Während der größte Theil des übrigen Europa in Barbarei verſunken war, blühte die Gelehrſamkeit bei den Arabern in Spanien. Die Theilung des Landes unter verſchiedene Regenten und ihre innerlichen Uneinigkeiten ſchwächten ſie ſo, daß ſie den unaufhörlichen Angriffen der Regenten der neuentſtandenen chriſtlichen Königreiche in Spanien nicht mehr widerſtehen konnten, und zuletzt blos auf das Königreich Granada eingeſchränkt wurden.

Ferdinand der Catholische eroberte nach einem zehnjährigen Kriege (1491) auch dies, und machte dadurch der Herrschaft der Mauren in Spanien, nachdem sie beinahe 800 Jahre gedauert hatte, ein Ende. Ein Theil der Mauren ging nun nach Afrika, die meisten blieben in Spanien, lebten da als fleißige, ruhige Unterthanen, und nahmen größtentheils das Aeußerliche des Christenthums an. Man nannte diese Letztern Moriscos (Maranen). Philipp II., in seinem grausamen Eifer für das Christenthum, beschloß ihren gänzlichen Untergang. Seine Bedrückungen und Verfolgungen hatten einen bewaffneten Aufstand der Moriscos in Granada (1571) zur Folge, nach dessen Dämpfung über 100,000 derselben verjagt wurden. Philipp III. endlich vertrieb sie, ebenfalls aus übertriebenem Religionseifer, (1610) gänzlich. Fast eine Million Moriscken ging nach Afrika über. Da sie die geschicktesten und arbeitsamsten Einwohner Spaniens waren, so war ihr Verlust für dieses Land sehr nachtheilig, und er wurde noch lange nachher empfunden. Der Ackerbau gerieth fast gänzlich in Verfall. Ueberhaupt wird diese Vertreibung der Moriscken als eine der Hauptursachen von dem Verfall Spaniens angesehen.

Maurepas (Jean Frederic Phelipeaux, Graf von), geb. im J. 1701, wurde schon in seinem 26sten Jahre Minister der Marine; und im 36sten Jahre war er der Aelteste (Doyen) des Conseils. Er hatte, vorzüglich seit Chauvelin in Ungnade gefallen war, vielen Einfluß auf die auswärtige Staatskunst. Auf seinen Vorschlag ernannte der Cardinal Fleury Amelot zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der nichts Wichtiges ohne Maurepas unternahm; in der Folge führte er selbst während der Krankheit Puysieux das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Etwas berauscht von diesem schnellen Glück, mochte er wenig hören, um desto mehr selbst zu sprechen, behandelte Kleinigkeiten mit Ernst nnd wichtige Gegenstände leicht, und beschloß, ehe er die Gründe gehörig hatte erwägen können. Ohne Plan und Voraussicht hing er vom Augenblick ab. Mit diesem Leichtsinn verband er ein glückliches Fassungsvermögen und Gedächtniß. Durch die Intriguen der Pompadour, auf die er ein anzügliches Gedicht gemacht haben sollte, wurde er 1749 nach Bourges verwiesen. So wenig er auch Philosoph war, so ertrug er sein Mißgeschick doch mit Anstand, und genoß die Freuden der Gesellschaft in einem großen Kreise von Freunden. Von Ludwig XVI. im J. 1774 zurückgerufen, trat er wieder in das Ministerium und erwarb sich das ganze Vertrauen des Königs, so daß er bis an seinen Tod die Stelle eines Principalministers versah, ohne so zu heißen. Er arbeitete im Einverständniß mit dem Grafen v. Vergennes; indeß gab er aus Gefälligkeit manches zu, was er hätte verhindern können. Frankreich verdankt ihm manche Verbesserungen in der Marine, namentlich im Schiffbau. Er starb den 14. Nov. 1781. Interessant, wiewohl nachlässig geschrieben, sind seine Memoiren, verfaßt von Salé und herausgegeben von Soulavie.

Mauresque, so viel als Grotteske (s. d. Art.).

Maurerthum, s. Freimaurer.

Mauretania, Mauritanien, ein ehemaliges Königreich im westlichen Afrika, dessen frühere Gränzen nicht genau bekannt sind. Zur Zeit des Jugurtha herrschte Bocchus als König über ganz Mauritanien. Das benachbarte Numidien stand mit ihm im Bunde. Die Römer unterwarfen sich auch dieses Land, und es wurde wie andere römische Provinzen regiert. Der Kaiser Claudius theilte es in Mau-

ritania Cäsariensis und Tingitana. — Im Anfange des 5. Jahrhunderts machte es einen Theil des von Genserich gestifteten Vandalischen Reiches aus, das Belisar (534) zerstörte. Die Araber (Saracenen) eroberten es im 7. Jahrhundert, und wurden mit den ursprünglichen Landeseinwohnern vermischt. Einen großen Theil des ehemaligen Mauritaniens machen jetzt die Reiche Fez und Marocco aus (s. d. Art. Mauren). In der Folge wurden hier und in Numidien Germaner, vom Stamme der Vandalen, welche die Römer (428 bis 434) verdrängten, herrschend. Die Westgothen gründeten in einem Theile Mauritaniens (511 bis 520) ein Reich, das sie bis 714 behaupteten.

Maurus (Rabanus oder Rhabanus), ein für sein Zeitalter sehr ausgezeichneter Gelehrter von den mannichfaltigsten Kenntnissen. Er war 776 zu Mainz geboren, trat im Kloster Fulda, wo er seinen Unterricht erhalten hatte, in den Mönchsorden, wurde 801 Diaconus und 802 von seinem Abt zum Alcuinus nach Tours geschickt, um den Cursus der höhern Wissenschaften zu machen. Nach seiner Rückkehr ward er Lehrer der Schule zu Fulda, welche unter ihm sehr berühmt ward. 814 ward er zum Priester geweiht, besuchte wahrscheinlich um diese Zeit Palästina, ward 822 Abt zu Fulda, dankte aber 842 ab, und begab sich auf den Petersberg bei Fulda, von wo man ihn 847 als Bischof nach Rom berief. Er starb als solcher 856. Seine zahlreichen Schriften betreffen theils die Exegese, theils die kirchliche Disciplin, theils philosophische, mathematische und philologische Gegenstände. Eine Sammlung derselben, die aber nicht vollständig ist, erschien in 6 Bänden Fol. Cöln 1627. Sein Buch de laudibus s. crucis ist wegen seiner Seltenheit und wegen der vielen sinnreichen, aber oft ans Spielende gränzenden Gedichte, die es enthält, merkwürdig.

Maury (Jean Siffrein), geb. den 26sten Junius 1746 zu Vouréas, einer Stadt in der ehemaligen Provence. Seine Vorfahren waren meistens Kaufleute oder Advokaten; er selbst widmete sich dem geistlichen Stande, und erhielt schon frühzeitig verschiedne Pfründen. Durch eine treffliche Lobrede auf Fenelon und durch seine großen Predigertalente hatte er sich bereits vor der Revolution einen solchen Ruf erworben, daß er schon vor Ausbruch derselben einer der königlichen Cabinets-Prediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada, und Mitglied der französischen Akademie war. Er bewies der Regierung, die ihn mit so vielen Wohlthaten überhäuft hatte, seine Dankbarkeit dadurch, daß er seinen Muth und seine Beredsamkeit ganz der Vertheidigung des Throns widmete. Im J. 1789 wurde er zum Deputirten der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Generalstände erwählt, und war durch seine große Beredsamkeit, seine ausgebreitete und gründliche Gelehrsamkeit, und besonders durch seine Geistesgegenwart und einen nicht zu erschütternden Muth ein furchtbarer Gegner der sich damals erhebenden Opposition gegen die Regierung. Mit großem Nachdruck widersetzte er sich in der Kammer der Geistlichkeit der Vereinigung der drei Stände in eine Nationalversammlung, und als diese dennoch beschlossen wurde, verließ er die Versammlung und Versailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der konstituirenden Versammlung wieder frei gelassen und erschien bald wieder in derselben als eins ihrer thätigsten Mitglieder. Er zeigte die Nothwendigkeit der königlichen Sanction, und vertheidigte die Geistlichkeit in dem Besitze ihrer Güter, die für Nationalgüter erklärt werden sollten. Als am 9ten November 1789 dieser letzte Gegenstand zum drittenmale zur Verhandlung kam, veranlaßte

Maury durch seine glühende Rede einen sehr unruhigen Auftritt in der Versammlung. Als er darauf diese verließ, wurde er von dem Volke mit dem Schreckensrufe: „à la lanterne!“ verfolgt. Seine Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart retteten ihn, und, anstatt die gewiß sehr ernstlich gemeinten Drohungen gegen ihn auszuführen, begleitete ihn der Pöbel mit schallendem Beifallsklatschen und wildem Gelächter nach seiner Wohnung. Dieser Vorfall schlug seinen Muth nicht nieder, denn er sprach, so oft es die Gelegenheit gab, mit dem nämlichen Eifer für die Rechte des Throns und seines Standes. Aber auch über andre nicht minder wichtige Gegenstände sprach er mit beredtem Nachdrucke, und vertheidigte die von ihm für besser anerkannten Grundsätze gegen die herrschende Mehrheit mit der warmen Lebendigkeit seines Charakters. Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle Gelegenheiten zu erwähnen, bei welchen der Abbé Maury seine Talente und seine Beredtsamkeit entwickelte. Nach der Auflösung dieser Versammlung im Jahr 1792 verließ er Frankreich, und begab sich nach Rom, wo er mit offnen Armen aufgenommen wurde. Der Papst gab ihm den bischöflichen Titel und schickte ihn noch in dem nämlichen Jahre als apostolischen Nuntius zur Krönung Franz II. nach Frankfurt. Bald darauf ernannte er ihn zum Bischof von Nicea, und am 21sten Februar 1798 zum Cardinal. Bei den fortdauernden Stürmen der Revolution blieb Maury in Rom, und beschäftigte sich blos mit den Pflichten seines bischöflichen Amtes und mit den Wissenschaften. Indessen unterließ er nicht, bei jeder Gelegenheit in seinen Hirtenbriefen und Circularen seinen Abscheu vor den in Frankreich verübten Gräueln laut auszusprechen und der Familie der Bourbons seine Anhänglichkeit und Treue zu beweisen. Der Cardinal Maury hatte bis dahin eine Festigkeit des Charakters behauptet, die ihm die Achtung auch derer, die mit jenen Grundsätzen nicht übereinstimmten, ja selbst seiner erklärten Gegner erwarben. Aber auch ihm sollte die Stunde einer Versuchung schlagen, welcher er nicht zu widerstehen vermochte. Als Bonaparte im J. 1804 die kaiserliche Würde angenommen hatte, hielt er die Sache der Bourbonen für rettungslos verloren, und glaubte, daß auch ihm die Klugheit rathe, sich der von der ganzen französischen Nation und fast allen Mächten Europa's anerkannten kaiserlichen Regierung zu unterwerfen. Er konnte diesen Schritt einigermaßen vor sich selbst mit seiner stets bewiesenen Anhänglichkeit an monarchische Grundsätze entschuldigen; er konnte allein auf diese Weise hoffen, der Erweiterung der hierarchischen Gewalt, die ihm stets vor Allem an Herzen gelegen, und die durch das am 15ten Juli geschloßne und am 10ten September 1801 ausgewechselte Concordat in Frankreich sehr beschränkt worden war, förderlich zu seyn; vielleicht schmeichelte sich auch der ehrgeizige Mann mit der Hoffnung, auf diesem Wege zu der höchsten geistlichen Würde in der cathol. Christenheit gelangen zu können: kurz, er schrieb in sehr ergebenen Ausdrücken der Hochachtung und Bewunderung an den Kaiser Napoleon, und leistete ihm als Franzose förmlich die Huldigung. Es ist sehr begreiflich, daß er eine huldreiche Aufnahme fand. Im Laufe des Jahrs 1804 reiste er in dem Gefolge des Papstes nach Paris, und assistirte bei der Kaiserkrönung. Im Jahr 1808 wurde er zum Erzbischof von Paris erhoben. Von nun an war er einer der ergebensten Diener seines Herrn. Alle seine Hirtenbriefe, alle seine Reden predigten den unbedingtesten Gehorsam für seine Decrete, und seine Anreden und Adressen an ihn erschöpften alles, was die nie-

brigſte Schmeichelei zu leiſten vermochte. Natürlich konnte ihm dieſes Verfahren bei der im Frühling 1814 erfolgten Veränderung nicht vortheilhaft ſeyn. Er erhielt daher auch keinen Zutritt bei Ludwig XVIII., vielmehr mußte er, ſeines Widerſtrebens ungeachtet, den erzbiſchöflichen Palaſt in Paris räumen. Das Capitel wollte ihn auch nicht als Erzbiſchof anerkennen, da er kein päpſtliches Breve hatte. Um es zu erhalten, reiſ'te er nach Rom; aber die Aufnahme daſelbſt entſprach ſeiner Erwartung nicht. Statt der gewünſchten Beſtätigung ſeines Erzbisthums, ward er, weil er es ohne Genehmigung des heil. Stuhls angenommen, auf die Engelsburg in Verhaft geſetzt. Er unterwarf ſich verſchiednen ihm auferlegten Bußübungen, und wurde wieder als Cardinal anerkannt. Doch erhielt er weder das Erzbisthum Paris, noch das vorige Anſehn wieder, und ſtarb zu Rom im Mai 1817.

Maus, ein weitläuftiges Geſchlecht kleiner munterer und ſchneller Säugthiere, welche vorn zwei ſpitzige Schneidezähne, keine Hundszähne und ganz kurze Backenzähne, runde, nackte, halbdurchſichtige Ohren und einen langen dünnen und nackten Schwanz haben. Linné begreift darunter alle Thiere mit ſcharfen und ſpitzigen untern Schneidezähnen, alſo außer den eigentlichen Mänſen und Ratten, auch das Murmelthier, das Meerſchweinchen u. ſ. w. Nach dem Aufenthalt und andern Umſtänden unterſcheidet man die Hausmaus, Feldmaus, Waldmaus, Haſelmaus, Waſſermaus, Spitzmaus, Fledermaus u. ſ. w. In engerer Bedeutung wird unter Maus ſchlechthin die Hausmaus verſtanden, welche gewöhnlich aſchgrau von Farbe iſt. Die weißen ſind ſelten und Ausnahmen. — Dann heißt auch Maus ſo viel als Muskel. Am gewöhnlichſten aber bezeichnet man damit den großen Muskel unter dem Daumen in der flachen Hand.

Mauſoleum, das von der Artemiſia ihrem Gemahl errichtete Denkmal (ſ. Artemiſia), von dem dieſe Benennung auf jedes prächtige Grabmal übergangen iſt.

Manth, ſ. Zoll.

Mauvillon (Jacob), ein bekannter deutſcher Gelehrter, geb. zu Leipzig 1743. Er ſtudirte Theologie, die immer ſein Lieblingsſtudium blieb, obgleich er ſie bald wieder aufgab. Im J. 1756 kam er nach Braunſchweig, wo ſein Vater als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache am Carolinum angeſtellt wurde. Er genoß hier einen trefflichen Unterricht und ſollte nun die Rechte ſtudiren, wozu er aber keine Neigung hatte. Dagegen liebte er das Sprachſtudium, das Zeichnen und die Mathematik, und hegte, obgleich ſchwächlich und verwachſen, viel Neigung für den Militärſtand. Im ſiebenjährigen Kriege trat er daher als Ingenieur in hannöverſche Dienſte, nahm aber nach dem Frieden wieder ſeinen Abſchied. Auf ſeines Vaters Wunſch ging er nach Leipzig, dort die Rechte zu ſtudiren, was er jedoch bald wieder aufgab. Im J. 1766 ward er als Collaborator an der Schule zu Ilefeld und bald darauf als Weg- und Brücken-Ingenieur und zugleich als Lehrer der Kriegsbaukunſt bei dem Carolinum in Caſſel angeſtellt. Jene Stelle gab er 1775 auf. Bei Errichtung des Cadetten-Corps erhielt er die Stelle eines Hauptmanns. Sein Wunſch war, in preußiſche Dienſte zu treten; indeß brach er die mit Friedrich II. deshalb angeknüpften Unterhandlungen, der Neigung ſeiner Gattin nachgebend, ab. Im J. 1785 erhielt er einen Ruf nach Braunſchweig als Major bei dem Ingenieur-Corps und als Lehrer bei dem dortigen Carolinum. Hier lernte er Mirabeau

kennen, dessen enthusiastischer Bewunderer und Freund er ward. Mirabeau legte ihm den Plan vor, gemeinschaftlich ein politisch-philosophisches Werk über den preußischen Staat zu schreiben, worauf Mauvillon mit Feuer einging. Er widmete dem Werke, zu welchem Mirabeau von Berlin aus ihm posttäglich Materialien sandte, alle seine Muße. So entstand das berühmte Werk über die preußische Monarchie, das Mirabeau in Paris unter seinem Namen herausgab. Mauvillon übersetzte es ins Deutsche, wobei er anzeigte, daß Mirabeau die Idee und mancher Beitrag nebst der Einkleidung, ihm aber die Darstellung und Ausführung des Einzelnen gehöre, und ließ später noch einen dritten Theil folgen. Die französische Revolution gab ihm Gelegenheit, sich sehr lebhaft für Freiheit und Gleichheit zu erklären, wodurch er in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt wurde. In dem bekannten Pasquill, Bahrdt mit der eisernen Stirn, war auch Mauvillon derb und unanständig angegriffen. Er behauptete öffentlich, diese Schrift rühre von Zimmermann her, und zog sich dadurch neuen Verdruß zu. Nachdem er 1793 Leipzig besucht hatte, starb er im darauf folgenden Jahre zu Braunschweig. Mauvillon hat viel und in verschiedenen Fächern geschrieben und übersetzt. Wir begnügen uns, von seinen jetzt zum Theil vergeßnen Schriften nur folgende anzuführen: Briefe über den Werth deutscher Dichter; Physiokratische Briefe; Einleitung in die militärischen Wissenschaften; Ueber den dreißigjährigen Krieg; Ueber den Einfluß des Pulvers in den neuern Kriegen; Mann und Weib (gegen Brandes Werk über die Weiber) und eine Biographie des Herzogs Ferdinand von Braunschweig.

Mavors, so viel als Mars (s. d. Art.).

Maxen, ein sächsisches Dorf im Amte Pirna im Meißner Kreise, wo am 21sten November 1759 der preußische General Fink (s. d. Art.) sich mit 12,000 Mann an die Oesterreicher ergeben mußte. In der Nähe sind gute Stein- und Marmorbrüche.

Maxima, in der Musik, eine acht Takte geltende Note, welche man in allen Tonstücken so gezeichnet findet □.

Maximen, Grundsätze, sofern sie als Regeln für den Willen vernünftig freier Wesen gelten. Eine Maxime ist gut, sittlich, wenn sie in dem reinen Wohlgefallen an dem Sittengesetz ihren Grund hat; schlecht, wenn ihr ein eigennütziger, selbstsüchtiger Trieb unterliegt.

Maximilian I., römischer Kaiser, ein Sohn Kaisers Friedrich III., geboren 1459, vermählt 1477 mit Maria von Burgund, der Erbin Herzogs Carl des Kühnen, mit welcher er den Erzherzog Philipp, den Vater Carls V. und Ferdinands I. zeugte. Er wurde 1486 zum römischen Könige gewählt und bestieg den Kaiserthron 1493 unter sehr ungünstigen Umständen. Unter dem schwachen und unbeständigen Friedrich III., der zum Unglück des Reichs fast ein halbes Jahrhundert regiert hatte, war Deutschland in Verwirrung und Kraftlosigkeit versunken, Maximilian hatte durch jene Heirath die weitläuftigen Besitzungen Carl des Kühnen an das Haus Oesterreich gebracht. Aber bei der geringen Unterstützung, die er von seinem Vater erhielt, konnte er sie gegen den herrschsüchtigen Ludwig XI., König von Frankreich, nicht behaupten, welcher ihm Artois, Flandern und das Herzogthum Burgund entriß. Zwar hatte sich Maximilian unternehmend, staatsklug, edel, uneigennützig und persönlich tapfer gezeigt; dennoch erblicken wir in ihm einen Fürsten, der oft

durch unzeitige Hitze und Mangel an Beharrlichkeit die besten Plane verfehlte, und durch schlechte Verwaltung der Finanzen, wodurch beständiger Geldmangel verursacht wurde, nicht selten die Früchte großer und glücklicher Thaten auf einmal verlor. Seine Regierungsgeschichte ist eine ununterbrochne Reihe von Kriegen. Es gelang ihm, die 1403 eingefallnen Türken zurückgeschlagen, und sie sein ganzes Leben hindurch von seinen Erblanden abzuhalten; dagegen konnte er nicht hindern, daß sich die Schweiz nach einem 1498 und 99 sehr unglücklich geführten blutigen Krieg vom deutschen Reiche losriß. Sein Plan, Ludwigs XII., Königs von Frankreich, große Macht in Italien einzuschränken, und ihn zur Aufgebung seiner Ansprüche auf Mailand mit den Waffen zu zwingen, veranlaßte unaufhörliche Kriege, welche die besten Kräfte des Reichs erschöpften, ohne ihm den Besitz von Mailand zu sichern. Eben so verunglückte sein großes Bündniß zu Dämpfung des gefährlichen Uebermuths der Republik Venedig, welches er 1508 zu Cambray mit Spanien, Frankreich, Mantua, Modena und dem Papste wider dieselbe geschlossen. Es schien um die Existenz der Republik geschehen zu seyn, als Uneinigkeit die Alliirten bewog, Separatfriedensschlüsse einzugehn. Maximilian zog endlich selbst gegen Frankreich zu Felde, und trat sogar, um Geld zu erlangen, dem aufs neue triumphirenden Venedig Verona gegen 200,000 Ducaten ab. — Weit ruhmvoller sind seine Thaten im Innern des deutschen Reichs, das seit Jahrhunderten ein Schauplatz der wüthendsten Fehden, der schrecklichsten Barbarei und der zerstörendsten Anarchie gewesen war. Was seit mehr als 300 Jahren vergebens versucht worden, das vollbrachte sein großer Geist allein, trotz der unablässigen äußern Kriege und trotz des hartnäckigen Widerstandes der unruhigen Großen, in dem kurzen Zeitraum einer fünfundzwanzigjährigen Regierung. Schon 1495 machte er auf dem merkwürdigen Reichstage zu Worms durch den ewigen Landfrieden, wodurch allen Befehdungen ein Ziel gesetzt wurde, den innern Unruhen und Gewaltthätigkeiten größtentheils ein Ende, und übte gegen die Uebertreter die gerechteste Strenge aus. Um der Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der deutschen Rechte und den großen Justizmißbräuchen abzuhelfen, nahm er auf eben diesem Reichstage das römische und canonische Recht als subsidiarische Entscheidungsquellen auf, eine Bestimmung, welche für die damaligen Zeiten den entschiedensten Werth hatte; und stiftete das Reichskammergericht als höchsten und feststehenden Gerichtshof. Auch schaffte er die ungeheuern Mißbräuche der westphälischen oder Behmgerichte ab, obgleich er ihre gänzliche Aufhebung nicht zu Stande bringen konnte. Auch die Einrichtung der deutschen Kreise, wodurch er den Frieden und die Sicherheit im Innern zu befestigen suchte, rührt von ihm her. Anfangs (1500) stiftete er deren sechs: den bayrischen, fränkischen, schwäbischen, oberrheinischen, westphälischen und niedersächsischen; erst 1512 kamen der österreichische, burgundische, churrheinische und obersächsische hinzu. Ferner führte Maximilian zuerst stehende Truppen unter dem Namen Lanzknechte ein, verbesserte das grobe Geschütz, gab vortreffliche Polizeigesetze, bildete die Verfassung der Reichstage mehr aus, demüthigte den gefährlichen Uebermuth der Großen, führte Posten und andere gemeinnützige Einrichtungen ein, liebte und beförderte die Wissenschaften, und wendete nicht kleine Summen auf Unterstützung der Künstler und Gelehrten, wozu er oft die gefüllten Goldtruhen

der reichen Fugger in Anspruch nahm, suchte den Universitäten zu Wien und Ingolstadt aufzuhelfen und stiftete auf der erstern eine Professur der Dichtkunst, die er selbst vorzüglich übte. Auch hatte er verschiednen Gelehrten eine umständliche und romanhafte Beschreibung seines Lebens in die Feder dictirt. Davon war die Hälfte seit 1512 fertig; 1514 befahl der Kaiser seinem Geheimschreiber Treitzsaurwein von Erntreitz das Buch mit Schrift und Gemel in Ordnung zu bringen. Aber nach dem Tode des Kaisers, welcher 1519 zu Wels in Oberöstreich erfolgte, wurde das Buch vergessen, und die vollendeten Formen blieben vermuthlich in den Händen der Künstler. Erst in neuerer Zeit wurden diese zu Grätz entdeckt und dem Druck übergeben, unter dem Titel: Der Weiß Kunig, eine Erzählung von den Thaten Kaisers Maximilian I., von Marx Treitzsaurwein auf dessen Angaben zusammengetragen, nebst den von Hannsen Burgmair dazu verfertigten Holzschnitten. Wien 1775, Fol. Lange Zeit wurde auch Maximilian für den Verfasser des Teuerdank gehalten, dessen Held er ist. Jetzt ist es aber ausgemacht, daß er von dessen Secretär Pfinzig, wiewohl vielleicht mit Vorwissen Maximilians, verfertigt ist. (S. Theurdank.)

Maximilian II., römischer Kaiser, ein Sohn Ferdinands I., geboren zu Wien 1527, zum römischen Könige gemählt 1562, folgte seinem Vater 1564 in der Kaiserwürde. Er war das Muster eines weisen, klugen und gütigen Regenten. Aus den Zeiten seiner Erziehung hatte er mehrere Lutherische Glaubenslehren als wahr erkannt und angenommen, ohne sich jedoch auf irgend eine Art zu denselben zu bekennen; auch gab er seinen Erbunterthanen größere Religionsfreiheiten, war überall sehr tolerant, und bestätigte 1566 den Religionsfrieden. Der türkische Kaiser, Soliman II., bekriegte Maximilian zur Unterstützung Johann Sigismunds, Fürsten von Siebenbürgen, in seinen Ansprüchen auf Ungarn. Solimans Tod endigte den Krieg 1567. Johann Sigismund blieb erblicher Fürst von Siebenbürgen, und hatte 1571 Stephan Batori, und als dieser 1575 König von Polen wurde, desselben Bruder, Christoph Batori, zum Nachfolger. Selim brach den Waffenstillstand 1576, aber Maximilian starb in demselben Jahre zu Regensburg. Vielleicht hätte er länger gelebt, wenn er sich nicht der Cur eines Weibes anvertraut hätte, die wegen ihrer Wundereſſenzen in Ruf stand. In einem einzigen Falle während seiner Regierung kann man ihm vielleicht den Vorwurf der Härte machen, nämlich bei der unabbittlich ewigen Gefangenschaft des Herzogs zu Sachsen, Johann Friedrichs, welchen die Grumbachischen Händel ins Unglück gestürzt hatten. Vielleicht aber handelte er hier nicht ganz nach seinem Willen. Er hinterließ von seiner Gemahlin Maria, der Tochter Carls V., außer zwei Töchtern sechs Söhne, die aber alle unbeerbt starben. Der älteste, Rudolph, folgte ihm allein in den gesammten österreichischen Erblanden, welches vermuthen läßt, daß Maximilian das Recht der Erstgeburt im Hause Oesterreich eingeführt habe.

Maximilian der Große, auch der Erste, Churfürst von Bayern, ein Sohn Herzogs Wilhelm V., geboren zu Landshut im J. 1573, brachte daselbst seine Jugend zu, lernte die lateinische, französische und italienische Sprache fertig sprechen, verstand auch die spanische, studirte bis 1591 zu Ingolstadt, machte dann Reisen, und trat 1596 die Regierung des Herzogthums Ober- und Niederbayern an, welche ihm sein 1626 verstorbner Vater aus Frömmigkeitseifer

abtrat. Von der Natur mit trefflichen Geistes- und Herzensgaben ausgerüstet, gebildet durch strenges Studium und Reisen, und durchdrungen von dem Wunsche, der Vater seines Volks zu seyn, hätte er Bayern bei Ruhe von außen auf die höchste Stufe von Macht und Blüthe erhoben. Auch hatte er schon die Schulden seines Landes getilgt. Allein die fortdauernden Religionszwiste, verbunden mit Oesterreichs Streben nach Unabhängigkeit, führten den verheerenden 30jährigen Krieg herbei, und brachten auch Bayern um einen großen Theil der schönen Früchte, die es von Maximilians weiser Regierung zu erwarten hatte. Der Kaiser Rudolph II. übertrug ihm 1607 die Achtsvollziehung gegen die Stadt Donauwerth, welche dadurch wieder unter bayersche Oberherrschaft kam, trotz der nachdrücklichen Verwendung der evangel. Stände, welche 1610 zu Halle in Schwaben unter Friedrich IV. von der Pfalz eine Union bildeten. Die katholische Ligue wählte Maximilian zu ihrem Oberhaupte. Er verband sich hier auf mit Kaiser Ferdinand II. gegen den pfälzischen Friedrich, brachte Oberösterreich zum Gehorsam, siegte auf dem weißen Berge 1620, und eroberte die Ober- und Unterpfalz. Der Kaiser räumte ihm zur Vergütung für 13 Millionen Gulden Kriegskosten nicht nur die Churwürde, 1623, sondern auch das ganze Land des unglücklichen Friedrichs 1628 ein. Auch war er glücklich gegen die dänischen Waffen 1625, und nöthigte Dänemark 1629 zum Frieden. Nach der Schlacht bei Leipzig rückte Gustav Adolph 1632 nach Bayern, nahm Donauwerth und München in Besitz, mußte aber, von Wallenstein genöthigt, sich nach Ingolstadt zurückziehn. Nachher drang Bernhard von Weimar in das Land ein. Zuletzt behaupteten die Franzosen und Schweden so sehr die Oberhand in Bayern, daß sich Maximilian 1647 zur Neutralität bequemen mußte; sein Land wurde aber jetzt noch mehr als zuvor verwüstet. Der westphälische Friede gewährte ihm die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Churwürde nebst dem Erztruchseßamt (1648). Während dieses langen verheerenden Kriegs war Maximilian dennoch für das Aufblühen seines Staates rastlos besorgt; er baute die Residenz, das Zeughaus und das Josephsspital in München, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Soleleitung von Reichenhall nach Traunstein 1616, baute die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim, Heidelberg, und ließ dem Kaiser Ludwig in der Frauenkirche zu München das prächtige Denkmal errichten. Seine Geschichte hat P. P. Wolf (Gesch. Maximilian des I. in 2 Theilen, München, 1807, fortgesetzt von Breyer, 3ter Theil 1809) trefflich beschrieben. Im J. 1651 starb er in Ingolstadt; ihm folgte sein Sohn Ferdinand Maria.

Maximilian Maria Emanuel, Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Ferdinand Maria, geboren 1662, wurde zu allen ritterlichen Uebungen erzogen, und kam durch den Tod seines Vaters 1679 in den Besitz der Regierung, welche er unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Maximilian Philipp von Leuchtenberg, antrat. Er war anfangs ein treuer Bundesgenosse Oesterreichs, zog 1683 der von den Türken belagerten Stadt Wien mit 11,000 Mann zu Hülfe, und focht gegen Oesterreichs Feinde nicht nur in Ungern, sondern auch am Rhein mit großem Ruhm, welches dem bayrischen Land 30,000 tapfere Männer und 32 Millionen Gulden kostete. Er vermählte sich mit Kaisers Leopold I. Tochter, Maria Antonia. Dies verschaffte ihm einige Ansprüche auf die spanische Erbfolge, doch hinderte ihn der frühzeitige Tod seines Sohns, sie geltend zu machen.

Auch gab ihm Oesterreich viele Ursachen zu Kaltsinn. Beim Ausbruche des spanischen Erbfolgekriegs verband er sich daher ins geheim mit Frankreich, räumte die spanischen Niederlande, deren Statthalter er war, französischen Kriegsvölkern ein, und bemächtigte sich der Städte Ulm, Memmingen, Neuburg und Regensburg. Hierüber wurde er von dem Kaiser für einen Reichsfeind erklärt, und nach zwei verlornen Schachten 1704, auf dem Schellenberge und bei Höchstädt, sein Land zu verlassen genöthigt. Dieses wurde nach seiner Achtserklärung unter mehrere getheilt (1706). Im Rastadter Frieden wurde ihm jedoch alles zurückgegeben. Seitdem war er dem Hause Oesterreich getreu und schickte demselben 1717 ein Hülfscorps unter seinem Churprinzen, Carl Albert, wider die Türken. Im J. 1724 verglich er sich mit Pfalz wegen der Reichsverweſung, die nun von beiden gemeinschaftlich geführt wurde. Er starb 1726.

Maximilian Joseph III., Churfürst von Bayern, ein Sohn des Churfürsten Carl Albrecht, geboren 1727, genoß eine sorgfältige religiöse und gelehrte Erziehung, und war erst 13 Jahr alt, als sein Vater nach Kaisers Carl VI. Tode Ansprüche auf die Erbschaft machte. Als er nach dem plötzlichen Absterben seines Vaters schon in seinem 17ten Jahre zur Regierung gekommen war, versuchte er gegen die Truppen der Kaiserin Maria Theresia noch einmal das Glück der Waffen, und entsagte, da ihm der Erfolg nicht günstig war, in dem Frieden zu Füßen 1745 allen seinen Ansprüchen auf Oesterreich, wogegen er seine verlornen Länder zurückerhielt. Seine erste Angelegenheit war nun, durch Einschränkung des Hofstaats, durch Einziehung eines Theils seiner Truppen, und durch die Ueberlassung eines andern Theils derselben an die Seemächte, überhaupt durch strenge und weise Staatswirthschaft, dem verheerten und erschöpften Lande zu Hülfe zu kommen. Die Staatsschulden wurden 1749 durch eine Commission untersucht, welche Mittel zu ihrer Tilgung ausfindig machen sollte. Die inländischen Fabriken wurden emporgebracht, und kein Hofbedienter durfte sich in Tücher kleiden, die nicht im Lande verfertigt waren. Im J. 1753 führte er eine neue Gerichtsordnung ein. Der Ackerbau wurde von ihm durch gute Verordnungen, Belohnungen und von 1762 an durch Urbarmachung öder Plätze befördert. Die Wissenschaften hatten sich seiner Unterstützung zu erfreuen, Schulen und Universitäten wurden verbessert, und 1760 die Academie der Wissenschaften in München gestiftet. Vieles trug zu diesen wohlthätigen Einrichtungen Kreitmaier, Ickstadt, Lori u. A. bei. Bei aller Anhänglichkeit, die der Churfürst für die catholische Kirche hatte, verminderte und beschränkte er doch die Klöster, gestattete den Protestanten in München die Ausübung ihres Gottesdienstes, und war einer der ersten Fürsten, welche das Abolitionsbreve der Jesuiten in Erfüllung brachten. Man überreichte ihm einst eine Liste von sogenannten Freigeistern, mit der Bitte, diese gefährlichen Leute zu entfernen. „Gerade die besten Köpfe," antwortete er und warf das Papier ins Feuer. Er starb als das Opfer ungeschickter ärztlicher Behandlung am Ende des J. 1777, und mit ihm erlosch der wittelsbach-bayrische Stamm, so daß nach seinem Tode seine Länder an Churpfalz fielen.

Maximilian Franz Xaver Joseph, letzter Churfürst von Cöln, Bischof zu Münster, Hoch- und Deutschmeister zu Mergentheim, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen und Erzherzog von Oesterreich, der jüngste unter den Söhnen der Kaiserin Maria The-

resia, geb. 1756, einer von den Fürsten, welche von ihren Unterthanen gesegnet und von der Menschheit mit Ehrfurcht genannt werden. Er durchreiſ'te als Jüngling von 18 Jahrrn unter der Leitung des Grafen von Rosenberg Deutschland, Frankreich, Holland und Italien, und focht in dem bayerischen Erbfolgekrieg unter seinem Bruder. Er war für den geistlichen Stand bestimmt, und wurde schon 1769 seinem Onkel, dem Prinzen Carl von Lothringen, als Hoch- und Deutschmeister, und 1789 dem Churfürsten und Erzbischof von Cöln und Bischof zu Münster als Coadjutor adjungirt, und erlangte 1780 die erstere, 1784 die letztern Würden. Sein erstes Bestreben war, die Länder Cöln und Münster, deren Finanzen, Polizei und Justizwesen unter der Regierung des Churfürsten Maximilian Friedrich sehr in Unordnung gerathen waren, unter Mitwirkung seines trefflichen Ministers von Waldenfels in einen blühenden und wohlgeordneten Zustand zu bringen. Durch Fleiß, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen, Besetzung der Aemter mit würdigen und tauglichen Männern, und durch sein eignes Beispiel bewirkte dies Maximilian. Er war ein weiser, wohlthätigrr, Talent und Verdienst großmüthig unterstützender und belohnender Mann, besonders aber ein Gönner der Gelehrten und Künstler, denn er war selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften. Vorzüglich unterstützte er die Universität Bonn, und erweiterte sie durch nützliche Anstalten; auch vermehrte er die Hofbibliothek mit drn kostbarsten und ausgezeichnetsten Werken, deren öffentliche Benutzung er begünstigte. Und doch lebte er, obgleich seine Einkünfte gegen 2½ Millionen Gulden jährlich betrugen, in seinem Hauswesen sehr einfach und haushälterisch, und war rin Feind alles zwecklosen Aufwandes. Er war ein theilnehmender und geliebter Vater seiner Unterthanen, und keinem war der Zutritt zu ihm verschlossen. Er sprach auf eine gleich interessante Weise mit Leuten aller Stände, und hatte in seiner Unterhaltung eine liebenswürdige Offenheit; seine gute Laune und sein Scherz äußerten sich oft originell und naiv. Er sprach mehrere Sprachen sehr fertig, las die besten Schriftsteller der neuern Zeit, liebte sehr die Musik und spielte selbst einige Instrumente. Seinen Sinn für schöne Natur bezeigten seine Anlagen zu Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg. Doch leider sollte er die Früchte seiner väterlichen Regententhätigkeit bald zerstört, und sich von seinen geliebten Unterthanen losgerissen sehen. Der französische Revolutionskrieg brach aus. Mit weiser Vorsicht für das Beste seines Landes hatte er immer die strengste Neutralität beobachtet und an der Sache der Emigrirten keinen Theil genommen. Sobald aber der Reichskrieg erklärt war, erfüllte er als deutscher Fürst seine Pflicht. Als im Herbste 1794 die Franzosen in Bonn einzogen, sah er sich genöthigt, seine Residenz zu verlassen, die er nicht wieder sah. Er floh zuerst nach Münster, von da nach Mergentheim und Ellingen, wo er (unter dem Schutze der preußischen Neutralität) sicher war. Im Frühling 1800 begab er sich nach Wien und starb am 26sten Jul. 1801 zu Hetzendorf. Ueber ihn s. auch Dohms Denkwürdigkeiten ꝛc. 1. Bd. No. 4. 5 und Maximilian Franz, letzter Churfürst von Cöln, vom Freiherrn von Seida. Nürnb. 1803. 8.

Maximilian I. (Joseph), gegenwärtiger König von Bayern, ward den 27sten May 1756 zu Schwetzingen, unweit Mannheim, geboren. Sein Vater war der Pfalzgraf Friedrich, österreichischer Feldmarschall, seine Mutter, Francisca, Tochter Johann Carls von

Sulzbach. Von Schwetzingen kam er im 6ten Jahre seines Alters nach Zweibrücken unter die Aufsicht des Herzogs Christian seines Oheims. Der Regierungsrath Heiß war in der deutschen Sprache, der Abt Saladert in der französischen sein Lehrer. In seinem 9ten Jahre erhielt er zum Hofmeister den Franzosen Keralio, von dem er im militärischen Dienste, im Geschäftsstyl und Zeichnen, und den Professor Exter, von dem er in der Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtet wurde. Seine Herzensgüte bewies der junge Fürst schon damals durch thätige Unterstützung der Armen und Nothleidenden. Im J. 1777 ward er als französischer Obrist zu Straßburg seinem Regimente Elsaß vorgestellt, 1778 zu einem französischen General-Major erhoben, und mit dem Ludwigskreuze geziert. Nach mehrern Reisen in Frankreich verweilte er von 1782 bis zum Ausbruche der Revolution 1789 in Straßburg, worauf er nach Mannheim ging. Im J. 1795 starb Carl II., Herzog von Zweibrücken, und ihm folgte in der Regierung sein Bruder Maximilian. Obgleich anfänglich durch Einmischungen der Franzosen in seine Erbschaft gekränkt, regierte er doch zum Glücke des Landes. Nach dem Erlöschen des pfalzsulzbachischen Stammes durch den Tod des Churfürsten Carl Theodor, den 16ten Februar 1799, gebührte die Erbfolge in Pfalzbayern zunächst der pfalzzweibrückischen Linie. So trat Maximilian Joseph unter dem Namen des Vierten in dem nämlichen Jahre die Regierung in Pfalzbayern an. Seine erste Sorge war auf Veredlung des Bodens gerichtet. Auf eigne Kosten ließ er 1802 das sogenannte Donaumoos zwischen Ingolstadt und Neuburg, 56 000 Tagewerke groß, urbar machen und zog neue Ansiedler dahin. Güter und Gemeindeweiden wurden vertheilt, und von den bayrischen Bauern das von Fremden gegebene Beispiel nachgeahmt, so daß seit dem Regierungsantritte Maximilians bis zum letzten December 1804 in dem nur 514 Quadratmeilen großen Herzogthume 1570 neue meistens steinerne Häuser erbaut, 232,866 Tagewerke urbar gemacht, 493 große Güter zertheilt und 640 Landwirthschaften ordentlich arrondirt waren. Ein landwirthschaftlicher Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der practischen Landwirthschaft ist. Zur Erleichterung des Verkehrs wurden manche zweckmäßige Einrichtungen getroffen, gute Landstraßen angelegt u. s. w. Im J. 1805 schloß sich Bayerns Fürst, um seinem Lande die Verheerungen des Krieges möglichst zu ersparen, an Frankreich an, und proclamirte sich den 1sten Januar 1806 zum Könige. Nachdem er dadurch vollkommne Staatsgewalt erlangt hatte, griff er kräftig ein, um seinem Volke Einheit und weise Gesetze zu geben. Die Gerichtsverfassung, besonders das Criminalrecht, schon früher 1802 verbessert, erhielt eine zweckmäßigere Einrichtung. Vernichtet wurden die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten 1807; die Regierungsfreiheit und die Hausrechte 1805 und 1810 gesichert gegen Mißgriffe durch die Domanial Fideicommiß- und Schulden-Pragmatik, der Staatsdienst durch die Dienstpragmatik. Höchst wichtig für den Geschäftsgang waren die Organisation des geheimen Rathscollegiums, durch das organische Edict 1808, die Eintheilung des Landes in Kreise, die Anordnung der Generalkreiscommissariate 1808 und 1810, und die Organisation der Sectionen in den Ministerien. Alle drei Religionsparteien genossen freie Uebung ihres Cultus. Die Finanzen waren ein Hauptan-

Länge bestimmte. Beide Erfindungen greifen in einander. Um das J. 1743 hatte Mayer ein Diopternlineal angegeben, mit dem er die Winkel mittelst der Sehne maß, welche die Oeffnung des Lineals angab. Auf dieses Instrument wandte er die Kunst an, die Winkel mit Wiederholung zu messen und gab ihm ein Fernrohr. Dies war gegen 1750. Als er nun später die Mondtheorie bearbeitete und erkannte, wo die Verbesserung der Tafeln gesucht werden müsse, stieß er auf die Nothwendigkeit, den Winkel zwischen Mond und Stern bis auf eine halbe Minute genau zu messen. Eine halbe Minute im Bogen ist eine ganze Minute Zeit, da der Mond in jeder Zeitminute eine halbe Minute in seiner Bahn fortrückt. Eine Zeitminute macht aber die Länge nur um einen Viertelgrad ungewiß, was auf der See etwas Unbedeutendes ist. Da der Spiegelsextant damals noch sehr unvollkommen war, so wandte er sein Artificium multiplicationis auf Spiegelwerkzeuge an, als die einzigen, womit man auf der See Winkel messen kann. Er erfand nun den Spiegelkreis, von dem er ein hölzernes Modell mit seinen Mondtafeln nach London sandte. Das Board of longitudes, welches Harrison für seine Seeuhren den Preis von 20,000 Pfund zuerkannt hatte, gab Mayern, oder vielmehr seiner Witwe (da er inzwischen gestorben war) 6000 Pfund, obwohl er die Aufgabe eben so vollkommen wie Harrison gelöst hatte. Borda ließ 1779 den ersten Mayerschen Spiegelkreis verfertigen, den die Franzosen daher auch den Bordaischen nennen. Nachher verbesserte Ramsden die Sextanten und gab ihnen durch seine große Theilmaschine eine so genaue Eintheilung, daß man mit ihnen einen Winkel bis auf eine Viertelminute genau messen kann. Dies hinderte das Allgemeinwerden der Spiegelkreise. Mayer gehörte zu den klaren besonnenen deutschen Naturen, die an den Dingen gleich das Wesentliche und Wahre erkennen. Lichtenberg sagt von ihm, er habe nie gewußt, wie viel er gewußt habe, und der Gelehrte und der Mensch sey bei ihm aus einem Stück gewesen. Alle Nachrichten über Tobias Mayer finden sich gesammelt in der von Benzenberg besorgten neuen Ausgabe seiner Erstlinge.

Mayer (Simon). Dieser schon seit lange gleichsam in Italien heimische Compositeur, der eine Reihe von Jahren fast allein Aufsehen machte, ist den 14ten Juni 1763 zu Mendorf (unweit Ingolstadt) in Bayern geboren. Sein Vater, Joseph Mayer, Organist in dem kleinen Orte, gab ihm den ersten musikalischen Unterricht. Mayer war zwar für die Wissenschaften bestimmt, bezog auch die Universität, allein seine Neigung zur Musik veranlaßte ihn, diesen Lebensweg zu verlassen. In einem Alter von 25 Jahren kam er nach Italien, und fand an dem Grafen Bergamo einen großmüthigen Beschützer. Dieser verschaffte ihm Mittel, daß er sich nach Venedig begeben und dort unter Leitung des Capellmeisters Bertoni das Studium der Musik fortsetzen konnte. Nach dem Tode seines Wohlthäters sah er sich genöthigt, die theatralische Laufbahn zu wählen. Im Jahre 1802 wurde Mayer zum Capellmeister der Basilica di Sta Maria Maggiore ernannt. Von seinen in Italien verfertigten Compositionen, deren Anzahl sehr bedeutend ist, wollen wir nur folgende anführen: Saffo, ossia i Ritti d'Apollo Leucadio, seine erste 1794 comp. Opera seria: La Lodoisca, o. s.; Telemaco, o. s.; Adelaida di Guesclino, o. s.; Gli Sciti, o. s.; Le due Giornate, o. s.; Argene; I Mi-

steri Eleusini; Adelasia ed Aleramo; Il ritorno d'Ulisse; Tamerlano; La rosa bianca e la rosa rossa; Cora u. ſ. f.; die Farcen: Il segreto; Che originali; L'Ubbidienza per astuzia; L'academia di musica; I virtuosi; u. ſ. f., und eine große Anzahl von Cantaten und Oratorien.

Maynard (François), ein franzöſiſcher Dichter, einer der vierzig der franzöſiſchen Academie, war gegen das J. 1582 zu Toulouſe geboren, kam als Jüngling an den Hof und wurde Secretär der Königin Margarethe. Er gab damals ein Gedicht in fünf Büchern Philandre betitelt, heraus, das von der Liebe handelt. Wahrſcheinlich verfertigte er auch damals ſeine Priapées, welche jedoch nie gedruckt worden ſind. Noailles, der als Geſandter nach Rom ging, nahm ihn 1634 mit ſich dahin. Nach ſeiner Rückkehr machte er verſchiednen Großen den Hof, wiewohl ohne ſonderlichen Erfolg. Er wurde jedoch Präſident des Landgerichts von Aurillac in Auvergne, Mitglied der Akademie der Blumenſpiele von Toulouſe, und gegen das J. 1632 Akademiker. Unter der Regentſchaft der Königin Anna von Oeſterreich erſchien er wieder am Hofe, und da er auch bei dieſer nicht glücklich war, zog er ſich in ſeine Provinz zurück, wo er 1646 mit dem Titel eines Staatsraths ſtarb. Einige Zeit vor ſeinem Tode unternahm er eine Reiſe nach Paris. Seine Freunde machten ihn vielfältig im Geſpräch auf veraltete Worte aufmerkſam. Dies geſchah ihm ſo oft, daß er endlich folgende vier Verſe darauf machte:

En cheveux blancs il me faut donc aller
Comme un enfant tous les jours à l'école!
Que je suis fou d'apprendre a bien parler,
Lorsque la mort vient m'ôter la parole!

Ueberhaupt war das Epigramm die Gattung, die ihm am beſten gelang; außerdem haben wir von ihm Lieder, Oden und Briefe. Maynard führte zuerſt den regelmäßigen Abſchnitt in der Mitte des Alexandriners ein.

Maynz, ein ehemaliges Erzſtift im niederrheiniſchen Kreiſe, welches ſich in die Wetterau, nach Franken und von der Grafſchaft Spanheim bis an das Würtembergiſche erſtreckte. Die Größe deſſelben wurde auf 150 Quadratmeilen und die Bevölkerung nach der Zählung von 1776 auf 208,000 Seelen angegeben. Es gehörte aber noch dazu das Eichsfeld, welches 84,000 und ſeit 1665 das Erfurter Gebiet, welches 46,000 Einwohner zählt, ſo daß die geſammte Volksmenge ſich auf 340,000 belief. Die Einkünfte ſchätzte man auf 1,400,000 Gulden. Der Erzbiſchof von Maynz war zugleich einer der drei geiſtlichen Churfürſten und des heil. römiſchen Reichs Erzkanzler in Deutſchland. Als ſolcher hatte er das Reichsſiegel und das Reichsarchiv in ſeiner Verwahrung. Die Reichskanzlei, die maynziſche Kanzlei auf dem Reichstage und die Kammergerichtskanzlei hingen von ihm ab. Er hatte das Directorium auf dem Reichstage und im Churfürſtencollegium, wie auch bei dem Wahlgeſchäft; er viſitirte die Reichsgerichte, ſchrieb Deputations- und Churfürſtentage aus und ſetzte den Reichsvicekanzler und alle zur Reichshofkanzlei gehörige Perſonen. Zu einem Römermonat gab Maynz 1729 Gulden 5½ Kreuzer und zu einem Kammerziel 900 Thaler 21½ Kr. Die vier Hofämter des Erzſtiftes bekleideten 1. die Landgrafen von Heſſen als Erbmarſchälle nebſt ihren Verweſern, den Freiherren von Heiſenſtein; 2. die Pfalzgrafen von

Zweibrücken als Erbtruchſeſſe nebſt ihren Verweſern, den Freiherren Greifenklau von Vollrath; 3. die Grafen von Schönborn als Erbſchenken nebſt ihren Verweſern, den Freiherrn von Kronberg; 4. die Grafen zu Stolberg als Erbkämmerer nebſt ihren Verweſern, den Grafen von Metternich in Winneburg und Beilſtein. Der letzte Churfürſt war Friedrich Carl Joſeph. Ueber die Schickſale des Churfürſtenthums Maynz nach dem Lüneviller Frieden ſehe man den Art. Deutſchland.

Maynz, (lat. Moguntia, Moguntiacum), die alte ehemalige Haupt- und Reſidenzſtadt des gleichnamigen Erzſtiftes und Churfürſtenthums, jetzt die Hauptſtadt der großherzoglich heſſiſchen Rheinprovinz und deutſche Bundesfeſtung, liegt in einer der ſchönſten und fruchtbarſten Gegenden Deutſchlands, am Rhein, wo der Main hineinfällt, am Abhange eines Hügels, und in einer langen Strecke am Ufer des Stromes hingebaut. Eine 766 Schritte lange, auf 56 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb welcher ſich 13 Schiffmühlen befinden, führt über den anſehnlichen Rheinſtrom nach dem am rechten Ufer liegenden Städtchen Kaſtel oder Caſſel, welches jetzt als Feſtung mit Maynz verbunden iſt. Maynz gehört zu den ſtärkſten Feſtungen und iſt eine Vormauer Deutſchlands gegen Frankreich. Der Umfang der Feſtungswerke, welche beſonders von den Franzoſen ſehr erweitert worden ſind, beträgt mit Einſchluß der Weißenauer Schanze, die kleinen Feldſchanzen ungerechnet, 2½ Stunden. Zu den Hauptwerken gehören die Citadelle mit einer herrlichen Ausſicht in einer der ſchönſten und reichſten Gegenden, und der Hauptſtein, ein vor allen übrigen ſtark vorſpringendes Werk, auf einer Anhöhe. Das durch die Schiffbrücke mit Maynz als ein Außenwerk verbundene Städtchen Kaſtel hat gleichfalls ausgedehnte und mit beſonderer Kunſt nach einer ganz neuen Art angelegte Feſtungswerke. Sie beſtehen aus den vier Forts, Kaſſel, Mars, Montebello und dem Petersauer. Sie haben, wenn man die befeſtigte Inſel Petersaue dazu rechnet, zuſammengenommen eine noch größere Ausdehnung als die Feſtungswerke von Maynz. Maynz iſt im Ganzen nicht ſchön gebaut, wiewohl man viele ſchöne Privatgebäude findet, und hat meiſtens enge winklige und zum Theil ſchmutzige Straßen, die im Winter durch Laternen erleuchtet werden. Nur die drei Bleichen und die Thiermarktsſtraße ſind ſchön zu nennen. Unter den 27 öffentlichen Plätzen iſt der vorzüglichſte der ſchöne mit Bäumen umgebene Paradeplatz am ehemaligen Schloſſe. Die Stadt zählt 126 Straßen, 11 Kirchen, 2200 Häuſer und mit dem Dorfe Zahlbach 25,250 Einwohner. Unter den Gebäuden verdienen vorzüglich eine Auszeichnung: 1. die Domkirche, welche durch die Belagerung 1793 ſehr viel gelitten hat; von dem ehemaligen koſtbaren Schatze und von der beträchtlichen Bibliothek iſt nichts mehr übrig; auch ſind viele von den zum Theil ſehr merkwürdigen Epitaphien zerſtört worden; 2. die Ignatiuskirche, ein ganz neues und ſchönes Gebäude; 3. das prächtige ehemalige Gebäude des deutſchen Ordens, worin der Kaiſer Napoleon reſidirte, wenn er nach Maynz kam, und 4. das gleich neben dieſem Pallaſte ſtehende ſehr ſchöne, große und maſſive Zeughaus, welches, ſo wie das deutſche Ordenshaus, der Stadt von der Rheinſeite ein vortreffliches Anſehen giebt. Die ehemaligen churfürſtlichen Schlöſſer, die Favorite mit ihrem Garten und die Martinsburg, welche beide ſonſt zu den vorzüglichſten Zierden

der Stadt gehörten, sind verschwunden. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Stadt gehören auch der Eichelstein auf der Citadelle, eine Steinmasse, die jetzt an Höhe und Breite verloren hat, und von den meisten Schriftstellern für ein Denkmal des berühmten römischen Feldherrn Drusus gehalten wird; und die in 59 Pfeilern bestehenden Reste einer römischen Wasserleitung, unweit des Dorfes Zahlbach, die man dem Drusus zuschreibt. Zu Maynz befand sich sonst eine 1477 gestiftete Universität, welche bei der französischen Besitznahme der Stadt aufgehoben und anfangs in eine Centralschule und zuletzt in ein Lyceum verwandelt wurde. Von öffentlichen wissenschaftlichen und Kunstsammlungen findet man in dem Bibliothekgebäude vereinigt: ein Münzcabinet, ein Naturaliencabinet, eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung, eine Bildergallerie, die aus 80,000 Bänden bestehende Stadtbibliothek und das Museum römischer Denkmäler, welche aus 27 Altären und Votivsteinen und aus mehr als 60 Legionssteinen besteht, die alle bei Maynz gefunden worden sind. Zur Beförderung des Handels und der Schiffahrt ließ der Exkaiser Napoleon einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Steindamm erhöhte, und zur Anlandung der Schiffe bei hohem und niedrigem Wasserstande gleich bequem einrichtete. Der Handel von Maynz besteht vorzüglich im Weinhandel, womit starke Geschäfte nach den Niederlanden und nach dem nördlichen Deutschland gemacht werden; desgleichen im Speditionshandel. Die Fabriken sind nicht sehr bedeutend, und liefern vorzüglich Tabak und Leder. Täglich geht von hier eine Wasserdiligence nach Cöln ab. Merkwürdig ist auch Maynz durch die Erfindung der Buchdruckerkunst (s. d. Art.). — Wo jetzt Maynz liegt, legte im Jahre 13 vor Christi Geburt der römische Feldherr Drusus eine Hauptfestung an, welche den Namen Magontiacum erhielt. In der Nähe derselben entstand eine Stadt, die sich aber zu den Römerzeiten nicht bis an den Rhein erstreckte. 406 wurde Maynz von den Vandalen völlig zerstört, und lag mehrere Jahrhunderte in Trümmern, bis die fränkischen Könige es wieder erbauten und bis zum Rhein ausdehnten. Mit Bonifacius und Carl dem Großen begann für Maynz eine neue und glänzende Epoche. Im 13ten Jahrhunderte trat Maynz an die Spitze des rheinischen Bundes, geschlossen zur Erringung des Landfriedens und Sicherung des Handels. Im dreißigjährigen Kriege wurde Maynz 1631 von den Schweden und 1644 von den Franzosen eingenommen, welche es im westphälischen Frieden wieder zurückgeben mußten. 1688 besetzten es die Franzosen, und 1689 wurde es ihnen wieder abgenommen, welches auch 1793 geschah, nachdem es 1792 durch Verrath in die Hände der Franzosen gefallen war. 1797 übergab man Maynz den Franzosen wieder, welche es zur Hauptstadt des neuen französischen Departements des Donnersberges machten, bis endlich 1814 diese Stadt wieder an Deutschland fiel, und durch die Entscheidungen des Wiener Congresses nebst einem Theile dieses vormaligen Departements an den Großherzog von Hessen übergeben wurde, jedoch so, daß Maynz in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibt, und daher auch jetzt von österreichischen und preußischen Truppen besetzt ist. Außerdem befinden sich noch großherzoglich hessische Truppen daselbst.

Mazarin (Jules), eigentlich Giulio **Mazarini**, Ludwigs XIV. Prinzipalminister und Cardinal, geb. zu Piscina in Abruzzo (nach Flassan zu Rom) d. 14ten Juli 1602, von adelicher Herkunft, studirte zu Alcala de Henares die Rechte, und nahm hierauf unter den päpstlichen Truppen Kriegsdienste. Er stand als Capitain bei seinem Corps im Veltlin, als er im Auftrag des Generals Torquato Conti einen Waffenstillstand unterhandelte, der zu Rivalta den 14ten Sept. 1630 zwischen den französischen, spanischen und kaiserlichen Generalen zu Stande kam. Damals stellte ihn der Nuncius Bagni dem Könige und dem Cardinal Richelieu als einen ausgezeichneten Mann vor. Als der Krieg über die Erbschaft des Herzogthums Mantua ausgebrochen war, hatte Mazarin als päpstlicher Minister mehrere Zusammenkünfte mit Richelieu und begab sich selbst nach Grenoble zu Ludwig XIII. Vermöge seiner Verbindungen mit Frankreich und Spanien war er zum Unterhändler zwischen beiden geschickt. Die Franzosen, welche vor Casal standen, waren im Begriff, die Feindseligkeiten zu erneuern und waren nur noch 500 Schritte von den spanischen Linien, als Mazarin, mit einem Tuche winkend, ihnen mit dem Zuruf entgegen kam: „Friede! Friede! Macht Halt da!“ — Er erklärte, unter welchen Bedingungen man bereit sey, Casal zu räumen; die französischen Anführer nahmen sie an. Durch diese Unterhandlung erwarb er sich die Freundschaft Richelieus, und Ludwig XIII. ließ ihn 1641 von Urban VIII. zum Cardinal erheben, worauf er Mitglied des Staatsraths wurde. Richelieu empfahl ihn sterbend dem Könige so dringend, daß dieser ihn sogar in seinem Testamente zum Mitgliede des Regentschaftsraths ernannte. Nach Ludwigs XIII. Tode (1643) übertrug ihm die Königin **Anna von Oesterreich**, als Regentin, die Stelle eines **Ersten Ministers**. Mazarin wurde damals allgemein für den Geliebten der Königin gehalten, und Einige haben aus dieser Vertraulichkeit den Ursprung der eisernen Maske (s. d. Art.) ableiten wollen. Er trat anfangs mit vieler Bescheidenheit und Einfachheit, ohne allen äußern Pomp, selbst ohne Trabanten auf. Aber ungeachtet dieser Mäßigung, die nicht von Dauer war, bildete sich eine mächtige Partei gegen ihn. Man haßte ihn schon als Ausländer auf dem höchsten Posten, und machte seine Person, seine Sitten, seine schlechte Aussprache lächerlich. Ueberdieß seufzte das Volk unter schweren Abgaben. Diese Umstände machten es dem Duc de Beaufort, dem Coadjutor von Paris (s. **Retz**), dem Prinzen von Conti und der Ducheſſe de Longueville leicht, einen Volksaufstand vorzubereiten. Als nun das Parlament sich weigerte, neue Geldforderungen zu genehmigen und der Cardinal deswegen den Präsidenten Blancmesnil und den Parlamentsrath Broussel ins Gefängniß hatte setzen lassen, griff das Volk (1648) zu den Waffen. Diese Unruhen, auch der **Barricadenkrieg** genannt, weil die Pariser, wie zu den Zeiten der Ligue, die Straßen von Paris mit Ketten sperrten, hatten einen Bürgerkrieg, die **Fronde** (s. d. Art.) zur Folge. Die Königin war genöthigt, mit dem König und ihrem Minister, welchen das Parlament als einen Störer der öffentlichen Ruhe proscribirte, von Paris nach St. Germain zu flüchten. Spanien nahm auf die Einladung der Rebellen Theil an den Unruhen und der Erzherzog, Gouverneur der Niederlande, versammelte Truppen. Dies bewog die Königin, welche den Krieg weder führen

konnte, noch mochte, sich mit dem Parlamente zu vergleichen, zu Ruel 1649. Das Parlament behielt die Freiheit, sich zu versammeln, die man ihm hatte nehmen, und der Hof seinen Minister, den Volk und Parlament hatten stürzen wollen. Allein der Prinz Condé, dem der Staat diese Aussöhnung verdankte, zeigte allen Parteien wenig Mäßigung. Mazarin wurde von ihm lächerlich gemacht, die Königin mit Trotz behandelt und die Regierung verhöhnt. Mazarin, gezwungen undankbar zu seyn, bewog daher die Königin, ihn nebst seinem Bruder, dem Prinzen Conti, und dem Herzog von Longueville arretiren zu lassen. Allein das Parlament erließ 1651 einen Beschluß, der Mazarin aus dem Reiche verbannte und den Hof nöthigte, die Prinzen frei zu geben. Sie zogen wie im Triumph in Paris ein, während der Cardinal erst nach Lüttich, dann nach Cöln flüchtete. Aber von seinem Exil aus regierte dieser Minister den Hof und Frankreich. Schon im Februar 1652 rief der nunmehr volljährige König Mazarin zurück, der, wie Voltaire sagt, jetzt nach Frankreich kam, „weniger wie ein Minister, der seinen Posten wieder einnahm, als wie ein Herrscher, der sich wieder in Besitz seiner Staaten setzte." Er wurde von einem kleinen Heere von 7000 Mann, das er auf eigne Kosten, d. h. mit dem Gelde des Staats, das er sich zugeeignet, aufgestellt hatte, begleitet. Auf die erste Nachricht seiner Rückkehr hob Gaston d'Orleans, Ludwigs XIII. Bruder, der die Entfernung des Cardinals verlangt hatte, Truppen in Paris aus, und das Parlament erneuerte seine Beschlüsse, proscribirte Mazarin und setzte einen Preis auf seinen Kopf. Zugleich setzte sich der Prinz Condé, mit den Spaniern im Bunde, in Marsch gegen den König, dessen Armee Turenne befehligte, der die Spanier verlassen hatte. Mehrere kleine Schlachten wurden ohne Entscheidung geliefert; der Krieg ruhte und begann wieder zu verschiednenmalen; das Ganze glich mehr einer Farce als einem ernsten Kampfe. Der Cardinal sah sich genöthigt, aufs neue den Hof zu verlassen und begab sich nach Sedan 1652, worauf der König von Paris wieder Besitz nahm. Dieser hatte nämlich, um die Ruhe ganz herzustellen, eine Erklärung erlassen, in welcher er seinen Minister verabschiedete, indem er seine Dienste rühmte und sein Exil bedauerte. Als aber die Ruhe zurückgekehrt war, rief ihn auch der König im Februar 1653 nach Paris zurück. Ludwig XIV. nahm ihn wie einen Vater, das Volk wie einen Herrn auf. Die Prinzen, die Gesandten und das Parlament eilten, ihm aufzuwarten. Darauf wurden die Unruhen in den Provinzen ganz gedämpft, und Condé, der in die spanischen Niederlande sich geflüchtet hatte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig erklärt. Nun setzte Mazarin den Krieg gegen Spanien mit verdoppelter Anstrengung fort, und verband sich dazu mit Cromwell 1656. Dadurch bewirkte er für Frankreich einen rühmlichen Frieden. Er unterhandelte ihn selbst im J. 1659 auf der Fasaneninsel mit dem spanischen Minister Haro. Diesem (pyrenäischen) Frieden folgte die Vermählung des Königs mit der Infantin. Beide Verhandlungen machten seiner Politik die größte Ehre. Jetzt war er mächtiger als je; er trat mit königlichem Pomp auf; außer seinen Trabanten folgte ihm eine Compagnie der Musketiergarde. Dagegen verlor die Königin Mutter ihr Ansehn. Uebrigens that Mazarin in dieser Zeit der Ruhe nichts für Rechts-

pflege, Handel, Seemacht und Finanzen. Auch bezeichnete er acht Jahre einer unbeschränkten Herrschaft nicht durch ein einziges rühmliches Institut. Das Collège des Quatre-Nations war eine Verfügung seines Testaments. Die Finanzen verwaltete er wie der Intendant eines verschuldeten Herrn. Er häufte mehr als 200 Millionen auf, wobei er oft Mittel gebrauchte, die eines ehrlichen Mannes unwürdig sind. Nach Flassan hatte er 1,800,000 Livres Einkünfte und ein Vermögen von 22 Millionen, was nach heutigem Gelde ungefähr das Doppelte machen würde. Dies beunruhigte ihn, als er sein Ende herannahen fühlte. Daher rieth ihm Colbert, dem Könige eine Schenkung mit seinem gesammten Vermögen zu machen, der sie ihm unfehlbar zurückgeben würde. Der König nahm die Schenkung an, und schon fing der Cardinal an, ängstlich zu werden, als der König sie ihm nach Verlauf von drei Tagen zurückgab. Mazarin starb 1661 den 9ten März. Er hinterließ als Erben den Marquis La Meilleraie, welcher seine Nichte Hortense Mancini heirathete und den Titel Duc de Mazarin annahm. Außerdem hatte er einen Neffen, den Duc de Nevers, und vier andre Nichten, welche der Prinz von Conti, der Connetable Colonna, der Duc de Mercoeur und der Duc de Bouillon heiratheten. Carl II. (Stuart) hatte zur Zeit seiner Noth um eine derselben angehalten, aber von Mazarin eine abschlägige Antwort erhalten; als später sich seine Angelegenheiten gebessert hatten, bot sie ihm Mazarin an, bekam aber jetzt eine abschlägige Antwort. — Man hat häufig Mazarin und Richelieu mit einander verglichen. "Mazarin," sagt Hérault, „war eben so sanft als der Cardinal Richelieu heftig; eins seiner größten Talente war, die Menschen genau zu erkennen. Der Charakter seiner Politik war mehr Feinheit und Geduld als Gewalt. Letztere glaubte er nur in Ermangelung andrer Mittel anwenden zu müssen und sein Verstand rüstete ihn mit dem zu den Umständen passenden Muth aus. Kühn zu Casal, ruhig und thätig zu Cöln, unternehmend, als er die Verhaftung der Prinzen verfügte, aber unempfindlich gegen den Spott der Feinde und die Prahlereien des Coadjutors, hörte er das Murren des Volks, wie man vom Ufer den Lärmen der Meereswogen hört. In Richelieu war etwas Größeres, Umfassenderes, minder Gezwungenes; in Mazarin mehr Gewandtheit, mehr Abgemeßnes und weniger Abweichungen. Den einen haßte, des andern spottete man; aber beide waren Gebieter des Staates." — Mazarin schmeichelte den Feinden, denen Richelieu den Kopf hätte abschlagen lassen. Bei solchem Benehmen wird man zwar weniger gehaßt, aber man erscheint dadurch nicht größer. Von vielen wird das mit Glanz vollbrachte Böse eher verziehn, als das mit Schwäche gethane Gute. Dazu kam, daß seine Talente nicht hervorstechend genug waren, um seine Fehler — Herrschsucht, Habsucht, Furchtsamkeit, List und Kleinmuth — zu verdecken. Er hatte nicht den stolzen Muth, den romantischen, imponirenden Geist des Cardinals Retz, noch in den Geschäften die Thätigkeit und den Ueberblick Richelieu's, noch in den ökonomischen Ansichten die Grundsätze Sully's, noch in der Verwaltung die gründliche Kenntniß Colberts, noch in den Planen die Kühnheit Alberoni's. Sein größtes Verdienst war die Kunst zu unterhandeln. Er besaß ganz die dazu nöthige Feinheit, Geschmeidigkeit und Menschenkenntniß, und zeigte sie im westphä-

lischen und pyrenäischen Frieden. Er brachte den Elsaß an Frankreich und sah es vielleicht voraus, daß Frankreich einst über Spanien gebieten könnte. Das Aeußere des Cardinals war sehr einnehmend. Mit der schönsten Gesichtsbildung verband er den heitersten Ton im Umgange, welcher ihm alle gewann, denen er gefallen wollte. Die Menschen kirrte er mit Hoffnungen. Sein Herz war kalt, ohne Haß und ohne Freundschaft. Seine unbewegliche Ruhe konnte keine Leidenschaft stören; und Niemand konnte ihm ein Geheimniß entlocken. Gegen Privatpersonen vergaß er oft, was er versprochen, aber Staatsverträge hielt er gewissenhaft, um Frankreichs Achtung, die Richelieu verscherzt hatte, wiederherzustellen. Die Briefe Mazarins über die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens, welche mehrmahls gedruckt worden, sind über diesen Gegenstand sehr belehrend.

Mazzola (Francesco), oder Mazuola, Mazuoli, auch Mazzuoli, genannt il Parmegiano oder Parmegianino (aus Parma), aus einer Familie, welche mehrere Mahler hervorgebracht hat, einer der berühmtesten Mahler der lombardischen Schule. Nach Fiorillo war er 1503 geboren, ein Sohn des Mahlers Filippo Mazzola, mit dem Beinamen dall' Erbette. Sein Talent, Naturgegenstände abzuzeichnen, soll zwei seiner Oheime, welche ebenfalls die Mahlerei ausübten, bewogen haben, ihn in ihren Unterricht zu nehmen. Später mag er seines Landsmanns Marmitta Unterricht genossen haben. In seinem 16ten Jahre vollendete er schon die Taufe Christi, ein Gemählde, das in der Minoritenkirche della Nunziata aufgestellt wurde, jetzt aber sich im Palast der großen Sonvitali befindet, und von seinen ungemeinen Talenten zeigt. Correggio's Anwesenheit in Parma um 1521 machte ihn mit dem Style dieses Meisters bekannt. Die kriegerischen Unruhen in seinem Vaterlande bewogen ihn, sich nebst seinem Bruder (nach andern seinem Vetter) Girolamo nach Viadana zu begeben, wo er mehrere nicht mehr vorhandene Gemählde arbeitete. Um 1522 kehrte er zurück und mahlte unter andern eine Madonna mit dem Kinde und die Heiligen Hieronymus und Bernardin von Feltri, ein ausgezeichnetes Oelgemählde, das man im Kloster della Nunziata bewundert, das aber durch Zeit und ungeschickte Hände gelitten hat. Seine Reise nach Rom im J. 1523, welche er nebst seinem Oheim in der Hoffnung machte, dort unter der Herrschaft eines Clemens VII. Proben seiner Talente abzulegen, macht in seinem Leben Epoche. Denn hier machte der Anblick der Werke Raphaels, der einige Jahre vorher gestorben war, den tiefsten Eindruck auf ihn, dessen Folgen sich auch in seinen spätern Werken sichtbar zeigten, indem er sich von nun an eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie und Raphaels Ausdruck zu vereinigen suchte. Er wurde von dem Papste und den Großen Roms auf das zuvorkommendste aufgenommen, verkaufte einige seiner mit nach Rom gebrachten Gemählde sehr vortheilhaft, und arbeitete fleißig mehrere von Vasari beschriebene Werke. Der Einfall feindlicher Waffen in Rom 1527 beraubte ihn nicht nur seines Geldes, sondern auch mehrerer Gemählde. Er ging darauf nach Bologna, wo ihm ein Kupferstecher, Antonio da Trento, mit mehrern seiner Handzeichnungen durchging, welche späterhin in der Sammlung des Grafen Arundel wiedergefunden, vom Grafen Ganetti nach Italien gebracht, auch in Kupfer gestochen worden sind. Zu den

ausgezeichnetsten Gemählden, welche er in Bologna arbeitete, gehörte ein heil. Rochus für die Kirche des heil. Patronius, die jetzt in der Dresdner Gallerie befindliche Madonna dalla Rosa, und die heil. Margaretha, welche in neuern Zeiten nach Paris wanderte. Mazzola ging endlich in sein Vaterland zurück; hier arbeitete er den Bogen schnitzenden Cupido, und schmückte die neu gebaute Kirche della Steccata mit mehrern Arbeiten aus, welche er aber nicht vollendete. Seine Gesundheit hatte damals schon sehr gelitten, die Aufseher jenes Baues drangen sehr hart in ihn, vorzüglich da ihm eine Summe voraus bezahlt worden war, und ließen ihn, als man seine Nachlässigkeit demerkte, ins Gefängniß setzen, aus welchem er nur nach gegebner Versicherung, jene Arbeit zu vollenden, entlassen wurde. Allein aus Unwillen über die niedrige Behandlung ergriff er die Flucht und eilte nach Casalmaggiore, wo er nach einigen Arbeiten 1540 starb. Mazzola verband mit einer tiefen Kenntniß der Anatomie eine sehr richtige Zeichnung. Algarotti und Mengs tadeln, daß er oft nach einer gewissen gesuchten Grazie gestrebt habe, und Fiorillo tadelt den Mißbrauch der Schlangenlinien, so wie das Einwickeln der Glieder in den Gemählden des Parmegianino. Dennoch schätzt man ihn als einen der ersten italienischen Mahler und rühmt vorzüglich sein Feuer, seine Grazie, die Richtigkeit seiner Zeichnung, so wie vorzüglich die Leichtigkeit, mit welcher er seine Compositionen entwarf und mit kühnen Pinselstrichen ausführte. Man hat ihn sonst mit Unrecht als Erfinder der Kunst, mit Scheidewasser in Kupfer zu stechen, angesehen. Mazzola hatte mehrere Schüler. Der genannte Girolamo Mazzola suchte ihn zu erreichen, und vollendete einige seiner Gemählde.

Mazzuchelli (Giovanni Maria), aus einem gräflichen Geschlechte, 1707 zu Brescia geboren und eben daselbst im J. 1765 gestorben, war einer der verdientesten Literarhistoriker Italiens. Außer mehrern einzelnen mit der musterhaftesten Genauigkeit und Vollständigkeit gearbeiteten Biographien (des Archimedes, Peter Aretin, Peter de Apono, Ludwig Alamanni und mehrern Andern) hat er in seinem italienischen Schriftstellerlexicon: Gli Scrittori d'Italia, cioè notizie storiche e critiche intorno alle vite ed agli scritti de' letterati Italiani. Brescia 1753 — 63. 6 Bände in Fol. ein unvergängliches Denkmal seines unermeßlichen Fleißes und seiner fast unglaublichen Belesenheit hinterlassen. Es ist so vollständig, daß sich den von ihm gelieferten Notizen nur sehr selten etwas hinzusetzen läßt (man vergl. z. B. den Artikel Boccaccio), und so weitläuftig, daß im 6ten Bande noch nicht einmal der Buchstabe B vollendet ist. Auch sein räsonnirendes Verzeichniß seiner Sammlung von Medaillen, die auf Gelehrte geschlagen worden sind (Venedig 1761. 1763. 2 Bde. Fol.) ist ein treffliches Werk. A — s.

Mecca. Diese berühmte Stadt liegt in der arabischen Provinz Hedschas, zwei Tagereisen von dem arabischen Meerbusen, in einer unfruchtbaren, von Bergen umgebenen Ebene. Die Hauptstraßen sind ziemlich regelmäßig, und die Häuser sämmtlich von Stein. Die Stadt ist offen, hat aber zu ihrer Beschützung drei Castelle. Sonst hatte Mecca 100,000 Einwohner, jetzt aber nur 16 bis 18,000; denn es giebt ganze Quartiere, welche gänzlich verlassen sind, und ⅔ der Häuser stehen leer. Sie ist eine Nieder-

lage der Kaufmannsgüter für Syrien, Aegypten und Italien, und wird jährlich von vielen Caravanen von Pilgern und Kaufleuten besucht. Sie ist der Geburtsort Mahomets, der es den Anhängern seiner Lehre zur Pflicht machte, wenigstens einmal in ihrem Leben Mecca zu besuchen. Diejenigen, welche die Reise nicht selbst machen wollen oder können, schicken Andre statt ihrer. Zu Mecca befindet sich die heilige Kaaba, ein altes 34 Fuß hohes arabisches Gebäude, von welchem Mahomet vorgab, daß es von Adam angelegt, durch die Sündfluth zerstört, und durch Abraham und Ismael wieder hergestellt worden, in der Absicht, damit der einige Gott von den Gläubigen darin angebetet werde. In diesem Gebäude ist ein schwarzer, mit Silber eingefaßter Stein eingemauert, welcher ehemals ein Gegenstand der Abgötterei der heidnischen Araber war. Dieser Stein soll, nach der Erdichtung der Mahomedaner, dem Abraham durch den Engel Gabriel bei dem Bau dieses Tempels überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die vielen Thränen aber, die er über die Sünden der Menschen vergoß, schwarz geworden seyn. Der Prophet machte ihn zur Kebla, d. h. zum Gegenstande der Richtung des Gesichts während des Gebets, und die Pilgrimme berühren und küssen diesen Stein mit großer Ehrfurcht, wodurch der Stein ganz ungleich geworden ist. Bei der Kaaba ist auch ein Brunnen, welcher für die Quelle ausgegeben wird, die Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Die Kaaba hat eine ganz silberne Thür von mehr als Mannshöhe, zu der man, da keine Stufen vorhanden sind, hinaufklettern muß. Sie wird jährlich nur dreimal geöffnet, einmal für die Männer, das anderemal für die Weiber und das drittemal, um das Haus Gottes zu waschen und zu reinigen. Von außen wird sie alle Jahre mit einem neuen schwarzen Seidenzeuge umhängt, in welchem Sprüche aus dem Coran mit Golde eingenäht sind. Dieser Umhang kommt jährlich als ein Geschenk des Großsultans aus Cairo. Die Kaaba hat überaus reiche Einkünfte, indem ihr in vielen Städten und Ländern Häuser, Ländereien, Grundzinsen u. s. w. gewidmet sind. Zum Dienste bei der Kaaba sind 40 schwarze Verschnittene als Wächter und Aufwärter angestellt. Nicht-Mahomedaner dürfen sich Mecca nur auf neun Meilen nähern. Die Stadt mit ihrem Gebiet steht unter einem Fürsten, welcher ein Abkömmling Mahomets ist und der Sherif von Mecca heißt. Im J. 1803 eroberten die Wahabiten diese Stadt; sie ist aber jetzt wieder von ihrer Herrschaft frei. Der Sultan führt den Titel eines Schutzherrn der heiligen Städte Mecca und Medina, setzt den Sherif ein und ab (doch muß er ihn aus des Propheten Geschlecht wählen), schickt Cadi's oder Richter und Soldaten dahin, welche letztere mit den Arabern die Besatzung bilden, hat aber übrigens auf die Landesregierung wenig Einfluß.

Mechain (Pierre-François-André), Mitglied des Instituts von Frankreich, vorher der königlichen Akademie der Wissenschaften, war geb. zu Laon im J. 1744. Er ließ sich 1772 zu Paris nieder, wo er sich zwei Jahre darauf durch ein Memoire über eine Finsterniß, die er am 11ten April zu Versailles beobachtet hatte, bekannt machte. Mechain, der damals bei dem Depot der Marine angestellt war, unternahm ungeheure Rechnungen zur Vervollkommnung der Karten. Er entdeckte und berechnete mehrere Co-

meten. Im J. 1782 gewann er den von der Akademie auf den Cometen von 1661, deſſen Rückkehr man 1790 erwartete, ausgeſetzten Preis. Er wurde noch in demſelben Jahre als Mitglied aufgenommen. Die Connaissance des temps wurde jährlich mit ſeinen Arbeiten bereichert. Im J. 1792 wurde ihm und Delambre die Meridianmeſſung von Dünkirchen bis Barcelona übertragen. Er kam 1798 zurück, reiſ'te aber 1803 wieder ab, um ſie bis zu den baleariſchen Inſeln fortzuſetzen. Ueber dieſer Arbeit raffte ihn 1804 ein Fieber weg, welches jährlich an der Küſte von Valencia herrſcht. Seine und Delambre's Beobachtungen ſind auf Befehl des Inſtituts 1800 zu Paris gedruckt worden. Außerdem nennen wir von Mechain ſeine Description de la sphère armillaire, dénombrement des constellations anciennes et modernes, avec l'ascension droite, et la déclinaison des principales étoiles, réduite pour l'année 1790, suivant l'Atlas de Flamstead, corrigée et augmentée de plus de 1200 étoiles, Paris 1791.

Mechanik, im weitern Sinne, iſt die Wiſſenſchaft, welche von der Bewegung der Körper und von den Kräften handelt, durch welche die Körper auf einander wirken, ſo wie von den dazu anzuwendenden Maſchinen und Werkzeugen (Hebel, Rolle, Rad und Welle, ſchiefe Fläche, Keil und Schraube). Sie iſt ein Zweig der angewandten Mathematik (ſ. d. Art.), und umfaßt mehrere einzelne Wiſſenſchaften, z. B. die Phorometrie, Statik, Hydroſtatik, Aëroſtatik und Aërometrie, die Hydraulik, Pneumatik, Dynamik, Hydrodynamik u. ſ. w. Im engern Sinne verſteht man unter **Mechanik** die Lehre von der Bewegung feſter Körper; und nennt einen **Mechanikus** einen Künſtler, der ſich mit der Verfertigung mathematiſcher und phyſikaliſcher Werkzeuge beſchäftigt.

Mechaniſch. Mechaniſche Künſte. Mechaniſche Werkzeuge oder Inſtrumente. Mechaniſch nennt man, was zur Mechanik gehört, oder was durch Druck, äußern Anſtoß, ohne innere Bewegung, Einheit bewirkt wird (ſ. d. Art. **Maſchine**). Man ſetzt daher das **Mechaniſche** auch dem **Dynamiſchen** und dem **Organiſchen** entgegen. Mechaniſche Künſte ſind ſolche, deren Erzeugniſſe nicht auf freier Thätigkeit der Phantaſie beruhen (ſ. **Kunſt, Künſte**), ſondern hauptſächlich den Verſtand und der äußern Fertigkeit ihren Urſprung verdanken, und die Hervorbringung äußerer Dinge, welche dem phyſiſchen Bedürfniſſe dienen, insbeſondere die Hervorbringung **mechaniſcher Werkzeuge** bezwecken. Letztere ſind ſolche Kunſtproducte, welche nach mathematiſchen und phyſikaliſchen Geſetzen zu gewiſſen Zwecken verfertigt und angewendet werden, z. B. Zirkel, Reißfedern, Maßſtabe, Luftpumpen, muſikaliſche Inſtrumente u. ſ. w.; insbeſondere aber **Maſchinen** im eigentlichen Sinne, d. i. künſtlich **zuſammengeſetzte** Werkzeuge. **Mechanismus** heißt daher der Bau, die innere Einrichtung einer Maſchine als ſolcher.

Mecheln, eine ſchöne Stadt mit breiten Gaſſen und vielen anſehnlichen Paläſten in dem ehemaligen öſterreichiſchen Brabant an der Dyle, zwiſchen Löwen, Brüſſel und Antwerpen, gehört jetzt zu der Provinz Antwerpen des Königreichs der Niederlande, und iſt der Hauptort eines Bezirkes. Die Zahl der Einwohner beträgt 20,000. Sie iſt der Sitz eines Erzbiſchofs, der ſonſt den

Titel als Primas der Niederlande führte. Bekannt ist der Erzbischof de Pradt (s. d. Art.). Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehören der große und schöne Markt, das Zeughaus mit der Stückgießerei, das Rathhaus, die Kathedralkirche mit ihrem 348 Fuß hohen Thurme, das große Beguinenhaus, worin gegen 800 Weiber unterhalten werden, das Leihhaus, der erzbischöfliche Palast u. s. w. Es sind hier ein katholisches Seminarium, eine Mahlerakademie, 10 wichtige Spitzenmanufacturen, welche die trefflichsten Spitzen liefern, 20 große und kleine Hutfabriken, wovon die wichtigste 50 Menschen beschäftigt; 19 wollene Deckenfabriken, 10 Tuchfabriken und bedeutende Bierbrauereien. Bei hoher Fluth können schwer beladene Schiffe aus der Schelde bis vor die Stadt kommen. Das umliegende Gebiet hieß sonst die Grafschaft Mecheln.

Mecheln (Israel von), oder von Mecker (vielleicht zwei Künstler, Vater und Sohn, unter einem und demselben Namen), Goldschmid und einer der ältesten und vorzüglichsten Kupferstecher, wurde zu Mecheln bei Bocholt um das Jahr 1426 geboren. Ungeachtet man keine gewissen Nachrichten vorfindet, bei welchem Meister er den frühsten Unterricht in der Zeichnung und Kupferstecherkunst genossen hat, so läßt sich doch aus seiner Zeichnung vermuthen, daß er ein Schüler des berühmten van Eyk gewesen sey. Ueberhaupt sind seine genauern Lebensumstände fast gänzlich unbekannt; man weiß blos, daß er sich späterhin nach Bocholt wendete, und um das Jahr 1503 daselbst verstorben ist. Eben so ungewiß bleibt es, ob er sich je mit der Mahlerei selbst beschäftigt habe, denn die Kenner zweifeln daran, daß mehrere Gemählde, die man in den Gallerien zu Wien, zu München, und in seinem Aufenthaltsort für die seinigen ausgiebt, wirklich von seiner Hand herrühren. Seine Kupferstiche sind sehr selten und gesucht; sie tragen noch das Gepräge des steifen unbeholfenen Geschmacks, so wie des Mangels an richtiger Zeichnung, Haltung und Kenntniß der Perspective u. s. w., wodurch sich die damalige Kunstperiode charakterisirt. In Hinsicht der Gemüthlichkeit und der frommen Einfalt aber, welche die Arbeiten der Zeitgenossen dieses Meisters, besonders des Martin Schön, so interessant machen, stehen dieses Künstlers Arbeiten weit zurück, und sind mehr wegen des ungemeinen Fleißes in der Behandlung, und für die Geschichte der Kunst schätzbar. BC.

Mecheln (Christian von), geboren zu Basel 1737, erlernte die Kupferstecherkunst in Nürnberg bei Heumann und Preißler, und in der Folge bei Pinz in Augsburg, ging aber im Jahr 1757 nach Paris, wo er mehrere Jahre lang unter unsers berühmten Landsmanns Wille Anleitung arbeitete, und bis zum Jahr 1764 daselbst verweilte. Während dieser Zeit erwarb er sich durch einen, auf das Jubiläum der Universität seiner Vaterstadt gefertigten, Kupferstich nicht allein den Beifall der Kenner, sondern auch die Würde eines Kupferstechers der Stadt und Universität Basel, und wurde sogar nach seiner Rückkehr dahin zum Mitglied des Raths aufgenommen. Auf seiner im Jahre 1765 von da aus angetretenen Reise nach Italien nahm ihn die Akademie zu Florenz zum Mitglied auf, und bei seinem spätern Aufenthalt in Rom gewann er durch seine Verdienste die Freundschaft des großen Winckelmann. Als er hierauf nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt war, errichtete er selbst die erste Kunsthandlung in der Schweiz, und eine Zei-

chen- und Kupferstecherschule. Mit Hülfe seiner Schüler gab er mehrere vorzügliche Werke heraus, worunter sich ein Catalog der Düsseldorfer Gallerie mit Kupfern, eine Sammlung von Kupferstichen nach den besten Werken Holbeins, eine ähnliche nach Zeichnungen von Israel von Mecheln und andern Meistern vorzüglich auszeichneten. Er wurde nun auch zum churpfälzischen Hofkupferstecher ernannt, und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen, wo man ihm die Anordnung der Gallerie des Belvedere übertrug. Nach vollendeter Arbeit kehrte er 1783 nach Basel zurück, gab hier seinen Catalog jener Gallerie heraus, und setzte sein Geschäft als Kupferstecher und Verleger eifrig fort. Durch den Ausbruch der Revolution darin gestört, wendete er sich 1803 nach Berlin, wo er im Jahre 1806 als Mitglied der Akademie aufgenommen wurde, und auch dort sich mit Herausgabe einzelner bedeutender Blätter beschäftigt.

Medaille, Medailleur, Medaillon. Unter dem Worte Medaille versteht man eine in irgend einem Metall gearbeitete Schau- oder Denkmünze, welche dazu bestimmt ist, das Andenken an irgend einen besondern Vorfall, oder an eine ausgezeichnete Person auf die Nachwelt zu bringen. Durch diesen Zweck unterscheidet sich hauptsächlich die Medaille von der Münze, deren Hauptbestimmung ist, ein Ausgleichungsmittel im Handel und Wandel zu seyn. Auch werden sie in der Regel nicht von Münzern, sondern von eignen Stempelschneidern, die sich Medailleurs nennen, und oft zugleich Erfinder ihres Gegenstandes sind, verfertigt. Indem wir in Hinsicht desjenigen, was die Medaillen mit den Münzen gemein haben, auf den Artikel Münzkunde verweisen, fügen wir hier noch einiges über die Medaillen insbesondre bei. Die Medaillen zeichnen sich gewöhnlich auch durch ihre Größe vor den Münzen aus, durch welche die Figuren einen größern Raum gewinnen und auf den ersten Blick verständlicher werden. Man theilt sie in alte und neue, und begreift unter jenen alle Medaillen des Alterthums, namentlich die griechischen und römischen goldnen, silbernen und kupfernen Münzen bis auf die Zeit des Heraclius; unter den neuern alle von dieser Zeit auf Geburten, Vermählungen, Standeserhöhungen, Todesfälle großer und vornehmer Personen, auf Kriegsereignisse, Friedensschlüsse und öffentliche Bündnisse überhaupt, Stiftungen, große Zeitabschnitte ꝛc. geprägte Medaillen. Unter den römischen Goldmünzen betrachtet man gewöhnlich diejenigen als Medaillen, welche größer und dicker sind als der goldne Denarius, unter den silbernen diejenigen, welche größer sind als der Denarius, und unter denen von Erz diejenigen, welche den Sestertius an Umfang übertreffen. Diese letztern zeigen die größte Mannichfaltigkeit in ihren Aufschriften und sind gewöhnlich in einem vortrefflichen Styl gearbeitet. Griechische Denkmünzen dieser Art, welche vor der Römer Zeit geschlagen worden, sind äußerst selten, aber griechische Denkmünzen auf römische Kaiser sind noch zahlreicher als die römischen. Diejenigen, welche nach der Regierung des Hadrian geschlagen worden, stehen in Hinsicht der Arbeit den frühern weit nach, indessen werden sie wegen ihrer Seltenheit und der Mannichfaltigkeit ihrer Inschriften sehr geschätzt. Seit dem dritten Jahrhundert nach Christo ging die Kunst, große Denkmünzen zu schlagen, nach und nach ganz verloren, und blieb es beinahe tausend Jahre. Ob

Denkmünzen auf Carl den Großen (800) nicht später geschlagen worden sind, ist noch ungewiß. Im 14ten Jahrhundert findet man die ersten sichern Spuren von medaillenförmigen Bildnissen. Victor Pisani, oder Pisanello, ein Mahler aus St. Vigilio im Veronesischen, der in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lebte, wird, ungeachtet früherer Versuche von Andern, wegen seiner vorzüglichen Geschicklichkeit für den Wiedererfinder der Kunst, Schaumünzen zu gießen, gehalten. Victor Gambello, der sich auf den Münzen Victor Camelio nennt, aus Vicenza im Venetianischen gebürtig war, und vor und unter der Regierung des Papstes Sixtus IV. (1431 — 1484) arbeitete, ist der erste, der die Medaillen in Eisen oder Stahl schnitt. In Frankreich zeichnete sich unter der Regierung Ludwigs XIII. Jean Varin (1604 — 1672) aus Lüttich als Medailleur (d. i. ein Künstler, welcher Medaillen entweder blos verfertigt, oder auch entwirft und erfindet) aus. Die erste englische Denkmünze ließ im Jahre 1480 ein englischer Privatmann in Italien auf die Belagerung von Rhodus durch die Türken schlagen. Ob diejenige Denkmünze, welche man für die älteste in Deutschland seit Wiederherstellung der Wissenschaften hält, und welche auf den 1415 zu Costnitz verbrannten Huß geschlagen worden, nicht später geprägt sey, scheint noch zweifelhaft. Die neuern Medaillen sind gewöhnlich mit einem Rande eingefaßt, der aus einigen Reifen besteht. Sie werden zuerst gegossen, und dann zwischen den Stempeln nachgeprägt, wodurch die Feinheit der Umrisse in den Figuren hervorgebracht wird. Die großen thalerförmigen Schaumünzen nennt man Medaillen im eigentlichen Sinne; die kleinern Jettons. Wenn eine Medaille von außerordentlicher Größe ist, so nennt man sie Medaillon. (Der Sprachgebrauch hat auch zuweilen mit dem Worte Medaillon jedes kleine Miniaturgemählde unter Glas bezeichnet, welches die Damen zuweilen am Halse oder auf dem Busen zu tragen pflegen.) Die größten jetzt noch lebenden Medailleurs und Graveurs sind Abrahamson und Loos. — Sammlungen von Medaillen oder Medaillencabinete findet man an Höfen großer Herren und im Besitz reicher Privatpersonen. Zum Kauf und Verkauf derselben aber gehört nicht nur vieles Geld, weil hier größtentheils die Seltenheit der Exemplare den Werth bestimmt, sondern auch gründliche geschichtliche und diplomatische Kenntnisse; denn viele Medaillen sind unecht, und Hohlmünzen. Um gründliche Kenntnisse hierin zu erlangen, muß man die Schriften über Numismatik überhaupt studiren. Vorzüglich gehören hieher T. E. Mionnet Description de Médailles antiques, Grecques et Romains, Paris 1806 etc. 4 Bde. 8.; Köhlers Münzbelustigungen ꝛc.; Loehners Medaillensammlung und Joachims neueröffnetes Münzcabinet u. a. Ma.

Medea, die Tochter des Königs Aeëtes von Colchis. Als Mutter wird von Einigen Idyia, des Oceanus Tochter, von Andern Hecate genannt. Die Fabelgeschichte legt ihr eine tiefe Kenntniß von den geheimen Kräften der Kräuter bei, durch welche sie Zauberei übte. Sie rettete durch ihre Bitten und ihren Beistand vielen Fremden das Leben, zog sich aber dadurch den Verdacht ihres Vaters zu, und wurde von ihm in ein Gefängniß geworfen, aus dem sie in den Tempel der Sonne flüchtete. Vorzüglich ward sie merkwürdig durch ihre Verbindung mit dem Anführer der Argo-

nauten, Jason (s. d. Art.), für den sie, als er die Kinder des Phrixus und ihrer Schwester Chalciope nach Colchis zurückbrachte, die zärtlichste Liebe faßte. Sie fand Gegenliebe, schwur ihm Beistand durch ihre Kunst in allen Gefahren und folgte ihm in seine Heimath, wo sie den Pelias, der des Jason Vater vertrieben hatte, ermordete und diesen verjüngte und wieder auf den Thron setzte. Nach des Vaters Tode ging Jason, das väterliche Reich dem Acastus überlassend, mit ihr nach Corinth und verlebte zehn Jahre in glücklicher Ehe, bis die Reize der Tochter des Königs Creon, Glauke oder Kreusa, eine neue Leidenschaft in ihm entzündeten, und er die Unglückliche verstieß. Nach andern trennte sich Jason von ihr, weil man ihm den Vorwurf machte, daß er eine ausländische Giftmischerin zur Gattin habe. Unter dem Scheine duldender Ergebung sann sie in ihrem Herzen auf Rache. Sie sandte der Braut ein Kleid zum Hochzeitsgeschenk, welches, als sie es anlegte, sie mit einer verzehrenden Flamme umgab, so daß sie des qualvollsten Todes starb. Nach Andern ließ sie der Nebenbuhlerin eine vergiftete goldene Krone von ihren Stiefsöhnen zum Geschenke bringen. Creons Palast legte sie durch einen Feuerregen in Asche, ihre beiden mit Jason erzeugten Kinder ermordete sie, bestieg dann ihren Drachenwagen und entfloh. Nach Einigen begab sie sich zum Hercules, nach Andern zum Könige Aegeus nach Athen, mit dem sie den Medos zeugte. Aber auch von hier wurde sie als Zauberin verbannt, und kehrte endlich in ihre Heimath zurück, wo sie ihren Vater, den sein Bruder Perses entthront hatte, wieder in sein Reich einsetzte, und starb. Nach spätern Erzählungen söhnte sie sich mit Jason aus, und wurde von den Kolchiern göttlich verehrt. Medos soll das Reich seines Großvaters in Besitz genommen und es nach sich Medien genannt haben. Medea ist oft ein Gegenstand der Dichtkunst gewesen, besonders der tragischen. Des Aeschylus und Ovid Tragödien dieses Namens sind verloren, so auch des Sophokles Kolchides. Nur des Euripides und des Seneca Medeen sind noch vorhanden. Auch führt ein Melodram von Gotter und Benda und eine Oper von Cherubini diesen Namen.

Media, s. Medien.

Median, eigentlich mittelmäßig, mittelgroß, großförmig, die größere Form des Papieres und der Bücher.

Mediante, in der Musik, die Terze des Grundtons, aus welchem ein Tonstück geht, weil sie zwischen Grundton und Quinte mitten inne liegt.

Mediateur, im Völkerrechte, eine vermittelnde Macht, welche durch gütliche Unterhandlung den bevorstehenden oder schon ausgebrochenen Krieg zwischen andern Mächten mit deren Einwilligung friedlich zu schlichten bemüht ist. Die Mediation oder Vermittlung ist wesentlich verschieden 1. von dem Anerbieten einer gütlichen Dazwischenkunft (Interposition des bons offices), um eine Aussöhnung zu bewirken; dieses Anerbieten kann abgelehnt werden. 2. von der schiedsrichterlichen Entscheidung, wenn sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht in voraus unterwerfen. Dies war im Mittelalter sehr gewöhnlich, und ist in der neuesten Zeit wieder üblich geworden. (Vgl. Austrägalinstanz). Bei der Mediation hingegen, wo beide feindliche Mächte einverstanden sind, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, sind sie darum nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Vermitte-

lung nachgesucht, wie z. B. kürzlich von Spanien geschah, als es die Dazwischenkunft der in Aachen 1818 versammelten europäischen Hauptmächte in seinem Kampfe mit seinen amerikanischen Colonien für sich erbat, was aber von jenen weislich abgelehnt ward, weil hier weniger von einer Vermittelung, als von einer bedingten Hülfsleistung zu Gunsten Spaniens die Rede seyn konnte. Oft aber auch bieten benachbarte oder bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte ihre Vermittelung an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickele. Dies kann z. B. bei alliirten Höfen der Fall seyn; auch thut es wohl der neutrale Staat, wenn er glaubt, der Schwächere möchte überwunden werden und der siegende Theil dadurch seine Macht zum Nachtheile des politischen Gleichgewichts vergrößern. Aus dieser Rücksicht ist Frankreich sehr oft in den Kriegen der Pforte mit Rußland und Oesterreich für die Pforte als Vermittlerin aufgetreten. Nach dem gegenwärtigen, völkerrechtlich — wie die öffentlichen Kundmachungen lauten — geordneten Zustande von Europa sind die fünf in Aachen 1818 unter sich durch dieselben politischen Grundsätze verbundenen Hauptmächte Europa's — Oesterreich, Frankreich, Großbritannien, Rußland und Preußen — die natürlichen und nothwendigen Vermittler bei allen zwischen den übrigen Staaten entstehenden Streitigkeiten. Für diesen Zweck sind ihre Minister in Paris, Frankfurt und Wien mit den nöthigen Vollmachten und Aufträgen versehen, so wie die Monarchen selbst alle drei Jahre deshalb persönlich zusammenkommen wollen. Doch scheinen Colonialangelegenheiten und die fremden Welttheile in den Kreis dieser Berathungen nicht zu gehören. K.

Mediatisirte deutsche Fürsten. Der westphälische Friede führte in das deutsche Staatsrecht den Begriff der **Säcularisation** ein, welchem der Lüneviller Vertrag seine Vollendung gab; der Presburger Friede hatte den Rheinbund zur Folge welcher das deutsche Reich auflöste, und als Belohnung und Unterpfand der gänzlichen Trennung des Reichsverbandes die **Mediatisirung** erfand. Napoleon unterwarf nämlich von Paris aus, den 12ten Julius 1806, regierende Fürsten, die zum Theil mächtiger an Land und Leuten waren, der Oberhoheit ihrer ehemaligen Reichsmitstände. Es gab bisher im deutschen Reiche **reichsmittelbare** und **reichsunmittelbare** Geschlechter. Die unmittelbaren standen in Ansehung ihrer Personen sowohl als ihres Landgebiets unter Kaiser und Reich, ohne daß eine landesherrliche Gewalt zwischen beiden eintrat; die mittelbaren hingegen waren einem Landesherrn, der unmittelbar unter Kaiser und Reich stand, unterworfen. Der Reichsunmittelbare konnte nach den Reichsgesetzen diese politische, allein der Majestät des Reichs untergeordnete Selbstständigkeit nur im Falle eines Treubruchs verlieren, d. h. aus einem Vasallen des Reichs der Vasall eines andern Reichsvasallen werden. Napoleon handelte im entgegengesetzten Sinn. Er erkannte die Reichsunmittelbaren, welche das Reichsverband verließen und in den Rheinbund traten, als Souveraine an; während andere, die mit demselben Rechte, wie jene, Landesherrn waren, und sich nicht vom Reiche trennten, ihre Unmittelbarkeit und landesherrliche Gewalt verloren. Dies geschah, ohne sie zu hören und ohne sie zu entschädigen, im tiefsten Frieden. So wurden mediatisirt (d. i. der souverainen Gewalt eines andern Fürsten unterworfen) die fürstlich **Oettingenschen** Besitzungen, 24 Q. M. mit 60,000 Einw.; die

fürstlich Fürstenbergischen, 30 Q. M. mit 74,000 Einw.; die fürstlich Leiningenschen, 27½ Q. M. mit 83,000 Einw.; die fürstlich Hohenloheschen, 33 Q. M. mit 100,000 Einw.; selbst der Fürst von Nassau-Diez oder Fulda, der Prinz von Oranien, der ein Gebiet von 100 Q. M mit 248,000 Einw. besaß, wurde ohne Weiteres mediatisirt, und der größte Theil seiner Besitzungen unter die Landeshoheit des neu ernannten Großherzogs von Berg (Murat) gestellt. Auch zwei der noch übrig gebliebnen freien Reichsstädte traf dieses Loos: Nürnberg kam an Bayern, Frankfurt an den Fürsten Primas. Unter den übrigen Reichsgliedern, die ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, besaß die schwäbische Reichsritterschaft 65 Q. M., 150,000 Einw.; die fränkische Reichsritterschaft 76 Q. M., 190,000 Einw.; die noch vorhandene rheinische Reichsritterschaft 12 Q. M., 25,000 Einw.; der Fürst von Thurn und Taxis 16 Q. M., 40,000 Einw.; die Fürsten und Grafen Löwenstein 26 Q. M., 58,000 Einw.; die Grafen von Rentheim 32 Q. M., 45,000 Einw.; die Grafen von Salm (Horstmar) 30 Q. M., 55,000 Einw. Außer den genannten wurden noch mediatisirt: das Johanniter-Fürstenthum Heitersheim, der Fürst von Schwarzenberg, die Grafen von Castell, die Fürsten und Grafen Fugger, die Fürsten und Grafen von Truchses-Waldburg, von Königsegg, die Grafen von Metternich, Fürst von Salm-Reiferscheid, Graf von Walmoden-Gimborn, der Herzog von Looz, die Grafen von Erbach, der Landgraf von Hessen-Homburg, der Fürst von Wied-Runkel, der Fürst von Wied-Neuwied u. A. w. Sämmtliche durch den Rheinbund mediatisirte Lande, die 70 bis 80 altfürstlichen oder gräflichen Häusern und reichsunmittelbaren Geschlechtern gehörten, enthielten ein Areal von 450 Q. M. mit 1,500,000 Einw., ohne die zu Nürnberg, Frankfurt und Heitersheim gehörenden Bezirke von 42 Q. M. mit 150,000 Einw. Unter den Souverainen, welche über mediatisirte Häuser die Hoheit erhielten, waren am reichlichsten bedacht: Berg, Würtemberg, Bayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau. Die unterdrückten Häuser mußten sich in ihr Schicksal fügen. Zwar räumten einige Souveraine ihren ehemaligen Reichsmitständen und nunmehrigen Vasallen mehrere Vorrechte ein, und behandelten sie zum Theil als Standesherrn; allein sie unterwarfen sie (z. B. in Würtemberg) zugleich der Steuerpflichtigkeit und dem Militärdienste. Die mediatisirten Häuser suchten daher, als der Rheinbund aufgelöst und im Pariser Frieden vom 30sten Mai 1814 alles, was mit jenem in Verbindung stand, aufgehoben worden war, bei dem Congresse in Wien um die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter dem Schutze des Reichs und eines Reichsoberhauptes nach. Eine Deputation derselben, die aus dem Fürsten von Wied-Neuwied, dem Grafen von Erbach-Erbach, dem Landgrafen von Fürstenberg und der Fürstin Vormünderin von Fürstenberg bestand, hatte den 22. Octbr. 1814 beim Kaiser von Oesterreich Audienz. Die Fürstin führte das Wort, und erhielt vom Kaiser Franz die Versicherung, daß er mit aller Kraft für ihre gerechten Foderungen thätig seyn wolle. Darauf setzte der 14. Art. der deutschen Bundesacte fest, 1. daß die mediatisirten fürstlichen und gräflichen Häuser auch künftig zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden sollen, indem ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit

in dem bisher damit verbundnen Begriffe verbleibe; 2. daß die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherrn in dem Staate, zu dem sie gehörten, seyn, daß sie und ihre Familien die privilegirte Classe in demselben, insbesondere in Ansehung der Besteuerung bilden und daß sie überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle Rechte und Vorzüge behalten sollen, welche aus ihrem Eigenthume herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Sie können daher ihren Aufenthalt in jedem Bundeslande, oder mit dem Bunde im Frieden lebenden Staate frei wählen; sie können ferner über ihre Güter und Familienverhältnisse, jedoch mit Vorwissen des Souverains und der höchsten Landesstellen, frei verfügen, auch werden die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten; sie haben einen privilegirten Gerichtsstand und die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien; sie behalten die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erster, und wo die Besitzung groß genug ist, in zweiter Instanz; auch behalten sie die Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, die Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, so wie über milde Stiftungen; indeß sind sie in der Ausübung dieser Rechte an die Vorschrift der Landesgesetze gebunden, welchen sie, so wie der Militärverfassung, unterworfen bleiben. Die nähere Bestimmung der angeführten Befugnisse soll auf die Grundlage der in dem Betreffe erlassenen kön. bayerschen Verordnung vom J. 1807 von dem Bundestage getroffen, und dadurch ein in allen deutschen Bundesstaaten übereinstimmender Rechtszustand der mittelbar gewordnen Fürsten, Grafen und Herren begründet werden. Dem ehemaligen unmittelbaren Reichsadel sind blos die Rechte, sich einen Aufenthaltsort frei zu wählen, und über seine Güter und Familienverhältniße frei, mit Vorwissen des Souverains, zu verfügen, so wie den Begüterten Antheil an der Landstandschaft, die Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, die Ortspolizei, das Kirchen-Patronat und der privilegirte Gerichtsstand zugesichert worden. — Die wichtige Frage, ob den mediatisirten vormaligen Reichsständen, wie der 6. Art. der Bundesacte hoffen läßt, auch einige Curiatstimmen im Pleno zugestanden werden sollen, weßhalb die Mediatisirten, sowohl in Frankfurt, als bei dem Congresse zu Aachen im J. 1818 Vorstellungen übergeben haben, ist noch nicht entschieden. In jedem Falle ist das Mediatisiren mit dem Grundsatze der Legitimität ganz im Widerspruche. — Mehrere souveraine Fürsten haben bisher die ehemaligen unmittelbaren Dynastengeschlechter durch landständische und andere Vorrechte zufrieden zu stellen gesucht, wie die neuen Verfassungsgesetze von Bayern und Baden beweisen. Ihretwegen ist vorzüglich die Trennung der Volksstände in zwei Kammern beliebt worden. Doch muß man, da einmal die Wiederherstellung in den vorigen Stand, welche mit gleichem Rechte auch die aufgehobenen freien Reichsstädte und geistlichen unmittelbaren Stifter in Anspruch nehmen könnten, mit der neuen Ordnung der Staatenverhältnisse nicht vereinbar ist, bei der Entschädigung der mediatisirten Geschlechter ihre sogenannten Ehrenrechte und ihre Ansprüche auf Regierungsrechte wohl unterscheiden. In Ansehung ihrer Ehrenrechte wird jeder Billigdenkende keine Beschränkung wollen; und es können allerdings selbst in Ansehung des Hausvermögens privatrechtliche Normen, z. B. Fideicommisse gelten, wodurch die Erhal-

tung des Glanzes dieser fürstlichen Geschlechter gesichert würde. Auch gebührt ihnen eine reichliche Entschädigung, wenn von Verwandlung nutzbarer, durch ihre jetzige Form dem Wohle des Staats nachtheiliger Rechte in Geld die Rede ist. Anders verhält sich die Sache, wenn die Frage ist von Begünstigung der Standesherren in ihrer Eigenschaft als erblicher Staatsbeamten, von ihrem Einwirken in die öffentliche Verwaltung, mithin von einem Rechtsverhältnisse. Hier kann ihnen nichts zugestanden werden, was dem Staatszwecke, d. i. dem Besten aller Staatsbürger nachtheilig seyn könnte. Der Regent hat vielmehr die Pflicht, diesen Zweck bei neuen Einrichtungen so vollständig als möglich zu erreichen zu suchen, insbesondre also möglichst die Uebel zu vermindern, die mit dem Daseyn der Patrimonialjustiz und Patrimonialpolizei immer verbunden sind. Große Grundbesitzer, wie die Standesherrn sind, haben ein großes Privatinteresse, das, wenn zugleich die öffentliche Verwaltung von ihnen abhängig ist, leicht mit der letztern in Reibungen gerathen und dadurch ihren Gutsunterthanen nachtheilig werden kann. — Unter den Ansprüchen einzelner Dynasten hat kürzlich ein von den Reichsgrafen von Bentink an die Monarchen in Aachen, besonders an den Kaiser Alexander gerichtetes Gesuch viel Aufsehn erregt. Er verlangt nämlich, daß sie ihn wieder in den Besitz der Unmittelbarkeit seiner souverainen Herrschaft Kniphausen einsetzen sollen, welche Napoleon 1810 mit dem französischen Reiche vereinigt hatte, die darauf Rußland am Ende des J. 1813 provisorisch besetzte, und die seitdem der Herzog von Oldenburg im souverainen Besitz behalten hat, ob sie gleich vom Wiener Congreß nicht für mediatisirt erklärt worden ist. Auch diese Sache soll noch in Frankfurt ausgeglichen werden. K.

Mediatstädte, mittelbare Städte, sind solche, welche keine eigne Gerichtsbarkeit haben, sondern unter Aemtern oder unter anderer Herrschaft stehen, im Gegensatz von Immediatstädten. — Mediatstände, in der ehemaligen Reichsverfassung mittelbare Reichsstände, ebenfalls entgegengesetzt den Immediatständen, oder reichsunmittelbaren Ständen. — Mediatstifter, welche als Vasallen einer fremden Oberhoheit unterworfen waren.

Mediceer, Medici. Nicht eben selten ist es, Geschlechter aus dem Bürgerstande durch Gewerbfleiß und Glück zu großem Reichthum gelangen zu sehn. Reichthum aber gewährt Einfluß, und dieser Rang und Ansehn. So ist es denn in demokratischen Freistaaten kein Wunder, Familien von früher unbedeutendem Namen nach einigen Generationen unter den Regierern des Staats, ja wohl allein an der Spitze desselben zu finden. Die Geschichten der griech. und ital. Republiken sind voll von Beispielen dieser Art. Aber gewöhnlich sehen wir, wegen der Wandelbarkeit ihrer Stützen, des beweglichen Reichthums und der Volksgunst, solche Häuser eben so schnell, als sie gestiegen, auch wieder fallen. Wenn daher ein solches Bürgerhaus sich Jahrhunderte im Flor erhält, unter stetem Wechsel einander verschlingender Parteien immer oben aufschwimmend, wenn sein Einfluß in dieser Zeit allmählig zur Alleinherrschaft wird, und in solcher sich Jahrhunderte behauptet, so daß sein fürstlicher Glanz erst mit der Existenz des Geschlechtes aufhört: dann dürfen wir mit Zuversicht schließen, daß nur eine ununterbrochene Reihe durch Klugheit und Bravheit ausgezeichneter Familienhäupter ein solches Haus so zu schmücken und zu befestigen ver-

mochte. Dies ist der Fall bei dem erlauchten Hause der Mediceer, dessen letzte Sprößlinge bis in die Zeiten unserer Väter geblüht, und das Glück, welches die Tugenden ihrer Ahnherren ihnen als Vermächtniß hinterlassen, bis zu ihrem Aussterben ungestört genossen haben. Wir können die Anfänge des mediceischen Hauses nicht so weit verfolgen, als die eines ähnlichen, wenn gleich nicht so hoch gestiegnen, deutschen republikanischen Geschlechts, der Fugger zu Augsburg. Die Mediceer erscheinen da, wo sie in der florentinischen Geschichte zuerst auftreten, d. i. zu Anfange des 14ten Jahrhunderts, schon als reich und bedeutend, doch als unlängst nur durch Handel zum Wohlstand gelangt. Als Corso Donato, das Haupt der Partei der Schwarzen, dem es gelungen war, die Weißen aus Florenz zu vertreiben, sich von seinen frühern Freunden, den Häuptern des Adels, vernachlässigt und seinen Einfluß schwinden sah, schloß er, um eine neue Partei zu bilden, sich an einige reiche Familien aus dem Volke an. Unter diesen werden die Medici zuerst genannt, wiewohl sie nach Andern auch die Absichten des Cardinals von Prato, die verwiesenen Weißen zurückzuberufen, unterstützt haben sollen. Wie dem sey, sie wußten sich so klug zu benehmen, daß sie in Corso's Unglück nicht mit verwickelt wurden, sondern vielmehr von jetzt an unter den Familien waren, welche die plebejische Oligarchie von Florenz constituirten. So trugen sie auch hauptsächlich zur Berufung Walthers von Brienne, Herzogs von Athen, bei, der sich aber bald seiner erlangten Gewalt zur Demüthigung jener herrschenden Geschlechter bediente, und unter andern den Johann von Medici, der Lucca gegen die Pisaner nicht standhaft genug vertheidigt hatte, 1342 enthaupten ließ. Die Medici ließen sich daher mit einigen andern Geschlechtern in eine Verschwörung gegen ihn ein, welche ihm von Matteo di Marozzo entdeckt wurde; aber das Glück, das vom Anfang an die Medici gefesselt schien, wollte, daß der grausame Herzog, in einer Laune, großmüthig zu erscheinen, diese Sache nicht untersuchte. Zu seinem Verderben; denn als endlich die Unzufriedenheit mit ihm in öffentlichen Aufstand ausbrach, waren die Medici unter den Hauptanführern desselben. Fortan sehen wir sie stets in öffentlichen Angelegenheiten thätig. Als nach Vertreibung des Herzogs die Alt-Adelichen, zum Lohn ihres dabei geleisteten Beistands, wiederum zur Theilnahme an der Staatsverwaltung gelassen wurden, von welcher sie seit funfzig Jahren ausgeschlossen waren, und, dieser neuen Freiheit sich übernehmend, Anmaßungen und Frevel sich erlaubten, waren es die Medici hauptsächlich, welche das Volk in die Waffen riefen, und den Adel zu plündern und zu verjagen antrieben. Um diese Zeit war Alamanno dei Medici das Haupt seines Geschlechts. In den nächsten Jahrzehnden, wo das kaum gestillte Florenz von neuem durch die Parteien der Ricci und Albizzi beunruhigt und durch die Schikane der Ammonizionen (wie man die Entfernung gewisser Männer und ganzer Geschlechter von öffentlichen Ehrenstellen unter dem Vorwand des Ghibellinismus nannte) zerrüttet wurde, hielten die Medici es mit den schwächern Ricci. Der eine Sohn Alamanno's, Bartolomeo, ließ sich sogar 1360 mit Nicolò del Buono und Domenico Bandini in eine Verschwörung gegen die Albizzische Partei ein, entging aber bei deren Entdeckung dem Schicksal, das seine Mitverschwornen traf, dadurch, daß er sich in Zeiten seinem Bruder Salvestro, welcher Magistratsper-

ſon war, vertraute. Eben dieſer Salveſtro ſetzte, im J. 1378 zum Gonfaloniere di Giuſtizia ernannt, ein Geſetz durch, wodurch die Albizzi gedemüthigt und die Ammonizionen gemäßigt wurden. Dadurch, und noch mehr, als darauf in dem Tumult der Ciompi die Partei der Albizzi ganz aufgerieben wurde und die Volkspartei die Oberhand gewann, erwarb Salveſtro das große Anſehn, das zu dem, ſeitdem immer geſtiegnen Einfluſſe ſeines Hauſes den Grund legte. Seine und ſeiner Verwandten Mäßigung rettete ſie vom Untergang, auch als nach wenigen Jahren die Partei, die ihn erhoben hatte, durch Uebermuth ſich ſelbſt den Sturz bereitete. So ſahen die Medici, ungeſtört in ihrem Anſehen und Wohlſtand, die Häuſer Albizzi, Strozzi, Scali, Alberti um ſich fallen, denn ſie ſtrebten nie, wie dieſe, nach der Herrſchaft der Republik, als hätten ſie gewußt, daß das Schickſal ſie ihren Nachkommen gleichſam von ſelbſt in die Hände ſpielen würde. Dennoch wurden auch ſie, wenigſtens auf eine Zeit lang, Opfer des republikaniſchen Parteigeiſtes, vor dem die Unſchuld und Rechtlichkeit nicht ſchützt, ſondern wohl oft als Verbrechen erſcheint. In einem Aufſtande des Volks gegen die vornehmen Bürger und die wieder emporgekommenen Albizzi, im J. 1393, drang der ungeſtüme Haufe in Veri dei Medici, Salveſtro's Sohn, und damaliges Haupt der Familie, ſein Anführer zu werden, und die Signoria zur Gewährung ihrer Forderungen zu zwingen. Leicht hätte damals Veri Herr von Florenz werden können, auch wandte ſein Vetter Antonio Alles an, ihn zu Benutzung dieſer Gelegenheit zu überreden; aber Veri bediente ſich ſolcher Liebe und ſolchen Einfluſſes beim Volke nur zur Vermittelung, und durch ihn ward der Aufruhr geſtillt. Kurze Zeit nach dieſer glorreichen Handlung war es, wo der ſonſt immer günſtige Himmel ſich den Mediceern trübte. Als die Signori dem Volke ſchlecht erfüllten, was ſie unter Veri's Vermittlung verſprochen, äußerten er und die Seinigen laut ihr Mißvergnügen. Da benutzte die argwöhniſche Regierung einige Drohungen, welche ſich Donato Acciajuoli, Freund der Medici, erlaubt hatte, zum Vorwand, um alle Medici der von Salveſtro abſtammenden Linie nebſt ihren Freunden zu verbannen. Einige von dieſen Verwieſenen, unter ihnen jener Antonio, machten, im Einverſtändniß mit Freunden zu Florenz, am 4ten Auguſt 1397 den Verſuch zurückzukehren und das Regiment an ſich zu reißen. Aber eingedrungen in die Stadt, fanden ſie, das Volk in die Waffen rufend, keinen Beiſtand, und mußten ſich in die Kirche St. Reparata, flüchten, wo ſie von den Leuten der Signoria theils getödtet, theils gefangen und hingerichtet wurden. Nach Entdeckung einer neuen Verſchwörung, die der Herzog von Mailand im J. 1400 unter den florentiniſchen Verbannten in der Lombardei angezettelt, und woran Einwohner von Florenz Theil haben ſollten, wurden wieder zwei Medici verbannt, und das ganze Haus ammonirt, bis auf einige Wenige. Aber dieſe Wenigen, welche fortfuhren, ſich durch große glückliche Handelsgeſchäfte zu bereichern reichten hin, den Namen ihres Hauſes fortwährend unter den erſten der Republik zu erhalten, und ſeinen Flor von neuem dauernder zu begründen. Giovanni dei Medici war 1402, 1408 und 1417 Mitglied der Signoria, 1414 in dem Kriegsrath der Zehn, und endlich als die herrſchenden Ariſtokraten von ſeiner Mäßigung und Parteiloſigkeit ſich ganz überzeugt hatten, im September und October 1421 auch Gonfaloniere di Giuſtizia.

Vergeblich hoffte das Volk von ihm die Bildung einer Oppoſition, welches die Klugheit ihm verbot; vielmehr zeigte er ſich überall den Albizzi aufrichtig ergeben. Er ſtarb 1429, von allen Parteien bedauert. Von ſeinen Söhnen Coſimo (Cosmus) und Lorenzo beginnt jener die glänzende Reihe der gefeierten Mediceer, dieſer ward der Stammvater der Großherzoge von Toskana, welche unwürdig ernteten, was jene geſäet. Coſimo hatte ſchon 1416 in der Signoria geſeſſen. So wenig er auch gegen die herrſchende Partei etwas unternahm, ſo bildete er doch bald, durch die große Freigebigkeit, welche ſein ungeheurer Reichthum verſtattete, ſelbſt eine neue zahlreiche Partei um ſich, die, auf die Albizzi eiferſüchtig, nichts verabſäumte, ſie zu verkleinern und zu ſchwächen. Obgleich dies, wie es ſchien, nicht auf Coſimo's Antrieb geſchah, und ſelbſt ſeine Partei ſich nicht nach ihm, ſondern nach einem gewiſſen Puccio Pucci nannte, der nebſt Averardo dei Medici am eifrigſten war, ihm Anhänger zu werben, ſo erſchien er doch den Albizzi nicht minder als deren eigentliches Haupt und ihr gefährlichſter Feind. So lange der kluge Nicolo d'Uzzano lebte, hielt ſie dieſer von thätigen Unternehmungen gegen Coſimo zurück; aber nach deſſen Tode brach ihr Haß aus. Coſimo, ohne daß man ihm, außer ſeiner herzgewinnenden Leutſeligkeit, ein Verbrechen Schuld geben konnte, ward verhaftet, und vermochte nur durch Beſtechung des Gonfalonier Bernardo Guadogni den ihm von Rinaldo Albizzi zugedachten Tod in eine Verbannung nach Padua zu verwandeln (1433). Doch waren ſeine Freunde ſo zahlreich, daß trotz Rinaldo's Entgegenarbeiten, nicht ein volles Jahr nachher, eine Signoria allein aus ihnen beſtand. Dieſe rief ihn zurück, und vergalt Rinaldo und deſſen Anhängern mit der Verbannung. Durch dieſen Sturm ward Coſimo's Anſehn und Einfluß erſt erhöht und geſichert, die Partei der Medici nun erſt die herrſchende. Gleichwohl verſchmähte Coſimo, Gewalt gegen ſeine Feinde zu brauchen; nur wurden im J. 1442 einige Verdächtige ammonirt. Noch gab es unter den Mächtigen Einige, die öffentlich, wenn auch nicht gegen die Medici, doch außer ihrer Partei zu ſtehen wagten; unter andern ſuchte der verdiente Neri Capponi, ſich der Politik des Coſimo, der ein Freund des Franz Sforza war, entgegenzuſetzen. Coſimo duldete dies, begnügte ſich durch die Menge der Freunde vor Feinden ſicher zu ſeyn, und wußte den Uebermuth jener, den er mehr fürchtete, als den Haß dieſer, durch die Furcht vor dieſen klug im Zaum zu halten. Die herrſchende Partei pflegte in Florenz einigen aus ihrer Mitte vom Volke auf einige Jahre Vollmacht (Balia) zu Ernennung der Magiſtratsperſonen geben zu laſſen, Coſimo ſelbſt bewirkte, daß Neri unter dieſen Machthabern war, und verſöhnte ihn ſo ſeiner Partei, die die ſchwächere des Neri in ſich aufzunehmen nicht fürchten durfte. Als nach Neri's Tode die Friſt der Balia abgelaufen war, bediente er ſich nicht, wie wohl früher weniger kluge Parteihäupter gethan, der Gewalt, ihre Verlängerung zu bewirken, ſondern wartete ruhig ab, bis die große Menge derer, die vom Volke, das die Ehrenſtellen nur vergab, keine erhielten, von ihm aber dieſelben hoffen konnten, darüber ungeduldig (1458), die Erneuerung jener Oligarchie auf acht Jahre durchſetzte. So liebte er immer, in anſcheinender Gleichgültigkeit und Unthätigkeit, Andre zu ſeinem Vortheil handeln zu laſſen. Wie früher Puccio Pucci das Haupt ſeiner Partei geheißen, ſo regierte er ſeit 1458 die Republik durch

Luca Pitti, selbst im Hintergrund bleibend. Aus diesem beobachtete er seine Freunde und seine Feinde und suchte jene in den Schranken der Mäßigung zu halten, ohne welche selbst eine constitutionelle Aristokratie, geschweige eine so prekäre Oligarchie, sich nie behaupten kann. Doch gelang ihm dies in seinen spätern Jahren, besonders wegen des herrischen Characters des Luca Pitti, weniger. Dabei machte er sich zum Gesetz, sich in seinem häuslichen Leben nie vor Andern durch Aufwand und Neid erregende Pracht auszuzeichnen; seinen Ueberfluß verwendete er auf öffentliche Bauten, mit denen er Florenz in großer Anzahl schmückte, und zu einer glänzenden Freigebigkeit nicht nur gegen seine Anhänger, sondern besonders gegen Künstler und Gelehrte, unter denen Argyropulus, Marsilius Ficinus u. A. seine Wohlthaten in reichem Maaße genossen; denn er selbst war ein gebildeter und kenntnißreicher Freund der Wissenschaften, ohne darum minder thätiger Kaufmann, oder minder wachsamer Staatsmann zu seyn. Es wäre ihm, der in Europa als Fürst von Florenz galt, leicht gewesen, sich mit Fürsten zu verschwägern: aber er verheirathete seine Söhne und seine Enkelinnen mit Töchtern und Söhnen florentinischer Bürger. Mit gleicher Klugheit, wie die innern, leitete er auch die äußern Angelegenheiten der Republik in den schwierigen Verhältnissen mit Neapel, Mailand und Venedig, worin seine über die Welt verbreiteten kaufmännischen Verbindungen und sein unermeßlicher Credit ihn kräftig unterstützten. Nachdem er so alles gethan, was seines Hauses Macht auf den unsichern Boden der Volksgunst befestigen konnte, starb er nichts desto weniger mit kummervollen Aussichten in die Zukunft (1464); denn sein Vetter, der kluge Bernardo dei Medici, der sich in den Kriegen gegen Mailand und Neapel so viel Ansehen als Verdienst erworben hatte, und sein Sohn Giovanni waren vor ihm gestorben; sein andrer Sohn Piero schien wegen seiner Kränklichkeit wenig zum Staatsoberhaupt geeignet, und dessen Söhne Giuliano und Lorenzo, waren fast unmündig. Wirklich verscherzte Piero gleich im Anfange die Liebe, welche Florenz gern von seinem angebeteten Vater auf ihn übertragen haben würde, indem er, auf den boshaften Rath eines falschen Freundes, Diotisalvi Neroni, um seine Finanzen, die durch seines Vaters Freigebigkeit etwas gelitten, wieder zu ordnen, eine Menge Summen, die dieser an Bürger ausgeliehen, aufkündigte und eintrieb. Die ihm dadurch und durch die Verlobung seines Sohnes Lorenzo mit Clarice (aus dem edlen großen Hause der Orsini) beim Volke erwachsene Ungunst beschlossen Neroni und der herrschsüchtige Luca Pitti, in Verbindung mit dem wahren Patrioten Nicolo Soderini und dem persönlich gegen die Medici erbitterten Agnolo Acciajuoli, zu seinem Sturze zu benutzen. Sie eröffneten eine förmliche Liste, in welche die Feinde der Medici sich einschrieben. Piero, dem dies verrathen ward, ließ dagegen die ihm wohlwollenden sich ebenfalls unterschreiben, welches auch viele schon in die Liste seiner Widersacher Eingetragene aus Furcht thaten. Nach vergeblichen Versuchen gemäßigter Maaßregeln zu Veränderung der Regierung beschlossen die Unzufriednen, den Piero auf seinem Landhause zu Careggi zu tödten und sich mit Hülfe des Marchese von Ferrara des Regiments zu bemächtigen. Aber das Glück wollte die Medici nicht verlassen; der Anschlag ward dem Piero entdeckt, worauf er im August 1466 von Careggi mit einer zahlreichen Schaar Bewaff-

neter nach Florenz zog. Von diesen bewacht, hielt er sich ruhig in seinem Hause. Seine Gegner bewaffneten sich zwar auch, verloren aber den Muth, als Luca Pitti von ihnen abfiel, und als Piero einer Botschaft angesehener Bürger in einer beredten Rede seine Mäßigung, und wie er die Erneuerung der abgelaufnen Balia keineswegs verlange, dargelegt hatte, das Volk aber schlechterdings nichts gegen ihn unternehmen wollte, zerstreuten sich seine Feinde gänzlich und ihre Häupter flohen aus Florenz. Gleich darauf ward der mediceischen Partei die Balia erneuert, und die Medici wurden von nun an allmächtig. Ihre Anhänger bildeten nicht mehr einzelne Parteien in der Republik, sondern waren eins mit dieser. Zu großer Kränkung Piero's mißbrauchten die übrigen Mitglieder der Balia diese Macht zu Willkührlichkeiten aller Art, die er, fast immer bettlägerig, nicht hindern konnte; er ging daher damit um, seine verbannten Feinde zurückzurufen, um durch sie die eignen Freunde zu bändigen, als (1469) der Tod ihn übereilte. Die geheimen Feinde der Medici (denn öffentliche hatten sie deren nun nicht mehr) glaubten durch die Jugend und Unerfahrenheit seiner Söhne, Lorenzo und Giuliano, einen neuen Versuch zum Sturz des übermächtigen Hauses begünstigt. Im Einverständniß mit Papst Sixtus IV. und dem Erzbischof von Pisa, Francesco Salviati, machten die Pazzi, das erste Geschlecht nach den Medici, einen Anschlag auf Lorenzo's und Giuliano's Leben, der nach manchen fehlgeschlagnen Versuche endlich am 26sten April 1478 in der Kirche St. Reparata ausgeführt ward. Aber die Ermordung des Lorenzo schlug fehl; die gelungene des Giuliano mußten alle Verschworne, da das Volk alsbald zu Gunsten der geliebten Medici sich bewaffnete, mit dem Tode und das Haus Pazzi (s. d. Art.) mit seinem Sturz büßen. Lorenzo, nun alleiniges Haupt seines Hauses, und in dem Vorsteheramte der Republik unerschütterlicher als je befestigt, führte solches würdig seiner großen Väter, die er an Klugheit und Mäßigung, wie an Großmuth und Freigebigkeit, besonders aber an preiswürdigem, thätigem Eifer für Künste und Wissenschaften noch übertraf. Durch Bündnisse mit Venedig und Mailand wußte er Florenz gegen die feindlichen Absichten des Papstes und des Königs von Neapel zu decken; dann gewann er, persönlich nach Neapel gereist, diesen König, seinen und seiner Stadt bittersten Feind, sich zum herzlichsten Freunde und zum Bundesgenossen gegen die Angriffe des unversöhnlichen Papstes und der treulosen Venetianer. Ueberhaupt brachte er durch seine weisen Maaßregeln, durch seine so redliche als kluge Politik die Hauptmächte Italiens in ein Gleichgewicht, welches bis zu seinem Tod allen Sicherheit und Raum zur Ausbreitung und Befestigung ihres Wohlstands gewährte. Große Unglücksfälle bewogen ihn, den Handel, den die fürstenmäßigen Medici, aber freilich durch oft ungetreue oder ungeschickte Bediente, immer noch fortgeführt, aufzugeben. Obgleich diese Unglücksfälle ihn in solche Geldverlegenheiten gebracht hatten, daß er beim öffentlichen Schatze oft große Summen hatte borgen müssen, so fand er sich doch, als er sein Vermögen aus den Geschäften zog, im Stande, weitläuftige, fürstliche Herrschaften anzukaufen, und nicht nur diese mit Palästen von königlicher Pracht, sondern auch Florenz mit herrlichen Gebäuden zu schmücken. In dem langen Frieden, den seine Klugheit der Republik sicherte, ergötzte er die Florentiner durch geschmackvolle

und glänzende Volksfeste, sich selbst durch den Umgang mit den geistreichsten Gelehrten seiner Zeit, die, wie den Demetrius Chalkondylas, Agnolo da Montepulciano, Christoforo Landini, und vor Allen den großen Johann Pico von Mirandola, sein Ruhm und seine Einladung nach Florenz zogen und seine königliche Freigebigkeit belohnte. Er vermehrte die von Cosmus (1471) gestiftete, an Handschriften reiche mediceische Bibliothek. Auch eröffnete er eine Schule der zeichnenden Künste in einem mit alten Statuen und trefflichen Gemälden ausgeschmückten Palast. Man kann dreist behaupten, sagt Fiorillo, daß alle, die sich in diesem Zeitalter in Florenz den Ruhm großer Talente erworben haben, unter seiner Gönnerschaft erzogen worden sind. Daher wurde auch Lorenzo der Prächtige genannt. (Vgl. Fabronii vita Laurentii Medicis, Pisa 1784. 2. Voll. 4. und Wilh. Roscoe Leben Lorenzo ꝛc. a. d. Engl. von Sprengel. Berl. 1797). Geehrt von allen Königen Europa's, geliebt von seinen Mitbürgern, starb er 1492, und mit ihm das Glück seines Vaterlandes; auch das seines Hauses schien mit seinem Tode sich trüben zu wollen. Wenn es aber auch nach kurzen Widerwärtigkeiten sich wieder erhob, so ist doch keiner von Lorenzo's Nachkommen seiner würdig gewesen. Er hinterließ drei Söhne, Piero, mit Alfonsina Orsini vermählt, Giovanni, seit dem vierzehnten Jahre Cardinal und nachher Papst Leo X (s. d. Art.) und Giuliano, Herzog von Nemours. Peter, das neue Haupt des Staats, taugte gerade am wenigsten dazu. In zwei Jahren hatte er den Herzog von Mailand und den König von Frankreich der Republik verfeindet, und durch seine Unklugheit und Schwäche, besonders aber durch den nachtheiligen Frieden von Serezna sich den Florentinern, die so gern den großen Vater in ihm ehren wollten, verhaßt und verächtlich gemacht. Das Selbstgefühl dieser Republikaner erhob sich noch einmal; er ward der Regierung beraubt, und mit seinem ganzen Geschlecht verbannt. Bei den Unruhen dieser Vertreibung ließ das Volk in die Häuser der Medicis und verwüstete alles, was ihnen in die Hände fiel. Doch gelang es jenen, vieles zu retten. Nach mehrern vergeblichen Versuchen, durch List und Gewalt zurückzukehren, fand Peter in der Schlacht am Garigliano, wo er beim französischen Heere war, einen ungewöhnlichen Tod in diesem Flusse. Erst im Jahre 1513 erlangte sein Bruder, der Cardinal Johann, durch einen Aufstand, den der Volksprediger Hieronymus Savonarola erregte, die Wiederaufnahme in seine Vaterstadt, und als er im folgenden Jahre Papst wurde, erhob er seine Familie bald wieder zu dem alten Glanz. Piero's Sohn, Lorenzo, vom Papst zum Herzog von Urbino gemacht, ward Haupt des Staats, doch immer noch ohne fürstlichen Titel und mit Beibehaltung der republikanischen Form. Aber als nach seinem Tode (1519), unter Alessandro's, seines Vetters (nach Einigen seines Bastards) Verwaltung im Jahre 1523 abermals ein Mediceer, Julius, des 1478 ermordeten Giuliano Bastard (ja nach Einigen Alessandro's Vater) den päpstlichen Stuhl bestieg (er nannte sich Clemens VII.), als 1533 Catharina, Lorenzo's Tochter, Heinrichs II., Königs von Frankreich, Gemahlin ward, da konnte man das baldige Ende auch dieser Scheinfreiheit von Florenz voraussehn. Zwar schienen die Florentiner sie behaupten, oder gar wahre Freiheit wieder gewinnen zu wollen; denn sie verjagten (1527) den lasterhaften Alessandro; aber dies war das letzte Auf-

flammen des republikaniſchen Geiſtes, den Uebermacht von außen her nun bald auf immer erſticken ſollte. Auf Clemens VII. Veranlaſſung belagerte Kaiſer Carl V. Florenz (1531), ſetzte nach der Einnahme den Aleſſandro wieder ein, machte ihn zum Herzog von Florenz, und vermählte ihm ſeine natürliche Tochter Margaretha. Als Alexander, der letzte Abkömmling des großen Coſimo, von Lorenzo dei Medici (aus der von Coſimo's Bruder Lorenzo ſtammenden Linie) ermordet worden war (1537), machten die Florentiner zwar noch einen ſchwachen Verſuch, die Republik herzuſtellen; aber von neuem griff Carls V. despotiſche Hand ein, und ſein Machtwort beförderte Coſimo I. (aus einem andern Zweige derſelben Hauptlinie) zum Herzogthum Florenz. Coſimo I. (ſ. d. Art.) beſaß, wie ſeine Nachfolger, zwar die Verſchlagenheit, aber nicht die Tugenden der großen Mediceer, deren Thaten er ſeine Größe verdankte. Dieſe Größe zu ſichern, ließ er ſich vor allem angelegen ſeyn, die Strozzi, Erbfeinde ſeines Hauſes, gänzlich zu vertilgen (1554). Zur Beſchützung des levantiſchen Handels gegen die Türken ſtiftete er einen neuen geiſtlichen Orden, den von St. Stephan. Er war ein großer Liebhaber und Sammler von Alterthümern und Gemälden, auch ſtiftete er die große Sammlung von Bildniſſen berühmter Männer, und vermehrte fortdauernd die Statuenſammlung, die ſich im Garten Lorenzo's des Prächtigen befand. Ihm verdankt man auch die Gründung der florentiniſchen und der Zeichnungsakademie 1562. Nachdem er ſich mit Hülfe der Spanier auch zum Herrn von Siena gemacht (1557), und durch mehrere andre Erwerbungen das Gebiet von Florenz erweitert, ließ er ſich vom Papſt Pius V. den Titel Großherzog von Toscana geben (1569), gegen den aber Kaiſer Maximilian II. damals noch proteſtirte. Erſt ſein Sohn und Nachfolger, Franz, erlangte von dieſem, deſſen Schweſter Johanna er heirathete, für eine große Summe Geldes die Beſtätigung dieſes Titels (1575). Franzens zweite Gemahlin war die berühmte Venetianerin, Bianca Capello, von dem Senat ihrer Vaterſtadt, um ſie dieſer Vermählung würdig zu machen, zur Tochter der Republik erklärt. (S. Capello). Seine Tochter Maria ward die Gemahlin Heinrichs IV. von Frankreich. Dieſer nun regierende Zweig der Medici hatte nicht, wie der mit Aleſſandro ausgeſtorbne, den Handel aufgegeben; ſelbſt als Fürſten trieben Coſimo I., Franz und deſſen Bruder, der geweſene Cardinal Ferdinand I., der ihm folgte, ebenfalls ein großer Liebhaber der Künſte, ſo wie des Letztern Sohn Coſimo II. (folgte 1609), ihn fort, Franz ſogar die kleine Krämerei, die Ferdinand jedoch aufgab. Unter dieſen Großherzogen ſtanden zu Florenz Künſte und Wiſſenſchaften in erfreulicher Blüthe, und daran ſowohl als an der feinen Politik, die ſich beſonders bei dem bedenklichen Stande zwiſchen Spanien und Frankreich bethätigte, erkannte man noch die Erben der großen Mediceer des funfzehnten Jahrhunderts. Ganz anders aber ward es unter Ferdinand II., Coſimo's II. Sohn, der 1621 in einem Alter von eilf Jahren zur Regierung kam. Während ſeiner Minderjährigkeit gewann die Geiſtlichkeit, und durch ſie der päpſtliche Hof, einen höchſt verderblichen Einfluß auf die Staatsverwaltung und beſtimmte ihn, mit Verlaſſung der Politik ſeiner Väter, ſich ganz Spanien und Oeſterreich in die Arme zu werfen; eine Freundſchaft, die von dieſen Höfen benutzt wurde, ungeheure Summen baaren Geldes aus

dem für unerschöpflich geachteten mediceischen Schatze zu ziehen. Er regierte neun und vierzig, und sein mönchisch erzogner, von allen Regierungsfähigkeiten entblößter Sohn, Cosimo III., drei und funfzig Jahr (von 1670 bis 1723); ein Jahrhundert, in welchem Toscana durch eine ungeheure Staatsschuld und durch Versiegen aller Quellen des Nationalwohlstands in die traurigste Lage gerieth. Zum Glück für das Land war Johann Gasto, Cosimo's III. Sohn, der letzte seines ehedem so glorreichen, nun aber ohne Hoffnung der Wiedergeburt ausgearteten Stammes. Er starb 1737 nach einer thatenlosen Regierung und hinterließ, der Vorherbestimmung des Wiener Friedens (1735) zu Folge, sein Großherzogthum dem Hause Lothringen. Franz Stephan, Herzog von Lothringen und Großherzog von Toscana (nachher Kaiser Franz I.), traf bald nachher mit der Schwester Johann Gasto's, der verwitweten Churfürsten von der Pfalz, der letzten des mediceischen Namens, einen Vergleich, wodurch er auch sämmtliche Allodialgüter ihres Hauses, also auch die berühmten Kunstschätze und Alterthümer, die ihre kunstliebenden und kunstfördernden Ahnen gesammelt, an sich brachte. Sein Sohn, der weise und gute Leopold, machte durch eine sechs und zwanzigjährige Regierung Toscana den mehr als hundertjährigen Verfall vergessen. HC.

Medicin, Arzneigelahrheit, die Wissenschaft von der Idee des Lebens und dessen Aeußerungen an einem Individuum, und die Kunst, dasselbe in seinem vollkommensten Lebenszustande (der Gesundheit) zu erhalten, oder in denselben zurückzuführen. — Es ist nothwendig, die doppelte Seite der Medicin anzuerkennen, daß sie nämlich Wissenschaft und Kunst sey, als welche neben einander und mit wechselseitigem Einflusse auf einander bestehen, von denen aber weder die eine, noch die andre eine absolute Herrschaft über die andre ausüben darf. Nur in so fern überhaupt die Intelligenz vor der practischen Seite sich das Primat zueignet, in so fern irgend einige Vorstellungen den Handlungen vorausgehen müssen, kann gesagt werden, daß die Kunst von der Wissenschaft abhänge. — Vielfältig sind Zweifel dagegen erhoben worden, daß die Medicin eine Wissenschaft und Kunst sey, und man hat diese Bezeichnungen zu arrogant gefunden, ja es haben einige daran gezweifelt, daß sie je derselben würdig werden könne. Und wer könnte es läugnen, daß die Idee der Wissenschaft in der Medicin noch nicht ganz erreicht sey? Wie vielfältig sind noch die Widersprüche über ein Princip derselben! wie viel fehlt uns auch in den einzelnen Theilen noch! wie oft wird etwas als Ursache angesehen, wovon die folgende Zeit und wiederholte Beobachtung lehrt, daß es nur zufällig der in Frage stehenden Erscheinung vorherging! und es werden ja fort und fort neue Erscheinungen entdeckt, die alle schon bekannt seyn müßten, wenn das Ideal der Wissenschaft erreicht wäre. Aehnlich verhält es sich auch mit den Kunstübungen; oft sinkt das Handeln selbst des besten Arztes zu einem blos empirischen Nachahmen herab; häufiger noch ist die Kunst in ihren Wirkungen beschränkt nicht alle Kranke sind zu retten, viele sterben noch oder bleiben ungeheilt, die an Uebeln leiden, deren absolute Unheilbarkeit nicht angenommen werden kann; und ungewiß ist die Erreichung des Kunstzwecks beinahe in jedem einzelnen Falle. Aber auch das, was wir bis jetzt in der Medicin erkannt haben, ist des Namens einer Wissenschaft wohl schon werth; nicht minder

würde der Arzt, der, daß die Medicin eine Kunst sey, nicht anerkennen will, sich selbst zum Handwerker erniedrigen. Wird der Begriff des Wortes Medicin (obgleich willkührlich) über die einzelnen Doctrinen derselben gesetzt, so muß er auch alle diese einzelnen Zweige derselben in sich enthalten. Daher sind Gesundheit, Krankheit und Heilung die Gegenstände derselben, aber keiner ist aus sich selbst zu erkennen, auch sind sie nicht von einander abzuleiten, sie bestehen neben einander und müssen demnach von etwas Höherm, Allgemeinerm abgeleitet werden; dies aber ist die Idee des Lebens. Sind wir nun bis zu dieser Idee vorgedrungen, die alle Prädicate eines wissenschaftlichen Princips hat, so wird dieselbe, um ganz erkannt zu werden, nothwendig auch nach allen Richtungen hin verfolgt werden müssen, und es erweitert sich dadurch das Feld der Medicin um ein sehr bedeutendes. Jedoch haben nicht alle Aeußerungen des Lebens ein gleiches Interesse für die Medicin, sie läßt manche bei Seite liegen und verfolgt vorzugsweise nur die Lebensrichtung, die sich auf irgend ein besondres Individuum oder eine Classe von Individuen bezieht, auf die nämlich, auf welche die Medicin als Kunst wirken will. Was aber für die Wissenschaft als Idee erscheint, das wird für die Kunst Ideal, und sie bemüht sich, selbiges zu verwirklichen; ihr Zweck ist es, das Leben in seinem vollkommensten Zustande zu erhalten oder in denselben zurückzuführen. — Soll diese Zusammensetzung von Wissenschaft und Kunst, die wir in der Medicin wahrnehmen, in einiger Vollkommenheit auch beim Einzelnen ausgebildet werden, so müssen alle Geisteskräfte, welche auf Erkenntniß wirken, in Thätigkeit gesetzt werden. Zuerst aber tritt die sinnliche Thätigkeit auf, und bemerkt eine zahllose Menge bunt sich durchkreuzender Gegenstände der mannigfaltigsten Art. Sie sollen aber nicht bei einer bloßen Wahrnehmung stehen bleiben, sie sollen die Beobachtung begründen, welche dann entsteht, wenn der Verstand die Aufmerksamkeit der Sinne fesselt und ihr eine bestimmte Richtung gibt. Hier tritt Freiheit und Willkühr schon in den Sinnen hervor, die bei der Wahrnehmung nicht bemerkt wird. Wer es beobachtet, der sucht Erscheinungen, vermuthet in denselben schon etwas Höheres, und strebt die Verbindung von Erscheinungen nachzuweisen. Die Beobachtung ist auch als die wahre Grundlage der Medicin anzusehen, die fort und fort die Kunst und Wissenschaft bereichert, wenn sie von der rechten Art, d. h. wenn sie vernünftig ist, wenn nicht irgend eine vorgefaßte Meinung den Blick trübt oder seine Richtung allzufest bestimmt. — Sind eine Menge von Beobachtungen gesammelt und angehäuft, dann sucht der Verstand Ordnung in diese Mannichfaltigkeit zu bringen, bildet allgemeine Begriffe, und wendet sie auf die beobachteten Erscheinungen wieder an. Abstraction und Reflexion erheben ihr Haupt, und sind auch in der Medicin willkommen, erzeugen Klarheit, Bestimmtheit und Ordnung, und wirken wohlthätig auf die Beobachtung ein, die von ihnen immer aufs neue erregt wird. Aber auch die Vernunft macht ihre Rechte geltend. Aus der Vernunft entspringen die Ideen, die das Leben erleuchten und alles Einzelne so begründen, daß etwas sie weiter begründendes nicht gedacht werden kann; jede von ihnen erscheint als ein Ganzes, weil sie in sich selbst begründet sind und aus sich selbst entstehen; die äußern Dinge können sie erwecken und zum Bewußtseyn bringen, sie mußten aber schon da seyn, um erweckt

werden zu können. Arm ist das Leben, das nicht von Ideen erhellt wird, todt die Wissenschaft, die nicht auf einer Idee beruht, in der nicht irgend eine Idee durchgeführt wird. Sie wird aber dadurch zum Princip einer Wissenschaft, daß der Verstand auf sie reflectirt, sie von den übrigen absondert, und sie deducirt. Daß für die medicinische Wissenschaft die Idee des Lebens die durchzuführende sey, ist schon gesagt worden; und eben indem der Verstand auf diese reflectirt, sie deducirt und sie über die Brücke seiner Abstractionen auf die einzelnen Phänomene überträgt, entsteht die Wissenschaft der Medicin, und indem das, was wir practische Vernunft nennen, die Idee zu realisiren bemüht ist, entsteht die Kunst derselben. — Bei dieser Verschiedenartigkeit der Quellen der Medicin war es leicht möglich, daß die Medicin auf mannichfaltige Weise bearbeitet wurde; und ein jeder ist auch jetzt noch geneigt, in der Hauptansicht derselben sich nach seiner Individualität zu richten. Bald aber wird der sinnlichen Beobachtung (Empirismus), bald den abstracten Begriffen des Verstandes (Dogmatismus, Eklekticismus, Skepticismus), bald endlich der Vernunft (Rationalism) die Oberherrschaft eingeräumt. — a) Der Empirismus bleibt in seinem rohesten Zustande blos bei der Erscheinung stehen und behauptet wohl gar, man könne nicht weiter, man solle nichts anders, als sehen, und nach dem Gesehenen handeln. Der rohe Empiriker giebt Mittel in einer Krankheit, weil er gehört oder selbst beobachtet hat, daß sie in ähnlichen Fällen genützt haben; er giebt sie, ohne weitere Betrachtungen anzustellen, und ohne andre Gründe zu haben. Sieht sich der Empirismus als untergeordnet unter den Verstand an, dann wird er der geläuterte genannt; dieser stützt sich in seinem bessern Zustande auf den Begriff der Causalität, als welcher zur Unterscheidung der Phänomene gebraucht wird; so werden die Heilungsversuche schon mehr begründet und individualisirt, die Gründe, dieses oder jenes Mittel anzuwenden, schon näher bestimmt. Aber des Menschen und seiner Intelligenz vollkommen würdig wird erst dann der Empirismus, wenn er sich auch unter Controle der Vernunft stellt (der rationelle Empirismus); denn so erst wird die Beobachtung wahrhaft geadelt, vor Abwegen bewahrt, zu welchen der Verstand unfehlbar Veranlassung giebt, und so wird sie in ihrer Reinheit erhalten, die durch Einfluß des Verstandes immer getrübt und gestört wird. Der rationelle Empiriker nur schätzt die Beobachtung, aber überschätzt sie nicht; er sieht in den Erscheinungen etwas Höheres; ihm wird die Erscheinung erst Erscheinung, da sie von dem rohen Empiriker für die Substanz gehalten wurde. (S. d. Art. Erfahrung in der Medicin) b) Eben so wie der Empirismus, erscheint auch die Verstandesansicht der Medicin unter drei Gestalten; am reinsten jedoch in dem Dogmatismus. Irgend ein abstracter Begriff, er mag nun durch wirkliche Beobachtung und Abstraction von derselben gewonnen seyn, oder er mag blos hypothetisch vorausgesetzt werden, irgend ein Abstractum wird als Princip hingestellt, damit von demselben die einzelnen Erscheinungen abgeleitet, und aus demselben, wie man sagt, erklärt werden. So entstanden die Systeme der Medicin, die sich oervielfältigten, weil verschiedne Begriffe so gehandhabt werden können, und von denen doch eins das andre auszuschließen und zu verdrängen bestrebt ist, weil der Verstand es nicht begreifen kann, wie sie neben einander bestehen können, und die endlich in

ihrer Trennung dadurch möglich wurden, weil die eigenthümliche Natur des Organismus die Verwechselung der Ursache mit der Wirkung so leicht zuläßt. So wie aber die Erscheinungen auf die drei Classen der mechanischen, chemischen und dynamischen reducirt werden, so zerfallen auch die ärztlichen Systeme in mechanische, chemische und dynamische. — Die mechanische Ansicht des Organismus bildete sich am reinsten, aber auch am einseitigsten in dem Systeme der Jatromathematiker aus, welches durch Harvey's große Entdeckung und durch Descartes Philosophie veranlaßt, und von Keill, Sanvages, Bernoulli, Hamberger u. A. bearbeitet wurde. Diese suchten durch mathematische Berechnungen und durch die äußere Gestalt der Organe die gesunden und kranken Functionen zu erklären. Auch in der Solidartheorie, als welche alle Lebenserscheinungen in die festen Theile verweist und die Säfte für den Organismus nur als etwas äußeres hinstellt, herrscht die mechanische Ansicht noch vor, wenn auch von den Solidartheorikern zum Theil andre Principien zu Hülfe genommen wurden. Unter den festen Theilen sollten es endlich die Nerven vorzüglich seyn, die alle Lebenserscheinungen bewirken, doch schließt sich die daraus hervorgehende Nerventheorie schon an die dynamische Ansicht des Organism an. Dieser zufolge sind es Kräfte, zu denen man nicht selten die Eigenschaften der Materie erhob, und unter welchen man diese oder jene Aeußerung des Lebens, als Ursache gedacht, verstand; Kräfte sind es, die alle Lebenserscheinungen hervorbringen. Galen, noch mehr aber die Galeniker, nahmen beinahe so viel Kräfte an, als es Functionen giebt, und diese wurden endlich von einer Lebenskraft abgeleitet, die alle Veränderungen bedingen sollte. — Bald war es auch die Seele, die alles im Körper hervorbringe, bald ein räthselhaftes Wesen, Archeus genannt, das die Stelle der später aufgestellten Lebenskraft einnahm. In der größten Reinheit und Consequenz, aber auch in der unbefriedigendsten Einseitigkeit wurde von J. Brown diese dynamische Ansicht des Organism durchgeführt. In allen auf solchem Grunde gebauten Systemen aber blieb das Körperliche des Organism unberührt. Nachdem in den neuern Zeiten die Chemie große Fortschritte gemacht hatte, suchte man diese zu benutzen, um die Mischung des Körpers zu erklären. Doch auch schon früher hatte die Beobachtung gezeigt, daß der Organism aus verschiednen Stoffen zusammengesetzt sey, und manche von ihnen waren auch als hypothetische Ursachen aller Erscheinungen von ihm aufgestellt worden. Da nun aber alle Mischung in dem flüssigen Zustande vor sich geht, so räumten die Jatrochemiker den Säften des Körpers den Vorzug vor den festen Theilen ein, und es entstand so die Humoralpathologie, die unter den mannichfaltigsten Formen von Hippokrates bis auf unsre Zeiten aufgestellt worden ist. — Der Eklekticismus, der auf dem Standpunkte der Empirie die dogmatischen, durch den Verstand geschaffenen Systeme betrachtet und benutzt, sucht von jeder Theorie das Gute zu benutzen. — Höher aufstrebend erblikken wir den Skepticismus, aber auch noch befangen in der Region des Verstandes. Das Unbefriedigende jeder Wissenschaft, die in dem Verstande allein wurzelt, erkennt er, und wagt es nicht, sich über dieselbe zu erheben, zweifelt daher lieber an der Wissenschaft überhaupt und ihrer Möglichkeit. Auch er hat sich unter den philosophischen Aerzten bisweilen, obwohl seltner als jede

andre Betrachtungsweise, gezeigt. c) Wohl hat sich in manchem Kopfe schon eine Vernunftansicht (Rationalism) der Naturwissenschaft und Medicin geregt; wohl öfter sind Ideen aus dem Schooße der Vernunft genommen, unter verschiednen Namen ausgesprochen, mit mannichfaltigen Bildern ausgeschmückt und verglichen worden. Aber die Nachfolger blieben beim Worte und Bilde stehen, und erhoben sich nicht zu der Idee, zu dem, was bezeichnet werden sollte; oder man trug der Vernunft Idee unmittelbar und nicht über die Brücke der Deduction und Abstraction auf die Erfahrung, die sich wohl fügen mußte, über, und stellte so religiöse und mystische Systeme auf, oder man begnügte sich wohl gar mit der erreichten Höhe und war stolz genug, nicht wieder herabzusteigen in das Gebiet der Empirie, und es wurde die gepriesene Allseitigkeit eine wahre Indifferenz gegen alle Mannichfaltigkeit. — So ist denn die Wissenschaft und Kunst der Medicin seit mehr als 2000 Jahren bearbeitet worden und hat endlich eine solche Ausdehnung erhalten, daß es nothwendig wurde, sie in mehrere Theile oder Zweige (Doctrinen) zu theilen. Zunächst ist es die Aufgabe 1. der allgemeinen philophischen Naturwissenschaft, die auch wohl Metaphysik der Natur, Naturphilosophie genannt wurde, die Idee des Lebens selbst aufzufassen. Gott und die Natur, Thätigkeit und Seyn, Zeit und Raum, Kraft und Materie müssen hier ihre Betrachtung finden. In dieser Betrachtung werden die einzelnen Erscheinungen, die eben als Aeußerungen des Lebens erscheinen, begründet; diese selbst lassen sich auf mechanische, chemische und dynamische zurückbringen. Die beiden ersten Klassen beziehen sich vorzugsweise auf den Raum (und zwar die mechanischen auf den äußern, die chemischen auf den innern Raum), die letztere auf die Zeit. Und es ist 2. die Physik der Betrachtung der mechanischen (Größe, Form, Gestalt, Dichtigkeit, Ausdehnung, Theilbarkeit, Dimension, Undurchdringlichkeit) und der dynamischen (Bewegung, Cohäsion, Adhäsion, Schwere, Magnetismus, Electricität, Galvanismus, Schall, Wärme, Licht) bestimmt; dahingegen 3. die Chemie die Mischung oder die sogenannten chemischen Erscheinungen betrachtet. Beide aber können nur durch Beobachtung und das Mittel derselben, durch das Experiment, die Erscheinungen selbst kennen lernen, beide sind daher als blos empirische Doctrinen der philosophischen Naturwissenschaft gewissermaßen entgegengesetzt, oder sie erscheinen vielmehr als die empirischen Theile derselben, die in ihr ihre Begründung und Erklärung finden müssen. — Es äußert sich aber das Urleben in verschiednen größern oder kleinern Kreisen, die zur Begründung verschiedner Doctrinen führen. In so fern seine Aeußerungen im großen Weltganzen betrachtet werden, so erhalten wir 4. die Cosmologie (gewöhnlich Astronomie genannt) und Cosmognie; von denen uns jene freilich nur zur Kenntniß der Gestirne, ihres Standes gegen einander, und ihre Bewegung führt; diese aber besteht in bloßen Hypothesen und Ahnungen. Mehrere und mannigfaltigere Kenntnisse gewährt uns dagegen 5. die Geologie und Geogenie, weil der Kreis kleiner ist und unsrer Individualität näher liegt. Als Theile der erstern sind die Atmosphärologie, Hygrologie und Mineralogie aufgestellt worden: denn unter der dreifachen Form des Luftigen, Tropfbarflüssigen und Starren erscheinen uns die Theile der Erde. — Aber auf derselben und zwar auf der äußern Rinde

derſelben (Humus genannt, den man, als ein in ſich geſchloſſenes Ganzes gar wohl betrachten kann und muß) erblicken wir eine unzählige Menge Individuen, welchen ein eigenthümliches Leben zukommt. Sie ſind in zwei große Claſſen, in die der Pflanzen und Thiere, getrennt. 6. Die Phytologie (Botanik) betrachtet das individuelle Leben der Pflanzen und deſſen Erſcheinungen, die ſich ſämmtlich auf die Materie, auf die Hervorbringung und Erhaltung derſelben beziehen. Höher ſteigert ſich das Leben in den Thieren, in denen außer den vegetativen Lebensäußerungen (Functionen) die eigentlich thieriſchen, irritabie nämlich und ſenſible, beobachtet werden. Die Doctrin, die von ihnen handelt, wird am beſten mit dem Namen 7. der Zoologie belegt, und faßt die ſogenannte anatomia und physiologia comparata und die Naturgeſchichte oder äußere Beſchreibung der Thiere als Theile in ſich. — Alle dieſe Wiſſenſchaften ſind zwar für den Arzt nöthig und nützlich, haben auf die eigentlich medicin. Doctrinen einen großen Einfluß, gehören jedoch, ſtreng genommen, nicht zu der Medicin und werden auch gewöhnlich nicht dahin gerechnet; ſie mußten aber hier erwähnt werden, um alle Zweige kennen zu lernen, welche die Idee der Medicin, die Idee des Lebens, treibt. Iſt nun aber der Menſch das Individuum, an welchem die Medizin die Aeußerungen der Idee des Lebens erkennen will, iſt er es, den ſie, als Kunſt, im vollkommenſten Zuſtande erhalten will; ſo werden natürlich alle die Wiſſenſchaften, die den Menſchen betrachten, in einer nähern Beziehung zu ihr ſtehen. So namentlich 8. Anthropologie, die zwar verſchieden, aber am beſten wohl ſo beſtimmt wird, daß ſie die Eigenthümlichkeiten des Menſchen und ſeine Verſchiedenheit von den Thieren betrachte; 9. die Naturgeſchichte des Menſchen und ſeiner Species, die über das Vorkommen und über die Verbreitung des Menſchen auf der Erde und die daher rührende Verſchiedenheit der Racen handelt; 10. die Pſychologie, die die geiſtigen Lebenserſcheinungen am Menſchen kennen lehrt; 11. die Anatomie, welche die Geſtalt und Lage der Organe durch ein künſtliches Oeffnen des Leichnams entdeckt, und in ihren einzelnen Theilen als Oſteologie die Knochen, als Syndesmologie die Bänder, als Myologie die Muskeln, als Splanchnologie die Eingeweide, als Angiologie die Gefäße, als Nevrologie die Nerven, als Adenologie die Drüſen beſchreibt; 12. die organiſche Phyſik, in welcher die mechaniſchen Erſcheinungen des menſchlichen Körpers (Schwere, Druck, Flächen, Größe, Geſtalt u. ſ. w.); 13. die Anthropochemie, in welcher die Miſchung der einzelnen Theile gelehrt wird; und 14. die Phyſiologie, welche alle die genannten Erſcheinungen in Vereinigung mit einander und mit den dynamiſchen, die ihr Eigenthum ſind, betrachtet und ſie zugleich als Aeußerungen des Lebens erkennt, und dieſes eben in ihnen allen nachzuweiſen hat. In dieſer erkennen wir die Baſis aller der Wiſſenſchaften, die im ſtrengſten Sinne zur Medicin gerechnet werden, und die wir jetzt aufſtellen wollen. Sie ſtützen ſich aber auf den dreifachen Zuſtand, in welchem uns das Leben erſcheint, auf die Geſundheit, Krankheit und Heilung. Die Wiſſenſchaft nämlich von der Geſundheit, ihrem Weſen, ihren urſächlichen Momenten oder Bedingungen und ihren Zeichen wird 15. Hygienie genannt oder 16. Diätetik, wenn aus jener Sätze abſtrahirt und

als Regeln des Verhaltens hingestellt werden, so daß jene eine reinere Wissenschaft ist, diese aber auch einen Kunstzweck fördert. Besondere Modificationen der letztern gewähren: die Makrobiotik (s. d. Art.), Eudiotik, Polybiotik, Prophylaktik; 17. Pathologie, dagegen wird die Lehre von der Krankheit, ihrem Wesen, ihrer Entstehungsart und ihren Erscheinungen genannt. (S. d. Art.) Aber es erscheint die Krankheit, obwohl sie ihrem Wesen nach nur eine ist, unter sehr mannichfaltigen Gestalten und Formen, die gewöhnlich Krankheitsformen oder auch einzelne Krankheiten genannt werden; 18. die Nosologie handelt von diesen, ihren Ursachen und Symptomen, und ist insbesondere bemüht, durch Eintheilung aus diesem Mannichfaltigen ein Ganzes zu bilden, ein sogenanntes nosologisches System aufzustellen. 19. Die pathologische Anatomie giebt Kunde von den mechanischen und Structurveränderungen; 20. die pathologische Chemie, wenn sie einst existiren wird, von den Mischungsabweichungen der Theile in dem krankhaften Zustande. — 21. Die Anamnestik oder die Kunst, aus den vorhergegangenen Ursachen auf den gegenwärtigen Zustand zu schließen. 22. Die Semiotik, Diagnostik, Prognostik. Die erste ist die Kunst, aus den Symptomen auf den Krankheitszustand; die andre die Kunst, bei ähnlichen Symptomen auf eine verschiedene Krankheit zu schließen; und die dritte endlich die Kunst, aus der Vergangenheit und Gegenwart einen zukünftigen Zustand, den Ausgang der Krankheit, zu errathen. — 23. Therapie ist die Lehre von der Heilung der Krankheit, d. h. von dem Wesen, den Zeichen und den Ursachen der Heilung, und sie erhält, indem sie dies leistet, gewöhnlich noch das Beiwort der allgemeinen Therapie; 24. die specielle Therapie handelt von den einzelnen Krankheiten und ihrer Heilung. Dieser aber zur Seite stehend und mannichfaltig in sie eingreifend erblicken wir 25. die psychische Heilkunde, die sich mit den Geistesstörungen und der Art und Weise, durch Einwirkung auf den Geist zur Heilung der Krankheiten überhaupt beizutragen, befaßt; 26. die Chirurgie, welche die mechanischen Krankheiten und die Art und Weise, durch mechanische Mittel Krankheiten zu heilen, betrachtet, und endlich 27. die ars obstetricia, Accouchement, die die Erleichterung und Beförderung des Geburtsgeschäftes zum Zwecke hat. — Gehen wir nun aber im Gegentheil von den äußern Mitteln zur Heilung aus, so erhalten wir 28. die materia medica, die den Begriff eines Arzneimittels vorausschickend, die einzelnen nach irgend einer Anordnung betrachtet, von einem jeden aber die äußern Eigenschaften und die Wirkungsart auf den Organism angiebt; an diese schließt sich 29. die Pharmacie, welche die einfachen Mittel aufzubewahren, und die zusammengesetzten, die immer in der Officin vorräthig (officinell) seyn sollen, zuzubereiten lehrt; und 30. das Formulare an, als welches die Anweisung, in welcher Form die Arzneimittel am zweckmäßigsten verordnet werden; 31. die Clinik oder medicinische Praxis benutzt denn endlich die Resultate aller dieser Doctrinen, und macht Anwendung, verliert aber dabei die wissenschaftliche Form, und stellt vielmehr Kunstregeln auf. — Endlich aber wird die Medicin auf sich selbst bezogen und auf die Art und Weise ihrer Ausbildung reflectirt und derselben nachgeforscht 32. in der Geschichte und Literargeschichte derselben; oder sie wird auf den Staat und das Wohl der Bürger im Ganzen be-

zogen und wird dann 33. Staatsarzneikunde genannt, die in die medicinische Polizei und gerichtliche Medicin zerfällt; oder 34. man sucht auch Laien dieses und jenes aus der Medicin mitzutheilen und stellt dann eine populäre Medicin auf, von der wohl die Hebammenlehre den wichtigsten Theil ausmacht. ——— Schon die historische Kenntniß dieser so zahlreichen Doctrinen setzt mancherlei Talente und Vorkenntnisse voraus; aber die practische Anwendung der hier erhaltenen Lehren oder die Ausübung der medicinischen Kunst erfodert noch mehr. Wer sich daher der Medicin widmen will, der prüfe sich, ob er die nöthigen Eigenschaften zum Arzte und die Vorkenntnisse besitzt! (S. d. Art. Arzt.) Was die Vorkenntnisse angeht, so bestehen sie vorzüglich in der Kenntniß der beiden alten gelehrten, und einer oder einiger andern Sprachen, in der Bekanntschaft mit der Geschichte, Oekonomie, Mathematik und Philosophie. Es tragen diese Wissenschaften theils dazu bei, den Geist des Menschen auszubilden, ihn auf die Stufe der Bildung zu erheben, die schon dem angehenden Arzte Noth thut, theils ist auch ihr Inhalt selbst für den Arzt von Wichtigkeit, und bald Mittel zur ärztlichen Bildung selbst, bald selbst ein Stützpunkt, Basis derselben. — Auf Akademien wird gewöhnlich der medicinische Unterricht ertheilt, jedoch wird Niemand sich hier dem mündlichen Unterrichte allein anvertrauen, sondern es muß zu diesem eine fleißige und gewählte Lectüre, so wie eigne Uebung, Beobachtung ꝛc. hinzukommen. Die Zeit des akademischen Cursus ist auf 4 bis 5 Jahre zu bestimmen, und auch um in dieser Zeit den medicin. Cursus zu vollenden, muß man die einzelnen Wissenschaften recht ängstlich eintheilen. Folgender Studienplan scheint der zweckmäßigste: Im ersten Halbjahre, welches am besten zu Ostern anfängt, und vorzugsweise vorbereitend seyn soll, ist fortzusetzen: a) das Sprachstudium und ein kritisches Collegium über einen lateinischen und griechischen Classiker zu hören; b) das Studium der schönen Künste und Aesthetik; c) Studium der Philosophie; nach der gewöhnlichen Einrichtung über Logik und Metaphysik zu hören; an diese aber muß sich das Studium der philosophischen Systeme, vorzüglich der neuesten Zeit, anschließen; d) die Mathematik; e) Botanik, die keine große Vorkenntnisse voraussetzt; — f) Osteologie und Syndesmologie; g) medicinische Encyclopädie und Methodologie, von einigen auch Propädeutik genannt. Das zweite Halbjahr sey vorzugsweise der Betrachtung der leblosen Natur gewidmet. a) Die Anatomie und das Studium des menschlichen Körpers in seinem todten Zustande ist die Hauptwissenschaft für dieses Halbjahr, daneben muß aber auch b) Physik, c) Chemie, d) allgemeine Naturgeschichte und e) allgemeine philosophische Naturwissenschaft (als Vorbereitung zur Physiologie) studirt werden. Ueberdies kann über die Logik und Metaphysik noch einmal oder über eine andre philosophische Doctrin (Moralphilosophie, Aesthetik) oder über Geschichte noch ein Collegium gehört werden. Die Beschäftigung des dritten Halbjahres sind: a) Physiologie als Hauptwissenschaft, b) Psychologie, c) Anthropologie, d) Naturgeschichte des Menschen und seiner Species, e) Hygienie, f) Mineralogie, g) Repetition der Anatomie in einem Examinatorium, h) Wiederholung oder Fortsetzung der Botanik. Im vierten Halbjahre, welches der Kenntniß des Lebens im kranken

Zustande und der Mittel gegen diesen Zustand bestimmt ist, machen a) die Pathologie und b) die Heilmittellehre die Hauptwissenschaften aus. Dabei aber muß sich der Schüler c) im anatomischen Präpariren üben und sich dadurch die Anatomie vollends aneignen; überdies kann auch d) die psychische Heilkunde jetzt schon studirt und darüber gehört werden; e) die Physiologie aber ist und zwar am besten in disputatorischer Form zu repetiren. Auch ein philosophisches oder historisches Collegium zu besuchen wird noch Zeit übrig seyn. Im fünften und sechsten Halbjahre, die beide mit einander in der Betrachtung verbunden werden (weil die mehresten jetzt zu hörenden Collegia ein ganzes Jahr hindurch dauern und weil es von andern gleichgültig ist, ob sie im fünften, sechsten oder siebenten Halbjahre gehört werden) und die der Betrachtung des Lebens im Zustande der Heilung vorzüglich gewidmet sind, machen a) die allgemeine und specielle Therapie, b) die Chirurgie, c) die Lehre von der Entbindungskunst (Accouchement) die Hauptwissenschaften aus. Damit ist aber auch d) das Studium der Pharmazie, e) die Lehre vom Formuiare, Receptirkunst, f) die Staatsarzneikunde, gerichtliche Medicin und medicin. Polizei; g) die Geschichte und Literatur der Medicin zu verbinden und h) das Disputatorium, das sich jetzt auch auf pathologische Gegenstände ausdehnt, fortzusetzen; i) die Nosologie und nosologischen Systeme; k) Semiotik und l) pathologische Anatomie können wohl dem Privatstudio überlassen bleiben. Das siebente, achte und wenn es möglich ist, die Studienzeit so lange auszudehnen, auch das neunte und zehnte Halbjahr sind nun endlich der practischen Uebung selbst bestimmt und es ist diese zu erhalten a) in einem Spitalclinico; b) in einem Poliiclinico (clinic. ambulator.); c) in einem chirurgischen Clinico und d) im Gebärhause. Ueberdies wird jetzt auch noch ein oder das andre Collegium, das früher nicht gehört werden konnte, nachgeholt, die Uebungen im Schreiben und Disputiren werden fortgesetzt und die Specimina ausgearbeitet. So ist die Zeit des akademischen Lebens zweckmäßig eingetheilt, und wer sie gewissenhaft benutzt, wird aus derselben gehörig vorbereitet in das bürgerliche Leben eintreten, er wird auch hier und zwar das ganze Leben hindurch immer noch mehr lernen können und müssen; aber es wird ohne Nachtheil für die Kranken geschehen, welche Hülfe suchen. (Vergl. d. Art. Arzt). B. P.

Medicin (gerichtliche), medicina forensis (s. d. vorig. Art.). Sie unterscheidet sich von der medicinischen Polizei dadurch, daß sie der Indegriff aller Kenntnisse, aus den sämmtlichen Zweigen der Arzneiwissenschaft gesammelt, ist, welche den Arzt in den Stand setzen, den Gerichten über Rechtsfälle, deren Gegenstand durch medicinische Grundsätze ins Licht gesetzt werden muß, den nöthigen Aufschluß mitzutheilen. Der dazu bestellte Arzt ist der gerichtliche Arzt, und keiner sollte dazu ernannt werden, der nicht nur in seiner Wissenschaft die gründlichsten Kenntnisse besitzt, sondern auch sich täglich mit den Fortschritten derselben bekannt macht. Der gerichtliche Arzt muß nun Besichtigungen und Untersuchungen lebender und todter Menschen, und zuweilen auch, wie bei Vergiftungen, chemische Untersuchungen anderer Körper vornehmen. Gegenstände der gerichtlichen Medicin sind im Allgemeinen folgende: Untersuchung aller Verletzun-

gen an Menschen, Bestimmung der Tödtlichkeit derselben nach ihren Gattungen, als Wunden, Quetschungen, Erschütterungen, Verrenkungen und Knochenbrüche, Verbrennungen, Entzündungen u. s. w. oder nach der Menge der Beschädigungen, oder nach der Beschaffenheit des verletzten Theils, des Kopfes, Halses, der Brust, des Unterleibes, innerer Theile u. s. w.; ferner Untersuchung über Fälle von Erstickung, Vergiftung, Selbstmord; über verdächtige Geburten, Mißgeburten, todte oder noch lebende Kinder, Untersuchung über das Absterben eines Kindes vor oder nach der Geburt, (s. d. Art. Lungenprobe); Untersuchung über vorgegebene oder verhehlte Krankheiten; Bestimmung der Tauglichkeit des Körpers für Militärdienst; Bestimmung bei Zweifel über das Alter eines Menschen; Untersuchungen bei Fällen von gesetzwidrigem Beischlaf und zweifelhaftem Zeugungsvermögen. H.

Medicinalanstalten sind überhaupt alle Anordnungen und Einrichtungen, welche im Staate der Gesundheit der Staatsbürger wegen getroffen werden; besonders die vom Staate selbst ausgehenden Veranstaltungen dieser Art, welche die gesetzmäßige Ausübung der Medicin betreffen.

Medicinalcollegium, Medicinalpolizei, s. d. Art. Medicinalverfassung und Polizei (medicinische).

Medicinalgewicht, s. den Schluß des Art. Apothekerkunst.

Medicinalordnung, begreift die obrigkeitlichen Verordnungen über das Medicinalwesen, welche gewöhnlich in einem besondern Gesetze enthalten sind und sich über alle Gegenstände der medicinischen Polizei erstrecken.

Medicinalverfassung ist derjenige Theil der Staatsverfassung, der sich auf die Medicinalpflege, auf die Sorge für Medicinalpersonen und Medicinalanstalten bezieht. Auch dieser Theil der Staatsverfassung muß eben so zweckmäßig organisirt seyn, wie ein jeder andre, und nur mit Unrecht und großem Nachtheil wird er in den mehresten Staaten vernachlässigt, und den übrigen Theilen der Staatsverfassung hintangesetzt. In kleinern Staaten kann er einfach seyn und wird nur aus wenigen Personen bestehen, in größern aber wird er mehr zusammengesetzt; was in jenen einer einzelnen Person übertragen werden kann, dafür müssen in diesen Collegien errichtet werden, die aus mehrern Gliedern bestehen. — Die besondere Einrichtung wird sich daher theils nach der Größe des Staats, theils nach besondern Localitäten, und nach der Staatsverfassung selbst richten müssen. — Im Allgemeinen ist eine oberste Medicinalbehörde nöthig, welche die höchste Instanz in allen Angelegenheiten seyn muß, die sich auf das Gesundheitswesen der Bürger, oder auf das Medicinalwesen beziehen, eine Behörde, die nicht blos berathende oder gesetzgebende, sondern auch executive Gewalt haben muß (s. Medicin. Polizei). Ist das Land für ein solches Collegium (Medicinalcollegium) zu groß, so müssen demselben mehrere andre in den einzelnen Districten untergeben seyn, welche am füglichsten mit den Universitäten zu verbinden sind, wenn jenes nothwendig in die Residenz gehört und unter den Augen des Fürsten arbeiten muß. Diesen Ober- und Untercollegien (Facultäten) wird Alles, a) was sich unmittelbar auf das Gesundheitswohl der Bürger bezieht und Gegenstand der medicinischen Polizei ist, b) die Aufsicht über den Unter-

richt in allen einzelnen Theilen der Medicin und die zweckmäßige Leitung deſſelben, ſo wie die Prüfung der Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Hebammen und wohl auch der Krankenwärter, zu übertragen ſeyn. c) Sollen ſie die Aufſicht über alle die Anſtalten führen, die der Staat zum Unterrichte der jungen Aerzte, Chirurgen ꝛc., oder zur Heilung der Kranken (Apotheken, Brunnen- und Badeanſtalten, Krankenhäuſer) eingerichtet haben muß. d) Endlich ertheilen ſie auch responsa, im Fall eine gerichtliche Entſcheidung ſich auf mediciniſche Kenntniſſe ſtützt; ſie verwalten alſo die gerichtliche Medicin (ſ. d. Art.). In Hinſicht auf gerichtlich-mediciniſche und medicinisch-polizeiliche Gegenſtände ſind die ſogenannten Phyſici die Repräſentanten und Organe der Facultäten; dieſe ſollten wohl beſſer beſoldet werden, als es gewöhnlich iſt; auch wäre es zweckmäßig, ſie von den Facultäten und Collegien nicht blos prüfen, ſondern auch wählen zu laſſen. — Die übrigen Aerzte und Wundärzte leben im Staate als freie Künſtler, auf ihre Arbeit wird von ihm wenig geachtet, ihre Beſoldung hängt von der Willkühr der Einzelnen ab. Die Apotheker jedoch werden mit Recht unter ſtrengere Controle genommen, ſie müſſen nach Vorſchriften (Dispenſatorien) arbeiten; ihre Officinen werden von Zeit zu Zeit geprüft; die Zahl derſelben an einem Orte iſt beſtimmt. — Zweckmäßige Anſtalten zur Heilung der Krankheiten (Brunnen- und Badeanſtalten und Krankenhäuſer) und zur Bildung neuer Aerzte, Wundärzte u. ſ. w. machen endlich wichtige Zweige der Medicinalverfaſſung aus; denn dieſe können ja vom Einzelnen nicht eingerichtet werden. — B. P.

Medien, die größte und wichtigſte Provinz des perſiſchen Reichs, deren Gränzen gegen Morgen Hyrkanien und Parthien, gegen Mittag Perſis und Suſiana, gegen Abend Aſſyrien und Armenien, gegen Mitternacht das caſpiſche Meer waren, ſo daß es das heutige Iran, Azerbidſchan, Gilan und die Weſthälfte von Mazanderan umfaßte. Es war vermöge ſeiner vielen Gebirge von Natur feſt, von ſtreitbaren Männern bewohnt, und zum Theil wohl angebaut. Schon vor der perſiſchen Periode war Medien als ein eignes unabhängiges Reich in der Geſchichte bekannt. Ninus, der Stifter der aſſyriſchen Monarchie, eroberte es. Nach der Zertrümmerung der aſſyriſchen Herrſchaft gelang es einem Statthalter dieſer Provinz, Medien zu einem unabhängigen Reiche zu erheben. Es ward nun bald das mächtigſte unter den Reichen, welche aus der aſſyriſchen Monarchie entſprungen waren, und vereinigte ſie endlich, wenigſtens das Neu-Aſſyriſche, unter ſeinem Scepter. Durch Cyrus (ſ. d. Art.) wurden zwar die Meder ihrer Oberherrſchaft beraubt und den Perſern unterworfen, welche ſie bisher wegen ihrer Armuth für ein unbedeutendes Nebenvolk gehalten hatten; bald aber wurden die Beſiegten die Lehrer der Sieger, nicht nur in den Sitten und Gebräuchen des Privatlebens, ſondern auch in ihren öffentlichen Einrichtungen. Nach Cyrus blieb Medien immer in unzertrennter Verbindung mit den übrigen Theilen des perſiſchen Reichs; nur die nordweſtlichen Striche, welche vor Cyrus zu Aſſyrien gehört zu haben ſcheinen, riſſen ſich auf einige Zeit von den übrigen los. Nachdem Alexander die perſiſche Monarchie erobert hatte, gab er Medien einem inländiſchen Statthalter, Namens Atropates, entzog ihm aber in der Folge die gegebne Stelle wieder. Aus der ſpätern Geſchichte aber erhellt, daß dieſer ſich dennoch in den nördlichen Gebirgsgegenden behauptete, auch als nach Alexanders Tode Medien ſeinen eignen macedoniſchen Statthalter er-

hielt. Er vererbte seine Würde auf die Nachkommen, welche ungeachtet ihrer gefährlichen Nachbarn, der Parther, Armenier und Römer, theils durch Nachgiebigkeit, theils mit bewaffneter Hand, sich unabhängig zu erhalten wußten. Zur Zeit der ersten römischen Kaiser war das Land noch unabhängig, nachher aber kam es unter die Herrschaft der Parther. Medien bestand eigentlich aus drei Haupttheilen: aus dem südlichen eigentlichen Medien, auch Groß-Medien genannt, mit der Hauptstadt Ecbatana; aus dem Lande des Atropates, Atropatene; und aus den nördlichen Strichen längs der Küste des caspischen Meers, Nordmedien.

Medina, Medina al Nabi oder die Prophetenstadt, in der arabischen Provinz Hedschas, eine kleine Stadt, welche dadurch berühmt ist, daß Mahomet im J. Christi 622 dorthin flüchtete (von welcher Flucht die Mahomedaner ihre Zeitrechnung beginnen), und dort in einer von ihm selbst erbauten Moschee begraben liegt. Der angeblich noch unversehrte Leichnam befindet sich in einem Sarge von weißem Marmor, welcher zwischen den Särgen der Califen Abubekr und Omar auf der Erde steht und mit kostbaren Teppichen bedeckt ist. Das Grab wird von vierzig schwarzen Verschnittnen bewacht. In dem höhern Stockwerke des Gebäudes sollen große Schätze an Gold, Silber und Edelsteinen befindlich seyn, lauter Geschenke frommer Seelen; sie sind zum Gebrauch des Sultans im Falle eines Religionskriegs bestimmt. Die Stadt Medina steht unter dem Sherif von Mecca, der einen Statthalter und eine Besatzung dahin schickt. Auch hat der türkische Kaiser einige Soldaten dort.

Medoc, ein rother französischer Wein, der in der Gegend von Bordeaux wächst. (S. Bordeaux-Weine.)

Medusa, eine von den drei Gorgonen (s. d.). Neptun verliebte sich in ihre Schönheit und umarmte sie in dem Tempel der Minerva. Die Göttin, darüber erzürnt, raubte der Frevlerin ihre Schönheit und bildete sie in ein abschreckendes Scheusal mit Schlangenhaaren um; ihren Augen legte sie die furchtbare Kraft bei, Jeden, der sie ansah, in zu Stein verwandeln. Perseus tödtete sie. (S. Perseus). In den Zeiten der schönen Kunst Griechenlands wurde das häßliche Medusenhaupt in ein Ideal rührender Schönheit verwandelt. Diese spätern Medusenköpfe, sagt Mayer, sind ein wunderbar gemischtes Ideal von Anmuth und Schreckniß, von lieblicher Form und wildem Charakter. Auf dem Titelblatte von Böttigers Furienmaske finden sich drei Abbildungen von Medusenköpfen nach den Vorstellungen des Alterthums.

Meer bezeichnet im Allgemeinen die gesammte Masse salzigen Wassers, die über zwei Drittheile der Erdoberfläche, oder ungefähr 6½ Millionen geographischer Quadratmeilen umfaßt. Will man nur einen gewissen Theil dieser Masse bezeichnen, so bestimmt man ihn durch einen Beinamen näher, z. B. atlantisches, indisches, mittelländisches Meer, Eismeer, Südmeer u. s. w. Das Uebermaaß des Wassers auf der Erde scheint nöthig zu seyn zur Unterhaltung der Quellen und der daraus entstehenden Flüsse, so wie überhaupt zur Fortsetzung des ewigen chemischen Prozesses in der Atmosphäre. Denn unaufhörlich erheben sich Dünste aus dem Meere, welche die Atmosphäre erfüllen, als Wolken über die ganze Erdfläche getrieben werden und in Regen herabfallen, und unaufhörlich saugt das Meer eine Menge mephitischer Gasarten dafür aus der Luft ein, die sich ohne diesen Prozeß anhäufen und dem Leben der Thiere nachtheilig seyn

würden. Daß ehemals das Meer einen noch viel größern Theil der Erdoberfläche bedeckte, beweisen die unwiderleglichsten Thatsachen. — Das Becken oder der Raum, worin das Meer enthalten ist, läßt sich in Rücksicht seines Grundes und in Rücksicht seines Randes (der Ufer, Küsten, Gestade) betrachten. Der Meeresgrund ist eine Fortsetzung des trocknen Landes, nur daß er tiefer liegt. Wie auf dem festen Lande, findet man auf ihm abwechselnd Moräste, Triebsand, lehmigen, thonigen, steinigen und kalkigen Grund. Bei Marseille enthält das Meer den schönsten Marmor auf seinem Boden. Anderwärts gibt es Lager von Muscheln und andern Schalwürmern oder Wälder von Corallen; ferner finden sich Thäler, Klüfte, Abgründe Höhlen und sogar süße Quellen in der Meerestiefe. Daß es nicht an Bergen fehlt, beweisen die vielen Inseln, welche nichts anders als über der Meeresfläche mehr oder weniger emporragende Berggipfel sind; da, wo die Berge sich nicht bis über die Meeresfläche erheben, bilden sie Untiefen; die Inselgruppen oder Archipelage aber machen die Gebirge des Meergrundes aus. Zur Genüge erhellt aus dem Gesagten, daß die Tiefe des Beckens sehr verschieden seyn müsse. Die Abwechselung ist in einigen Gegenden ungemein groß und der Uebergang von Untiefe zu ungeheuren Tiefen, zu deren Ausmessung uns die Mittel fehlen, oft sehr groß. Büsching muthmaßt, daß die größte Tiefe sich auf eine deutsche Meile belaufen möchte. — Die Ränder oder Ufer des Meers pflegt man, wenn sie hoch sind, Küsten, wenn sie aber flach sind, Gestade oder Strand zu nennen. Das höchste bekannte Ufer findet man an der Westseite von Kilda, einer der westlichen schottischen Inseln. Es ragt 600 Faden senkrecht über dem Meere empor, das hier ungewöhnlich tief ist. Die Ufer von Norwegen sind fast durchgängig steil und das Meer daselbst sehr tief; die holländischen Ufer dagegen sind sehr niedrig und flach. Das Wasser hat in dem ungeheuern Becken des Meers überall ziemlich gleiche Höhe, welche zwischen 27 und 28 Zoll beträgt, und die Ufer nie übersteigt, ausgenommen zur Zeit der Fluth oder starker Stürme, z. B. an dem holländischen Gestade, wogegen das Land durch Dämme gesichert wird. Die Temperatur ist nach der Tiefe verschieden. Die Gegenden innerhalb der Polarkreise etwa ausgenommen, wo das oben schwimmende Eis das Wasser erkältet, nimmt die Kälte des Meerwassers um so mehr zu, je tiefer man kommt, und nach der Versicherung der Taucher ist sie in der Tiefe von 100 Fuß fast unerträglich. An und für sich scheint das Meer farblos; im Ganzen aber und in einiger Entfernung stellt es sich dem Auge in einer blaulich grünen Farbe dar, welche man deshalb auch meergrün nennt. Forster und andre leiten diese Farbe aus dem Wiederscheine des blauen Himmels her, welches dadurch wahrscheinlich wird, daß bei trübem Himmel das Meer graulich erscheint. In manchen Gegenden zeigt das Meer andre Farben, die von der Beschaffenheit des Bodens, beigemischten Substanzen u. dergl. herrühren. Die tiefsten Stellen des Weltmeers sind dunkelblau; flachere sind heller. Gegen den Nordpol sieht das Meer schwärzlicher, in der heißen Zone brauner aus. Woher die Namen rothes, schwarzes und weißes Meer rühren mögen, läßt sich jetzt nicht mehr auffinden. Der Geschmack des Seewassers ist nicht nur salzig, sondern zugleich ölicht, bitterlich und so ekelhaft, daß es durchaus nicht genossen werden kann, und augenblicklich Erbrechen erregt. Dabei ist es auch ungesund, weil unaufhörlich eine Menge thierischer und vegetabilischer Substanzen darin

verfaulen. Selbst zum Waschen ist es unbrauchbar; auf den Schiffen reinigt man nur das gröbste Zeug darin, und dieses behält immer die Eigenschaft an sich, daß es bei jeder feuchten Luft wieder naß wird, so oft es auch an der Sonne getrocknet wurde. Durch Destillation kann es jedoch trinkbar gemacht werden; man hat dazu eigne Maschinen auf den Schiffen, deren man sich im Nothfall bedient, um die Mannschaft vor dem Verdursten zu bewahren. Wenn man das Seewasser chemisch zerlegt, finden sich als Bestandtheile desselben süßes Wasser, Küchensalz, ein aus Salzsäure und Bittersalz bestehendes Mittelsalz, etwas Gyps und Kalkerde, welche Bestandtheile durch kohlensaures Gas in Auflösung erhalten werden. Der Grad der Salzigkeit des Seewassers ist nicht nur an verschiednen Stellen, sondern auch an einerlei Orten nicht gleich. Man hat in einem Pfunde Seewasser 1 bis 4 Loth Salz gefunden. Irrig ist der Glaube, daß das Salz die Fäulniß des Seewassers verhindre; die Erfahrung lehrt im Gegentheil, daß es sehr leicht fault, wenn es z. B. im Schiffsraume stehen bleibt. Es stinkt alsdann unerträglich und verursacht gefährliche Krankheiten. Mehrere Seefahrer fanden die Meeresoberfläche nach einer dreizehntägigen Windstille faulicht und stinkend. Auch lehrt die Erfahrung, daß im Seewasser alles leichter und schneller fault, als in reinem Wasser. Durch das Verdunsten kann man das Salz aus dem Seewasser scheiden, und man bedient sich dieses Mittels, um Salz zu gewinnen, häufig in heißen Ländern. Die specifische Schwere des Seewassers ist verschieden, je nachdem es mehr oder weniger Salztheile enthält. Die untern Schichten sind salziger als die obern und haben daher eine größere specifische Schwere. Boyle fand das Seewasser 45 Mal schwerer, als das süße Wasser. Daraus erklärt sich, daß Seeschiffe ungleich größere Lasten führen können, als Flußschiffe. — Eine merkwürdige Erscheinung ist das oft beobachtete Leuchten des Meeres, welches einen herrlichen Anblick gewährt. Zuweilen leuchtet blos die Bahn, welche das Schiff auf der glatten Wasserfläche zurückläßt, öfters aber leuchten alle Wellen, die an feste Gegenstände anschlagen, und wieder zu andermalen scheint das ganze Meere mit funkelnden Sternen übersät zu seyn. Forster leitet diese Erscheinung aus drei verschiednen Ursachen ab. Dasjenige Leuchten, welches man nur in der Nähe des Schiffes wahrnimmt, erklärt er für eine Wirkung der durch die Reibung des Schiffes am Wasser bei der schnellen Bewegung erregten Electricität; eine Behauptung, welche durch Versuche, welche Buffon angestellt hat, bestätigt wird. Eine zweite Art des Leuchtens der Meeresoberfläche zur Zeit von Windstillen schreibt Forster phosphorischen, durch Fäulniß und Verwesung erzeugten Substanzen zu; auch dafür sprechen bekannte Erfahrungen. Die dritte Art des Leuchtens endlich, wobei nicht nur die Oberfläche, so weit das Auge reicht, sondern auch die Tiefe wie Feuer glänzt, und die Fische welche man schwimmen sieht, aus Feuer gebildet scheinen, ist, wie mehrere Versuche dargethan haben, leuchtenden Seewürmern zuzuschreiben, deren es verschiedne Arten giebt. (Vergl. Mollusken.) Das Meerwasser muß zwar, vermöge seiner Natur, als flüssige Substanz, fast allenthalben einerlei Höhe haben, indeß leidet dies doch durch besondre Umstände einige Abänderungen. Dahin gehört, daß die Schwerkraft, oder, was einerlei ist, die Anziehungskraft der Erde unter und bei den Polen stärker wirkt, als unter dem Aequator und in der Nähe desselben. Dieselbe Ursache, welche die Abplattung an den Polen bewirkte, muß

auch ein beständiges Andringen des schwerern oder stärker angezognen Wassers der Pole gegen den Aequator hin zuwege bringen, unter welchem es leichter ist, mithin wird das Wasser unter dem Aequator höher stehn, als unter den Polen und selbst einen Wasserberg bilden, gegen den die höchsten Berge des festen Landes in nichts verschwinden, der aber das feste Land aus dem Grunde nicht überschwemmt, weil dieses unter den Polen auch höher ist. Ein andrer Umstand, welcher von einem ungleichen Stande des Wassers zeugt, ist der, daß unter den vom Lande eingeschloßnen Meerbusen einige niedriger sind als andre. So ist die Nordsee tiefer als die Ostsee, das deutsche Meer höher als das harlemmer und die Süderseе, das rothe Meer höher als das mittelländische. Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Verschiedenheit der Wassermassen, welche den Meeren durch die Ströme zugeführt werden. Aber noch beträchtlicher wird die Gleichheit der Meeresoberfläche durch die Bewegung aufgehoben, welche das Meer aus mehr als einer Ursache erleidet. Auch wenn es von keinen Winden bewegt wird, befindet es sich in Thätigkeit durch den Umschwung der Erde und die anziehende Kraft des Mondes und der Sonne. Aus diesen drei Ursachen entsteht eine dreifache Bewegung: die Wellenbewegung, die Strombewegung, und die Ebbe und Fluth. Die Wellenbewegung entsteht durch die Bewegung der Luft, d. i. durch Winde. Verliert die Luft ihr Gleichgewicht, so geräth sie in wellenförmige Bewegung, stößt auf die Wasserfläche und stört dadurch auch auf ihr das Gleichgewicht oder den wagerechten Stand. Dadurch erhebt sich der gestoßne Theil über den nächstliegenden; dieser wird niedergedrückt, es entsteht eine Erhöhung an der Stelle, die aber vermöge der Schwere des Wassers sogleich wieder niedersinkt, den nächstfolgenden Theil niederdrückt und zum Steigen zwingt. Demnach ist die Wellenbewegung ein abwechselndes Steigen und Fallen zweier Wasserberge, wobei jedoch das Wasser nicht fortfließt. Mit der Stärke der Bewegung in der Luft nimmt auch die Bewegung des Wassers zu; die Wasserberge wachsen und üben einen größern Druck aus, daher die Wellen immer stärker werden; indeß unterdrückt der heftige Stoß des Windes auch häufig die Wellen, so daß sie erst ihre größte Höhe erreichen, wenn der Sturm sich plötzlich legt. Dieser Zustand, welchen die Seefahrer hohle See nennen, ist schrecklicher und gefahrvoller, als der Sturm selbst. Die Strombewegung besteht darin, daß das Meer in gewissen Gegenden ohne Rücksicht auf den Wind nach einer bestimmten Gegend hintreibt. Die allgemeine Bewegung des freiliegenden Meeres auf der ganzen Erde ist die beständige Strömung von Osten nach Westen. An mehrern Orten, wo sich Widerstand findet, nimmt sie eine andre Richtung. So läuft an den peruanischen Küsten das Wasser von Süden nach Norden, am Vorgebirge der guten Hoffnung sogar von Westen nach Osten, also gerade in entgegengesetzter Richtung. Die Hauptursache dieser Strömung ist der Umschwung der Erde um ihre Axe. Aber außer dieser allgemeinen Strömung trifft man im Meere auch noch andre an, welche durch die erwähnte Verschiedenheit des Wasserstandes in den einzelnen Meeren veranlaßt werden, indem das höher stehende Wasser nach dem niedrigen zu abfließt. In gewissen Gegenden giebt es auch periodische Ströme im Meer, d. h. solche, die zu gewissen Zeiten östlich, zu andern westlich laufen. Sie bekommen ihre Richtung durch Winde, wenn sie auch nicht immer einerlei Strich mit ihnen halten. Ihre Länge, Breite, Geschwindigkeit, Abweichung von

dem Striche des Windes hängt von der örtlichen Beschaffenheit der Gegend ab. Noch gehören zu den Bewegungen des Meers die Strudel oder Wirbel, welche entstehn, wenn das Wasser in entgegengesetzten Richtungen gegen einander getrieben wird. Der berühmteste dieser Strudel ist der Mahlstrom an den norwegischen Küsten. Die Scylla und Charybdis, welche die Alten so furchtbar schildern, sind für die jetzige Schifffahrtskunde unbedeutend. Eine gewisse Bewegung des Meeres wird endlich durch die hineinstürzenden Ströme vom Lande her verursacht, deren Wirkungen oft noch weit vom Lande entfernt merkbar sind. — Ueber die Ebbe und Fluth sehe man den eignen Artikel. — Meerbusen (lat. sinus, ital. golfo) heißt ein schmaler Theil des Meers, welcher sich tief in das feste Land hineinkrümmt. Er ist von den Buchten und Bayen blos dadurch ununterschieden, daß er größer als diese ist. — Meerenge (lat. bosphorus) ist ein schmaler Durchgang des Meers zwischen zwei Ländern, oder zwischen dem festen Lande und einer Insel, oder zwischen zwei Inseln. Man nennt ihn auch Straße, Canal, Sund.

Meeralpen, ein Gebirge von mittlerer Höhe, welches Piemont von Frankreich scheidet, und sich vom hohen Berge Viso, wo der Po entspringt, über den Col de Tende bis zum Var und längs des mittelländischen Meeres erstreckt. Die Apenninen kann man als eine Fortsetzung derselben ansehen.

Meergötter. Die Phantasie der Griechen, welche alles belebte, sah auch in dem Meer göttliche Wesen und bildete dieselben nach den verschiednen Erscheinungen, welche das Meer darbietet, individuell aus. Alle sind untergeordnet dem Neptun. Die wichtigsten sind Oceanus, der Beherrscher des äußern Meeres, und dessen weibliche Nachkommen (Oceaniden), die unter dem allgemeinen Namen der Nymphen, d. i. weibliche Genien der Gewässer, bekannt sind, und Tethys, seine Schwester und Gattin; ferner Pontus, der Beherrscher des innern Meers, und dessen Gattin, die Oceanide Doris, nebst ihren funfzig Töchtern, den weissagenden Nereiden, unter welchen Galatea, und Thetis (Mutter des Achill) hervorragen, und vorzüglich Amphitrite, des Neptuns Gemahlin; ferner der Sohn Neptuns, Triton, und die Tritonen; und endlich die einzelnen Meerdämonen Proteus, Glaucus, Palämon, Leucothea und Melicertes (oder Palämon, bei den Römern Portumnus), das Klippenungeheuer Scylla, die täuschenden Sirenen (Töchter des Stromgotts Achelous) und die Stromgötter (männliche Nachkommen des Oceans). Man bildete die Meeresgottheiten mit mannichfaltigen, von den Erscheinungen des Wassers hergenommenen Attributen, z. B. die Tritonen auf Seemuscheln blasend, mit Fischleibern ꝛc. und gab den Untergottheiten der Gewässer meergraue Haare, Schilfkränze ꝛc.

Meereslänge, s. Länge.

Meeresleuchten, s. Meer.

Meermann (Johann), Herr von Dalem und Vuren, ein als Mensch, Gelehrter und Staatsmann gleich ausgezeichneter Niederländer. Er war der einzige Sohn des durch die Herausgabe eines Thesaurus juris civilis et canonici und der Origines typographicae der gelehrten Welt rühmlich bekannten, und durch das deutsche Reichsoberhaupt in den Freiherrnstand erhobenen Gerhard Meermann, aus einem alten, angesehenen Geschlechte und im Haag 1753 geboren. Der Sohn war nicht minder groß und berühmt als sein Vater. In

seiner Geburtsstadt und in Rotterdam genoß er den ersten Unterricht. Hier, kaum zehn Jahre alt, übersetzte er Moliere's Mariage forcé und ließ diese Arbeit ohne des Vaters Wissen drucken. In einem Alter von vierzehn Jahren setzte er seine Studien unter Ernesti und dann zu Göttingen unter Heyne fort, welcher sein ausgezeichneter Freund blieb. Hierauf besuchte er Leyden, wo er unter Rhunken griechische Literatur, unter Woorda römisches Recht, unter Pestel das Völkerrecht, vor allem aber das Staatsrecht studirte. Noch jung begab er sich mit seinem Führer, dem nachmaligen Professor Erd zu Heidelberg, auf eine lange Reise durch England, Italien, Frankreich und den größten Theil von Deutschland. Zur Erlangung der Doctorwürde in den Rechten schrieb und vertheidigte er zu Leyden 1774 eine Abhandlung: de solutione vinculi, quod olim fuit inter S. R. imperium et foederati Belgii res publicas, welche noch reifere Früchte erwarten ließ. Die Anzahl seiner Schriften über Gegenstände sehr verschiedner Art beweis't seine ausgebreiteten Kenntnisse, und seinen Eifer für Tugend und Religiosität um so mehr, da er sie unter vielen Amtsgeschäften herausgab. Ungefähr in seinem 32sten Jahre vermählte er sich mit Anna Cornelia Mollerus, Wittwe des gelehrten Abrah. Pirenot, eines gebornen Schweizers. Bald nach seiner Vermählung begab er sich mit seiner Gattin auf Reisen nach England, Schottland und Irland. Sieben Jahre nachher besuchten sie einen großen Theil Deutschlands und Italien, einige Jahre darauf die nordischen Reiche bis Jaroslaw; von welchen großen Reisen Meermann sehr ausführliche und genaue Berichte in 11 Bänden drucken ließ. Einen andern Theil seiner Zeit verwandte er nach seiner Rückkehr auf wichtige Arbeiten und Berufsgeschäfte zum Wohl des Staats, der Kirche, und zur Beförderung gelehrter Gesellschaften, deren Mitglied er war. Einige Jahre vor seinem Tode ward er nach Paris gerufen, wo er drei Jahre das Amt und den Titel eines französischen Senators bekleidete, jedoch von Zeit zu Zeit sein Vaterland in Begleitung seiner Gattin besuchte. Hier starb er auch im August 1815, als der letzte seines Geschlechts, sehr geehrt. Außer seinen bekannt gewordnen zahlreichen Schriften, besonders historischen und staatsrechtlichen Inhalts, hatte er als damaliger Director der Künste und Wissenschaften auch ein großes Verdienst bei der Bearbeitung der Jaarbocken van Wetenschappen en Künsten in het Koningruk Holland over de Jaren 1806—1807, welche 1809—1810 gedruckt worden sind. Zuletzt wor er mit der Herausgabe einer interessanten Schrift: Histoire des voyages faits par l'empereur Charles V. depuis l'an 1514 jusqu'à sa mort par Jean Vandenesse beschäftigt, welches Buch er mit Anmerkungen begleitete. Auch hatte er Klopstocks Messias ins Holländische übersetzt (Gravenhage 1803 — 1815. IV- Voll. 4.).

Meerschaum, eine Gattung von Talkerde, welche man erst in den neuern Zeiten näher kennen gelernt hat. Jetzt weiß man, daß dieses weißgelbliche, oder blaßisabellfarbene, fettige, seifenartige anzufühlende und zähe Mineral, das einen feinerdigen matten Bruch hat, sehr weich und leicht ist, und sich zerschneiden läßt. Wiegleb fand es aus fast gleichen Theilen Kieselerde und Bittersalzerde zusammengesetzt. Seinen Namen hat es von der schwammigen Consistenz, wodurch man ehemals verleitet wurde, es für einen verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. Es wird in Griechenland in der Gegend von Thiva oder Stives (sonst Theben) gegraben; nach

Niebuhr auch in Kleinasien, nicht weit von der Stadt Cognie oder Coni (sonst Iconium), und bricht daselbst in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht starken Adern. Die frisch gegrabene Erde ist weiß, zähe, fast wie Wachs, verhärtet sich aber in der Luft bald zu solcher Masse, die zum Verfertigen der Tobakspfeifenköpfe tauglich ist. Man bohrt und schneidet dann die Masse. Es werden jedoch auch aus der noch frischen Erde Pfeifenköpfe gebildet, indem man diese in Formen (in welche mancherlei Figuren geschnitten sind) preßt, die Löcher hineindohrt, und die Masse dann trocknen läßt. Nach einigen Tagen, wenn ihre Oberfläche mit einer verhärteten gelblichen Haut umzogen ist, bringt man sie in einen ausgewärmten Backofen, wo sie bis zum völligen Erkalten liegen bleiben. Dann werden sie eine Stunde lang in Milch gekocht, hernach mit Schachtelhalm oder Kannenkraut und zuletzt noch mit weicher Erde abgerieben und polirt. Hierauf verkauft man sie nach Constantinopel, wo sie zum Theil noch verschiedentlich gefärbt werden. In Ansehung der Farbe und specifischen Schwere sind die echten Pfeifenköpfe verschieden; die weichen sind die besten. Da man die Meerschaumpfeifenköpfe in der Türkei selbst nicht sonderlich schätzt, und ihnen die kleinen rothen thönernen Pfeifenköpfe vorzieht, so werden sie durch griechische Kaufleute nach der Moldau und Wallachei, nach Siebenbürgen, Ungarn, Brody und Ternopole, und nach Deutschland versandt. Die Hauptniederlage der zur See eingeführten türkischen Pfeifenköpfe ist zu Triest, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Nächstdem befinden sich auch in Wien einige Niederlagen von meerschaumnen Köpfen, welche zu Lande über Semlin eingeführt werden. Sie kommen auch zur Leipziger Messe in mit Baumwolle ausgefütterten Kisten zu ungefähr 1000 Stück von allerlei Größe zum Verkauf; immer finden sich einige zerbrochne oder beschädigte darin. Der größte Theil meerschaumner Pfeifenköpfe kann nicht geschnitten, sondern nur gereinigt, ausgebessert, polirt und gesotten werden. Nur die großen und unvollkommnen Stücke und der unförmte Meerschaum erfodern den Schnitt. Die Fabriken, welche sich in Deutschland mit dem Schneiden abgeben, sind zu Nürnberg, Fürth, Lemgo, Schmalkalden, Leipzig, Hamburg und Lübeck. Die Waare wird auf der Drehbank an der Hohldocke durch ein verkröpftes Dreheisen abgedreht. Die geschnittenen Köpfe sind von viel gleicherer, mehr gelber Masse, als die, welche man gewöhnlich über Brody und aus der Moldau und Wallachei erhält. Man bringt auch rohen Meerschaum über Triest und Semling zum Handel, aus welchem in deutschen Fabriken ebenfalls Köpfe geformt werden. Die meerschaumnen Köpfe werden sehr täuschend nachgemacht. Christoph Dreiß zu Suhl fing vor mehrern Jahren an, den Abgang des Meerschaums zu neuen Köpfen zu benutzen, welche aber den echten an Dauerhaftigkeit nicht gleich kommen. Andere Fabriken, z. B. Wagner in Suhl, ahmten dies nach; einige verfertigten sogar Pfeifenköpfe von lauter Gyps. Ein echter Meerschaumkopf nimmt, wenn man ihn mit einer Silbermünze streicht, den bleistiftähnlichen Streif nicht an, welchen der unechte Meerschaum annimmt.

Megära, eine der Furien (s. d. Art. Eumeniden).

Megaris, eine kleine gebirgige Landschaft in Hellas oder dem eigentlichen Griechenland, am korinthischen Isthmos, gehörte in den ältern Zeiten zu Attika. In derselben lag die Stadt Megara mit dem Seehafen Nisäa. Letztere war der Geburtsort des Philosophen

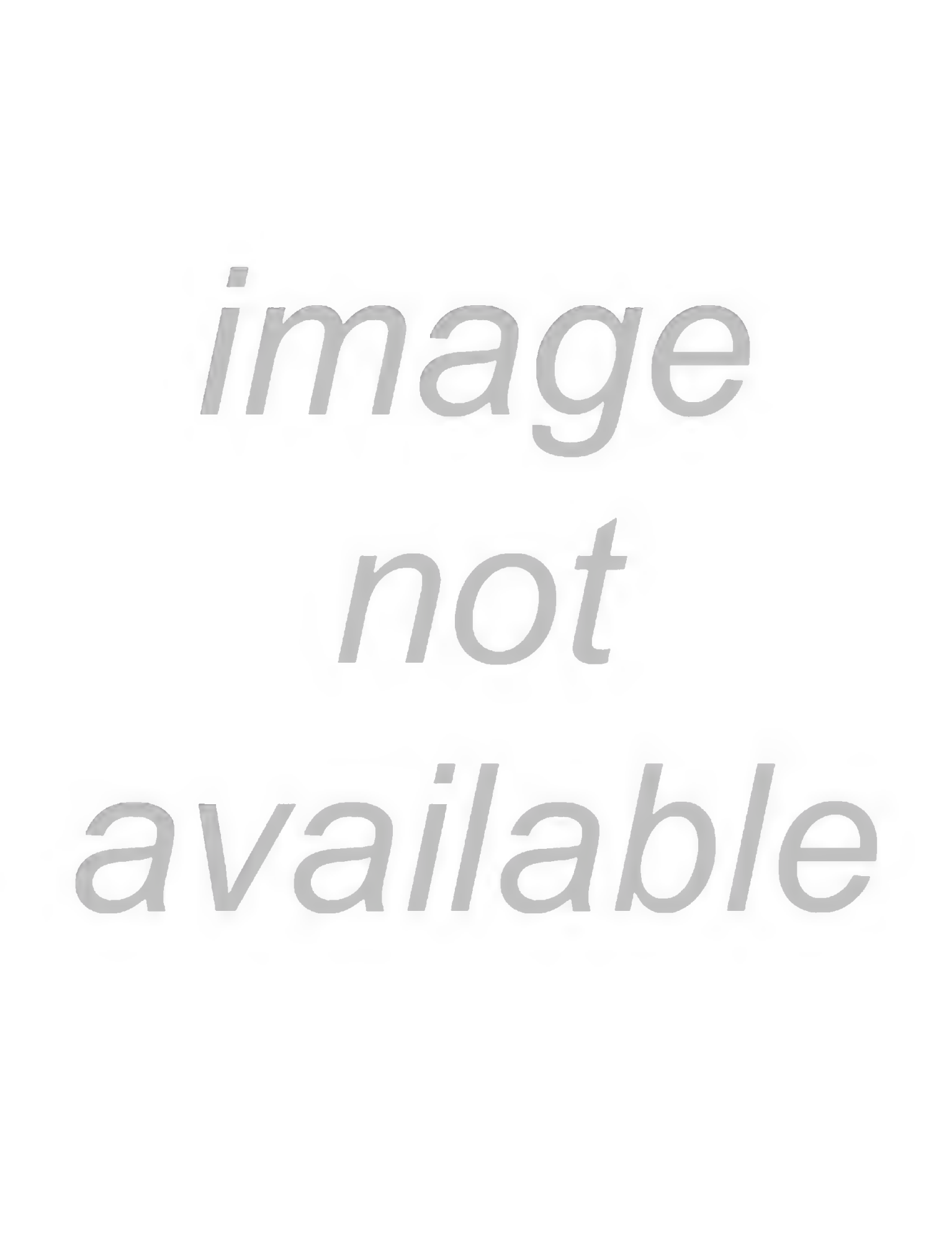


image
not
available

Euclides, dessen Schule die megarische Schule der Philosophen genannt wird. (S. Euclides No. 2.)

Mehl wird von allerhand Sorten Getraidekörnern durch Mahlen und Sieben auf der Mühle erhalten. Sein Hauptbestandtheil ist Satzmehl; außerdem enthält es noch Kleber, Zucker, Schleim und wenig Salze. Ihrer Eigenschaften wegen verbraucht man die Mehlsorten zu Nahrungsmitteln. Vorzüglich eignen sich zu Brote Weizen, Spelz, Rocken und Mais. Der Handel damit ist in den Seestädten, wo ununterbrochen viel Schiffe damit versorgt werden müssen, und in der Nähe der Armeen sehr bedeutend und vortheilhaft. Besonders wird in Archangel, St. Petersburg, Danzig, Amsterdam, Hamburg, Bremen, Triest, Fiume, Bordeaux, Nantes, Livorno, Barcelona und in verschiednen englischen Häfen ein großer Mehlhandel getrieben. Rußland schickt viel Rocken und Weizenmehl nach Lübeck, Bergen, ganz Dänemark, Rostock, Drontheim ꝛc. Auch Nordamerika, besonders Pensylvanien und Neuyork, führen viel Mehl aus. Das gute Mehl muß schön weiß, trocken und kein von Geruche seyn, sich lange halten und im Brote gehörig aufgehen. Auch muß es trocken gehalten und gut verwahrt werden, daß es sich weder erhitze noch dumpfig, oder vom Ungeziefer beschädigt werde. Sommerrockenmehl ist weißer, als das vom Winterrocken. Spelzmehl ist magerer als Weizenmehl und giebt kein so trocknes Brot. Kraftmehl (Ammelmehl, weiße Stärke) ist das aus aufgequelltem, zerquetschtem und im Wasser ausgedrücktem Waizen und andern mehlartigen Früchten gewonnene Satzmehl, welches man nach ausgepreßtem Wasser in Stücke schneidet und auf luftigen Böden trocknet. Zermahlen oder zerdrückt wird die Stärke in Biscuitmehl verwandelt.

Mehlthau, eine schleimige, verschieden gefärbte, mehr oder weniger flüssige Substanz, die sich auf den Blättern der Pflanzen zeigt und das Verwelken derselben gewöhnlich zur Folge hat. Er wird für kleine Schimmelpilze angesehn, die parasitisch auf den Pflanzen wuchern und sie aussaugen; oder er wird von Blattläusen darauf abgesetzt, welche vorher unter der Oberhaut der Blätter genistet haben. Eine besondre Art des Mehlthaues ist der Honigthau. (S. d. Art. Honig.)

Mehul (Etienne-Henri), einer der berühmtesten neuern französischen Componisten, Mitglied des Instituts, einer der drei Inspectoren des Unterrichts und Lehrer der Composition beim Conservatoire, war zu Givet im J. 1763 geboren. Der Organist dieser Stadt, welcher blind war, gab ihm den ersten Unterricht in der Musik. In einem Alter von 10 Jahren wurde er Organist bei den Franciscanern (Recolets), und zwei Jahre nachher dem Organisten der berühmten Abtei Valledieu zum Gehülfen beigegeben. Hier lernte er die Composition von einem Deutschen, Namens Hanser, einem sehr geschickten Contrapunktisten. In seinem 16ten Jahre kam Mehul nach Paris und nahm Unterricht auf dem Piano bei Edelman, einem damals berühmten Meister. In seinem 18ten Jahre wurde er Gluck vorgestellt, der ihn in den philosophischen und poetischen Theil der musikalischen Kunst einweihte, und unter dessen Leitung er als Studien drei Opern componirte. Er war zwanzig Jahre alt, als er der Academie de Musique eine Oper in 4 Acten vorlegte, betitelt Cora und Alonzo, welche jedoch erst nach sechs Jahren aufgeführt wurde. Des Wartens müde, componirte er Euphrosyne, die ein Jahr früher ge-

geben wurde. Stratonice war ſein drittes Werk, und Adrien ſein viertes. Ueberhaupt ſind von Mehul folgende Werke auf dem Theater erſchienen: In der Académie de Muſique: Cora et Alonzo, 1791; Horatius Coclès, Adrien, 1790, nebſt verſchiednen Ballets; auf dem Théatre de l'Opéra comique: Euphrosine, 1790; Stratonice, 1792; Le Jeune Sage et le Vieux Fou, 1793; Phrosine et Mélidore, 1794; La Caverne, 1795; Doria, Le jeune Henri, Ariodant, 1799; Bion, 1800; Epicure, gemeinſchaftlich mit Cherubini, 1800; L'Irato (oder l'Emportée, der Tollkopf) 1801, Une Folie (deutſch: Wagen gewinnt, oder: Je toller, je beſſer), Le Trésor supposé, Joanna, L'heureux malgré lui, 1802; Héléna (Helene, auch auf den deutſchen Theatern), Le Baiser et la Quittance, in Geſellſchaft mit Kreutzer, Boyeldieu und Nicolo, Uthal, Gabrielle d'Estrées und Les deux Aveugles de Tolède (die beiden Blinden von Toledo), 1806; Joseph 1807 (welcher auch auf den deutſchen Theatern viel Senſation gemacht hat); auf dem Théatre françois die Chöre zu Timoleon von Chenier. Im J. 1811 erſchienen von ihm Amphion ou les Amazones, und Valentine de Milan. Seine Nationalgeſänge, unter denen der Chant du Départ und der Chant du Retour die berühmteſten ſind, erwarben ihm die Auszeichnung, daß 1796 am Feſte der Republik ſein Name unter den Componiſten des erſten Ranges öffentlich ausgerufen wurde. Auch wurde er 1804 Mitglied der Ehrenlegion. Außerdem hat Mehul mehreres für die Inſtrumentalmuſik und zwei im Inſtitute vorgeleſene Berichte herausgegeben, den einen über den künftigen Zuſtand der Muſik in Frankreich, den andern über die Arbeiten der Zöglinge des Conſervatoriums, welche Penſionäre der Akademie der Künſte zu Rom ſind. Seine Verdienſte als Lehrer ſind allgemein anerkannt. Seine Compoſitionen haben Charakter und Energie, ſind aber oft ſehr einförmig und geſucht. — Er ſtarb zu Paris den 17ten October 1817 an der Bruſtwaſſerſucht.

Meibom (Johann Heinrich), lat. Meibomius, gelehrter Arzt in Lübeck, geb. 1590 in Helmſtädt, geſt. 1655. Zu den vorzüglichſten ſeiner lateiniſchen Werke rechnet man ſein „Leben Mäcens." — Mehr Berühmtheit hat ſein Sohn Heinrich Meibom erlangt. Dieſer wurde 1638 in Lübeck geboren, ſtudirte in Helmſtädt und auf einigen holländiſchen Univerſitäten, durchreiſte Deutſchland, England, Frankreich und Italien, ward 1661 Profeſſor der Medicin in Helmſtädt, 1678 Profeſſor der Geſchichte und Dichtkunſt daſelbſt, und ſtarb 1700. In der Anatomie erhält er ſein Andenken durch die Maibomiſchen Drüſen, ſeine vortrefflichen Beleuchtungen der Mutterſchlagadern, der Klappen der Gefäße in Betreff des Kreislaufs und des Thränengangs, und durch die Entdeckung des blinden Lochs in der Zunge und der benachbarten Warzen. Seine zahlreichen (lateiniſchen) Schriften ſind ſehr geſchätzt, vorzüglich die hiſtoriſchen, welche meiſtentheils Deutſchland betreffen. Sein großes Werk iſt: Rerum Germanorum tomi tres, fol. 1668. — Ein anderer Meibom (Marx), Verwandter des Obengenannten, ein guter Philolog, 1630 in Tönningen geboren, beſchäftigte ſich vorzüglich mit der Muſik der Alten, und gab 1652 zu Amſterdam eine lateiniſche Ueberſetzung der alten Schriftſteller über die Muſik (Antiquae Musicae scriptores septem gr. et lat.) mit Noten und einer allgem. Vorrede heraus, welche er der Königin Chriſtine von Schweden zueignete. Dieſe

berief ihn an ihren Hof. Sie fand so viel Vergnügen an seinen Beschreibungen der alten Musik, daß sie, um einen anschaulichen Begriff davon zu erhalten, Instrumente nach Beschreibung der griechischen machen ließ, und Meibom bewog, in dem damit veranstalteten Concert eine griechische Arie zu singen, wozu der Prof. Naudäus einen griechischen Tanz tanzen sollte. Die ganze Versammlung brach darüber in ein helles Gelächter aus. Wüthend sprang Meibom auf und gab Bourdelot, Leibarzt und Liebling der Königin, den er für den Anstifter hielt, eine Ohrfeige. Gleich darauf verließ er Stockholm und ging nach Copenhagen, wo er gut aufgenommen und zum königl. Rath und Professor am Gymnasium zu Soroe ernannt wurde. Hernach kam er als Präsident des Zollamts nach Helsingör. Seine Lebhaftigkeit verwickelte ihn aber in so viele Zwistigkeiten, daß er die Stelle niederlegte, und sich nach Amsterdam als Professor der Geschichte bei der dortigen Schule begab. Hier verunreinigte er sich mit einem Bürgermeister, ward entlassen, reiste nach Frankreich und England, bot seine Beschreibung der alten Triremen aus, kehrte endlich nach Amsterdam zurück, und starb daselbst 1711. Man hat noch mehrere Werke von ihm, worunter eine Verbesserung des hebräischen Textes der Bibel, der, nach seiner Behauptung, voll Fehler sey, auch Editionen des Vitruv, Diogenes Laertius u. a. m.

Meier, von dem veralteten meh, mehr, groß, ist überhaupt eine Person, welche mehr als eine andre ist, und andern Personen oder auch einer Sache vorgesetzt ist. So heißen im Mittelalter die obersten Pfalzgrafen Meier, Hausmeier. In spätern Zeiten nannte man auch so diejenigen vornehmen Hofbeamten, welche den lateinischen Namen Major domus führten. In den Städten war der Meier eine vornehme obrigkeitliche Person, welche die hohe Gerichtsbarkeit oder auch nur die bürgerliche Gerichtsbarkeit mit Ausschluß der peinlichen ausübte. Noch führen geringere Vorgesetzte und Aufseher den Namen Meier, dergleichen die Vorgesetzten der Landwirthschaft sowohl einer ganzen Gegend als eines einzelnen Guts sind, besonders aber der Vorgesetzte eines jeden Landgutes, der gegen einen Jahreslohn die Aufsicht über den Feldbau und die Arbeiter und Knechte führt, auch Hofmeister genannt.

Meierei heißt einmal ein kleines zu einem größern, dem Hauptgute, gehöriges, besonders zur Viehzucht bestimmtes Landgut, das ein Meier verwaltet, dann ein Bauergut, welches ein Meier gegen einen jährlichen Erbzins an den Grundherrn besitzt.

Meil (Johann Wilhelm), einer der vorzüglichsten Zeichner und Kupferstecher und einer der gelehrtesten Künstler seiner Zeit, geb. zu Altenburg 1733, widmete sich anfangs zu Bayreuth und Leipzig den Wissenschaften, bis im J. 1752 zu Berlin der Anblick der dortigen Kunstwerke sein Talent für die bildenden Künste weckte, das er von nun an, ohne einem Meister oder einer Schule zu folgen, selbst auszubilden suchte. Unabläßig übte er sich im Zeichnen und Radiren, und schuf sich so eine eigne Manier in letzterm, welche ihm unter den berühmtern Kupferätzern der neuern Zeit eine ausgezeichnete Stelle erwarb, da er alle seine Ideen mit der vollkommensten Richtigkeit entwarf, und mit bis

dahin noch nicht geſehener Sauberkeit in kleinen lieblichen Geſtalten ausführte. Die ganze Sammlung ſeiner reizenden Vignetten, welche die vorzüglichſten deutſchen Schriften zieren, beträgt über ein halbes Tauſend. Zu den gelungenſten gehören ſeine meiſterhaften Blätter zu Engels Mimik und zu der neueſten Ausgabe von Sebaldus Nothanker, welche beweiſen, wie vortrefflich er phyſiognomiſche Charaktere darzuſtellen wußte. Dabei beſaß er eine genaue Kenntniß von dem Coſtume der alten und mittlern Zeit, und hatte ſich daher, durch Angabe richtiger und geſchmackvoller Zeichnungen, auch um das Theater zu Berlin großes Verdienſt erworben. Er ſtarb zu Berlin im Jahr 1805 als Vicedirector der dortigen Academie der Künſte. Ihn überlebte ſein älterer Bruder Johann Heinrich Meil.

Meile, ein Längenmaaß weiter Entfernungen, z. B. des Weges. Es hat ſeinen Namen von dem lateiniſchen Mille (tauſend), weil die römiſche Meile 1000 geometriſche Schritte, jeden zu 5 römiſchen Schuhen, ausmachte. Die Länge der Meilen iſt in den verſchiedenen Ländern ſehr verſchieden. Geographiſcher Meilen rechnet man 15 auf einen Aequatorgrad; der geographiſchen wird die deutſche Meile gleich geachtet, wiewohl ſie eigentlich etwas größer iſt, und gewöhnlich auf zwei Stunden Weges oder 12000 Schritte (23,661 rheiniſche Fuß) berechnet wird. Außerdem rechnet man auf einen Aequatorgrad 10 norwegiſche, 10⅔ däniſche und ſchwediſche, 13½ ungariſche, 19⅓ niederländiſche (Stunden), 20 gemeine ſpaniſche, 26⅔ caſtilianiſche, 22 polniſche, 25 gemeine franzöſiſche, 60 italieniſche, wie auch geographiſche engliſche, 66⅔ türkiſche (Berri), 69½ engliſche, 104⅔ ruſſiſche (Werſte) und 280 chineſiſche (Li) Meilen. Die Seemeilen ſind etwas verſchieden, indem 17½ ſpaniſche und 20 franzöſiſche, engliſche und niederländiſche (Leagues) ſo viel als 15 deutſche Meilen betragen.

Meilenmeſſer, ſ. Wegmeſſer.

Meiler ſind regelmäßig zu dem Zwecke auf einander gelegte und nachher mit Erde bedeckte Holzſcheite, daß ſie ſich bei einem Glühfeuer ohne Flamme verkohlen ſollen. Sind die Scheite ſenkrecht an einander gelegt, ſo daß das Ganze einem ſtumpfen Kegel gleicht, ſo heißen ſie ſtehende, liegen ſie horizontal, liegende Meiler. In Deutſchland zieht man die erſtern, in Schweden die letztern vor. Auch die Feldöfen, worin man in einigen Gegenden Ziegel im Freien ohne gemauerte Oefen brennt, heißen Meiler.

Meineid, ein falſcher Eid, den man wiſſentlich und vorſätzlich ſchwört. Da ein jeder Eid eine Berufung auf Gott als allwiſſenden Zeugen iſt, ſo wird der Meineid als eine vorſätzliche Entheiligung des göttlichen Namens mit harten Strafen belegt.

Meiners (Chriſtoph), ein bekannter deutſcher Literator, war 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln geboren, und bildete ſich ſeit 1767 auf der Univerſität Göttingen, zu deren würdigſten Lehrern er nachher gehörte. Er hat ſich durch viele Schriften bekannt gemacht; aber keine derſelben konnte die oft nur aus ſchonender Achtung ſchweigende Kritik verſöhnen. Indeß beurtheilte man ihn oft auch einſeitig und ungerecht, und wie man vielleicht früher manches ſeiner Producte, z. B. die Briefe über die Schweiz, zu ſehr erhoben hatte, ſo verkannte man ſpäter auch das wahrhaft Verdienſtliche ſeiner Compilationen. Unbeſtrittenere Verdienſte hatte Meiners als akademiſcher Lehrer. Raſtlos arbeitete er für die Ordnung und den Flor der Georgia Auguſta, und ſeine Liebe für dieſe Univerſität erzeugte

in ihm die Idee zur Geschichte derselben, deren Nichtvollendung immer zu bedauern seyn wird. Seine Lieblingsbeschäftigung war das Studium der Geschichte der menschlichen Cultur und insbesondere der Religionen, wozu er schon in seinen frühesten Schriften, besonders in seiner Historia doctrinae de Deo vero den Grund gelegt hatte. Schade, daß gerade sein letztes Werk über diesen Gegenstand: Allgemeine kritische Geschichte der Religionen (Hanover 1806. 2 Bde. 8.), so ganz der Kritik und lichtvollen Anordnung entbehrt. Einige frühere Abhandlungen dagegen tragen das unverkennbare Gepräge eines ruhigen und besonnenen Denkers, und sind der Aufbehaltung werth. Aus seinen Schriften über das Mittelalter und besonders aus den fleißig gearbeiteten Biographien der großen Restauratoren im 15. und 16. Jahrhundert wird ein neuer Bayle einst trefflichen Stoff zur Bestätigung und Widerlegung hernehmen können. Er machte mehrere Erholungsreisen durch Deutschland und die Schweiz; im J. 1776 ward er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, und 1788 großbritannischer und churbraunschweigischer Hofrath. Meiners unläugbares Verdienst wurde auch im Auslande anerkannt. Eine französische Uebersetzung seiner Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, (Lemgo 1781, 2 Bde. 8.) verschaffte ihm die Mitgliedschaft des Nationalinstituts; auf seine Entscheidung beriefen sich italienische Akademien; Deutschland aber wird ihn stets unter seine fleißigsten Literatoren zählen. Die Kunst zu excerpiren und seine Excerpte in Bücher umzustempeln, besaß er in hohem Grade. Sein letztes, sehr interessantes Werk war: Untersuchung über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern (Tüb. 1813. 2 Thle. 8.). Er starb, mehr lebenssatt als erschöpft, am 8. Mai 1810 in seinem 64. Lebensjahre. Vergl. Heynii memoria ejus commendata. (Goett. 1810. 4.)

Meinhard (Johann Nicolaus), eigentlich Gemeinhard, welchen Namen er aber in Italien in Meinhard veränderte, war 1727 zu Erlangen geboren. Der Theologie gewidmet, ging er zwar 1746 nach Helmstädt und studirte sie zwei Jahre unter Mosheim und von der Hardt, entsagte ihr aber aus natürlicher Abneigung gegen alle Stände, in welchen man sich zu sehr dem Zwange in den Meinungen unterwerfen muß, und aus Begierde, die Welt zu sehn und kennen zu lernen. Mosheim verschaffte ihm 1748 eine Hauslehrerstelle in Liefland, wo er beinahe drei Jahre lang nicht nur seinen Zöglingen sehr nützlich war, sondern auch die alten und neuen Classiker mit dem größten Eifer studirte. Aus Liebe zur Veränderung beschloß er 1751, Liefland zu verlassen und über Copenhagen nach Holland zu reisen. Ungünstige Winde hielten ihn aber in Copenhagen zurück, und endlich schiffte er von da nach Deutschland zurück. Seine Sprachstudien fortzusetzen, ging er 1752 nach Göttingen und 1755 abermals nach Liefland, dessen Clima seiner Gesundheit am besten zusagte. Er wurde Hauslehrer bei dem Baron von Budberg und reiste im folgenden Jahre mit seinem Zöglinge nach Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien. Um nach seiner Rückkehr 1759 seiner Familie nicht zur Last zu fallen, promovirte er zu Helmstädt, und wollte Vorlesungen über die schönen Wissenschaften halten. Aber sein unsteter Geist trieb ihn bald von dort weg nach Braunschweig, um Zachariä kennen zu lernen. Dieser war gerade in Hamburg; Meinhard eilte ihm dahin nach. Sie wurden bald Freunde. Mein-

hard kehrte mit ihm nach Braunschweig zurück und ließ hier seine Versuche über die italienischen Dichter drucken, die noch jetzt als ein Hauptwerk über diesen Gegenstand in unsrer Sprache zu betrachten sind. Täglich im Umgang mit Zachariä, Ebert, Gärtner, Schmidt und Andern, vergaß er eine Zeit lang seine Hypochondrie; aber nach einem Jahre kehrte das Uebel verstärkt zurück. Dies bewog ihn, trotz den glänzendsten Anerbietungen, Braunschweig zu verlassen und nach Leipzig zu gehn, wo er Gellerts und Weißens Umgang genoß. Auf den Rath seiner Freunde begleitete er einen Grafen Moltke als Hofmeister auf seinen Reisen. Er besuchte 1763 Frankreich, Italien und England. Auf dem Rückwege kam er 1765 nach Berlin, wo er mit Ramler, Lessing, Nicolai, Mendelssohn u. A. bekannt wurde, und kehrte, nachdem er seinen Grafen dem Vater zu Copenhagen glücklich übergeben und alle weitern Anträge abgelehnt hatte, nach Braunschweig zu seinen Freunden zurück. Hier blieb er kurze Zeit und ging sodann (noch im Herbste 1765) nach Erfurt, als dem, wie er glaubte, für seine Gesundheit zuträglichsten Ort. Er lebte beinahe zwei Jahre fast ohne alle Bekanntschaft in einem Gasthause. Ganze Wochen brachte er in der Einsamkeit zu im Genusse seiner auserlesenen Büchersammlung. In der Mitte des Aprils 1767 ging er wieder nach Berlin, wo er am 15. Junius starb. Meinhard besaß bei einer großen Bescheidenheit, die gegen Fremde bis zur Blödigkeit ging, eine ungemeine Belesenheit, besonders im Fache der schönen Wissenschaften. Er verstand griechisch, lateinisch, französisch, italienisch, englisch, spanisch, portugiesisch, dänisch, holländisch und seine eigne Muttersprache in weitem Umfange. Außer seinen obengenannten Versuchen, (deren dritten Band Jagemann lieferte), hat er Home's Grundsätze der Kritik, den Heliodor und einiges andre übersetzt.

Meiningen (Sachsen-) oder Meinungen. Das Herzogthum Meiningen, welches einem besondern Zweige des sächsischen Hauses Ernestinischer Linie gehört, ist ein Theil der ehemaligen Grafschaft Henneberg, welche 1583 nach dem Erlöschen des Mannsstammes der gefürsteten Grafen von Henneberg größtentheils an das Haus Sachsen kam, mit welchem im J. 1554 jene Grafen von Henneberg eine Erbverbrüderung errichtet hatten. Die Herzoge von Meiningen besitzen zwar außer ihrem Erbtheil an Henneberg auch einen Theil des Fürstenthums oder der Pflege Coburg; allein auch Coburg, welches ehedem die neue Herrschaft Henneberg genannt wurde, gehörte dem alten Geschlechte der Grafen von Henneberg, und kam erst 1347 durch die Vermählung des Markgrafen zu Meißen, Friedrichs des Strengen, mit der Gräfin Catharina von Henneberg an das Haus Sachsen. Die gegenwärtigen Besitzungen der Herzoge von Meiningen kamen zuerst an die alt-coburgische Linie, nachher an Altenburg, und als die altenburgische Linie ausstarb, an Ernst den Frommen von Gotha, dessen dritter Sohn Bernhard der Stifter der meiningischen Linie wurde. Bernhard besaß anfänglich nur Meiningen, Maßfeld, Wasungen, Sand, Frauenbreitungen und Salzungen. Als aber sein Bruder Albrecht, der in der Theilung Coburg erhalten hatte, 1699 ohne Nachkommen starb, erbte Bernhard einen Theil der Verlassenschaft. Unter seinen Söhnen wurden die Besitzungen noch vergrößert, als 1710 die römhildische Linie mit ihrem Stifter, Heinrich dem vierten Sohne Ernst des Frommen, ausstarb, und dessen Landesantheil unter Meiningen, Gotha, Saalfeld und Hildburghausen vertheilt wurde.

Bernhard hinterließ drei Söhne, von denen der jüngste, Anton Ulrich, sein Geschlecht fortpflanzte. Zwei Söhne, Carl und Georg, succedirten ihm unter mütterlicher Vormundschaft. Der Herzog Carl starb 1782, und Herzog Georg, der bisher gemeinschaftlich mit ihm regiert hatte, wurde nun alleiniger Regent. Er führte zuerst, den 9. December 1800, das Recht der Erstgeburt ein. Bei seinem 1803 erfolgten Tode succedirte ihm sein dreijähriger Sohn, Bernhard Erich Freund, über welchen die Herzogin Mutter, Louise Eleonore, die Vormundschaft führt. Sie trat mit den andern sächsischen Herzogen (1806) dem Rheinbunde bey, und entsagte ihm 1813 wieder. Das Bundescontingent betrug 300 Mann. Die gesammten meiningischen Länder, in 11 Aemter getheilt, wovon 8 auf das Unterland und 3 auf das Oberland kommen, enthalten 18¼ (nach Andern 20) Quadratmeilen mit 54,375 sehr betriebsamen, evangelisch-lutherischen Bewohnern. Die Einkünfte werden auf 350,000 Gulden geschätzt. Die Haupt- und Residenzstadt ist Meiningen, in einem Theile der Werra, mit ungefähr 4000 Einwohnern. In dem herzoglichen Residenzschlosse sind verschiedene wissenschaftliche und Kunstsammlungen, und das Gesammtarchiv der gefürsteten Grafschaft Henneberg. In der Stadt giebt es mehrere Bildungsanstalten, und eine bedeutende Anzahl Barchentweber. Das Städtchen Sonneberg treibt mit Holzwaaren, Spiegeln und Rechentafeln einen Handel, der allein dem Lande jährlich gegen 126,000 Gulden einträgt. Die herzoglich-sachsen-meiningischen Länder haben mit den Fürsten der Ernestinischen Linie gemeinschaftlich die zwölfte Stelle in der Bundesversammlung, im Plenum aber führt der Herzog eine Stimme. Das Land hat Stände, deren Verfassung auf alten Verträgen beruht. Das Haus Meiningen setzt seiner mütterlichen Abstammung wegen dem gemeinschaftlichen sächsischen Titel noch hinzu: Graf von Sayn und Wittgenstein. Das Wappen ist das herzoglich sächsische.

Meißen, eine alte, vom K. Heinrich I. 922 angelegte Stadt im Königreiche Sachsen, mit ungefähr 4000 Einwohnern. Es ist hier eine sogenannte Fürstenschule (s. Landschulen), eine Domkirche, ein Meisterstück alter Baukunst und ein altes Residenzschloß, die Albrechtsburg, auf welchem man seit 1710 das berühmte sächsische Porcellan fabricirt, wozu das Hauptmaterial aus Schneeberg gebracht wird. Von dieser Stadt hat ein Kreis des Königreichs Sachsen den Namen des Meißner Kreises erhalten.

Meißner (August Gottlieb), wurde 1753 zu Bautzen in der Oberlausitz geboren. Seinen Vater, Regimentsquartiermeister, dann Senator, verlor er früh, und kam mit seiner Mutter nach Löbau. Er studirte von 1773 bis 76 auf den Universitäten zu Leipzig und Wittenberg die Rechte und schönen Wissenschaften. Hier lernte er Engel kennen, bekam eine entschiedene Vorliebe fürs Theater, und schrieb für die Seilersche Schauspielergesellschaft mehrere Operetten nach dem Französischen. Er wurde um diese Zeit Kanzellist beim geheimen Concilium, später geheimer Archivs-Registrator zu Dresden, und gewann sich die ausgezeichnete Gunst des Ministers von Wurmb. Auf einer Reise, die er durch einen Theil der österreichischen und deutschen Staaten machte, hatte er sich viele Freunde erworben. Dies verschaffte ihm einen Ruf nach Prag, wo er seit 1785 als Professor der Aesthetik und classischen Literatur lebte. Im J. 1805 wurde er fürstlich nassau-oranischer Consistorialrath und Director der hohen Lehranstalten zu Fulda, wo er 1807 starb. Die Werke dieses fruchtbaren

Schriftstellers gehörten eine Zeit lang zu den gelesensten in Deutschland. Blühende Einbildungskraft, Einsicht, schöne Sprache, Anmuth und Witz, und eine glänzende Manier mit einem feinen Anstrich von Galanterie empfahlen seine Schriften, ob man ihnen gleich auf der andern Seite auch manche Fehler mit Grund vorwarf, als gezierten Ausdruck, geschraubte Wendungen, spielenden Witz und leere Declamation, ja sogar Verstöße wider die Grammatik. Wir begnügen uns, nur die bekanntesten seiner Schriften zu nennen: 1. Skizzen, 14 Sammlungen (Leipz. 1778 1796). Sie enthalten allerlei prosaische Aufsätze von verschiednem Inhalt, Anekdoten und Erzählungen, Fabeln u. s. w.; 2. Alcibiades, 4 Theile (Lpz. 1781—88); 3. Masaniello (1784); 4. Bianca Capello, 2 Theile (1785); 5. Spartacus (1792); 6. Epaminondas Biographie (Prag 1798); 7. Leben des Julius Cäsar (1799). Alle diese Werke bis auf das letzte gehören zu der verderblichen Zwittergattung des historischen Romans, der ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurde. Indem er ihr die Liebe der Deutschen zu gewinnen wußte, sanctionirte er einen Irrthum, der sowohl dem historischen als ästhetischen Studium nicht anders als nachtheilig seyn konnte. 8. Erzählungen und Dialogen, 3 Hefte (1781 — 1789); 9. der unsichtbare Kundschafter; 10. das Lob der Musik, eine Cantate, welche von Schuster componirt worden ist. 11. Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns, 2 Thle. Prag 1803. 8.; 12. seine Antrittsrede über den Unterschied von Schrift und Vortrag. Unter seinen Arbeiten für die Bühne ist sein Johann von Schwaben (Lpz. 1780) die vorzüglichste. Außerdem hat er vieles aus dem Französischen, Englischen und Italienischen übersetzt, und an verschiednen literarischen Arbeiten Andrer Theil genommen. Er war z. B. mit dem Bibliothekar Kanzler 1783 — 1785 Herausgeber einer interessanten Quartalschrift für die ältere Literatur und neuere Lectüre, und gab 1793 ꝛc. die Monatsschrift Apollo heraus. Er hatte als Mensch viele edle Eigenschaften, Wärme für Menschenwohl und Bürgerglück, Wahrheitsliebe; er war ein standhafter Freund, ein zärtlicher Gatte, ein dankbarer Sohn.

Meister (Leonhard), war 1741 zu Refienbach geboren, und kam nach dem Tode seines Vaters, welcher dort Pfarrer war, nach Zürich. Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer wurden seine Lehrer. Nebst der classischen Literatur zogen Geschichte und schöne Wissenschaften ihn vorzüglich an. Er arbeitete mit ungemeiner Leichtigkeit; aber eben diese Leichtigkeit, verbunden mit dem Beifall, den seine literarischen Producte eine Reihe von Jahren hindurch bei dem größern Publicum fanden, wurde Ursache, die Gründlichkeit zu vernachlässigen. Doch sind auch in der flüchtigsten seiner Arbeiten eignes Urtheil, freies Denken und ein reicher Schatz von Kenntnissen sichtbar. Die Schrift über die Mode eröffnet, und die Meisteriana beschließen den Kreis. Die im J. 1773 angetretne Professur der Geschichte an der Züricher Kunstschule vertauschte er 1791 mit der Pfarrei St. Jacob bei Zürich. Im J. 1799 verschlugen ihn die politischen Stürme von der Kanzel in die Archive des helvetischen Vollziehungsdirectoriums. Bald aber sehnte er sich nach den stillern Musen zurück, und schon im folgenden Jahre war er wieder Pfarrer zu Lagnau am Fuße des Albis; einige Jahre später legte er die Stelle nieder, um ausschließlich den Wissenschaften und dem Privatunterrichte von Jünglingen, die man ihm anvertrauen würde, zu leben; neues Bedürfniß führte

ihn nochmals zum Pastoralberufe zurück. Er ward Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich, wo er 1811 starb.

Meistersänger. Der deutsche Adel, der im 13. Jahrhundert in sorgsamer Ausbildung und eifriger Förderung deutscher Dichtkunst gewetteifert hatte, hörte mit Anfang des vierzehnten fast ganz auf, an dieser friedlichen edeln Beschäftigung Geschmack zu finden, und ergab sich von neuem dem kriegerischen Leben in den mannichfachen Fehden, die damals allenthalben in den deutschen Landen entbrannten. Nur hinter den Mauern der Städte war damals Friede zu finden, nur da konnten friedliche Künste und Gewerbe blühen, die bis auf die neuesten Zeiten ihr Eigenthum geblieben sind. In jenen Zeiten allgemeiner Regellosigkeit und Ungebundenheit hatten die Freunde der Ordnung sich eine desto festere und strengere Regel erwählt. So hatten sich überall die Leute Eines Gewerbes in einer Zunft vereinigt, gewisse unverbrüchliche und mit ängstlicher Pünktlichkeit ausgedachte Gesetze gegeben, damit ja nie selbst der Schein der überall herrschenden und von ihnen so gehaßten Anarchie unter ihnen aufkommen könnte. Diesem Zwang mußten sie nicht nur eigentliche Handwerker, sondern auch die freien, schönen Künste fügen, so wie ihre Anfänge in den friedlichen, sie zu erzeugen und zu fördern allein geschickten Städten sich zeigten oder ihre Reste aus dem unruhvollen platten Lande dahin sich flüchteten. So erging es auch der Dichtkunst. Die ehrsamen stillen Bürger und Handwerker, besonders der Reichsstädte, fanden Vergnügen daran, in langen Winterabenden die Lieder und poetischen Erzählungen der Minnesänger zu lesen; bald fielen diejenigen unter ihnen, die in sich einiges Talent fühlten, darauf, sie nachzuahmen und neben dem Schuhmachen, Leinwandweben und Zinngießen auch fleißig zu dichten. Kaum hatten mehrere dieser Versmacher einander gefunden und sich mitgetheilt, so konnte es nicht fehlen, daß sie in eine ordentliche Zunft, gleich andern Handwerkern, zusammentraten. Die alten Minnesänger waren, ihrer Meinung nach, ihre wahren Vorgänger und Zunftgenossen. Sie nannten in spätern Zeiten gewöhnlich Wolfram von Eschenbach, Heinrich Frauenlob und Klingsohr als Urheber ihrer Zunft. Doch dienten ihnen jene Dichter aus der goldnen Zeit weniger im Inhalt als in der Form zu Vorbildern, wie sie denn überhaupt diese für das eigentliche Wesen der Poesie hielten, und von dem Unterschied zwischen einem poetischen oder prosaischen Gedanken und Ausdruck kaum eine Ahnung hatten. Der negative Vorzug der Reinheit von äußern Fehlern war ihnen das Höchste der Dichtkunst. Ihrem stillen frommen Bürgersinn sagten weder die Minnelieder, noch die großen romantischen Gedichte des vorhergehenden Jahrhunderts zu; es beschränkten sich ihre Versuche im Lyrischen auf geistliche Lieder, und im Epischen auf Reimerzählungen biblischer Geschichten, woneben sie mit deutschem Ernste das eigentliche Lehrgedicht besonders liebten und übten. In der Form aber, in den Versmaaßen und der Prosodie suchten sie sich streng an die Weise der alten Dichter zu halten. Die aus ihren Gedichten abstrahirten Regeln, die zu heiligen unverbrüchlichen Innungsartikeln erhoben wurden, jedoch später durch erfinderische Zunftglieder manche Bereicherung erhielten, nannte man die Tabulatur. Nach dieser bestand jedes Lied (Bar) aus mehreren Abtheilungen von beliebiger Anzahl (Gesätze), jedes Gesätz aber aus zwei Stollen (Strophe und Antistrophe), die nach derselben Melodie zu singen waren; nach jedem Gesätze folgte ein Abgesang (Mesode) von anderm Versmaaß und

Melodien, und den Beschluß machte jedesmal wieder ein einzelner Stoll, nach der Melodie des letzten Gesätzes (Epode). Es wurde in diesen Liedern auf gehörige Abwechselung der weiblichen (klingenden) und männlichen (stumpfen) Reime gesehen, doch war auch der Gebrauch einzelner reimlosen Zeilen (Waisen), zumal am Ende, verstattet, und eine Schönheit. Ein einsilbiges, auf einen ganzen Vers reimendes Wort hieß eine Pause, ein zweisylbiges dergleichen ein Schlagreim u. s. w. Zu strenger Bewahrung der Reinigkeit in Sprache und Prosodie hatte die Zunft ein langes Verzeichniß von hart verpönten Hauptfehlern, deren gewöhnlich zweiunddreißig genannt werden, und die alle ihre Namen haben. Jedes Lied der Meistersänger war übrigens auf Singen berechnet, wer ein neues Versmaaß erfand, erdachte auch dazu gleich eine neue Melodie, und beides wird unter dem Namen der Weise oder des Tons begriffen. Solcher Weisen gab es eine ungeheure Menge, bis zu Strophen von dreißig und mehr Versen. Sie waren durch die sonderbarsten Namen bezeichnet, als die Beerweis, die Brundelweis der Blutton, die spitzige Pfeilweis, die Blasii Luftweis, die verschloßne Helmweis, die gelbe Lilienweis, die englische Zinnweis, die Schrotweis, die blutglänzende Drahtweis und dergleichen scheinbar sinnlose, wohl zufälligen Veranlassungen zuzuschreibende Benennungen mehr. Die Zunft hatte gewisse Vorsteher, welche Merker genannt wurden, weil sie auf die Fehler in Dichtung und Gesang zu merken und sie mit Geld zu bestrafen hatten. Die Meistersänger hielten, wie andre Zünfte, ihre Zusammenkünfte auf ihrer Herberge oder Zeche; pflegten aber auch öffentliche Singübungen (Singschulen) in Kirchen, gewöhnlich an Sonn- und Feiertagen Nachmittags, zu halten. Zu Nürnberg luden sie zu einer solchen Uebung durch öffentlich ausgehängte, mit schönen Sinnbildern verzierte Tafeln ein. Die Singschule wurde dort in der Catharinenkirche gehalten. Der Anfang wurde jedesmal mit dem Freisingen gemacht, wo jeder, der auch nicht Meistersänger war, auftreten durfte, auch in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen, aber weder Lob noch Tadel, weder Preise noch Strafen ausgetheilt wurden. Sodann begann das Hauptsingen, welches die Meistersänger allein blos von Gegenständen aus der heiligen Schrift hielten, und der Beurtheilung der Merker unterwerfen mußten. Diese saßen auf einem Gerüste am Altar an einem Tisch, der durch einen Vorhang verdeckt war. Dieser Platz hieß das Gemerke. Der erste der vier Merker gab Acht, ob das Gesungne der aufgeschlagen vor ihm liegenden Bibel gemäß sey, der zweite auf die Prosodie, der dritte auf die Reime, der vierte auf die Melodie. Alle zeichneten die bemerkten Fehler fleißig auf, und dem, der am fehlerfreisten (glattesten) gesungen, ertheilten sie den Preis. Er erhielt zur Zierde das Gehänge, eine Schnur oder Kette, woran Münzen hingen, auf deren einer (einem Geschenk Hans Sachsens) der König David abgebildet war. Daher hieß der Sieger seit Hans Sachs der König David-Gewinner. Er hatte das Recht, das nächstemal mit im Gemerk zu sitzen, und auf Befragen seine Stimme zu geben. Der es nach ihm am besten gemacht, wurde mit einem Kranz von künstlichen Blumen geziert. Er stand in der nächsten Versammlung an der Kirchthür und nahm von den Zuhörern Geld ein. Wer einmal das Kleinod gewonnen, hatte das Recht, Lehrlinge der Meistersingekunst zu ziehen. Dafür ward aber

nie Lehrgeld genommen, sondern blos die Fortpflanzung der Kunst ward dabei beabsichtigt, und die Ehre, viele Schüler zu haben, sehr gesucht. Nach ausgestandner, unbestimmter Lehrzeit wurde der Lehrling auf der Zeche in die Zunft aufgenommen, und sodann, wenn er einige Zeit in den Schulen mit Beifall gesungen, auf Verlangen gefreit, d. i. zum Meister gemacht. — Die Zünfte der Meistersänger, oder, wie sie sich aus Bescheidenheit lieber nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs, haben in mehrern deutschen Reichsstädten bis weit ins siebzehnte, in Nürnberg bis ins achtzehnte Jahrhundert bestanden. Dort erhielt sie wohl der Stolz auf den Ruhm Hans Sachsens, des einzigen dichterischen Geistes unter diesen Zünftlern. Sein Bild war auf eins der oben erwähnten Aushängeschilder gemahlt, zum ewigen Preis der Zunft, zum ewigen Vorbild aller Zunftgenossen. (S. Deutsche Poesie.) HL.

Meklenburg, ein Herzogthum, jetzt Großherzogthum, im niedersächsischen Kreise, das ostwärts an Pommern, südwärts an die Mark Brandenburg, westwärts an Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, und nordwärts an die Ostsee gränzt. Das Land enthält auf 260 Quadratmeilen gegen 425,600 Einwohner, hat keine Berge, aber viele Seen und Wälder, in einigen Gegenden auch Sandstriche; im ganzen ist es aber fruchtbar, und besonders für den Getraidebau und die Viehzucht sehr ergiebig. Die Geschichte von Meklenburg wird erst mit Carl dem Großen etwas bekannter. Wir wissen nur, daß in den Zeiten vor der Völkerwanderung Heruler und Vandalen die Küsten der Ostsee im heutigen Meklenburg bewohnten, denen, als sie dem allgemeinen Zuge der Völker nach Süden folgten, slavische (wendische) Stämme von Osten her folgten. Zwei der mächtigsten von diesen Stämmen, die Obotriten und Wilzen, standen in verjährter Feindschaft. Erstere, welche zur Zeit Carls des Großen aus den eigentlichen Obotriten (im westlichen Meklenburg), den Polaben (in Ratzeburg und Lauenburg) und den Wagriern (in Holstein) bestanden, überwanden um diese Zeit die Wilzen (im östlichen Meklenburg zwischen der Warnow und Peene) (782) und brachten einen Theil des Landes unter ihre Herrschaft. Seitdem hatte der obotritische König eine Art von Obergewalt über die wilzischen Fürsten der Redarier, Kessiner, Circipaner und Tollenser. Die Bekehrung und Unterwerfung der Slaven verursachte langwierige und verheerende Kriege. Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern, eroberte endlich das Land, und verwüstete es dergestalt, daß die wenigen noch übrigen Einwohner keine neuen Versuche, die Religion ihrer Väter und die angestammte Freiheit zu behaupten, hätten wagen können. Nachher versöhnte sich Heinrich mit dem wendischen Fürsten Pribislaus, nachdem dieser ein Christ geworden, vermählte seine Tochter Mathilde mit Heinrich Burevin, dem Sohne Pribislaus, und räumte dem Vater 1167 seine Erbländer (mit Ausschluß der Grafschaft Schwerin und Danneberg und der Bisthümer Schwerin und Ratzeburg) unter dem Namen eines Fürstenthums wieder ein. Im J. 1170 wurde Pribislaus zum deutschen Reichsfürsten erklärt. Dieser Pribislaus ist der Stammvater der nachfolgenden meklenburgischen Fürsten, die unter allen europäischen Regenten die ältesten und unter allen deutschen die einzigen von unstreitig slavischer Abkunft sind. Den Namen Meklenburg nahmen sie von dem alten obotritischen Hauptorte Meklinborg an, der früh zerstört

wurde und jetzt ein Dorf zwischen Wismar und Brüel ist. Unter den Nachfolgern Heinrich Burewins wurde das Land getheilt, 1226, woraus vielfältige Familienzwiste entsprangen. So entstanden nach dem Tode Heinrich Burewins II. durch die Theilung seiner Söhne die vier Linien von Meklenburg, Güstrow (oder Wenden), Rostock und Parchim, wovon die beiden letztern bald wieder erloschen. Johann, Theologus genannt (gestorben 1264), welcher Meklenburg erhielt, ist merkwürdig, weil er von der pariser Universität zum Doctor der Theologie creirt wurde. Sein Enkel, Heinrich der Löwe (regierte von 1302 bis 29) brachte durch seine Gemahlin, Markgrafen Albrechts zu Brandenburg Tochter, die Herrschaft Stargard als ein Heirathsgut an sein Haus. Heinrichs Söhne, Albrecht und Johann, stifteten die Linien zu Stargard und zu Schwerin, und wurden 1340 vom Kaiser Carl IV. zu Herzogen erhoben. Im J. 1436 erlosch die wendische Linie und 1471 starb Ulrich II., der letzte Herzog zu Stargard. Heinrich der Fette, ein Urenkel Albrechts, wurde nun Herr von ganz Meklenburg. Churbrandenburg aber bestritt die Succession, und zu Wittstock wurde ein Vergleich geschlossen, nach welchem Heinrich die ganze Erbschaft behielt, Brandenburg dagegen nach dem Erlöschen der meklenburgischen Herzoge das ganze Land erben sollte. Heinrichs des Fetten Enkel, Adolph Friedrich I. und Johann Albert II., stifteten die Linien Schwerin und Güstrow. Beide Herzoge wurden 1627 vom Kaiser Ferdinand II. wegen ihres Bündnisses mit Dänemark entsetzt und Wallenstein zum Herzog von Meklenburg ernannt; allein schon 1632 setzte Gustav Adolph die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. In der schwerinischen Linie stifteten nach dem Tode Adolph Friedrichs I. seine nachgebornen Söhne die Nebenlinien Grabow und Strelitz; der erstgeborne Sohn, Christian Ludwig, succedirte in Schwerin. Im westphälischen Frieden wurden von der schwerinischen Linie der Krone Schweden die Stadt Wismar und die Aemter Pöhl und Neukloster abgetreten; als Entschädigung erhielten die Herzoge die säcularisirten Bisthümer Schwerin und Ratzeburg und die Johanniter Commenthureien Mirow und Nemerow. Im Jahre 1692 starb Herzog Christian Ludwig ohne Kinder, worauf über die Nachfolge unter den Nebenlinien Grabow und Strelitz zwischen Friedrich Wilhem und Apolph Friedrich II. ein Streit entstand, der dadurch noch vermehrt wurde, daß 1695 auch die güstrowsche Linie ausstarb. In dem Vergleich zu Hamburg wurde endlich 1701 beschlossen, daß die ältere Linie von Grabow, Schwerin und Güstrow, Herzog Adolph Friedrich zu Strelitz aber das Fürstenthum Ratzeburg, die Herrschaft Stargard, nebst Mirow und Nemerow, ingleichen eine jährliche Pension von 9000 Speciesthalern erhalten sollten. Auch wurde das Recht der Erstgeburt und die Linealsuccession eingeführt. Auf Friedrich Wilhelm (den Stifter der neuen schweriner Linie) folgte 1713 sein Bruder, Carl Leopold, der wegen Beeinträchtigung der Stände durch eine kaiserliche Commission 1728 der Regierung entsetzt wurde. Statt seiner wurde sein Bruder Christian Ludwig Administrator des Landes. Der Versuch Carl Leopolds, sich der Regierung gewaltsam wieder zu bemächtigen, schlug fehl. Nach seinem 1747 erfolgten Tode wurde Christian Ludwig II. regierender Herzog. Ihm folgte 1756 sein Sohn Friedrich, und diesem 1785

sein Brudersſohn, der jetzige Großherzog Friedrich Franz (geb. 1756, vermählt mit Louiſe, Prinzeſſin von Sachſen-Gotha), der 1803 durch den Vertrag mit Schweden die im weſtphäliſchen Frieden abgetretenen Aemter und die Stadt Wismar für 1,200,000 Thaler erkaufte und wieder mit Schwerin vereinigte. Im Reichsdeputationsſchluſſe von 1803 wurden ſieben Lübeckiſche, im Meklenburgiſchen eingeſchloßne Dörfer dem Herzoge als Entſchädigung für zwei evangeliſche Canonicate im Dom zu Straßburg, auf welche er im osnabrücker Frieden eine Anwartſchaft erhalten hatte, zuerkannt. In der ſtrelitziſchen Linie folgte dem Herzog Adolph Friedrich II. ſein Sohn Adolph Friedrich III., und dieſem ſeines Bruders Sohn, Adolph Friedrich IV. Dieſem ſuccedirte 1794 ſein Bruder, Herzog Carl Ludwig Friedrich. Er war zweimal vermählt, mit zwei Schweſtern aus dem heſſendarmſtädtiſchen Hauſe; aus der erſten Ehe überlebten ihn vier Kinder, der jetzige Großherzog (ſeit 1816) Georg Friedrich Carl, geb. 1779, die Gemahlin des Herzogs von Hildburghauſen, die Fürſtin von Thurn und Taxis, und die Herzogin von Cumberland. Aus der zweiten Ehe ſtammt der Herzog Carl Friedrich Auguſt. Mecklenburg-Strelitz trat am 18ten Februar 1808 und Meklenburg-Schwerin den 24ſten April 1808 dem Rheinbunde bei; erſteres hatte 400, letzteres 1900 Mann zum Bundescontingent zu ſtellen. Die ſtändiſche Verfaſſung wurde in beiden Ländern beibehalten, aber dem Zeitgeiſte gemäß verändert. Nach den Ereigniſſen der Jahre 1812 und 13 waren die Herzoge von Meklenburg die erſten Fürſten des Rheinbundes, welche ſich von Frankreich losſagten und der guten Sache beitraten (25ſten März 1813). — Der Herzog von Meklenburg-Schwerin beſitzt nach Haſſel 223^{88} Quadratmeilen mit 349,508 Einwohnern und 1,800,000 Fl. Einkünften; die Hauptſtadt iſt Schwerin. Das Militair beträgt im Frieden ungefähr 3800 Mann. Meklenburg-Schwerin hat im Plenum der Bundesverſammlung 2 Stimmen. Der Großherzog von Meklenburg-Strelitz hat im Plenum nur eine Stimme; der Flächeninhalt ſeiner Lande iſt ungefähr 36^{12} Quadratmeilen mit 66,000 bis 76,000 Einwohnern, wozu nach dem 48. Art. der Wiener Congreßacte noch 10,000 Unterthanen im Saardepartement gekommen ſind. Die Einkünfte betragen gegen 450,000 Gulden. Das ſtehende Militär beträgt ungefähr 800 Mann. Die Hauptſtadt iſt Neuſtrelitz. Beide Fürſten erhielten 1814 die großherzogliche Würde und nehmen zuſammen in der Bundesverſammlung die 14te Stelle ein. Sie führen ein gemeinſchaftliches Wappen und den Titel Großherzog zu Meklenburg, Fürſt zu Wenden, Schwerin und Ratzeburg, auch Graf zu Schwerin, der Lande Roſtock und Stargard Herr; auch ſtehen beide Großherzogthümer durch Hausverträge von 1701 und 1755 in genauer Verbindung. Die Landſtände beider bilden einen Körper, und dieſe Verbindung wird die alte Landesunion genannt. Auch wird das Land- und Hofgericht zu Güſtrow von beiden Linien beſetzt. Im übrigen regieren beide Häuſer unabhängig von einander durch ihre Landescollegia. Die herrſchende Kirche iſt die evangeliſch-lutheriſche. Zu Roſtock, welche Stadt große Freiheiten beſitzt, iſt eine gemeinſchaftliche Univerſität. Die Bauern in Meklenburg ſind größtentheils leibeigen oder vielmehr erbunterthänig, wie man Meklenburgiſcher Seits dieſen Zuſtand verſtanden wiſſen will. Die Aufhebung die-

ser Erbunterthänigkeit ist neuerdings zur Sprache gekommen, und das Jahr 1820 wurde als der Termin der Freilassung vorgeschlagen. Indessen scheint nicht die Sache selbst, sondern die Art sie auszuführen, mancherlei Schwierigkeiten zu haben, und mehrern Erörterungen unterworfen zu seyn.

Mela (Pomponius), war nach seiner eignen Angabe zu Tingentera in Spanien geboren, und wird für einen Sohn des Marcus Seneca gehalten. Er lebte unter dem Kaiser Claudius (41 J. nach Chr. Geb.) und scheint unter Nero, vielleicht eines gewaltsamen Todes, gestorben zu seyn. Wir haben von ihm in einem schönen, kurzen und deutlichen Styl eine Erdbeschreibung unter dem Titel: De situ orbis Lib. III. (ed. Gronov. Leiden 1722, 8; ed. Kappius, Hof 1781; und zuletzt von Tzschucke, Leipz. 1807. 2 Voll. 8.)

Melampus, des Amythaon und der Idomene Sohn, Bruder des Bias, ist im Alterthume als Arzt und Wahrsager berühmt. Viel Wunderdinge erzählt die Fabel von seiner Heil- und Wahrsagerkunst. Als ein Paar Schlangen, welche er jung in seinen Schutz genommen und aufgezogen hatte, einst, während er schlief, seine Ohren geleckt hatten, bemerkte er, daß sie dadurch geöffnet worden, so daß er nun die Stimmen der Vögel und Holzwürmer verstand und alles, was diese den Menschen über die Zukunft andeuteten, ihnen entdecken konnte. Dies befreite ihn einst aus dem Gefängniß, in welches ihn Iphicles hatte werfen lassen, und dessen Einsturz er vorhersagte. Iphicles lieferte ihm darauf die vom Neleus für seine Tochter als Brautgabe von Bias verlangte Rinderheerde aus. Melampus heirathete die Tochter des Prötus, Iphianossa, und erhielt mit ihr den dritten Theil des Königreichs. Die Zeit, wann er gelebt, ist unbekannt; allgemein aber wurde er für einen weisen Mann gehalten, der die ganze Mythologie inne gehabt, auch mehrerer Götter Dienst, so wie die eleusinischen Geheimnisse nach Griechenland gebracht habe; weshalb er auch nach seinem Tode göttlich verehrt wurde.

Melancholie, eine Seelenkrankheit (psychische Krankheit), welche in die Classe der Gemüthskrankheiten gehört. Sie besteht darin, daß eine fixe traurige Idee sich des Gemüths eines Menschen so ausschließlich bemächtigt, daß ihm allmählig die ganze übrige Welt entschwindet, und die andern Vermögen der Seele in ihren Verrichtungen gestört werden. Das Gemüth, als das Vermögen der Seele, ihren eignen innern, angenehmen oder unangenehmen Zustand zu fühlen, wird durch besondre Stärke der innern Empfindungen in seiner Ruhe und in seinem regelmäßigen Verhältnisse gegen die andern Seelenkräfte so gestört, daß seine Thätigkeit gegen die andern die Oberhand erhält. Die bis zum Affect gesteigerte innere Empfindung ist entweder angenehm oder unangenehm. Die traurigen Affecten haben eine schwächende, ja gleichsam lähmende Wirkung auf die Seele. Steigen sie bis zu dem Grade, daß die Vernunft sie nicht mehr beherrschen kann, so wird dieser Zustand Trübsinn, Schwermuth. Noch besteht aber hierbei die Freiheit des Bewußtseyns; der Mensch weiß es und kennt seinen Zustand. Geht aber auch die Freiheit des Bewußtseyns verloren, wird der Zustand anhaltend, so ist es Melancholie. (Oft jedoch versteht man darunter auch die Schwermuth und bildet sie als weibliche Figur auf einem Steine, oder unter

einem entblätterten Baume sitzend, mit trauriger Miene in Gedanken verloren, den Kopf gebeugt oder in die Hand gelegt.) Der Melancholische hat die Welt außer sich verloren, er lebt nur in sich, in dem Cirkel einer fixirten Idee dreht er sich herum, wie bezaubert vermag er diesem engen Kreise nicht zu entfliehen; außerhalb dessen ist für ihn alles dunkel und öde; nur Ein Gedanke, der seines ewigen, gränzenlosen Unglücks, lebt in ihm und nagt an seinem Innersten. Da die Melancholie ursprünglich vom Gemüth ausgeht, so können die übrigen Thätigkeiten der Seele dabei von Statten gehn, nur nicht mit Freiheit und Bewußtseyn. In den Handlungen des Kranken kann Ueberlegung und Thatkraft seyn, nur geschieht die Ueberlegung unter falschen Voraussetzungen und auf einen einseitigen Zweck gerichtet; jene als falsch zu erkennen, diesen zu ändern, dafür hat der Kranke seine freie Willkühr verloren. Die Thätigkeit des Kranken ist blos auf Einen Zweck, der seiner fixen Idee entspricht, gerichtet, außer diesem ist sie gemeiniglich gänzlich geschwächt. Seine Verrücktheit bezieht sich oft blos auf einen einzigen Gegenstand. Jeder Zufall ruft die herrschende Idee in ihm auf. Manche beobachten Jahre lang ein hartnäckiges düstres Stillschweigen, das nur durch Thränen, durch einzelne Ausrufungen unterbrochen wird. Der aus Liebe Melancholische findet in seinem Gedächtnisse nichts mehr, als den Namen seiner Geliebten, oder das letzte Abschiedswort, und dgl., die er ohne Unterlaß sich wiederholt. Manche behalten einigen freien Gebrauch der übrigen Seelenkräfte. Manche erschüttert die Ursache ihrer Melancholie dermaßen, daß das sogenannte Verlieren in Gedanken entsteht, die Seele nur auf die nämliche einzige Idee hinstarrt, und sie gleichsam mechanisch unaufhörlich wiederholt. Man unterscheidet mehrere Arten der Melancholie, deren Unterschied meistens in der Entstehung derselben gegründet ist. Eine sehr häufige Ursache ist unglückliche Liebe. Der Liebende z. B., welcher seine Geliebte ohne Hoffnung, sie zu besitzen, liebt, ja noch weit mehr derjenige, dem ein Andrer sie raubte, ist in der unglücklichsten Gemüthsstimmung. Das schrecklichste ist es für den, welcher mit tiefer Empfindung wahre und reine Liebe fühlte, die Einzige, welche seine ganze Seele erfüllte, das Ideal, an welchem sein Herz mit unendlicher Sehnsucht festhing, von sich gerissen, getrennt, und, was nur Liebe um Liebe hingeben sollte, gemeinen Zwecken geopfert zu seyn. Dieses Gefühl ist nicht blos Eifersucht, sondern Vernichtung des Innersten des Menschen, Zertrümmerung seines Heiligsten, und so manches Gemüth mußte schon über dieser Erschütterung zu Grunde gehn! — Eine andre Art der Melancholie ist die religiöse, in welcher die Kranken irrige fixe Ideen von Religion, von Gott, von der Ewigkeit u. s. w. haben. Manche bilden sich z. B. ein, von Gott zu besondern Werkzeugen auserkohren zu seyn, andre verzweifeln an seiner Gnade und ihrer Seligkeit, fürchten seine Strafe und können in dieser Verzweiflung sogar den Selbstmord ergreifen. Man bemerkt auch eine sogenannte unstäte Melancholie, wobei die Kranken die Menschen fliehen, einsame, meistens traurige Orte besuchen, des Nachts unter Gräbern umherschwärmen, ohne sich eines bestimmten Zwecks bewußt zu seyn. — Der Verlauf der Melancholie ist verschieden; manchmal dauert sie ein halbes Jahr, manchmal eine Reihe von Jahren. Zuweilen vergeht sie von selbst, oder wird

durch die Kunſt geheilt, öfter geht ſie entweder in andre Arten von Wahnſinn oder in körperliche Krankheiten, Bruſtwaſſerſucht, Lungenſucht, Hirnwaſſerſucht, Schlagfluß u. a. m. über. Selten ſollen Melancholiſche an der Gicht leiden, oder von epidemiſchen Krankheiten befallen werden. Unter die erregenden Urſachen der Melancholie hat man ſonſt mehrere körperliche Uebel gezählt, beſonders auch den Ueberfluß einer ſchwarzen Galle im Magen und deren Uebergang in das Blut, woher auch in den alten Aerzten ihr der Name Schwarzgallſucht (von den griechiſchen Wörtern melas ſchwarz und chole die Galle) beigelegt wurde. Es können mehrere körperliche Uebel durch Schwächung des Nervenſyſtems, Andrang des Blutes nach dem Herzen, Ueberfluß an dickem Blute überhaupt als entfernte Urſachen dazu wirken. In Hinſicht auf das rechtliche Verhältniß kann dem Melancholiſchen keine Folge ſeiner Handlungen zugerechnet, er alſo auch keinem Strafgeſetz unterworfen werden. Zuweilen aber iſt es außerordentlich ſchwer, den richtigen Geſichtspunkt, aus welchem ſeine Handlungen betrachtet werden müſſen, zu faſſen, indem ein Melancholiſcher oft dem Anſchein nach vernünftig ſpricht, ſelbſt mit Ueberlegung handelt, und doch in Rückſicht ſeiner fixen Idee die Herrſchaft der Vernunft und Freiheit ſeines Bewußtſeyns verloren hat. H.

Melanchthon (Philipp), Luthers berühmter Mitarbeiter an der Reformation, wurde den 16ten Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz am Rheine im Mittelſtande geboren. Von ſeinem Vater George Schwarzerd, der ein Rüſtmeiſter des Pfalzgrafen war und 1507 ſtarb, und von ſeiner Mutter, Barbara, einer nahen Verwandten des großen Humoniſten Reuchlin, ging der Geiſt einer ſtrengen Gewiſſenhaftigkeit und Redlichkeit auf ihn über. Seltne Geiſtesfähigkeiten zeichneten ihn frühzeitig aus und die ſchnellen Fortſchritte in den alten Sprachen, durch die er ſich als ein zwölfjähriger Knabe auf der Schule zu Pforzheim hervorthat, gewannen ihm Reuchlins beſondre Neigung und Aufmerkſamkeit. Auf deſſen Anrathen verwandelte er, nach der Sitte der Gelehrten jener Zeit, ſeinen Namen Schwarzerd in den griechiſchen Melanchthon und ging ſchon 1510 auf die Univerſität zu Heidelberg. Hier eilte er in den philologiſchen und philoſophiſchen Studien bald allen andern voran, ſo daß er ſchon das Jahr darauf Baccalaureus der Philoſophie und Inſtructor einiger jungen Grafen werden konnte. Doch da ihm dieſe Univerſität wegen ſeiner allzuzarten Jugend die Magiſterwürde verſagte, ging er 1512 nach Tübingen, wo er ſich, neben ſeinen bisherigen Studien, beſonders der Theologie ergab und 1514 nach erlangter Magiſterwürde Vorleſungen über griechiſche und lateiniſche Schriftſteller zu halten anfing. Für die Gründlichkeit ſeiner Kenntniſſe hatte ſchon eine griechiſche Grammatik, die er um dieſe Zeit herausgab, das günſtigſte Zeugniß abgelegt. Sein gelehrter geiſtvoller Vortrag als academiſcher Docent machte ihn aber bald zum Gegenſtande der allgemeinen Achtung, und der große Erasmus ſelbſt gab ihm 1518 das Lob einer ungemeinen Beleſenheit, genauen Kenntniß des claſſiſchen Alterthums und beredten geſchmackvollen Schreibart. Tübingen betrauerte daher den Verluſt ſeiner vorzüglichſten Zierde, als Melanchthon, auf Reuchlins Empfehlung nach Wittenberg berufen, auf dieſer Univerſität in ſeinem 22ſten Jahre die Profeſſur der griechiſchen Sprache und Literatur 1518 an tra

Wittenberg wurde durch ihn nicht weniger als durch Luthers Ruhm die Schule der Nation. Sein aufgeklärter Geist entschied sich bald für die Sache der wiedererweckten evangelischen Wahrheit, und sein durch eine echt classische Bildung gereiftes Urtheil, sein Scharfsinn als Philosoph und Exeget, die ungemeine Bestimmtheit und Ordnung in seinen Begriffen, die über alles, was er behandelte, Licht und Anmuth zu verbreiten wußte, die Behutsamkeit, mit der sein durchdringender Verstand vom Zweifel zur Wahrheit fortschritt, und der standhafte Eifer, mit dem er die gefundne Wahrheit festhielt und vertheidigte, dieser zu allen Zeiten seltne Verein großer Eigenschaften und Verdienste hat unstreitig eben so viel zum Fortgang und Gelingen der Reformation gewirkt, als Luthers Thatkraft, Feuer und Unternehmungsgeist im Anregen, Treiben und Verfechten dieses Werkes leisteten. Melanchthons Ueberlegenheit als Gelehrter, sein sanfter freundlicher Charakter, die Mäßigung und Gerechtigkeit, mit der er auch die Gegenpartei behandelte, machten ihn vorzüglich zum Vermittler geschickt; niemand wußte besser als er, Luthers Härten zu mildern und die neue Lehre mit der unbefangensten Wahrheitsliebe und verständlichsten Klarheit auch der Ueberzeugung derer zu empfehlen, die dagegen eingenommen waren. Dieses Verdienst erwarb er sich besonders durch seine 1521 zuerst erschienenen locos theologicos, ein Werk, das zu einer zugleich wissenschaftlichen und faßlichen Darstellung der christlichen Glaubenslehre die Bahn brach und das Vorbild aller protestantischen Bearbeiter der Dogmatik wurde. Unmittelbar griffen in die Kirchenverfassung Sachsens seine 1527 auf Befehl des Churfürsten abgefaßten Visitationsartikel ein, in denen er den Visitatoren der sächsischen Kirchen eine Instruction über die Lehre, die dem Volke vorgetragen, und über die Veränderung der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen, die nun angeordnet werden sollte, an die Hand gab. So sanft er übrigens in dieser Schrift manchen streitigen Punkt berührte, so entschlossen drang er doch 1529 auf die Protestation gegen den Schluß des Reichstags zu Speyer, die seiner Partei den Namen gab, und bewunderungswürdig ist die Sicherheit der religiösen Ueberzeugung, die er neben einer jeder Rücksicht Genüge leistenden Klugheit 1530 bei der Abfassung der Augsburgischen Confession bewies. Dieses Meisterwerk, das die Protestanten als ihr erstes symbolisches Buch verehren, und die bald darauf entworfne Apologie der Augsburgschen Confession trug den Ruhm seines Namens durch ganz Europa, und wenn auch Franz I. es nicht ganz ernstlich meinen mochte, da er ihn 1535 zur Beilegung der Religionsunruhen nach Frankreich berief, so war doch sowohl diese, als auch die bald darauf erfolgte Einladung Melanchthons nach England ein Zeichen der allgemeinen Anerkennung seiner großen Verdienste. Er folgte indeß, durch politische Gründe zurückgehalten, keiner von beiden Einladungen, dagegen fanden sich vielfältige andere Veranlassungen für ihn, theils zu seiner Erholung, theils in Geschäften seiner Partei, Reisen zu machen. Auf einer derselben, die er 1540 nach Hagenau unternahm, wurde er zu Weimar tödtlich krank, und nur der kräftige Zuspruch Luthers, der ihm in freundschaftlicher Besorgniß nacheilte, brachte ihn wieder zu Kräften. Da indeß das beschloßne Religionsgespräch zu Hagenau nicht zu Stande kam, ging Melanchthon 1541 nach Worms, und bald nachher nach

Regensburg, um bei den daselbst angestellten Vergleichsverhandlungen mit den Catholiken die Sache der Protestanten zu führen. Leider aber konnte die Weisheit und Mäßigung, die er bewies, wegen der Gegenwirkung des päpstlichen Legaten, den Frieden, den er so sehnlich wünschte, nicht herbeiführen, und während die Billigen unter den Catholiken ihn bei dieser Gelegenheit aufs neue hochschätzen lernten, mußte er von seiner eignen Partei bittre Vorwürfe über die von ihm mit reiflicher Ueberlegung und Vorsicht gewagten Schritte zur Vereinigung hören. Eben so ging es ihm, da er, vom Churfürsten Hermann von Cöln 1543 nach Bonn berufen, dessen Reformationsplan mit schonender Rücksicht auf die catholischen Behörden einzuleiten suchte. Indeß hat weder Luther, noch sonst einer seiner Freunde, der sein edles Herz und seine aufrichtige Frömmigkeit kannte, an der Reinheit seiner Absichten und an seiner Treue gegen das Evangelium je gezweifelt. Wie viel Melanchthon auch bisweilen von Luthers Heftigkeit leiden mußte, die Freundschaft dieser beiden großdenkenden, in einem Sinne und Glauben einigen Männer hielt ununterbrochen bis zu Luthers Tode aus, den Melanchthon kindlich betrauerte und durch ein biographisches Denkmal, aus dem die Wärme der Liebe und Ehrfurcht eben so sehr, als die Wahrheitsliebe spricht, noch im Grabe ehrte. Ein großer Theil des Vertrauens, das Luther genossen hatte, fiel nun ihm zu. Deutschland nannte ihn schon vorher seinen Lehrer, und Wittenberg ehrte in ihm seine einzige Stütze und den Wiederhersteller der Universität nach dem Schmalkaldischen Kriege, in welchem er hier und dahin flüchtete und sich einige Zeit in Weimar aufhielt; auch der neue Churfürst Moriz zeichnete ihn aus, und that in Religionssachen nichts ohne seinen Rath. Doch eben daß die Liebe zu Wittenberg ihn bewog, sich diesem der ganzen Lutherischen Partei verdächtig gewordenen Fürsten zu unterwerfen, und daß die protestantischen Völker dennoch fortfuhren, ihn als einen Stifter ihres Glaubens zu achten, konnten ihm einige Theologen, die gern allein die Erben von Luthers Glorie geworden wären, nicht vergeben. Sie griffen seine Lehrsätze an und machten seine Rechtgläubigkeit verdächtig. Allerdings hatte Melanchthon schon bei jenen Verhandlungen mit den Catholiken gezeigt, daß ihm mancher alte Gebrauch und selbst eine bedingte Anerkennung der Autorität des Papstes nicht so gefährlich schien als Luthern; auch war die allmählige Annäherung seiner Ansicht von der Gegenwart Christi im Abendmahle an die schweizerische Wenigen entgangen, und die Veränderung, die der offne, keiner Verstellung fähige Mann deshalb in dem Artikel der Augsburgischen Confession vom Abendmahle gemacht hatte, von Feinden und Freunden gerügt worden; und daß er sowohl in den spätern Ausgaben seiner locorum theolog., als auch in andern öffentlichen Schriften die Lehre von der Rechtfertigung bestimmter, und nach seiner wohlbegründeten Ueberzeugung schriftmäßiger erklärte und durch die Behauptung, der freie Wille des Menschen müsse und könne bei seiner Besserung mitwirken, seine Abweichung von dem Augustinischen System unumwunden gestand, konnten alle wissen, die seine Schriften mit Aufmerksamkeit lasen. Unstreitig hatte seine Gewohnheit, immer weiter zu forschen, und seine Ueberzeugung immer mehr zu berichtigen, einen noch größeren Antheil an dieser Veränderung, als die ihm natürliche Schüchternheit und Liebe zum Frieden;

wenn er auch aus letzterm Grunde seine Worte oft milder stellte, als die steifen Lutheraner wünschten. Daß er aber aus Menschenfurcht oder Gefälligkeit in irgend einem wesentlichen Punkte der evangelischen Wahrheit etwas vergeben hätte, ist nicht zu erweisen. Und wer mag sein Bestreben, ein Werk, das doch erst im Werden war, zu verbessern und zu vervollkommnen, tadeln? Stehen nicht die Theologen unsrer Zeit in jenen Ansichten, um deren willen er damals verketzert ward, völlig auf seiner Seite? Doch zu einer so billigen Beurtheilung waren jene Zeitgenossen Melanchthons keineswegs geneigt. Die Einführung des Augsburger Interims in Sachsen, welche Melanchthon nach langer Berathung endlich 1549 unter Bedingungen zugab, die die Gefahr eines Rückfalls in die papistischen Mißbräuche hinlänglich abwehrten, schien den Zeloten die beste Veranlassung, ihn anzufechten. Die ärgerliche adiaphoristische Fehde über die mehrere oder mindere Wichtigkeit der gleichgültigen und nachzulassenden Nebendinge in der Religionsübung, worein Flacius ihn nun alsbald verwickelte, die Beschwerden, welche Osiander 1557 wegen der Rechtfertigungslehre wider ihn erhob und endlich die synergistischen Streitigkeiten über jene Mitwirkung des freien Willens bei der Besserung, die ihm Flacius noch kurz vor seinem Tode anhing, häuften eine so große Menge von Kränkungen über den abgearbeiteten, ohnehin empfindlichen Mann, daß er seines Ruhms und selbst der schönen Hoffnung, für die er gelebt hatte, in seinen letzten Jahren wenig froh werden konnte. Zwar hatte er wohl nicht Ursache zu bedauern, daß der Krieg des Churfürsten Moriz gegen den Kaiser seine Theilnahme am Concilio zu Trident, wohin er im Januar 1552 schon bis Augsburg gereist war, vereitelte; auch schlug die 1554 zu Naumburg veranstaltete Untersuchung über seine Rechtgläubigkeit zu seiner vollkommnen Rechtfertigung aus; doch war die hier gestiftete Versöhnung mit seinen Feinden nur scheinbar und er mußte ihre Gegenwirkung auch in der Fruchtlosigkeit des letzten Versuchs, den er 1557 auf dem Convent zu Worms im Namen seiner Partei zum Vergleich mit den Catholiken machte, erkennen. Die Einigkeit der Kirche war daher Melanchthons letzter Wunsch, als er den 19ten April 1560, in einem Alter von 63 Jahren, zu Wittenberg starb. Ihn überlebte ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit, aber nichts von dem Geiste des Vaters geerbt hatte, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter. Seine ihm am meisten ähnliche und theure erstgeborne Tochter Anna war nach einer kurzen und unglücklichen Ehe mit dem Dichter Sabinus schon 1547 vor Gram gestorben; 1557 war ihm seine Gattin, Catharine, eine Tochter des Bürgermeisters Crapp zu Wittenberg, die er schon 1520 geheirathet hatte, vorangegangen. Das schwache, ängstliche Gemüth dieser sonst guten, liebevollen Frau hatte seine häusliche Zufriedenheit oft getrübt, und doch war er nirgends lieber, als unter den Seinigen. In den erstern Jahren seiner Ehe sah man ihn seine Kinder wiegen und in ihrem Kreise arbeiten. Bescheidenheit und Demuth verrieth schon seine körperliche Erscheinung. Niemand, der ihn zum erstenmale sah, hätte in der beinahe kleinen Gestalt, die bei seiner strengen Mäßigkeit und Arbeitsamkeit immer mager blieb, den großen Reformator gesucht. Doch die hochgewölbte, freie Stirn und die hellen, schönen Augen kündigten bald den kraftvollen, lebhaften Geist an, den diese zarte Hülle

umſchloß, und erheiterten, wenn er ſprach, ſein ganzes Angeſicht. So hat ihn Lucas Kranach in ſeinen Gemählden aufgefaßt. Frohe Scherze wechſelten in ſeiner Unterhaltung mit den ſcharfſinnigſten Bemerkungen, und niemand ging ohne Belehrung und Erquickung von ihm. Gern ſah er Geſellſchaft an ſeinem Tiſche, und Dürftige fanden bei ihm ſo reichliche Unterſtützung, daß er durch ſeine Freigebigkeit bisweilen ſelbſt in Verlegenheit kam. Mit einem zuvorkommenden Wohlwollen, welches der Grundzug ſeines Charakters war, umfaßte er alles, was ſich ihm näherte; offen und arglos ließ er überall ſein Herz ſprechen; Frömmigkeit, edle Einfalt und Unſchuld der Sitten, Großmuth und Redlichkeit waren ihm ſo natürlich, daß es ihm ſchwer wurde, irgend einem Menſchen etwas andres zuzutrauen; und vielfältig getäuſcht und gemißbraucht, lernte er erſt ſpät die Ränke und unedlen Leidenſchaften kennen, die ſich ſeinen beſten Abſichten ſo oft in den Weg ſtellten. Aber eben dieſer argloſe, milde Charakter machte ihn zum Gegenſtande der innigſten Liebe und Ergebenheit ſeiner Zuhörer. Aus allen Gegenden Europa's ſtrömten Studirende nach Wittenberg, um ſich zu ſeinen Füßen zu verſammeln, und der Geiſt der Gründlichkeit und unbefangnen Forſchung, den er hier verbreitete, wirkte noch lange nach ſeinem Tode wohlthätig fort, ſo wie überhaupt ſeine Verdienſte um die Erziehung unvergeßlich ſind. Wenn daher gewaltigere Kräfte und größre Thaten ihm die erſte Stelle unter den berühmten Männern ſeines Jahrhunderts ſtreitig machen, der liebenswürdigſte, reinſte und geehrteſte wird er in den Auaen der gerechten Nachwelt immer bleiben. E.

Melchiſedek (Melchi-zedek, hebr., König der Gerechtigkeit), König von Salem (Jeruſalem, der Stadt des Friedens), das er zuerſt gegründet haben ſoll, zugleich ein Prieſter Gottes, iſt nur aus einem Auftritte in der Geſchichte Abrahams bekannt. Als dieſer Freund Gottes aus einer Fehde ſiegreich zurückkehrt, kommt Melchiſedek ihm mit Brot und Wein entgegen, ſegnet ihn und dankt dem höchſten Gott, der Himmel und Erde beſitzt, für ſeinen Sieg. 1. Moſ. 14, 18. Nicht mehr ſagt die Geſchichte von dieſem älteſten Prieſterkönige. Ein ähnlicher, Anius, König von Delos und Prieſter ſeines Vaters Apollo, bewirthet den Aeneas (Virg. Aen. III. 80 fg.). Aus dieſen Beiſpielen, in denen das Hiſtoriſche ſich ſchwer von dem Mythiſchen ſcheiden läßt, iſt nicht ohne gegründeten Widerſpruch auf eine in der vorhiſtoriſchen Zeit übliche Verbindung der prieſterlichen Würde mit der königlichen geſchloſſen worden. Der fromme Glaube, der in Melchiſedek ein Vorbild (Typus) Jeſu ſieht, hat die Autorität des Briefes an die Hebräer für ſich. Ganz grundlos aber war die Annahme der Hierakiten, Melchiſedek ſey der heilige Geiſt. Dieſe von Hierax, einem chriſtlichen Gelehrten in Aegypten, gegen Ende des 3. Jahrhunderts geſtiftete ketzeriſche Secte, die durch ihre allegoriſchen Auslegungen der Bibel, durch das Gebot der Enthaltung von der ehelichen Beiwohnung, durch den Glauben, das Amt Chriſti habe nur in der Verkündigung einer ſtrengern Sittenlehre beſtanden, wie überhaupt durch eine gewagte Auflöſung chriſtlicher Dogmen in ſinnbildliche Phraſen, von der orthodoxen Kirche abwich, führte auch den Namen der Melchiſedekiten und erloſch bald. Ihre ſtrenge Askeſe ging in das Leben chriſtlicher Einſiedler und Mönche über. E.

Melchiten, ſyriſch: Königliche, hießen urſprünglich im 6. und 7. Jahrhundert diejenigen orientaliſchen Chriſten, die ſich, dem Wil-

len des Kaisers gemäß, den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung unterwarfen, daher Kaiserlichgesinnte. Später erscheint dieser Name schwankend, wie die Orthodoxie selbst. Neuerdings wird er von Reisebeschreibern den Jacobiten in Mesopotamien und den mit der römischen Kirche unirten Copten in Aegypten beigelegt. E.

Meleager, 1) ein Sohn des calydonischen Königs Oeneus, nach Andern des Mars und der Althäa. Nach der Geburt des Knaben kamen die Parcen zur Althäa, und bestimmten sein Schicksal. Clotho sagte, er werde großmüthig, Lachesis, er werde tapfer seyn, und Atropos, er werde nicht eher sterben, als bis der eben auf dem Heerde liegende Brand verzehrt seyn werde. Althäa nahm sogleich den Brand aus dem Feuer und hob ihn sorgfältig auf. Meleager zeigte sich bald als Held. Er wohnte dem Argonautenzuge bei, gewann in den vom Acastus angestellten Leichenspielen den Preis mit dem Wurfspieße, zeichnete sich aber vorzüglich bei der calydonischen Jagd (s. Calydon) aus, zu welcher er die angesehensten Heldenjünglinge Griechenlands versammelte. Er selbst erlegte den Eber und schenkte die Haut desselben, als den vornehmsten Preis, seiner Geliebten Atalanta, welche dem Eber die erste Wunde beigebracht hatte. Dadurch fanden sich die Brüder seiner Mutter, Ibrus, Plexippus und Lynceus, beleidigt, und raubten er nach Arkadien heimkehrenden Atalanta gewaltsam die Haut. Meleager, der sie durch Güte nicht bewegen konnte, die Haut zurückzugeben, tödtete alle drei. Im wüthenden Schmerz über die Ermordung ihrer Brüder ergriff Althäa den verhängnißvollen Brand, und warf ihn ins Feuer, worauf Meleager unter fürchterlichen Schmerzen starb. — Von andern wird die Geschichte noch anders erzählt. — Wir besitzen aus dem Alterthume noch zwei treffliche Bildsäulen des Meleager. — 2. Meleager aus Syrien, s. Anthologie.

Meletianer hießen die Anhänger des Bischofs Meletius zu Lykon in Aegypten, der unter Diocletians Verfolgung um 306 über die Wiederaufnahme der abgefallenen Christen, die er verweigerte, und wegen willkührlich von ihm verrichteter Ordinationen mit dem Bischof Peter von Alexandrien zerfiel. Er nannte seine Partei die Kirche der Märtyrer und erkannte die Metropolitanrechte der alexandrinischen Kirche über ganz Aegypten nicht an. Die dadurch unter der ägyptischen Geistlichkeit verursachte Spaltung dauerte noch nach dem Concilium von Nicäa, welches dem Meletius die Verwaltung des bischöflichen Amtes untersagte, bis gegen Ende des 4. Jahrhunderts fort. Gegen die Partei des orthodoxen Bischofs Athanasius (s. d. Art.) von Alexandrien machten die Meletianer mit den Arianern gemeine Sache, ohne jedoch die Irrlehren derselben anzunehmen. Schismatiker desselben Namens entstanden zu Antiochien, als Meletius von Melitene in Armenien zum Bischof daselbst 360 von den Arianern gewählt und wegen seiner Orthodoxie wieder verjagt wurde. Die ihn für den rechten Bischof hielten, und, da er unter Julian zurückkehrte, ihm allein anhingen, hießen Meletianer. Mit seinem Tode (881) erlosch dieser Name, doch später erst die Spaltung der antiochenischen Kirche. Die römische und griechische Kirche rechnen diesen Meletius unter ihre Heiligen. E.

Melicertes, Sohn der Ino oder Leucothea, welcher mit seiner von der Juno verfolgten und ins Meer gesprungenen Mutter in eine Meergottheit verwandelt wurde und als solche den Namen Palämon erhielt (s. Athamas und Ino). Die Seefahrenden verehrten

ihn als einen ſchützenden Meergott, der die bedrängten Schiffe glücklich in den Hafen führe, weßhalb er auch von den Römern Portumnus (ſ. d. Art.) oder Hafengott genannt wurde. Als Meergott wird er gewöhnlich mit einem großen blauen Bart, einen Schlüſſel in der Hand oder von den Schultern hängend, und nicht, wie ſonſt bei größern Meergöttern geſchieht, auf einem Wagen fahrend, ſondern ſchwimmend vorgeſtellt. In vielen Hafenſtädten waren ihm Tempel errichtet und auf der Inſel Tenedos wurden ihm ſogar Kinder geopfert.

Melismatiſch wird diejenige Art des Geſanges genannt, bei welcher auf eine Sylbe des Textes mehrere Noten geſungen werden, entgegengeſetzt dem ſogenannten ſyllabiſchen Geſange, bei welchem jede Sylbe des Textes nur eine einzige Note bekommt. (Eine aus mehrern Noten zuſammengeſetzte, nur auf eine Sylbe geſungene Figur heißt Melisma, Sylbendehnung.) Der ſyllabiſche Geſang wird im Recitative und im Chorale unvermiſcht gebraucht: der melismatiſche hingegen, welcher in den übrigen für den Geſang beſtimmten Tonſtücken vorkommt, erſcheint jedesmal mit dem ſyllabiſchen Geſange vermiſcht. Dann heißt auch melismatiſcher Geſang ein verzierter Geſang, und melismatiſch, was zur Verzierung des Geſanges gehört; melismatiſche Geſänge heißen endlich auch leichte, einfache Melodien, welche leicht in das Ohr fallen und zu behalten ſind.

Melitopolitaner heißt die Secte der Duchoporzy von dem melitopoliſchen Kreiſe in Taurien. S. Griechiſche Kirche.

Meliſſus, des Ithagenes Sohn, war aus Samos gebürtig, und lebte um die 84. Olympiade (um 444 vor Chr.). In der Geſchichte ſeines Vaterlandes iſt er als Staatsmann und Feldherr merkwürdig. Als Philoſoph wird er zur eleatiſchen Schule gerechnet, weil er den Idealismus derſelben ebenfalls vortrug. Von dem Parmenides wich er in manchen Punkten ab. Dieſer dachte ſich die Weltſubſtanz nur als intelligibel und gab die Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen, wie ſie uns die Sinne darſtellen, zu; Meliſſus aber ſtellte ſich die Weltſubſtanz als materiell vor, und verwarf die Gültigkeit der Erfahrung durch die Sinne geradezu. Um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ſeine metaphyſiſchen Principien mit der gemeinen Erfahrung in Widerſtreit lägen, machte Meliſſus die relative Wahrheit zum Kriterium der objectiven Gültigkeit der Erkenntniß. Er ſchloß, weil die Meinung, daß alles Vorhandne ewig, unendlich, Eins, unveränderlich und ſich überall gleich ſey, der Vernunft nothwendig als wahrer einleuchten müſſe, als die Meinung vom Gegentheile, worauf uns die Sinne führen: ſo müſſe man ſich an jene halten, und dieſe für falſch erklären oder wenigſtens jene vorziehn und dieſe dahingeſtellt ſeyn laſſen. Daher behauptet er auch, daß man eigentlich von den Göttern nichts wiſſe noch wiſſen könne.

Melodica iſt der Name eines von Joh. Andr. Stein zu Augsburg 1770 erfundnen Claviaturinſtruments mit einem Regiſter-Pfeifwerk, welches blos zum geſchmackvollen Vortrage der Melodie beſtimmt iſt, deſſen Umfang daher in der Tiefe nur bis ins kleine G reicht (der ganze Umfang beträgt 3¾ Octave), der Ton wird blos durch den größern oder geringern Druck des Fingers auf dem Clavier verſtärkt oder geſchwächt, wodurch der Erfinder, der ſich 1773 damit in Paris hören ließ, der Unvollkommenheit der Clavierinſtrumente abhelfen wollte. Damit ſich der Spieler ſelbſt accompagniren kann, iſt es

ſo eingerichtet, daß es als ein zweites Clavier auf ein andres kruſtiſches Clavierinſtrument geſetzt wird.

Melodie bedeutet im allgemeinen eine gewiſſe Reihe von Tönen, die dem Ohre durch ihre Folge und Abwechſelung der Höhe und Tiefe, Kürze und Länge angenehm erſcheint; im eingeſchränkten Sinne des Worts auch den Geſang irgend eines beſtimmten Muſik- oder Singeſtücks, auf welche man hindeuten will (wenn man ſagt eine Melodie). Durch die Melodie, im Allgemeinen genommen, will vorzüglich der Componiſt das Ideal der Empfindung, welche er zu mahlen ſich vorgenommen hat, ausdrücken. Dies geſchieht in unſern mehrſtimmigen Kunſtwerken vorzüglich durch die Hauptmelodie oder Hauptſtimme, welcher die übrigen Stimmen blos zur Unterſtützung beigeſellt ſind. Schon hieraus folgt, daß die Melodie das Weſentlichſte jedes Tonſtücks ſey, und daß ihr die Harmonie, ſo wichtig auch die Vortheile ſind, die ſie gewährt, und ſo ſehr auch durch dieſelbe die Ausdrucksmittel der Kunſt vermehrt werden, dennoch untergeordnet ſeyn müſſe. Die Muſik hat den Geſang, als ihr eigentliches Werk, als ihre vornehmſte Aufgabe, zum ſteten Ziele, und alle Künſte der Harmonie haben blos den ſchönen Geſang, oder die eigentliche Melodie, zum letzten Endzwecke. Darum iſt es eine eitle Frage, ob in einem Tonſtücke die Melodie, oder die Harmonie das vornehmſte Erforderniß ſey. Ohne Zweifel wird die Harmonie als Mittel der Melodie als Zweck ſtets untergeordnet bleiben. Daher iſt es für den Tonſetzer von der größten Wichtigkeit, die weſentlichen Eigenſchaften einer guten Melodie und die Mittel, wodurch dieſe zu erreichen ſteht, zu kennen. Die Elemente, wodurch der Componiſt in den Stand geſetzt wird, durch die melodiſche Verbindung der Töne ein ſchönes Spiel der Empfindungen auszudrücken, ſind die Verſchiedenheiten der Töne und die Verſchiedenheiten ihrer Bewegung, in ſo fern ſie den Aeußerungen der verſchiednen Empfindungen analog ſind, und alſo auch wiederum auf unſre Empfindungen wirken können. Nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Menſch durch die Vögel auf die Nachahmung des Geſangs gekommen ſey: es iſt wahrſcheinlicher, daß der Geſang auch ſucceſſives Erzeugniß der Natur des Menſchen ſelbſt ſey, denn die einzelnen Töne, woraus der Geſang gebildet iſt, ſind Aeußerungen lebhafter Gefühle, die dem Menſchen, indem er Vergnügen, Schmerz oder Traurigkeit durch Töne äußert, auch oft die Natur wider ſeinen Willen auspreßt. Der Menſch iſt geneigt, ſowohl den fröhlichen als den traurigen Empfindungen nachzuhängen, und ſich in denſelben gleichſam einzuwiegen. Wir ſehen, daß Kinder, die noch nichts von Geſang wiſſen, wenn ſie in vergnügter oder trauriger Stimmung ſind, ſich durch dazu paſſende Töne darin zu unterhalten ſuchen. Durch dieſe Töne bekommt das Gefühl gleichſam etwas Körperliches, woran es ſich feſthalten und wodurch es ſich eine Fortdauer verſchaffen kann. Dieſe allein machen aber den Geſang noch nicht aus. Denn erſt, wenn abgemeſſene Bewegung und Rhythmus hinzukommen, entſteht der eigentliche Geſang. Auch dieſe ſcheinen in der Natur der Empfindungen ihren Grund zu haben. Eine Wiederholung ſolcher Töne, ohne beſtimmte Wiederkehr und Abwechſelung mit Länge und Kürze vermag die Fortdauer der Empfindung und das Beharren in derſelben nicht zu bewirken. Dieſes thut eine gleichförmig anhaltende Bewegung beſſer. So iſt es eine nicht ſeltne Erſcheinung, daß nicht blos das Kind, ſondern auch der rohe erwachſene Menſch mit der Wiederholung leidenſchaftlicher Töne eine gewiſſe gleichförmige Bewegung des Körpers,

ein regelmäßiges und in gleichen Zeiten wiederkehrendes Hin- und Herwanken deſſelben verbindet, worin der Urſprung des Tacts zu ſuchen iſt. Nichts iſt bequemer, uns eine Zeit lang in einer und eben derſelben Empfindung zu unterhalten, als eine gleichförmige, in gleiche Zeiten abgetheilte Bewegung, wodurch die Aufmerkſamkeit auf denſelben Gegenſtand gefeſſelt wird. Und ſo läßt ſich einigermaßen der Urſprung des Geſangs erklären, den man durch eine, in beſtimmter einförmiger Bewegung fortfließende Folge gefühlvoller Töne beſtimmen kann. Geſang oder Melodie kann übrigens nicht allein durch die menſchliche Stimme, ſondern auch auf den Inſtrumenten hervorgebracht werden. Aber der Geſang der menſchlichen Stimme iſt freilich der urſprünglichſte und vollkommenſte, weil er, als lebendiges Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, jedem Tone auf das genaueſte die beſondre Nuance, die der Affect erfodert, geben kann. Da nun in der Melodie die mit unwiderſtehlicher Kraft belebten Töne liegen, die man als Aeußerungen einer empfindenden Seele erkennt, ſo hat der Geſang vor allen andern Werken der Kunſt den Vorzug, daß er Gefühle zu erwecken im Stande iſt. Dies legt dem Tonſetzer die unerlaßliche Pflicht auf, dem Studium des Geſangs oder der Melodie die größte Aufmerkſamkeit zu widmen, was vorzüglich den neuern Tonſetzern wegen der herrſchenden harmoniſchen Ueberladungen anzuempfehlen iſt. Melodie und Rhythmus ſind die wahren Mittel, das Gemüth in Empfindung zu verſetzen, und wo jene fehlen, da iſt die höchſte Reinheit der Harmonie eine ganz unwirkſame Sache. Das eigentliche Weſen der Melodie beſteht nun aber einzig und allein in dem Ausdruck. Sie muß allemal irgend eine innere Empfindung ſchildern, und jeder, der ſie hört, muß ſich einbilden, er höre die Sprache eines Menſchen, der, von einer gewiſſen Empfindung durchdrungen, dieſe an den Tag zu legen ſtrebt. In ſo fern nun aber dieſe Melodie in den Händen des Tonſetzers ein Werk der Kunſt und des Geſchmacks iſt, muß ſie auch, wie jedes andre Werk der Kunſt, ein Ganzes ausmachen, in welchem die nothwendigen Mannichfaltigkeiten zu einer vollkommenen Einheit verbunden ſind. Dieſes Ganze muß eine gefällige Form haben und ſowohl überhaupt, als in ſeinen einzelnen Theilen, ſo beſchaffen ſeyn, daß das Ohr des Zuhörers zur beſtändigen Aufmerkſamkeit gereizt werde und ſich ohne Anſtoß, ohne Zerſtreuung, den Eindrücken, die es empfängt, mit Luſt überlaſſen und hingeben könne. Jeder Geſang, der dieſe doppelten Eigenſchaften hat, iſt gut. Die verſchiedenen beſondern Eigenſchaften, welche einer guten Melodie eigen ſeyn müſſen, ſind in Kurzem folgende. Zuerſt iſt ſchlechterdings nothwendig, daß ein Haupt- oder Grundton darin herrſche, der durch eine gute, dem Ausdrucke angemeſſene Modulation ſeine verſchiedenen Nuancen bekomme. Dies kann nur auf dieſe Weiſe geſchehen, daß die auf einander folgenden Töne aus einer beſtimmten Tonleiter genommen werden. Geſchähe dies nicht, ſo würde unter den einzelnen Theilen kein Zuſammenhang ſeyn. Denn die in jeder Tonleiter liegende Harmonie giebt den aus derſelben genommenen Tönen den nöthigen Zuſammenhang. Der Haupt- oder Grundton muß aber dem Charakter des Stücks angemeſſen gewählt werden. Denn jede Tonart hat vielleicht einen ihr eigenen Charakter. Je feiner nun das Ohr des Tonſetzers iſt, dieſen Charakter in jeder Tonart aufzufinden, deſto glücklicher wird er in beſondern Fällen in der Wahl des Haupttons ſeyn, welche zum richtigen Ausdruck beiträgt. In ganz kurzen Melodien, die blos aus ein Paar Hauptſätzen beſtehen, kann man durch-

aus bei dem Haupttone bleiben, oder auch allenfalls in seine Dominante moduliren; längere Stücke hingegen erfodern Abwechselung des Tons, damit der leidenschaftliche Ausdruck, auch in Absicht auf das Harmonische, seine Schattirung und Mannichfaltigkeit bekomme. Zweitens ist zu einem guten Gesange der Rhythmus (s. d. Art.), das heißt, die Abmessung der einzelnen Theile nach Länge und Kürze, nothwendig. Jeder Gesang erweckt durch die einzelnen Töne, welche der Zeit nach auf einander folgen, den Begriff der Bewegung. Jeder Ton ist als eine kleine Rückung, deren eine bestimmte Anzahl einen Schritt ausmachen, anzusehn. Es scheint überhaupt eine so natürliche Aehnlichkeit zwischen dem Gang und der Bewegung des Gesanges zu seyn, daß überall, auch bei den rohsten Völkern, die ersten Gesänge, die unter ihnen entstanden, unzertrennlich mit dem Gange oder dem Tanze verbunden waren. Jede Bewegung, in welcher gar keine Ordnung und Regelmäßigkeit herrscht, wo kein Schritt dem andern gleicht, ist, selbst beim bloßen Anschauen schon, ermüdend. Daher würde eine Folge von Tönen, so harmonisch richtig man auch deren Fortschritte fände, wenn unter denselben nicht irgend eine abgemessene Ordnung in der Abwechselung vorhanden wäre, unsre Aufmerksamkeit keinen Augenblick unterhalten, sondern uns vielmehr verwirren. Darum muß in der Bewegung eine gewisse Gleichförmigkeit vorhanden seyn, und die Folge der Töne muß in gleiche Zeiten oder Schritte, die in der Musik Tacte genannt werden, eingetheilt seyn. Diese Schritte müssen, wenn sie aus mehrern kleinen Rückungen bestehn, dadurch fühlbar gemacht werden, daß jeder Schritt auf der ersten Rückung stärker als auf den übrigen angegeben wird, oder einen Accent bekommt. Alsdann fühlt das Gehör die Eintheilung der Töne in Tacte. Darum müssen die gleich langen Schritte oder Tacte in gefälliger Abwechselung auf einander folgen. Es ist deßwegen nöthig, daß die Dauer des Tactes in kleinere Zeiten, nach gerader und ungerader Zahl, eingetheilt werde; daß die verschiedenen Zeiten durch Accente, durch vereinten Nachdruck, oder auch noch bewirkte Rückungen einzelner Töne, sich von einander unterscheiden. Hieraus entstehen nun wieder neue Arten von Einförmigkeit und Mannichfaltigkeit, die den Gesang angenehm machen. Drittens erfodert eine gute Melodie einen möglichst gefühlvollen Ausdruck, welcher durch eine schnelle oder langsame Bewegung, durch die Art des Vortrags (ob die Töne einzeln abgestoßen oder geschleift, stark oder schwach vorgetragen, hoch oder tief gesungen werden), durch größere oder kleinere, consonirende oder dissonirende Intervalle, durch den geraden oder ungeraden Tact und durch die daraus entstehenden verschiedenen Accente, durch die besondre Art oder Anzahl der einzelnen Theile des Tacts, durch die Austheilung der Töne in dem Tacte nach ihrer Länge und Kürze, und endlich durch das Verhältniß der Einschnitte und Abschnitte gegen einander bewirkt wird. Jeder diese Punkte trägt das Seinige zum Ausdruck bei. Viertens gehört zu einer guten Melodie die Eigenschaft, daß sie singbar oder spielbar und, nach Beschaffenheit ihrer Art, leicht von dem Gehör aufzufassen sey. Wo diese Eigenschaft fehlt, da werden alle übrigen Verdienste einer Composition verdunkelt und unwirksam gemacht. Um leicht und faßlich zu werden, muß der Tonsetzer sowohl den ausübenden Gesang, als die Natur aller derjenigen Instrumente, für welche er setzen will, studirt haben. Die Leichtigkeit, das Gefällige und Fließende des Gesanges kommt oft von der Art der Fortschreitung her, und bei dieser ist zu merken,

daß man, so lange der Ausdruck der darzustellenden Empfindung keine Ausweichung erfodert, bei der Tonleiter des angenommenen Tons bleibe. Denn die diatonische Tonleiter ist in jedem Intervalle dem Ohre die faßlichste. Die fünfte und letzte Eigenschaft einer guten Melodie besteht in der Nothwendigkeit, daß der Ausdruck eines Textes so viel als möglich durch die Melodie wiedergegeben werden muß. Der Tonsetzer muß sich bestreben, die eigentliche Art und den Grad der Empfindung, welche in dem Texte liegt, zu fühlen, und sich überhaupt in dieselbe zu versetzen. Dabei ist es wichtig, genau die Stellen zu beobachten, wo die Empfindung so eindringend wird, daß das Gemüth sich dabei zu verweilen wünscht. Hier nun ist die Gelegenheit vorhanden, die ausdrucksvollsten Manieren oder Coloraturen anzubringen. Hat er Gefühl und Uebung im Satze, so werden ihm Bewegung und Tact, wie sie dem Texte angemessen sind, schon von selbst einfallen. Aber den schicklichsten Rhythmus und die besten Einschnitte zu treffen, wird ihm, wo der Dichter nicht vollkommen musikalisch gewesen ist, oft sehr schwer werden. Es bedarf kaum der Erinnerung, daß die Einschnitte und Perioden mit denen, die im Texte sind, übereinkommen müssen. Streiten nun aber diese, wie es nicht selten der Fall ist, gegen das Ebenmaaß der Musik, so muß sich der Setzer mit Wiederholungen und Versetzungen einzelner Worte zu helfen suchen. Höchst zweckwidrig sind die Schilderungen körperlicher Dinge, welche der Dichter nur dem Verstande, und nicht der Empfindung vorlegt. Noch unstatthafter sind Schilderungen einzelner Worte, welche dem Ausdrucke des ganzen Textes gänzlich widersprechen. Wie, wenn der Dichter sagte, weinet nicht, und der Tonsetzer wollte nun auf dem ersten Worte Töne setzen, die etwa das Weinen nachahmen sollten? Und doch trifft man dergleichen Verstöße gegen eine vernünftige Behandlung des Textes nur zu häufig an. Endlich ist noch anzumerken, daß gewisse Fehler gegen die Natur des Tactes die Melodien höchst unangenehm und widrig machen. Dergleichen Fehler entstehen, wenn man Dissonanzen auf Tacttheile anbringt, welche dieselben nicht vertragen. Im Dreiviertel Tact können die Vorhalte oder zufällige Dissonanzen, wenn die Rückungen durch Viertel geschehen sollen, nur auf dem ersten Viertel angebracht werden. Geschehen hingegen in diesem Tacte die Rückungen durch Achtel, so können die Dissonanzen auf dem ersten, dritten und fünften Achtel stehen. Hingegen fallen die Dissonanzen im Sechsachtel-Tacte auf das erste und vierte Achtel, und werden mit dem zweiten oder dritten, fünften oder sechsten vorbereitet. Pq.

Melodion, ein von Dietz in Emmerich erfundnes, dem Chladnischen Clavicylinder ähnliches Instrument, auf welchem der Ton durch Reibung metallener Stäbe, welche in perpendiculärer Richtung nach einander fortlaufen, vermittelst eines Cylinders hervorgebracht wird, den der Spieler mit den Füßen bewegt. Es hat den Ton der Harmonica, aber leichtern Anschlag, einen Umfang von 5½ Octaven, eine sehr compendiöse Form, und soll sich mit derselben Fertigkeit wie das Fortepiano behandeln lassen.

Melodrama (Duodrama, Monodrame) bezeichnet ein kleines musikalisches Drama, besonders diejenige Art des dramatischen, wo der declamatorische Vortrag einzelner Sätze durch Instrumental-Musik unterbrochen wird. Es unterscheidet sich dadurch von der Oper, daß der Dichter den dazu gewählten Gegenstand lyrisch be-

arbeitet und daraus eine Folge von Gefühlen und Empfindungen entwickelt, die er gleichsam nur andeutet, um der Musik dadurch Gelegenheit zu geben, diese Gefühle auszudrücken. Zur Unterscheidung nennt man gewöhnlich Monodrama ein solches musikalisches Drama, wenn es nur eine Person hat; Duodrama, wenn es zwei oder mehrere hat. Die Erfindung wird Rousseau zugeschrieben, durch dessen Pygmalion veranlaßt, Brandes die Gerstenbergische Cantate Ariadne, so wie nachher Gotter die Medea bearbeitet, welche beide Benda mit einer vortrefflichen Musik beschenkt hat. Wenn wir einen Blick auf den ausgezeichneten Beifall werfen, welchen diese beiden Melodramen zur Zeit ihrer Erscheinung in einem so hohen Maaße erhielten: so müssen wir allerdings erstaunen, daß diese Gattung späterhin so wenig Nachahmer gefunden, und sich der Geschmack daran bald verloren hat. Wenn wir aber zuvörderst den mechanischen Bau der vorhandenen Melodramen betrachten: so werden wir finden, daß eine einzige Person außer Stande ist, eine dramatische Handlung zu beginnen, an das zu gewährende Interesse nothwendig geknüpfte Verwicklungen durchzuführen und endlich zur vollkommnen Befriedigung der Zuschauer in sich harmonisch zu beenden. Um einem solchen harmonischen Uebelstande wenigstens in etwas zu begegnen, hat man den Melodramen eine durchaus lyrische Haltung zu geben gesucht. Hieraus entsteht aber der grelle Widerspruch, daß wir stets Empfindungen und Gefühle vor Augen haben, ohne daß die Handlungen, durch welche sie erzeugt werden, zu unsrer anschaulichen Kenntniß gelangen. Wir sehen Wirkungen, ohne die Ursachen davon zu erfahren. Es bedarf keines Beweises, daß ein solches Werk, dem statt der dramatischen Handlung stets Gefühle und Empfindungen untergeschoben werden, seines Mangels an innerer Haltung wegen auf kein fortdauerndes Interesse Anspruch machen könne. Anders verhält es sich mit den Duodramen, weil bei zwei handelnden Personen die Möglichkeit, eine dramatische Handlung gehörig zu beginnen, zu verwickeln und zu vollenden, schon größer ist. Aber auch dazu wird ein ausgezeichnetes Talent erfodert, da die mechanischen Hülfsmittel selbst bei zwei Personen immer noch sehr beschränkt sind. Hierzu kommt noch eine andre Schwierigkeit. Man hat nämlich geglaubt, diesen Melodramen einen ernsten Charakter geben zu müssen, um dem Componisten durch die mit diesem Charakter nothwendig verbundne Lyrik hinlängliche Veranlassung zur Schilderung der Gefühle und Leidenschaften zu geben. Da aber der ernste Charakter einer solchen lyrischen Handlung durch Mangel an äußerer Bewegung nothwendig sehr beengt seyn muß, und dieser Mangel an Bewegung durch die eben so nothwendig beschränkte Handlung einer oder zweier Personen nicht gehoben werden kann; so scheint sich daraus zu ergeben, daß ein ernster Inhalt für diese Art dramatischer Arbeiten durchaus unstatthaft sey. Man scheint dies in so fern beherzigt zu haben, als man den Intermezzo's und ähnlichen kleinen musikalischen Dramen, welche doch im Allgemeinen mit den Melodramen wohl verglichen werden können, einen komischen Charakter gegeben hat. Ein andrer Verstoß gegen das nothwendig zu erregende Interesse, welcher jene Mängel der Poesie noch übertrifft, liegt in der Art uud Weise, wie man die Musik zu diesen Melodramen bisher behandelt hat. Wer vermöchte an jenen stets gewaltsam abgerißnen, im Charakter sich fast immer einer

dem andern widerſprechenden, muſikaliſchen Sätzen, ſelbſt wenn ſie an und für ſich die vortrefflichſten Gedanken enthielten, Gefallen zu finden? Der Dichter ſolcher Melodramen glaubt, dem Componiſten nicht genugſame Gelegenheit zur Entwicklung ſeiner Kunſt zu geben, wenn er nicht fleißig die Empfindungen contraſtirt und ſie ſich unter einander ſelbſt beſtreiten läßt. Dadurch entſteht natürlich ein ſolcher Mangel an Einheit in der muſikaliſchen Darſtellung, daß faſt jede muſikaliſche Periode, welche die Declamation unterbricht, einen verſchiednen und ſich oft vernichtenden Charakter zur Erſcheinung bringt. Aus allen dieſen angeführten Gründen geht hervor, daß das ſogenannte Melodrama, in welchem, wie Bouterwek ſich ausdrückt, zwei Künſte, die daſſelbe Ziel verfolgen, mit beſondrer Höflichkeit einander abwechſelnd Platz machen, wenn die eine der andern in den Weg tritt, insbeſondere ſeines muſikaliſchen Theils wegen, für eine gänzlich unnatürliche und deßhalb unſtatthafte Gattung dramatiſcher Producte zu erklären iſt, über deren Unwerth auch der Erfolg hinlänglich entſchieden hat. Unter Melodrama, ſagt Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, verſtehen die Franzoſen nicht, wie wir, ein Schauſpiel, worin Monologe mit Inſtrumentalmuſik in den Pauſen abwechſeln, ſondern wo in emphatiſcher Proſa irgend etwas Wunderbares, Abenteuerliches, oder auch ſinnliche Handlungen nebſt den dazu gehörigen Decorationen und Aufzügen zur Schau gebracht werden. Auf die Neigung hierzu ließe ſich etwas Beſſeres bauen; denn leider ſind die meiſten Melodramen bis zur Abgeſchmacktheit roh und gleichſam Fehlgeburten des Romantiſchen. Pq.

Melone, Cucurbita Melo, eine kürbißartige Garten- und Feldfrucht von angenehmem, ſüß gewürzhaftem Geſchmack. Sie iſt in Aſien zu Hauſe und kann in Deutſchland kaum unter freiem Himmel gezogen werden. In der Gegend um Aſtrachan erbaut man ſehr große, wohlſchmeckende Melonen, Arbuſen genannt. Die deutſchen Gärtner ziehen beſonders zwei Arten, die Kantalupen mit plattrunden warzigen, unförmlichen Früchten, von ſchwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleiſch aber für das feinſte gehalten wird, und die Netzmelone, die mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnſchäliger iſt und früher reift, als jene. Außerdem rechnet man auch hieher die Waſſermelone, Cucurbita Citrullus, welche beſonders bei Hatwan in Ungarn von vorzüglicher Größe und Güte gebaut wird, und deren Saft man mit Wein vermiſcht genießt.

Melos, griech. der Geſang, Geſangspoeſie, daher meliſch ſo viel als lyriſch, reinlyriſch (ſ. Lyrik).

Melpomene, die Muſe des Trauerſpiels. Sie wird abgebildet mit einer ernſthaften Maske, wohl auch mit einem Cypreſſenzweig in der einen, und einem Dolch in der andern Hand. (S. d. Art Muſen.)

Meluſine. Die durch ein artiges Mährchen gar wohl bekannte ſchöne Meluſine war nach Einigen ein weiblicher Meerdämon nach Andern ſtammte ſie durch ihren Vater von einem König von Albanien und einer Fee ab. Paracelſus macht ſie zu einer Nymphe; die Meiſten aber bezeichnen ſie als eine mächtige Fee, die ſich mit einem Fürſten aus dem Hauſe Luſignan vermählte. — Sie war, wie die meiſten Feen jener Zeit, gezwungen, gewiſſe Tage des Monats Fiſchgeſtalt anzunehmen: alsdann wandte ſie alle Sorg-

falt an, ſich weder vor ihrem Gemahl noch vor ihren Hausleuten ſehen zu laſſen. Aber eines Tages trat ihr Gemahl, der zu neugierig war und gar zu gern wiſſen wollte, was Meinſine ſo eingeſchloſſen vornehme, unvermuthet ins Zimmer, und erblickte ſie in einem Waſſergefäß in einer Geſtalt, worin er ſie noch nicht kannte. Sie ließ ihm keine Zeit, ſein Erſtaunen auszudrücken; ſobald ſie ſich entdeckt ſah, ſtieß ſie einen lauten Schrei aus und verſchwand. So oft ſeitdem ein Glied des Hauſes Luſignan von einem Unfall bedroht wird oder ein König von Frankreich auf außerordentliche Weiſe ſterben ſoll, erſcheint ſie in Trauerkleidern auf dem großen Thurme des Schloſſes Luſignan, das ſie hat bauen laſſen, und läßt dort Seufzer und Wehklagen hören.

Melzi d'Erile, Duca di Lodi, aus einer edeln ſpaniſchen Familie entſproſſen, hatte ſich ſeit lange in Mailand niedergelaſſen, nahm die Parthei der Franzoſen bei ihrem Einmarſche in dieſes Land, und wurde zum bevollmächtigten Miniſter der ciſalpiniſchen Republick bei dem Congreß von Raſtadt ernannt, wo er eine ausgezeichnete Rolle ſpielt. Er war es, der dem General Bonaparte die Schlüſſel von Mailand überbrachte, als er an der Spitze der Armee ſeinen Einzug in dieſe Stadt hielt. Nachher ſpielte er eine wichtige Rolle in der Conſulta zu Lyon 1802, und wurde zum Vicepräſidenten der neuen Regierung der italieniſchen Republik ernannt. Er bekleidete dieſe Stelle bis zum Jahr 1805, wo die Republik in ein Königreich umgeſchaffen wurde. Nach der Krönung Napoleons zum Könige von Italien ward er zum Kanzler-Siegelbewahrer ernannt, und empfing im J. 1808 den Titel eines Herzogs von Lodi. Als im J. 1814 die Cataſtrophe auch in Italien eintrat, bemühte er ſich, wiewohl vergebens, den Senat zu bewegen, den Prinzen Eugen zum König von Italien zu proclamiren, um, wo möglich, das Königreich Italien zu erhalten.

Membran heißt in der Anatomie jedes flache, hautförmige Organ, z. B. die Haut ſelbſt.

Memel, eine bekannte Handelsſtadt des Königreichs Preußen, in der jetzigen Provinz Preußen, an der Einfahrt in das curiſche Haff. Sie iſt die nördlichſte Stadt in Preußen, und nicht weit von der Gränze entfernt. Memel hat 630 Häuſer mit 6000 Einwohnern, welche einen lebhaften Handel treiben. Es giebt hier verſchiedne große Handelshäuſer. Der hieſige Hafen iſt gut, ſicher und wird durch die Feſtung vertheidigt. Es kommen jährlich einige hundert Schiffe in demſelben an. Außer Getraide, Hanf und Häuten wird beſonders guter Leinſaamen und Holz aus Litthauen von da ausgeführt. — Im J. 1807 wählte der königlich-preußiſche Hof dieſe Stadt zu ſeinem einſtweiligen Anfenthalte. — Memel iſt auch der deutſche Name des Fluſſes, den die Polen Niemen nennen. (S. d. Art.)

Memmi, eigentlich Martini (Simone), aus Siena, ein vorzüglich durch Petrarca verewigter Mahler, dem er Laura's Bildniß mahlte. Nach Einigen war er ein Schüler des Giotto, mit welchem ſeine Manier Aehnlichkeit hat, doch bemerkt man in Giotto's Werken nach Fiorillo mehr Zartheit der Farbenmiſchung und Reichthum der Erfindung. In der großen Capelle degli Spagnuoli in der Kirche S. Maria Novella zu Florenz, und im Campo Santo zu Piſa mahlte er große Fresken, ohne zur Abtheilung in Fächer, wie vorher geſchah, ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen.

Von seinen Verdiensten in der Miniaturmahlerei zeigt eine mit Figuren gezierte Handschrift des Virgil in der Ambrosianischen Bibliothek. Eine Eigenheit seiner Bilder ist die Nebeneinanderstellung von Figuren verschiedener Proportion auf derselben Fläche. Filippo Memmi war sein Schüler und Anverwandter.

Memnon, nach dem Mythus ein Sohn des Tithon und der Aurora und ein Bruder des Emathion. Nach Einigen war er König der Aethiopier, nach Andern der Assyrer. Zu Abydus in Aegypten erbaute er einen prächtigen Palast und ein Labyrinth; einen andern Palast zu Susa in Persien, welche Stadt von ihm auch den Beinamen Memnonia führte. Priamus, König von Troja, wußte ihn durch das Geschenk eines goldnen Weinstocks zu bewegen, ihm gegen die Griechen zu Hülfe zu kommen. Bei Troja verrichtete er mehrere tapfre Thaten, verwundete selbst den Achilles, wurde aber endlich von demselben erlegt. Auf Bitten der Aurora, ihren Sohn auf eine ausgezeichnete Weise zu ehren, ließ Jupiter aus seiner Asche eine unzählige Menge Vögel entstehen (Memnonsvögel), welche jährlich zu seinem Grabe zurückkehrten, hier mit einander kämpften und so gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Nach seinem Tode wurde er als Heros verehrt. Bei Theben sahe man seine zum Theil noch vorhandne Bildsäule, oder eigentlich zwei Bildsäulen, in colossaler Größe. Wenn die Sonne aufging und die Statue beschien, gab sie einen fröhlichen Klang von sich; ging sie unter, einen traurigen. Man erzählt sogar, daß sie Thränen vergossen und Orakelsprüche in sieben Versen ausgesprochen habe. Man hörte den Klang noch bis ins vierte Jahrhundert nach Christi Geburt. Beschreibungen dieser tönenden Memnonssäule und Nachrichten von dem gehörten Klange findet man bei Pausanias und Strabo und unter den Neuern bei Pococke und Norden. Ueber die Beschaffenheit dieser Säule und die Bedeutung der Erzählung vom Memnon sind von den Gelehrten sehr scharfsinnige Hypothesen aufgestellt worden.

Mémoire. Mit diesem Worte bezeichnet man im Allgemeinen, was zum Andenken einer Sache dient, dann eine schriftliche Vorstellung, einen Aufsatz zu Anregung eines Gegenstandes, Eingabe. Dann insbesondere I. Staatsschriften, denen die gewöhnlichen Förmlichkeiten alle, oder größtentheils, besonders die Besiegelung fehlen. Sie kommen bei Negotiationen der Minister häufig, bisweilen auch bei Antworten und Resolutionen der Herrscher vor, weil man durch diese Gattung von Schriften allen Rang- und Ceremonialstreitigkeiten auf eine feine Art ausweichen kann, und man unterscheidet drei Arten derselben: 1. die mit Anreden, Datum und Unterschrift versehenen, in denen der Abfasser von sich in der ersten, von dem, an den er sich wendet, in der zweiten Person spricht (Mémoires en forme de lettre); 2. solche, die zwar Anrede, Datum und Unterschrift enthalten, in denen aber der Schreibende von sich in der dritten Person spricht (Mémoires schlechthin); und 3. solche, die ohne Anrede, oft auch ohne Unterschrift sind, und worin vom Abfasser und Empfänger in der dritten Person geschrieben wird (Noten). Dergleichen Schreiben werden theils von den Höfen selbst, theils von deren Gesandten abgefaßt und übergeben. Es gehören zu den erstern a) Circularnoten an das Corps diplomatique, d. h. die an einem Hofe residirenden fremden Gesandten, um sie von etwas zu benachrichtigen, oder um et-

was zu ersuchen; gemeiniglich mit Unterschrift des Staatssecretärs oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten; ferner b) die Antworten eines Hofs an einen Gesandten auf dessen Memorial; c) die Noten an ein auswärtiges Staatsministerium oder den auswärtigen Gesandten, um solche nebst einem Mémoire zu übergeben. Die Denkschreiben der Gesandten an den Höfen, wo sie residiren, sind meist eigentlich sogenannte Mémoires, bisweilen auch blos Noten; en forme de lettre werden sie jetzt nicht mehr ausgefertigt. II. Unter historischen Mémoires versteht man solche Schriften, in denen Jemand selbst erlebte Geschichten zur Erinnerung für sich selbst aufgezeichnet hat; Denkschriften. Sie unterscheiden sich von einer vollständigen Geschichte oder Chronik dadurch, daß sie 1. nur Eine Begebenheit oder nur Eine Person zum Gegenstand haben; 2. daß deren Verfasser entweder selbst an der beschriebnen Begebenheit Theil genommen hat, oder doch der handelnden Person nahe genug war, um aus der reinsten Quelle schöpfen zu können, und 3. daß sie im bloßen Ton der Erzählung, aber einer zusammenhängenden Erzählung, und von Einem Verfasser geschrieben sind. Aus dem letztern Grunde macht man an sie keine Anfoderungen der Form und des Styls, wie an ein wirklich historisches Kunstwerk und gesteht ihnen zu, daß sie minder zusammenhängend und sorgloser im Ausdruck seyn können, obschon ihr Werth um so größer ist, je weniger sie von jener Erlaubniß Gebrauch machen, und zwar mit Leichtigkeit, aber ohne störende Nachlässigkeit erzählen. Ihr vielseitiger und mannichfaltiger Werth ist unläugbar. Sie liefern dem Forscher sehr interessante Details, entdecken oft die geheimsten Triebfedern, dringen in einzelne, oft für kleinlich erachtete und in allgemeinern Geschichtsbüchern vernachlässigte oder kaum mit furchtsamer Vorsicht durch Winke angedeutete Umstände ein, entwickeln geheime Anschläge und Entwürfe, von denen blos das letzte Resultat in die Geschichte aufgenommen zu werden pflegt, und dürfen in der Regel und unter gewissen Beschränkungen auf einen hohen Grad von Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Nicht weniger sind sie angenehm durch die rein sich aussprechende Individualität des Schreibenden, durch seine Art, die Begebenheiten zu betrachten (gesetzt auch, daß sie einseitig, beschränkt, ja selbst parteiisch seyn sollte, was einmal in der Natur solcher Schriften liegt), durch Originalität und Naivetät, Freimüthigkeit und Unbefangenheit des Urtheils, und durch Lebendigkeit und Anmuth der Darstellung. Durch diese Eigenschaften erhalten sie vor andern Gattungen historischer Schriften den Vorzug, daß sie den Dilettanten wie den Kenner befriedigen, jenen durch die reizende Nachlässigkeit ihrer Form, diesen durch den Werth ihres Inhalts, wenn es gleich nicht zu verkennen ist, daß in letzterer Rücksicht die historische Kritik bei denselben ein schweres Geschäft hat. Als die ältesten Mémoires betrachtet man gewöhnlich Cäsars Berichte von seinen Feldzügen, und auch aus dem Mittelalter kann man unter andern des Bischofs Ditmar Chronik (den neuern Ansichten über dieselbe zufolge) hieher rechnen; ihr eigentliches Vaterland aber ist Frankreich, in dessen historischer Literatur sie eine wahre Nationaleigenthümlichkeit sind, und wo sie vom Ende des 15. Jahrhunderts an immer häufiger werden. Besondre Erwähnung verdienen: Phil. de Comines Mémoiren, der die Geschichte Ludwigs XI. und Carls VIII. (1464—1498) mit bezaubernder naiver Einfachheit, in

lichtvoller und kunstloser Sprache und mit treuherzigen Betrachtungen und Ermahnungen an Fürsten erzählt (London 1747, 4 Bde. 4.). Martin du Bellay's durch ihre kraftvolle Darstellung und den in ihnen ausgesprochenen Nationalsinn merkwürdige Mémoiren gehen von 1513 — 1516 (Paris 1569 Fol., modernisirt herausgegeb. von Lambert, Paris 1753, 7 Bde. 8.). Blaise de Montluc ist in seinen Mémoiren (von 1521 — 1569, von Heinrich IV. die Soldatenbibel genannt, Paris 1746, 4 Bde. 12.) eben so offenherzig in seinem Selbsttadel als in seinem Selbstlobe; lebhafter und anschaulicher Vortrag ist verbunden mit dem einem alten Krieger eigenthümlichen Wortreichthum. Durch politische Redlichkeit in höchster Vollendung, Richtigkeit, Reife und Klarheit des Urtheils, so wie durch Würde und ruhevollen Vortrag zeichnet sich Michel de Castelnau (Mém. von 1559 — 1570, Brüssel 1731, 3 Bde. Fol.) aus. Brantôme's verrufene Mémoiren (Oeuvres, Paris 1787, 8 Bde. 8.) sind durch eine besondre Mischung von schamloser Naivetät mit cynischer Freimüthigkeit, durch geübten Scharfblick für Schwächen und Blößen, und durch flatterhafte Unstetigkeit des abgeschliffnen höfischen Wüstlings charakteristisch. Margarethe von Valois, Gemahlin Heinrichs IV., erzählt die Geschichte ihrer Jugendjahre (1561 — 1581) mit bezaubernder, wenn auch etwas gekünstelter Eleganz, weiblicher Feinheit und Gewandtheit, zugleich aber auch mit unverkennbarer Gutmüthigkeit (Haag 1715, 2 Bde. 8. deutsch, von Friedr. Schlegel, Leipzig 1803, 8). Audigné (1550 — 1600. Amst. 1623, 3 Bde. Fol.) ist bei aller Befangenheit, kecker an Schmähsucht gränzender Freimüthigkeit, und bei einem gesuchten, oft unverständlichen Ausdrucke ein für die Geschichte seiner Zeit höchst wichtiger, wenn auch mit kritischer Prüfung zu brauchender Schriftsteller. Maximilian de Bethune, Duc de Sully, gilt bei den Verhältnissen, in denen er lebte, und bei seiner anerkannten Rechtlichkeit in Allem, was Staatsangelegenheiten betrifft, als Zeuge vom ersten Rang, ob er gleich beschränkt und parteiisch, selbst unfreundlich und bitter in seinen Urtheilen über Menschen und Hofverhältnisse, und in seinem Vortrage nachlässig und oft ermüdend weitschweifig ist (Paris 1788, 6 Bde. gr. 8.). Rochefoucault, ein Großer von der feinsten Bildung und tiefer Menschenkenner, beschrieb die Unruhen der Fronde (1648 — 1652) mit Meisterhand, hat bei unverschleierter Parteilichkeit eine scharfsinnige und klare Darstellung und Entwickelung der Begebenheiten, treffende Charakteristik der Hauptpersonen, sprechende Lebendigkeit und naturgemäßes Colorit. Die Darstellung (in welcher er sehr unpassend oft mit Tacitus verglichen worden) ist schmucklos, männlich und gedankenreich, die Sprache rein, abgemessen und gedrungen (Trevoux 1754, 2 Bde. 12. Paris 1804, 18.). Des Cardinals de Retz Mémoiren (Genf 1777, 7 Bde. 12. deutsch. Jena 1798 — 1800, 3 Bde. 8.) haben für den, der psychologische Kritik anzuwenden versteht, große Glaubwürdigkeit, die Charakteristik ist sprechend und verräth den geübten und tiefblickenden Kenner, die Darstellung ist geistreich, witzig, reich ausgestattet mit gehaltvollen Reflexionen, und die Sprache hat alle Nachlässigkeit der feinern Umgangssprache und viel natürliches Feuer. Aus der unzählbaren Menge der übrigen Mémoiren können hier nur noch kurz erwähnt werden: die von Joinville, welche sich durch Naivetät auszeichnen, die von d'Etrées, de Brienne, de Torcy und Mon-

lyon, intereſſant für die Kunſt zu negociren, ferner die Mémoiren von St Simon (1791) und Duclos (ſ. d. Art.), die Mémoires du Général Dumouriez (Hamb. 1794 2 Bde. 8.) Mémoires de Mad. D'Epinay; die unter dem Titel: Considérations, erſchienenen Mémoires de Mad. de Staël sur les principaux événemens de la révolution; Mémoires de la Roche Jacquelin; Mémoires de Dangeau u. v. A. Späterhin brauchte man dieſes Wort auch von ſolchen Schriften, welche von andern ſowohl zum Tadel (Mém. de l'Abbé Terrai. Lond. 1776, 8.; Mém. de Custine. Hamb. 1795. 2 Bde. 8.) als zur Vertheidigung (Mém. du Duc de Choiseul. Paris 1790, 2 Bde. 8.; Mém. du ministère du Duc d'Aiguillon. Paris 1792, 8.) berühmter und einflußreicher Perſonen geſchrieben waren. Größere Sammlungen von Mémoiren ſind: Collection universelle des mémoires particuliers relatifs à l'hist. de France. Londres 1785. ff. 8.; Mémoires du règne de Louis XV. Paris 1791, 28 Bde. 12. und Friedr. Schillers allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Memoiren vom 12. Jahrhundert bis auf die neueſten Zeiten. Jena 1790. ff. 8. Als deutſche Memoiren können angeſehen werden Dohms Denkwürdigkeiten ꝛc. III. Auch kurze gelehrte Abhandlungen, beſonders die in gelehrten Geſellſchaften vorgeleſenen Denkſchriften, werden mit dieſem Namen belegt. Die Mémoires de l'Académie des inscriptions et belles lettres und mehrere andre Sammlungen dieſer Art ſind alldekannt. A—s.

Memoria (lat.), das Gedächtniß; daher Pro Memoria (P. M.) zur Erinnerung. — Memorabilien, Denkwürdigkeiten (z. B. des Socrates von Xenophon). — Memorial, eigentlich ein Handbuch, Protokoll, dann Erinnerungsſchrift, Bittſchrift; auch ſo viel wie Manual (ſ. Buchhalterei).

Memoriren, ſ. Gedächtniß.

Memphis, ehemals Hauptſtadt von Mittelägypten, nach Theben die Hauptſtadt Aegyptens und die zweite Reſidenz der ältern Könige, auf der Weſtſeite des Nils gelegen. Sie wird als eine Colonie von Theben angeſehen, und war ein ſehr mächtiger, in manchen Zeitaltern der wichtigſte und herrſchende Prieſterſtaat in Aegypten, und zwar zu Joſephs Zeiten blühend. Als Erbauer wird Menes genannt. Die Stadt war groß, reich und prächtig. Mehrere Tempel, z. B. des Phtha, und Paläſte zierten ſie. Nach und nach aber ſank ſie von ihrer Höhe herab, und im 7. Jahrhundert eroberten und zerſtörten ſie die Sarazenen. Jetzt kann man die Stelle, wo ſie geſtanden, nicht mehr mit Gewißheit angeben.

Menage (Gilles), ein bekannter franzöſiſcher Gelehrter, geboren zu Angers im J. 1613, zeigte früh Neigung für die Wiſſenſchaften. Nach Vollendung ſeiner Studien wurde er königlicher Sachwalter an ſeines Vaters Stelle, gab aber bald, aus Abneigung gegen die juriſtiſche Laufbahn, ſeinem Vater dieſen Poſten zurück. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande, bekam einige Pfründen, widmete ſich ganz dem Studium der ſchönen Künſte, und bezog das Kloſter Notre-Dame, wo er eine Geſellſchaft von Gelehrten eröffnete, welche alle Mittwoche zuſammenkam, und die er ſeine Mercuriale (Verſammlung zur Abſtellung von Mißbräuchen) nannte. Sie beſtand gegen vierzig Jahre. Menage beſaß viel Kenntniſſe und ein ungeheures Gedächtniß. Die italieniſche

Sprache hatte er so inne, daß er mit Leichtigkeit darin versificirte. Seine italienischen Gedichte verschafften ihm die Aufnahme in die Academia della Crusca. Er würde auch in der französischen Akademie eine Stelle erhalten haben, wenn er nicht in seiner Requête des Dictionnaires (einer satirischen Bittschrift der Wörterbücher gegen das Ausmerzen vieler Wörter) das Dictionnair derselben spöttisch angegriffen hätte. Menage hatte im Allgemeinen die Laune eines bittern und anmaßenden Pedanten. Sein Leben war ein beständiger Krieg; er hatte sich durch seinen streitsüchtigen Charakter zahlreiche Feinde unter seinen Zeitgenossen zugezogen. Menage hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen. Seine Ausgabe des Diogenes Laertius ist mit sehr geschätzten Anmerkungen begleitet. Sein Dictionnaire étymologique ou Origines de la langue française (letzte Ausgabe von Jault in 2 Bd.) und seine Origines de la langue italienne (1685 in Fol.) enthalten viel Nützliches, aber auch eine Menge falscher und gezwungner Etymologien. Unter seinen Satiren gegen Montmaur ist die Metamorphose dieses Pedanten in einen Papagei die beste. Seine lateinischen, italienischen, griechischen und französischen Poesien sind ziemlich werthlos. Er starb 1690. Nach seinem Tode erschienen Menagiana, erst in einem, dann in vier Bänden, deren Werth sehr ungleich ist.

Menagerie (franz. von Ménage), eigentlich die Führung der Haushaltung. Man nennt so eine Anstalt, in welcher verschiedene Bedürfnisse für die Haushaltung eines großen Herrn gezogen werden, auch eine Anstalt, in welcher seltene ausländische Thiere unterhalten werden. Die vorzüglichsten Menagerien in der letzten Bedeutung sind zu Paris und Wien. Sehr berühmt war auch ehemals die Menagerie in Stuttgart unter König Friedrich und in früherer Zeit im Haag. Dergleichen Anstalten sind für die Naturgeschichte von Wichtigkeit, weil eine Menge von Eigenschaften der Thiere sich nur durch vielfache und genaue Beobachtung, die in der Wildniß nicht möglich ist, wahrnehmen lassen, wiewohl nicht unbeachtet bleiben darf, daß in der Gefangenschaft und unter einem fremden Clima jedes Thier seine Natur und seinen Charakter mehr oder weniger verändert.

Menander, der berühmteste unter den griechischen Lustspieldichtern der neuern Komödie, war ein Sohn des Diopethis und der Hegesistrate, und im dritten Jahre der 109ten Olympiade zu Athen geboren. Er starb in einem Alter von 52 Jahren. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Die Vortrefflichkeit seiner Komödien, deren Anzahl sich auf mehr als hundert belief, bezeugen die Alten; um so mehr ist es zu bedauern, daß wir außer einigen Fragmenten (Menandri et Philem. reliquiae ed. Clericus, Amsterd. 1709, 8. und in Brunck poetis gnomicis) nichts von ihm übrig haben. Terenz hat ihn häufig nachgeahmt.

Mendelssohn, s. Moses Mendelssohn.

Mendoza (Don Diego Hurtado de), nach Juan Boscan Almogaver und Garcilaso de la Vega der Zeit nach der dritte unter den spanischen Classikern, zugleich berühmt als Staatsmann und Feldherr in dem glänzenden Zeitalter Carls V., aus dem alten Hause Mendoza, das mehrere ausgezeichnete Gelehrte und Staatsmänner zählt, war geboren zu Granada im J. 1503 oder 1504, und starb zu Valladolid 1575. Als Dichter und Geschicht-

schreiber half er den Ruhm der castilianischen Literatur gründen; im Fache der Romane gab er dem Nationalgeschmack eine entscheidende Richtung; aber als Geschichtschreiber gewann er keinen Einfluß auf den Zeitgeist, so wenig als sein öffentliches Leben die reinmenschlichen Gefühle des Dichters, den redlichen Wahrheitssinn des denkenden Kopfs, und den hellen Blick des erfahrnen Weltmanns beurkundet hat. Er handelte im Geiste seiner Nation, hart, grausam und unterdrückend, stolz gegen Fremde, ein furchtbares Werkzeug der Machtpolitik seines Hofes. Bei seltnen Talenten und vertraut mit der alten und neuen Literatur, selbst mit der hebräischen und arabischen Sprache, zeigte er in den wichtigen Staatsdiensten, zu welchen ihn Carl V. berief, nicht den Character der Humanität, sondern den des Zeitalters der Inquisition, der Auto da Fe's, der Soldatenherrschaft, der Mißhandlung der Völker und des Maschiavellismus der Höfe. Der geistvolle, gelehrte, witzige Don Diego hatte kaum die Universität Salamanca verlassen, als ihn Carl V. als Gesandten nach Venedig schickte, hierauf als kaiserlichen Bevollmächtigten auf die tridentinische Kirchenversammlung, dann im J. 1547 als Botschafter an den päpstlichen Hof, wo er in ganz Italien alle diejenigen verfolgte und unterdrückte, welche noch einige Liebe zu der alten Freiheit ihres Vaterlandes zu erkennen gaben. So unterwarf er, als Generalcapitän und Statthalter von Siena, diese Republik, die letzte aus Italiens Mittelalter, der Herrschaft von Cosmus I. Medicis, unter spanischer Lehnshoheit. Mit dem eisernen Scepter der Gewalt erdrückte Mendoza den Sinn der Toskaner für Volksrecht und Freiheit. Verhaßt den Liberalen, verabscheut von Paul III., den er in Rom selbst zu demüthigen den Auftrag hatte, herrschte Don Diego nur durch Todesstrafen, und obgleich unaufhörlich von den Dolchen der Mörder bedroht, die er sowohl durch Gewaltmißbrauch, als durch seine vielen Liebesabenteuer in Rom gegen sich aufgereizt hatte, behauptete er sich dennoch bis 1554, in welchem Jahre Carl V. von den wiederholten Klagen aller seiner italienischen Unterthanen, deren Haß zuletzt von dem Minister auf den Monarchen selbst überging, ermüdet, ihn an seinen Hof zurückberief. — Mitten unter den Entwürfen einer tyrannischen Gewalt war Mendoza fortwährend in Italien mit literarischen Nachforschungen, besonders mit dem Sammeln griechischer Manuscripte und Alterthümer, eifrig beschäftigt. Er sandte deshalb auf den Berg Athos Gelehrte, die in dem dasigen Kloster alte Handschriften aufsuchten; auch benutzte er zu diesem Zwecke das Ansehn, in welchem er am Hofe Solimans stand. — Nach Carls V. Abdankung lebte er an Philipps II. Hofe. Hier gerieth er einst wegen eines Liebeshandels mit einem seiner Nebenbuhler in Streit. Dieser zog gegen den alten Staatsrath den Dolch, aber Don Diego umfaßte seinen Gegner und warf ihn von dem Erker des Schlosses auf die Straße. Er kam darüber ins Gefängniß, wo er Liebesklagelieder dichtete. Hierauf ward er nach Granada verwiesen, wo er mit Aufmerksamkeit den Gang des Aufstandes der Mauren in dem Alpujarra-Gebirge beobachtete, und die Geschichte desselben schrieb, ein Werk, das noch jetzt als eins der ersten Geschichtswerke in Spanien geachtet wird. Noch beschäftigte er sich bis zu seinem Tode mit der Uebersetzung und Erklärung eines Werks von Aristoteles. Seine Bibliothek vermachte er dem Könige; sie ist eine der Zierden des

Escurials. Ueber seinen Werth als Schriftsteller vergleiche man Bouterwek und Sismondi. In der poetischen Epistel gab er seinen Sprachgenossen das erste gute Muster. Die meisten sind dem Horaz nachgebildet, in einem kräftigen Geiste leicht gedichtet, und verrathen den welt- und menschenkundigen Mann; andere schildern das häusliche Glück und die sanfteren Empfindungen mit so viel Gefühl und Zartheit, daß man in ihnen den Tyrannen von Siena nicht wieder erkennt. Seinen Sonetten fehlt, bei reinem, edlem Ausdruck, Anmuth und Wohllaut. Seine Canzonen sind oft dunkel und gesucht. In den Formen der spanischen Poesie, in den redondillas, quintillas und villancicos, hat er frühere Dichter an Feinheit des Ausdrucks übertroffen. Seinen Satiren, oder burlescas, wurde von der Inquisition der Druck versagt. Als Prosaiker hat Mendoza Epoche gemacht. Man nennt ihn den Vater der spanischen Prosa, wenn anders diese ohne freies Denken überhaupt vorhanden seyn kann. Sein komischer Roman Lazarillo de Tormes, den er als Student schrieb, und den ein gewisser Luna mit einem zweiten Theile vermehrte, ist in die Sprachen des Auslandes übersetzt. (Vida de Lazarillo de Tormes. Tarrag. 1536. 12. fortgesetzt von Henr. de Luna. Zarag. 1652. 12.) Der Held des Romans ist ein Bettler, von der Classe der verschmitzten Landstreicher, die in Spanien ein Gegenstand des Volkswitzes geworden sind. Der Dichter hat das Volksleben der Spanier in seiner verschiedenen Abstufung mit Fieldings Geist in der frischesten Lebendigkeit dargestellt. Die vielen Nachahmungen des Lazarillo de Tormes brachten in der spanischen Literatur eine eigene Gattung hervor, die man el Gusto Picaresco (den Geschmack am Schelmischen) nannte. Auch war dieser echtkomische Roman das letzte spanische Buch, in welchem die Inquisition angegriffen wird. Das zweite Meisterwerk Mendoza's, die Geschichte des Krieges von Granada, ist nicht unähnlich den Geschichtswerken des Sallust und Tacitus. Die Erzählung ist einfach, der Ausdruck bisweilen fast zu gewählt. Man erkennt überall den großen Staatsmann. Mendoza urtheilt nicht selbst, aber man sieht es aus dem Ganzen, daß Philipps Härte und Willkühr die Mauren zur Verzweiflung getrieben hat. Daher erlaubte die spanische Regierung den Druck dieses Werks nicht eher als 1610, mit großen Weglassungen. Die erste unverstümmelte und vollständige Ausgabe erschien 1776. (Guerra de Granada. Valencia 1776. 4.) Graf Pontalegre hat Mendoza's sämmtliche Werke zu Valencia 1776 herausgegeben.

Menelaus, ein Sohn oder Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon. Von seinem Schwiegervater Tyndareus, mit dessen Tochter Helena er sich vermählt hatte, bekam er das Königreich Sparta. Er befand sich auf Creta, um seines mütterlichen Großvaters Creteus Verlassenschaft zu theilen, als Paris ihm seine reizende Gemahlin Helena mit einem Theil seines Schatzes und einigen Sklavinnen entführte und nach Troja brachte. Auf die Nachricht davon begab sich Menelaus mit dem Palamedes nach Troja, um Genugthuung zu fodern, und da diese verweigert wurde, foderte er die griechischen Fürsten auf, ihrem Versprechen gemäß die Beleidigung zu rächen. Er selbst führte 60 Schiffe nach Troja und zeigte sich als einen tapfern Streiter. Homer giebt ihm einen Beinamen wegen seines lauten Rufs in der Schlacht (βοη-

ayaθος). Nach der Eroberung Troja's nahm Menelaus die Helena wieder zu sich, um mit ihr die Rückkehr in sein Vaterland anzutreten. Acht Jahre irrte er umher, ehe er seine Heimath erreichte. Er kam zunächst nach Tenedos, dann nach Lesbos und Euböa; aber von Stürmen und Ungewittern umhergetrieben, mußte er in Cypern, Phönicien, Aegypten und Lydien landen und oft verweilen. Endlich belehrte ihn auf der Insel Pharus an der ägyptischen Küste der alte Proteus, den er mit Hülfe der Eidothea, seiner Tochter, im Schlafe überfiel, auf welchem Wege er heim gelangen müsse. Dieser prophezeite ihm zugleich, daß er nicht sterben, sondern als ein Götterheld und der Helena Gemahl lebendig in Elysium werde versetzt werden.

Menestrels, Menetriers, s. Provençalen und Troubadour.

Mengs (Anton Rafael), einer der ersten Künstler des 18. Jahrhunderts, wurde zu Aussig in Böhmen im J. 1728 geboren, und ist zugleich das einzige Beispiel, daß ein Künstler bei einer strengen und geisttödtenden Erziehung zu einer so hohen Vollkommenheit gelangen konnte. Sein Vater, Ismael, ein mittelmäßiger Künstler, war in Dänemark geboren, und von August III. nach Dresden als Mahler berufen worden. Er hatte mehrere Kinder, die er tyrannisch behandelte. Den jungen Anton Rafael wollte er schlechterdings zu einem Künstler bilden, und bediente sich dazu einer höchst sonderbaren Methode, die nur bei einem Talent, wie das seines Sohnes war, glücklich ausschlagen konnte. Schon vom sechsten Jahre an mußte der junge Mengs sich täglich und stündlich im Zeichnen üben, ohne die seinem Alter zukommenden Vergnügungen genießen zu dürfen; einige Jahre später unterrichtete ihn sein Vater schon in Oel-, Miniatur- und Email-Mahlen. Fast kein Augenblick zur Erholung war ihm vergönnt; der Vater gab ihm gewisse, in der bestimmten Zeit kaum zu vollendende Arbeiten auf, und züchtigte ihn hart, wenn sie nicht fertig waren. Ging der Vater aus, so schloß er seinen Sohn ein, um jede mögliche Störung zu vermeiden. Auf diese Weise hatte sich dieser in den ersten Regeln der Kunst schon festgesetzt, als sein Vater Dresden verließ, und ihn im J. 1741 mit sich nach Rom nahm. Von den Meisterwerken der alten Sculptur ließ er ihn zu den genialen Arbeiten des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle übergehen, und hierdurch vorbereitet, endlich den göttlichen Rafael in seinen unerreichten Werken im Vatican studiren. Früh führte ihn dann der Vater in den Vatican, ließ ihn dort bei einer Flasche Wasser und etwas Brot zurück, und holte ihn erst Abends wieder ab. Zu Hause wurden noch die schärfsten Prüfungen der Studien des verflossnen Tages vorgenommen. Bei einer so strengen Erziehung war es natürlich, daß Mengs für die äußere Welt völlig ungebildet blieb. Eine gewisse Schüchternheit, eine Vernachlässigung der äußern Verhältnisse mußte aus der Unbekanntschaft mit der Welt hervorgehen, und diese wurde auch in der Folge für ihn selbst und seine Familie auf manche Weise verderblich. Im J. 1744 kehrte sein Vater mit ihm nach Dresden zurück. Der König August III., der das durch mehrere Pastellarbeiten schon bewährte Talent des jungen Künstlers anerkannte, ernannte ihn bald darauf zum Hofmahler. Dabei bedung sich der junge Mengs aus, wieder nach Rom zurückkehren zu dürfen, wohin ihn auch sein Vater zum zweitenmal

begleitete. Dort erneuerte er seine frühern Studien, besuchte die Akademie, die anatomischen Stunden im Hospital Spirito santo u. s. w. Im J. 1748 trat er zuerst mit eignen größern Compositionen auf, die den ungetheiltesten Beifall erhielten. Besonders vortrefflich war eine heilige Familie, die er dort aufstellte. Ein schönes Bauernmädchen, das im Beiseyn der Mutter ihm zum Modell diente, gewann durch ihr Betragen seine Liebe so, daß er zur catholischen Kirche übertrat, und sich mit ihr vermählte. Im folgenden Jahre kehrte er nochmals nach Dresden zurück. Sein Vater blieb zwar in Rom, behielt aber des Sohns ganze Baarschaft, Haushalt u. s. w. In Dresden ernannte ihn der König an die Stelle des in sein Vaterland zurückgekehrten Sylvester zum ersten Hofmahler mit Erhöhung seines Gehaltes auf 1000 Rthlr. — Als im Jahr 1751 die catholische Capelle eingeweiht werden sollte, erhielt der junge Mengs Auftrag zu Fertigung des Gemähldes auf dem Hochaltar, und auf sein Verlangen auch die Erlaubniß, nach Rom zurückkehren zu dürfen, um es daselbst zu arbeiten. Nach seiner Ankunft in Rom übernahm er indessen für den Lord Percy die Verfertigung einer Copie von Rafaels Schule von Athen. Darauf verzögerte der siebenjährige Krieg, weil während desselben sein Gehalt ausblieb, die Vollendung des Altarblattes (welches erst in Spanien fertig wurde). Denn er mußte andre Arbeiten übernehmen, um sich ernähren zu können. So nahm er im J. 1754 die Direction der neuerrichteten Mahlerakademie auf dem Capitol an. Dann übertrugen ihm die Cölestinermönche 1757 die Decke in St. Eusebio zu mahlen. Diese seine erste Frescoarbeit wurde wegen ihrer dem Zeitgeist zuwiderlaufenden Einfachheit in der Composition nicht mit allgemeinem Beifall belohnt. Spälerhin mahlte er für den Cardinal Albani in dessen Villa ein Deckengemählde, den Apoll und die Musen darstellend, welche Arbeit neben den Meisterwerken der italienischen Künstler ihren Ruhm stets behaupten wird; ferner für Privatpersonen verschiedene Oelgemählde, eine Cleopatra, eine heilige Familie, eine Magdalena u. s. w. Um diese Zeit kam ein junger Engländer, Webb, nach Rom, dem unser Mengs seine Ideen über die Kunst mittheilte. Webb hat diese Ideen in seinen Untersuchungen über die Schönheit für die seinigen ausgegeben und mittelst dieses Plagiats sich berühmt gemacht. Im J. 1761 folgte Mengs dem Ruf des Königs Carl III. nach Spanien, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Er unternahm mehrere Arbeiten für den König, und trug bald über seine heftigsten Nebenbuhler, Giaquinto von Neapel und Tiepolo, einen Venetianer, den Sieg davon. Unter seinen dort ausgeführten Werken haben ganz besonders eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme seinen Ruhm gegründet. Auch bei der dortigen Akademie suchte er Verbesserungen einzuführen, bis die Kabalen seiner Gegner ihn nöthigten, sich vom König im J. 1770 einen Urlaub zu erbitten, um in Italien seine Gesundheit wieder zu stärken. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Florenz kam er in Rom an, und mahlte unter andern daselbst für den Papst ein großes allegorisches Deckengemählde in der Camera de' papiri, oder dem Zimmer der venetianischen Bibliothek, worin die Handschriften aufbewahrt werden. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach Madrid zurück. Sein nach dieser Zeit gefertigter Plafond im Speisesaal des Königs, worin er die Vergötterung des Trajan und den Tempel des Ruhms darstellte, wird immer

sein Hauptwerk bleiben. Nach einem Aufenthalte von zwei Jahren begab er sich seiner Gesundheit wegen wieder nach Rom, erhielt aber vom Könige von Spanien fortwährend einen Gehalt von 3000 Scudi. In Rom verlor er 1778 seine Gattin, mit der er in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Seine Gesundheit wurde nach der Zeit immer schwächer, da er auch während seiner Krankheit unermüdet fortarbeitete, und er beschleunigte seinen im J. 1779 erfolgten Tod noch dadurch, daß er in einem Anfall von Aengstlichkeit seine Zuflucht heimlich zu einem Quacksalber genommen hatte. Unter Begleitung einer großen Menge Künstler wurde Mengs in S. Michele Grande an seiner geliebten Margaretha Seite in der Gruft beigesetzt, die er einige Jahre früher für sich hatte bereiten lassen. Acht Tage später kam ein Diplom an, worin der König von Neapel ihn zu Errichtung einer Akademie dahin berief. Mengs war von mittler Statur, hager, in seiner Jugend von schöner Gesichtsbildung; sein Temperament war lebhaft, sogar heftig, dabei besaß er aber eine ausgezeichnete Gutmüthigkeit und Lenksamkeit. Er war sehr wohlthätig und unterstützte besonders viele junge Künstler. Von seinen 20 Kindern lebten zur Zeit seines Todes nur sieben; auf ihre Erziehung hatte er von jeher die größte Sorgfalt und große Summen verwendet. Dieses sowohl, als seine Liebe für die Kunst, die ihn verleitete, Handzeichnungen berühmter Meister, Vasen, Gypsabgüsse (eine Sammlung schenkte er der königlichen Akademie in Madrid; das vorher in Rom befindliche Exemplar ist nach Dresden gekommen), Kupferstiche u. s. w. oft für hohe Summen zu erkaufen, ferner seine immerwährenden Reisen, seine vornehme Lebensart u. s. w. hatten die großen Summen, die er verdiente (in den letzten achtzehn Jahren über 180,000 Scudi), aufgezehrt. Seiner Familie nahmen sich jedoch seine vornehmen Freunde und Verehrer an. Wie sehr Mengs geschätzt wurde, beweist schon, daß ihm zwei prächtige Denkmale gesetzt wurden, das eine vom Ritter Azara an Rafaels Seite, das andre in der Peterskirche von der Kaiserin von Rußland. Seine Composition und Gruppirung ist höchst einfach, edel und studirt (vielleicht auch zuweilen gesucht). Seine Zeichnung ist immer richtig, gewählt und ideal; ja es besteht in der Schönheit der Form, auf welche sein Bestreben vorzüglich gerichtet war, sein allergrößtes Verdienst. Im Ausdrucke hatte er stets den hierin unübertrefflichen Rafael zum Vorbild genommen, und darin eine hohe Stufe der Vollkommenheit erreicht, wie denn auch sein Geschmack in den Gewändern und Nebensachen von dem tiefsten Studium der Natur und seiner großen Vorgänger zeugt. Sein Colorit, besonders in den Frescogemählden, ist in aller Art vortrefflich, auch in seinen besten Oelgemählden kräftig, klar und oft in Tizians Geschmack. Er impastirte stark und mahlte mit einem leichten fertigen Pinsel; dennoch aber sind seine Farben wieder so in einander verschmolzen, daß man die Art und Weise, wie er die Farben behandelt hat, oft gar nicht ergründen kann, und seine meisten Werke sind mit großer Sorgfalt und Liebe vollendet. Im Unterricht war er streng, machte aber seine Schüler mehr auf die begangnen Fehler aufmerksam, als daß er sie auf die noch fehlenden Schönheiten hinwies; ließ also jeden seiner Schüler auf dem Weg, den er sich selbst gewählt hatte, gehn. Obgleich seine vortrefflichsten Arbeiten, die Fresken, sich in Spanien und in Rom befinden, so besitzt doch auch Deutschland, vornehmlich an dem Al-

tarblatt in der königlichen Capelle in Dresden, die Himmelfahrt Christi vorstellend, und an kleinern Bildern in derselben Kirche, die Madonna col bambino und Jacobs Traum, ferner in dem weltbekannten Amor, der in Pastell ausgeführt ist, einige der Hauptwerke des großen Künstlers. Höchst belehrend sind auch seine Schriften in italienischer, spanischer, französischer und deutscher Sprache; — (italienisch herausgegeben vom Ritter d'Azara, Bassano 1783), besonders seine Beurtheilungen der Schönheiten in Rafaels, Correggio's und Tizians Werken. Sein Freund, der berühmte Winkelmann, soll ihm bei der Ausarbeitung derselben gute Dienste geleistet haben. Mengs hatte noch zwei Schwestern, welche unter der strengen Anleitung ihres Vaters sich ebenfalls zu geschickten Miniaturmahlerinnen bildeten. Die eine derselben, Therese, heirathete den Mahler Antonio de Maron, einen braven Schüler ihres Vaters, und starb zu Rom 1806 im 81. Jahre. BC.

Meninski (Franz a Mesgnien), Ritter von Jerusalem, erster kaiserlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen zu Wien, war 1623 in Lothringen geboren und starb 1698. Seine ausgebreitete Gelehrsamkeit in den Sprachen des Orients hat ihn mit Recht berühmt gemacht. Er studirte zu Rom unter Giattino, und begleitete in einem Alter von 30 Jahren aus Neigung den polnischen Gesandten nach Constantinopel. Hier erwarb er sich eine so vollkommne Kenntniß der Sprache, daß ihm der Platz eines ersten Dolmetschers bei der polnischen Gesandtschaft in Constantinopel anvertraut wurde. Der Credit, den er sich in diesem Amte erwarb, machte, daß er bis zum Gesandten stieg. Er erhielt das polnische Indigenat und verwandelte jetzt seinen Familiennamen Menin in Meninski. Im J. 1661 begab er sich nach Wien, und trat als Dolmetscher in die Dienste des Kaisers; im J. 1669 machte er die Reise nach Jerusalem, um das heilige Grab zu besuchen, und trat in den Orden der Ritter dieses Namens. Meninski hat sich um das Studium der arabischen, persischen und türkischen Sprache durch seinen Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico - persico - turcicum die größten Verdienste erworben. Dieses Werk erschien 1780 und 87 zu Wien in 4 Foliobänden, deren letzter das Onomasticon einnimmt. Gewöhnlich kommen nur die drei ersten Bände vor. Sie werden jetzt von den Gelehrten weniger gesucht, seitdem eine zweite, von dem Herrn von Jenisch bearbeitete und um mehr als das Doppelte vermehrte Auflage in 4 Foliobänden (Wien, 1780 — 1802) erschienen ist. Außerdem hat er eine Grammatik über die genannten drei Sprachen und einige Streitschriften verfaßt.

Mennige (Bleizinnober, minium), ein rother Bleikalk, der als Farbe, Glasur und Arzneiwaare benutzt wird und besonders zu Rollhofen in der Pfalz, auch zu Chesterfield und Wirkesworth in Derbyshire, zu Tschopau in Sachsen gebrannt wird. Man schlemmt zu dem Ende das Massicot oder Bleigelb (was durch sechzehnstündiges Glühen des Bleies in dem Mennigofen erhalten wird), trocknet und erhitzt es darauf 48 Stunden lang, ohne zu glühen, in irdenen Töpfen. Die erhaltene Mennige ist hoch gelbroth und schuppigpulverig, aber gleich dem Blei ein schleichendes Gift. F.

Menno (Simonis), geb. 1505 zu Witmarsen in Friesland, trat aus dem catholischen Priesterstande 1536 zu den Wieder-

täufern, sammelte die nach Beilegung der münsterschen Unruhen zerstreuten Haufen derselben in wohlgeordnete Gemeinden, die er durch Milderung ihres Fanatismus der öffentlichen Duldung zu empfehlen und mit den Einrichtungen der weltlichen Obrigkeit auszusöhnen wußte. Seine vieljährigen Wanderungen durch ganz Holland und Norddeutschland bis Liefland brachten seine Lehre in Umlauf und viele, denen die protestantischen Kirchen in der Verbesserung des Glaubens und der Sitten nicht weit genug zu gehen schienen, zu seiner Partei. Außer einigen unfruchtbaren Grübeleien über die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die er, wahrscheinlich durch den Streit über die leibhafte Gegenwart Christi im Abendmahl veranlaßt, als eine ohne körperliche Mitwirkung Mariens in ihrem Mutterleibe erfolgte unmittelbare Schöpfung darzustellen versuchte, und der den Taufgesinnten eigenthümlichen Meinung, daß nur unterrichtete Christen getauft werden dürften, stimmt Menno's Glaubenslehre mit der reformirten überein; in Rücksicht der Pflichtenlehre hat er, ohne das Charakteristische seiner Partei — die strengere Kirchenzucht und die Verweigerung des Eides und der Theilnahme an Kriegsdiensten und obrigkeitlichen Aemtern — zu verläugnen, doch ihren Dünkel von besonderer sittlichen Vollkommenheit und ihre theokratischen Begriffe so weit gemäßigt, daß sie durch ihn der bürgerlichen Gesellschaft wiedergegeben und zur Verträglichkeit mit Andersdenkenden geneigter wurden. Menno starb 1561 zu Oldesloe im Holsteinischen, und die deutschen und holländischen Taufgesinnten legten sich nach ihm den Namen Mennoniten bei; jedoch blieb der Name Taufgesinnte der allgemeinere, weßhalb eine nähere Schilderung der Schicksale und Eigenthümlichkeiten dieser Religionsgesellschaft unter diesem Artikel zu suchen ist. E.

Mensch. Die Naturgeschichte des Menschen ist noch so sehr in ihrer Kindheit, daß es unmöglich ist, irgend etwas Vollständiges über diesen Gegenstand zu liefern. Unter den organisirten Wesen unsrer Erde gebührt dem Menschen ohne Widerrede der erste Rang. Durch seinen Körper, in welchem wir das Bild der Schönheit und Vollkommenheit erblicken, noch mehr aber durch seine geistigen Kräfte ragt er weit über alle seine Mitgeschöpfe hervor. — Der Mensch gehört in die Klasse der Säugthiere, deren erste Ordnung er allein einnimmt. Viele Merkmale im Körperbau unterscheiden ihn von den übrigen Säugethieren, selbst von den menschenähnlichsten Affen. Dahin gehört der aufrechte Gang, der dem Affen nur möglich, nicht natürlich ist. Daß er hingegen dem Menschen natürlich sey, beweist der ganze Bau seines Körpers. Die Beine sind viel höher als die Arme; das Gelenk am Ellbogen biegt sich nach dem Leibe zu, welches nur bei aufrechter Stellung und einem andern Gebrauch der Hände und Arme nützlich seyn kann. Ferner sind die ähnlichen und gleichliegenden Knochen, Bänder und Muskeln der Beine dicker und stärker als die ähnlichen und gleichliegenden der Arme. Die festen zusammengewölbten Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein zeigen die Bestimmung desselben zum Tragen des ganzen Körpers offenbar; dagegen die kleinere, biegsamere und weniger feste Handwurzel augenscheinlich zu ganz andern Zwecken eingerichtet ist. Insonderheit aber schickt sich der Bau des Rückgraths nur für eine aufrechte Stellung. Die untern Wirbelbeine desselben sind breiter

als die obern, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben als jene. Die Art der Verbindung der Rückgraths ist endlich so beschaffen, daß der Mensch seine Augen nur bei der aufrechten Stellung gehörig brauchen kann. Ein in die Augen fallendes Unterscheidungsmerkmal des Menschen ist das stark hervorragende Kinn. Die aufrechte Stellung der untern Schneidezähne ist ebenfalls nur dem Menschen eigen. Insonderheit aber zeigt die Sprache, oder das Vermögen, seine Gedanken durch articulirte Töne zu bezeichnen und sie einem Andern auf diesem Wege mitzutheilen, das dem Menschen vor allen übrigen Geschöpfen der Vorrang gebühre. Hierdurch entsteht eine mächtige Scheidewand zwischen beiden. Die Organe zum Sprechen fehlen, wie Camper gezeigt hat, dem Orang-Outang gänzlich, so daß an die Möglichkeit, diesem Thiere Sprache beizubringen, nicht gedacht werden darf. Außerdem lassen sich noch mehrere Unterschiede zwischen dem Menschen und den Thieren auffinden. Dahin gehört seine natürliche Blöße und Wehrlosigkeit, seine späte Reife und Mannbarkeit. Ob das Lachen und Weinen dem Menschen allein angehöre, ist zweifelhaft. Was die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit der Menschen unter einander selbst betrifft, so ist es zwar bekannt, daß es beträchtliche Verschiedenheiten unter ihnen in den verschiednen Himmelsstrichen giebt; allein keine kann wesentlich genannt werden; alle, auch die auffallendsten, lassen sich, wie bei andern Gattungen organisirter Geschöpfe, als aus natürlichen Ursachen nach und nach entstanden erklären, so daß alle nur Eine Gattung ausmachen, und sämmtlich als von einem Stammpaare herrührend betrachtet werden können. (Vergl. d. Art. Abstammung des Menschen.) Die bemerkbaren Verschiedenheiten in der körperlichen Bildung der Menschen unter den verschiednen Himmelsstrichen haben dazu geführt, mehrere Menschenracen festzusetzen. Die Bestimmung derselben hat jedoch wegen der unmerklichen Uebergänge der einen in die andre manche Schwierigkeiten. Blumenbach giebt fünf Hauptracen an: 1. die caucasische Race. Hierher rechnet man alle Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen; ferner die westlichen Asiaten diesseit des Oby, des caspischen Sees, des Ganges und die Nordafrikaner. Das allgemeine Kennzeichen dieser Race soll seyn: eine weißere Hautfarbe mit einem Gemisch von Roth auf den Wangen, und der wohlgebildete Schädel nebst der schönsten Gesichtsform nach unsern europäischen Begriffen. Wie schwankend diese Merkmale für die Bewohner eines so ungeheuern Erdstrichs sind, wie viele Abstufungen und Ausnahmen darin vorkommen, darf kaum erinnert werden; 2. die mongolische Race. Sie begreift die übrigen Asiaten mit Ausnahme der Malaien; die finnischen Völker in Europa; die Eskimo's im nördlichen Amerika von der Beringsstraße bis Labrador. Die Menschen dieser Race sollen meist waizengelb aussehn; wenig, straffes, schwarzes Haar, ein plattes Gesicht, enggeschlitzte Augenlieder und seitwärts hervorragende Backenknochen haben; 3. die äthiopische Race. Hierzu rechnet man die übrigen Afrikaner, besonders die Neger; 4. die amerikanische Race. Zu ihr gehören außer den Eskimo's alle ursprünglichen Bewohner des übrigen Amerika's. Die Hauptunterscheidungszeichen derselben sind die Kupferfarbe, ein schlichtes, straffes, schwarzes Haar, ein breites, aber nicht plattes Gesicht mit starken Zügen; 5. die malaische Race. Sie umfaßt die

Bewohner der mehresten ostindischen Inseln und des ganzen fünften Welttheils. Sie haben braune Farbe, einen dichten schwarzlockigen Haarwuchs, eine breite Nase und einen großen Mund. — Von diesen Racen soll die caucasische als die Stamm- oder Mittelrace anzusehen seyn. Demnach wäre die weiße Farbe die ursprüngliche des Menschen, und die braungelbe, braune und schwarze in ihren mannichfaltigen Abstufungen erst nach und nach durch den Einfluß des Clima's entstanden. Bemerkenswerth ist der Umstand, daß die weißen Menschen in der Regel ein verschieden gefärbtes, aber glattes und hängendes, die schwarzen hingegen immer ein schwarzes wollenartiges Haar haben. Wenn sich weiße Menschen mit Negern vermischen, so entsteht daraus eine halbschlächtige Race. Die Farbe der braunen und schwarzen Menschen hat nicht in dem Oberhäutchen, sondern in der darunter liegenden schleimartigen Netzhaut ihren Grund. Die wirkende Ursache dieser dunklern Farbe ist unstreitig die Sonnenhitze; wie diese eine solche Wirkung hervorbringe, bleibt immer noch Problem. Gewiß aber ist es, daß die Weißen unter dem brennenden Himmelsstrich in der Nähe des Aequators nach mehrern Generationen die schwarze Farbe, und die Neger wiederum nach und nach, wenn sie ihr Geschlecht in kältern Ländern fortpflanzen, die weiße Haut der Europäer erhalten; woraus unwidersprechlich folgt, daß beide zu Einer Gattung gehören. Noch weniger als die Farbe kann die verschiedne Größe der Menschen für einen Grund ihrer Gattungsverschiedenheit gelten. Daß die Menschen unter den Polen kleiner sind, stimmt ganz mit der allgemeinen Wahrnehmung überein, daß die Kälte dem Wachsthum ungünstig ist. Die Abweichungen in der Bildung der einzelnen Theile des menschlichen Körpers sind bei weitem so auffallend nicht, daß sie einen wesentlichen Unterschied machen sollten. Was den Sexual- oder Geschlechtsunterschied der Menschengattung betrifft, so zeigt er sich in der Organisation noch auffallender, als bei den übrigen Thieren. Das weibliche Geschlecht ist in der Regel kleiner, schwächer, zarter. Die festen Theile des weiblichen Körpers sind weniger hart und stark. Das Blut in demselben ist wässeriger und milder; die Muskeln sind kleiner und lockerer, die Nerven empfindlicher. Das Zellgewebe des weiblichen Körpers ist nach Verhältniß schlaffer und mit mehrerm Fette versehn; aus diesem Grunde erscheint nun aber auch die Haut des weiblichen Körpers glatter. In dem weiblichen Beingerüste zeigt sich der auffallendste Unterschied in der Structur des Beckens, welches beträchtlich weiter ist. Auch sind die weiblichen Schlüsselbeine gerader, die Rippen dünner, und die ganze Brusthöhle runder. Der weibliche Körper reift früher als der männliche, verblüht aber auch eher. Auch in den geistigen Fähigkeiten findet zwischen Mann und Weib der größte Unterschied Statt. (S. Geschlecht und Geschlechtsverhältnisse.) Daß der menschliche Körper nach den vollkommensten Regeln des Ebenmaaßes gebaut sey, fällt in die Augen. Die an den Seiten liegenden Theile sind paarweis vorhanden, z. B. die Beine, die Hände, die Augen u. s. w.; die in der Mitte befindlichen hingegen einfach. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Theile gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Auf acht Kopflängen rechnet man bei Erwachsenen zehn Gesichtslängen und so viel beträgt gerade die ganze Höhe des wohlproportionirten Menschenkörpers. Wenn man

die Arme horizontal ausstreckt, so pflegen die Spitzen der Mittelfinger so weit von einander abzustehen, als der Körper hoch ist. Uebrigens rechnet man nach Gesichtslängen: Vom Kinn bis in die Halsgrube ½; Länge des Nackens 1; von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1; von der Herzgrube bis zum Nabel 1½; vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1; die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Elbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand 1½; Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger ½; Länge des Mittelfingers ½; also Länge der ganzen Hand 1; von der Hälfte bis zur Mitte der Kniekehle 3; von da bis zur Ferse 2½; Länge des Plattfußes (der 6te Theil des ganzen Körpers) 1½; — Beim Weibe sind diese Verhältnisse etwas verschieden. Hier ist der Kopf verhältnißmäßig kürzer und der Hals länger. Die verhältnißmäßige Breite der einzelnen Theile ist wegen des mehrern oder mindern Fleisches unbestimmter als die Länge, die mehr auf dem Knochenbau beruht. Bei den Kindern ist der Kopf größer als bei Erwachsenen, und alle Glieder sind gegen ihre Länge breiter. Ein gesunder Mensch von mittlerer Constitution wiegt zwischen 150 bis 180, ein neugebornes Kind von gewöhnlicher Größe zwischen 6 bis 8 Pfund. Die Geschichte des menschlichen Lebens zerfällt nach gewissen natürlichen Veränderungen, die in demselben erfolgen, in vier Perioden, über welche der Art. Alter nachzusehen ist. — Die Natur hat den Menschen nicht, wie die meisten Thiere, auf ein gewisses Clima beschränkt. Die ganze bewohnbare Erde wurde ihm zum Wohnplatz angewiesen. Der heißeste Erdstrich unter dem Aequator kann so gut wie der beeiste Pol sein Vaterland seyn. Zwar verändert sich der Mensch in mancher Hinsicht, im Ganzen aber behält er seine edle Form und das Vermögen, an Einsichten zu wachsen. Indeß scheint doch ein gemäßigtes Clima der Veredlung und Ausbildung des Menschen am günstigsten zu seyn. Ein brennendes Clima erschlafft ihn mehr und hemmt seine Thätigkeit; eben so bleibt unter einem kalten unwirthbaren Himmel, wo kein zu hoffender Gewinn ihn zur Thätigkeit aufmuntert, seine Ausbildung zurück. Als Nahrungsmittel ist dem Menschen alles angewiesen, was das Thier- und Pflanzenreich genießbares erzeugt. (S. Nahrungsmittel.) — Aber auch als ein mit Geisteskräften ausgerüstetes Wesen haben wir den Menschen zu betrachten. Zwar ist ihm in einigen das Thier ähnlich, allein nicht nur besitzt er diese in einem vorzüglicheren, der Natur des Thieres nicht eigenthümlichen Grade, sondern auch Vernunft und Dichtungsvermögen ausschließlich, und mit ihnen die Gabe der Sprache. Wenn jene in ihm Bedürfnisse höherer Art wecken, Streben nach immer vermehrter Einsicht und Wahrheit, so dient diese, durch welche der Geist sich dem Geist, das Herz sich dem Herzen mittheilt, zu deren immer gesteigerter Vollendung. Er ist ein fühlendes, begehrendes und vorstellendes Wesen. Hat sein Gefühl das Begehrungsvermögen angeregt, so ruft dieses das Denkvermögen auf, die besten Mittel zu Befriedigung des Verlangens anzuzeigen, und er ist ein verständiges Wesen, in so fern er diese anerkennt; ein vernünftiges, wenn er die Zwecke der Vernunft erkennt und durch sein Handeln verwirklicht. Indem er aber unter mehreren zu wählen hat, erscheint er als ein wollendes Wesen, d. h. als ein Wesen, welches sein Begehren durch Gesetze der Vernunft bestimmt. Ob er dem Triebe der Sinn-

lichkeit oder dem Gesetze der Vernunft folge, ist seiner Freiheit überlassen; allein es ist ein Etwas in ihm, welches ihm sagt, daß er dem Gesetze der Vernunft folgen *solle*, und dieses *Etwas* kennen wir unter dem Namen des *Gewissens*, durch welches der Mensch als ein sittliches, *moralisches* Wesen erscheint, das Begriffe von Recht und Pflicht, Gut und Böse, Tugend und Laster hat. So steht er als Bürger zweier Welten da, der sinnlichen um ihn und der übersinnlichen in ihm, die ihn auf eine höhere Bestimmung hinweist, als er in diesem Leben erreichen kann. Denn sollte er, für dessen Fortschreiten im Wahren und Guten keine Gränzen abzusehen sind, mit dem Tode aufhören? Der Tod geht blos seinen Organismus an, der seiner Natur nach den chemischen und mechanischen Gesetzen der Sinnenwelt unterworfen ist; auf die, einer unendlichen Vervollkommnung fähige, übersinnliche, geistige, Kraft in ihm, die wir im Gegensatz des Körpers Seele nennen, gründet sich der Glaube an Unsterblichkeit des Menschen, seines eigentlichen Ichs, das nicht, wie der Körper, den ewig zerstörenden und ewig neu bildenden Elementen anheim fällt. Demnach ist der Mensch ein Mittelwesen zwischen der Thier- und Geisterwelt; jener gehört er durch den sinnlichen Trieb, dieser durch das übersinnliche Sittengesetz der Vernunft an, jener durch Begierden, dieser durch Willen. Je nachdem er mit Freiheit das Sittengesetz der Vernunft in seinen Willen aufnimmt, oder es daraus verdrängt, kann er schon in diesem Leben ein Engel oder Teufel werden. Auf beiderlei Eigenschaften beruht auch sein *geselliges* Verhältniß. Der Mensch tritt unter Menschen, wird erst Glied einer Familie, und mit ihr Glied eines größern Ganzen, Staatsbürger. Endlich steht der Mensch aber auch in einem Verhältniß zu dem höchsten Wesen, an welches Dankbarkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung ihn fesseln; er ist auch ein religiöses Wesen. (S. übrigens *Bestimmung des Menschen*, *Menschenbildung*, *Menschenkenntniß*, *Menschheit*, *Organe*, *Organismus*, *Physiologie*, *Psychologie* u. s. w.)

Menschenbildung ist die höchste und allgemeinste Aufgabe der Erziehung, welcher die Theorie alle besondern Forderungen, welche der Staat, das Gewerbe, die Kunst und Wissenschaft an den Pädagogen machen mag, billig unterordnet, ohne befürchten zu dürfen, daß irgend eines dieser Gebiete des wirklichen Lebens und der menschlichen Thätigkeit etwas dabei verliere, denn für jeden Stand und Beruf wird derjenige der tauglichste seyn, der dem Ideale der Menschheit am nächsten steht. Schon die Alten beabsichtigten eine Bildung zur Humanität und die Idee derselben ist nie untergegangen (vgl. d. Art. *Bildung* und *Human*), wenn gleich die Völker im Aufstreben zur Civilisation den Menschen oft über den Bürger aus den Augen verloren haben und der hergebrachte Unterschied der Stände die Ausführung dieser Idee auf die Erziehung der Freien und Edlen einzuschränken pflegte. Dem 18ten Jahrhundert war es vorbehalten, das Recht der Bildung zur Humanität für Menschen aus allen Volksklassen in Anspruch zu nehmen und von Rousseau bis auf Pestalozzi haben die liberaleren Erziehungstheorien darauf gedrungen, daß jedem Kinde vor allem zu Entwickelung seiner gesammten Menschenkraft und zur moralischen Reife (Selbstbestimmungsfähigkeit) geholfen werde, ehe es in einen besondern Stand und Beruf eintritt. Wie schön und herzerhebend

aber auch diese philanthropische Idee sich in der Theorie darstellen läßt, so darf man doch nur in das Einzelne der Praxis eingehen und ihre Anwendung in einem bestimmten Falle versuchen, um einzusehen, wie vielen fast vernichtenden Modificationen sie in der Ausführung unterliegt. Schon durch seine Geburt gehört das Kind nicht bloß der Gattung (der Menschheit), sondern auch zugleich einer bestimmten Classe, einem gewissen Stande an. Unter dem Einflusse der besondern Lebensart und Ansichten des Standes seiner Aeltern wächst es heran, und wer weiß nicht, wie sehr durch diesen die Richtung des kindlichen Gemüths meist für das ganze Leben entscheidenden Umstand das Reinmenschliche in ihm verkümmert wird. Mögen die Aeltern noch so sehr von der Idee einer absoluten Menschenbildung durchdrungen und noch so sorgfältig auf ihre Ausführung bedacht seyn, es wird selbst ihnen, wenn sie einmal in der Gesellschaft leben und eine bestimmte Stelle darin einnehmen, nicht gelingen, den Einfluß unvermeidlicher Umgebungen, die in die Sphäre dieser besondern Lebensart und Ansicht hineinziehen, von ihrem Kinde gänzlich abzuwehren. Noch viel weniger wird der Lehrer und Erzieher, dem das Kind als ein von Natur eigen geartetes, durch besondre Verhältnisse bestimmtes, und dadurch der reinen Menschheit schon in Etwas entfremdetes Subject zugeführt wird, in der kurzen Bildungsperiode, die es unter seiner Leitung durchschreiten darf, im Stande seyn, alle jene früheren Eindrücke zu verwischen und die Idee der Erziehung zum reinen Menschen an ihm auszuführen. Dabei fahren jene äußern Umgebungen, die nur sehr selten nach der Idee des Erziehers geregelt werden können, immerwährend fort, verwirrend auf das Kind zu wirken und ihre Gewalt ist viel stärker und eindringender, als die geistige Macht der Schule. Und auch von der Schule selbst wird mehr als Menschenbildung gefodert; sie soll nach dem Willen der Aeltern und den Zwecken des Staats gemäß ihre Zöglinge für bestimmte bürgerliche Verhältnisse bilden und frühzeitig an die herkömmlichen Formen der Gesellschaft gewöhnen. Alle bestehenden öffentlichen Bildungsanstalten sind nach dieser Forderung eingerichtet und auf besondre Verhältnisse und Stände berechnet. Wir haben Gelehrtenschulen, Ritterakademien, Handlungsschulen, Bürgerschulen, Armenschulen, Landschulen u. s. w.; aber Menschenschulen, Anstalten für die Bildung zum Menschen schlechthin sind noch von keinem Staate gegründet worden, denn jeder glaubt der Idee der Menschenbildung, so weit sie ihn angeht, Genüge zu leisten, wenn er das, was jedem Menschen zu wissen und zu können nöthig ist, in den Elementarschulen lehren läßt und zur Grundlage der Bildung für alle Stände macht. Mehr kann man auch billiger Weise von der öffentlichen Erziehung nicht verlangen und selbst die häusliche oder Instituts-Erziehung, die sich in der Regel noch leichter nach einer Theorie ordnen läßt, wird sich begnügen müssen, durch eine planmäßige Aufeinanderfolge von Uebungen die Kräfte des Kindes im Gleichgewichte zu entwickeln und durch die Anwendung passender, zur Selbstthätigkeit anregender Methoden den Lehrstoff, dessen Auswahl von der künftigen Bestimmung des Kindes abhängt, zu seinem Eigenthume zu machen. Die Bildung zum Menschen aber, die zur Reife und sittlichen Vollkommenheit im Denken und Handeln führt, kann nie das Werk einer absichtlichen Erziehung seyn. Der Zeitpunkt, in dem der Mensch gewöhnlich zum freien Gebrauche aller seiner

Kräfte und zum vollen Beſitze der Würde ſeines Geſchlechts gelangt, liegt außer dem Bereich pädagogiſcher Einwirkungen. Das vielgeſtaltige Leben, die Noth, der Drang der Pflicht und Ehre, die Reibung mit andern, ſo wie die Kraft der ſittlichen Gefühle und Grundſätze des Individuums ſelbſt vollenden früher oder ſpäter, was die Erziehungskunſt nur zu wecken und in Gang zu ſetzen vermag. Eben daher ſoll dieſe Kunſt, mit Kindern welches Standes und welcher künftigen Beſtimmung ſie es auch zu thun habe, durch Zucht, Gewöhnung und Unterricht wie durch lebendiges Beiſpiel auf Entwicklung des Reinmenſchlichen hinarbeiten, und was dem widerſtrebt, ſo viel ſie vermag, abwehren und unſchädlich machen, um, indem ſie dem Staate Bürger und den mannichfaltigen Verhältniſſen des thätigen Lebens treue Arbeiter erzieht, der Menſchheit die hülfreichen Brüder, deren ſie bedarf, und dem Himmel die gottähnlichen Seelen, die er erwartet, nicht zu entziehen. E.

Menſchendarſtellung. Dieſen Ausdruck gebraucht man bald in weiterer, bald in engerer Bedeutung. Im weitern Sinne eignet ſie dem Hiſtoriker und den bildenden redenden Künſten (ſiehe hierüber Hiſtorie und Character), im engeren bezeichnete zuerſt Iffland damit die Kunſt des Schauſpielers, weil er damit zugleich den Zweck deſſelben angeben, und einer zu wenig geachteten Kunſt neue Würde zu ertheilen nicht mit Unrecht hoffte. „Die Vorſtellung des Menſchen," ſagt dieſer denkende Künſtler, „betrifft mehr deſſen Aeußeres, iſt beinahe Manier, kann durch conventionelle Regeln erlernt und fertig geübt werden; mithin iſt ſie dem Handwerk zuzugeſellen, und die es treiben, möchten Schauſpieler ſeyn und heißen. Die Darſtellung des Menſchen betrifft das Innere deſſelben, den Gang der Leidenſchaften, die hohe, einfache, ſtarke Wahrheit im Ausdruck, die lebendige Hingebung der Uebergänge, welche in der Seele wechſeln und allmählig zum Ziele führen. Das iſt Kunſt, eine Sache, kein Spiel, und muß alſo auch nicht ſo genannt werden." Da nun eine ſolche Veräußerung des Innern ſich zeigt durch Sprache in der Declamation, durch Ausdruck des Geſichts in der Mimik, und durch entſprechendes Halten und Tragen des Körpers in der Action und Geſticulation, ſo ſehe man darüber dieſe Artikel. dd.

Menſchenkenntniß. Unter allen Gegenſtänden, die in den Kreis unſerer Beobachtung fallen, iſt keiner von einem größeren Intereſſe für uns, als der Menſch, der Stolz und das größte Räthſel der irdiſchen Schöpfung. Sobald wir zum deutlichen Bewußtſeyn unſers Daſeyns und Wirkens erwachen, giebt es keine Fragen von höherer Wichtigkeit für uns als die: Was bin ich? Wozu bin ich da? Was wird aus mir? Wer ſich nie dieſe Fragen im Ernſte vorgelegt und mit Sorgſamkeit zu beantworten verſucht hat, der hat noch nicht als Menſch in der Welt gelebt, und kann ſich nicht rühmen, je der Weisheit Stimme vernommen zu haben, denn er ermangelt gänzlich jenes reinen Intereſſes, das den forſchenden Geiſt in die Arme der Philoſophie führt, die man mit Recht, wenn ſie echter Art iſt, als das Licht und die Führerin des Lebens preiſt. Wer alſo ihrer entbehrt, wandelt im Dunkeln, und muß die Zügel des Lebens der blindwaltenden Neigung anvertrauen. Als ein Fremdling verläßt er endlich eine Welt, in der er ſelbſt ſich fremd geblieben iſt. Der Menſch lebt aber hier nicht blos als Menſch, ſondern auch unter Menſchen und mit Menſchen; er ſoll wirken

auf sie, und sie wirken auf ihn; beide machen Ansprüche auf einander, ihre Ansprüche durchkreuzen sich und es entsteht Gegenwirkung: wie soll er sich verhalten? Von dieser einzigen Frage und deren richtiger Beantwortung hängt nur allzuoft Glück, Ruhe und Zufriedenheit unsers Lebens, Gelingen oder Mißlingen unserer Plane, Erreichung oder Verfehlung unserer Zwecke ab. Der Zauberstab, durch den die großen Männer jedes Zeitalters die Herzen von Tausenden lenkten sie auf ihren Wink zur Freude oder zum Kummer, zu rascher That oder Unterlassung stimmten, heißt — Menschenkenntniß. Wo man diese erlerne, ist demnach gewiß eine sehr angelegentliche Frage. Nicht mit Unrecht weist man den, der sich für das Leben bilden, und von den Vorschriften der Philosophie einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen lernen will, an die Geschichte die in ihren Annalen eine zahllose Menge von Beispielen und Belegen enthält, an denen man lernen kann. Will man aber aus der Geschichte den Vortheil ziehen, den sie gewähren kann und soll, muß man dann nicht nothwendig einen Maßstab haben, an welchen man die Personen der Geschichte und ihre Handlungen, und alle die einzelnen Fälle, die hier vorkommen, halte? Woher wird man aber diesen Maßstab nehmen, den die Geschichte nicht selbst geben kann? Es ist eine eigne Wissenschaft, durch die man ihn erhält, eine Wissenschaft, welche die Propyläen der Philosophie und Geschichte ausstellt, und für glückliche Führung des ganzen Lebens den Faden Ariadnens reicht. Diese Wissenschaft heißt Anthropologie, d. i. die Lehre von dem Menschen, vorzüglich die pragmatische (s. d. Art. Anthropologie und Psychologie). Denn sie liefert 1. die Charakteristik der Menschennatur im Allgemeinen, und 2. nach ihren besondern Richtungen in einzelnen Menschenclassen. In jener erlangt man also Kenntniß des Menschen, diese führt zur Kenntniß der Menschen, d. i. der Richtung und Beschaffenheit, wie die allgemeine Menschennatur sich in einzelnen Wesen (Individuen) dieser Gattung zeigt. Dieses ist es, was man eigentlich unter Menschenkenntniß versteht. Aus dem, was hierüber unter dem Artikel Character gesagt worden ist, geht hervor, daß man, um die Verschiedenheiten unter den Menschen genau zu erkennen und richtig zu beurtheilen, stets Rücksicht nehmen müsse auf Naturell, Temperament, Geist, Herz, Gemüth, Gesinnung und Character. In allen diesen zeigen sich die mannichfaltigsten Modificationen, welche hervorgebracht werden durch Verschiedenheit des Alters, des Geschlechts, des Standes, der Lebensart und des Climas. Hierüber hat man die Werke über Anthropologie und Psychologie insbesondere nachzusehen. Alle diese Schriften lehren aber nur, was sie allein lehren können, theoretische Menschenkenntniß, die man nur nicht für überflüssig halte, denn sie giebt Bestimmtheit, Sicherheit, Richtigkeit, Genauigkeit. Will man nachher den Blick fürs Practische schärfen, so gehe man zu den Dichtern, vornehmlich den dramatischen, zu den Geschichtschreibern, den Biographen und guten Charakteristikern in die Schule. Durch sie wird unsere Kenntniß lebendiger, anschaulicher, zur Anwendung vorbereiteter. Indeß können auch sie die eigne Beobachtung nicht entbehrlich machen, ohne welche selbst Knigge's Umgang mit Menschen kaum einigen Nutzen verheißt. Wo es aber darauf ankommt, zu wissen, was man von diesem oder jenem zu erwarten, und wie man ihn zu behandeln habe, da

bleibt des Beobachters Hauptrücksicht stets die Neigung; denn diese wirkt auf das Begeheungsvermögen und weckt eigenthümliche Ansichten des Geistes, welche wieder auf die Beschlüsse und die Handlungsweise zurückwirken. Hier ist die meiste Schwierigkeit; mit dem Manne von wirklichem und eigentlichem Charakter ist man bald und leicht fertig, wenn nicht etwa Umstände seine Klugheit nöthigen, einen andern als den geradesten Weg einzuschlagen. Wer durch anhaltende, vielgeübte, scharfe Beobachtung sich eine Fertigkeit erworben hat, Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen und zu beurtheilen, fast möchte man sagen, sie instinctmäßig zu errathen, der ist der echte, practische Menschenkenner; solche Menschenkenntniß ist aber nur die Frucht der Erfahrung, die oft ein schweres Lehrgeld kostet.

Menschheit und deren Geschichte. Der Ausdruck Menschheit wird in sehr verschiedner Bedeutung gebraucht, denn man bezeichnet damit 1. das menschliche Geschlecht, oder die menschliche Gattung in ihrer Gesammtheit, und 2. die menschliche Natur in ihrer Eigenthümlichkeit, und alles, was man in dem vieldeutigen, wenig bestimmten Worte Humanität zu befassen suchte. Für dieses letzte hat man Menschenthum, Menschenthümlichkeit vorgeschlagen (wie Christenthum, Königthum, Volksthum u. a.), um damit die der menschlichen Natur durch die höheren Anlagen ihres Geistes, die sittliche Freiheit und verfeinerte Empfindungsfähigkeit verliehne Würde, Rechte und Pflichten, kurz die Eigenschaften, welche den Vorzug des Menschen ausmachen, und die aus seiner Natur hervorgehende Bestimmung, oder das Ideal der Menschheit zu bezeichnen. Da indeß der Ausdruck Menschheit auch für diese Bedeutung gebräuchlicher ist, so haben wir zur Zeit noch wenig damit gewonnen, und man muß jederzeit auf Inhalt oder Zusammenhang sehen, um zu erfahren, in welchem Sinne die Ausdrücke Menschheit und Humanität gebraucht worden sind. Nirgend ist diese Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit auffallender, als wenn von Geschichte der Menschheit geredet wird, von welcher es fast so viele verschiedne Vorstellungen giebt, als Verschiedne dieselbe behandelt haben. Meiners suchte zuerst Begriff, Inhalt und Gränzen derselben zu bestimmen, und erklärte sie für eine Wissenschaft, in welcher nach einleitenden Betrachtungen über den gegenwärtigen und vormaligen Zustand der Erde und über die ältesten Wohnsitze der Menschen, die allmählige Verbreitung derselben über alle Theile der Erde, sammt den ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers, der Anlagen des Geistes und Herzens aus einander gesetzt, und dann die verschiednen Grade der Cultur, die Nahrungsmittel und Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse aller Völker, besonders der unaufgeklärten und halbcultivirten, beschrieben und mit einander verglichen werden. Wer sieht aber nicht, daß diese Geschichte der Menschheit nichts anders seyn würde, als eine Naturgeschichte der Menschenspecies mit nachfolgender Culturgeschichte, und mit Ethnographie vermischt. Ist aber überhaupt Geschichte der Menschheit etwas andres, als was man sonst Culturgeschichte des menschlichen Geschlechts genannt hat, zu welcher sich die Geschichten der Wis-

ſenſchaften und Künſte, der Erfindungen, Verfaſſungen, Religionen u. ſ. w. wie Theile zum Ganzen verhalten? Daß Viele dieſer Meinung geweſen ſind, iſt unverkennbar; Andre behaupten, die Geſchichte der Menſchheit verhalte ſich zur Culturgeſchichte wie die Univerſal- zur Specialgeſchichte. In der Culturgeſchichte, ſagen ſie, wird unterſucht, was die Menſchen durch Ausbildung der einzelnen Arten der Cultur geworden ſind; in der Geſchichte der Menſchheit wird dargeſtellt, was der Menſch, als Repräſentant ſeines Geſchlechts, durch die Perfectibilität ſeiner Natur geworden iſt. Dieſem nach wäre Geſchichte der Menſchheit Darſtellung deſſen, was das menſchliche Geſchlecht als Gattung, und wie ſie es geworden iſt. Das menſchliche Geſchlecht wird hierbei betrachtet als ein ſich fortbildendes Ganzes, welches beſtimmt iſt, nach einem Vernunft-Ideal zu ſtreben, von deſſen Erreichung ſeine Würde und ſeine menſchliche Glückſeligkeit abhängig gemacht iſt. Die Bedingungen hierzu liegen in der Natur des Menſchen, in ſeinen phyſiſchen, intellectuellen, moraliſchen und äſthetiſchen Bedürfniſſen, und ſomit iſt die Geſchichte der Menſchheit im Grunde nichts anders, als eine Entwicklungsgeſchichte der Anlagen der menſchlichen Natur in ihrem Fortſchreiten zu einem Vernunft-Ideal des menſchlichen Zuſtandes. Auf dieſem Wege bemerken wir mehrere Epochen der menſchlichen Entwicklungsgeſchichte, denn der Menſch beginnt mit dem inſtinctmäßigen Leben, geht von dieſem zur Vermenſchlichung über, ſchreitet fort zur Verfeinerung, und ſoll den Punkt der Verſittlichung erreichen. Hier allein iſt Menſchheit, vorher gab es nur Thierheit oder Menſchlichkeiten. Geſchichte der Menſchheit in dieſem Sinne wäre eigentlich Geſchichte des Menſchenthums, welche zeigt, wie weit, wann, wo und auf welchen Stufen das menſchliche Geſchlecht als eine perfectible Gattung ſinnlicher Vernunftweſen ſich dem der Würde und dem Character ſeiner höheren Natur angemeßnen Vernunft-Ideal ſeines Zuſtandes genähert habe oder von ihm entfernt ſey. Noch beſitzen wir eine vollſtändige Geſchichte dieſer Art nicht, allein mancherlei ſchätzbare Vorarbeiten und Beiträge haben uns Iſelin, Home, Falkoner, Ferguſon, Millar, Goguet, Montesquieu, Meiners, Woltmann, Peſtalozzi, Eggers u. A. geliefert und Herders Ideen über die Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit werden vielleicht noch geraume Zeit das Hauptwerk in dieſer Art bleiben. Eine ſolche Geſchichte, gleichſam als Reſultat und Blüthe der Weltgeſchichte, zweckmäßig dargeſtellt, iſt auf jeden Fall ein für Verbreitung der Wahrheit, Sittlichkeit und des Rechtes höchſt erſprießliches Werk, indem es für jede Gegenwart den Maaßſtab liefert, den Grad ihrer echtmenſchlichen Bildung, zu welcher ſich unſere Geſellſchaftscultur verhält, wie Tanzmeiſtermanier zu ſchönem Anſtand, zu meſſen. Es iſt das Lebensgeſchäft aller Guten und Edlen, wenn ſie ſelbſt den höheren Character der Menſchennatur erworben, das Ganze zu ſich hinaufzuziehen, und wohl der Nachwelt, welche dereinſt die Menſchheit auf dem Punkte der Verſittlichung in der Geſchichte darſtellen kann. Jetzt hält noch Mancher die Verwirklichung einer ſolchen Idee für den bloßen Traum eines Schwärmers; haben nicht aber zu jeder Zeit ſolche Träume ſolcher Schwärmer unſer Geſchlecht ſeinem Ziele näher geführt?

dd.

Menſur, Maaß, bedeutet in der Muſik ſo viel als Zeitmaaß,

so wie denn auch la mesure im Französischen der Tact heißt. Die Instrumentmacher nennen Mensur diejenige mathematische Eintheilung, nach welcher sie die Länge oder Kürze der Saiten, den Umfang des Steges, überhaupt die Verhältnisse der wesentlichen Theile des Instruments bestimmen, oder diese Proportionen selbst; beim Orgelbau dasjenige Maaß, nach welchem bei den Orgelpfeifen das Verhältniß ihrer Länge zu ihrer Weite ausgemittelt wird. Man sagt daher, eine Orgelstimme habe enge Mensur, wenn die Pfeifen enge, aber desto länger sind; man redet bei dem Clavier, der Geige ꝛc. von einer guten oder schlechten, langen oder kurzen Mensur. In der Fechtkunst ist Mensur die gehörige Entfernung der Fechtenden; in der Bildhauerkunst das Maaß, nach welchem die Theile des Models auf dem Blocke mit Cirkel und Bleiloth aufgetragen werden.

Mensuralgesang. Vor Zeiten unterschied man durch dieses Wort diejenige Musik, bei welcher alle Noten nach einem genau bestimmten Zeitmaaße vorgetragen wurden, von der Choralmusik, die in keiner strengen Taktbewegung vorgetragen wird. Man pflegt den Mensuralgesang in den alten und neuen einzutheilen. Der alte, der schon von den Griechen ausgeübt wurde, und sich bis gegen das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung erhielt, hatte nur zwei verschiedne Arten der Zeitdauer der Töne, nämlich eine lange und eine kurze, so daß jede lange Sylbe des Textes einen Ton bekam, der gerade noch einmal so viel Zeitraum einnahm, als der Ton einer kurzen Sylbe. Der neue Mensuralgesang ist nichts anders als unser jetziger Figuralgesang, in welchem die Länge und Kürze der Töne nach Noten von ganzen Tacten bis zu Vierundsechzigtheil-Noten verändert werden kann.

Mentor, des Alcimus Sohn, ein vertrauter Freund des Ulysses, der ihm bei seiner Abreise nach Troja die Sorge für sein Hauswesen anvertraute. Bekannter noch ist er dadurch, daß er bei des Ulysses Sohne, Telemachus, die Stelle eines Lehrers vertrat und ihn zur Tugend und Weisheit anleitete; daher sein Name bei uns zum Appellativum geworden ist.

Menuet heißt 1. ein kleines zum Tanzen eingerichtetes Tonstück im ¾ Tact, bestehend aus zwei Theilen, deren jeder wieder aus acht Tacten besteht. Oefters ist auch ein Trio (auch Menuetto secondo genannt), ebenfalls aus zwei Theilen bestehend, dabei, welches dieselbe Bewegung und denselben Rhythmus behält, und nach dessen Beendigung die Menuet wiederholt wird. Der Character der Menuet ist reizender Anstand, mit edler Einfalt verbunden; daher die abgemessene, langsamere Bewegung; auch verträgt sie nicht harte Ausweichungen. Schubart sagt von ihr: sie ist ein zierliches, in Kunst gekleidetes Compliment nach dem Geiste der Franzosen; 2. der sie begleitende Tanz, der wegen seines sanften Characters für feinere Cirkel sich eignet, und für die Bildung des Körpers sehr vortheilhaft ist. „Er giebt," sagt Martinet, „den Gliedern eine sanften Umriß, Kraft, Ebenmaaß in den Stellungen, eine gerade Richtung, um den Körper im Gleichgewicht zu erhalten u. s. w." Uebrigens soll die Menuet französischen Ursprungs seyn, und ursprünglich bei den Franzosen eine schnelle Bewegung gehabt haben, ungefähr wie sie dieselbe in den nicht zum Tanz bestimmten Menuetten der Symphonien noch hat.

Man leitet den Namen von mener, führen, her, weil am Anfang, in der Mitte und am Ende der Menuet die Dame von ihrem Tänzer geführt wird.

Menzikoff (Alexander), war der Sohn eines Bauern aus der Gegend von Moskau, und 1674 geboren. Er ward zu einem Bäcker in die Lehre gegeben und mußte dessen Backwerk (Piroggen) in den Straßen von Moskau ausrufen. Le Fort, dessen Aufmerksamkeit er als ein muntrer und gescheuter Bursche auf sich zog, machte ihn zu seinem Bedienten, und beschloß, da er mit Wohlgefallen den durchdringenden Verstand seines Bedienten bemerkte, ihn für den Dienst des Staats zu bilden. Zu dem Ende brachte er ihn in die Dienste des Zaars, nahm ihn auf der großen Gesandtschaft 1697 mit, machte ihn selbst auf alles Wichtige aufmerksam, gab ihm Unterricht in Militärgeschäften, und suchte besonders seine politischen und staatswirthschaftlichen Maximen ihm so einzuimpfen, daß der gelehrige Menzikoff bald ganz damit vertraut wurde. Nach Le Forts Tode räumte ihm Peter die Stelle dieses Günstlings ein. So groß aber auch das Vertrauen war, das der Zaar diesem Günstling bewies, indem er nichts ohne seinen Rath unternahm; so fehlte es doch auch nicht an Stoff zur Uneinigkeit und zum Mißfallen. Die Gewinnsucht verleitete Menzikoff zu manchen Veruntreuungen, und seine Feinde waren beflissen, den Kaiser davon zu unterrichten. Dreimal unterlag er der strengsten Inquisition; auch wurde er zu Geldbußen verurtheilt und für kleinere Vergehen von Peter auf der Stelle gezüchtigt; doch versprach der Zaar, ihn nie am Leben zu strafen. Aber mancher Zug des Eigennutzes und der Treulosigkeit blieb dem Monarchen zu Menzikoffs Glück unbekannt. Daß Menzikoff stets über seine Ankläger siegte, war großen Theils Catharinens Werk. Er vereinigte mit den Bemühungen, den Nutzen dieser Fürstin zu befördern, die Sorge für seinen eignen Vortheil. Auf seinen Betrieb wurde Catharina 1724 zur Thronfolgerin erklärt. Einem so mächtigen Günstlinge wie er, der dem Kaiser und der Kaiserin sich unentbehrlich gemacht hatte, konnte es auch nicht an Auszeichnung von Seiten der auswärtigen Mächte fehlen. Der Wiener Hof hatte ihn schon längst zum Reichsgrafen und bald nachher zum Reichsfürsten ernannt; die Höfe von Copenhagen, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden. Peter selbst ertheilte ihm den Titel eines Herzogs von Ingermannland; erster Staatsminister und General-Feldmarschall der kaiserlichen Armeen war er schon. Peter starb und Menzikoff war es besonders, welcher Catharinen auf den Thron hob, und durch sie herrschte (s. d. Art. Catharina). Nach Catharinens Tode bestieg Peter II. den russischen Thron und Menzikoff ergriff mit kühner und sicherer Hand die Zügel der Regierung. Jetzt (1727) stieg seine Macht aufs höchste, als er plötzlich von dieser Höhe herabstürzte. Sein Geiz verleitete ihn, eine Summe Geldes, die der Kaiser für seine Schwester bestimmt hatte, zu unterschlagen. Der Kaiser, durch die steten Insinuationen der Dolgorucky ihm schon gehässig, verurtheilte ihn zu ewiger Verbannung nach Sibirien. Sein Vermögen, das außer ungeheuren Gütern mit 100,000 Bauern aus 3 Millionen an Juwelen, Kostbarkeiten und baarem Gelde bestand, wurde konfiscirt. Im September 1727 reiste der noch vor kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikoff, der auf dem Punkte stand, durch Verheirathung seiner Tochter Maria Schwiegervater des Kaisers zu werden, mit seiner Gemahlin, sei-

nem Sohne und seinen beiden Töchtern nach Beresow, einer kleinen Stadt am Soswa-Flusse, ab, wo er ein kummervolles armseliges Leben führte. Er richtete sich so sparsam ein, daß er von den zehn Rubeln, die er täglich erhielt, noch so viel erübrigte, um eine kleine hölzerne Kirche erbauen zu können, an welcher er selbst als Zimmermann arbeitete. Sein Geist versank in tiefe Schwermuth; er sprach nicht, und genoß in den letzten Tagen nichts als kaltes Wasser. Er starb im November 1729. — Menzikoff vereinigte große Fehler mit großen Vorzügen. Er war egoistisch, eigennützig und habsüchtig, ehrgeizig und herrschsüchtig, unversöhnlich und grausam, aber auch gütig, tapfer, reich an Kenntnissen, großer Ansichten und Plane fähig, und in ihrer Ausführung ausdauernd. Bleibend sind seine Verdienste um die Cultur seines Volks und Landes, um die Aufnahme des Handels, der Künste und Wissenschaften, des Bergbaues, um die Vervollkommnung der Kriegszucht und um die Gründung des Ansehns der russischen Monarchie im Auslande.

Mephitisch wird eine jede Luftart genannt, in welcher kein Licht und Feuer brennt und welche von Menschen und Thieren nicht geathmet werden kann, sondern tödtlich wirkt. Die Benennung kommt von dem lateinischen Mephitis her, (Schwefelgeruch) unter welchem Namen auch zu Rom eine Göttin als die Schutzgöttin wieder böse und schädliche Ausdünstungen verehrt wurde. Die Luftarten, welche hieher gehören, haben entweder gar keinen Antheil von Sauerstoffgas, oder doch zu wenig, als daß er sich wirksam zeigen könnte, oder die schädlichen Beimischungen übersteigen die Wirkung desselben. Man belegt daher mit dieser Benennung das kohlensaure Gas in Kellern, wo Bier oder Wein in Gährung liegt; das Schwefel- und Wasserstoffgas, z. B. in manchen unterirdischen Höhlen, bei Schwefelbädern; die Luft in lange verschlossen gewesenen Gewölben, Kellern, Gefängnissen, auch in Orten, wo viele Menschen in einem engen verschlossenen Raume sich befinden, der Antheil von Sauerstoffgas in der Luft verzehrt, und diese dagegen mit Kohlensäuregas, und andern Ausdünstungen angefüllt wird; u. s. w.

Mercantilsystem, kaufmännisches System, Handelssystem, ist ein zuerst in Frankreich vom Minister Colbert auf die Bahn gebrachtes und seitdem fast in allen andern Ländern nachgeahmtes System der Staatswirthschaft, welches von dem Grundsatze ausgeht, in den edlen Metallen allein bestehe der Nationalreichthum, und es komme, um ein Volk reich und wohlhabend zu machen, lediglich darauf an, die Mittel zu entdecken, wodurch der Vorrath von edlem Metall bei demselben möglichst vermehrt werden könne. Als vorzüglichstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks empfiehlt das System die Sorgfalt für eine vortheilhafte Handelsbilanz (s. d. Art.), welche darin besteht, daß die Nation an die andern, mit welchen sie im Verkehr steht, einen größern Waarenwerth absetzt, als sie ihnen abnimmt, weil alsdann dieser Theorie zufolge der Ueberschuß in edlem Metall vergütet werden muß. Um aber zu einer möglichst vortheilhaften Handelsbilanz zu gelangen, schlägt das Mercantilsystem folgende Maaßregeln vor: 1. Hemmungen der Einfuhr a) solcher fremden Waaren zum einheimischen Verbrauch, die sich irgend im Lande selbst erzeugen und verfertigen lassen, und b) fast aller Arten von Waaren aus solchen

Ländern, mit welchen der Handel eine nachtheilige Bilanz zu ziehen droht; 2. Begünſtigungen der Einfuhr ſolcher rohen Stoffe, welche das Land gar nicht, oder wenigſtens nicht in hinlänglicher Menge liefern kann und die, durch einheimiſchen Fleiß veredelt, theils den Eingang fremder Waaren gleicher Art zum einheimiſchen Verbrauch hindern, mithin einen größern Abfluß von Metallmünze erſparen, theils auswärts verkauft werden, und ſonach mehr Metallmünze, als ſie dem Lande gekoſtet haben, wieder hineindringen können; 3. Begünſtigungen der Ausfuhr aller Waaren, fremder ſowohl, deren Einfuhr zu erlauben man für rathſam erachtet, als vornehmlich einheimiſcher; 4. Hemmungen der Ausfuhr ſolcher roher Stoffe, die ſich zu Fabrikaten für den einheimiſchen Bedarf, oder für den auswärtigen Abſatz benutzen laſſen; 5. Begünſtigungen des activen Handels vor dem paſſiven, des directen vor dem indirecten und des Eigenhandels vor dem Speditionsverkehr. Was die Hemmungen betrifft, deren ſich das Syſtem zur Erlangung einer vortheilhaften Handelsbilanz bedient, ſo beſtehen dieſelben entweder in gänzlichen Verboten oder in verbotähnlichen Auflagen, nämlich ſolchen, welche die Verminderung der Einfuhr oder Ausfuhr, worauf ſie gelegt ſind, zur Abſicht haben. Die Begünſtigungen aber ſind: 1. Vergütungen a) an Acciſe, die auf einheimiſche oder fremde Waaren bei deren inländiſchem Verbrauche gelegt iſt, und die ganz oder zum Theil erſtattet wird, wenn die Waaren außer Landes gehen; b) an Zöllen, die von eingeführten fremden Waaren entrichtet, und bei der Wiederausfuhr derſelben zum Theil oder ganz zurückgegeben werden. 2. Prämien, d. i. Geſchenke, womit man ſolchen Handelszweigen oder ſolchen Arten von Fabriken, die man begünſtigen will, aufzuhelfen ſucht. 3. Vorrechte; dieſe ſind zweifacher Art, ſo fern nämlich für die Nation a) durch einen Handelstractat in einem fremden Gebiete mäßigere Zollſätze und überhaupt größere Vortheile ſowohl bei dem Ankaufe der dortigen, als bei dem Abſatze ihrer eigenen Waaren, ausgewirkt werden, als andern Nationen bewilligt worden ſind; oder b) ſo fern der Nation durch Stiftung von Colonien und durch Erwerbung von Beſitzthümern in andern Welttheilen für den Handelsverkehr mit dieſen Nebenländern ein Monopol zugeſichert wird. — Die Unhaltbarkeit des Mercantilſyſtems geht aus der Faſchheit ſeines Princips hervor; es iſt nämlich nicht das edle Metall allein, was den Nationalreichthum bildet und nicht derjenige Handel allein iſt einer Nation vortheilhaft, welcher derſelben edles Metall zuführt. Der Reichthum beſteht vielmehr in allen Dingen, welche Werth haben, welche fähig ſind, Bedürfniſſe des Menſchen zu befriedigen; nicht darum ſind Länder arm, weil ſie wenig edles Metall beſitzen, ſondern eben weil ſie arm ſind, fehlt es ihnen an edlem Metall. Die falſche Würdigung der edlen Metalle und des Handels, welche aus dieſem ſtaatswirthſchaftlichen Syſteme hervorgegangen, hat ſo traurige Reſultate, ſo unglückliche Wirkungen veranlaßt, daß man das Syſtem ſelbſt mit Recht als die ſchrecklichſte Geißel des achtzehnten Jahrhunderts betrachten kann. Zu den vorzüglichſten Wirkungen dieſer Art gehören: 1. die Erſchwerung des Verkehrs der eigenen Nation mit Fremden; 2. die Begünſtigung des ſtädtiſchen Gewerbfleißes auf Koſten des ländlichen; 3. die Beförderung des

auswärtigen Handels auf Kosten des innern; 4. die Nationaleifersucht der Völker; 5. die Unterdrückung der Colonien; 6. das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehre durch Ausschließung und Einschränkung anderer Völker, desgleichen die Eingehung darauf abzielender Handelsverträge. Und als mittelbare Folge von dem Allen müssen wir 7. die Empörung der unterdrückten Colonien oder Provinzen im letzten Jahrhundert, so wie die Befeindungen der Staaten und fast alle Kriege der neueren Zeit betrachten. — Den Bemühungen der Physiokraten und späterhin des großen Britten Adam Smith und seiner Anhänger ist es zwar geglückt, die Theorie der Staatswirthschaft von den vielen Irrthümern wieder zu reinigen, welche das Mercantilsystem in dieselbe gebracht hatte, aber diese Irrthümer waren bereits so allgemein verbreitet und hatten in den Verwaltungen der meisten Länder bereits so tief Wurzel geschlagen, daß man noch gegenwärtig fast überall in der Praxis die Vorschriften jenes verderblichen Systems befolgen sieht. Insbesondere haben Friedrich der Große durch dessen Einführung in seinen Staaten, so wie Lord Chatam und sein berühmter Sohn Pitt durch Begünstigung desselben in Großbritannien viel zur Verbreitung und Begründung des Systems beigetragen, daher kann es vielleicht noch sehr lange dauern, ehe dessen Spuren in den Verwaltungsmaaßregeln gänzlich verschwunden seyn werden. KM.

Mercator (Gerhard), ein berühmter Mathematiker und Geograph, geboren zu Ruremont im Jahre 1512. Er widmete sich den Wissenschaften schon in früher Jugend mit unbeschreiblichem Eifer. Dann studirte er zu Löwen, wo er sich besonders auf das Studium der Mathematik legte, und, obgleich ganz sein eigner Lehrer, große Fortschritte machte. Später trat er als Cosmograph in die Dienste des Herzogs von Jülich, beschäftigte sich zuletzt mit dem Studium der Theologie, und starb 1594 zu Duisburg. Seine theologischen Schriften sind vergessen; aber seine Verdienste um die Geographie, deren Ansichten er zuerst durch Graphik und Mechanik versinnlichte, so wie er sie durch genauere Bestimmungen der Lage und Beschaffenheit der Länder erweiterte, machen sein Andenken unsterblich. Er hatte die Kupferstecherkunst erlernt, und stach und illuminirte selbst seine Karten, so wie er auch seine mathematischen Instrumente selbst verfertigte. Kaiser Carl V. schätzte ihn sehr und Herzog Carl III. von Lothringen trug ihm auf, eine Karte seiner Staaten zu entwerfen, die jedoch unvollendet blieb Man schätzt noch jetzt als frühen Kunstversuch die von ihm gestochenen Globen und Landkarten (Mercatoris tabulae geographicae 1584, und Duisburg 1595). Bei den Seekarten ist die von ihm (im J. 1550) erfundene und nach ihm benannte Mercatorische Projection, nach welcher die Karten zum großen Vortheil der Nautik mit wachsenden Meridians-, aber unveränderlichen Parallelgraden gezeichnet werden, noch jetzt im Gebrauch, jedoch mit den von Eduard Wright schon 1599 vorgeschlagenen, aber erst 1630 angewandten Verbesserungen. Auch in der Chronologie brach Mercator mittelst seiner mathematischen und astronomischen Kenntnisse die Bahn. Wir haben von ihm eine Chronologie von Erschaffung der Welt bis zum J. 1568. Nach seinem Tode erschien seine Ausgabe des Claud. Ptolemäus mit Karten, Amsterdam 1605. Fol.

Mercier (Louis Sebastien), ein interessanter und berühmter französischer Schriftsteller, geboren zu Paris 1740, war vor der Revolution Advocat beim pariser Parlament. Die öffentliche Achtung, die er sich durch seine Schriften erworben hatte, berief ihn als Deputirten in den Nationalconvent. Seine Protestation gegen die Begebenheiten vom 31ten Mai bewirkten ihm 1793 den Arrest, und er kam erst Ende 1794 wieder in den Convent. In der Folge wurde er Mitglied des Raths der 500, und zeichnete sich durch Liebe zur Ordnung aus. Nachher bekleidete er den Posten eines Directors der National-Lotterie, gegen die er früher in seinen Schriften heftig declamirt hatte, und ward Mitglied des Instituts von Frankreich. Er starb den 26sten April 1814, in einem Alter von 73 Jahren. Mercier trat zuerst als Dichter seit 1760 mit verschiednen Heroiden auf, welche man in den Héroïdes et autres pièces de poésie, Bruxelles 1764, 8. zusammenfindet. Im J. 1769 fing er an, für das Theater zu arbeiten, nachdem er zuvor die lesenswerthe Schrift du Théâtre, ou nouvel essai sur l'art dramatique herausgegeben hatte. Von seinen dramatischen Werken, welche alle eine moralische Tendenz haben, hat man eine bis aufs Jahr 1778 gehende Sammlung, die unter dem Titel: Théâtre complèt de Mr. Mercier, in 4 Octavbänden zu Amsterdam erschienen ist. Berühmter als durch seine Schauspiele hat er sich durch seine humoristischen Schriften gemacht. Hieher gehört vorzüglich sein An 2440, das 1772 erschien und zu seiner Zeit viel Sensation machte. Er läßt darin einen Pariser nach einem siebenhundertjährigen Schlafe erwachen und das veränderte Paris mit dem ehemaligen vergleichen. Mercier ahnete damals nicht, daß er selbst diese Stadt noch veränderter sehen sollte, als sein nach einem so langen Zeitraum erwachender Pariser. Das Tableau de Paris, wovon in den Jahren 1781 - 89 zwölf Bände erschienen sind, stellt ein kräftiges und treffendes Gemählde von dem ehemaligen sittlichen Zustande der in moralischer Hinsicht so merkwürdigen Hauptstadt Frankreichs auf. Natürlich zog ihm dieses Buch viel Anfeindungen und Widersprüche zu. Mon bonnet de nuit, pour servir de suite au Tableau de Paris, kam in den Jahren 1784 und 85 und mon bonnet de matin 1786 heraus. Beide Werke enthalten eine Reihe lesenswürdiger Aufsätze über allerlei Gegenstände des Tages. Sein Werk Le nouveau Paris, 6 Bände 1800, enthält einzelne interessante Züge, steht aber dem ältern weit nach.

Mercur, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Maja, einer Tochter des Atlas. Schon in der vierten Stunde nach seiner Geburt verließ er die Wiege und erfand die Lyra, indem er eine Schildkröte tödtete, die Schale mit sieben Saiten bezog, und sie harmonisch stimmte. Er besang zu ihren Tönen seine Geburt. Die Lyra in die Wiege verborgen, suchte er sich Speise, wozu er listigen Trug ersann. Nach Pierien ging er mit Eindruch der Nacht, und raubte dort von den heiligen Heerden der Götter 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirren möchten, und selbst rücklings gehend, rücklings hinwegführte, und nachdem er am Alpheosstrom zwei derselben geschlachtet, an dem durch Reibung zweier Zweige entzündeten Feuer gebraten und einen Theil den Göttern geopfert hatte,

in einer Grotte verbarg. Alle Spuren wußte er sorgfältig zu verbergen. Am andern Morgen vermißte Apollo seine Rinder und ging aus sie zu suchen. Aber nirgend konnte er eine Spur entdecken, bis ihm ein Greis aus Pylus sagte, daß er einen kleinen Knaben, eine Heerde Rinder wundersam forttreibend, gesehen habe. Durch seine Wahrsagerkunst erkannte jetzt Apollo, daß Mercur der Räuber sey. Er eilte zur Maja und redete scheltend den Knaben an, der sich stellte, als ob er schliefe, und selbst durch die Drohung des Gottes, daß er ihn in den Tartarus hinabschleudern wolle, sich nicht schrecken ließ, sondern seine Unschuld standhaft betheuerte. Apoll aber ließ sich von dem Listigen nicht täuschen, und brachte seine Klage vor den Gott der Götter. Auch hier läugnete Mercur. Aber Jupiter durchschaute die Schalkheit des Knaben und erkannte ihn als den Thäter; doch zürnte er ihm nicht, sondern lächelte ihm freundlich, daß er so schön und klug den Diebstahl zu läugnen wußte. Er befahl ihm, den Ort anzuzeigen, wo die Rinder verborgen wären. Um sich vor neuen Ränken zu sichern, band ihm Apollo die Hände, doch die Fesseln fielen ab, und statt dessen standen die Rinder paarweis an einander gebunden. Als aber jetzt Mercur die neuerfundne Lyra zu spielen anfing, war Apollo so entzückt, daß er den Erfinder um sein Instrument bat, die Kunst des Gebrauchs von ihm lernte, und ihm dafür eine Geißel gab, die fortbin gemeinschaftlichen Heerden zu weiden. Mit noch mehr Erstaunen druckte Apollo auf den erfinderischen Gott, als dieser auch den Flöten ihre Stimme gab. Beide schlossen einen Vertrag. Mercur versprach, dem Apoll nie seine Lyra oder seinen Bogen zu entwenden, und nie seiner Wohnung zu nahn; dieser gab ihm dagegen den goldnen Friedensstab, Caduceus (s. d. Art.). — Die Alten stellen uns den Mercur als einen schönen, in die männlichen Jahre übergehenden Jüngling dar; mit keimendem Barte, Flügelschuhen, und einem Stabe in der Hand, als Herold und Gesandten der Götter. Er führt die Seelen der Abgeschiednen zur Unterwelt, und ist also auch der Herold des Pluto und Vollstrecker seiner Befehle. Sein magischer Stab hatte die Kraft, der Sterblichen Augen zu schließen, Träume zu führen, und die Schlummernden wieder zu erwecken. Die zu einem Herold erforderlichen Eigenschaften besaß er in höchster Vollkommenheit und verlieh sie: Anstand, Würde und Gefälligkeit. Ferner war er auch das Symbol der Klugheit, List, des ränkevollen Betruges und sogar des Meineides. Man muß sich dabei wohl erinnern, daß das rohe Alterthum nicht das Entehrende und Niederträchtige mit diesen Begriffen verband, wie wir. Wer sich in Listen und Ränken auszeichnete, wie z. B. Ulysses, war ein Liebling Mercurs und erfreute sich seines Beistandes. Auch als ein Gott der Diebe und des Stehlens wurde Mercur angesehn, besonders wenn List und Klugheit dabei angewendet, oder dieses heimlich verübt wurde. Eine solche symbolische Bedeutung hatten schon die Unternehmungen seiner Kindheit. Aus seinem männlichen Alter gehören hier noch folgende, die von seiner Klugheit zeigen. Er begleitete den Hercules, als dieser den Cerberus entführte; rettete mit dem Aegipan den Jupiter aus der Höhle, wohin ihn Typhon gelegt hatte; stahl den Mars aus dem Gefängniß, in welches ihn die Aloiden, Otus und Ephialtes, eingeschlossen halten; tödtete den Argus, den Wächter der unglücklichen Jo; stand dem

Perseus bei, als er die Medusa zu tödten ausging, und lieh ihm den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und die Flügelschuhe; der Nephele, der Mutter des Phrixus und der Helle, gab er den Widder mit goldenem Felle, auf dem sie ihre Kinder entführte, da sie auf Anstiften ihrer Stiefmutter Ino den Göttern geopfert werden sollten. Im Gigantenkriege trug er den unsichtbarmachenden Helm des Pluto und erlegte den Hippolytus. Als Typhon die Götter zwang, sich vor ihm zu flüchten und in Aegypten zu verbergen, verwandelte er sich in einen Ibis. Auch als Redekünstler erscheint er schon bei Homer, noch deutlicher aber bei Hesiod. Von seinen Erfindungen findet sich bei Homer noch nichts. Spätere schreiben ihm die Erfindung der Würfel, der Musik, der Erdmeßkunst, der Auslegung der Träume, des Maaßes und Gewichts, der Fechtkunst, der Buchstaben u. s. w. zu. Auch wird er als Beschützer der öffentlichen Verträge und Vorsteher der Straßen angesehen. (Vergl. den Art. Hermen). Liebschaften von ihm erzählt die Fabel mehrere; unter andern war er Vater des Pan und des Hermaphrodit. Mercur wurde in allen griechischen Städten verehrt; der Hauptsitz seiner Verehrung aber war Arkadien. Seine Feste hießen Hermäa und wurden auf verschiedne Weise gefeiert. In Rom hatte er mehrere Tempel und sein Fest wurde den 15ten Mai (welcher Monat von seiner Mutter Maja den Namen führen soll) gefeiert. An diesem Feste brachten ihm vorzüglich die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken möchte. Die Kunst stellt den Mercur verschieden dar. In den Denkmalen des alten Styls erscheint er noch bärtig; späterhin ward von ihm die Idee eines gewandten Herolds und Athleten herrschend, und nun bekam er eine überaus jugendliche Bildung. Doch auch bei diesem letztern Ideal behielt sich die Kunst einen Spielraum vor: sie bildete ihn als Knaben, im angehenden Jünglingsalter, und dann in der vollen Kraft männlicher Jugend. Bei dem Knaben bemerkt man zwischen den lockigen Haaren zwei vortretende Flügelchen; das Kleid besteht in einer kurzen ledernen Tunica; in der Linken hält er den Beutel, und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er schalkhaft über eine ersonnene List. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attituden; bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reisehut, stehend, sitzend und im Fortschreiten begriffen. Die Meister der späteren gereiftern Kunst gesellten ihn den jugendlichen unbärtigen Göttern zu. Das Vorstechende in seinem Charakter ist das Kraftvolle und Gewandte. Gekräuselt liegen ihm die kurzen Haare um den Kopf und die Stirn; die Ohren und der Mund sind klein; seine Stellungen, er mag stehen oder sitzen, sind immer einfach und bequem; der Kopf vorgesenkt, der Blick bedächtig. In seinem schönen kräftigen Körperbau sieht man den Erfinder der Gymnastik; in dem Stande, in der Geberdung und Miene den Besonnenen, Schlauen, Freundlichen, dem es leicht wird, alles zu unterhandeln, jeden zu gewinnen, alles mit Behändigkeit zu vollführen. In dem Ideal des Mercur ist das Gleichgewicht körperlicher Schönheit und geistiger Gewandtheit wundersam vereinigt. Er ist entweder ganz nackt oder nur mit dem Chlamys dargestellt. Selten hat er diese ordentlich umgenommen, sondern blos über die Schulter geworfen oder um den Arm gewickelt. Den Kopf trägt er bald bloß, bald hat

er daran ein Paar über den Schläfen befeſtigte Flügel, bald iſt ihm der Hut aufgeſetzt, an welchem zuweilen die Flügel angebracht ſind (petasus). Der Hut, welcher hauptſächlich den Wanderer bezeichnet, hat in den Bildwerken einen flachen Kopf und eine ſchmale Krämpe; auf Vaſenzeichnungen kommt er aber auch mit breiter hangender Krämpe und ſpitzem Kopfe vor. Sind die Flügel nicht an einer Schnur um den Kopf oder Hut befeſtigt, ſo ſieht man ſie entweder an den Knöcheln oder an den Sohlen angebracht, oder auch blos am Caduceus. Als Symbole gab ihm die bildende Kunſt den Hahn, um Wachſamkeit oder Streitluſt (wegen der Gymnaſtik), die Schildkröte, um ſeine Erfindung der Lyra, den Beutel, um den Gott des Handels, Widder und Patera, um den Anordner der religiöſen Gebräuche und Opfer, den Stumpf des Palmbaums, an den ſich ſeine Statuen lehnen, um den Erfinder der Schreib- und Rechenkunſt (auf Palmblättern), die Harpe oder das ſichelförmige Meſſer, um den Argostödter, den Hund (blos auf alexandriniſchen Münzen), um Scharfſinn und Wachſamkeit anzudeuten. — Ueber den Planeten dieſes Namens ſ. den Art. Planeten.

Mercurialmittel, Mercurialſalze, Mercurius, ſ. Queckſilber und Queckſilbermittel.

Mergel, eine Erdart, welche aus kohlenſaurem Kalk, Thonerde, Kieſelerde, etwas Eiſenoxyd, oft auch Gyps, ſeltener Erdharz und Manganoxyd in ſehr verſchiednen Verhältniſſen gemengt iſt. Je nachdem ſie bald von dieſem, bald von jenem mehr enthält, wird ſie Kalkmergel, Thon-Mergel oder Sand-Mergel genannt. Alle Mergelerden ſind undurchſichtig und haben unanſehnliche, verſchieden graue Farben und nach der verſchiednen Miſchung bald mehr bald weniger Zuſammenhang und Feſtigkeit. Der Mergel wird beim Feldbau vorzüglich zum Düngen eines magern Bodens gebraucht, z. B. in Oeſterreich; auch gebraucht man ihn innerlich und äußerlich als Arzneimittel.

Merian iſt der Name einer berühmten Künſtlerfamilie, aus der zuerſt Matthäus Merian der ältere großen Ruhm erlangte. Er war zu Baſel 1593 geboren, lernte bei Dietrich Meyer in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, ließ ſich in Frankfurt am Main nieder, trieb einen ſtarken Kunſthandel und ſtarb zu Schwalbach 1651. Er arbeitete ſehr ſauber mit der Radirnadel. Seine vornehmſten Werke beſtehen in Vorſtellungen der wichtigſten Städte in Europa, beſonders in Deutſchland, die er mit ihren Beſchreibungen in vielen Foliobänden herausgab. Die von ihm ſelbſt nach der Natur gezeichneten Anſichten von Städten, inſonderheit die perſpectiviſchen, ſind meiſterhaft. Er hat auch Geſchichten, Landſchaften, Schlachten, Jagden und andre Vorſtellungen geätzt. Sein Sohn Caſpar übte auch die Aetzkunſt, wiewohl nicht mit der Geſchicklichkeit des Vaters, aber ſein älteſter Sohn Matthäus Merian der jüngere, geboren zu Baſel 1621, war ein vortrefflicher Mahler in wohlgetroffnen, ſtark und lieblich gefärbten Bildniſſen. Er hatte bei Joſeph Plepp, Joachim von Sandrart und Anton van Dyk gelernt, um das Jahr 1644 zu Rom ſtudirt, und nachher England, die Niederlande, Frankreich u. ſ. w. bereiſt. Sein Sohn Johann Matthäus, ein geſchickter Bildnißmahler, ſtarb zu Frankfurt 1716. Des ältern Matthäus Merian Tochter war die berühmte Künſtlerin Ma-

ria Sibylla Merian, verehelichte Grafin, geb. zu Frankfurt a. M. 1647. Sie lernte bei ihrem Stiefvater Jacob Morefels und bei Abraham Mignon, und erlangte einen großen Ruhm durch den guten Geschmack, die Geschicklichkeit und Genauigkeit, mit welcher sie Blumen, Schmetterlinge, Raupen, Mücken, kriechende und fliegende Insecten aller Art in Wasserfarben mahlte. Ihre große Liebe zur Insectologie war Ursache, daß sie eine Reise nach Surinam machte, um die Verwandlungen der dortigen Insecten zu beobachten. Sie verweilte hier zwei Jahre, und zeichnete eine Menge von Gewürmen, Pflanzen und Früchten auf Pergament, die nach dem Urtheil der Kenner nichts zu wünschen übrig lassen. Wir haben von ihr einige Kupferwerke erhalten, nämlich über die Entstehung, Nahrung und die Verwandlungen der Raupen, Nürnberg 2 Bände 4.; eine Geschichte der Insecten Europa's, und eine Abhandlung über die Erzeugung und die Verwandlungen der Insecten von Surinam mit 60 prächtigen Kupfern. Sie starb zu Amsterdam 1717. Zu dieser Familie gehört auch Hans Bernhard Merian, Director der philologischen Classe der Academie der Wissenschaften zu Berlin, geboren zu Liechstall im Baselschen 1723, wo sein Vater Prediger war, und ihn zu dem Studium der Philosophie und Philologie anhielt. Er hielt sich als Führer eines Edelmanns 4 Jahre in Holland auf. Maupertuis machte Friedrich den Großen auf ihn aufmerksam, der ihn 1748 als Mitglied der Academie der Wissenschaften nach Berlin berief, 1771 zum Director der Classe der schönen Wissenschaften ernannte, und bei Besetzung der Lehrstellen oft zu Rathe zog. Seit Formey's Tode verwaltete er bei der Berliner Academie das beständige Secretariat und starb 1807. Er war ein gründlicher Philolog, und hat nur weniges drucken lassen.

Meridian, s. Mittagskreis.

Merinos (eigentlich Ovejas merinas, Schafe mit feiner Wolle, denn Merina bedeutet feine, ausgesuchte Wolle), heißt eine in Spanien einheimisch gewordene und von da aus in mehrere europäische Länder verpflanzte Schafraee, die sich von andern Schafen theils durch einen gedrungenen, mehr kleinen als großen Körperbau, theils vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle auszeichnet. Diese Schafe stammen ursprünglich aus der Barbarei, woher sie Peter IV., König von Aragonien, gegen die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und später der bekannte Cardinal Ximenes, nach Spanien kommen ließen. Man berechnete vor dem letzten Kriege die Anzahl der Merinos gegen 5 Millionen, und daß 10,000 solcher Schafe, im Durchschnitte jährlich 500 Centner Wolle lieferten. Weil diese Schafe auf den Gebirgen fast ganz Spaniens weiden nennt man sie auch wandernde Schafe, tras humantes während die andern, ursprünglich spanischen, deren Anzahl mon auf acht Millionen schätzte, und die größtentheils eine gröbere Wolle haben, stehende oder Stallschafe heißen. Die ganze Einrichtung in der Zucht und Weide der Merinos ist höchst interessant. Sie wandern zweimal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon, im Winter (vom September an) in den wärmern Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden sie in Heerden zu 10,000 Stück getheilt, und

aus dieſen wieder Haufen zu 1000 bis 1200 Stück gemacht, die von zwei Schäfern geführt werden. Die Schafe ſelbſt dezeigen, aus Gewohnheit oder Inſtinct, eine ſichtbare Unruhe, wenn die Zeit ihrer Wanderung eintritt. Anfangs waren dieſe Heerden ein Eigenthum der Könige. Nach und nach aber wurden ſie verkauft, und die letzte Heerde von 40,000 verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören ſie dem Adel und den Klöſtern. Das Weidegeld, das für die Hüthungen der Schafe dezahlt wird, iſt ſehr mäßig. So lange die Schafe auf dem Marſche ſich befinden, ſind ſie berechtigt, auf allen Hüthungen zu weiden, und es muß ihnen überall eine ungefähr 40 Ruthen breite Straße zu ihrem Wege eingeräumt werden; welches alles für die Unterthanen drückend iſt. Schon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die Merinos nach Frankreich und nach Schweden, ſpäter nach Sachſen, Preußen und Oeſterreich verpflanzt, wo ſie ſich ſehr gut acclimatiſirt haben. Vor einigen Jahren iſt die veredelte Race aus Sachſen auch nach Rußland, vorzüglich in die Gegend von Odeſſa, verpflanzt worden. Neuerdings ſoll verboten worden ſeyn, ſie auszuführen. Schätzbare Nachrichten über die ſpaniſchen Schafe und die Wolle derſelben finden ſich in Bourgoings Reiſen durch Spanien (1780) Theil 1. und 3. — In den neuern Zeiten iſt ein glatter, geköperter Serge von vorzüglichem, gezwirntem Geſpinnſt Merino genannt, und als Handelswaare ſehr beliebt worden.

Merkel (M. Garlieb), ein deutſcher Schriftſteller und Kritiker, der ſeinen zweideutigen Ruf weniger ſeinen eignen Leiſtungen, als den Aeußerungen, Zurechtweiſungen und Züchtigungen, die ihm für ſeine Anmaßung, Unbeſcheidenheit und Unwiſſenheit bald ernſtlich, bald ſcherzhaft von vielen der ausgezeichnetſten Männer, als Fichte, Schlegel, Jean Paul u. A. zu Theil wurden, verdankt. Er iſt ein Liefländer und in den ſiebziger Jahren geboren. Wo, was und wie viel er ſtudirt hat, iſt uns, wie ſeine meiſten übrigen Lebensfata, unbekannt. Zehn Jahre vor der Jenaer Schlacht hat er in Norddeutſchland verlebt. In dieſer Zeit erſchienen unter andern ſein Buch über die Letten, in welchem er den damaligen unglücklichen Zuſtand dieſes leibeignen Volks mit ſtarken Farben ſchilderte; ſeine Briefe über Hamburg und Lübeck, für welche er aus letzterer Stadt weggewieſen wurde, und ſeine Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigſten Producte der ſchönen Literatur, in denen er nicht ſelten mit eben ſo viel Unkenntniß als abſprechender Anmaßung ſeine Urtheilsſprüche abgab. Es gelang ihm durch ſtete Beſtreitung der äſthetiſchen Grundſätze, welche damals die Schlegel und ihre Freunde aufſtellten, dieſen manches gelegentliche Wort über ihn abzunöthigen, wodurch er wohl in dem eiteln Wahn von ſeiner und ſeines Treibens Wichtigkeit beſtärkt wurde. Dies mußte noch mehr der Fall ſeyn, als Kotzebue ihn zum Mitredacteur des Freimüthigen annahm. (Vergl. die Art. über den Freimüthigen und die elegante Zeitung) Da Merkel im J. 1806 ſeine Stimme gegen die Franzoſen erhoben hatte, hielt er ſich nach der Jenaer Schlacht nicht mehr für ſicher in Berlin. Er flüchtete nach Königsberg und von da in ſeine Heimath, wo er eine Zeitung redigirte, eine reiche Heirath machte, und ein Landgut bewirthſchaftete. Von ſeinen meiſt unbedeutenden Schriften aus dieſer Zeit nennen wir nur ſeine Skizzen aus

meinem Erinnerungsbuch. Er spricht darin von vielen der vorzüglichsten deutschen Dichtern und Schriftstellern, die er, oft flüchtig genug, kennen gelernt hat. Neben vielen erscheint er wie ein Zwerg neben Riesengestalten, der seine trübe Laterne bald hier, bald dort hin dreht, und zwar einen Arm oder Fuß erkennt, die ganze Gestalt aber vergebens zu fassen strebt. Nach der Befreiung Deutschlands kehrte auch er dahin zurück, in der Meinung, sein Aristarchenamt fortzusetzen. Nachdem er sich zu diesem Zweck mit Gubitz verbunden, aber eben so schnell seiner Unverträglichkeit wegen (wie er dies in einem eignen Documente, das er diesem auszustellen genöthiget wurde, bekennen mußte) wieder entzweit hatte, ließ er allein eine Zeitung artistisch-literarischen Inhalts unter dem Titel: der alte Freimüthige, erscheinen. Allein er mußte bald wahrnehmen, daß seinen seichten und abgeschmackten Unterhaltungen die Leser fehlten. Alle Bemühungen, sein Blatt aufrecht zu erhalten und dem Publicum annehmlich zu machen, schlugen fehl und er kehrte 1817 nach Rußland zurück. Im J. 1818 erschienen von ihm zwei Bändchen über Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand, die in demselben anmaßenden Ton geschrieben sind, wie seine früheren Schriften. Wer den Charakter Merkels als Kritiker und Schriftsteller kennen lernen will, den verweisen wir auf die kleine Schrift: Testimonia Auctorum de Merkelio, das ist: Parabiesgärtlein fur Garlieb Merkel. Man hat Merkel nicht mit Unrecht den deutschen Abbé-Cotin genannt.

Merlin, ein berühmter Magiker und Zauberer, der Sohn eines Dämons und der Tochter eines Königs von England, welche in einem Kloster von Vaer-Merlin Nonne war. Die Fürstin wurde in ihrer Einsamkeit von einem mitleidigen Sylphen getröstet, der ihr zu gefallen wußte. Ihr Sohn Merlin ward von dem Vater in allen Wissenschaften unterrichtet, und lernte von ihm die Wunder verrichten, welche die Fabelgeschichte Englands ihm zuschreibt. Merlin, sagt Lelandus, war der größte Philosoph und Mathematiker seiner Zeit; er war der Rathgeber und Freund von vier englischen Königen, Vortigern, Ambrosius, Uterpen-Dragon und Arthur, dem Stifter der Tafelrunde. Vortigern beschloß auf den Rath seiner Magiker einen uneinnehmbaren Thurm an irgend einem Ort seines Königreichs zu erbauen, um sich gegen die Sachsen zu sichern; aber kaum war der Grund dazu gelegt worden, als in einer Nacht die Erde ihn verschlang, ohne daß eine Spur zurückblieb. Die Magiker sagten dem König, er müsse die Grundsteine, um ihnen Festigkeit zu geben, mit dem Blut eines Kindes benetzen, das ohne Vater geboren sey. Nach vielen Nachforschungen brachte man den jungen Merlin zum König. Als Merlin den Ausspruch der Magiker vernommen, stritt er mit ihnen und zeigte ihnen an, daß unter dem Grunde des Thurms ein großer See und unter dem See zwei große wüthende Drachen seyen, ein rother, der die Engländer, und ein weißer, der die Sachsen vorstelle. Man grub alsbald nach und die beiden Drachen waren nicht sobald gefunden, als sie einen schrecklichen Kampf begannen, worüber Merlin zu weinen wie ein Weib und seine Weissagungen hinsichtlich Englands kund zu thun begann. Zu den Zauberwerken, welche von Merlin erzählt werden, gehört, daß er, als Uterpen-Dragon sich in die schöne Ingerne verliebte, er dem Könige die

Gestalt des Mannes verliehen und so den Genuß der Geliebten verschafft; ferner daß Merlin Felsen von Irland nach England versetzt habe, welche die Gestalt von Riesen angenommen und tanzend eine Trophäe für den König Ambrosius gebildet hätten. Ausführlich handeln von Merlin die Histoire de Merlin et de ses prophéties, und die Vita di Merlino in Venetia.

Merope, eine Tochter des arkadischen Königs Cypselus, Gemahlin des Kresphontes, eines Herakliden und Königs von Messene. Sie zeugte mit ihm viele Kinder, von denen der jüngste Aegyptus (nach Andern Telephontes) hieß. Da Kresphontes zum Besten des gemeinen Volks viele Neuerungen machte, empörten sich die Großen wider ihn und tödteten ihn nebst allen seinen Söhnen, den Aegyptus ausgenommen, welchen Merope verbarg und nachher ihrem Vater zuschickte, bei welchem er insgeheim erzogen wurde. Polyphontes, welcher die Regierung in Messene übernahm, ließ ihn vergebens allenthalben aufsuchen, und verhieß Belohnungen dem, der ihn tödten würde. Sobald aber der Jüngling erwachsen war, verließ er mit dem Entschluß, seinen Vater zu rächen, heimlich seinen Großvater, und kam nach Messene, wo er von Polyphontes den auf seinen Kopf gesetzten Preis foderte, indem er vorgab, den Aegyptus getödtet zu haben. Schon früher hatte Merope, weil sie eine Veränderung in der Regierung erwartete, einen Boten abgeschickt, um ihren Sohn zurückzuholen; dieser kam mit der Nachricht zurück, Aegyptus sey verschwunden. Jetzt zweifelte sie nicht, daß der Fremdling wirklich ihres Sohnes Mörder sey. Sie beschloß, ihn im Schlafe zu ermorden, und war im Begriff, diesen Entschluß auszuführen, als sie ihren Sohn erkannte, und nun mit ihm gemeinschaftlich die Maaßregeln verabredete, sich an Polyphontes zu rächen. Sie bot ihm zum Schein Versöhnung an, und versprach ihm seine Liebe zu erwiedern. Polyphontes ordnete ein Dankopfer an; aber am Altar raubte ihm Aegyptus das Leben und bestieg den väterlichen Thron. Dieser Stoff ist von mehrern dramatischen Dichtern bearbeitet worden, als von Voltaire, Maffei u. s. w.

Merovinger, s. Frankreich.

Merseburg an der Saale, sonst eine Stiftsstadt im Königreich Sachsen, jetzt der Hauptsitz der Regierung des Bezirkes gleiches Namens im preußischen Herzogthume Sachsen. Die Stadt enthält 900 Häuser mit 6000 Einwohnern, und ist besonders wegen des Biers, das hier gebraut und weit verführt wird, bekannt. Die Stadt ist alt und schlecht gebaut, hat ein gutes Gymnasium und eine Domkirche, die einige Merkwürdigkeiten enthält. Das hiesige Domcapitel wurde von K. Otto I. gestiftet und, nachdem die Reformation eingeführt worden war, von dem Churfürsten von Sachsen administrirt. Durch die Capitulation vom 31sten July 1731 wurde dem Churhause Sachsen die beständige Administration des Stiftes übergeben.

Mesmer (Anton Friedrich), ein durch Entdeckung oder wenigstens Wiederauffindung des thierischen Magnetismus und Ausbildung einer darauf gegründeten Lehre und Heilmethode berühmter Arzt. Er wurde im J. 1734 in der Schweiz geboren, und starb am 6ten März 1815 zu Mörsburg am Bodensee. In seinem 32. Jahre trat er zuerst in Wien, wo er studirt hatte, öffentlich mit der Bekanntmachung der Grundzüge zu seiner neuen Lehre

auf. Dies geschah in einer Dissertation über den Einfluß der Planeten auf den menschlichen Körper, welche er hier 1766 herausgab. In derselben lehrte er, daß die unter so manchen Entstellungen bei den verschiedensten Völkern herrschenden Meinungen von den Einflüssen der Himmelskörper auf unsre Erde aus Beobachtungen von allgemeinen und anhaltend sich zeigenden Naturwirkungen herrühren und etwas Wahres enthalten müßten. Beobachtungen belehrten uns, sagte er, daß die Planeten in ihrem Umlaufe wechselseitig bestimmend auf einander wirken; daß sowohl die Sonne, als auch der Mond bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Erde haben, der sich in verschiednen Wirkungen auf das Meer (Ebbe und Fluth) und auf die Atmosphäre offenbart; daß aber eben so auch diese Sphären einen directen Einfluß auf die Gewächse und lebenden Geschöpfe, ja selbst auf alle Theile, woraus ein belebter Körper besteht, ausüben, wie wir aus den periodischen Veränderungen und Erscheinungen im menschlichen Körper wahrnehmen. Dieser Einfluß geschehe besonders mittelst eines das ganze Weltall erfüllenden höchst feinen Fluidums, wovon alles durchdrungen werde, und äußere sich durch die höchste Steigerung und den Nachlaß der Eigenschaften, welche theils dem Stoffe, theils der Organisation zukommen, als der Schwere, dem Zusammenhang der Theile, Elasticität, Electricität, Irritabilität. Die Eigenschaft des thierischen Körpers, welche ihn für den Einfluß der Himmelskörper empfänglich macht, nannte Mesmer den thierischen Magnetismus. Die Wirkungen dieses Einflusses auf den Gang und die Heilung der Krankheiten zu beobachten, beschäftigten nun denselben eine Reihe von Jahren hindurch im Stillen, während welcher Zeit er glaubte, diese Grundsätze durch seine Erfahrungen bestätigt zu sehen. Durch genaue Beobachtungen wurde er in den Stand gesetzt, nach seinen Principien die verschiedenen Revolutionen einer Krankheit mit Gewißheit vorauszusehn. Von hier ging Mesmer zum zweiten Hauptpunkt seiner Lehre über, die Existenz einer gleichen Wechselwirkung, derjenigen der Himmelskörper entsprechend, zwischen den auf der Erde befindlichen Körpern, und besonders unter den lebenden Organismen selbst zu entdecken, vermittelst welcher er künstlich die periodischen Revolutionen im menschlichen Körper nachahmen könnte. Die Analogie der Eigenschaften des Magnets mit dem System des allgemeinen Einflusses veranlaßte Mesmern, ihn als das beste Material anzusehn, um Versuche anzustellen. Er bestrich mit künstlichen Magneten, die ihm Pater Hell, ein Physiker in Wien, machte, krankhafte Theile, und verrichtete mehrere bedeutende Curen damit. Durch weitere Erfahrungen von der Entbehrlichkeit derselben belehrt, und auf die Verschiedenheit des animalischen und mineralischen Magnetismus aufmerksam gemacht, ging er davon ab, und bediente sich blos der Hände. Er theilte seine Theorie dem kaiserlichen Leibarzte Störk in Wien mit; doch versagte dieser einer Lehre, die den damaligen Ansichten in der Heilkunst und Naturlehre nicht entsprach, seinen Beifall. Mesmer legte in einem Sendschreiben an einen fremden Arzt, 1775, der Welt seine Theorie öffentlich vor. In Wien selbst wurde seine Lehre verkannt, theils mit dem Mineralmagnetismus verwechselt, theils absichtlich entstellt, verhaßt gemacht und verfolgt, er selbst als Schwärmer dargestellt, und diejenigen, welche sich seinen Curen unterwarfen, für Betrogene oder Betrügende erklärt. Mesmers

Ruf nahm dessen ungeachtet in eben dem Verhältnisse zu, als ihn seine Gegner zu unterdrücken suchten. Er reiste in den Jahren 1774—75 nach Schwaben, der Schweiz und Bayern, wo er den Churfürsten mit seiner Theorie bekannt machte, auch kurze Zeit darauf zum Mitgliede der Academie der Wissenschaften in München ernannt wurde. Im J. 1776 wurde er nach Ungarn berufen, wo er bedeutende Curen verrichtete. Nach seiner Zurückkunft in Wien wollte zwar Mesmer nichts mehr öffentlich daselbst unternehmen, ließ sich jedoch endlich bestimmen, mehrere Kranke in die Cur zu nehmen, worunter die als Tonkünstlerin berühmte Demoiselle Paradies war. Diese war von ihrem dritten Jahre an blind gewesen, hatte eine Art von Melancholie mit Krämpfen und periodischem Wahnsinn. Er behandelte sie geraume Zeit, während welcher er viele Unannehmlichkeiten und Cabalen, und von der durch seine Feinde aufgehetzten Familie der Kranken selbst den größten Undank erfuhr. Ob sie völlig hergestellt wurde oder nicht, bleibt zweifelhaft. Er verließ endlich, müde der Anstrengungen und Verfolgungen, Deutschland, und begab sich im J. 1778 nach Frankreich. In Paris theilte er den dasigen Gelehrten und Aerzten die Grundzüge seiner Lehre in mehrern zusammenhängenden Sätzen mit, unternahm auch, zu mehrerer Bestätigung derselben, die Heilung verschiedner Kranken, welche er auch glücklich zu Stande brachte. Doch wirkten auch hier Unglaube, Verkennung seines Verdienstes, und Cabale gegen ihn. Mesmer legte daher auch hier seine Lehre in 27 Sätzen öffentlich vor, behielt jedoch das eigentliche Technische seines Verfahrens noch für sich, oder theilte es doch nur sehr Wenigen als Geheimniß mit. Obgleich die französische Regierung ihm für die Entdeckung seines Geheimnisses einen Gehalt von 20,000 Livres anbot, so schlug er dieses doch aus. Dagegen eröffnete er eine Subscription von 100 Theilnehmern, von denen ihm jeder 100 Louisd'or zahlen mußte, und welchen er das Geheimniß des Magnetisirens mittheilte. In der Folge bildeten sich zuerst in Paris, dann in Straßburg ꝛc. die sogenannten harmonischen Gesellschaften, deren Zweck es seyn sollte, die erhaltene Lehre in geschlossenem Verein mittelst Beobachtung der vorgeschriebenen Versuchsregeln rein zu erhalten. Die ausbrechende Revolution mit ihren Stürmen vertrieb Mesmern aus Frankreich; die politischen Unruhen zerstörten die Institute, und die Lehre des thierischen Magnetismus kam ziemlich in Vergessenheit. Mesmer zog sich nach der Schweiz zurück, und lebte daselbst zu Frauenfeld im Canton Thurgau im Stillen, ohne jedoch aufzuhören, seine neuerfundene Heilart auszuüben. Nach 20 Jahren, in seinem schon weit vorgerückten Alter, legte er selbst seine während dieser Zeit geläuterten und durch fortgesetzte Versuche fester gegründeten Lehrsätze nochmals in einem schriftlichen Aufsatz nieder, und hatte die Genugthuung, zu sehen, wie der von ihm ausgestreute Saamen in Deutschland nicht gänzlich untergegangen war. Schon in dem Jahre 1787 überbrachte Lavater den durch Puisegur verbesserten animalischen Magnetismus einigen Aerzten in Bremen, z. B. Wienholt, während andere, z. B. Gmelin, ihn von Straßburg aus erhielten. Diese widmeten demselben ihre Untersuchungen, und erhielten in kleiner Zahl die Kenntniß und den Glauben an ihn, obgleich auch damals noch die meisten Aerzte in Deutschland sich gegen ihn erklärten. Mesmers Theorie selbst stand, wie natürlich, nicht gleich anfangs auf dem Punkte,

auf welchem jetzt die Lehre vom animalischen Magnetismus steht Sein Studium der ältern Mystiker, Astrologen und Aerzte, z. B. Paracelsus, Kirchers, so wie die Beschaffenheit der damals herrschenden medicinischen Theorien leitete ihn zuerst auf den Siderismus, oder den Einfluß der Gestirne auf den Menschen, und nur allmählig entwickelte sich bei ihm das System der Wechselwirkung, dessen Grundzüge folgende sind: Die Himmelskörper wirken auf einander, und regieren also auch die Bewegung unsers Erdballs, daher die Ebbe und Fluth des Meers, die Einwirkung des Mondes bei Vegetationen, Fermentationen u. s. w., die Abwechselung der Jahreszeiten, der Instinct der Thiere zu periodischen Wanderungen u. s. w., was Alles auf eine allgemeine Verbindung der Wesen in der Natur hindeutet. Dieser Einfluß besteht in der wechselseitigen Aus- und Einströmung eines subtilen Fluidums, und ist bei den Erscheinungen des Magneten sichtbar erweislich; die Anziehung der Planeten in ihren Kreisen rührt davon her. Die Naturthätigkeit, die Ursache dieser wechselseitigen Anziehung, dreitet sich über alle Bestandtheile des Erdballs aus, indem sie durch die tägliche Umdrehung desselben das alternirende Steigen und Fallen (Intension und Remission) der Eigenschaften der organisirten Materie bestimmt. Dies ist die allgemeinste Thätigkeit, wodurch Alles Leben erhält. Die ersten Begriffe, empirisch von der Welt aufgefaßt, sind Materie und Bewegung. Die Materie ist flüssig, wenn ihre Theile unter einander in Bewegung sind, oder fest, wenn sie neben einander in Ruhe sind. Elementarmaterie, alle Theile der Materie, jeder mit seiner eigenen Bewegung; Combination der Theile und Verhältnisse ihrer Ruhe und Bewegung machen die Formen aus. Natur ist die Harmonie der Verhältnisse, in welcher alle Theile der Materie beisammenstehen und in der die Bewegungen sich folgen. Es bilden sich hiernach verschiedne Classen (Serien), Arten der Combinationen nach der Ordnung und Anzahl der Elementartheile, aus welchen sie bestehn; homogen ist die Materie einer bestimmten Serie, deren Theile ihrer Combination und Ordnung nach mit einander ganz übereinstimmen; heterogen das Entgegengesetzte. Bis jetzt waren drei Serien der homogenen Combinationen bekannt, Wasser, Luft, Aether. Das allgemeine Fluidum, welches das Universum zu einer Masse vereinigt, sind die sämmtlich existirenden, den Raum erfüllenden Grade der homogenen Combinationen. Die Bewegung der flüssigen Materie ist die örtliche und innere (intestine); — confus, oder in einem bestimmten Modus oder Grad, oscillirend, vibrirend, sich durchkreuzend und ausbreitend, ohne sich zu verwirren. Eine jede der drei Serien kann der Leiter einer besondern innern Bewegung seyn (Ton), der zum Grad seiner Flüssigkeit in einem eignen Verhältnisse steht, bei dem Wasser wellenförmig, bei der Luft als Schall, bei dem Aether als Licht erscheint. So sind in der unermeßlichen Anzahl der homogenen Serien des Fluidums eben so viele verschiedene Töne, welche in die organisirten Körper aufgenommen, die sonst unbegreiflichen Erscheinungen bewirken können, als Feuer, Licht, Electro-Magnetismus ꝛc. Das allgemeine Fluidum, in Verbindung mit dem thierischen Körper betrachtet, ist das Princip des individuellen Lebens; durch den Einfluß desselben erhalten die Bewegung und Empfindung ihr Leben und durch ihn geschehen die Verrichtungen der Or-

gane. Der Mensch befindet sich im Ocean des allgemeinen Fluidums, mit Organen, welche geeignet sind, die tonificirten Bewegungen einiger von den Serien desselben ausschließlich aufzunehmen. So das Ohr für die Luft, das Auge für den Aether u. s. w. Vom Nerven geht die Bewegung in das innere Gewebe der unzähligen Fäden, woraus das Organ der Empfindung besteht, der innerliche Sinn (sensorium commune), die Nervenfäden, mit dem allgemeinen Fluidum in Contact, daher der innere Sinn aller der Modificationen, die er von außen erhält, gleich dem Spiegel empfänglich wird. So wird der Muskel Werkzeug aller Bewegung, das Princip aller Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen, indem die Ströme des allgemeinen Fluidums durch die Nerven auf den innersten Organismus der Muskelfiber einwirken, und ihre Verrichtung bestimmen. Daher Zusammenziehung oder Verkürzung, und Nachlaß oder Verlängerung die Reizbarkeit (Irritabilität) ausmachen. Irritation, Reiz, besteht in der anhaltenden Verkürzung der Fiber. Das abwechselnde Erweitern und Zusammenziehn des Herzens und der Arterien bewirkt die Circulation. Sie wird gehemmt, 1. wenn der Muskelfiber die Reizbarkeit abgeht, sich zu verkürzen, wenn ein Gefäß in einem Zustand von Reizung sich befindet. Dieser Zustand setzt die Verstopfung, Obstruction, Hemmung, als die allgemeine und unmittelbare Ursache der Abweichung von der Harmonie des thierischen Lebens, daher also Hebung des Mangels an Irritabilität das einzige allgemeine Heilmittel wird, welches in dem allgemeinen Einfluß oder in der Anwendung des Magnetismus gefunden wird. Da nun die Natur und Beschaffenheit der Säfte von der Thätigkeit der festen Theile, von dem Mechanismus der Organe und Eingeweide u. s. w. abhängt, so liegt die erste Ursache von der Abweichung der Harmonie nur in der unregelmäßigen Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen. Die Ursache der Bewegung wirkt gegen den Widerstand; um ihn zu besiegen, muß sie ihn überwiegen. Dieser Zustand heißt im Allgemeinen die Crise, deren Erscheinungen die kritischen Symptome, die Erscheinungen vom Widerstand gegen die Naturwirkungen, die symptomatischen Symptome, eigentlich die Krankheit sind. Es gehört also zur vollständigen Crise 1. Perturbation, — der Kampf der Naturkraft gegen den Widerstand; 2. Coction, — Auflösung oder Bereitung des stockenden Safts zur Absonderung; 3. Evacuation, Ausleerung des Verdorbenen vom Gesunden. Dagegen eine unvollständige Crise Statt findet, wo diese Epochen der Ordnung und Zeit nach unterbrochen auf einander folgen, was gemeiniglich als chronische Krankheit sich darstellt. Unmittelbare Ursachen aller Krankheiten setzen irgend einen Fehler, eine Unregelmäßigkeit im Umlauf der Säfte, Obstruction in den verschiedenen Arten der Gefäße voraus. Daher zwei Indicationen: 1. die Irritabilität oder die Einwirkung der festen Theile auf die flüssigen herzustellen; 2. die Hindernisse, die sich dieser Einwirkung entgegensetzen können, wegzuschaffen und ihnen zuvorzukommen, alle Heilung bedingen. Der allgemeine Einfluß, welcher mittelst des allgemeinen Fluidums die Eigenschaften der Körper vermehren oder vermindern kann, thut dieses auch in Ansehung der Irritabilität, so daß der Verlauf und die Entwickelung der Krankheiten, und selbst ihre Heilung durch diesen Einfluß geordnet und bestimmt werden, was den natürlichen Magnetismus

ausmacht. Dieſe freiwillige Thätigkeit der Natur kann aber nur bei denjenigen Weſen ſich äußern, welche ſich der Zeit und ihrer organiſchen Beſchaffenheit nach dazu beſonders disponirt befinden. Das Ein- und Ausſtrömen der nach einer Richtung im Vollen bewegten Serie des ſubtilen Fluidums macht das Triebwerk des Einfluſſes zwiſchen zwei Individuen aus, ſo daß, wenn eine toniſche Bewegung in einem Körper erweckt worden iſt, es nach dem Geſetze des Vollen möglich iſt, in einem andern feſten Körper eben dieſelbe Bewegung ohne Unterſchied des Zwiſchenraums zu bewirken, und durch dieſe wechſelſeitige toniſche Bewegung die Eigenſchaften, welche blos in ihren individuellen Organiſationen begründet ſind, zu erwecken und zu verſtärken. Die Art, der Ton, die Stärke und Bewegung des allgemeinen Einfluſſes können verſchieden ſeyn, z. B. zwiſchen dem allgemeinen und thieriſchen Magnetismus, wie zwiſchen Feuer und Wärme. Der thieriſche Magnetismus, als Agens betrachtet, iſt ein unſichtbares Feuer; es kommt bei der Anwendung darauf an: 1. es durch alle möglichen Mittel erwecken, unterhalten, verſtärken, und auf die Urſache der Krankheit anwenden zu können, deren Verbindung und Zuſammenhang zu entdecken iſt; 2. die Hinderniſſe zu erkennen und zu beſeitigen, welche ſeine Thätigkeit und die gradweiſe Wirkung, die man durch die Behandlung hervorbringen will, ſtören oder aufhalten können; den Gang ihrer Entwickelung zu kennen und vorauszuſehen, um den Verlauf beſtimmen, und mit Feſtigkeit bis zur Heilung abwarten zu können. Dies waren ungefähr die Grundzüge des Mesmerſchen Syſtems. Man ſieht daraus, daß er damals auf die Criſe, als den Zuſtand der Aufregung der Reizbarkeit, oder der Gegenwirkung der feſten Theile auf die Krankheitsurſachen (Hebung der innern Hemmungen der harmoniſchen Lebensthätigkeit) das meiſte Gewicht bei der Heilung legte, und in Erregung und Leitung derſelben das Weſentliche der magnetiſchen Heilung ſuchte. Es wurde daher die magnetiſche Einwirkung ſo viel als möglich verſtärkt, bis ſie auf den Grad ſtieg, welcher heftige Reactionen erregte, die nun als Convulſionen oder doch als heftige Krämpfe ſich äußerten. Dieſe ſahe er als nothwendigen Heilungsprozeß der Natur an, und bei ſeiner und der magnetiſchen Behandlung ſeiner Schule errichtete man daher die ſogenannten Criſenzimmer (chambres de crise), welches Zimmer waren, deren Fußböden und Wände mit Matratzen bedeckt wurden, damit die in Zuckung verſetzten Kranken ſich bei ihrem Umherwerfen keinen Schaden zufügen konnten. Hiervon ging die Schule, welche in Straßburg ſich gebildet hatte, und in der Folge Mesmer ſelbſt wieder ab. Der Director jener Schule, Marquis von Puiſegur, verbannte die ſogenannten Criſenzimmer, die er Höllenſtuben (Chambres d'enfer) nannte; die heftigen tumultuariſchen Criſen wurden vermieden, und die magnetiſche Behandlung dahin geleitet, daß ſie nur auf Ruhe und Wohlbefinden abzweckte. Die hierdurch erregten Criſen waren ſanft, zeichneten ſich durch ein Gefühl des höchſten Wohlſeyns, durch Erhöhung der Seelenkräfte, durch Kenntniß des eignen körperlichen Zuſtandes, ſo wie auch des Zuſtandes anderer, mit dem Magnetiſirten in Verbindung geſetzten Kranken aus. Dieſe Methode wurde in der Folge die allgemeinſte, und verbindet die Methode der ehemaligen Mesmerſchen Schule, welche hauptſächlich nur phyſiſch, durch ſtarkes Berühren mit den Händen oder mittelſt metallner und gläſerner

Conductoren, der magnetisirten Wannen und Bäume, der magnetischen Bäder, des Trinkens von magnetisirtem Wasser, des Tragens magnetisirter Glasplatten u. s. w. wirkte, mit der Methode einer andern Schule, welche zu Lyon und Ostende unter der Direction eines gewissen Ritters Barbarin sich bildete, und blos psychisch, durch Fixirung des festen Willens auf den Kranken, alle Wirkungen des Magnetismus hervorzubringen suchte. Diese Schule bekam deshalb den Namen der Spiritualisten. Mesmers Theorie (Mesmerismus) ist später von Wolfart in Berlin, der Mesmern in der Schweiz besuchte, in einer eignen Schrift klar und treu dargestellt worden. Er fand in Mesmer einen ehrwürdigen Greis, der ein patriarchalisches Leben führte, von seinen Umgebungen sehr verehrt wurde und auch im hohen Alter eine solche magnetische Kraft besaß, daß er durch das bloße Ausstrecken der Hand schon magnetisch wirkte. (Das Weitere über den animalischen Magnetismus siehe in dem Artikel Magnetismus.) Ueber die Ausbildung des Magnetismus erscheinen seit 1813 von Wolfart, „Jahrbücher des Lebensmagnetismus", welche die höchste Beachtung verdienen. H.

Mesopotamien oder das Land zwischen den Flüssen (El-Dschesira oder die Insel bei den Arabern genannt) nannten die Griechen die große vom Euphrat und Tigris eingeschloßne Landschaft, die im Norden der Taurus und Masius begränzte. Die Nordhälfte war gebirgig und an Getraide, Wein und Viehweiden fruchtbar; die südliche aber eben, dürre und unfruchtbar. Von den Städten nennen wir Charran oder Charrä, Zoba, d. i. Nisilis, Antiochia, Mygdoniä, Singara. Von jeher lebten hier Ansässige oder Ackersleute und Herumziehende oder Hirtenvölker. Die Mesopotamier erwuchsen aus den Chaldäern, dem Urvolke, aus Cuschiten, die unter Nimrod die Städte Edessa und Nesibin erbauten, und aus semitischen Abkömmlingen des Stammes Thara. Diese bewohnten anfangs die Gegend um Ur Chasdim, dann in und um Haran oder Charrä; aber mit der Zeit breiteten sie sich im ganzen Lande, ja auch in Chaldäa und Syrien aus, so daß die Cuschiten ihnen entweder weichen oder sich unterwerfen mußten. Anfangs war es ein Theil von Nimrods Reiche. Nach einem Zwischenraume von mehr als 700 Jahren (mehr als 2000 Jahre vor Chr. Geb.) kommt Cusan Rischataim als König von Mesopotamien vor, der seine Herrschaft über den Euphrat ausbreitete. Die Israeliten, die schon in Palästina saßen, mußten ihm acht Jahre lang Tribut bezahlen. Im goldnen Zeitalter der assyrischen Macht, 790 v. Chr. Geburt, ward Mesopotamien diesem Reiche unterthan und erlitt die Schicksale seiner nachmaligen Bezwinger. Trajan unterwarf es zwar 106 nach Chr. Geb. den Römern; aber die Perser ließen sie nicht lange in ungestörtem Besitz. Als endlich die Araber 651 auf den Trümmern des sassanidischen Reichs ein neues bildeten, mußte auch Mesopotamien diesen Stürmen gehorchen. Im J. 1040 fiel es den Seldschuken in die Hände. Seit dieser Zeit hatte es schnell auf einander folgende Beherrscher. Dschingischan machte sich 1218 davon Meister. Allein es ging 1360 schon wieder an den Tur-Ali-Beg verloren, der eine eigne Dynastie, der weiße Schöps genannt, daraus bildete. Vierzig Jahre darauf ward Mesopotamien von Tamerlan erobert und 1514 von Ismael Sophi dem persischen Reiche einverleibt. Aber auch diese Einverleibung hatte keinen Bestand;

denn 1554 mußten die Perſer mehr als die Hälfte davon den Türken abtreten, und ob ſie gleich 1613 den verlornen Theil wieder an ſich brachten, ſo konnten ſie doch zuletzt Amurads IV. übermächtigen Andrang nicht aushalten, welcher nebſt mehrern Provinzen auch dieſe 1637 mit ſeiner Krone vereinigte. Der jetzige Flächeninhalt dieſes Landes wird auf 1700 Quadratmeilen angegeben.

Meſſalianer (a. d. Syriſchen) oder Eucheten (a. d. Griech.), d. h. Beter, Betbrüder, auch Enthuſiaſten und Pneumatici (Geiſtliche, wie ſie ſich ſelbſt nannten), hießen die Glieder einer ketzeriſchen Secte, die um 360 zuerſt in Meſopotamien entſtand und unter Adelphius, einem ihrer Lehrer noch in 4. Jahrhundert nach Syrien kam. Sie war eine Ausgeburt römiſcher Schwärmerei und pietiſtiſchen Dünkels. Die Meſſalianer hielten das Gebet für eine unabläſſig fortzuſetzende Uebung, der ſie alle die Wirkungen zuſchrieben, welche die von ihnen geringgeſchätzten Sacramente und gottesdienſtlichen Handlungen für gläubige Chriſten haben ſollen. Sie arbeiteten nicht, nährten ſich durch Betteln und ergaben ſich am liebſten einer träumeriſchen Beſchaulichkeit, die ſowohl die dem Manichäismus nicht unähnliche Verworrenheit ihrer auf orientaliſche Myſtik gebauten Anſicht der chriſtlichen Dogmen, als auch ihren Wahn, eine Vollkommenheit, bei der alle Sünden aufhören müßten, betend erreichen zu können, erklärt. Damit hängen die aſcetiſchen, zum Theil auch unzüchtigen Ausſchweifungen und wunderlichen Verzuckungen, deren ſie beſchuldigt wurden, die göttlichen Offenbarungen und Geiſtererſcheinungen, deren ſie ſich rühmten, und ihre Verachtung des herrſchenden Kirchenthums zuſammen. Ungeachtet der Gegenanſtalten und Verbannungsbefehle der Concilien, Kaiſer und Biſchöfe erhielten ſich Meſſalianer beiderlei Geſchlechts, obwohl nicht zahlreich, unter den orientaliſchen Chriſten bis zum Ende des 7. Jahrhunderts. Die ohne Grund mit ihnen verwechſelten neuen Meſſalianer oder Bogomilen ſind den Paulicianern näher verwandt. (S. Paulicianer.) E.

Messa di voce, im Geſang das allmählige Anſchwellen der Töne.

Meſſalina 1. Valeria. Dieſe durch ihre zügelloſen Ausſchweifungen berüchtigte römiſche Kaiſerin war die Tochter des Meſſala Barbatus und Gemahlin des Kaiſers Claudius. Sie hat den Ruf hinterlaſſen, an Unverſchämtheit und Frechheit die ſchamloſeſten Weiber aller Zeitalter übertroffen zu haben. Alle zum Hauſe des Kaiſers gehörigen Männer hatte ſie zu Geliebten. Offiziere, Soldaten, Sklaven, Schauſpieler, nichts war ihr zu niedrig. Kaum wurde ein Jüngling in Rom gefunden, der nicht ihre Gunſt genoſſen hatte. Nicht zufrieden, ſich ſelbſt der Schande Preis zu geben, zwang ſie die edelſten Römerinnen, in ihrer Gegenwart ähnliche Ausſchweifungen zu begehen. Wer ihr nicht willfahren wollte, den beſtrafte ſie mit dem Tode. Endlich wagte ſie ſogar, ſich bei Lebzeiten ihres Gemahls mit dem Cajus Silius, einem Senator, öffentlich zu vermählen. Ein Freigelaßner und Günſtling des Kaiſers, Namens Narciſſus, der ehedem ſelbſt ein Liebhaber der Meſſalina geweſen, entdeckte dem Claudius, der eben von Rom abweſend war, dieſe neue Schandthat ſeiner Gemahlin. Da aber dieſer mit ihrer Beſtrafung zögerte und Narciſſus einſah, daß ſein eignes Leben auf dem Spiele ſtehe, wenn es der Kaiſerin gelingen ſollte, ſich bei ihrem ſchwachen Gemahl wieder in Gunſt zu ſetzen: ſo gab

er selbst einigen Vertrauten Befehl, sie heimlich zu ermorden, im J. 46 nach Chr. Geb. Mit Recht heißt es von ihr:

Et lassata viris, necdum satiata recessit.

Minder berüchtigt ist 2. Statilia Messalina, die dritte Gemahlin des Nero, dessen Tod sie in den Privatstand zurückversetzte. Sie widmete darauf ihre Zeit dem Studium der Beredsamkeit und der schönen Künste, und erwarb sich einigen Ruf darin.

Messe (lat. missa), hieß zuerst in der lateinischen Kirche die ganze Abendmahlshandlung, oder die Ceremonie des Abendmahls. Diese Benennung rührte daher, daß, als die Feier des Abendmahls in den öffentlichen Versammlungshäusern oder Kirchen begann, man dieselbe auf den allgemeinen Gottesdienst folgen ließ. Um aber die Beendigung des allgemeinen Gottesdienstes jedem, der nicht an der Abendmahlsfeier Antheil nehmen wollte, anzukündigen, wurde es üblich, daß ein Kirchendiener die Worte rief: ite, missa est sc. concio (geht, die Versammlung ist entlassen). Durch ein ganz gewöhnliches Mißverständniß wurde nun die folgende Handlung selbst missa, und nachher durch Verstümmlung Messe genannt. Späterhin erhielt der Ausdruck in der römisch-catholischen Kirche noch die engere Bedeutung, daß man darunter das bei der Haltung des Abendmahls gebräuchliche officium oder Gebet vor dem Altar (daher der Ausdruck: Messe lesen), oder auch die Einsegnung (Consecration) des Brots und Weins versteht, wodurch diese in den Leib und das Blut Christi verwandelt, und so als ein Versöhnungsopfer für die Lebendigen und Todten Gott geopfert werden sollen. Letzteres ist der eigentliche Sinn der Messe in weiterer Bedeutung. Gregor I. oder der Große (st. um 604) bildete auch die Meßgebräuche aus. Da die Messe zugleich eine sinnbildliche Vorstellung des Leidens Jesu seyn sollte, so mußten die Handlungen des Priesters und jeder Theil seines Dienstes auf die besondern Umstände der Passion anspielen, wobei auch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen ihre eigenthümliche Bedeutung haben. Die Feierlichkeit der Messe, wie sie noch gegenwärtig in der römisch-catholischen Kirche Statt findet, wird in drei Theile getheilt: 1. das Offertorium, die Aufhebung und Verehrung der geweihten Hostie, die gewöhnlich in einer kostbaren Kapsel (die Monstranz) befindlich ist; 2. die Wandlung oder die Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3. die Sumtion, oder der Genuß des geweihten Brots und Weins. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden, so wird sie gewöhnlich Hochamt genannt. Auch die Musik selbst, welche in einer Composition der Worte des Kyrie, Gloria, des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus, Benedictus und Agnus dei besteht, wird von den Musikern eine Misse genannt. Nach den verschiedenen Graden der Feierlichkeit und den mehrern oder wenigern dabei ministrirenden Personen wird sie in hohe oder große und niedrige Messe (zu welcher auch die stille, bei welcher die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden, und die Handmessen, welche täglich gelesen werden, und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt, gehören) eingetheilt. Erstere wird von den Chorsängern gesungen und unter dem Beistande eines Diaconi und Subdiaconi gehalten; sie ist noch feierlicher, wenn sie vom Bischof gehalten wird. Die feierlichste ist die päpstliche. Auch sind die Messen nach den Festen verschieden, an welchen sie

gehalten werden, z. B. die Messen der Heiligen, so wie nach den Veranlassungen und Gelegenheiten, bei welchen sie angestellt werden. So wird die Heilige-Geistmesse bei einer feierlichen Wahl oder Versammlung der Geistlichen gehalten, und bei derselben der Gesang veni creator spiritus angestimmt, als Flehen um Erleuchtung. Eine besondere Art von Messen sind die Seelenmessen und Todtenmessen; sie sollen den besondern Zweck haben, die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer zu entreißen, oder dasselbe zu lindern. Sie wurden oft von den Sterbenden oder ihren Verwandten bestellt, und mit Erbschaften oder Vermächtnissen, welche man an Kirchen und Geistliche spendete, reichlich belohnt; sie gehörten daher vorzüglich zu den Bereicherungsmitteln der Letztern. Die Todtenmessen (Missa pro defunctis) haben ihre besondern Feierlichkeiten (s. Exequien und Requiem). Eine ganz besondere Art der Messe ist auch die sogenannte trockne Messe, d. i. diejenige, welche auf der See gelesen wird, weil man bei derselben den Kelch wegläßt, damit nicht durch die Bewegung des Schiffes etwas von dem consecrirten Weine verschüttet werde. Auch nach den Ländern und Kirchen endlich ist die Messe verschieden; doch ist gegenwärtig die römische Messe die herrschende. Eine eigenthümliche Einrichtung hat die Messe, in der griechischen Kirche. Endlich ist auch die Zeit der Messe verschieden; zu den außerordentlichen Messen in dieser Hinsicht gehören diejenigen, welche in der römischen Kirche um Mitternacht gehalten werden, z. B. in der heiligen Christnacht.

Messen (Handels-). Da bei feierlichen Kirchmessen gewöhnlich viele Menschen zusammen kamen, so gab dies Gelegenheit zu Verkehr und Handel, woraus Jahrmärkte entstanden, die man Messen nennt, wenn sie sich von gewöhnlichen Jahrmärkten theils durch größern Umfang der Geschäfte, theils durch längere Dauer, theils endlich durch gewisse Vorrechte, die hier zugestanden werden, unterscheiden. Sie werden, besonders an den beiden Hauptmeßorten Deutschlands, zu Leipzig und Frankfurt a. M., feierlich ein- und ausgeläutet, und theilten sich in die Vor-, Meß- und Zahlwoche. Bei kleinern Messen schränkt sich diese Abtheilung auf wenige Tage ein. Die Meßfreiheiten bestehen, außer den gewöhnlichen Marktfreiheiten, hauptsächlich in der Befreiung von aller Verkümmerung in Schuldsachen, ausgenommen der Schuldner wäre der Entweichung verdächtig, oder hätte ein Verbrechen begangen, oder hätte die Schuld erst auf der Messe contrahirt, oder wollte sich ungeachtet des Verbots ohne Zahlung heimlich wegbegeben, oder hätte endlich auf die Meßfreiheit Verzicht geleistet. Auch ist es eine Wirkung der Meßfreiheit, daß zur Meßzeit jeder Bürger und Einwohner in seinem Hause das Gastrecht ausüben und speisen darf. Die Messen sind nebst den Jahrmärkten ein sehr wichtiges Mittel zur Belebung der Geldcirculation und des Commerzes, und verdienen daher von Seiten der Regierungen alle Aufmerksamkeit. Nicht blos in Deutschland, sondern auch in andern Ländern zählt man mehrere berühmte Messen, z. B. in Mexico, Portobello und Havana, ferner zu Alessandria in Italien, zu Lyon, zu Beaucaire in Frankreich, zu Botzen in Tyrol, zu Zurzach in der Schweiz u. s. w. In Deutschland sind die berühmtesten Messen zu Leipzig, Frankfurt a. M., Frankfurt a. d. O., Braunschweig, Breslau, Cassel und Naumburg. Die

Leipziger Messen sind besonders wichtig für die nördlichen Länder Europa's, die Frankfurter mehr für die südlichen. In Leipzig zählt man jährlich drei Messen, die Neujahrsmesse welche den 1. Jan., die Jubilatemesse (Ostermesse), welche den Nachmittag des Sonntags Jubilate und die Michaelismesse, welche den Sonntag nach dem 29. September anfängt. Jede dauert drei Wochen; aber nur die zwei letztern sind bedeutend. Hier findet man alle Waaren; ein vorzügliches Geschäft in sächsischer Wolle, in sächsischen Tüchern und Rauchwaaren. Auch sind die Wechselgeschäfte sehr bedeutend. Noch ganz besonders zeichnet sich die Leipziger Ostermesse dadurch aus, daß sie die einzige ist, auf welcher im Buchhandel bedeutende Geschäfte gemacht werden. In Frankfurt a. M. zählt man zwei Messen, die Oster- und Herbstmesse.

Messenia, Messenien, die fruchtbarste Landschaft im Peloponnes, westlich von Laconica, und seit der dorischen Einwanderung durch den Nedasluß im Norden begränzt. Messene mit der Bergfestung Ithome war seit 369 vor Chr. Hauptstadt des Landes; Methone, Korone und Pylos waren seine Hafenstädte. Berühmt sind die Kriege der Messenier mit den Spartanern, welche die wohlhabenden Messenier um ihres fruchtbaren Landes willen beneideten und haßten. Der erste fällt in das J. v. Chr. 743 und dauerte bis 724. Die Lacedämonier, verbunden mit den Athenern, fielen unter Alcamenes Führung in Messenien ein, ohne den Vorschlag des Königs des Messenier, ihre Streitigkeiten durch die Amphictyonen oder den Areopag schlichten zu lassen, anzunehmen. Zwanzig Jahre vertheidigten die Messenier sich tapfer unter ihrem König Aristodemus, aus dem Hause der Aepytiden, der, um den delphischen Orakelspruch zu erfüllen, welcher den Messeniern den Sieg versprach, wenn eine Jungfrau aus dem Hause der Aepytiden als freiwilliges Opfer fiele, seine Tochter freiwillig zum Opfer bot, und, als deren Geliebter dieselbe für schwanger erklärte, um sie für sich zu erhalten, zürnend erstach, öffnen und opfern ließ. Die Messenier siegten darauf einige Zeit, wurden aber nach Eroberung ihrer Feste Ithome endlich bezwungen. Nach fast 40 Jahren erhoben sich die Messenier wieder, um sich unabhängig zu machen, und es begann 685 v. Chr. der zweite messenische Krieg, welcher mit ihrer völligen Unterjochung endigte. (Vergl. Aristomenes.)

Messias. Dieses hebräische Wort bezeichnet einen Gesalbten, einen König; vornehmlich ward derjenige König von den Juden Messias genannt, von welchem sie erwarteten, daß er sie von der Herrschaft der Fremden befreien, zu dem herrschenden Volke erheben und ein goldnes Zeitalter herbeiführen werde. An die unter seinem Volke herrschenden messianischen Erwartungen knüpften die Stifter des Christenthums seine Lehre an, und sie wurden der Grund, auf welchem die Kirche erstand. Allein Jesus Christus erklärte, daß sein Reich nicht von dieser Welt, sondern ein moralisches Reich, ein Reich der Wahrheit und der Tugend sey, und veredelte auf diese Weise die messianischen Ideen seiner Zeitgenossen, und wenn er sich selbst den Messias nannte, so wollte er damit nichts anders sagen, als daß er der von Gott gesandte, den Völkern verheißne Stifter eines moralischen Reichs, d. h. der Kirche sey. Viele der frühern Christen aber konnten sich von den messia-

nischen Erwartungen des Judenthums nicht trennen, und es entstand aus der Vermischung derselben mit christlichen Ideen der weit in der alten Kirche verbreitete Chiliasmus. N.

Messina, eine sehr alte und dem Range nach die zweite Stadt auf Sicilien, am Faro di Messina im Val di Demona gelegen, und jetzt die Hauptstadt der Intendanz Messina, hat eine reizende Lage. Eine starke Citadelle und 6 Forts dienen zur Beschützung derselben. Sie hat vier Vorstädte, eine Domkirche mit einem schönen Platze vor derselben, viele Kirchen, zwei große Hospitäler, einen zum Freihafen erklärten, geräumigen und sichern Hafen und 70 bis 80,000 Einwohner, welche einen bedeutenden Handel mit sicilischen Producten und Seidenweberei auf 4000 Stühlen treiben. Jährlich wird im August eine stark besuchte Messe gehalten. Auch ist Messina der Sitz eines Erzbischofs. Im J. 1743 suchte die Pest Messina heim und 1783 wurde ein großer Theil der Stadt gänzlich zerstört und viele Menschen verloren ihr Leben. Seitdem ist sie größtentheils nach einem regelmäßigen Plane wieder aufgebauet worden.

Messing, aurichalcum, die bekannte Mischung des Kupfers mit dem Zink oder Galmey. Nicht alles Kupfer, so wie nicht alles Galmey sind zum Messingmachen gleich dienlich. Sie sind desto tauglicher dazu, wenn sie nicht mit frembartigen Theilen vermischt sind. Gemeiniglich werden zu 100 Pfund Kupfer 50 und mehr Pfunde Galmey nach dem Verhältnisse seiner Güte genommen. Dieser vermehrt das Gewicht des Kupfers gewöhnlich auf 20 bis 40 Procent. Nach der Menge des Zinks, die man dem Kupfer beimischt, ist auch die Farbe der Masse verschieden gelb. Je mehr Zink, desto heller gelb; je weniger, desto dunkler (rothgelb) wird die Farbe der Mischung. Die dunklern Arten heißen Tombak, Prinzmetall u. s. w., die hellern Messing. Natürliches Messing hat man bis jetzt nirgends gefunden. Das Messingbrennen (eigentlich ist es ein Schmelzen), woher die Arbeiter den Namen Messingbrenner erhalten, geschieht auf den Messingwerken oder Messinghütten. Gemeiniglich wird erst die Masse in dazu eingerichteten Tiegeln in Fluß gebracht, und dann in Formen von Sandstein zu Tafeln und Platten gebildet; während die Masse noch warm ist, gebrochen, und in Stückmessing verwandelt. Die stärksten Tafeln, welche geschnitten werden können, sind 4 Linien dick, die stärkern hingegen kommen ungeschnitten unter den Hammer. Die ungeschnittenen Tafeln werden von dem Messingschneider zu 2 oder 3 Finger breiten Schienen zersägt oder zerschnitten, worauf sie dem Messingschläger oder Luggoldschmiede übergeben werden, der sie auf Hammerwerken, welche das Wasser treibt, zu Blechen schlägt. Die allerdünnsten Bleche, welche wie feines Papier sind, heißen Luggold. Die Messingbleche, welche unter dem Hammer hervorkommen, werden, weil sie dann schwarz sehen, von den Messingschabern gebeizt und mit dem Schabeisen hell und glänzend gemacht. Der Messinghammer verarbeitet das zu Tafeln gegossene Metall theils wieder zu Tafeln verschiedener Stärke, theils zu Küchengeschirren, Messingdraht, Messingblechen. Auf den Tiefhämmern werden besonders Kessel ꝛc., auf den Breithämmern flache Sachen ausgeschmiedet.

Meßcatalog (Leipziger). In den frühern Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst besorgten die Buchdrucker den Ver-

trieb ihrer Bücher ſelbſt, und machten zu dieſem Behuf ihren Verlag durch einzelne Cataloge bekannt, von welchen der älteſte bis jetzt entdeckte der des Augsburger Druckers Johann Bämler um das Jahr 1473 iſt. Als der Buchhandel in der Folge ſich von der Buchdruckerkunſt trennte, und die Büchermeſſen zu Frankfurt a. M. der Hauptſitz deſſelben wurden, kam Georg Willer, ein Augsburger Buchhändler, im J. 1564 (nicht aber ſchon 1554) zuerſt auf den Gedanken, jede Meſſe ein Verzeichniß aller neuen Bücher, worin das Format und die Verleger angezeigt wurden, drucken zu laſſen. Die gute Aufnahme deſſelben bewog auch andere Buchhändler, ſowohl zu Frankfurt als zu Leipzig, dergleichen Verzeichniſſe zu liefern, obgleich neben denſelben das Willerſche, welches man noch im J. 1610 findet, regelmäßig fortgeſetzt wurde. Eine Ueberarbeitung der ſämmtlichen von 1564 — 1592 gedruckten einzelnen Cataloge erſchien zu Frankfurt 1592. 4. und eine ähnliche Sammlung von 1593 — 1600 zu Leipzig, 1600, 4. Von 1600 — 1616 erſchienen dieſe Verzeichniſſe, obgleich die Frankfurter noch eine Zeit lang unter kaiſerl. Privilegium heraus kamen (das letzte bekannte iſt von 1616), mit ſächſ. Privilegium bei Adr. Lamberg zu Leipzig, worauf der Verlag derſelben an den daſigen Buchhändler Henning Große, dann an ſeinen Sohn Gottfried Große, nach deſſen Tode an Gottfrieds Sohn, Johann Große und endlich an Joh. Großens Erben kam, von welchen der Catalog auf die Weidmanniſche Buchhandlung überging, die ihn auch noch bis jetzt fortſetzt. Die frühere ſyſtematiſche Einrichtung deſſelben iſt ſpäterhin mit der alphabetiſchen vertauſcht, und ſtatt des Quartformats ſeit 1795 Octav gewählt worden. Zur Verbeſſerung dieſer Verzeichniſſe iſt zwar vieles erinnert (unter andern lieferte Friedr. Noch im Allg. litt. Anz. 1797 eine neue Bearbeitung des Oſtermeßcatalogs dieſes Jahres als Muſter), und allerdings auch einiges gethan worden; allein noch immer entſprechen ſie den Anforderungen nicht, welche der Literator und Bibliograph, und ſelbſt auch der einſichtsvollere Buchhändler, an ſie zu machen berechtigt iſt. Fehler in den Namen, Inconſequenzen in der alphabetiſchen Anordnung, Aufführung von Büchern, welche, weil ſie für den vorhergehenden Catalog zu ſpät kamen, entweder ſchon früher oder gar noch nicht wirklich erſchienen ſind, und vorzüglich die Unterlaſſung der Preisangaben ſind Mängel, welche vielleicht bei der jetzigen Einrichtung derſelben zum Theil unvermeidlich ſind, aber eben deßhalb den Wunſch rechtfertigen, daß *neben* dieſen zweimal im Jahr erſcheinenden alphabetiſchen Verzeichniſſen, oder wohl noch beſſer *ſtatt* derſelben, ein fortlaufendes chronologiſches Journal errichtet werden möge, wie es die Franzoſen in der trefflichen Bibliographie de la France beſitzen. As.

Meſſungen, Meßinſtrumente, Meßkunſt. Meſſungen haben zum Zweck, die Größe von räumlichen Gegenſtänden überhaupt zu erforſchen, d. i. zu unterſuchen, wie oft eine zur Einheit angenommene *gleichartige* Größe oder das *Maaß* (ſ. d. Art.) in der zu meſſenden Größe enthalten ſey. Alle Meſſungen geſchehen entweder unmittelbar oder mittelbar, d. h. entweder durch directe Vergleichung und Anlegung des Maaßes an die zu meſſende Größe ſelbſt (die Fertigkeit, dieſes blos mit Hülfe des Auges durch Schätzung zu thun, heißt *Augenmaaß*, welches bei ſehr kleinen Größen immer zu gebrauchen iſt), oder durch Berechnung der zu meſſenden Größe aus andern ſchon gemeſſenen, mit denen ſie in geo-

metriſcher Beziehung ſteht. So wie nun die reine Geometrie von der Meſſung der geraden Linie anfängt, und von da zu Ausmeſſung von Figuren, Flächen und Körpern fortſchreitet, eben ſo muß auch die practiſche Geometrie dieſelbe Folge beobachten. Dieſe begreift: 1. Feldmeßkunſt oder practiſche Geometrie im engern Sinne, welche die Meſſung kleiner Theile der Erdoberfläche lehrt, die als ebene Flächen betrachtet werden können, indem die ſphäroidiſche Geſtalt der Erde noch keinen Einfluß auf ſie hat, während 2. die Geodäſie oder mathematiſche Geographie hingegen die Geſtalt von Ländern, Welttheilen und der ganzen Erde ſelbſt finden lehrt, wobei ihre ſphäroidiſche Geſtalt aufs genaueſte berückſichtigt werden muß; 3. practiſche Aſtronomie, welche den Lauf der Geſtirne beobachten und meſſen lehrt, um daraus ihre Bahnen, ihre Größe und Entfernung zu beſtimmen. — Wie auf dem Papiere durch Lineal und Cirkel Linien gezeichnet und gemeſſen werden, ſo geſchieht daſſelbe auf dem Felde durch Signale und Meßketten oder Maaßſtäbe. Dieſe ſind alſo die Inſtrumente des Feldmeſſers. Die Signale, gerade, runde, hölzerne Stangen von 1 bis 2 Zoll Dicke und 6 bis 12 Fuß Höhe, und bei größern Entfernungen leichte Bretter, an langen Stangen befeſtigt, oder endlich, wo dieſe noch nicht hinreichen, dreiſeitige Pyramiden, dienen zum Abſtecken einer Linie auf dem Felde, welches dadurch geſchieht, daß mehrere derſelben in zweckmäßigen Entfernungen durch Viſiren in die zu meſſende gerade Linie gebracht werden, um beim Meſſen als Zwiſchen- und Anhaltpunkte zu dienen. Darauf geſchieht die unmittelbare Meſſung ſelbſt durch eine Meßkette (gewöhnlich 5 Ruthen lang, aus Stäben von ſtarkem Eiſendraht von ½ oder 1 Fuß Länge beſtehend, die durch meſſingene Ringe mit einander verbunden ſind), welche an ihren Enden durch 5 Fuß hohe, mit eiſernen Spitzen verſehene Stäbe, d. i. Kettenſtäbe, geſpannt und vermittelſt derſelben in die Richtung der ſchon abgeſteckten Linie gebracht wird. Bisweilen bedient man ſich auch der Maaßſtäbe, welche an eine auszuſpannende Schnur angelegt werden, jedoch wenig Bequemlichkeit gewähren, oder auch einer in Wachs und Oel getränkten, genau eingetheilten Schnur oder Meßſchnur, die zwar den Vorzug großer Leichtigkeit vor der Meßkette hat, aber wegen der veränderlichen Spannung wenig Genauigkeit zuläßt. Soll man nun nicht blos eine Linie meſſen, ſondern ein ganzes Feld aufnehmen, d. h. einen Grundriß davon aufs Papier bringen, ſo daß man, ſobald nur eine unmittelbar auf dem Felde gemeſſene Linie, welche Standlinie oder Baſis genannt wird, nach einem verjüngten, d. i. kleinern Maaßſtabe auf das Papier getragen iſt, auch die übrigen Linien auf dem Papier ſelbſt meſſen, und den Flächeninhalt der ganzen Figur ebenfalls meſſen, oder aus jenen Linien berechnen kann: ſo hat man von jedem Endpunkte der Baſis aus, nach den vorſpringenden Punkten des Feldes zu viſiren und den Winkel dieſer Viſirlinie mit der Baſis zu beſtimmen; dann giebt der Durchſchnittspunkt der beiden Viſirlinien eines und deſſelben Punktes, von den beiden Enden der Baſis aus gezogen, deſſen Lage an. Hierzu braucht man verſchiedene Inſtrumente, worunter der Meßtiſch, das Aſtroladium und das Scheibeninſtrument die vorzüglichſten ſind. Der Meßtiſch iſt eine ebne rechtwinkelige Tafel (Menſel, faſt immer von Holz, mit Papier überzogen) auf einem Geſtelle oder Stativ, durch das je-

der Punkt auf der Tafel über einen beliebigen Punkt auf dem Felde gebracht, die Tafel selbst in die Horizontalebne gebracht und in derselben herumgedreht werden kann. Zu derselben gehört ein Lineal oder eine Regel mit Dioptern (Diopterlineal), oder einem Fernrohre (Kippregel) versehen, um sie in die Richtung der Gegenstände zu bringen, und die dahin führenden Linien auf der Mensel zu ziehen. Durch eine Setzwage oder eine Libelle (eine mit Weingeist so angefüllte cylindrische Glasröhre, daß noch eine Luftblase zurückbleibt, die sich natürlich immer nach dem höchsten Punkt der Röhre hinbezieht und dadurch anzeigt, ob alle Punkte der Tafel gleich hoch, d. i. in einer Horizontalebne liegen oder nicht) wird die horizontale Lage des Meßtisches gefunden. Auf eine solche Tafel kann nun eine ganze Gegend durch bloßes Visiren nach den Gegenständen von zwei oder mehrern Standpunkten aus aufgetragen und gemessen werden. Verlangt man mehr Genauigkeit, so muß man sich des Astroladiums (s. d. Art.), eines in Grade, Minuten und weiter sorgfältig eingetheilten, mit einer Regel (Alhidadenregel), auf der Dioptern oder ein Fernrohr befestigt sind, versehenen messingenen Kreises bedienen, der auf einem Stative beweglich ist, so daß er in alle mögliche Lagen gebracht werden kann. Durch dieses Instrument werden dann die nöthigen Winkel gemessen und aus ihnen und der gemessenen Basis mit Hülfe der Trigonometrie berechnet, oder auch auf Papier aufgetragen, was inoeß durch die Meßkette unmittelbar und daher weit bequemer geschieht. Das Scheideninstrument giebt die Schenkel der Winkel in Linien an, die dann auf ein Blatt Papier mit einem Parallellineal abgeschoben werden. Ueber das Höhenmessen und Nivelliren nebst den dazu nöthigen Instrumenten (s. d. Art.). Ueber das in jedem Falle zu beobachtende Verfahren, so wie über die Kenntniß der Instrumente selbst, giebt Mayers practische Geometrie, ein classisches Werk, überall eine äußerst vollständige und befriedigende Auskunft. — Die bei der Feldmeßkunst erwähnten Operationen sind auch bei der Geodäsie, nur in einem weit größern Maaßstabe, daher auch mit Hülfe weit größerer und vollkommnerer Instrumente und mit beständiger Rücksicht auf die sphäroidische Gestalt der Erde auszuführen. Es wird über ein zu messendes Land ein Netz von großen Dreiecken gelegt, wo die geographische Lage der Hauptpunkte auch durch astronomische Beobachtungen bestimmt werden muß. Von Instrumenten sind hier zu erwähnen der Theodolit, ein Astroladium mit einem senkrecht darauf stehenden eingetheilten Kreise, Höhenkreis genannt, ferner Spiegelsextanten und Spiegelkreise, d. h. Sechstel- und ganze Kreise, auf denen kleine Spiegel befestigt sind, die so gebraucht werden, daß man die Strahlen von einem direct gesehenen Gegenstand zugleich auch von den Spiegeln reflectirt ins Auge gelangen läßt, und dieses Bild zur Deckung mit einem andern Gegenstande bringt, wodurch der Winkel zwischen beiden Gegenständen genau gemessen wird. Das vollständigste Werk über Geodäsie ist Puissant, Traité de Topographie und sein Traité de Géodésie, von dem auch eine deutsche Uebersetzung von Schumacher erschienen. Hieher gehören noch die Gradmessungen (s. d. Art.), welche zur genauen Bestimmung der Gestalt und Größe der Erde angestellt sind, und wozu Delambre in der Base duSystème métrique eine vortreffliche, alles umfassende Anweisung, nebst einer Geschichte der großen französischen

Gradmeſſung ſelbſt gegeben hat. Ueber die zur practiſchen Aſtronomie gehörigen Inſtrumente ſ. d. Art. Sternwarte. L.

Meſtizen (ſpan. Mestizos, von dem lat. mixtus, was von vermiſchter Race iſt), nennt man in Südamerika und Weſtindien diejenigen, welche von einem europäiſchen Vater und einer Amerikanerin, oder auch umgekehrt, abſtammen. Sie haben gewöhnlich eine röthere Geſichtsfarbe als die Europäer, und wenig Barthaare, wurden bisher von den Spaniern ſehr zurückgeſetzt, und machten die dritte Claſſe der Bewohner des ſpaniſchen Amerika aus.

Mesto (ital.), betrübt, traurig, iſt eine Ueberſchrift der Tonſtücke, die in dieſem Character und der derſelben angemeſſenen langſamen ſchwermüthigen Bewegung vorgetragen werden ſollen.

Metachronismus, ſo viel als Anachronismus (ſ. d. Art.).

Metakritik, ein von Herder nach dem Muſter von Metaphyſik gebildetes Wort, womit er ſein Werk, in welchem er die ſogenannte kritiſche oder Kantiſche Vernunftwiſſenſchaft beurtheilte, betitelte. Da indeß die Metaphyſik keine Beurtheilung der Phyſik iſt, ſo ſcheint der Name nicht ganz paſſend zu ſeyn.

Metalepſis, eine Redefigur, vermöge welcher das Antecedens ſtatt des Conſequens geſetzt wird, z. B. er hat gelebt, ſtatt, er iſt todt.

Metalle ſind bis jetzt unzerlegte, mithin einfache, Naturkörper von folgenden Eigenſchaften: ſie ſind undurchſichtig, beſitzen einen eignen ſpiegelnden Metallglanz, nehmen eine lebhafte Politur an, leiten die Wärme und das electriſche Fluidum, ſind im Waſſer unauflöslich, haben in der Regel ein großes ſpecifiſches Gewicht, ſind mehr oder weniger dehnbar, ſchmelzen in der Hitze mit convexer Oberfläche, abſorbiren dabei in der Regel den Sauerſtoff der Luft und verwandeln ſich in pulorige Maſſen, d. i. Oxyde, und bilden auf irgend eine Weiſe mit Sauerſtoff verbunden, mit den Säuren Salze, aus deren Auflöſungen Schwefelalkalien und blauſaure Verbindungen meiſt farbige, ſeltener weiße Niederſchläge bewirken. Sie finden ſich in der Natur entweder gediegen, d. h. ohne Beimiſchung, oder verlarnt, d. h. mit andern Metallen verbunden, oder vererzt, d. h. mit Schwefel, oft auch zugleich mit andern Metallen vereinigt, oder oxydirt, d. h. mit Sauerſtoff verbunden, oder endlich mit Säuren neutraliſirt, d. h. im Zuſtande der Salze. Wir kennen gegenwärtig 26 eigentliche Metalle und 13 Metalloide. Die Eintheilung in Ganz- und Halbmetalle iſt wegen ihrer Unbeſtimmtheit in neuerer Zeit verworfen worden. Dagegen bringt John die metalliſchen Körper unter folgende Claſſen: I. Metalloide. A. Alkaliſche Metalle, d. h. Metalle, welche ſich durch Oxydation in Alkalien verwandeln: 1. Calium oder Potaſſium, 2. Natronium oder Sodium, 3. Ammonium, 4. Baryum, 5. Strontium, 6. Calcium, 7. Talcium oder Magnium. B. Erdige Metalle, d. h. Metalle, welche durch Oxydation Erden werden: 8) Silicium, 9) Zirconium, 10. Yttrium oder Gadolinum, 11. Glycynum oder Beryllium, 12. Tantalum oder Columbium, 13. Aluminium oder Argillium. II. Eigentliche Metalle. A. Edle Metalle, d. h. Metalle, welche weder in niedriger noch in der höchſten Temperatur merklich oxydirt werden, das Waſſer nicht zerſetzen, und deren Oxyde für ſich reducirbar ſind: 1. Platin, 2. Gold,

3. Silber, 4. Palladium, 5. Rhodium, 6. Oridium. B. Uebergangsmetalle. Sie unterscheiden sich von den vorhergehenden, daß sie bei hoher Temperatur, obgleich höchst unmerklich und langsam, oxydirt werden: 7. Nickel, 8. Osminm, 9. Quecksilber. C. Gemeine Metalle, d. h. solche, welche bei irgend einer Temperatur an der Luft leicht oxydirbar, aber ohne Reducirmittel nicht wieder herzustellen sind. α. Metalle, welche durch Oxydation nicht Säuren bilden. a. Höchst strengflüssige und nnr in dem höchsten und anhaltendsten Grad der Weißglühhitze schmelzbare Metalle: 10. Titan, 11. Cerer (welche beide jedoch noch nicht wirklich geschmolzen sind), 12. Wolfram oder Scheel, 13. Uran, 14. Mangan. b. Etwas weniger strengflüssige oder in der Weißglühhitze leicht schmelzende Metalle: 15. Kobalt, 16. Eisen, 17. Kupfer; c. Leichtflüssige, und zwar nicht flüchtige: 18. Zinn, 19. Blei, oder flüchtige: 20. Tellur, 21. Antimon, 22. Bismuth, 23. Zink. β. Metalle, welche durch Oxydation Säuren bilden, und zwar flüchtige: 24. Arsenik, oder sehr strengflüssige: 25. Chromium, 26. Molybdän. Wir fügen dieser Eintheilung einige allgemeine Bemerkungen über die Metalle bei. Unter allen Körpern in der Natur werfen die Metalle das Licht am vollkommensten zurück, weshalb ihnen auch ein besonderer Glanz (Metallglanz) eigenthümlich ist. In sehr verschiedenem Grade besitzen sie die Eigenschaft der Dehnbarkeit und Streckbarkeit, wodurch sie besonders in den Künsten in hohem Grade brauchbar werden. Eigentlich ist diese Eigenschaft bis jetzt nur an 16 Metallen bemerkt worden, indeß ist zu erwarten, daß man sie auch bei den übrigen, sich spröde erweisenden Metallen, wenigstens in einem geringern Grade auffinden werde. Kein Metall ist bis jetzt zerlegt worden; indeß liegt es keineswegs außer den Gränzen der Möglichkeit, vielmehr ist die Zerlegung des Ammoniums der erste Schritt dazu. Mit der Zerlegung der Metalle würde auch ihre Zusammensetzung oder Verfertigung (das Problem der Alchymisten) gegeben seyn. Die Härte kommt den Metallen nur in geringem Grade zu, doch kann dieselbe durch gewisse Behandlung, Legirung und Verbindung mit andern Stoffen sehr vermehrt werden. Je größer die Biegsamkeit oder Elasticität der Metalle zugleich mit der Härte ist, desto heller und stärker ist der Klang, den sie beim Anschlagen verursachen. Einige erregen beim Reiben einen eigenthümlichen Geruch, andere afficiren das Geschmacksorgan; aber beides geschieht auf eine den Metallen ganz eigenthümliche Art. Durch die Wärme sind die Metalle in hohem Grade ausdehnbar, und diese Dehnbarkeit findet bis zum Schmelzen gleichförmig bei ihnen Statt. Der Schmelzpunkt der Metalle ist sehr abweichend, doch kann er nur bei den leichtflüssigen genau bestimmt werden. Einige sind bis jetzt noch unschmelzbar geblieben. Durch Legirung kann die Schmelzbarkeit einiger Metalle vermehrt werden. Nur drei Metalle, das Eisen, Nickel und Kobalt, sind des Magnetismus fähig. Sie sind die besten Wärme- und Electricitätsleiter und erregen, zu zwei in Berührung gebracht, in ungleich höherem Grade die entgegengesetzten Electricitäten als andere heterogene Stoffe. Die Metalle haben eine große Verwandschaft zum Sauerstoff; einige absordiren ihn schon in gewöhnlicher, andere in erhöheter Temperatur; einige am begierigsten, wenn das Sauerstoffgas in Wasser aufgelöst ist, und sie zersetzen zugleich das Wasser in der gewöhnlichen Temperatur; andere erst in der Rothglühhitze. Die

edlen Metalle zersetzen weder das Wasser, noch absorbiren sie den Sauerstoff der Luft. Alle Metalle oxydiren sich bei Behandlung mit Säuren, wobei entweder das Wasser oder die Säure zerlegt wird. Durch diese Aufnahme von Sauerstoff verwandeln sich die Metalle in Metallkalke oder Oxyde. (S. Calcination.)

Metallique, s. Oesterreichische Staatspapiere.

Metallkalk, s. Calcination und Metalle.

Metallnadeln, s. Perklnismus.

Metallreiz, s. Galvanismus.

Metallspiegel, s. Brennspiegel.

Metallurgie befaßt die ganze Kunst, die Metalle aufzusuchen zu erkennen, zu Tage zu fördern und zu bearbeiten. Diese Bearbeitung geht von dem Zustande des Erzes an; daher sind das Scheiden, das Reinigen, das Schmelzen u. s. w. der Metalle nur einzelne Zweige der Metallurgie. In einem engern Sinne versteht man darunter nur die Operationen, mittelst welcher die Metalle von ihren Erzen geschieden werden. (S. d. Art. Hüttenkunde.) Die Kenntniß von Bereitung der Metalle ist ein wichtiger Theil der practischen Chemie, und hat in neuern Zeiten, besonders in Deutschland und Schweden, die Form einer Wissenschaft erhalten.

Metamorphose, die Verwandlung. Unter dem Titel Metamorphosen ist ein Gedicht oder vielmehr eine Reihe mythologischer Gedichte von Ovid (s. d. Art.) berühmt.

Metapher (wörtlich Uebertragung), ist derjenige figürliche oder bildliche Ausdruck in der Sprache, vermöge dessen man einen Gegenstand durch Vorstellungen, von einem ihm ähnlichen hergenommen, anschaulicher und kräftiger zu schildern sucht. Der Hauptbegriff bleibt dabei oft unverändert, und nur die zu beschreibenden Eigenschaften werden mit ähnlichen Vorstellungen vertauscht, welche vergrößernd und verstärkend für die Einbildungskraft wirken, und das Gefühl lebhafter ansprechen müssen, so daß dadurch ein Gegenstand nach dem Zwecke des Sprechenden oder Schreibenden erhoben oder erniedrigt wird, z. B. „beschwingte Eile; „frostige Warnungen," und die ganz alltäglich gewordenen Metaphern „der Lenz des Lebens," „das Ruder des Staats," „Feuer der Rede." Uebrigens kann es hiernach eine dreifache Metapher geben: 1. eine solche, welche das Sinnliche vergeistigt, z. B. „der zürnende Sturm;" 2. die, welche das Geistige verkörpert, z. B. „aus der Nacht des Grabes lachen die Sterne seines Verdienstes;" 3. welche das ähnliche derselben Sphäre auf einen größern Gegenstand überträgt, z. B. „der silberne Mond," „das Licht des Leibes." Die erste Art geht in die Personification über. Vorzugsweise wird die zweite Art Metapher genannt, und als eine abgekürzte Allegorie (s. d. Art.) angesehen, nur daß der Hauptbegriff oft unverändert stehen bleibt. Die letztere ist ein abgekürztes Gleichniß. Uebrigens ist Kürze und Energie des Ausdrucks ein Hauptvorzug der Metapher. Die Neuheit derselben zeigt den originellen Witz. Jean Paul, der überhaupt in seiner Vorschule der Aesthetik (2. Aufl. IX. und XIV. Programm) viel treffliches über den bildlichen Styl mitgetheilt hat, sagt von ihr richtig: „sie sey der Beweis der Einheit beider Welten. Die Metaphern aller Völker gleichen sich und keine nennt Irrthum Licht und Wahrheit Finsterniß." Die Metapher ist endlich ein Product des Witzes und der Einbildungskraft, welche durch ihre Kürze und Lebendigkeit dem rhetorischen, dramatischen und lyrischen Styl mehr,

als das Gleichniß angehört; aber auch das Maaß in der Anwendung derſelben zeigt den geſchmackvollen Redner und Dichter. (S. die Art. Tropen und Figuren, zu welchen beiden die Metapher in verſchiedener Hinſicht gerechnet werden kann.) Metaphoriſch nennt man oft den bildlichen Ausdruck überhaupt, insbeſondere aber den, welcher eine Metapher enthält.

Metaphraſe, die Ueberſetzung eines Gedichts in Proſa.

Metaphyſik, die Hauptwiſſenſchaft der theoretiſchen Philoſophie, deren Gegenſtand die überſinnliche (metaphyſiſche) Erkenntniß ſeyn ſoll; auch Transſcendentalphiloſophie, reine ſpeculative Philoſophie. Den griechiſchen Namen ſoll dieſe Wiſſenſchaft zufällig erhalten haben; gewiß iſt es aber, daß Ariſtoteles in den Büchern, welche ſpäterhin die Ueberſchrift erhielten, aus welcher durch Zuſammenziehung dieſer Name entſtanden iſt, auch diejenigen Gegenſtände behandelt, welche immer den Hauptinhalt dieſes theoretiſchen Theils der Philoſophie ausmachten, und der nicht von der Form der Erkenntniß, ſondern von dem Weſen und den höchſten Gegenſtänden derſelben (oder von den materialen Principien der Erkenntniß) handelt, und deshalb auch vorzüglich im Gegenſatze der Logik (als einer formellen Wiſſenſchaft) Materialphiloſophie, im Gegenſatz der empiriſchen Naturlehre insbeſondere Metaphyſik genannt worden iſt. Dieſer iſt auch in dem Maaße Haupttheil der Philoſophie, daß alle Verſchiedenheit der philoſophiſchen Anſichten hauptſächlich von der Verſchiedenheit der Metaphyſik abhängig iſt, und in derſelben zum Vorſchein kommt. Daher nannte man ſie auch ſonſt die erſte und vornehmſte Philoſophie; und der Name Metaphyſiker, metaphyſiſch, Metaphyſik wird oft mit der Benennung Philoſoph, philoſophiſch, Philoſophie gleichbedeutend gebraucht. Denn hauptſächlich kommt es bei allen Philoſophien darauf an, was man für das Grundweſen der Dinge, und wie man eine Erkenntniß deſſelben für möglich hält; auch ſind hiernach die Syſteme der Metaphyſik und überhaupt der Philoſophie ſelbſt verſchieden. Seit Wolf, der ihr die ſcientifiſche Form gab, theilte man ſie in metaphyſiſche Ontologie, Cosmologie (dieſe wiederum in metaphyſiſche Körperlehre und Geiſterlehre [Pneumatologie], wozu auch die metaphyſiſche Pſychologie gehörte) und metaphyſiſche Theologie; in jener ging man von den abſtracteſten Begriffen des Seyns aus (metaphyſiſchen Begriffen), um aus denſelben nachher das Weſen der Welt und der Gottheit zu erklären. Kant aber zeigte vorzüglich, daß wir durch dieſe Verſtandesbegriffe nicht fähig ſind, die Dinge ſelbſt zu erkennen (ſ. d. Art. Kant), ſetzte aber an die Stelle der Metaphyſik nur eine Kritik derſelben, worin ihm ſeine Anhänger folgten, obgleich er von einer Metaphyſik der Natur und der Sitten redet. Eine Wiſſenſchaft überſinnlicher Gegenſtände, meinen ſie, ſey nicht möglich, weil die überſinnlichen Gegenſtände und die Dinge an ſich in keiner Anſchauung gegeben werden können, oder weil dieſelben kein Gegenſtand einer möglichen Erfahrung ſeyn könnten. Die Ideen aber ſeyen Erkenntniſſe, deren Gegenſtände ſich nicht beſtimmen und erkennen laſſen, bloße Regulative der Erfahrung, alle Erkenntniß ſey aber blos ſubjectiv. Indeſſen konnte ſich das Bedürfniß des Geiſtes, eine höhere, philoſophiſche Weltanſicht zu gewinnen, damit doch nicht beruhigen, und es traten daher auch bald nach Kant viele metaphyſiſche Syſteme auf, welche den Platz der durch Kant mit Recht verdrängten alten Metaphyſik durch tiefere Unterſuchungen einzunehmen ſuchten,

indem ſie mehr oder weniger die objective Gültigkeit des Erkennens, und die Uebereinſtimmung des Bewußtſeyns mit ſich ſelbſt im Wiſſen, als die Grundfoderungen des Philoſophirens betrachteten. So verſchieden und wechſelnd nun auch dieſe metaphyſiſchen Anſichten und Syſteme ſeyn mögen, und ſo mißtrauiſch man daher gegen eine ſolche Wiſſenſchaft geworden iſt, ſo beweiſet dies doch nichts gegen die Metaphyſik ſelbſt, ſondern bezeugt nur eine Freiheit des Geiſtes, und eine Regſamkeit deſſelben, ohne welche wir leicht in trägen Materialismus verſinken würden. Uebrigens iſt zwar in keiner Anſicht die Wahrheit, aber auch keine Anſicht durchaus ohne Wahrheit, und überall gehört Selbſtthätigkeit dazu, ſich derſelben zu nähern. Jene edle Freiheit des Geiſtes iſt dem engherzigen Despoten, der alle, ſelbſt die innerſte Regung der Freiheit vertilgen möchte, dieſe Selbſtthätigkeit dem flachen Weltmann, dem trägen Empiriker und dem Myſtiker verhaßt, weshalb jener die Metaphyſik als dem Staate und der bürgerlichen Ordnung gefährlich anklagt, wie zuletzt unter dem Namen der Ideologie geſchehen, letztere ſie oft als eine unnütze Grübelei verſchreien, ohne ſie zu kennen. Weil aber die Metaphyſik die ſchwerſten philoſophiſchen Unterſuchungen enthält, zu welchen ein ungemeiner philoſophiſcher Scharfſinn und Ausbildung des Verſtandes erfodert werden, ſo hat auch hierdurch der Ausdruck metaphyſiſch die Nebenbedeutung des ſchwer zu Durchdringenden, Tiefſinnigen und über die gemeine Anſicht erhabnen mit Recht erhalten, worüber ſich der gemeine Verſtand eines Urtheils enthalten ſoll. T.

Metaſtaſe, in der Arzneikunde die Verſetzung des Krankheitsſtoffs aus einem Theile des Körpers in den andern.

Metaſtaſio (Pietro Antonio Domenico Bonaventura), hieß mit ſeinem wahren Namen Trapaſſi, und war im J. 1698 zu Aſſiſi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Seine Liebe für die Poeſie entwickelte ſich früh, beſonders durch die Lectüre des Taſſo. Schon als Knabe verrieth er ſein poetiſches Talent durch Reimen und Improviſiren; allein er mußte letzteres ſeines angegriffenen Nervenſyſtems wegen bald aufgeben (vgl. den Aufſatz: Metaſtaſio, ein Improviſator, in der Zeitung f. d. eleg. Welt, Nr. 107, Jahrg. 1816). Der berühmte Rechtsgelehrte Gravina, der ſein Talent zufällig entdeckte, nahm ihn zu ſich, nannte ihn, den Namen Trapaſſi ins Griechiſche überſetzend, Metaſtaſio, und trug nicht nur die größte Sorgfalt für ſeine Erziehung, ſondern hinterließ ihm auch, als er 1717 ſtarb, „als einem Jünglinge von den größten Hoffnungen, ſein ganzes Vermögen.“ Metaſtaſio, der ſich in einem Alter von 19 Jahren in einer gemächlichen Lage befand, überließ ſich jetzt ganz ſeiner Neigung für die Poeſie. Unter der Leitung der Sängerin Maria Bulgarini ward er der Schöpfer des neuern italieniſchen Singſpiels. Schon in ſeinem 14. Jahre hatte er eine Oper il Giuſtino geſchrieben. Mit der Didone abbandonata, welche 1724 zu Neapel mit Sarro's Muſik aufgeführt wurde, betrat er ſeine Laufbahn als lyriſch-dramatiſcher Dichter, und machte ſich auf derſelben bald ſo berühmt, daß ihn 1729 Kaiſer Carl VI. nach Wien berief, zu ſeinem Hofdichter ernannte und ihm einen Jahrgehalt von 4000 Gulden bewilligte. Seitdem fand am Hofe kein Feſt ſtatt, das er nicht durch ſeine Verſe verſchönerte. Die Höfe von Wien und Madrid wetteiferten, ihn mit Geſchenken zu überhäufen. König Ferdinand VI. von Spanien, der ſeine Opern durch Farinelli's Geſang lieb gewann, ſandte dem Dichter ein ſchmeichelhaftes Geſchenk. Aber Metaſtaſio beſchränkte ſeinen Ehrgeiz auf den literariſchen Ruhm, und lehnte

die äußern Auszeichnungen ab, die Carl VI. und Maria Thereſia ihm ertheilen wollten. Er ſtarb im J. 1782. Pius VI., der damals in Wien war, beſuchte ihn ſelbſt und ſandte ihm ſeinen apoſtoliſchen Segen in articulo mortis. Die wichtigſten Werke Metaſtaſio's ſind ſeine Opern und muſikaliſchen Cantaten, die in mehrern Ausgaben erſchienen ſind. (Schon 1748 kamen die Opere dramatiche in Venedig zum neuntenmale heraus; beſſer zu Turin 1757 in 12 Voll. und 1778 in 12 Voll. zu Paris und Opere postume Wien 1795, 3 Voll.) Die Vorzüge, wodurch er bei den Italienern claſſiſch geworden iſt, ſind die vollkommenſte Reinigkeit, Klarheit, Zierlichkeit und Anmuth der Sprache, und insbeſondere der ſanfteſte Wohllaut, die größte Leichtigkeit und der ausdrucksvollſte Rhythmus ſeiner Arien, Canzonetten und Lieder. Vielleicht hat nie ein Dichter größere Fertigkeit gehabt als er in der Kunſt, die weſentlichen Züge einer poetiſchen Situation in der Kürze zuſammenzufaſſen; ſeine Lieder, womit die Perſonen abgehen, ſind faſt immer der gediegenſte muſikaliſche Auszug einer Gemüthsſtimmung, der ſich geben läßt. Aber freilich muß man geſtehn, er ſchildert die Leidenſchaft nur nach ganz allgemeinen Beſtimmungen: ſein Pathos iſt geläutert ſowohl von allem charakteriſtiſchen als contemplativen Gehalt und ſo kann die poetiſche Darſtellung unermüdlich mit leichter Bewegung forteilen, um alsdann dem Muſiker die Sorge einer weitern Entfaltung zu überlaßen. Metaſtaſio iſt durchgehends muſikaliſch aber ganz und gar nicht pitoresk. Seine Melodien ſind leicht und gefällig, allein ſie wiederholen ſich mit weniger Abwechſelung; wenn man einige ſeiner Stücke geleſen hat, ſo kennt man ſie alle, und die Compoſition im Ganzen iſt immer ohne Bedeutung. Die Galanterie ſeiner Helden, die Zärtlichkeit ſeiner Heldinnen möchte weniger tadelnswerth ſeyn, als die Wahl ſolcher Stoffe, deren ſtrenger Ernſt ſich nicht ohne einen auffallenden Uebelſtand mit ſolchen Tändeleien vermengen ließ. Durch die tragiſchen Anſprüche hat er ſich ſelbſt geſchadet; ſeine Kraft war ihnen nicht gewachſen. Zu dem erſtaunlichen Glück, das Metaſtaſio in ganz Europa und beſonders an den Höfen gemacht, hat es beſonders beigetragen, daß er nicht blos vermöge ſeines Amtes, ſondern auch durch ſeine Manier ein Hofdichter war. Glänzende Oberflächlichkeit ohne Tiefe; proſaiſche Geſinnungen und Gedanken mit einer gewählten poetiſchen Sprache ausgeſtattet; eine höfliche Schonung in allem, in der Behandlung der Leidenſchaften wie des Unglücks und der Verbrechen; Beobachtung der Schicklichkeiten und ſcheinbare Sittſamkeit: alle dieſe Eigenſchaften mußten dieſe tragiſchen Miniaturen der feinern Welt empfehlen. Auf der Bühne haben ſich nur wenige Opern des Metaſtaſio erhalten; da der veränderte Geſchmack in der Muſik häufiger Duo's, Trio's und große Finale's verlangt, welche man hier nicht findet.

Metellus. Dieſen Namen führten einige berühmte Römer. 1. Quint. Cäcil. Metellus, mit dem Beinamen Macedonicus, den er wegen der glücklichen Beſiegung der macedoniſchen Kronprätendenten und der gänzlichen Unterjochung Macedoniens, das fortan römiſche Provinz blieb, erhielt. Er wurde dann zum Conſul erwählt, und führte eben ſo glücklich den Krieg in Spanien gegen Viriathus, worauf er noch im J. der St. 622 das Amt eines Cenſors verwaltete. Er ſtarb im hohen Alter und hinterließ vier Söhne, die ſämmtlich die höchſten Staatswürden bekleidet hatten, oder noch bekleideten. 2. Q. Cäcil. Metellus Numidicus. Dieſer als

Feldherr nicht weniger berühmte Mann erhielt seinen Beinamen durch die glückliche Führung des Krieges gegen den numidischen Fürsten Jugurtha. Wir lernen ihn aus Sallust kennen als einen ungemein thätigen, verständigen und tapfern Heerführer und als einen sehr unbescholtnen und edlen, wenn auch auf seinen alten Adel etwas stolzen Mann. Dem Marius, der sich von ihm beleidigt glaubte, und der ihn mit unversöhnlichem Hasse verfolgte, gelang es endlich, ihn zu nöthigen, daß er Rom verließ, und nach Smyrna ging. Er wurde aber auf die ehrenvollste Weise wieder aus seiner Verbannung zurückgerufen, und sein Einzug in Rom glich einem Triumph. Sein gleichnamiger Sohn, der sich ebenfalls als Feldherr im Bundesgenossen-Kriege und gegen Sertorius in Lusitanien rühmlich auszeichnete, erhielt den Beinamen Pius wegen der ungemeinen kindlichen Liebe, die er durch die flehentlichsten Bitten um die Zurückberufung seines Vaters, welche er mit dem größten Eifer betrieb, an den Tag legte.

Metempsychosis, Metempsychose, Metensomatosis, s. Seelenwanderung.

Meteor, Meteore sind Lufterscheinungen, welche in der Atmosphäre ihren Ursprung haben. Diese ist durch die ungeheure Menge wässeriger und brennbarer Dünste u. dgl., welche täglich von der Erde aufsteigen, und bei den verschiedenen Verhältnissen der Stoffe zu einander gleichsam das große chemische Laboratorium, worin die Natur ihre verschiedenen, gewöhnlichen und ungewöhnlichen Meteore ausarbeitet. Die Aufzählung und physikalische Erklärung dieser Meteore macht den Inhalt der Meteorologie aus. Die Veränderlichkeit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft verursacht, sobald sie an verschiedenen Orten der Erde in beträchtlichen Schichten und Strichen verschieden ist, eine Bewegung der mehr elastischen, d. i. der dichtern, oder auch durch Wärme ausgedehnten Luft nach den Orten hin, wo sie weniger elastisch ist, welche Ortsveränderung der Lufttheilchen Wind heißt. (S. d. Art. Wind.) Durch das von der Erde in die Luft durch Verdünstung aufsteigende Wasser werden die wässerigen Meteore veranlaßt. Wenn zur Nachtzeit die Luft kühler wird, können die am Tage aufgestiegenen Dünste nicht mehr expansibel bleiben, sondern werden in tropfbarer Gestalt als Thau (s. d.) abgeschieden, der, wenn die Luft bis zum Gefrierpunkte erkaltet, gefriert und zum Reif (s. d.) wird. Nebel (s. d.) ist das Wasser, das durch Vermehrung des Drucks der Atmosphäre oder Verminderung ihrer Temperatur aus dem Dunste niedergeschlagen, und wegen seiner höchst feinen Zertheilung in der Luft schwimmend erhalten wird. Wolken (s. d.) sind nichts anders, als in den höhern Gegenden der Luft schwimmende Nebel, welche ihre scheinbare Dichtigkeit von ihrer großen Weite erhalten. Wenn die Zersetzung der wässerigen Dünste in den obern Regionen der Luft schnell genug und in hinreichender Menge geschieht, so daß das niedergeschlagene Wasser zu Tropfen zusammentreten muß, welche wegen ihres ungleich größern specifischen Gewichtes von der Luft nicht mehr getragen werden können, sondern niederfallen, so entsteht Regen (s. d.), der bei kalter Lufttemperatur zum Schnee (s. d.) wird, wenn aber bei seinem Herabfallen dem Wassertropfen durch irgend eine Ursache die Wärme plötzlich entzogen wird, Hagel (s. d.) bildet. Hieher gehören noch die Tromlen oder Wasserhosen (s. d.) Außer jenen luftigen und wässerigen Lufterscheinungen sind noch die feurigen zu bemerken, unter denen zuerst das Gewitter (s. d.) eine der allgemeinsten ist, das allein in der Electricität seinen Grund hat, wie schon im Jahre

1746 Winkler zuerst behauptete und 1747 Franklin überzeugend darthat. Der Blitz (s. d.) ist blos ein starker electrischer Funken und seine Erscheinungen lassen sich alle im Kleinen mit der Electrisirmaschine nachmachen. Der Donner (s. d.) entsteht durch die durch den Blitz bewirkte Erschütterung der Luft, und das Wetterleuchten ist ein nicht mit Donner begleiteter Blitz, indem der Donner wegen der großen Entfernung nicht mehr gehört werden kann. Das Nordlicht (s. d.), die glänzendste und schönste Lufterscheinung, ist wahrscheinlich auch ein electrisches Meteor. Der Regenbogen (s. d.) entsteht bekanntlich durch Brechung der Sonnenstrahlen in den Regentropfen, und kann daher ganz mathematisch erklärt werden. Eben so entsteht durch Brechung des Lichtes in den Dünsten der Atmosphäre die Abend- und Morgenröthe (s. letztere), so wie die Höfe (s. Hof), größere und kleinere hellere Ringe um Sonne oder Mond, und wahrscheinlich haben auch die sogenannten Nebensonnen und Nebenmonde darin ihren Grund. Die Irrlichter oder Irrwische sind Entzündungen oder ein Leuchten von phosphorischen Luftarten und Dünsten, die aus morastigem Boden aufsteigen, und Sternschnuppen und Feuerkugeln (vergl. diese und Meteorsteine) sind Entzündungen brennbarer Stoffe in den höhern Gegenden der Atmosphäre.

Meteorologie ist die Lehre von den Meteoren, dann Witterungskunde, welche besonders den Zweck hat, durch Beobachtungen aus der gegebenen oder vorgängigen Witterung die zukünftige zu erkennen. (S. d. Art. Witterungskunde.)

Meteoroskop, ein mathematisches Instrument, die Längen und Breiten der Oerter auf der Erde zu bestimmen.

Meteorsteine, auch Meteorolithen, Aërolithen, Uranolithen, von den Alten Bälylien genannt, sind vom Himmel herabfallende, aus metallischem Eisen, Nickel, Kieselerde, Magnesia, Schwefel und Chrom bestehende Massen, welche durch Feuerkugeln oder Boliden zu uns herabgeführt werden. Letztere erscheinen plötzlich in der Atmosphäre, bewegen sich mit einer reißenden Geschwindigkeit (bisweilen gleich der der Erde in ihrer Bahn), und zerplatzen nach einem kurzen Glanze, mit einem starken Kanonen- oder Flintenfeuer ähnlichen Knalle oft in einer sehr großen Höhe, in mehrere (zuweilen in mehrere tausend) Stücke, welche noch heiß, mit einer schwarzen Kruste überzogen, mit einer solchen Gewalt herabfallen, daß sie häufig mehrere Fuß in die Erde eindringen. Dieser so lange für eine Fabel gehaltene Steinregen der Alten ist in unsern Zeiten durch eine große Menge von Beobachtungen außer allen Zweifel gesetzt und die Physiker haben sich um die Erklärung dieses Phänomens bemüht. Einige halten jene Massen für Erzeugnisse unserer Atmosphäre, durch große chemische Prozesse bewirkt, wobei es übrigens fast unbegreiflich bleibt, wie bei der höchst verdünnten Luft an der äußersten Gränze unserer Atmosphäre, von wo die Feuerkugeln zu uns herabkommen, solche feste Körper aus Stoffen, über deren Existenz in der Luft wir gar nichts wissen, gebildet werden könnten. Wahrscheinlicher ist daher die Behauptung Anderer, daß sie aus den Mondvulcanen zu uns herabgeschleuderte Massen wären (Mondsteine), wenn dabei nur nicht ihre Entzündung und Zerplatzung, die man aus der starken Compression und Reibung in der Luft hat herleiten wollen, ziemlich unerklärlich blieben. Uebrigens ist es mathematisch erwiesen, daß bei günstiger Lage des Mondes gegen die Erde eine schwere Masse, die aus ersterem mit einer anfänglichen Geschwindigkeit von 8293 Fuß in einer Sekunde, oder ungefähr der fünffachen Geschwin-

digkeit einer 24pfündigen Kanonenkugel ausgeschleudert würde, in einem Zeitraum von etwa 70 Stunden auf unsre Erde gelangen könnte, und da eine Fallgeschwindigkeit von ungefähr 34,000 Fuß in der Secunde haben würde. Chladni hat zuerst ihren cosmischen Ursprung beweisen wollen und die Möglichkeit gezeigt, daß sie auch Stücke kleiner, sich um unsre Erde bewegender Planeten seyn könnten. Hieher gehören auch die großen Massen von Gediegen-Eisen, das sogenannte Meteoreisen, wie auch andre. Die 71 Pfund schwere Masse, die im Jahre 1751 am 26. Mai zu Hraschina unweit Agram in Croatien herabgefallen ist, und sehr wahrscheinlich auch die durch Pallas im J. 1772 in Sibirien am Jenisei aufgefundne auf 1600 Pfund geschätzte Eisenmasse, worin sich Oelstein eingesprengt findet; die auf 30,000 Pfund geschätzte in der südamerikanischen Provinz Chaca Gualamba aufgefundne von Rubin de Celis im J. 1782 untersuchte Masse; so wie das mehrere tausend Pfund schwere Stück Gediegen Eisens, welches sich in der Provinz Durango in Mexiko gefunden hat. Eine vorzüglich vollständige Aufzählung aller bis jetzt gefallner Meteorsteine, nebst allen dahin gehörigen Beobachtungen und Untersuchungen findet man in Gilberts Annalen der Physik. (Vergl. Feuerkugel.)

Meth oder Meht wird aus Honig und Wasser durch Kochen und Gährung bewirkt und ist ein weinartiges Getränk, welches hauptsächlich in Polen und Rußland beliebt ist. Oft giebt man ihm durch Zusatz von allerhand Obst (Johannisbeeren, Kirschen, Himbeeren), Gewürz und Kräutern größere Annehmlichkeit. Je bessern Honig man dazu nimmt, desto vorzüglicher wird er. Man braut ihn am vortheilhaftesten in den Hundstagen und er nimmt, wenn er alt geworden ist, die Stärke und Liedlichkeit eines Mittelweins an. Als Handelswaare ist er für Ungarn von Bedeutung.

Methode (griechisch) ist der Weg, die Art, wie man etwas erforschen oder zu erreichen sucht, dann ein planmäßiges, regelmäßiges Verfahren, daher in der Logik diejenige Art, Erkenntnisse zu behandeln, oder abzuhandeln, welche auf deutlich gedachten Regeln des Verstandes beruht, Methode genannt und von der Manier, die nach dem ästhetischen Gefühle von Harmonie und Ebenmaaß verfährt und empirischer Natur ist, unterschieden wird. Manier ist das Eigenthümliche in der Kunst, die Methode aber gehört im strengsten Sinne der Wissenschaft an und giebt der Behandlung der Erkenntnisse den wissenschaftlichen Charakter. Gleichwohl ist die strenge (systematische) Methode bei dem großen Lesepublicum wenig beliebt, und Schriftsteller, die daſſelbe über speculative Wissenschaften belehren wollten, haben, um angenehm zu bleiben, der systematischen Darstellung die fragmentarische vorgezogen, die aber nur dann den wissenschaftlichen Charakter behaupten konnte, wenn ein methodisches Denken aus ihr hervorleuchtete, wie z. B. in Platners Aphorismen; denn aphoristisch ist derjenige fragmentarische Vortrag der Wissenschaft, dessen Gang durch ein methodisches Denken geregelt wird. Die Schriftsteller bedienen sich nach Maaßgabe ihres Zweckes und der Wissenschaft, die sie behandeln, verschiedner Methoden. Die strengste ist die mathematische, die den vorzutragenden Lehren durch eine nothwendige Aufeinanderfolge von Definitionen, Axiomen und Demonstrationen die größte Evidenz zu geben vermag. Sie ist aber nur für eine Wissenschaft, die es, wie die Mathematik, bloß mit formalen Größen zu thun hat, anwendbar. Im Vortrage der Philosophie haben vorzüglich die Methoden Epoche gemacht, die aus dem Geiste der Systeme,

bei denen sie angewendet wurden, hervorgingen: die skeptische, die, wie bei Hume, was sie aufstellt, in Zweifel zieht und das menschliche Wissen ungewiß macht; die kritische, die, wie bei Kant, auf Untersuchung der Gründe vorgetragner Sätze ausgeht; und die dogmatische, die, wie Schelling thut, apodictisch behauptet und beweiset. Uebrigens ist die Methode in Rücksicht des Fortschreitens der Sätze einer Wissenschaft entweder analytisch, d. h. sie geht von Resultaten aus und sucht die Gründe, oder synthetisch, d. h. sie folgert aus den Gründen die Resultate: allemal aber muß sie, auf unbestrittne Elementarsätze und allgemein gültige Begriffe bauend, mit logischer Consequenz verfahren, um wissenschaftlich zu bleiben. Denn populär (volksgemäß, gemeinverständlich) ist sie, wenn sie nur vom Bekannten und Individuellen ausgeht, was Redner und Volkslehrer, um Interesse zu erwecken, zu thun pflegen. Populär muß überhaupt diejenige Methode seyn, deren man sich beim Unterrichte der Jugend bedient, denn der Vortrag des Jugendlehrers zweckt nicht blos darauf ab, der Wissenschaft, die er behandelt, Genüge zu leisten, sondern vorzüglich sie dem Schüler bekannt und lieb zu machen. Daher ist die acroamatische Methode, d. h. diejenige Lehrart, bei der der Lehrer ununterbrochen allein spricht, nur für schon gebildete Zuhörer und für den akademischen Unterricht geeignet; beim Unterrichte der unmündigen Jugend aber, deren Aufmerksamkeit erst gewonnen und fixirt werden soll, hat die erotematische Methode, d. h. die abfragende, die die Abhandlung des Lehrstoffes vermittelst eines Gesprächs zwischen Lehrer und Schüler theilt, den Vorzug. Historische Lehrstoffe lassen freilich nur examinatorische Fragen zu, durch die der Lehrer dem Schüler Rechenschaft abfodert, ob er die gehörte oder gelesene Erzählung gefaßt und gemerkt habe; in denjenigen Wissenschaften aber, deren Gründe in der menschlichen Vernunft liegen, wie in der Mathematik, Religion und Moral, ist die catechetische Methode an ihrem Orte. Diese Methode nämlich nimmt durch anregende Fragen die Vernunft des Schülers unmittelbar in Anspruch, damit der abzuhandelnde Lehrstoff aus seinen Antworten selbst erzeugt und gebaut werde. Beim Rechnen und der Geometrie geschieht dies durch ein Continuum nothwendig aus einander folgender Urtheile und Schlüsse und kann an eine vorgeschriebene Reihefolge formaler Uebungen, wie es Pestalozzi in seiner Anschauungslehre (s. Pestalozzi und Anschauungslehre) thut, gebunden werden. Der Unterricht in der Moral und Religion hingegen erfodert eine freiere Bewegung der catechetischen Methode, bei der das Positive dem Kinde direct mitgetheilt, und nur da ein Selbsterzeugen des Lehrstoffs von ihm verlangt werden darf, wo es denselben durch eignes Nachdenken zu finden vermag und schon Worte genug hat, um sich darüber auszudrücken. Auch verdient das Catechisiren dann erst den Namen der Sokratischen Methode, wenn der Lehrstoff im Gespräch mit den Schülern wirklich gebildet und von ihnen selbst gefunden wird, der Lehrer aber durch seine Fragen nur den Gang ihres Nachdenkens leitet und es in bestimmter Richtung auf den abzuhandelnden Gegenstand erhält. Ueberhaupt erfodert jede Kunst und Wissenschaft beim Unterrichte eine eigne, auf ihre Natur und ihr Verhältniß zum menschlichen Geiste gegründete Methode oder Art und Weise, wie sie den Schülern mitgetheilt, eingeübt und angeeignet werden soll und unter den vielen Lehrmethoden, die es für einen Unterrichtsgegenstand giebt, wird allemal diejenige, bei der sich die Schüler denselben am gründlichsten und ehesten aneignen und zugleich ihre Kraft daran für etwas Höheres üben und stärken können,

den Vorzug haben. Denn darin müssen die Methoden für Unterrichtsgegenstände aller Art mit einander übereinstimmen, daß sie den Lehrling in Stand setzen, sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er lernen soll, durch eigne Thätigkeit zu erwerben, da nur das Selbsterworbene ganz unser wird. Es kommt dabei weniger auf die Kürze als auf die Sicherheit des Weges an, den die Methode anweist; auch darf es ihr nicht blos darum zu thun seyn, ihrem Zöglinge ein Aggregat von Kenntnissen und Fertigkeiten beizubringen, wie die Lehrmethoden Bells und Lancasters (s. Lancaster) thun, sondern sie soll ihn zugleich durch die Art, wie er lernt, zum besonnenen, seiner selbst mächtigen, geistig gesunden und kraftvollen Menschen bilden. Dies beabsichtigt insonderheit die Pestalozzische Methode, deren eigenthümliches Wesen Sachverständige in dem pädagogischen Grundsatze finden, bei dem Unterrichte der Jugend überhaupt von den Elementarpunkten aller menschlichen Erkenntniß auszugehn, die Lehrstoffe, so weit es ihre Natur gestattet, durch die eigne zum Fortschreiten nach festen Regeln und in lückenloser Continuität anzuhaltende Thätigkeit des Zöglings bilden zu lassen und dadurch die intensive Stärkung und Erhöhung seiner Geisteskräfte bis zu dem möglichst höchsten Grade zu bringen. Ueber dieses Princip selbst und den Mechanismus stufenweis geordneter Uebungen, dessen sich die Pestalozzische Methode zur Erreichung ihres Endzwecks bedient, sind die Stimmen in der pädagogischen Welt sehr getheilt. S. d. Art. Pestalozzi. In einer Geschichte der Erziehungsmethoden wird die schöne Idee dieses Mannes immer eine ehrenvollere Stelle einnehmen, als der Philantroponismus, dessen Methoden das Lernen häufig in Spiel und Tändelei verkehrten und die Zöglinge weniger unterrichteten, als zerstreueten. Der Ernst der Pestalozzischen Methode hat viel dazu beigetragen, diesem Unwesen Einhalt zu thun und den der modernen Unterrichtsweise fremd gewordenen Geist der Gründlichkeit wieder in Kraft zu setzen, jene geistlosen Pädagogen aber, die sich nur im Gleise eines Schlendrians, der den Namen der Methode nicht verdient, bewegen mögen, aufs neue recht nachdrücklich zu erinnern, daß nicht das Einlernen dieses oder jenes gangbaren Lehrgegenstandes, sondern die Uebung der Kraft überhaupt und die Bildung des Kindes zum Menschen der höchste Zweck alles Unterrichts sey. Die Aufgabe aber, eine absolute Methode, deren Schematismus unter allen Umständen für jeden Lehrer und Lehrstoff der beste seyn müsse, zu erfinden, hat die Pestalozzische Schule in den Augen der Unbefangenen nicht gelöst, auch scheint sie überhaupt nicht gelöst werden zu können, da wohl die Theorie absolute Principien aufstellen, die Praxis aber nur so viel davon brauchen kann, als den Umständen und Personen, von denen sie abhängt, angemessen ist. Der Privatunterricht erfodert andre Methoden als der öffentliche, und eine und dieselbe Methode, die an verschiedenen Orten in Anwendung kommt, wird sich immer nach den Individualitäten der Lehrer, die sie handhaben und nach den geistigen Bedürfnissen und Fähigkeiten ihrer Schüler verschieden modificiren. Am wenigsten scheint es gerathen, die Einführung einer Methode in den Schulen durch Befehle erzwingen zu wollen; da das Gelingen auch der besten Methode hauptsächlich von dem Grade der Geschicklichkeit, Ueberzeugung und Willigkeit der Lehrer abhängt, die sie anwenden sollen, und für solche, denen Lust und Fähigkeit abgeht, neue Formen anzunehmen, diejenige Methode die zweckmäßigste ist, welche sie schon inne haben.

Methodisten wurden im 17. Jahrhundert diejenigen pote-

miſchen Schriftſteller der catholiſchen Kirche genannt, welche den Streit mit den Proteſtanten durch neu erſonnene dialectiſche Methoden abzukürzen und ihre Gegner in den Nachtheil zu ſtellen wußten. Mit dieſem Streite ſelbſt iſt auch der Name in neuern Zeiten erloſchen und wird jetzt in ganz anderm Sinne der merkwürdigen Religionsgeſellſchaft beigelegt, die in der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts im Schooße der engliſchen Kirche entſtanden iſt. Nach dem Beiſpiele der deutſchen Pietiſten vereinigten ſich 1720 einige junge Theologen zu Oxford zu frommen Uebungen und ſtrengern Sitten; beſonders beabſichtigten ſie eine genauere Beobachtung der Vorſchriften des neuen Teſtaments, als damals in der engliſchen Kirche gebräuchlich war, und widmeten ſich Werken der Liebe, z. B. dem geiſtlichen Zuſpruch und Beſuch der Gefangenen und Miſſethäter, dem Unterrichte armer Kinder u. ſ. w. Ihre anders geſinnten akademiſchen Mitbürger kamen daher auf den Einfall, ſie hätten eine neue Methode des chriſtlichen Lebens erfunden und nannten ſie ſcherzweiſe Methodiſten; ein Name, der bald zur Bezeichnung dieſer neuen Geſellſchaft allgemein gebräuchlich und von ihr ſelbſt angenommen wurde. Unter ihren Mitgliedern, die ſich von Jahr zu Jahr vermehrten, zeichneten ſich beſonders John Wesley, der Stifter dieſes frommen Bundes, und der 1732 beigetretene George Whitefield durch Talent, Eifer und Anſehn aus. Der erſtere ging mit drei andern Brüdern 1735 nach Georgien in Nordamerika, wo er als Heidenbekehrer zwei Jahre mit glücklichem Erfolge arbeitete und durch die Verbindung mit den Herrnhutern, die er bei dieſem Geſchäfte kennen gelernt hatte, angeregt, bei ſeiner Rückkehr nach England beſchloß, jene kleine Geſellſchaft nach Art der Brüdergemeinde zu erweitern und einzurichten. Whitefields Predigten hatten das Volk an mehrern Orten auf ein ſolches Unternehmen vorbereitet. Bald ſammelte Wesley zu London eine kleine Gemeinde, mit der er in einem Privathauſe Erbauungsſtunden hielt, ohne an eine Trennung von der hohen biſchöflichen Kirche zu denken. Da aber die Geiſtlichkeit dieſer Kirche den methodiſtiſchen Predigern, welche ohne beſtimmte Anſtellung das Volk durch Predigten für ihre Lehre und Verbindung zu gewinnen ſuchten, die Kanzeln verbot und der Zulauf bei ihren Vorträgen ſo groß wurde, daß jede Kirche ihnen zu klein ſchien, fingen ſie an im Freien zu predigen, und eine beſondere Kirche nach dem Muſter der apoſtoliſchen zu bilden. Die Neuheit der Sache und der ganz eigne Character dieſer Feldpredigten, die ſich von den trocknen moraliſchen Abhandlungen, welche man von den Kanzeln der hohen biſchöflichen Kirche zu hören gewohnt war, durch Popularität, Nachdruck und religiöſe Begeiſterung auszeichneten, und das durch die Lauigkeit und den Skepticismus der engliſchen Geiſtlichkeit von den Kanzeln faſt verdrängte Thema vom natürlichen Verderben des Menſchen, von der Verſöhnung durch Jeſum den Gekreuzigten, von der Buße und Wiedergeburt mit aller Gewalt der Beredſamkeit und reicher Beziehung auf die Bibel gleich einer neuen Lehre wieder zur Sprache brachten, mußte den Anhang der Methodiſten zuſehends vermehren. Whitefield, der feurigſte und kühnſte von allen, ſah oft auf Wieſen, Kirchhöfen, ja ſelbſt auf den Tummelplätzen des öffentlichen Vergnügens, wo er des Contraſtes wegen am liebſten auftrat und die Laſter der Zeitgenoſſen ſtrafte, bei 12,000 Zuhörer um ſich verſammelt, die der Donner ſeiner Rede in Erſtaunen ſetzte und ſo gewaltig erſchütterte, daß viele in Verzuckungen fielen

und auf der Stelle zum Glauben und zur Heiligung wiedergeboren wurden. Denn diese plötzliche Bekehrung, die sie mit den Pietisten den Durchbruch der Gnade nennen, wollen die Prediger der Methodisten durch ihre Vorträge bewirken und haben ihre Absicht nicht selten erreicht. Das Feldpredigen stellten sie jedoch bald ein und bauten sich, um vor dem schlechten Wetter und dem Unfuge des Pöbels geschützt zu sein, eigne Bethäuser, die sie Tabernakel nennen. Dadurch gewann ihre Partei zuerst eine selbstständige Geltung, und da die Regierung in ihrem Unternehmen nichts für den Staat gefährliches sah, schritten sie nun ungestört zur Einrichtung einer Kirchenverfassung, die, obgleich das gute Vernehmen, mit den Herrnhutern schon 1739 aufgehört hatte, doch nach dem Muster der Brüdergemeinde, und selbst als innerer Streit über die Gnadenwahl 1741 eine völlige Trennung der Whitefieldianer (die sich zu dem Calvinistischen Particularismus bekennen) von den Wesleyanern (die, wie die Arminianer oder Remonstranten, eine universelle Vorherbestimmung zur Seligkeit annehmen) verursachte, in beiden Parteien ziemlich gleichmäßig zu Stande kam. Ihre Liturgie ist ganz das Rituale der hohen bischöflichen Kirche, nur beobachten sie es mit mehr Wärme und Innigkeit, wenden auf einen sanften und angenehmen Vortrag der Kirchengesänge, in denen beide Geschlechter abwechseln, mehr Sorgfalt, und geben überhaupt der Andacht öftere Nahrung als diese. An den Wochentagen versammeln sie sich früh vor und Abends nach sechs Uhr zum Gottesdienste im Tabernakel und beobachten die Sonntagsfeier sehr genau. Monatlich einmal hält jede Gemeinde eine Wachnacht, welche vom Abend bis zum Morgen mit Lehren, Beten und Singen zugebracht wird, und am Neujahrstage kommen alle Wesleyaner im Tabernakel zu Moorfields zur Feier des Stiftungsfestes und zur Erneuerung ihrer Verbindung zusammen. Zur Erhaltung der Kirchenzucht sind die Gemeinden in Classen, und diese wieder nach den Geschlechtern in kleinere Gesellschaften (Bands) getheilt, deren jede unter ihrem eignen, mit der Seelsorge beauftragten Vorsteher wöchentlich zusammenkommt und sich über den Herzenszustand ihrer Glieder bespricht. Alle Bands und Classen einer Gemeinde feiern vierteljährlich ein gemeinschaftliches Liebesmahl. Außerdem theilen sich die Methodisten noch in Stehende, deren Glaube und Wiedergeburt schon durch Ausdauer bewährt ist, und Gefallne, die nach ihrer Wiedergeburt wieder umgeschlagen sind, und in eignen Betstunden aufs neue bearbeitet werden. Die Bewährten erhalten Zettel zur Bescheinigung ihrer von den Vorstehern anerkannten Frömmigkeit, welche zugleich als Zulassungsbillet zu den Privatzusammenkünften der Stehenden gelten, aber in jedem Vierteljahre erneuert werden müssen. Neu eintretende Mitglieder erhalten ein gedrucktes Regulativ der Sitten zu Nachachtung, worin grobe und vorsätzliche Sünden namentlich verpönt sind. Die Uebertretung dieser Regeln zieht, wie bei der Brüdergemeinde, Verweise, Bann und endliche Ausschließung aus der Gemeinde nach sich. Geleitet werden die Gemeinden von den Bischöfen, Predigern und Gehülfen oder Laienpredigern, die, weil selten gelehrte Theologen zu ihnen übergehen, oft aus andern Ständen gewählt werden, und ungeachtet der Besoldung, die sie von der Gemeinde erhalten, auch ihr Gewerbe fortsetzen dürfen. Man sieht daher in den Tabernakeln der Methodisten Aerzte, Militairpersonen, Kaufleute oder Handwerker in alltäglicher Kleidung als Prediger

auftreten; denn sie haben keine besondere geistliche Tracht. Den Predigern stehen in jeder Gemeinde sieben Aelteste zur Besorgung der bürgerlichen und ökonomischen Angelegenheiten, die Vorsteher der Classen und Bands und die Krankenbesucher zur Seite *). Außerdem haben die Gemeinden eigne Schullehrer und zu Kingswood bei Bristol besteht eine von Wesley gegründete Bildungsanstalt, die seiner Partei als Predigerseminar dient. Alle diese Diener der Gesellschaft wurden ehedem von den Predigern allein durch das Loos gewählt und Wesley, der das Ansehn eines Patriarchen und Oberhauptes seiner Partei genoß, hatte darauf bis an seinen Tod 1791 den entschiedendsten Einfluß. Als aber zu dieser Zeit unter seinen Anhängern die Frage entstand, ob man nicht das Abendmahl, daß sie bisher nach Wesley's Willen in den Versammlungen der bischöflichen Kirche genossen hatten, in den eignen Tabernakeln halten und sich gänzlich von dieser Kirche lossagen wolle, und die Prediger hierüber zwar bejahend, aber nicht durch Abstimmung, sondern wieder durchs Loos entschieden, bildete sich unter dem Namen der neuen Methodisten eine besondere Partei unter den Wesleyanern, die das Joch der Prediger abwarf und 1796 ein aus Predigern und Laien zusammengesetztes Kirchendirectorium constituirte. Diese den Laien erworbne Theilnahme am Patronatrechte verschaffte den neuen Methodisten einen ansehnlichen Zuwachs und sie sind jetzt zahlreicher, als die alten Wesleyaner und Whitefieldianer. Im Jahre 1808 hatten die Methodisten aller drei Gattungen in Großbritannien 940 Tabernakel, 417 Prediger und 109,961 Mitglieder, unter denen die meisten zu der Volksclasse der Matrosen, Soldaten, Kohlenführer und Tagelöhner gehörten. Männer, wie Wilberforce, der berühmte Gegner des Sklavenhandels, der zu den Methodisten getreten ist und ihre Grundsätze vertheidigt hat, sind selten bei dieser Partei, die überhaupt auf gesellige und gelehrte Bildung nicht Anspruch macht und wegen der Strenge ihrer Sitten wenig Beifall unter den höhern Ständen finden kann. An ihrer einfachen Lebensart, frommen Sprache und andächtigen Haltung sind die Methodisten eben so leicht wie die Herrnhuter zu erkennen; doch ist ihre Meinung schwärmerischer und ihr Thun und Treiben weniger weltklug und eigennützig. Das Eigenthümliche ihres Glaubens besteht nur darin, daß sie auf die positiven Lehren des Christenthums einen größern Werth legen, als die englische Kirche pflegt, und die Bekehrung des Menschen für das Werk augenblicklicher starken Gemüthsbewegungen halten. Auch stehen sie in der Meinung, durch diese geistliche Wiedergeburt oder den Durchbruch eine größere sittliche Vollkommenheit erlangen zu können, als den Menschen möglich scheint, und es fehlt unter ihnen nicht an düstern Selbstquälern und Heuchlern. Das große Verdienst, die niedern Volksclassen zur Arbeitsamkeit, Sittsamkeit und Gottesfurcht gewöhnt zu haben, macht sie jedoch bei allen ihren Mängeln zum Gegenstande der allgemeinen Achtung, und sie werden unter die ruhigsten, nützlichsten und wohlthätigsten Bürger gerechnet. Weniger

*) Ein solcher methodischer Krankenbesucher, Dr. Peckwell, stiftete die unter dem Namen Krankenfreund berühmte Gesellschaft zu London, deren Zweck die Aufsuchung und Pflege hülfloser Kranken von allen Religionen ist, und der schon mancher verlaßne und erkrankte Ausländer seine Rettung verdankt.

gebührt dieses Lob den Methodisten in Nordamerika, wo die Bemühungen Wesley's, Whitefields und andrer Missionäre zwar einen großen aber eben nicht sehr erfreulichen Erfolg hatten. Um 1750 kam daselbst durch die Predigten Shady-Ilands, eines Irländers, eine neue Gattung des Methodismus unter dem Namen des neuen Lichts auf, welche die seltsamsten Begriffe von göttlichen Eingebungen, Erleuchtungen und Wiedergeburten in Umlauf brachte und die Entzückungen der Andacht in Wahnsinn verkehrte. In den Versammlungen dieser Erleuchteten, welche häufig des Nachts im freien Felde gehalten werden, haben glaubwürdige Reisende, wie Perrin du Lac vom Jahr 1805 und Michaud vom Jahr 1808, die tollsten Ausschweifungen der religiösen Schwärmerei gesehen. Die Versammelten begleiteten die Exclamationen ihres Predigers und die darauf folgenden Gebete erst mit Seufzern, dann mit Schluchzen und endlich mit greulichem Geheul und heftigen Convulsionen, welche sie das Werk (the work) nennen. Ein neues Werk über die Methodisten von Jonathan Crowther (a portraiture of Methodisme, or the history of the Wesleyan Methodists. Lond. 1816) giebt von ihrer großen Ausbreitung und Verfassung genauere Nachrichten. Im brittischen Reiche befinden sich in ihren Schulen 100,000 Kinder. Die Anzahl aller Methodisten in Europa und Amerika soll jetzt über eine halbe Million betragen. E.

Methodologie, Methodenlehre, ist die Anweisung zur planmäßigen (methodischen) Erlernung oder zum Vortrage einer Wissenschaft; sie verbindet sich gewöhnlich mit der Encyclopädie einer Wissenschaft. In der Logik hat man auch seit Kant einen Theil dieser Wissenschaft so genannt, besonders den, der von dem planmäßigen Verfahren handelt, das Denken zur Wissenschaft zu erheben.

Metonymie, Namenverwechselung, nennt man die rhetorische Figur, wodurch verwandte und ähnliche Begriffe statt der eigentlichen, z. B. die Ursache statt der Wirkung, das Vorhergehende statt des Nachfolgenden oder umgekehrt, oder das Zeichen statt der bezeichneten Sache, der Raum statt der darin befindlichen Gegenstände u. s. w. gesetzt werden. Nicht zur Spielerei, sondern nur wo eine bessere Wirkung durch sie hervorgebracht werden kann, sollte man sich ihrer bedienen. dd.

× Metopen, Zwischentiefen. Mit jener griechischen Benennung bezeichnet man diejenigen vertieften Räume, welche in der dorischen Säulenordnung zwischen den Köpfen der Deckenbalken oder den an ihrer Stelle angebrachten Triglyphen übrig bleiben, und wahrscheinlich in den ältesten Zeiten offen gelassen, nachmals aber ausgemauert, früher glatt gelassen, aber öfters mit erhobner Bildhauerarbeit verziert wurden. Die Schwierigkeit der Eintheilung der Triglyphen und Metopen dürfte leicht die Hauptursache gewesen seyn, warum man sie bei der ionischen und corinthischen Säulenart wegließ. Indem man hier die Balkenköpfe nicht über die Mauer vorspringen ließ, erhielt man einen ganz glatten Fries, welcher ein leichteres und zierliches Ansehen hatte.

Metre, s. Französisches Decimalsystem.

Metrik ist die Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Rhythmus als Grundlage aller Versmessung, verbunden mit der Darstellung der gebräuchlichen Versarten, so fern dieselben durch jene allgemeinen Gesetze bedingt sind. Wir verweisen darüber vornehmlich auf die Art. Rhythmus und Vers. Die Werke der Alten über die Rhythmik, namentlich des Aristoxenus und Heliodor, sind verloren gegangen, und was die Scholiasten und Grammatiker dar-

Metoposcopie – Ausleg[illegible] der Stirn-
[illegible] 7 [illegible] des Saturn, Jupiter,

über mittheilen, geschieht nur in gelegentlichen untergeordneten Bemerkungen zu einzelnen Stellen der Alten. Später suchte man zwar das Getrennte in wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen, aber die Versuche scheiterten an der Unmöglichkeit, aus bloßen Erfahrungen ein System zu bilden. Dies war der neuern Zeit aufbehalten. Der große Bentley ahnete zuerst das Rechte, wie seine Abhandlung über die Versmaaße des Terenz beweist. Nach ihm stellten Brunk und Reiz gute Forschungen über die Metrik an, aber erst der gelehrte Hermann entwickelte seit 1796 auf dem Wege, den die kritische Philosophie ihm vorzeichnete, aus dem Begriffe des Rhythmus selbst die allgemeinen Grundsätze der neuen Wissenschaft. Allein schon Bernhardi hatte an Hermanns Theorie den Mangel einer musikalischen Grundlage gerügt, welchen zuerst Apel in seiner Metrik mit eben so viel Scharfsinn als Sachkenntniß gehoben hat. Man vergl. d. Art. Apel und Rhythmus.

Metrologie, die Maaß- und Gewichtkunde.

Metronom, s. Tactmesser.

Metropolit oder Metropolitan ist der griechische Name eines Erzbischofs. Die Hauptstadt einer Provinz heißt im Griechischen Metropolis, und da die Bischöfe der Hauptstadt ausgezeichnet wurden, so erhielten sie auch einen besondern Titel. Der Metropolit steht über dem Bischofe, aber unter dem Patriarchen. Nur in der griechischen Kirche ist dieser Titel noch gebräuchlich. Metropolitankirche heißt die erzbischöfliche Mutter- oder Hauptkirche.

Metrum heißt im allgemeinen Sinne so viel als Maaß, Tact, in der Dichtkunst das Sylbenmaaß und das Versmaaß. Metromanie daher die Sucht, Verse zu machen. Metrometer, der Tactmesser (s. d. Art.).

Mette (aus dem lateinischen matutina verstümmelt) heißt der Frühgottesdienst, welcher vor Tagesanbruch gehalten wird, besonders der vor einem großen Feste in der catholischen Kirche vorhergehende nächtliche Gottesdienst, z. B. Christmette.

Metternich. Das fürstliche Haus Metternich leitet seinen Ursprung aus einem alten bekannten rheinländischen Dynastengeschlecht her, das dem deutschen Reiche im 16. u. 17. Jahrhunderte drei Churfürsten, zwei von Maynz und einen von Trier, gegeben, und schon im Freiherrnstande vor der Erhebung zur reichsgräflichen Würde das Sitz- und Stimmrecht auf den deutschen Reichstagen ausgeübt hatte. Von den ehemaligen sechs Linien, worein sich diese Familie in frühern Zeiten theilte, ist jetzt nur noch die jüngere, oder die Linie zu Winneburg und Beilstein, vorhanden, welche seit 1796 die reichsgräfliche und seit dem 30. Junius 1803 die reichsfürstliche Würde führte. Winneburg und Beilstein, in dem ehemaligen Churfürstenthum Trier, zwischen der Mosel und dem Hundrück gelegen, erwarb die Familie Metternich nach dem Abgange des Hauses Winneburg und Beilstein, welches im Anfange des 17ten Jahrhunderts ausstarb, durch die Begünstigung des Churfürsten von Trier, Lothar, aus dem Hause Metternich, der mit demselben einen Herrn von dieser Familie belehnte. Diese Reichsgrafschaften Winneburg und Beilstein blieben, nebst mehrern andern unmittelbaren reichsritterschaftlichen Herrschaften und Gütern jenseit des Rheins, im ungestörten Besitze des Hauses Metternich, bis solche im Jahre 1803 bei Beendigung der Reichsfriedens-Entschädigungs-Angelegenheit an Frankreich kamen. Das gräflich-metternichsche Haus wurde für diese

verloren gegangnen reichsständischen Besitzungen durch die ehemalige Reichsabtei Ochsenhausen in Schwaben, die außer dem Kloster Ochsenhausen und dem gleichnamigen am Flüßchen Rottam gelegnen Marktflecken aus den Aemtern Umendorf, Horn, Fischbach, Tannheim, Ober-Sulmentingen und Unter-Sulmentingen besteht, in dem Maaße entschädigt, daß es diese gedachte Abtei, jedoch mit Ausnahme des Amts Tannheim und des Dorfes Unterrieden und der Verbindlichkeit, eine jährliche Rente von 850 Gulden an den Grafen Aspremont, von 11.000 an den Grafen von Quadt und 8150 Gulden an den Grafen von Wartenberg zu zahlen, erhielt. Wirklich trat es auch im März des Jahres 1803 in Besitz dieser Entschädigung, doch verlor es durch die Formation des rheinischen Bundes im Julius des Jahres 1806 seine Souverainitätsrechte gleich den andern mediatisirten Fürsten. In der neuesten Zeit haben sich besonders folgende zwei Staatsmänner aus diesem Geschlecht berühmt gemacht. Fürst Georg Metternich, geb. zu Coblenz den 9. März 1746, einer der ältesten und verdientesten Minister Oesterreichs. Seit 1773 war er k. k. außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister an den Churhöfen von Maynz, Trier und Cöln und am westphälischen Kreise. Im J. 1790 war er Wahlbotschafter bei der Wahl und Krönung Leopolds II., 1791 dirigirender Minister in den so eben wieder unterworfenen Niederlanden unter dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen und der Erzherzogin Christine, 1793 und 1794 nach der Wiedereroberung Belgiens unter dem Erzherzog Carl, bis nach der Schlacht von Fleurus die Niederlande zum zweitenmale verloren gingen. Bei dem Rastadter Congreß war er österreichischer Prinripal-Commissarius, und 1810 verwaltete er in Abwesenheit seines Sohnes provisorisch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Er ist vermählt mit Beatrix Aloisia, Gräfin von Kageneck. 2. Clemens Wenceslaus Nepomuk Lotharius, Fürst von Metternich, des Vorigen Sohn, Ritter des Ordens vom goldnen Vließe, k. k. Kämmerer, wirklicher geheimer Rath, Staats- und Conferenz-Minister, wie auch Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geb. den 17. Mai 1773, und vermählt seit 1795 mit der Gräfin Eleonore Kaunitz, einer Enkelin des berühmten Ministers, und als Allodialerbin desselben Besitzerin der Herrschaft Austerlitz. Dieser mit seltenen Talenten ausgestattete Staatsmann eröffnete seine diplomatische Laufbahn auf dem Rastadter Friedenscongresse, als Gesandter des westphälischen Grafencollegiums, 1801 sendete ihn Graf Ludwig Cobenzl, als Nachfolger des Grafen Elz, auf den Dresdner Gesandtschaftsposten, wo er während der Verhandlungen über die deutsche Entschädigungssache verblieb. Als im Winter von 1803 auf 1804 Graf Philipp Stadion den Grafen Saurau in Petersburg ablöste, kam Graf Clemens Metternich an seine Stelle nach Berlin, in dem äußerst wichtigen Augenblicke, als der Wiederausbruch des Krieges mit England, die Besetzung Hannovers, die Gewaltstreiche gegen die englischen Gesandten, die Verwandlung des Consulats in Bonapartes erbliche Kaiserwürde, der Mord des Herzogs von Enghien, Bonaparte's Usurpationen in Italien, den Wiederausbruch der dritten Coalition allmählig herbeiführten und bald auch an die Stelle des Grafen Haugwitz der Freiherr von Hardenberg ins Ministerium getreten war. Dem Grafen Metternich gebührt der Ruhm, nach der Verletzung des preußischen Gebiets im Anspachischen, nach dem Unglück von Ulm, bei der Anwesenheit des Kaisers

Alexander und des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzogs Anton in Berlin, Oesterreich, Rußland und Preußen durch einen Tractat gegen Napoleons auf Universalmonarchie hinstrebende Plane gewaffnet zu haben. Dieser gab ihm das Großkreuz des Stephansordens. Die Schlacht von Austerlitz, der von Haugwitz in Wien unterzeichnete Vertrag, Preußens Todesurtheil, vereitelte die so nahen und glücklichen Früchte desselben. — Der an des Grafen Ludwig Cobenzl Stelle ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten getretene Graf Stadion sendete 1806 den Grafen Metternich statt des Grafen Philipp Cobenzl als Botschafter nach Paris, auf diesen schwierigen Posten, Bonaparte's täglichen Angriffen ausgesetzt, von um so wohlthätigerer Wirksamkeit für Oesterreich und selbst von den französischen Machthabern geliebt und geehrt. Am 10ten October 1807 schloß er zu Fontainebleau mit dem Minister Champagny die Convention, welche endlich jene höchstbedenklichen Irrungen wegen der unerwarteten Besetzung der Bocche di Cattaro durch ein russisches Geschwader endigte, den Isonzo zur Gränze gegen das Königreich Italien machte und die unter beständiger Bedrohung der österreichischen Gränzen besetzte Feste Braunau wieder einräumte. Was er 1805 in Berlin mit mehr Glück als irgend ein anderer vor ihm begonnen, was er 1813 glorreich vollendet, setzte er 1808 mit Scharfblick und seltener Beharrlichkeit fort. Spanien erhob sich gegen Bonapartes Usurpation, die französischen Adler verloren den Nimbus der Unüberwindlichkeit. Wurden Spanien und Portugal unterjocht, und die Zusammenkunft in Erfurt schien dies nur allzusehr zu sichern, so blieb Oesterreich wohl nur das Glück, zuletzt zu unterliegen. Aus dieser Ueberzeugung ging das unvergeßliche Heldenjahr 1809 hervor, welches das Jahr 1814 möglich gemacht hat, wiewohl das Resultat so großer und rühmlicher Anstrengungen den Erwartungen damals nicht entsprach. Fast gleichzeitig mit der Schlacht von Wagram kam Graf Metternich aus Paris in Wien an, fand sich späterhin in des Kaisers Hoflager zu Comorn ein und leitete die Friedensnegotiationen zu Ungarisch-Altenburg mit dem französischen Minister Champagny. Unterzeichnet wurde der Frieden durch den Fürsten Lichtenstein. Graf Metternich ersetzte den Grafen Stadion in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten, ihn aber in der Botschaft zu Paris Fürst Carl Schwarzenberg. — Bonaparte's Vermählung mit Marie Louise von Oesterreich war dieses Friedens erste Folge. Dieses Opfer rettete das schwer bedrohte Oesterreich und gewann ihm unschätzbare Zeit. Graf Metternich begleitete die neue Kaiserin nach Paris. Seine Bemühungen, den Ausbruch eines neuen vorzeitigen Ungewitters im Norden zu beschwören, scheiterten an Bonaparte's unersättlichem Eroberungsdurst. Noch in Dresden, wo der Fürst Metternich ihn zum letztenmale sah, war er ganz von dem alten Uebermuthe des Glückes beherrscht, das ihn doch schon verlassen hatte. Die große Aufgabe war nun, unter Schonung aller Tractaten und Verpflichtungen, so wie der schwierigen sittlichen Rücksichten, welche die aufgedrungene Familienverbindung erfoderte, in dem rechten Augenblicke und mit der gehörigen Macht da zu stehen, wo Europa Oesterreich erwartete und zur Entschädigung seines bessern Schicksals nicht entbehren konnte. Das famöse Manuscript von St. Helena ist das glänzendste Geständniß, mit welcher Geistesübermacht Metternich in den großen Angelegenheiten der europäischen Menschheit gewirkt habe. Aber der rechtliche und moralische Anstand, mit dem er

eines der verwickeltſten diplomatiſchen Probleme gelöſt, wird noch ein anderes und edleres Zeugniß bei der Nachwelt finden, wenn die Archive jener Zeit vollſtändig eröffnet ſeyn werden. Er brachte die Coalition glücklich zu Stande. Am Abend der glorreichen Völkerſchlacht von Leipzig ernannte Kaiſer Franz ihn zum Fürſten. Späterhin in Paris erhielt er und der Fürſt Carl Schwarzenberg das öſterreichiſche Wappen in das Herzſchild des ihrigen, zum unvergänglichen Gedächtniß aller kommenden Jahrhunderte und nur ſie beide allein, dieſer das Großkreuz des zur Verherrlichung des Rieſenkampfes aus den eroberten Kanonen gegoſſenen Ehrenzeichens, jener das goldne Großkreuz des zur Belohnung ausgezeichneter, in dem großen Kampfe erworbener Civilverdienſte geſtifteten goldnen und ſilbernen Ehrenkreuzes. Auf dem Wiener Congreſſe, beim zweimaligen Pariſer Frieden, in allen Unterhandlungen, welche die neue Geſtaltung der Welt, die Wiederkehr des alten Rechtes und der alten Ordnung betrafen, ſchimmert ſein Name vor andern und die Geſchichte kann ſchwerlich einen Staatsmann aufweiſen, der in dieſem Alter ſo viele glänzende Auszeichnungen in ſich vereinigt hätte, ſo wie die Epoche ſeines Miniſteriums gewißlich die des höchſten Glanzes und der feſteſten Machtbegründung Oeſterreichs iſt. — Es verdient noch höhere Achtung und innigern Dank, daß Fürſt Metternich mitten unter den großen Sorgen und Anſprüchen der Gegenwart gleichwohl der Zukunft niemals vergeſſen, an den innern Angelegenheiten, der Herſtellung der Finanzen, ſo wie der Verbeſſerung in allen Zweigen der Adminiſtration den lebendigſten Antheil genommen, umfaſſenden Unternehmungen zu Gunſten der Nothleidenden thätig vorgeſtanden, und unter den großen Elementen des Staats und Krieges auch vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt eifrigſt befördert hat. — Wie Kaunitz der Stifter, ſo war Metternich der Wiederherſteller der Akademie der vereinigten bildenden Künſte in Wien. Das öſterreichiſche Alterthum, die Geſchichte, und, wie die Diplomatie, ſo auch die Diplomatik, waren vorzügliche Gegenſtände ſeiner Sorgfalt.

Mettrie (Julien Offroy de la), ein berüchtigter Materialiſt und mediciniſcher Charlatan, geboren zu St. Malo im Jahre 1709, ſtudirte die Medicin in Holland unter Boerhaave. Mit Kenntniſſen bereichert, kam er nach Paris, wo er bei dem Duc de Grammont, Oberſten der Garden, angeſtellt wurde, der ihn zum Arzt ſeines Regiments machte. Er folgte demſelben zur Belagerung von Freiburg, und wurde hier gefährlich krank. Er glaubte wahrzunehmen, daß die geiſtige Kraft, welche man Seele nennt, mit dem Körper ſchwindet und mit ihm verblüht. Er ſchrieb als Phyſiker von dem, was nicht in die Phyſik gehört, und verfaßte eine Histoire naturelle de l'ame. Dieſes Werk, das auf jeder Seite den gröbſten Materialismus und Unglauben athmet, erweckte ihm Feinde; ſein Beſchützer blieb, und er verlor ſeine Stelle. Jetzt kehrte er ſeine Waffen gegen ſeine Pariſer Collegen und ſchrieb, unter dem Namen Aletheius Demetrius ſeine Satire Pénélope ou Machiavel en médecine, Berlin 1748, weswegen er genöthigt ward, ſich vor ſeinen Widerſachern nach Leyden zu flüchten. Hier gab er ſeinen L'homme Machine heraus. Beſtändige Vorausſetzung deſſen, was bewieſen werden ſoll, unvollkommne Vergleiche oder Analogien ſtatt der Beweiſe, einzelne richtige Beobachtungen, aus denen allgemeine Schlüſſe gezogen werden, die nicht daraus folgen,

Behauptungen ſtatt Zweifel, darin beſteht die Philoſophie des Verfaſſers. Verfolgt in Holland, wo ſein Buch zum Feuer verurtheilt wurde, ging er 1748 nach Berlin, wo er Lector und Freund des Königs und Mitglied der Akademie ward. Hier ſtarb er 1751 an einem Fieber, das er ſelbſt nach ſeinen widerſinnigen Anſichten behandelte. Der König von Preußen ſelbſt verfaßte ſeine Leichenrede, welche in der Akademie verleſen wurde. — Man findet in allen Werken La Mettrie's Feuer und glänzende Phantaſie, aber wenig Urtheil, Genauigkeit und Geſchmack. Seine philoſophiſchen Schriften ſind zu Berlin 1751 in zwei Bänden geſammelt erſchienen. Dieſe Schriften ſind außer den genannten: L'homme plante; L'art de jouir; Le discours sur le bonheur u. ſ. w. In der letztern iſt La Mettrie nach Diderot ein unverſtändiger Schriftſteller, der die Leiden des Weiſen mit den Qualen des Böſewichts, die leichten Uebel des Wiſſens mit den verderblichen Folgen der Unwiſſenheit verwechſelt, der die Frivolität des Geiſtes in dem, was er ſagt, und die Verderbtheit des Herzens in dem, was er nicht zu ſagen wagt, zu erkennen giebt; der hier behauptet, der Menſch ſey böſe von Natur, und anderwärts aus der Natur der Weſen ihre Pflichten und ihre Glückſeligkeit ableitet; der ſich zu bemühen ſcheint, den Verbrecher bei ſeinem Verbrechen, den Laſterhaften bei ſeinen Laſtern zu beruhigen, und deſſen grobe, aber wegen der Scherze, womit er ſie würzt, gefährliche Sophismen einen Schriftſteller verrathen, der nicht die erſten Ideen von der Grundlage der Moral hat. Das Chaos von Verſtand und Ueberſpannung in ſeinen Schriften kann nur von leichtſinnigen Leſern ohne Widerwillen betrachtet werden, welche Witz und Wahrheit verwechſeln, und denen man alles bewieſen hat, wenn man ihnen ein Lächeln abgewinnt. Selbſt Voltaire, der ihn in Schutz genommen hatte, nahm ſpäter ſeine Lobſprüche zurück.

Metz, eine große, volkreiche Stadt am Einfluſſe der Seille in die Moſel, die Hauptſtadt des Moſeldepartements. Sonſt war ſie eine freie Reichsſtadt, wurde aber 1552 von franzöſiſchen Truppen beſetzt und 1643 völlig an Frankreich abgetreten. Sie iſt ſtark befeſtigt und hat außerdem eine Citadelle. Man zählt hier 5800 Häuſer und 41,000 Einwohner. Es fehlt zwar nicht an geraden und gut gepflaſterten Straßen, ſchönen Häuſern und mehrerern hübſchen öffentlichen Plätzen; doch iſt im Ganzen die Stadt altmodiſch gebaut. Zu den ſehenswerthen Gebäuden gehört der Dom, das Schauſpielhaus und die Intendantur. Metz iſt der Sitz eines Präfecten, des Stabes der dritten Militärdiviſion, eines Biſchofs, der unter dem Erzbiſchofe zu Beſançon ſteht, eines Lyceums und einer vereinigten Artillerie- und Ingenieurſchule. Außer wichtigen Manufacturen in Kattun, Zitz, Barchent und Wollenzeugen, findet man auch 34 Gerbereien und Färbereien. Ferner treiben die Einwohner einen beträchtlichen Productenhandel und Obſtbau. Jährlich wird im Mai eine Meſſe gehalten. Eine Stunde von der Stadt, auf beiden Ufern der Moſel, befinden ſich die Trümmer einer großen römiſchen Waſſerleitung, von dem Volke le pont du diable genannt

Metze, ein Getraidemaaß; vier Metzen machen gewöhnlich ein Viertel, mithin 16 einen Scheffel. Im Würtembergiſchen der vierte Theil eines Simri, deren acht auf einen Scheffel gehen.

Metzu (Gabriel), ein vorzüglicher Mahler der niederländiſchen Schule, war 1615 in Leyden geboren, und lebte in Am-

sterdam, seiner Geschicklichkeit wegen, in großem Ansehen. Seine Muster waren Douw, Terburg und Mieris. Sein Styl ward aber bald noch edler. Er mahlte Gegenstände aus dem gewöhnlichen Leben, Frauenzimmer mit Früchten, Chemiker in ihren Laboratorien, Aerzte bei ihren Kranken ꝛc. Seine Manier ist frei und gefällig, und er ist ein vorzüglich treuer Nachbildner der Natur. Er wußte die Harmonie der Farben so gut zu behandeln, daß man z. B. ein rothes Kleid und hinter demselben einen rothen Vorhang in Ansehung der Stoffe leicht unterscheiden kann, ohne in den Farben einen großen Absatz wahrzunehmen. Eine Dame, die ihre Laute stimmt, und eine andre, welche die Hände in einem silbernen Becken wäscht, daß ihr von der Kammerjungfer vorgehalten wird, gehören zu seinen vorzüglichsten Stücken. Seine Werke sind selten, weil er langsam arbeitete, aber sehr geschätzt. Seine Lebensart war regelmäßig, und dem zu anhaltenden Arbeiten schreibt man seinen frühen Tod zu. Er starb 1658 in Amsterdam.

Meursius (Johann), geboren zu Utrecht 1579, Professor zu Leyden 1610, im folgenden Jahre Historiograph von Holland, dann, um den Anfeindungen und Bedrückungen zu entweichen, denen er als treuer Anhänger Barnevelds und der patriotisch Gesinnten vielfach ausgesetzt war, Professor der Geschichte und Politik zu Sora und königl. dänischer Historiograph seit 1625, starb am 20sten September 1639. Seine zahlreichen, meist die griechischen Alterthümer betreffenden Schriften zeugen von seinem ausgezeichneten Sammlerfleiß und seiner ausgebreiteten Belesenheit, sind aber übrigens bloße Materialienmagazine, ohne Geschmack, Geist, oft selbst ohne Ordnung zusammengehäuft, welche erst unter den Händen kritischer und geschmackvoller Bearbeiter wirklichen Nutzen schaffen können. Gleiches gilt von seiner Geschichte von Dänemark. Seine archäologischen Schriften finden sich gesammelt in Grävs und Gronovs Thesauris Antiquitatum; eine Sammlung aller seiner Werke besorgte Lami zu Florenz 1741 — 1763. XII Bände in Fol.

Meusel (Johann Georg), ward den 17ten März 1743 zu Eyrichshof im fränkischen Rittercanton Baunach, wo sein Vater Cantor war, geboren, besuchte seit 1755 die Rathsschule und seit 1758 das akademische Gymnasium zu Coburg, bezog 1764 die Universität Göttingen, wo er Mitglied des historischen Instituts und des philologischen Seminariums wurde, erhielt wegen einer in Göttingen herausgegebnen Schrift von der philosophischen Facultät in Wittenberg die Magisterwürde und wendete sich darauf 1766 nach Halle, wo er mit Beifall Vorlesungen hielt, bis er 1769 als Professor der Geschichte nach Erfurt berufen, und in demselben Jahre zum Quedlinburgischen Hofrath ernannt wurde. Seit 1780 lebt er als Hofrath, Professor der Geschichte und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, und macht sich noch in seinem hohen Alter durch Vorlesungen und nützliche Schriften verdient. Sein Schriftenverzeichniß ist ein Beweis des ernsten und unverdrossnen deutschen Fleißes, und der Vielseitigkeit der gelehrten Thätigkeit Deutschlands. Mit gleichem Glück hat er sich in der Statistik, allgemeinen Geschichtskunde, Kunst- und Literargeschichte versucht, ganz vorzüglich hervorstechende Verdienste sich aber besonders in den beiden letztern Fächern erworben. Sein gelehrtes Deutschland (5te Ausg. Lemgo 1796 ff.), sein Lexicon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbnen deutschen Schriftsteller (Leipz. 1802 ff.), seine Bearbeitung

von B. G. Struvs Bibliotheca historica (Th. 1 — 9. Leipz. 1782 — 1802, 21 Bde. 8. unbeendigt) sind in Rücksicht des Sammlerfleißes, der Genauigkeit, der Vollständigkeit einzig in ihrer Art. Zur Beförderung der Kunstgeschichte trug er dadurch ungemein bei, daß er zu einer Zeit, wo man in Deutschland kaum einzelne Punkte derselben zu bearbeiten anfing, schon größre Sammlungen unternahm (deutsches Künstlerlexicon. Lemgo 1778. 1789. 2 Bde 8. Miscellaneen artistischen Inhalts. 1. — 30. Heft, Erfurt 1779 f. Museum für Künstler und Kunstliebhaber. 1. — 18. St. Mannheim 1787 ff. Neues Museum u. s. w. 1. — 4. St. Leipzig 1794 f. Neue Miscellaneen artistischen Inhalts, 1. — 14. St. Leipz. 1795 ff. Archiv für Künstler und Kunstliebhaber, Dresden 1803 ff.) Um die Statistik, über welche er in Erlangen zuerst Vorlesungen hielt, hat er sich durch seine Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie (5te Aufl. Leipz. 1816. gr. 8.), Literatur der Statistik (Leipz. 1806, 1807. 2 Bde. 8.) und durch sein Lehrbuch der Statistik (3te Aufl. L. 1805. 8.), so wie um die allgemeine Geschichte durch mehrere Journale (fortgesetzte Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften. Halle 1774 ff. nebst Fortsetzungen) und Sammlungen (der Geschichtforscher. Halle 1775 ff.) verdient gemacht. Weniger glücklich trat er in seiner Geschichte von Frankreich (als 35. — 39. Th. der allgemeinen Welthistorie) und in seinem Leitfaden zur Geschichte der Gelehrsamkeit (1. — 3. Abth. L. 1799 ff. 8.) auch als Geschichtschreiber auf, indem besonders in dem letztern Werke der zu große Reichthum an Materialien ihn nicht hat Meister seines Stoffs werden lassen.

Mexiko oder das spanische Vicekönigreich Neuspanien liegt in Nordamerika. Das eigentliche Mexiko, jetzt Altmexiko, eroberte Ferdinand Cortes in den J. 1519 bis 21. Dieses Land gränzt gegen Norden an Neumexiko und das Mar vermejo, gegen Süden an den Isthmus von Panama, gegen Osten an den mexikanischen Meerbusen, und gegen Westen an das Süd- oder stille Meer. Neuspanien überhaupt begreift die Länder Alt- und Neumexiko und Californien, zusammen 42,652 QM. mit 7½ Millionen Einwohner. Die Cordilleren bilden hier eine einförmige, durch Thäler wenig unterbrochene Bergebne. Einige Spitzen erheben sich zu einer Höhe von 16,000 Fuß, und sind mit ewigem Schnee bedeckt. Etwa 18,000 QM. liegen in der heißen, und die übrigen in der gemäßigten Zone. Das Clima ist an den Seeküsten heiß, fencht und ungesund, in den höhern Gegenden bedeutend kalt; die übrigen innern Landstriche sind frei von übergroßer Hitze und Kälte, und das Vieh bleibt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel. Hauptproducte sind Baumwolle, Zucker, Tabak, Indigo, Reis, Vanille, Ingwer, Jalappe, Färbeholz, Seide, Balsam, Cochenille und Cacao. Der größte Reichthum beruht auf den Gold- und Silberbergwerken. Ein Jeder, der eine Gold- oder Silberader entdeckt, darf sie bearbeiten, wenn er dem Könige ein Fünftel der Ausbeute entrichtet. Nach Humboldt lieferte das Vicekönigreich Neuspanien zu Anfange des 19ten Jahrhunderts jährlich 7000 Mark Gold und 2,338,000 Mark Silber, 23 Millionen Piaster an Werth. Die Ostküste von Mexiko ist wüst und mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt, wodurch sie gegen die Angriffe fremder Mächte gesichert wird. Die

Krone Spanien läßt Mexiko durch einen Vicekönig regieren, der gewöhnlich auf fünf Jahre ernannt wird, und eine große Gewalt ausübt. Nur die Hauptstadt Mexiko, so wie Cusco in Peru, hat die Erlaubniß, am Hofe durch Abgeordnete zu sollicitiren oder Beschwerden zu führen. Neuspanien oder Mexiko überhaupt wird in 19 Provinzen, darunter 14 Intendantschaften, getheilt. Die Intendantschaft Mexiko enthält 2133 QM. mit 1,511,899 Einwohnern. Unter den übrigen sind Puebla, Guanaxuato, Guadalaxara, Yukatan und Vera Cruz vorzüglich wichtig. Die Hauptstadt Mexiko liegt an zwei Seen, die gegen 30 Stunden im Umkreise haben. Sie ist der Sitz des Vicekönigs, des Erzbischofs und der Audiencia, auch hat sie eine Universität und eine Münze. Man hält sie für die regelmäßigste Stadt in der Welt und die prächtigste Stadt in Nordamerika, indem sie ein vollkommnes Viereck macht und schnurgerade Straßen hat. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben nicht hoch. Die Stadt hat fünf Eingänge, aber weder Thore noch Wälle. Sie leidet häufig durch Ueberschwemmungen. Eine Wasserleitung führt ihr gesundes Wasser zu. Als der Mittelpunkt des Handels zwischen Amerika, Spanien und Ostindien zählt sie die reichsten Kaufleute. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 150,000. Als sehr entfernte Häfen von Mexiko sind an der Südsee Acapulco, und am mexikanischen Meerbusen Vera Cruz anzusehn. — Neumexiko ist eine große Landschaft in Nordamerika, welche gegen Westen an Californien und das Mar vermejo, gegen Süden an Neuspanien, gegen Osten an Luisiana und gegen Norden an das Gebiet Missuri gränzt. Sie wurde 1553 von dem Spanier Anton Despejo aus Cordova entdeckt, ist gebirgig aber fruchtbar, und liefert viel Gold, Silber, Crystall und Smaragde. Das Land wird von verschiednen Völkern bewohnt, die in keiner Verbindung mit einander stehen, und zum Theil zum christlichen Glauben bekehrt worden sind. Die Hauptstadt ist Santa Fé. Hier residirt der Gouverneur, dessen Herrschaft sich zugleich über Neu-Navarra und Californien, wo die Spanier einige zerstreute Colonien haben, erstreckt. Ueber die 1810 im Innern von Mexiko ausgebrochene Insurrection, welche vorzüglich Geistliche, wie Hidalgo, Morales d. A. geleitet haben, und die der Vicekönig Apodaca, auch nach Mina's Gefangennehmung nicht ganz unterdrücken konnte, so daß noch 1819 Insurgentenhaufen unter der obersten Leitung des Pater Torres sich im Innern behaupteten, sehe man d. Art. Westindien.

Mey. Dieser durch seine Korkarbeiten bekannte Künstler stand zuletzt zu Aschaffenburg als Conditor und Hofofficiant in Diensten des vormaligen Großherzogs von Frankfurt. Einige zwanzig Jahre früher war er in Diensten des Reichsgrafen von Ostein. Schon damals fing er seine Korkarbeiten an, und dieser Principal, ein warmer Freund der Künste, begünstigte seine Vorliebe so sehr, daß er selbst mit Hand anlegte. Aber damals war ihm die Elasticität des Korks ein so mächtiges Hinderniß, daß er an der Möglichkeit verzweifelte, ein großes Kunstproduct in dieser Masse jemals zu Stande zu bringen. Nach einiger Zeit indeß kehrte seine Neigung zu diesen Arbeiten auf eine leidenschaftliche Weise zurück. Da er aber nirgend eine Anleitung dazu fand, da er die nöthigen Instrumente nicht einmal kannte, und weder Gelegenheit noch Kenntniß besaß, sie verfertigen zu lassen, er also nur entfernte Vorbereitungen machen konnte: so würde er vielleicht abermals seinen

Vorsatz haben aufgeben müssen, wenn nicht der Anblick römischer Korkmodelle und Dalbergs Rath ihn zur Beharrlichkeit angefeuert hätten. So gelang es ihm endlich, ein Hinderniß nach dem andern zu besiegen. In kurzer Zeit hatte er sich nicht nur die nöthigen Instrumente selbst verfertigt, sondern sich auch mit den Handgriffen vertraut gemacht, die seine Arbeit ungemein erleichterten. Seitdem hat er eine Menge architektonischer Denkmäler, als Theater, Tempel, Thore, Triumphbogen, Schlösser, mit eben so viel Zierlichkeit als Genauigkeit und Richtigkeit in den Verhältnissen im Kleinen in Kork nachgebildet. (Vergl. Phelloplastik.)

Mezeray (François Eudes de), berühmter Historiograph von Frankreich, ist 1610 zu Ry in der Basse-Normandie geboren. Sein Vater war Chirurgus und hieß Eudes. Er nahm den Namen de Mezeray von einem bei Ry gelegnen Dorfe dieses Namens an, als er in Paris anfing, von der Schriftstellerei zu leben. Zuerst widmete er sich der Dichtkunst, die er aber bald mit dem Studium der Geschichte und Politik vertauschte. Er erhielt die Stelle eines Richtoffiziers (Officier Pointeur) bei der Artillerie, die er während zweier Feldzüge in Flandern mit großem Widerwillen bekleidete, worauf er den Abschied nahm und sich in das College Sainte-Barbe in Paris unter Bücher und Manuscripte vergrub. Der Herzog von Richelieu, der sich gern Gelehrte, besonders Historiker, verbindlich machte, von seinen undemittelten Umständen und seinem Vorsatz, eine Geschichte von Frankreich zu schreiben, unterrichtet, schickte ihm 900 Livres in einem mit seinem Wappen gestickten Beutel, und blieb auch stets sein Gönner. Dadurch aufgemuntert, gab er schon 1643 den ersten Theil seiner Geschichte von Frankreich (in Fol.) heraus, und erhielt zum Lohn den Titel eines Historiographen von Frankreich mit einer Pension von 4000 Livres. Der zweite und dritte Theil erschienen 1646 und 1651. Seit 1649 war er Mitglied der Akademie der Wissenschaften, und wurde 1675 deren beständiger Secretär. Auch war er Mitarbeiter am Dictionnaire de l'Académie. Ein Auszug seiner großen Geschichte erschien 1668 unter dem Titel: Abrégé chronologique de l'Histoire de France, 3 Vol. 4. (Amsterd. 1673. 6 Bde. 12.); er ist viel besser als das Hauptwerk, und seine Freunde halfen ihm dabei. Er gab darin eine Geschichte des Ursprungs aller französischen Abgaben mit sehr freimüthigen Bemerkungen. Der Minister Colbert stellte ihn darüber zu Rede. Mezeray versprach Abänderungen in der nächsten Edition, welche aber nur schwache Milderungen waren, und den Zusatz hatten, daß er sie gezwungen mache. Colbert entzog ihm deshalb die eine Hälfte seiner Pension, und als er darüber murrte, auch die andre. Mezeray erklärte darauf, er werde seine Geschichte Frankreichs nicht weiter fortführen, und damit man wisse warum, verschloß er das von dieser Pension letztbezogne Geld in ein Kästchen, und schrieb darauf: „Dies ist das letzte Geld, das ich vom Könige erhalten. Er hat aufgehört, mich zu bezahlen, und ich habe aufgehört, von ihm zu reden." Freie, oft derbe Aeußerung dessen, was er für Wahrheit hielt, war überhaupt einer der vornehmsten Züge seines durch mancherlei Sonderbarkeiten nicht uninteressanten Charakters. Seine Lebensbeschreibung von Laroque steht vor der Amsterdamer Ausgabe seines Abrégé chronologique. Seine Schriften tragen seinen Charakter, ihr Styl ist gemein, unrichtig, aber was er sagt,

ſteht beſtimmt, klar und frei da. Ja in gewiſſen Augenblicken erhebt er ſich zur Höhe eines Tacitus, und ſchildert mit einem ſtarken Zuge einen ganzen Charakter. Dagegen nahm er ſich Ungenauigkeit gar nicht übel, ſeine große Geſchichte iſt voll davon, weniger der Auszug. Unter ſeinen übrigen Schriften zeichnet ſich ſein Traité de l'origine des François durch außerordentliche Gelehrſamkeit aus. Auch ſchreibt man ihm einige Satiren auf die Regierung unter dem Namen Sandricourt zu, welche ein Gemiſch von Laune, niedrigen Poſſen, Quodlibets, zuweilen auch Witz und Gelehrſamkeit ſind. Von Ausſchweifungen war ſein Leben nicht frei. Er ſtarb den 10ten Julius 1683.

Mezzotinto. Mit dieſem italieniſchen Ausdruck bezeichnet man in der Mahlerei die Mittelfarben, d. i. diejenigen, welche aus dem Uebergange zweier Farben in einander entſtehen. Oefters gebraucht man ſtatt Mezzotinten auch wirklich den Ausdruck Mittelfarben, bisweilen aber auch halbe Farben, gebrochne Farben (im Verhältniß gegen diejenigen, aus denen ſie gemiſcht ſind) oder Tinten ſchlechthin. dd.

Mi, in der Muſik die dritte Stufe der Tonleiter nach der Aretiniſchen Solmiſation. Mi-fa heißen die in der diatoniſchen Tonleiter auf einander folgenden halben Töne, z. B. e. f., und h. c.

Micha, einer der ſogenannten zwölf kleinen Propheten des alten Teſtaments. Er war gebürtig aus der Stadt Mareſa im Stamme Juda und lebte unter den Königen Jotham, Ahas und Hiskias. Das von ihm vorhandene Buch enthält drei Strafreden, an Iſrael und Juda gerichtet, worin er in einer kräftigen und bilderreichen Sprache wider die herrſchende Abgötterei eifert. An die Worte des frommen Zornes ſchließen ſich, nach prophetiſcher Weiſe, Worte des Troſtes und Hinweiſungen auf eine glücklichere Zukunft. Ueber ſeine Darſtellung urtheilt Eichhorn, daß er in Feinheit des Umriſſes und in Erhabenheit mit ſeinem Zeitgenoſſen Jeſaias um den Rang ſtreite.

Michaelis (Johann Benjamin). Dieſer zu früh verſtorbne deutſche Dichter war zu Zittau in der Oberlauſitz von unbegüterten Aeltern 1746 geboren, und beſuchte das dortige Gymnaſium. Gellerts und Kleiſts Werke, ſo wie ein Band der Berliner Literaturbriefe, die ihm in die Hände fielen, weckten ſeine Neigung zur Poeſie. Als eine Probe davon ſchickte er gegen das Ende ſeiner Schuljahre ein Gedicht an Gottſched, den ihm ſeine Lehrer als einen großen Mann und insbeſondre als den Canal zu Stipendien und Freitiſchen genannt hatten. Gottſched antwortete ihm aufmunternd. Im Jahr 1765 ging Michaelis nach Leipzig, wo er das erſte Jahr ohne alle Unterſtützung ein einſiedleriſches Leben führte, ohne ſich durch die drückendſte Noth niederſchlagen zu laſſen. Aus Pflicht beſuchte er zuweilen Gottſcheds, aus Neigung Gellerts und Erneſti's Lehrſtunden. Aber eines anhaltenden Fleißes war er nicht fähig. Dieſen Mangel erſetzte er durch eine glückliche Auffaſſungsgabe. Virgil, Horaz und Juvenal achtete er unter den Alten vorzüglich; von den Franzoſen kam Boileau nicht von ſeinem Tiſche; aber auch die Väter der deutſchen Dichtkunſt von Opitz bis Haller ehrte er ſehr hoch. Die Medicin und ihre Hülfswiſſenſchaften aber flößten ihm die größte Abneigung ein, je mehr er ſie kennen lernte; eben ſo wenig gewann er Philoſophie und Geſchichte lieb. Die Beſchäftigung ſeiner einſamen Stunden waren bisher beſonders Gedichte geweſen. Er hatte dabei nie an

den Druck gedacht; nur in der äußersten Noth entschloß er sich auf den Rath seiner Freunde, sie einem Buchhändler anzubieten, und erhielt nicht ohne Mühe für seine Fabeln nebst einigen Liedern und Satiren ein Honorar von 10 Thalern. Diese ersten Versuche fanden die günstigste Aufnahme. Sie gewannen ihm die Bekanntschaft und das Wohlwollen Gellerts, Weißes und Oesers. Letzterer empfahl ihn an Gleim, der ihm ein kleines Stipendium von dem Halberstädter Domcapitel verschafte und einen vertrauten Briefwechsel mit ihm unterhielt. Als das neuerbaute Schauspielhaus eingerichtet werden sollte, erhielt Michaelis durch Oeser den Auftrag, die Baurede dazu zu verfertigen. Dadurch wurde er dem Publicum bekannt, und bekam häufige Aufträge zu Gelegenheitsgedichten, welche Arbeiten aber seiner Neigung widerstritten. Indeß sorgte das Glück weiter für ihn. Er erhielt außer einer Stelle im Convictorium eines der ansehnlichsten medicinischen Stipendien; aber das Studium der Medicin wurde ihm immer verhaßter. Im J. 1768 verfiel er in eine Nervenkrankheit, die ihn nöthigte, sich auf ein halbes Jahr nach Hause zu begeben, und deren Folgen er nie ganz überwand. Nach seiner Wiederherstellung entsagte er der Medicin gänzlich. Gelegenheitsgedichte machten nun seinen einzigen Erwerb aus, und so zwang ihn die Noth, zum zweitenmale Autor zu werden. Er gab eine Auswahl seiner Gedichte unter dem Titel: Einzelne Gedichte, heraus, auf deren Ausfeilung er ein ganzes Jahr gewendet hatte. Endlich erhielt er auf Empfehlung seiner Freunde, Weiße, Garve und Engel, gegen Ende des Jahres 1769 eine sehr vortheilhafte Hofmeisterstelle in Leipzig. Das Jahr darauf wurde er nach Hamburg berufen, um den Hamburgischen Correspondenten zu besorgen. Unfähig, sich in die dazu nöthige Ordnung und Pünktlichkeit zu fügen, nahm er bald darauf die Stelle eines Theaterdichters bei der Seilerschen Gesellschaft an. Aber auch diese Verbindung war von kurzer Dauer. Die Umstände der Gesellschaft verschlimmerten sich immer mehr. Michaelis, des Herumreisens und des unregelmäßigen Lebens müde, verließ sie und begab sich zu Gleim, wo er zugleich Jacobi, Klamer Schmidt, Lichtwer, Rochow, Berglee kennen lernte. Er beschäftigte sich mit der Ausfeilung einiger Operetten, mit poetischen Briefen, von denen 1772 sechs Hefte erschienen, und mit der Verbesserung seiner schon gedruckten Gedichte und Fabeln, als eine Brustkrankheit ihn an 30sten September 1772 wegraffte. Deutschland verlor in ihm einen Dichterjüngling, dessen erste, wiewohl unvollkommne Versuche zu schönen Hoffnungen berechtigten.

Michaelis (Johann David), der berühmte Orientalist, war ein Sohn des Dichters Christian Benedict Michaelis, und 1717 zu Halle geboren. Er studirte hier, nachdem er das Waisenhaus verlassen hatte, seit 1733 nebst den Sprachen Theologie, las seit 1740 Collegia, reiste im folgenden Jahre nach England und kam 1742 über Hamburg nach Halle zurück Hier setzte er seine Vorlesungen fort, bis er 1745 als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen berufen wurde Das folgende Jahr wurde er außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor der Philosophie, aber nicht der orientalischen Sprachen, ob er sie gleich alle lehrte. Außer seinen Vorlesungen, die immer zahlreich besucht wurden, hatte er von 1753 — 70 bei den Göttinger gelehrten Anzeigen, so wie bei der Societät der Wissenschaften, die Direction. Im J. 1764 erhielt er

das Prädicat als Hofrath, und wurde Correspondent der Akademie der Inschriften zu Paris. Das Jahr vorher hatte ihn der König von Preußen in seine Dienste ziehen wollen; er lehnte aber das ihm durch Q. Icilius gemachte sehr vortheilhafte Anerbieten ab. In der Folge wurde er nicht nur Ritter des Nordsternordens, sondern auch 1788 geheimer Justizrath und 1789 Mitglied der Akademie der Inschriften und der Londner Societät der Wissenschaften. Er starb 1791. Ausgerüstet mit den ausgebreitesten Kenntnissen, die selbst diejenigen Gegenstände des menschlichen Wissens umfaßten, welche von seinem eigentlichen Fache, der theologischen Philologie, entfernt lagen, und die er aufs glücklichste damit in Verbindung zu setzen wußte, wirkte er durch mündlichen und schriftlichen Unterricht ruhmvoll für sein Zeitalter und die Nachwelt. Alle Orientalisten in Deutschland lernten von ihm, wo nicht durch mündlichen Unterricht, doch durch Belehrung aus seinen Werken. Dahin gehören: hebräische Grammatik; chaldäische syrische, arabische Grammatik; Supplementa ad Lexica hebraica; Uebersetzung des alten Testaments; Einleitung in die göttlichen Schriften des neuen Bundes, nebst Zusätzen zur dritten Auflage; Mosaisches Recht u. a. m. Für die eigentliche Theologie schrieb er ein Compendium theologiae dogmaticae, welches später in einer deutschen Ausgabe gänzlich umgearbeitet erschien. Seine Dogmatik hatte nebst seiner Bibelübersetzung einen bedeutenden Antheil an der Reform der systematischen Theologie. Geschichte, Geographie und Naturkunde, sofern sie den Orient betreffen, gewannen ungemein durch seine Bemühungen, wie z. B. sein Essai sur l'heure des marées dans la mer rouge, seine Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, seine Geographia Hebraeorum extera und seine Ausgabe des Abulfeda beweisen. Philosophischen Geist athmen alle seine Schriften; auch schrieb er selbst über philosophische Gegenstände, z. B. über das Principium indiscernibilium, und gewann 1762 einen Preis der Berliner Akademie über den Einfluß der Meinungen auf die Sprache und der Sprache auf die Meinungen. Als Politiker zeigte er sich in seinem Raisonnement über die protestantischen Universitäten in Deutschland. Seine schwächste Seite ist sein Geschmack in der Dichtkunst, daher auch die Theile seines Bibelwerks, welche die Uebersetzungen poetischer Bücher enthalten, am wenigsten befriedigen.

Michaud (Joseph), Mitglied der französischen Akademie und in Deutschland insbesondre durch seine Histoire des croisades bekannt, mit welchem Werke er über unsern Heeren bei ihrer beiderseitigen Concurrenz um den Preis, der auf die beste geschichtlich philosophische Schrift über die Kreuzzüge von dem französischen Nationalinstitut ausgesetzt war, den Sieg davon trug. Michaud war früher bei mehrern Journalen Redacteur, insbesondere wußte er lange Zeit der witzigen und royalistischen Quotidienne einen großen Absatz zu verschaffen. Er wurde deshalb auch arretirt und von einer Militärcommission zum Tode verurtheilt. Indessen gelang es ihm, durch den Muth eines Freundes, sich der Vollziehung des Urtheils zu entziehen, wie er das alles in seinem Printemps d'un proscrit erzählt. Späterhin war er einer der vertrauten Agenten Ludwigs in Paris und er wurde deshalb auch bei der ersten Restauration sehr ausgezeichnet. — Sein jüngerer Bruder, L. Gabriel, ist einer der unternehmendsten Verlagsbuchhänd-

ler in Paris, und man verdankt ihm unter andern die Herausgabe der trefflichen Biographie universelle, von der bis jetzt 22 Bände erschienen sind, und der Histoire littéraire de l'Italie von Ginguené. Auch er war stets strenger Royalist und wurde deshalb nach der ersten Restauration zum Imprimeur du roi ernannt. Er hat die Vorreden und Commentare zu den von ihm herausgegebenen Delilleschen Werken, so wie mehreres Andre, geschrieben.

Michel Angelo, s. Angelo.

Michot (Antoine), einer der beliebtesten Schauspieler des Théâtre françois in Paris im komischen Fache. Seine vorzüglichste Rolle ist die des Pachters in der Partie de Chasse de Henri IV. Man vergleiche Pariser Theater.

Midas, des Gordius und der Cybele Sohn, ein alter König in Phrygien, von dem die Fabel mancherlei Sagen erzählt. Als er noch als Kind in der Wiege lag, kamen Ameisen und trugen ihm Körner in den Mund, woraus die Wahrsager prophezeiten, daß er einst große Reichthümer erlangen werde. Als er König geworden war und Bacchus damals Phrygien durchzog, verirrte sich Silen zu ihm; Midas bewirthete ihn gut und führte ihn wieder zum Bacchus, welcher dem Midas zur Belohnung erlaubte, einen Wunsch zu thun. Midas wünschte, daß alles, was er berühre, zu Gold werden möchte, und der Gott gewährte den Wunsch. Bald aber erkannte Midas seine Unbesonnenheit, als auch Speise und Trank, die er genießen wollte, bei seiner Berührung sich in Gold verwandelten. Da bat er den Bacchus, sein schreckliches Geschenk zurückzunehmen. Der Gott erfüllte auch diesen Wunsch, und befahl ihm, den Fluß Pactolus stromaufwärts zu gehn, den Kopf in die Quelle desselben zu tauchen und sich darin zu baden. Dadurch ging die alles in Gold verwandelnde Eigenschaft auf den Pactolus über. Auch diese Erfahrung hatte den Midas nicht vorsichtiger gemacht. Als später Apollo und Pan in ihrem musikalischen Wettstreit ihn und den Tmolus zu Schiedsrichtern wählten, gab Midas der Syrinx des Pan vor der Leyer des Apollo den Vorzug, und wurde dafür von Apollo mit einem Paar Eselsohren bestraft. Daher stammen die Midasohren, welche man unwissenden Kritikern beilegt. Midas bemühte sich zwar, diesen verdächtigen Hauptschmuck durch seine königliche Mütze zu verbergen. Doch mußte er seinem Barbier das Haupt entblößen, und ob ihm gleich der König unter den härtesten Drohungen Stillschweigen anempfahl, so drückte diesen doch das Geheimniß so sehr, daß er, um seinem Herzen Luft zu machen, ein Loch in die Erde grub und in dasselbe leise die Worte hineinrief: „König Midas hat Eselsohren;" worauf er das Loch wieder zuscharrte. Bald nachher aber wuchs hier ein Büschel Schilfrohr empor, welches, so oft der Wind es bewegte, deutlich die Worte flüsterte, welche der Barbier in die Erde gerufen hatte, wodurch das Geheimniß bekannt wurde.

Middelburg, Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Zeeland, liegt fast in der Mitte der Insel Walcheren, und ist befestigt und gut gebaut. Durch einen Canal hat sie Gemeinschaft mit dem Wasser, welches Walcheren von der Insel St. Joostland scheidet. Er trägt die schwersten Kauffahrteischiffe und endet bei der Schanze Rammekens auf der Ostseite der Insel Walcheren, wo der eigentliche Hafen der Stadt liegt. Auch steht diese Stadt durch einen Canal mit Vließingen in

Verbindung. Middelburg hat eine Gesellschaft der Wissenschaften, eine Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst und eine naturforschende Gesellschaft, und zählt jetzt nur 13,200 Einwohner, welche außer einiger Lein- und Tuchweberei, vorzüglich Handel mit Korn, Krapp, Garn und Butter treiben.

Middleton (Conyers), war 1683 zu Richmond in Yorkshire geboren, und wurde von seinem begüterten Vater mit vieler Sorgfalt erzogen. Im 17ten Jahre seines Alters ging er nach Cambridge, wo er 1707 Magister und 1717 Doctor der Theologie und erster Universitätsbibliothekar ward. Im J. 1724 reiste er, theils um seine Gesundheit zu stärken, theils um seinen Hang nach antiquarischen Kenntnissen zu befriedigen, nach Italien, kehrte aber schon 1725 nach England zurück, weil der große Aufwand, den er zur Ehre seiner Nation in Rom machen zu müssen glaubte, seine Vermögensumstände zerrüttet hatte. Sein Leben war eine Kette literarischer Fehden, auch hat nicht leicht ein Gelehrter mehr Pamphlets geschrieben und veranlaßt als er. Er starb 1752 zu Cambridge. Sein Hauptwerk, the History of the life of M. T. Cicero, erschien zuerst London 1741 in zwei Quartbänden. Unstreitig nimmt Middleton eine der ersten Stellen unter den Biographen ein, ob man ihn gleich nicht ohne Grund beschuldigt, daß er in der Uebersetzung der Ciceronianischen Briefe unglücklich gewesen sey, auch seinem Style Correctheit und Präcision fehle. Die vorzüglichsten seiner übrigen, größtentheils theologischen und antiquarischen Schriften sind zusammengedruckt unter dem Titel: Miscellaneous works u. s. w. 4 Quartbände. Seine Streitigkeiten mit Bentley, der ihn wegen seiner Liebe zur Musik den Fiedler nannte, veranlaßten eine Broschüre: Remarks paragraph by paragraph upon the proposal lately publish'd by Richard Bentley for a new edition of the greek Testament and latin version, London 1721, wodurch sein gelehrter Gegner, zum Bedauern aller Freunde echter Bibelkritik, bewogen wurde, sein Vorhaben, eine kritische Ausgabe des neuen Testaments zu liefern, aufzugeben.

Miene, s. Geberde.

Mienenspiel, s. Mimik.

Mieris (Franz), einer der berühmtesten Mahler der niederländischen Schule, geboren zu Leyden 1635, woselbst sein Vater Goldschmid und Juwelier war. Er studirte unter Bliet, Gerard Douw, und Van den Tempel; besonders aber nahm er den Styl und die Manier des zweiten dieser Meister an, als dessen vorzüglichster Schüler er anzusehen ist. Seine Arbeiten sind Porträts, Familienstücke und Scenen des gemeinen Lebens; in allen ahmte er die Natur mit bewundernswürdiger Vollkommenheit nach. Bei aller zarten Vollendung Gerard Douws wußte er die Gegenstände besser zu wählen, und war correcter in der Zeichnung. Sein Colorit ist auch reiner und sein Pinsel kräftiger und geistvoller. Die verschiednen Stoffe der Kleider ahmt er mit unerreichbarer Wahrheit nach. Seine Gemählde haben den Werth, der der nachahmenden Kunst in ihrer höchsten Vollkommenheit gebührt; sie wurden schon bei ihrer Erscheinung theuer bezahlt, so daß Mieris seinen stündlichen Verdienst auf einen Ducaten anschlagen konnte; der Preis mehrerer seiner Stücke stieg jedoch ungleich höher. Dennoch war er wegen seiner Nachlässigkeit und Unenthaltsamkeit stets in einer gedruckten Lage. Seine Gläubiger brachten ihn sogar ins Ge-

fängniß, und verlangten, daß er ihnen durch Ausübung seiner Kunst ihr Geld und sich die Freiheit verschaffen solle; er antwortete ihnen aber, daß ihm beim Anblick der Schlösser und Riegel der Pinsel aus der Hand fallen würde. Eine seiner schönsten Arbeiten war das Gemählde einer ohnmächtigen jungen Frau, um die ein Arzt beschäftigt ist und neben der eine Alte steht. Mieris starb in seiner Vaterstadt 1681, und hinterließ zwei Söhne, Johann und Wilhelm, ebenfalls zwei geschickte Mahler. Des letztern Sohn, Franz Mieris der Jüngere, ist von geringerer Bedeutung.

Miethe, Miethvertrag, heißt im Allgemeinen das Verhältniß und der Vertrag, durch welchen man den **Gebrauch einer Sache** oder **gewisse Dienste** gegen Entrichtung eines gewissen Preises verspricht. Im erstern Falle heißt der Miethvertrag locatio conductio rerum, und schließt auch den Pacht oder dasjenige Verhältniß ein, vermöge dessen jemand Gebrauch und Nutzung eines Landgutes oder einer gewissen Art Wirthschaft für einen bestimmten Zins erhält. Der Miethmann oder Admiether (conductor) ist berechtigt, die ihm übergebene Sache auf die bestimmte Art zu gebrauchen, darf aber deren Gebrauch an sich nicht Andern überlassen, wodurch Aftermiethe (sublocatio) entsteht. Vermiether oder Verpachter kann nur seyn, wer über eine Sache als Eigenthümer oder im Namen des Eigenthümers verfügen kann; er kann vor beendigter Miethzeit dem Miethmann die Sache, weder weil er sie selbst braucht, noch weil er sie verkauft hat, entziehen. Der **Kauf** bricht also eigentlich und **an sich** die Miethe nicht. Der Miethmann ist zu Entrichtung des Miethzinses (locarium) verpflichtet, wenn er auch durch persönliche Verhältnisse verhindert worden ist, die Sache zu gebrauchen. Ein Nachlaß ist Sache der **Billigkeit**. Der **Miethvertrag über Dienste** (locatio conductio operarum) heißt auch Lohnvertrag; Verdingungsvertrag (locatio conductio operis), wenn man sich zur Verfertigung eines Werks, einer Arbeit jemanden (dem Unternehmer, Besteller) verbindlich macht; **Dienstvertrag**, wenn Dienste bestimmter Art (z. B. häusliche Dienste) auf gewisse Zeit gegen einen Lohn (merces) versprochen werden. Der Dingende oder Miether kann die versprochenen Dienste in Person fodern, der Gedungene dagegen den Lohn, auch wenn der Dingende seine Dienste nicht mehr bedarf. Dies sind die allgemeinen Grundsätze des Rechts über dieses Verhältniß. Die positiven Rechte bestimmen dieselben theils näher, theils weichen sie auch zuweilen von demselben ab, wie z. B. in dem Grundsatze: **Kauf bricht Miethe**.

Miethkutschen. Sie sind englischen Ursprungs und wurden zuerst 1625 in England eingeführt. Es gab ihrer anfangs zwanzig, welche vor den vornehmsten Gasthöfen hielten. Nach und nach wurde ihre Zahl vermehrt. Ihre Einführung in Paris fällt in das Jahr 1650. Damals hielt dort als der erste ein gewisser Sauvage Miethfuhrwerk, welches man die Fünf-Schillingskutsche nannte, weil eine Person für die Stunde fünf Sols bezahlte. Auch nannte man sie **Fiacre**. (S. d. Art.)

Mignard (Pierre), ein vorzüglicher französischer Mahler, geboren 1610 zu Troyes. Sein Familienname war eigentlich Mores, allein sein Vater, welcher aus England stammte, änderte denselben in den Namen Mignard. Er war anfangs bestimmt, Medicin zu studiren, zeigte aber schon im 11ten Jahre so großes

Talent zur Kunst, daß ihn sein Vater in die Schule des Jean Boucher in Bourges brachte. Hierauf studirte er in Fontainebleau die Werke des Primaticcio, Rosso und Niccolo dell' Abbate. In seinem 15ten Jahre mahlte er schon die Schloßcapelle zu Coubert en Brie aus, und besuchte dann die Schule des berühmten Vouet. Im Jahre 1636 suchte er das eigentliche Vaterland der Kunst, Rom, auf, und bildete sich nach Rafaels und Tizians Meisterwerken. Bald zeichnete er sich durch mehrere historische Gemählde und Porträts, worunter sich die Bildnisse der Päpste, Urbans VIII. und Alexanders VII. befinden, aufs vortheilhafteste aus. Auch mußte er späterhin eine sehr große Menge Porträts während seines Aufenthalts in Venedig mahlen. Im Jahr 1658 berief ihn Colbert in die Dienste Ludwigs XIV. Mignard fand bei seiner Rückkehr nach Frankreich die schmeichelhafteste Aufnahme, wurde zum Haupt der Akademie St. Lucas, und nach dem Tode des ehrgeizigen Lebrun, mit dem er in immerwährender Feindschaft gestanden hatte, an dessen Stelle zum ersten königlichen Hofmahler erwählt. Während dieser Zeit führte Mignard eine der größten Arbeiten al Fresco, welche Frankreich besitzt, nämlich die Kuppel von Val de Grace, aus. Es stellt dieselbe den Sitz der Seligen vor: in der Mitte einer unzähligen Menge von Heiligen, Märtyrern, Propheten u. s. w. sieht man die Königin Anna, welche Gott das Modell der neuerbauten Kirche darreicht. Auch schmückte er den großen Saal zu St. Cloud mit verschiednen Vorstellungen aus der Mythologie, unternahm mehrere Arbeiten in Versailles, mahlte viele Porträts, besonders das des Königs u. s. w. Daher wurden ihm auch außer den obgedachten Stellen noch die Direction der königlichen Kunstsammlungen, der Mahlerakademie und der Manufaktur der Gobelins anvertraut. Er blieb der Kunst bis an seinen Tod thätig gewidmet und starb 1695. Wenn auch Mignard in Hinsicht auf Erfindung und Zusammensetzung nicht zu den tiefen und originellen Genies gehört, so wird er doch immer den Ruhm eines großen Mahlers behaupten. Die Anmuth und Lieblichkeit, welche in seinen Gemählden, besonders in seinen Madonnen herrschten, das Glänzende und Harmonische seines Colorits, die Leichtigkeit seines Pinsels lassen viele Mängel übersehen, die man in seinen Bildern in Hinsicht auf Zeichnung, Tiefe des Gefühls ꝛc. findet. Höchst merkwürdig war sein Talent, andere Meister zu copiren und nachzuahmen. Er täuschte selbst die größten Kunstkenner, unter andern seinen Widersacher Lebrun durch eine in Guido's Geschmack gemahlte Magdalene. BC.

Migräne, das französische Wort Migraine, von Hemicrania (aus dem Griechischen von hemi, halb, cranion, der Schädel), ein empfindlicher Kopfschmerz, der nur eine Seite des Kopfes befällt und meistens rheumatischen und gichtischen Ursprungs ist, oft aber auch von Unverdaulichkeiten im Magen herrühren kann, welche nervenschwachen Personen einen heftigen und unangenehmen Reiz auf die Magennerven erregen, der sich bis in den Kopf fortpflanzt. (S. d. Art. Kopf.)

Mikrokosmus, die kleine Welt. So nennt man den Menschen, in so fern er die Elemente des Weltalls in sich trägt, und dieselben Gegensätze und Erscheinungen in ihm wahrgenommen werden, wie in dem Universum (S. d. Art. Mensch.)

Mikrometer ist eine Vorrichtung an optischen und astro-

nomischen Instrumenten, bestehend in einem Ringe, in welchem durch zwei Oeffnungen, deren Mittelpunkte einander gerade überstehen, zwei gleiche gerade Schrauben sich bewegen lassen. Der Ring wird so an das Instrument angebracht, daß die Schrauben durch den gemeinschaftlichen Brennpunkt beider Gläser gehen, wo sich die Sache, die man durch das Fernrohr sieht, abbildet und die Schrauben deutlich gesehen werden. Statt der Schrauben sind auch wohl Fäden im Ringe ausgespannt, die einander im gemeinschaftlichen Brennpunkte beider Gläser kreuzen, oder es sind Linien auf ein ebenes Glas gerissen. Der Zweck dieser Vorrichtung ist, ganz kleine Weiten am Himmel zu messen.

Mikroscop oder Vergrößerungsglas, ist ein optisches Werkzeug, welches dazu dient, Gegenstände, die wegen ihrer Kleinheit in der Entfernung von sechs bis sieben Zoll (näher dürfen sie einem gewöhnlichen Auge nicht gebracht werden) ganz verschwinden oder undeutlich erscheinen, sichtbar oder deutlich zu machen. Man hat dreierlei Werkzeuge zu diesem Zwecke. Das einfache Mikroscop besteht entweder aus einer Linse, oder aus mehrern so nahe zusammengestellten, daß sie als eine einzige zu betrachten sind. Das zusammengesetzte Mikroscop führt mehrere Linsengläser, wovon eins als Objectivglas, ein andres als Augenglas zu betrachten ist. Bringt man bei dem zusammengesetzten Mikroscope statt einiger Gläser einen Metallspiegel an, so heißt es ein reflectirendes oder Spiegelmikroscop. Die einfachen Mikroscope sind einzelne Glaslinsen (s. d. Art. Linsengläser) mit einer Einfassung von Horn, Knochen oder Metall, woran ein bequemer Handgriff angebracht ist. Sie sind unter dem Namen Lupen bekannt genug. Die Wirkung eines einfachen Mikroscops oder einer erhabnen Linse überhaupt beruht darauf, daß man den Gegenstand, um ihn größer zu erblicken, dem Auge näher bringen, aber zugleich deutlich genug sehen kann. Je kürzer nun die Brennweite eines einfachen Mikroscops ist, desto mehr muß es den Gegenstand vergrößern. Eine Linse von $\frac{1}{10}$ Zoll Brennweite vergrößert um 160 mal, weil sie den Gegenstand dem Auge gleichsam um 160 mal näher bringt, ohne der Deutlichkeit Eintrag zu thun. Da aber die Sehweite nicht für jedes Auge einerlei ist, so muß auch der Abstand des Glases sowohl vom Auge als vom Gegenstande selbst verschieden seyn. Kurzsichtige rücken daher das Glas dem Gegenstande näher als Weitsichtige. — Merkwürdig ist das von Stephan Gray erfundne Wassermikroscop, welches blos darin besteht, daß man einen Wassertropfen mit einer Nadel aufnimmt und in das kleine Loch einer dünnen Metallplatte bringt. Dieses Wassertröpfchen dient völlig statt einer Glaslinse. Nur erfodert der Gebrauch eines solchen Apparats viel Geschicklichkeit und Uebung. Die zusammengesetzten Mikroscope mit zwei Gläsern sind den Fernröhren ähnlich und bestehen aus zwei Convexgläsern, wovon das eine die Objectivlinse, das andre das Augenglas heißt. Man giebt einem solchen Mikroscop zwei Röhren, an deren beiden Enden die Gläser angebracht sind und die man nach Willkühr in einander schieben kann. Hierdurch kann man mit einerlei Instrumente verschiedne Grade der Vergrößerung hervorbringen; indeß finden auch hier Gränzen Statt, über welche hinaus die Vergrößerung nicht getrieben werden kann,

weil sonst wegen der Farbenzerstreuung und der Abweichung, welche die Gestalt der Gläser verursacht, Undeutlichkeit entsteht. Man glaubte die Wirkung dieser Abweichung durch einen metallnen Hohlspiegel zu vermeiden, dessen hohle Fläche man dem Augenglase entgegenkehrte. Der zu betrachtende Gegenstand ist vor dem Spiegel in einer solchen Entfernung befindlich, daß sein vergrößertes Bild aus dem Spiegel in den Brennpunkt des Augenglases fällt. Der Gegenstand, den man mit Erfolg durch ein solches Spiegelmikroscop betrachten will, muß sehr klein und zugleich völlig durchsichtig seyn, weil er sonst das Licht auffängt und Undeutlichkeit veranlaßt. Der Naturkunde hat das Mikroscop nicht zu berechnende Vortheile gewährt, indem es uns Dinge enthüllt hat, von denen wir keine Ahnung hatten. Die ersten Mikroscope waren einfach und bestanden aus großen Linsen. Ihre Erfindung fällt in die Zeit, wo die Brillen zuerst aufkamen. Später erst erfand man die zusammengesetzten. Die Erfindung des Mikroscops legen Einige Zacharias Jansen in Middelburg, Andere dem Neapolitaner Franz Fontana bei.

Milch, eine allgemein bekannte Flüssigkeit, von weißer Farbe und süßlichem Geschmack, welche von den Weibchen aller Säugthiere in besondern Organen abgesondert wird und zur ersten Nahrung für ihre Jungen dient. Sie wird uns vorzüglich von einigen Hausthieren, als der Kuh, der Ziege, dem Schafe, geliefert; in gewisser Hinsicht gehört hieher auch das Pferd und der Esel. Die für den Menschen wichtigste Milch ist die der Kuh; deshalb haben die Chemiker sich mit Untersuchung derselben auch am meisten beschäftigt. Die Milch läßt sich in drei verschiedne Theile zerlegen: Rahm, käsigen Bestandtheil und Molken. Der Rahm sammelt sich als eine consistente Flüssigkeit auf der Oberfläche, wenn die Milch eine Zeit lang ruhig steht und kann davon abgeschöpft werden. Die käsigen Theile sondern sich ab, wenn die entrahmte Milch gerinnt, und der Molken bleibt zurück. Der Rahm ist ein inniges Gemeng von Butter, Käse und Molken. Die erstere wird durch mechanisches Schlagen des Rahms abgesondert, und die zurückbleibende Flüssigkeit (Buttermilch) enthält noch Käse und Molken. Die Molken sind eine dünne, durchsichtige Flüssigkeit von gelblichgrüner Farbe und angenehm süßlichem Geschmack. Werden sie allmählig verdampft, so crystallisirt sich Milchzucker. (S. d. Art.) Die Milch ist beinahe die einzige thierische Flüssigkeit, welche in die wenige Gährung übergeht. Die Tartaren wissen deshalb aus der Pferdemilch nicht blos ein angenehm säuerliches Getränk (Kumiß) genannt, sondern auch eine geistige und berauschende Flüssigkeit zu bereiten. Die Kalmücken verstehen sogar Branntwein aus der Milch zu bereiten, der in vieler Hinsicht dem Kornbranntwein vorgezogen werden kann. Die Milch ein und derselben Thierart bietet, unter verschiednen Umständen, bei denselben Individuen und noch mehr bei verschiednen verschiedene Modificationen dar. Sie ist verschieden nach den verschiednen Zeitperioden von der Geburt des Jungen an, vorzüglich aber nach dem Genusse der Nahrungsmittel; ein Umstand, der vorzüglich in ökonomischer Hinsicht sehr wichtig ist. Die Milch der übrigen Thiere kommt in ihren Bestandtheilen mehr oder weniger mit der Kuhmilch überein, obgleich einige verschiedne Modificationen dabei

vorkommen. Die Frauenmilch unterscheidet sich vorzüglich in drei Stücken von der Kuhmilch: 1. sie enthält weniger Käse; 2. der buttrige Bestandtheil ist mit dem käsigen so verbunden, daß sie keine Butter liefert; 3. sie enthält eine größere Menge Milchzucker. Die Eselsmilch unterscheidet sich ebenfalls in drei Stücken: 1. sie hat mehr Rahm, 2. weniger käsige Bestandtheile, 3. mehr Milchzucker. Ziegen- und vorzüglich Schafmilch kommen der Kuhmilch am nächsten. Die Anwendung der Milch im Leben ist sehr mannichfaltig. Am wichtigsten ist sie als ein fast allgemeines Nahrungsmittel, außerdem aber findet sie in der Medicin und selbst in den Künsten vortheilhafte Anwendung. BC.

Milchsaft, s. Chylus.

Milchsäure, eine thierische Säure, welche mit Laugensalzen verbunden in allen thierischen Flüssigkeiten vorkommt und sonst bald für Phosphorsäure, bald für Essigsäure gehalten wurde.

Milchstein, s. Galaktit.

Milchstraße, auch Jacobsstraße, wird der lichtweiße Streifen genannt, der sich fast in der Lage eines größten Kreises um die ganze Himmelskugel erstreckt. Sie geht durch mehrere Sternbilder, z. B. die Cassiopeja, den Perseus, den südlichen Theil des Fuhrmanns u. a., und ist in dem Schiffe am hellsten. Was sie eigentlich sey, soll nach Plutarch schon Demokrit gewußt haben, nämlich der vereinte Glanz einer unermeßlichen Menge von Fixsternen, die ihrer großen Entfernung wegen nicht einzeln gesehen werden können. Was die Alten vermutheten, fanden die spätern Astronomen, welche sich der Fernröhre bedienen konnten, bestätigt. Mit Recht wirft man hiebei die Frage auf: warum sind an diesen Stellen des Himmels die Fixsterne so gehäuft, daß der übrige Himmel dagegen fast öde aussieht? Darauf antwortete die Astronomie, freilich nur vermuthungsweise, also: die Sterne der Lichtzone sind in Vergleich mit den übrigen wahrscheinlich nicht näher zusammengedrängt, sondern stehen daselbst in den unergründlichen Tiefen des Himmels in unzählbaren Reihen eben so über einander, wie an den übrigen Stellen des Himmels; sie erscheinen uns aber hier deswegen gehäufter, als an den übrigen Stellen, weil wir dort die Stellungen der Sterne gegen einander mehr der Fläche nach sehen, ungefähr so wie wir diejenigen Bäume, die wir in langen Alleen hinter einander gepflanzt sehen, enger beisammen erblicken, als sich die neben uns stehenden zeigen. Hiernach schiene es, als ob die Fixsterne mit ihren Planetensystemen nicht kugelförmig, sondern in einer linsenförmigen Gestalt aufgestellt wären, und ist dies, so müßte man aus der Lage der Lichtzone annehmen, daß sich unser Sonnensystem nicht in der größten Fläche dieser unermeßlichen Linsengestalt, sondern etwas außerhalb derselben befände.

Milchzucker ist ein süßlich-erdiges, crystallisches, weißes Educt aus den Molken, welches man durch Verdampfen der abgeklärten Molken erhält (s. d. Art. Milch) und von der Schweiz und andern Milchländern aus in den Handel bringt. Er dient als Arzneiwaare und ist seit 1619 erst durch Bartholdi in Europa bekannt. F.

Milde Stiftung, s. Stiftung.

Milder-Hauptmann, eine berühmte Sängerin und Schauspielerin, geboren in Smyrna, lebte sonst in Wien und hei-

rathete einen gewissen Hauptmann, dessen Namen sie zu dem ihrigen hinzufügte. Sie ist seit 1815 bei der deutschen Oper des Berliner Nationaltheaters angestellt. Sie hat eine vorzüglich schöne und kräftige Stimme, und eine majestätische Figur, welche sie zu Rollen, wie Medea, Iphigenia, geschickt macht. Die Rolle der Emmelina hat Weigl zunächst für sie geschrieben. Ihr Gesang ist einfach, groß und ohne künstliche Verzierung.

Milet, das ionische Athen und nach Ephesus und Smyrna die berühmteste und wichtigste Handelsstadt Joniens. Sie gewann schnell Reichthum und Macht und führte lange und kostspielige Kriege mit den lydischen Königen. Nach Lydiens Eroberung durch Cyrus wurde auch Milet, wie ganz Jonien, unterworfen. Die Stadt wurde mit vieler Gnade behandelt und blieb unter der persischen Oberherrschaft, obgleich innere Unruhen sie öfters zerrütteten, in ihrem Wohlstande bis zu dem unglücklichen ionischen Kriege, in welchem sie (494 vor Chr.) von Grund aus zerstört wurde. Die Einwohner bauten sie zwar wieder auf, aber ihr altes Ansehn konnte sie nicht wieder erlangen. Milet war das Vaterland des Thales, des Anaximander, des Redners Aeschines und der berühmten Aspasia.

Militärconscription, s. Conscription.

Militärgränze heißt ein Landstrich der österreichischen Monarchie, welcher sich 227 Meilen längs der ganzen ungarischen und siebenbürgischen Gränzen, so weit sie das türkische Gebiet berühren, erstreckt und seine eigene militärische Verfassung hat, indem die Bewohner desselben stehende Soldaten und Bauern zugleich sind. Sie haben von dem Staate das erbliche Nutzeigenthum der Ländereien gegen die Bedingung gewisser Leistungen, erhalten, worunter der Kriegsdienst obenan steht, und bilden einen ununterbrochnen bewachten Gränzcordon gegen die Türken. Der Staat hat in dieser Einrichtung ein stets bereites Kriegsheer, das demselben in Friedenszeiten nichts kostet. Der effective Stand des dienenden Gränzmilitärs beträgt in Friedenszeiten 45,000 Mann. In dem Kriegsjahre 1815 belief es sich auf mehr als 62,000 Mann. Dieses geübte, disciplinirte Militär beschützt (ohne Sold zu empfangen) sein eigenes Gränzland sowohl gegen feindliche Angriffe, als auch gegen das Eindringen der Pest, und dient gegen gewöhnlichen Sold seinem Staate als Krieger gegen andre Länder. Durch Patriotismus und durch unerschütterliche innige Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, an die Person ihres Regenten, zeichnen sich die Gränzer aus. Stark von Körperkraft, ausdauernd in Beschwerden und Gefahren, voll Liebe zum Vaterlande und Fürsten, von Ehrgeiz beseelt, von frühester Jugend an die kriegerische Lebensart seiner Voräteen gewöhnt, lebhaft, feurig und talentvoll, mit dem Boden, den er betritt, bald vertraut, ein geschickter gewandter Schütze, vereinigt er alle Elemente zum trefflichen Soldaten in sich. Im dreißigjährigen, im österreichischen Erbfolgekriege und im siebenjährigen Kriege wurden ihre Dienste wichtig; aber noch mehr leisteten die Gränzer im letzten Türkenkriege, zu welchem sie 100,000 Mann gestellt hatten. Gleich im Anfange des französischen Revolutionskrieges erschienen 100,000 Mann aus denselben im Felde. Nie ließen sie sich durch irgend eine Verführung zur Untreue gegen ihre Regenten bewegen. Die Militärgränze hat auch gänzlich

en fruchtbaren Ebenen von Gastuni brachte 1822
ur 800,000 Franken, ob sie gleich vor dem Krieg
uf 5 Millionen Ertrag geschätzt wurde. Candia
das Faß zu

Rußland.

Eine zu London erschienene Schrift des Dr. Lyall, der während des Jahres 1822 in Rußland gereist ist, gibt nachstehende Auskunft über die neuen Militärcolonien des russischen Reichs. Bald nach Beendigung des letzten Krieges richtete der Kaiser Alexander ernste Aufmerksamkeit auf einen Plan, um seine Armee, die nahe an eine Million Mann zählt, auf eine minder kostspielige Weise zu erhalten. Der Graf Araktschejew, der vom gemeinen Kanonier zum General der Artillerie sich hinaufgeschwungen, soll zuerst die Idee angegeben haben, die Soldaten bei den Kronbauern einzuquartieren, militärische Dörfer anzulegen und jedem Hause eine Portion Land zu billigen; auch hat er zur Verwaltung dieser neuen Colonien die ersten Gesetzentwürfe gegeben. Durch diese neue Operation wollte man folgende Zwecke erreichen: 1) die Verminderung der Kosten für die Armee, indem man den Soldaten selbst durch Feldarbeit zu seinem Unterhalt beitragen lasse; 2) die Verstärkung der Landwacht, indem eine Anzahl Kronbauern die Reserve bilden, und die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes die Waffen tragen soll; 3) die Familie des Soldaten unterzubringen, während er selbst ins Feld ziehet; 4) endlich würde hierdurch der Anbau und die Bevölkerung großer Landstriche befördert, wo es bis dahin bloß an Händen zur Bearbeitung fehlte. So sollte denn nach und nach die ganze militärische Macht Rußlands an den Gränzen von Polen, der Türkei und unweit des Caucasus ansässig gemacht werden. Die Art und Weise, wie nach diesem Plane ein Regiment colonisirt wird, ist folgende. Eine Ukase bestimmt die Krondörfer, die militärische Colonien werden sollen. Sofort werden Namen, Eigenthum und Familie jedes Insassen verzeichnet, und die, welche über fünfzig Jahre alt sind, oder, in Ermangelung der nöthigen Anzahl, die nächst Jüngeren, bilden die Meistercolonisten. Jeder Meistercolonist erhält 40 Morgen Landes, mit der Verpflichtung, einen Soldaten, seine Familie, und, wenn er ein Cavallerist ist, sein Pferd zu erhalten; dagegen muß der Soldat dem Meistercolonisten in der Feld- so wie in den übrigen Hausarbeiten beistehen, so oft keine militärische Pflicht ihn abhält. Der Colonisirungsbeamte hat dahin zu sehen, einen Soldaten mit Familie bei einem Meistercolonisten, der keine hat, einzuquartieren. Der Meistercolonist ist gehalten, einen Sohn, Angehörigen oder Freund zum Assistenten aufzunehmen, der ihm, mit Genehmigung des Obristen, im Todesfalle folgt. Der einquartierte Soldat heißt Ackersoldat und diese Ackersoldaten sind die eigenthümliche Stärke der Colonien. Im Regierungsbezirk Nowogorod sind

1822 und der ersten von 1823. Der Verfasser kam zu Anfang Novembers über Frankreich in Spanien an, blieb bis zum April in Madrid, ging, als des Königs erzwungene Verpflanzung nach Sevilla beschlossen war, in diese Hauptstadt Andalusiens, machte auf einem Dampfboot einen Abstecher den Guadalquivir hinab bis nach Cadix und beschleunigte dann seine Rückreise mit Depeschen für Canning, so daß er mitten durch das französische Heer den 27. April schon wieder die Bidassoa passirt, und den 3. May in London war. Der ganz unbefangene und ganz im System englischer Neutralität beobachtende Reisende knüpft an die Schilderung der Landesart und Sitten überall seine politischen Ansichten und Berichte über den Geist der Comwuneros, der Hauptanführer der Cortes, der Minister und der bewaffneten Macht. Die stürmischen Tage in Madrid, wo man die Versetzung des Königs vorbereitete, und die allgemeine Abneigung der großen Volksmasse gegen die Neuerungen, setzt den Ackersoldat, wenn dieser verwundet oder getödtet worden; nöthigenfalls wird er, wenn Gefahr ist, zur Landwehr geschlagen. Er hilft beim Landbau mit, oder treibt sonst ein Handwerk. Der Meistercolonist sowohl, als der Ackersoldat und der Reservemann können nach Belieben sich verheirathen, und werden sogar dazu aufgemuntert, aber die Weiber innerhalb der Militärcolonien können nicht auswärts verheirathet werden. Die Söhne zwischen 13 und 17 Jahren heißen Cantonisten, werden völlig eingeübt, und besuchen mitunter noch die Schule. Die Knaben zwischen 8 und 13 Jahren besuchen die Schule und den Exerzierplatz einen Tag um den andern; sie sowohl als die Cantonisten tragen Montur. Nur Kinder unter 8 Jahren sind bei den Eltern. Alle Knaben genießen den Unterricht nach der Lancasterschen Methode, sie lernen lesen, schreiben und rechnen, haben einen Soldatencatechismus, werden im Fechten und Reiten unterrichtet und nach zurückgelegtem 13ten Jahre im Dorfe, wo sich das Hauptquartier befindet, in Corps vereinigt. Die gescheidtesten und aufmerksamsten werden Offiziere. Dr. Lyall sah in Voznesensk am Bog einen Trupp von 200 Cantonisten, die mit staunenswürdiger Genauigkeit und Geschicklichkeit alle Uebungen geübter Soldaten machten und an dem gehörigen Esprit de Corps fehlte es auch schon nicht. Auch für die weibliche Jugend sind Schulen des wechselseitigen Unterrichts eingeführt worden. Eine Militärcolonie besteht demnach aus neun Bestandtheilen, welche sind: der Meistercolonist, der Assistent, der Ackersoldat, der Reservemann, der Cantonist, der Knabe über 8 Jahre, der Knabe unter 8 Jahren, die Frauen und Mädchen, die Invaliden. Südrußland zählt bereits 380 solcher Dörfer in den Bezirken von Cherson, Charkow und Ekaterinoslav; im Jahre 1822 enthielten sie 24000 Mann. Eben so viel waren im Bezirk Nowogorod. Jetzt ist die Zahl gewiß schon auf 80,000 angewachsen. Com-

eine ihrem Zwecke gemäße militärische Einrichtung in Hinsicht auf ihre Verwaltung. Die höchste Provinzstelle ist das Generalcommando. Unter demselben stehen im Lande selbst die Regimentscommando's, welche die Districtsbehörden vorstellen, und nicht nur alle rein militärische Verrichtungen leiten, sondern auch alle politischen, ökonomischen und Justizgeschäfte besorgen. Eingetheilt wird das österreichische Militärgränzland in fünf Generalate, nämlich 1. in das Generalat der beiden vereinigten Gränzprovinzen Carlstadt und Warasdin; 2. in das Generalat der croatischen Banatgränze; 3. in das peterwardeiner oder slavonische Generalat; 4. in das banater oder ungarische Generalat, und 5. in das siebenbürger Generalat. Die Größe der vier ersten Generalate beträgt 610 Quadratmeilen. Das Areal der siebenbürger Militärgränze läßt sich, weil sie nur in einigen Gegenden reines Militärland, in den meisten übrigen aber völlig mit dem Provinziale vermischt ist, nicht wohl ausmitteln, und wird ungefähr auf 253 Quadratmeilen geschätzt. Demnach beträgt die Größe der ganzen Militärgränze 863 Quadratmeilen. An bewohnten Ortschaften wurden 1815 in allen fünf Generalaten drei Festungen, eilf Städte oder sogenannte Militärcommunitäten, die ihre eigenen Magistrate haben, vierundzwanzig Märkte und Stabsquartierorte, dann 1995 Dörfer gezählt. Unter dieser Zahl waren aber in Siebenbürgen allein 223 gemischte Märkte und Dörfer begriffen, welche zugleich von Provinzialisten bewohnt waren. Nebst dem Ackerbau und der Viehzucht, welche einen Hauptzweig der Landwirthschaft in den Militärgränzländern ausmachen, ist der Wein- und Obstbau sehr ausgebreitet. Auch Flachs, Hanf und Tabak werden gebaut. Der Färber-Sumach, die Färberscharte und der Bohnenbaum sind hier einheimisch, und wachsen großen Theils im Freien. Krapp, Waid, Saflor und Süßholz werden in einigen Districten häufig gezogen. An geschätzten Mineralien hat das Gränzland gewiß einen nicht minder großen Reichthum, als an Producten aus den andern beiden Naturreichen, und schon zu der Römer Zeiten war der Bergbau in verschiedenen Gegenden, vorzüglich im Banate und in der siebenbürger Gränze blühend; aber bis jetzt werden diese verborgnen Schätze noch wenig benutzt. Die Industrie ist auf einer niedern Stufe; die am stärksten betriebenen Gewerbe sind die Flachsbereitung, die Spinnerei, Weberei, besonders die Färberei und die Verfertigung mannichfaltiger Holzwaaren. Die meisten Handwerker sind in den sogenannten Communitäten ansässig, wo auch fast durchgehends die Handelsleute wohnen, welche sich sowohl auf den Waarenverkauf im Kleinen, als auf den Großhandel legen. Die Bevölkerung in sämmtlichen Generalaten beträgt an 940,000 Seelen. Außer vier Hauptnationen, welche das Gränzland bewohnen, sind wenigstens noch eben so viele Nationalverschiedenheiten unter den Einwohnern wahrnehmbar. Am zahlreichsten sind die Slaven. Diesen folgen die Wallachen; dann kommen die Ungern und Szekler und die Deutschen. Die Mehrzahl sind Anhänger der nicht unirten griechischen Kirche. Fast eben so stark ist die Zahl der Katholiken. Auch finden sich Bekenner der griechisch-catholischen, der reformirten und lutherischen Kirche und Unitarier. In dem Carlstädter und Warasdiner Generalate sind die vorzüglichsten Orte: Carlopago, Zengh und Bellowar; in dem Banat-Generalate: Petrinia und Costainicza; in

dem Peterwardeiner oder slavonischen Generalate: Alt- und Neu-Gradiska, Peterwardein, Carlowitz und Semlin, wohin auch der District der Tschaikisten (s. d. Art. Tschaiken) gehört; in dem ungarisch banatischen Generalate: Pancsowa, Weißkirchen und Karansebes. In dem siebenbürger Generalate sind keine bemerkenswerthen Orte. Was die Geschichte der Militärgränze betrifft, so gehörten die Gebiete, welche jetzt dieselbe bilden, zu den Zeiten der Römer zu verschiedenen Ländern, nämlich theils zu Illyrien und Pannonia Savia, theils zu dem dacischen Reiche. Noch lange nach dem Verfalle des weströmischen Reiches blieben diese Länder größtentheils Bestandtheile des oströmischen oder byzantinischen. Zwar wurden sie mehrmals von barbarischen Völkern von Nordosten her überschwemmt (als von den Vandalen, Gothen ꝛc.), aber diese Invasionen endeten meist nach kurzer Zeit. Hernach setzten sich Slaven und Magyaren in diesen Gegenden fest, besonders behaupteten sich die letztern in dem Landesstriche, welchen gegenwärtig die Militärprovinzen einnehmen, bis die Türken nach Europa kamen und auch dem oströmischen Reiche ein Ende machten. Von des ungarischen Königs Ludwig I. weitläuftigen Eroberungen ging schon der größere auf dem rechten Sau- und Donau-Ufer gelegene Theil unter seinem Nachfolger und Schwager Siegmund verloren. Schon unter Siegmund wurde durch die Errichtung des Zenggher Capitanats der Anfang der Militärgränze gemacht. Noch mehr wurde diese Einrichtung fortgesetzt, als der ungarische König Ludwig II. seinem Schwager, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, die festesten Plätze Croatiens, um sie auf eigne Kosten gegen die Türken zu vertheidigen, übergeben hatte. Damals (in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts) scheint auch bereits die Gränze in zwei Hauptdistricte getheilt gewesen zu seyn. Die croatische Gränzprovinz war also die erste, welche entstand. Die übrigen Gränzländer in Slavonien, Ungarn und Siebenbürgen sind viel später entstanden; denn erst die Befreiung dieser Provinzen von türkischer Gewalt, was durch den Carlowitzer Frieden geschah, gab Gelegenheit zur weitern Ausdehnung eines Instituts, daß sich in Croatien bereits durch einen langen Zeitraum sehr nützlich bewiesen hatte. Am spätesten entstand die siebenbürgische Militärgränze. Das neueste und vorzüglichste Werk über die Militärgränze ist: Statistik der Militärgränze des österreichischen Kaiserthums von Hietzinger, wovon 1817 zu Wien bei Gerold der erste Theil erschienen ist.

Militärschulen. Man muß Militärakademien von Cadettenhäusern und Militärspecialschulen unterscheiden. Die Militärakademie ist eine höhere Lehranstalt für die wissenschaftliche Bildung angehender Offiziere. (S. d. Art. Militärwissenschaften.) Der Unterricht wird von Professoren und Offizieren in akademischer Form ertheilt; denn man setzt die nöthigen Vorkenntnisse in Sprachen, Geschichte, Mathematik, Erdbeschreibung und mechanischen Grundfertigkeiten, so wie ein schon entwickeltes Fassungsvermögen voraus. Außer den eigentlichen Militärwissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf den Dienst im Felde, werden aber auch die militärischen Hülfswissenschaften, insbesondre Kriegegeschichte, militärische Geographie und neuere Sprachen gelehrt. Gewöhnlich befinden sich Militärakademien in Residenz- oder Hauptstädten, wo es weder an Lehrmitteln, noch an Gelegenheiten zur practischen Heer- und Waffenkenntniß fehlt; auch haben die An

stalten eine militärisch-disciplinarische Einrichtung. Wäre dies nicht der Fall, so würde es unstreitig zweckmäßiger seyn, den Vortrag der Militärwissenschaften einer besondern Facultät bei den Universitäten zu übertragen, wodurch die allgemeine wissenschaftliche Bildung in eine innigere Verbindung mit der besondern käme. Zu den Militärspecialschulen gehören die Artillerie- und Ingenieur-Akademien, welche gewöhnlich in Einer Anstalt vereinigt sind. Der Unterrichtsplan derselben ergiebt sich aus dem Begriffe des Artillerie- und des Genieweſens. (S. d. Art. Artillerie und Ingenieurkunst.) Cadettenhäuser sind militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen Offiziersöhne, und gewöhnlich adeliche Jünglinge, auf Kosten des Staats, unter militärischen Formen, in den gewöhnlichen Schulkenntnissen überhaupt, in den obern Classen aber insbesondere für den Dienst im Felde unterrichtet, und in dem Gebrauche der Waffen geübt werden. Sie vereinigen daher mehrere Zwecke: 1. als Freischulen für die Söhne des ärmeren Adels, insbesondere der Offiziere, wobei solche, deren Väter im Felde geblieben sind, bei der Aufnahme die erste Berücksichtigung verdienen; 2. als Elementarschulen, indem die Knaben die ersten Anfangsgründe der Sprachen, der Realkenntnisse und der mechanischen Fertigkeiten darin erlernen; 3. als Kriegsschulen, indem die Zöglinge vom Knabenalter, gewöhnlich schon vom 10ten, 12ten Jahre an, als Soldaten reglementsmäßig verpflegt, gekleidet und an militärische Ordnung gewöhnt, dann aber auch bis zum 17ten, 18ten Jahre in allem, was der Subalternoffizier, vorzüglich bei der Infanterie, nothwendig wissen muß, unterrichtet werden. Dieser dreifache Zweck erschwert ihre Einrichtung: denn pädagogische Grundsätze und militärische Formen lassen sich nur unter einer sehr einsichtsvollen Leitung zweckmäßig verbinden, so daß jene nicht im Zwange eines nothwendigen Mechanismus ersticken, diese nicht für die Jugend einen Maaßstab aufstellen, der nur für Erwachsene berechnet ist, oder im entgegengesetzten Falle, selbst in bloßes Formenspiel ausarten, wo der Jüngling leicht die Außenseite als Hauptsache ansieht und den Ernst seiner Bestimmung über das Soldatenwesen im Kleinen vergißt. — Eine zweite Schwierigkeit betrifft die intellectuelle Bildung. Jünglinge, die 6 bis 7 Jahr in Einem Hause, unter denselben Verhältnissen, von den Elementen der allgemeinen Schulbildung an bis zu den wissenschaftlichen Grundsätzen ihres männlichen Berufs, nach einem Mechanismus unterwiesen werden, fühlen gewöhnlich in den obern Classen Ermüdung, und blicken nicht mit frischem Geiste in die Begriffswelt, welche dort vor ihnen sich öffnen soll; sie bringen in dieselben mehr die Sehnsucht nach baldigem Verlassen des Hauses und nach der Offiziersuniform mit, als den lebendigen Sinn für neue, tiefer begründete Erkenntniß. Auch wird in diesen Classen entweder alles auf eigentlichen militärischen Unterricht, der oft nur Gedächtnißwerk ist, beschränkt, oder der ungeduldige Jüngling macht ihn zu seiner Hauptsache, weil der höhere Sprach- und Sachunterricht ihm als zu schwer, d. i. die Denkkraft als zu sehr in Anspruch nehmend, oder als unnütz zu seinem Offizieravancement erscheint. — Die dritte Schwierigkeit ist moralischer Art. Die Mehrzahl der Jünglinge in diesen Freischulen besteht aus armen Knaben, oft aus Waisen, deren erste Erziehung nicht selten vernachlässigt war, oder es den Umständen

nach seyn mußte. Unter ihnen regen sich daher wenig Vorstellungen von geistig-edler Bildung, die ihnen früheres Beispiel oder Unterricht eingeflößt haben könnten. Haben auch einige solche Vorstellungen empfangen, so verlieren sie sich unter der Menge, oder stehen zu einzeln, um auf den Geist der übrigen einzuwirken; noch weniger können sie selbst durch vielseitig edlere Anreizung von Andern erregt und erhoben werden. Mit einem Worte: in solchen Schulen herrscht nicht selten ein beschränkter Blick und ein gemeiner Ton, in jedem Falle aber ist einseitige Bildung, welche Standesvorurtheile oder Kastengeist zur Folge hat, nicht zu verkennen: daher war sonst der Offizier, wenn er nicht nach dem Cadettenhause eine höhere Lehranstalt besuchte, oder sonst in günstigen Verhältnissen lebte, in der formalen geistigen Bildung gewöhnlich hinter dem gebildeten bürgerlichen Mittelstande zurückgeblieben. Der vieljährige, von früher Jugend an und im lange dauernden Subalterndienste erlernte Mechanismus lähmt nämlich bei mittelmäßigen Anlagen die geistige Selbstthätigkeit, auf welcher die edlere Bildung mit beruht. Jene Einseitigkeit aber entfremdet den Krieger der bürgerlichen Welt, in welcher er gleichwohl zu den gebildeten, oder höheren Ständen gezählt wird. Aber eben diese Entfremdung ist andern Theils dem neuern Heerwesen günstig gewesen, in wie fern dieses, von dem Volkswesen, dem Zeitgeiste und der öffentlichen Meinung geschieden, eine todte Kraft vorstellen sollte, die nur durch den Geist und Willen des Feldherrn belebt wurde. Soll aber das Heer ein Nationalheer seyn, so darf die Offiziersbildung nicht einseitig, sondern sie muß national seyn. Sie wird dies, wenn Bürger und Offizier Eine Grundbildung erhalten, wo bei jenem die gymnastische Bildung den kriegerischen, bei diesem die geistige Bildung den zeitgemäßen Charakter annimmt. Daß übrigens Cadettenhäuser nicht ausschließend Feldherren oder tapfere Krieger bilden, lehrt die Geschichte aller Völker. Rom und Griechenland kannten sie nicht. Frankreich hat sie eingeführt, daher ihr Name. Man hatte bereits in mehrern Residenzen Cadetten-Compagnien, als Ludwig XV. zuerst im Jan. 1751 eine Ecole royale militaire für 500 junge Edelleute vom 8ten, 9ten, 10ten und 11ten Jahre an gründete. Die Grundeinrichtung derselben ist im Wesentlichen bei allen ähnlichen Anstalten dieselbe geblieben. S. Recueil d'édits, déclarations, réglemens et ordonnances du Roi, concernant l'Hôtel de l'Ecole Roy. Milit. Paris 1762. Als wesentliche Verbesserungen der Militärschulen überhaupt sehen wir folgende an: 1. wenn Vorbereitungsschulen und Specialschulen getrennt werden; 2. wenn jene eine rein pädagogische, diese eine akademische Einrichtung erhalten, wobei der Mechanismus des Hauswesens, aber bloß dieser, militärische Form haben kann; 3 wenn beide in ihrem Unterrichtsplane erweitert werden, so daß in den Cadettenschulen der Jüngling bis zum 16ten und 17ten Jahre auf vier oder fünf Unterrichtsstufen alles lernt, was man Gymnasial- oder encyclopädische Grunddildung nennt, mithin a) Sprachen und Sprachfertigkeiten; b) Geschichte, Erddeschreibung und Literatur; c) Arithmetik und Geometrie; d) Kunstfertigkeiten, wie Aufnehmen, Zeichnen, Reiten, Fechten, Tanzen, Schwimmen, Rudern ꝛc. überhaupt alle sogenannten Turnübungen; e) kriegerische Gymnastik insbesondre. Die militärischen Specialschulen aber sollten in wahre polytechnische Schulen umgebildet werden, wie die Pariser war seit

1706 (s. d. Journal Frankreich, vom J. 1797, St. 1.) und aus verschiedenen Abtheilungen (Sectionen) bestehen, nach den verschiedenen Zweigen des auf mathematischen Grundkenntnissen beruhenden Staatsdienstes, als a) die Section des Infanterie-Offizierdienstes; b) Section des Artillerie-, c) des Ingenieurwesens; d) des Bergwesens; e) des Straßen-, Wasser- und Brückenbaues; f) der bürgerlichen Baukunst; g) der Cameralwissenschaft. — Hieraus würde sich 4. folgende Verbesserung ergeben, daß in beide Anstalten Jünglinge aus allen Ständen, die für den höheren Staatsdienst sich bilden sollen, aufgenommen werden könnten, wo jedoch der Staat für die ärmeren und fähigen Söhne verdienter Aeltern Freistellen, für alle übrigen aber Koststellen errichtet, und wenn unter jenen nicht gehörig zur Aufnahme Vorbereitete sich befänden, diesen in irgend einer Volks-Elementarschule, oder auch abgesondert den nöthigen Unterricht, bis sie zur Aufnahme in die Cadettenschule reif wären, angedeihen ließe. — Zu den vorzüglichsten Militärschulen in Deutschland gehören die österreichischen, preußischen, sächsischen und baierschen Cadettenhäuser und Militärakademien. S. u. a. des Grafen von Kinsky allgem. Principien zur öffentlichen und besondern Militärerziehung. Wiener-Neustadt, 1787. Die russischen Militärerziehungsanstalten haben unter der Leitung des berühmten Generalmajors von Klinger wichtige Verbesserungen erhalten.

Militärverfassung nennt man die Einrichtung, die ein Staat seinen Kräften hauptsächlich in folgenden drei Hinsichten giebt: 1. Verhältniß der Stärke zu den Kräften des Staats, 2. Grundsätze der Ergänzung, 3. allgemeine Form der Streitmittel, Disciplin ꝛc. Leider hat die Masse von Soldaten, welche Frankreich seit 1792 erst durch das Aufgebot in Masse, dann durch die daraus hervorgegangne Conscription seinen Gegnern entgegenstellte, bisher fast alle europäische Herrscher genöthigt, die erstgedachte Rücksicht ganz außer Augen zu setzen, und es ist erst jetzt möglich geworden, auf eine Einrichtung des Militäretats zu denken, wodurch die Ueberspannung der ungeheuren Armeen — deren erhöhten Kriegsetat man überall beibehält — sich am füglichsten mit dem Zustande der erschöpften Länder vereinigen lasse. Es hat daher die zur augenblicklichen Verstärkung der Heere bestimmte leichte Landwehr so großen Beifall gefunden, daß sie an vielen Orten als bleibendes Institut in den Staatsorganismus aufgenommen worden ist. Unter welchen Formen man nun auch die Streitkräfte aufstellen möge, so gilt doch dafür der allgemeine Grundsatz, daß jede Militärverfassung wesentlich nur darauf gerichtet seyn könne, die Aufstellung einer hinlänglichen Macht gegen äußere Gefahr mit der möglichsten Schonung der innern Verhältnisse zu vereinigen; ein Problem, das indeß bei dem jetzigen Stande der Armeen etwas schwierig seyn möchte, das aber der verschiedensten Modificationen fähig ist. Da natürlich der verschiedne Stand der Cultur, der häuslichen und öffentlichen Einrichtungen, selbst die Landes- und Volksart verschiedne Maßnehmungen erheischen — so haben wohl z. B. diejenigen, die als einziges Heil allgemeine unbedingte Verpflichtung zum Kriegsdienst anpreisen und dabei Sparta und Rom fortwährend im Munde führen, wahrscheinlich vergessen, daß die Spartaner ihre Heloten, die Römer Sklaven hatten, die in des Hausherrn Abwesenheit eingeschüchtert, wie sie waren, auch unter dem Regimente einer Frau ihre Pflicht thaten und den Boden bebauten, so daß die Arme der Bürger und ihre Aufsicht zur Noth entbehrt werden konnten. Je weiter der

— wahre oder eingebildete — Bedarf an Streitmitteln das Maaß dessen überschreitet, was der Staat eigentlich leisten kann, desto schwieriger wird auch die Feststellung der Ergänzung seyn, und der Sache nach wird wie die Dinge jetzt stehn, die so grausam geschmähte Conscription doch beibehalten werden, wenn auch unter verschiednen andern Benennungen, da die nicht minder gelästerte Werbung, bei der gegenwärtigen Stärke der Armeen, viel zu kostspielig und doch in keinem Falle hinreichend seyn würde. Was endlich die Formen der Militäreinrichtungen, die Disciplin ꝛc. betrifft, so versteht es sich auch bei ihnen von selbst, daß nur da etwas ersprießliches zu hoffen sey, wo das Naturell des Volkes und seine Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden; ein russisches Heer bedarf anderer Einrichtungen und anderer Disciplinargesetze als ein preußisches, der Croat und Tyroler mögen nicht in Linienregimenter gesteckt seyn, obwohl dies bei jenen Joseph, bei diesen Bayern, beide zu ihrem Nachtheil, versuchten; und da denn im Laufe der letzten fünfundzwanzig Jahre fast kein Staat von ähnlichen — größern oder kleinern — Mißgriffen in seiner Militärverfassung ganz frei geblieben ist, so können wir den Aufsatz darüber nur mit dem Wunsche schließen, daß sich nicht auch hier des großen Königs Wort bewähren möge: les sottises des pères sont perdues pour leurs enfants. N.

Militärwissenschaften, Kriegswissenschaften, umfassen alle Kenntnisse, die zur Führung eines Krieges erfodert werden. Es giebt davon schon mehrere encyclopädische Uebersichten von Cancrin, Auracher, Krug u. A. m., die theils sehr gelehrt, theils überladen sind. Der Zweck dieser Blätter erfodert nur die einfache Zusammenstellung des Nothwendigen mit Hinzufügung der wichtigsten literarischen Notizen. Das Wesentliche folgt aber aus dem Begriffe der Sache selbst. — Krieg ist der durch Waffengewalt zu entscheidende Streit zweier Völker, deren eines Ansprüche macht, welche von dem andern abgelehnt werden. Da hiernach jede Partei ihre Forderungen von der andern anerkannt wissen will, so hat der Krieg keinen andern Zweck, als Vernichtung des Feindes in der Art, daß dem Sieger noch ein Rest von Kräften bleibt, um seinen Vortheil zu benutzen. — Da sich jeder Staat immer in der Lage befinden muß, einen Krieg mit Nachdruck führen, ja sich gegen die Uebermacht behaupten zu können; so sind Vorbereitungen nöthig, die in ihrer Allgemeinheit zur Staatsverwaltung überhaupt gehörend, gewöhnlich unter dem Namen Kriegsverwaltungskunst begriffen werden, obwohl dieses Wort eigentlich keinen deutlichen Begriff der Sache giebt. — Wir rechnen dazu einen allgemeinen Plan zur Vertheidigung des Staates überhaupt, die darauf basirte Organisation der gewaffneten Macht, Festungssysteme, Dotirung der Festungen, Hauptdepots von Kriegsvorräthen aller Art in befestigten, schicklich gelegenen Orten in der Nähe der wahrscheinlichen Kriegstheater u. s. w. Die Heeresversorgungslehre, sonst ein Hauptzweig der Kriegswissenschaften, kann jetzt nur bei den Vorbereitungen genannt werden; ohne Magazine war sonst kein Krieg denkbar, seitdem von Frankreich aus das Requisitionssystem sich über Europa verbreitet hat, rücken die zahlreichsten Armeen ohne die mindeste Fürsorge für die Verpflegung vorwärts, und wie sie ihren Bedarf an Lebensmitteln aus den überschwemmten Ländern ziehen, so müssen ihnen diese auch Bekleidungsmaterial, Bespannung u. s. w. liefern. Im Kriege selbst

kann sich deshalb jetzt die Heerverſorgungslehre nur auf die regelmäßige Verſorgung mit Munition und ſolchen Streitmitteln beziehen, die man nicht überall entnehmen kann; vorbereitend tritt ſie dagegen bei der Verſorgung der etwanigen verſchanzten Läger, und Aufhäufung von Magazinen in den Theilen des Landes auf, wo die Anwendung des Requiſitionsſyſtemes nicht Statt finden kann. — Vor der Aufzählung der Kriegswiſſenſchaften im engern Sinne mag noch des in unſern Tagen oft zur Sprache gebrachten Unterſchiedes zwiſchen Tactik und Strategie gedacht werden, obwohl ſelbſt die genaueſte theoretiſche Feſtſtellung deſſelben niemals practiſchen Nutzen gewähren wird. Wenn man unter Strategie, der Analogie des Wortes nach, überhaupt die Kunſt des Feldherrn, d. i. die Kriegsführung begreift, ſo iſt dies ganz richtig, aber eben ſo gewiß iſt es, daß ſie in dieſem Sinne nie eine Doctrin der Kriegswiſſenſchaften ſeyn könne. Will man ſie aber, wie häufig geſchehen, zur Theorie einer gewiſſen Art von Bewegungen machen, und auf dieſe Weiſe von der Tactik unterſcheiden, ſo iſt dies ein vollendeter Irrthum, und der geiſtreiche Verf. des „Kriegs für wahre Krieger" hat ſehr Recht, wenn er ſagt: wer mit Bülow meint, daß Strategie außerhalb, Tactik innerhalb der Schußweite liege, der weiß nicht viel. — So wie der Zweck der Schlacht Sieg, der Zweck des Sieges Vernichtung des Feindes iſt, ſo wird auch durch die Tactik der Sieg, durch die Strategie der allgemeine Kriegszweck erreicht, und jene verhält ſich zu dieſer wie das Specielle zum Allgemeinen, das Niedere zum Höhern. In Gemäßheit dieſes Unterſchiedes bekommt denn auch das beliebte, oft gemißbrauchte Adjectiv ſtrategiſch Bedeutung. — Nach dieſen vorausgeſchickten Bemerkungen wird die folgende Aufzählung der eigentlichen Kriegswiſſenſchaften (mit Ausſchluß der Vorbereitungswiſſenſchaften) vollkommen deutlich ſeyn. 1. Tactik, d. i. die Lehre von der Ausbildung, Aufſtellung und Benutzung der Truppen zum Gefechte. Sie zerfällt a) in die Waffenlehre. Hierher gehört die Lehre vom Geſchütz — Artillerie — (Scharnhorſts, Rouvroys und Deckers Lehrbücher) von den kleinen Feuer- (Seydel) und von den blanken Waffen. Wer ſich dem Artilleriedienſte widmet, muß natürlich die erſtere vorzugsweiſe in allen ihren Theilen ſtudiren, deren Angabe hier zu weit führen würde; für den Offizier der übrigen Waffen reichen die Kenntniſſe von der Einrichtung und dem Gebrauche der Geſchütze hin (Scharnhorſts Handbuch 1. Theil); b) in die niedere oder Elementar-Tactik. Sie handelt von der Ausbildung des Soldaten und den Evolutionen, und wird durch die bei jeder Armee vorhandenen Reglements beſtimmt; c) in die eigentliche Tactik, d. i. die Lehre von der Aufſtellung und Anwendung der Truppen im Gefechte, vom Gebrauche der verſchiedenen Waffengattungen. Es läßt ſich damit bequem die Lehre von der Auswahl und Anordnung der Läger, Caſtrametation, (Müllers hinterl. Schriften 1. Band) verbinden, obwohl ſie ſeit Einführung des Requiſitionsſyſtemes faſt ganz außer Anwendung gekommen; auch ſchließt ſich die Pontonierwiſſenſchaft gewiſſermaßen hier an, in ſo fern ſie nicht Hauptſtudium für den iſt, der dieſen Dienſt wählt. (Hoyers Handbuch der Pont. Wiſſenſch.) — Zu bemerken iſt noch, daß Einige auch eine höhere Tactik angenommen haben, die aber mit der Kriegsführung faſt gleich iſt. 2. Terrainlehre: Lehre von der richtigen Erkenntniß und zweckmäßigen Benutzung

der Erdoberfläche bei Kriegsoperationen. Obwohl die jetzige Tactik sie gar sehr in den Hintergrund stellt, während das Terrain bei der sonstigen Fechtart in langen zusammenhängenden Linien eine Hauptrolle spielte, so kann sie doch nicht ganz entbehrt werden. Man hat vordem große Spielereien damit getrieben, und gleichsam jeden Maulwurfshaufen durch das Mikroscop betrachtet. Das Recognosciren von Gegenden ist darauf begründet, das Aufnehmen (Geodäsie) und Planzeichnen innig damit verbunden. (Müllers nachgel. Schriften 2. Theil, Lehmanns Lehre der Situationszeichnung.) 3. Kriegsbaukunst oder Fortification, wor'v gelehrt wird, irgend einen Punkt durch künstliche Hülfsmittel so zu befestigen, daß sich darin Wenige mit Vortheil gegen Viele vertheidigen können. Sie zerfällt a) in die Lehre vom Baue eigentlicher Festungen (fortification permanente oder royale). Hier wird eben so der Entwurf des Grundrisses (tracé) als die Construction der Werke (Profil), die Anwendung der besten Baumaterialien, und die Einrichtung der in den Festungen nöthigen Militärgebäude gelehrt (Montalembert, Struensee, Bousmard u. s. w.; brauchbares Handbuch Hoyers Lehrbuch der Kriegsbaukunst 1. Theil); b) die Lehre vom Angriffe und der Vertheidigung fester Plätze (attaque et défense des places), deren Name schon die Sache hinlänglich bezeichnet (Asters Festungskrieg, Hoyers Lehrbuch 2. Theil; Carnots überschätztes Buch kann nicht als Lehrbuch betrachtet werden); c) in die Feldbefestigungskunst (fortification passagère), die Lehre von der Erbauung, dem Angriffe und der Vertheidigung der Feldschanzen, welche nur zu vorübergehendem Gebrauche bestimmt, nicht so dauerhaft construirt sind, als die eigentlichen Festungen. Wir nennen sie absichtlich zuletzt, weil wir überzeugt sind, daß der, welcher sie studiren will, nothwendig hinlängliche Kenntnisse, wenn auch nur von den allgemeinen Grundsätzen, der permanenten Befestigung haben müsse (Gaudi, Reiche, Scharnhorsts Handbuch 2 Thl.). — Hülfswissenschaften giebt es gar viele von verschiedener Wichtigkeit; man muß jetzt sogar die in unserer Zeit wissenschaftlich behandelten körperlichen Uebungen dazu rechnen. Als unentbehrlich nennen wir die Mathematik, nicht minder nöthig ist die Statistik und sogenannte Militär-Geographie, in so fern sie sich auf die Kenntniß der Straßen u. s. w. beschränkt; sonst ist damit auch viel Spielerei getrieben worden. Vor allen aber kann das Studium der Kriegsgeschichte nicht genug empfohlen werden; denn nicht allein, daß man durch sie bei richtiger Methode des Studiums die verschiedenen Kriegstheater, das Eigenthümliche der Armeen und die Ursachen kennen lernt, aus welchen diese Unternehmung scheiterte, jene gelang, so nährt sie auch, wie Friedrich der Große so wahr sagt, die Einbildungskraft, und gewährt einen Vorrath von Ideen, — nicht zu gedenken, welchen Eindruck sie auf empfängliche ehrliebende Gemüther machen muß. (Unsere Literatur ist an guten militärischen Werken noch arm; vor allen sind zu nennen Tempelhofs Geschichte des siebenjährigen Krieges, des Erzherzogs Carl Geschichte des Feldzuges von 1796 in Deutschland, Stutterheims Geschichte des Feldzuges von 1809, Müfflings Geschichte des Feldzuges von 1815). — So weit das, was der Soldat lernen kann; denn wenn der Feldherr auch alle diese Kenntnisse nicht füglich entbehren kann, so wird er durch sie noch lange nicht,

was er seyn soll; denn sein Beruf, die eigentliche Kriegsführung, die weder gelehrt noch gelernt werden kann, sondern ihre Basis in der Gemüthskraft und dem schnellen Urtheile hat, steht als Kunst so hoch über jenen Wissenschaften, als der Geist in Rafaels Werken über der Lehre von der Perspective; aber sie unterscheidet sich dadurch so wesentlich von allen übrigen Künsten, daß sie aufs äußerste durch die Zeit bedingt ist, daß bei ihr für das Gelingen nur ein günstiger Moment existirt, in welchem sich Conception und Ausführung vereinigen müssen, während allen übrigen Muße zu Versuchen bleibt, deren Mißlingen den Künstler nicht vernichtet. Es sind darüber zwar unter vielen schlechten einige gute Werke erschienen (Erzherzogs Carls Grundsätze der Strategie; Jomini ist durchaus einseitig), doch scheint uns, als ob sie nur wenige ganz einfache Grundsätze anerkennen könne; ihre richtige Beurtheilung und Anwendung auf die verwickeltsten Fälle hängt dann von der Genialität des Feldherrn ab. Hätte Friedrich der Große in der Nacht vor der Schlacht bei Liegnitz nicht aus der Fülle seines eignen großen Geistes schöpfen können, ihn hätten ganze Folianten voll Regeln und Axiome nicht vom Untergange gerettet. Die modernen Strategen, diese Nachtreter Bülows, welche den Krieg auf dem Papiere nach Winkeln und Linien führen, und die Thatkraft des Genies mit dem Winkelmesser erschwingen wollen, zeigen daher nur, daß sie das Wesen des Krieges niemals begriffen haben. — Daß eine Lehre vom Entwerfen der Operationsplane — die sogenannte Kriegsdialectik, nicht existiren könne, geht wohl aus dem Gesagten deutlich hervor.

Miliz, eigentlich Kriegswesen, Mannschaft, dann Land- oder Bürgersoldaten, eine auf den Fall eines Krieges im voraus veranstaltete, nach dem Kriege wieder zu entlassende Volksbewaffnung (Landwehr).

Miller (Johann Martin), wurde zu Ulm am 2ten December 1750 geboren. Sein Vater war daselbst Prediger am Münster und Professor der orientalischen Sprachen am Gymnasium. Unser Miller ging im Jahre 1770 nach Göttingen, um sich der Theologie zu widmen, wozu er durch die Unterweisung seines Vaters gut vorbereitet war. In Göttingen gehörte er zu dem herrlichen Freundes- und Dichterbunde, den mit ihm Bürger, Boie, Hahn, Hölty, Leisewitz, die Brüder Stolberg, Voß u. s. w. bildeten. Von Göttingen ging Miller auf ein halbes Jahr nach Leipzig. Dann kehrte er im Jahre 1775 nach Ulm zurück, und brachte dort fünf Jahre als Candidat und Vicar der obern Classe des Gymnasiums zu. Im Jahre 1780 wurde er Pfarrer zu Jungingen bei Ulm; im folgenden Jahre wurde ihm die Professur des Naturrechts am Gymnasium zu Ulm aufgetragen, die er aber sehr bald mit der ihm angemeßnern Professur der griechischen Sprache vertauschte. Anstatt derselben erhielt er 1797 die Professur der catechetischen Theologie, nachdem er schon 1783 Prediger am Münster geworden war. Die nachmaligen politischen Veränderungen seiner Vaterstadt im J. 1803 veränderten auch seine Verhältnisse. Der König von Würtemberg übertrug ihm 1810 das Decanat Ulm und ertheilte ihm den Character eines geistlichen Raths. Als solcher starb er zu Ulm am 21sten Junius 1814. — Miller gehört zu den wenigen Schriftstellern Deutschlands, die einen sehr großen, fast auf alle Stände wirkenden Einfluß hatten. Er hat zugleich als Romanenschrift-

steller, als Liederdichter und als Kanzelredner gewirkt. Seine Romane: Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit; Briefwechsel dreier akademischen Freunde; Geschichte Carls von Burgheim und Emiliens von Rosenau; Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers, und vor allen Siegwart, haben ihn am meisten, selbst im Auslande bekannt gemacht. Der unterscheidende Charaktee seiner Romane ist keusche, tugendhafte, fast übersinnliche Liebe, oft mit einer religiösen Tinctur, die lauterste Moral, einfache und doch hinreißende Darstellung, und ein leichter natürlicher Styl. Die Vorwürfe, die man ihnen macht, sind eine ungehörige Wortfülle, einseitige Welterfahrung, flache Charakterschilderung, Einförmigkeit in den Beschreibungen, besonders aber schwärmerische, weichliche, weinerliche, zuweilen andächtelnde Empfindsamkeit bei einer gewissen matten Traurigkeit. Indessen sind diese Fehler nicht hinderlich gewesen, ihnen überall bei der Lesewelt Eingang und Bewunderung zu verschaffen. Siegwart insonderheit hat in der Denk- und Empfindungsweise eines großen Theils unserer Nation, am meisten des weiblichen, ganz eigentlich Epoche gemacht. In dieser Rücksicht kann er vollkommen mit Werthers Leiden verglichen werden, ohne beide Werke deswegen auch in Ansehung des poetischen Werthes gleichstellen zu wollen. Die sogenannte Siegwartsche oder empfindsame Periode ist zwar längst schon vorübergegangen, aber ihre Wirkungen waren noch lange nachher, sowohl in der literarischen, als in der gewöhnlichen Welt, bemerkbar. Die Ausdrücke: Siegwartische Liede, siegwartisiren, sind noch jetzt verständlich. Auch Siegwart erweckte ein Heer von Nachahmern, denen es eben so, wie gewöhnlich allen Nachahmern, ging. Was in Millers Schriften Empfindsamkeit im bessern Sinne war, wurde bei diesen kalte und läppische Empfindelei. Und gerade aus dieser Entartung der Manier, die so viel Verführerisches und Einschmeichelndes hat, ist es zu erklären, daß jene Periode nicht von längerer Dauer war. — Ausgezeichneter ist Miller als lyrischer Dichter. Seine Elegien und Lieder sind größtentheils in einem Tone sanfter Frömmigkeit und zarter Liebe gehalten, und haben sich dadurch eben sowohl, als durch Natürlichkeit, Leichtigkeit und Wärme, durch Gefälligkeit der Versification und Sprache empfohlen. Mehrere derselben sind Volkslieder geworden. Dahin gehören namentlich das Trinklied: „Bei Nektar und Ambrosia, u. s. w." Klagelied eines Bauern: „Das ganze Dorf versammelt sich, u. s. w." Lob der Alten: „Es leben die Alten, u. s. w." Abschiedslied: „Traurig sehen wir uns an, u. s. w." — Millers Predigten athmen den Geist und das Gefühl echter Religiösität und Sittlichkeit; sie unterscheiden sich durch eine gemeinfaßliche Beredsamkeit, und durch eine einfache, würdige Sprache. Miller war ein edler, liebenswürdiger, anspruchsloser Mann, der bei einem großen Hange zur Gemächlichkeit, doch immer gemeinnützig zu werden strebte. In den Zeitgenossen, St. XIII., befindet sich eine sehr gute Biographie und Charakteristik Millers. DH.

Millin (Aubin Louis), Professor der Alterthümer zu Paris, Mitglied der Akademie der Inschriften und der Ehrenlegion, wurde nach dem Tode des berühmten Abbé Barthélemy Aufseher (Conservateur) des reichen Antiken- und Medaillen-Cabinets der kaiserlichen, jetzt königlichen Bibliothek. Er war einer der gelehrtesten und geschmackvollsten Archäologen Frankreichs. Um uns hat er das Verdienst, unsere Gründlichkeit seinen

Landsleuten bekannter gemacht zu haben; theils durch sein schätzbares Journal: Magazin encyclopédique, theils durch sein Dictionnaire des beaux arts, durch die verbesserte Ausgabe des Dictionnaire de la fable von Chompré, und durch seine Monuments antiques inédits ou nouvellement expliqués. Neue Verdienste um die Archäologie hat er sich erworben durch seine Peintures des vases antiques, seine Galerie mythologique, 2 Voll. 1811 Paris, und seine Beschreibung mehrerer Münzen und Medaillen. Durch diese Schriften sowohl, als durch seine Vorlesungen, deren Besuchen zum guten Ton gehörte, hat er den Geschmack an der schönen Kunst des Alterthums in Paris gar sehr befördert. Um die Kunstgeschichte seines Vaterlandes hat er sich durch seine Voyage dans les départemens du midi de la France, durch seine Histoire métallique de la révolution française und Histoire métallique de l'Empereur Napoléon bedeutende Verdienste erworben. Mehrere kleine Lehrbücher über das Studium der Antike, Münzkunde, Gemmenkunde, Mythologie, bieten eine leichte und angenehme Uebersicht dieser Zweige der Kunst und Wissenschaft dar. Zwar dürften wir Deutsche in den meisten dieser Werke wenig Neues und Unbekanntes finden, allein man lieset auch das bekannte gern bei ihm wieder. Als Aufseher des Antikencabinets hat er eine zweckmäßige Anordnung der Münzen nach den Ländern, Städten und Regenten gemacht, wobei ihm Eckhels doctrina nummorum veterum zum Führer diente. Seiner Gefälligkeit, womit er stets bereit war, auch Fremden die seiner Aufsicht anvertrauten Schätze zu zeigen, gedenken alle Reisenden mit Ruhm. In Frankreich selbst aber war man nicht sehr nachsichtig gegen ihn; man tadelte seinen Styl, worin er, da er schnell arbeitete, gewöhnlich nachlässig war, daher hatten auch seine Werke in Frankreich nur mittelmäßigen Absatz. Das Magazin encyclopédique hat er beinahe 20 Jahre ohne den geringsten Ertrag herausgegeben. Der Verleger bezahlte blos die Druckkosten. In seinen letzten Jahren ließ Millin seine Werke auf eigene Kosten drucken, und besorgte selbst den Absatz derselben. Da sie größtentheils mit illuminirten Kupfern versehen waren, so ließ er alles in seinem Zimmer wie in einer Werkstatt betreiben. Durch Bosheit oder Zufall verbrannten ihm fast alle seine Sammlungen in seiner pariser Wohnung, als er auf einer Reise nach Italien begriffen war. Diese ist sein letztes unvollendet gebliebenes Werk. Er starb den 14ten August 1818 zu Paris im 60sten Jahre seines Alters. Er war immer unverheirathet geblieben. Da er Ursache hatte, mit seinen Verwandten unzufrieden zu seyn, so vermachte er sein Vermögen seiner Freundin, der Gräfin de Lassolais. Sein letzter Wille (Paris den 27sten November 1817) enthält sein sittlich religiöses Glaubensbekenntniß. Mehr über ihn s. im 15. H. der Zeitgenossen.

Millot (Claude-François-Xavier), ein ausgezeichneter französischer Schriftsteller, Mitglied der französischen Akademie, war 1726 zu Besançon geboren und einige Zeit Jesuit. Er hatte sich der Kanzel gewidmet und fuhr zu predigen fort, auch nachdem er aus der Gesellschaft getreten war, bis ihn die Schwäche seiner Brust und seine Aengstlichkeit bewogen, darauf Verzicht zu leisten. Der Marquis Felino, Minister von Parma, hatte einen Lehrstuhl der Geschichte zum Unterrichte junger Edelleute gegründet

und beſetzte ihn auf Empfehlung des Duc de Nivernois mit dem Abbé Millot. Später kehrte dieſer nach Frankreich zurück, und wurde zum Lehrer des Duc d'Enghien ernannt; in dieſem Poſten ſtarb er 1785. Millot war in der Geſellſchaft kalt und zurückgezogen, aber was er ſagte, war klug und geiſtreich. D'Alembert erklärt ihn für denjenigen unter allen ſeinen Bekannten, der die wenigſten Vorurtheile gehabt, und die wenigſten Anſprüche gemacht habe. Man hat von ihm verſchiedene, in einem reinen eleganten und natürlichen Styl geſchriebene Werke. Die wichtigſten darunter ſind: 1. Elémens de l'historie de France, depuis Clovis jusqu'à Louis XV., 3 Bände; 2. Elémens de l'histoire d'Angleterre, depuis son origine sous les Romains jusqu'à George II. 3 Bände; 3. Elémens de l'histoire universelle, 9 Bände, (auch deutſch unter dem Titel: des Abbé Millots Univerſalhiſtorie, aus dem Franzöſiſchen mit Zuſätzen und Berichtigungen von W. C. Chriſtiani, 11 Theile 1777 — 1789); 4. L'histoire des Troubadours, 3 Bände. Dieſes nach den Handſchriften von Sainte-Palaye gearbeitete Werk iſt eine Hauptquelle für die Geſchichte der Troubadouren; 5. Mémoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV.; 6. Histoire philosophique de l'homme. — Die als ein nachgelaßnes Werk von ihm 1807 unter ſeinem Namen erſchienenen Elémens de l'histoire d'Allemagne ſind untergeſchoben.

Milo von Crotona, ein Schüler des Pythagoras und einer der berühmteſten griechiſchen Athleten, welcher ſechsmal in den olympiſchen Spielen den Sieg davon trug. Von ſeiner außerordentlichen Stärke werden mehrere Beiſpiele angeführt. Einſt wollte der Tempel, in welchem Pithagoras lehrte, einſtürzen. Milo ergriff die Hauptſäule, und verhinderte dadurch den Einſturz ſo lange, bis alle Anweſenden ſich gerettet hatten. Einen Stier trug er auf ſeinen Schultern zum Opfer und tödtete ihn mit einem Fauſtſchlage. Aber ſeine Stärke wurde auch die Urſache ſeines Todes. Er ſah in einem Walde einen ſtarken Baumſtamm, den man mit Keilen vergebens zu ſpalten verſucht hatte. Er wollte ihn aus einander brechen, allein ſeine Kräfte verſagten ihm; die Keile, welche den Spalt aus einander hielten, waren herausgefallen, und ſo blieb er mit den Händen eingeklemmt. Da ihm Niemand zu Hülfe kam, ſo wurde er eine Beute der wilden Thiere, die ihn zerriſſen.

Miloradowitſch (Graf), ein ausgezeichneter, auch in Deutſchland ſehr bekannt gewordener ruſſiſcher General. Er focht zuerſt 1789 gegen die Türken, und ſpäter gegen die Polen. Im Feldzuge von 1799 befehligte er unter Suwarow, der ihm ſehr gewogen war, die Vorhut der ruſſiſchen Armee. In der unglücklichen Schlacht von Auſterlitz commandirte er eine Dioiſion. In dem Feldzuge von 1812 ſtand er abermals an der Spitze der Avantgarde, und in dieſer Eigenſchaft erhielt er am 11ten October von Murat einen Beſuch, der zur Abſicht hatte, Friedensunterhandlungen einzuleiten. Er verſicherte dieſem aber, daß für die Ruſſen jetzt erſt der Feldzug anfangen ſolle. — Bei der Schlacht von Lützen, am 2ten Mai 1813, commandirte er die Reſerve, und es wurden ihm vom Publicum, doch wahrſcheinlich ohne Grund, Vorwürfe darüber gemacht, daß er am Schlachttage erſt Morgens 10 Uhr von Altenburg aufbrach und ſich auf die linke Flanke der vereinigten Armee zog, wo er zu der Entſcheidung des blutigen Kampfes nichts mehr

wirken konnte. — In der Schlacht von Culm trug er dagegen viel zu der Vernichtung Vandamme's bei, und in der Schlacht von Leipzig commandirte er die russischen und preußischen Reserven.

Miltiades. Dieser berühmte athenienſische Feldherr, welcher um das Jahr 500 vor Chr. Geb. lebte, hatte bereits eine athenienſische Colonie glücklich nach dem Chersones geführt und verſchiedene Inſeln im Archipelagus ſeinem Vaterlande unterworfen, als Darius an der Spitze eines furchtbaren Heeres zur Unterjochung Griechenlands heranzog. Er, Ariſtides und Themiſtokles feuerten die vor der Uebermacht des Feindes zagenden Athenienſer zur Gegenwehr an. Jeder der zehn Stämme ſtellte 1000 Mann unter einem Anführer. Dieſes kleine Heer rückte in die Ebene von Marathon, wo 1000 Mann Fußvolk, welche Platäa als Bundesgenoſſin abgeſchickt hatte, dazu ſtießen. Miltiades rieth zum augenblicklichen Angriff. Ariſtides und einige andere Anführer unterſtützten ihn; andere dagegen wollten die Hülfstruppen der Lacedämonier erwarten. Der Oberfeldherr (Polemarch) Callimachus trat des Miltiades Gründen bei und ſo wurde der Angriff beſchloſſen. Der Oberbefehl, welcher unter den Feldherren wechſelte, wurde von allen dem Miltiades überlaſſen, der jedoch keinen Gebrauch davon machte, ſondern den Tag abwartete, der ihn geſetzmäßig an die Spitze des Heeres rief. Sobald dieſer erſchien, ſtellte er ſeine Truppen an den Fuß eines Berges in einem mit Bäumen beſetzten Felde, welche die Reiterei aufhalten ſollten, in Schlachtordnung. Die Platäer ſtanden auf dem linken Flügel, Callimachus commandirte den rechten, Ariſtides und Themiſtokles das Mitteltreffen. Miltiades befand ſich allenthalben, wo ſeine Gegenwart nöthig war. In vollem Laufe griffen die Griechen an; die Perſer widerſtanden mit Ruhe aber Hartnäckigkeit, bis nach einem mehrſtündigen Kampfe ihre beiden Flügel wichen. Im Mittelpunkte aber befand ſich Datis, der perſiſche Feldherr, ſelbſt mit ſeinen beſten Truppen, und bedrängte Ariſtides und Themiſtokles hart, als er, von den Griechen auch im Rücken angegriffen, ſeine Vortheile aufzugeben gezwungen wurde. Jetzt ward die Niederlage allgemein. Was dem Schwerte entran., mußte ſich auf die Flotte flüchten, welche den Griechen zum Theil auch in die Hände fiel. Die Perſer verloren 6400, die Athenienſer 192 Mann; Miltiades ſelbſt war verwundet. So glorreich dieſer Sieg war, ſo hätte er doch ohne die Thätigkeit des Miltiades Athen in Unglück bringen können. Datis wollte auf ſeinem Rückzuge Athen ſelbſt überfallen, und ſchon umſegelte ſeine Flotte das Vorgebirge Sunium, als Miltiades Nachricht davon erhielt, ſich mit dem Heere ſogleich auf den Weg machte, und noch zur rechten Zeit unter den Mauern der Stadt ankam, um durch ſeine Gegenwart den Entwurf des Feindes zu vernichten und ihn zur Rückkehr nach den Küſten Aſiens zu zwingen. So ſehr Miltiades nach ſeiner Rückkehr von den Athenienſern geehrt wurde, ſo bald ward er auch der Gegenſtand des Neides. Seine Feinde ſtellten vor, er könne leicht in Verſuchung kommen, ſich der oberſten Gewalt zu bemächtigen. Eine unglückliche Unternehmung, deren Urheber er war, erleichterte ihren Sieg. Er hatte nämlich in einer Volksverſammlung verlangt, ihm eine wohl ausgerüſtete Flotte von 70 Schiffen anzuvertrauen und verſprochen, mit ſelbiger die Athenienſer in den Beſitz großer Reichthümer und Vortheile zu ſetzen. Vermuthlich war ſeine Abſicht, die perſiſchen Küſtenſtädte zu plündern und die Inſeln des ägäiſchen Meers, die es mit den Perſern ge-

halten hatten, zu bestrafen. Sein erster Angriff war auf Paros, wo er aber so tapfern Widerstand fand, daß er unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Er wurde vor der Volksversammlung der Bestechung mit persischem Gelde, nach Andern einer Geldentwendung angeklagt, und da er sich, wegen einer auf Paros erhaltnen Wunde, nicht vertheidigen konnte, verurtheilt, in den Graben geworfen zu werden, wo man die Missethäter umkommen ließ. Die Obrigkeit verwandelte die Todesstrafe in eine Geldbuße von 50 Talenten, und ließ ihn, da er sie nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß setzen, wo er an seiner Wunde starb. So lohnte Athen seinem Erretter.

Milton (John), der große englische Dichter, war den 9. December 1603 zu London geboren und der Sohn eines Notars. Nachdem er einige Zeit theils von Privatlehrern, theils auf der St. Paulsschule unterrichtet worden, bezog er das Christ-College zu Cambridge (1624), wo er 1628 die gewöhnlichen Grade eines Baccalaureus und Magister annahm, und sich durch seine großen Fortschritte in den Wissenschaften, so wie durch verschiedene poetische Versuche in lateinischer Sprache vortheilhaft auszeichnete. Er hielt sich darauf mehrere Jahre bei seinem Vater auf, der jetzt auf seinem Landgute Horton bei Colebrook in Buckinghamshire lebte. Im J. 1634 schrieb er the Mask of Comus, eine Farce, welcher die Auszeichnung wiederfuhr, von den Kindern des Grafen von Bridgewater, Lord-Präsidenten von Wales, zu Ludlow-Castle in Shropshire aufgeführt zu werden. Sein nächstes Product war Lycidas, eine Monodie auf den Tod seines Freundes E. King. Im J. 1638 erhielt er von seinem Vater Erlaubniß auf Reisen zu gehn. Er begab sich nach einem kurzen Aufenthalt zu Paris, wo er den berühmten Grotius besuchte, nach Italien, einem Lande, dessen Literatur er mit großem Fleiße studirt hatte, wie verschiedne seiner Jugendgedichte, die in italienischer Sprache abgefaßt sind, beweisen. Er wurde überall mit großer Achtung aufgenommen nnd machte mit den größten Männern damaliger Zeit, z. B. mit Galilei, den er im Inquisitionsgefängnisse zu Rom besuchte, Bekanntschaft. Von Neapel wollte er nach Sicilien und Griechenland übersetzen; allein die Nachricht von den in seinem Vaterlande ausgebrochnen Unruhen änderte seinen Entschluß, und veranlaßte ihn, nach seiner funfzehnmonatlichen Abwesenheit nach England zurückzukehren. Er brachte nun seine übrige Lebenszeit in London zu. Nachdem er sich einige Zeit mit der Erziehung seiner Schwestersöhne beschäftigt hatte, nahm er an den ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten Theil und gab 1641 fünf Abhandlungen concerning the church government heraus. Im J. 1644 schrieb er Areopagitica, a speech for the liberty of unlicensed printing. Im folgenden Jahre wurden seine juvenile Poems zu London gedruckt, worin man die schönen Stücke l'Allegro und il Penseroso findet, in denen er die verschiednen Gesichtspunkte, aus denen der Fröhliche und der Schwermüthige die Dinge in der Welt ansehen, treffend angiebt. Nach der Hinrichtung des Königs erschienen seine Remarks on the articles of peace between Ormond and the Irish rebels, und sein *Εἰκονοκλαστης*. Durch diese und mehrere andre in gleichem Geiste geschriebne Werke machte er sich bei den Republikanern so beliebt, daß er von Cromwell zum lateinischen Secretär des Staatsraths ernannt wurde. Im J. 1651 schrieb er seine berüchtigte Defensio pro populo Anglicano gegen die 1649 von Salmasius herausgegebne Defensio regis, wofür er vom Parlamente eine Belohnung von

1000 Pfund erhielt. Durch sein unablässiges Studiren, verbunden mit dem Kopfweh, woran er von Jugend auf gelitten hatte, wurde er um diese Zeit völlig seines Gesichts beraubt. Dadurch ließ er sich indessen weder an der Verwaltung seines Amtes, noch an seinen literarischen Beschäftigungen hindern. Im J. 1654 gab er seine Defensio secunda und im folgenden Jahre seine Defensio pro se heraus. Im J. 1659 schrieb er einen Tractat von der bürgerlichen Gewalt in Kirchensachen und Considerations touching the likeliest means of removing hirelings out of the church. Am Ende des Jahrs 1659, da schon Richard Cromwell sein Protectorat niedergelegt hatte, ließ er einen Brief upon the model of commonwealth und wenige Monate vor der Restauration seinen ready and easy way to establish a free commonwealth drucken. Daß er bei Carls II. Rückkehr seinen Secretariatsposten verloren, wird man leicht errathen. Er verbarg sich, bis die Vergessenheitsacte, in die er wider Vermuthen begriffen wurde, ungeachtet seine Defensio pro populo Anglicano von Henkers Hand verbrannt worden war, ihm erlaubte, sich wieder öffentlich zu zeigen. Im J. 1665 vollendete er seine berühmte und erhabene Epopee, the Paradise lost (das verlorne Paradies, deutsch von Bodmer Zürich 1780, Zachariä 1760, Bürde Berlin 1793, 2 Thle. 8., und Pries; französisch von Delille). In der ersten Ausgabe von 1667 erschienen nur zehn, in der zweiten von 1674 zwölf Bücher. Das Honorar des Verfassers betrug zehn Pfund. Ueberhaupt erregte dies Meisterstück der englischen Poesie bei seiner ersten Erscheinung wenig Aufmerksamkeit. Erst nachdem Addison die Schönheiten desselben in seinem Zuschauer zergliedert hatte, fing die Nation an, sich näher damit bekannt zu machen. Im J. 1670 gab der Dichter eine Geschichte von England heraus, die jedoch nur bis auf die normannische Invasion reicht. Im J. 1671 erschien sein zweites Epos, Paradise regained (das wiedergefundne Paradies), welches dem erstern nachsteht, und sein Samson Agonistes, ein im Geschmack der Alten geschriebnes Trauerspiel. Im J. 1672 ließ er eine Logik und 1673 seine Discourses of true religion drucken, worauf er den 10. Nov. 1674 zu London starb. In neuern Zeiten ist ihm in der Westminsterabtei ein Denkmal errichtet worden. — Milton lebte sehr mäßig und hatte einen natürlichen Abscheu gegen starke Getränke. Seine Vergnügungen bestanden größtentheils in der Unterhaltung mit seinen Freunden und der Beschäftigung mit Musik, worin er es zu einiger Vollkommenheit gebracht hatte. Seine Kenntnisse waren sehr ausgebreitet. Er verstand die hebräische, griechische, lateinische, französische, italienische und spanische Sprache. Von den Dichtern seiner Nation schätzte er am meisten Spenser, Shakspeare und Cowley. Nachdem er blind geworden war, unterrichtete er seine Töchter in den drei ersten der genannten Sprachen, damit sie ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen hülfreiche Hand leisten möchten. Uebrigens war er ein offner, redlicher Mann, von schneller Fassungskraft, mit treffendem Witze und scharfem Urtheil versehen. Verheirathet hatte er sich dreimal. Seine sämmtlichen poetischen Werke findet man in Johnsons Sammlung, desgleichen bei Bell und Anderson. Commentirt haben ihn Bentley, Newton, Pearce, die beiden Richardson und Th. Warton.

Milz, ein an der linken Seite des Magens, in dem Raume, welchen die falschen Rippen der linken Seite umschließen, liegendes Eingeweide, welches ungefähr um fünf Theile kleiner als die Leber,

von länglich runder Form ist, und dessen Gewicht, nach Verhältniß des Alters des Menschen, von 6 bis 15 Unzen beträgt. Ihre äußere Fläche ist gewölbt und dem Zwerchfell (Zwerchmuskel) zugekehrt, die innere Fläche flach ausgehöhlt und dem Magen zugewandt. Sie ist mit der Bauchhaut gänzlich umgeben, die durch verschiedne Verdoppelungen Bänder bildet, mit denen das obere Ende der Milz an den Zwerchmuskeln, und die innere Fläche an dem Magen befestigt ist. Das innere der Milz besteht aus einem so blutreichen Gewebe, daß es blauroth durch die sehr zarten Häute durchschimmert. Zwischen dem zelligen Gewebe der Milz laufen die Zweige der Blutgefäße, deren Aestchen sich selbst in den Zellen zu öffnen scheinen. In die Milz geht eine nach Verhältniß anderer Eingeweide sehr starke Schlagader, die noch vor ihrem Eingang sich in mehrere Aeste abtheilt, welche an der innern Fläche in die Substanz der Milz eindringen und sich hier auf das vielfachste verästeln. Die das Blut zurückführende Milzvene ist viel stärker als die Arterie, im Verhältniß wie 1 zu 5; sie setzt durch ihre Verbindung mit der Gekrösader den Stamm der Pfortader zusammen, welche sich in die Leber zur Bereitung der Galle begiebt. Von der Milzarterie gehen auch mehrere Aeste zu dem Magen, die sogenannten kurzen Blutgefäße (vasa brevia), und versorgen diesen mit Blut (s. Magen). Außer der Zeit der Verdauung ist die Milz schlaff und weniger mit Blut angefüllt; wahrscheinlich geht alsdann durch die kurzen Gefäße mehr Blut zu dem Magen, um häufigern Magensaft zum Vorrath abzusondern. Ist der Magen mit Speisen angefüllt, so strömt das Blut in größerer Menge nach der Milz, und dehnt sie so aus, daß sie gespannt, glatt und glänzend erscheint. In dieser Zeit ist ihre Thätigkeit vorzüglich erhöht. Das Blut erleidet vermöge der eigenthümlichen Lebensthätigkeit der Milz eine eigne Verwandlung zum Behuf der Gallebereitung in der Leber, indem es viel dünner und wässeriger ist, als anderes Venenblut, insbesondere als das Pfortaderblut, das dicker, schwärzer und fettiger ist. Diese Verwandlung des Milzblutes geht wahrscheinlich in den Zellen der Milz vor sich, welche in ihrem ausgedehnten Zustande eine durchsichtige Flüssigkeit enthalten. Indem nämlich die Milzarterie das mit Oxygengas begeistete Blut (s. Lunge) in die Milz so reichlich überführt, daß die Menge desselben eben so viel beträgt, als die sechsmal größere Leber bekommt, so wird in dem Innern der Milz vermöge ihrer specifischen Lebensthätigkeit das Sauerstoffgas zum Theil mit dem Wasserstoffgase zu wässeriger und lymphatischer Flüssigkeit verbunden, welche in großer Quantität mit dem Venenblute zu der Leber hingeht. Dieses wässerige Milzvenenblut beträgt eben so viel, als das übrige sämmtliche Pfortaderblut, und dient wahrscheinlich dazu, die Galle flüssig, auflöslich und sauerstoffhaltig zu machen. Der andre Theil des in der Milz frei gewordnen Sauerstoffs geht reichlich in das Blut des Magens über, und dient zur Bereitung des Magensaftes. Ob dieser Uebergang durch die sogenannten kurzen Gefäße vermittelt wird, welches wohl das wahrscheinlichste ist, oder ob eigene, bis jetzt noch unbekannte Uebergänge dazu vorhanden sind, ist noch zweifelhaft. Indessen ist durch Versuche (von Home angestellt) erwiesen, daß Flüssigkeit unmittelbar aus dem Magen in die Milz übergeht; und von dieser in den Kreislauf des Blutes kommt. Die Milzkrankheiten können von verschiedner Art seyn, je nachdem ihre Lebensthätigkeit verändert, erhöht oder geschwächt ist. Da sie ein so außerordentlich blutreiches Organ ist, so kann krankhafte

Anhäufung des Blutes Statt finden, welche zunächst übermäßig vermehrte Thätigkeit zur Folge hat, wodurch die Galle zu sehr verdünnt, der Magensaft zu sehr gesäuert wird, und zur beständigen Magensäure, zu Magenkrämpfen und schlechter Verdauung Veranlassung giebt. Sie kann sogar in entzündlichen Zustand übergehen, welcher seines langsamen und weniger lebhaften Ganges wegen oft verkannt wird. Beide Zustände geben Veranlassung zu Stockung des Bluts in der Milz und Auftreibung derselben, wodurch endlich das Blut rückwärts in den Magen übergeht, und Blutbrechen veranlaßt, welches oft die größte Höhe der Milzentzündung, oft auch die Entscheidung derselben anzeigt, und jederzeit ein sehr gefährlicher Zustand ist. Die Milz kann aber auch in einen Zustand von zu geringer Thätigkeit verfallen, wodurch alsdann die Galle zu dicke und zur Verdauung untauglich wird, daher Magenbeschwerden, schlechte Verdauung, Mangel an Appetit, Blähungen, Angst, Druck in der Herzgrube, Stockung der Galle in den Ledergängen, Stockungen in der Milz selbst, Verhärtungen und dergleichen entstehen. Die ältern Aerzte nannten diesen Zustand Milzsucht. Sie sahen die Milz als ein Eingeweide an, welches dazu bestimmt sey, die Leber und das Blut von den dicken schwarzgalligten (melancholischen) Feuchtigkeiten zu befreien, indem sie dieselben als mit ihnen verwandt an sich zöge, zum Theil sich selbst davon ernährte, wovon die dunkle Farbe der Milz herrühre, zum Theil sie in den Magen und die Gedärme ausleere. Wenn nun in der Milz die schwarzgallichten dicken Säfte sich anhäuften, ohne Abgang zu haben, so entstände Verstopfung, Verhärtung und Skirrhosität derselben, das Blut selbst würde von diesen Säften nicht mehr gereinigt, beschwerte das Gehirn, und so entstände zunächst die Krankheit, welche sie Milzsucht nannten, die mit Angst, Traurigkeit, wunderlichen trübsinnigen Gedanken verbunden wäre, und endlich in Melancholie überginge. H.

Mimen nannten die Griechen kleine Dramen oder dramatische Spiele, welche nicht kunstmäßig ausgebildet waren. Sie bestanden oft nur aus einzelnen, besonders komischen Scenen, zuweilen mit improvisirtem Dialog, und wurden besonders bei Gastmählern vorgestellt; einige indessen scheinen auch auf die Bühne gekommen zu seyn. Davon verschieden waren die Mimen des Sophron aus Syracus (um 420 v. Ch.), die wir nur in Fragmenten besitzen, und welche dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa abgefaßt und nicht fürs Theater, sondern nur für die Lectüre und für die Recitation bestimmt waren. Sie beschäftigten sich mit möglichst treuer Darstellung von Charakteren und Sitten des gemeinen Lebens. Sie ahmte Theokrit in seinen Idyllen nach. Bei den Römern waren die Mimen ursprünglich planlose Possenspiele, welche durch ausgelaßnen Scherz das Volk belustigten; nach und nach bildete sich daraus ein regelmäßiges Schauspiel, in welchem man besonders (aber nicht allein) durch Hülfe der Geberdensprache Scenen und Charaktere des gemeinen Lebens auf eine lachenerregende Weise darstellte. Auch hießen die Künstler, welche dieselben darstellten, Mimen, und sie waren von den Pantomimen, die alles durch Geberden darstellten, verschieden. Decimus Laberius (50 v. Ch.) und Publius Syrus, sein Zeitgenosse, sind als Mimographen (Dichter solcher Mimen) bekannt. S. Ziegler de mimis Romanorum, Götting. 1789. Wir nennen Mimen jeden mimischen, d. i. solchen Künstler, der durch Geberden darstellt, mithin auch den Schauspieler. (Vergl. d. Art. Pantomime.)

Mimik, die Kunst, durch Geberden (im weitern Sinne — s. d. Art.) die Zustände des Gemüths zusammenhängend und mannichfaltig auszudrücken. Sie beschränkt sich auf die Darstellung des Menschlichen, d. h. menschlicher Vorstellungen, Gefühle und Handlungen, weil ihr Darstellungsmittel der menschliche Körper selbst in seinen durch Willkür hervorzubringenden und unmittelbar anscheinenden Zuständen ist. Sie dient der lebendigen Mittheilung überhaupt und ist daher in gewissem Umfange schon dem Redner wichtig und unentbehrlich. Sie ist aber *schöne* Kunst, indem sie von Poesie abhängig ist, und entweder den Vortrag eines Gedichts begleitet, oder einen poetischen Gedanken überhaupt *ohne* Rede ausführt. Von dieser selbstständigen, aber natürlich in Hinsicht ihres Inhalts beschränkteren *Mimik* handelt insbesondre der Artikel Pantomime. Die erstere *Art* der Mimik aber schließt sich an die verschiedenen Dichtungsarten, nach deren besonderem Character an, und ist daher mit der *Declamation* (s. d. Art.) genau verbunden. Sie ist in so fern in *didactischen* und *erzählenden Gedichten* im Ganzen ruhiger; bewegter in lyrischen; aber ihren größten Wirkungskreis erhält sie bei der Darstellung der *dramatischen* Poesie. Hier macht sie einen Hauptbestandtheil der Schauspielkunst im engern Sinne aus, so wie sie im weitern Sinne oft auch Schauspielkunst deshalb genannt worden ist, weil sie das Auge zunächst beschäftigt und sich größtentheils auf der *Schaubühne* zeigt. Hier nämlich soll die *Objectivität* der Darstellung die Subjectivität des Darstellers beherrschen, und der Darstellende soll als ein Anderer erscheinen. Hierauf beruht der genaue Begriff der Action. Daß eine solche Kunst daher von der Nachahmung anfange, von der sie auch den Namen führt, ist ganz natürlich, aber es hängt von der Art der Nachahmung ab, ob sie schöne Kunst bleiben soll. Fürs erste kann die Nachahmung eines Andern, besonders zum Behuf des Spottes und der Lust, zu dieser Kunst zwar die Veranlassung seyn, und das Talent des Darstellenden in vielen Fällen entwickeln, allein die Kunst soll nicht das *Einzelne*, sondern zugleich das Ideale, nicht mechanisch, sondern frei und mit Bewußtseyn darstellen. Mithin muß die Darstellung aus der Phantasie des Darstellenden hervorgehen und jeder einzelne Theil derselben sich aus ihr in einem nothwendigen Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Aeußerungen entwickeln. In dieser Beziehung giebt es auch analog der ebenfalls *successiv* darstellenden Tonkunst einen mimischen Rhythmus und mimischen *Accent*. Um ferner *wahr* zu seyn, muß die Geberdendarstellung zwar dem natürlichen und nothwendigen Ausdruck des Innern gleichen, allein derselbe muß zu einem freien künstlerischen Zwecke, zu einem poetischen Ganzen verbunden, und *so* aufgefaßt werden, wie er sich in dem zur Gattung entwickelten Individuum in derselben Lage zusammenhängend gezeigt haben würde. Hierin besteht die *Natürlichkeit* des mimischen Spiels, welche sich mit der *Kunst* verträgt, und hieraus ist begreiflich, in wie fern der Mime die Natur, d. h. den mannichfaltigen Ausdruck der verschiedenen Gemüthszustände in der Wirklichkeit studiren muß. — Wenn wir die Mittel, welche dem Mimen zu Gebote stehen, genauer in Erwägung ziehen, so sind es die Gestalt

selbst und ihre Haltung, Stellung und Gang, und vorzüglich Bewegung der Hände und Mienen, so wie im Aeußern die Drapirung, welche verbunden angewendet werden müssen, um jene Zustände der Ruhe und Bewegung (des Affects) und deren Uebergänge bestimmt auszudrücken. In letzterer wird sich der Mime die Antike zum Muster nehmen, deren Triumph darin besteht, die Ruhe in der Bewegung darzustellen und den Ausdruck des Affects, der den blos nach Natürlichkeit strebenden Künstler leicht zum Häßlichen und Manirirten verleitet, durch das Maaß der Schönheit zu beherrschen. Doch darf er nicht vergessen, daß er es mit einer auf Bewegung beruhenden Kunst zu thun hat, welche das Plastische in Leben und Bewegung übertragen muß. Das erste unerläßliche Erfoderniß des Mimen ist nun ein von häßlichen oder bedeutungslosen Angewöhnungen freier Gebrauch eines wohlgestalteten und beweglichen Körpers, wozu eine regelmäßige, mechanische Uebung und gebildeter Umgang verhelfen kann; das zweite und höhere die Kenntniß der mannichfaltigen Gemüthszustände und ihrer eigenthümlichen Ausdrücke; das dritte das Talent, sie zur Ausführung einer Situation oder eines Charakters und einer Handlung nach einem poetischen Ideale bestimmt anzuwenden, worin die eigentliche Darstellungsgabe des Mimen beruht. — Was die Geschichte der Mimik bei den kunstgebildetsten Völkern anlangt, so wollen wir hier nur einige Züge derselben bemerken. Die Mimik der Griechen war im eigentlichen Sinn, wie alle ihre Kunst, plastisch, dagegen die der neuern mehr pittoresk ist. Die Mimik der Griechen und Römer nämlich diente zur Veranschaulichung der abgeschloßnen, selbstständigen Gestalt, wobei die Individualität des Darstellers, selbst durch den Gebrauch der Masken, möglichst unterdrückt wurde. Richtig charakterisirt daher ein Kenner die antike Mimik durch die Worte: „bestimmte Gestalten, kunstreich bewegt, Vertilgung aller Persönlichkeit, Verschmähung gemeiner Täuschung und darum Entfernung von bloßer Repräsentation, wie sie heut zu Tage Statt findet, zeichneten die antike Mimik aus.“ Uebrigens war die Mimik bei den Griechen mit Declamation und Musik auf der einen, und mit Tanzkunst auf der andern Seite eng verbunden (s. d. Art. Pantomime). Letzteres beweisen die mimischen Tänze (s. Tanz), von welcher Art Xenophon in seinem Gastmahl und in der Anabasis VI. 1 §. 3, 8 uns einige lebendige Schilderungen liefert. Sie waren meist Darstellungen von Mythen oder kriegerischen Inhalts. Die Römer hatten die ausgezeichnetesten Mimen. Unter ihnen ist Roscius vor Allen berühmt, dessen Unterricht die Redner benutzten. Auch wurde bei den Römern die Pantomime ausgebildet (s. d. Art.). Die Italiener haben ein ausgezeichnetes mimisches Talent bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt, welches sich z. B. in der Buffonerie ihrer theatralischen Komiker zeigt. In der neuern Zeit war überhaupt das Ziel der Mimik, die sich als Kunst größtentheils auf die Bühne beschränkte, die möglichst ausgeführte subjective Charakteristik, welche einige Zeit lang durch die bürgerlichen Familiengemählde auch sehr unterstützt wurde. Auf der neuern Bühne lassen sich aus dem großen Haufen der Naturalisten und schwachen Nachahmer nur selten ein Garrick, Iffland, Devrient, Eßlair, Talma, eine Bethmann, Hendel-Schütz ꝛc. herausheben. (S. d. Art. Schauspielkunst, und in Hinsicht besonderer Arten der mimischen Darstel-

lung die Art. Attitüden, Tableaux und Pantomime.) Was die von den Künſtlern jetzt ſehr vernachläſſigte Theorie der Mimik anlangt, ſo haben uns ſchätzbare Beiträge zu derſelben geliefert: Engel in ſeiner Idee zu einer Mimik, Berlin 1785, 2 Thl. (oder 7. und 8. Bd. ſeiner Schriften); ferner von Seckendorf (genannt Patrik Peale) in mehreren Schriften, z. B. in ſeiner Grundform der Toga, Gött. 1812, und in ſeiner Kritik der Kunſt, ebendaſelbſt; ferner in ſeinen Vorleſungen über die bildende Kunſt des Alterthums und der neuern Zeit, Aarau 1814, und vornehmlich in den Vorleſungen über Declamation und Mimik, Braunſchweig 1816, denen man noch hinzufügen kann Klingemanns Vorleſungen für Schauſpieler, und das viel umfaſſende Werk des Engländers Gild Auguſtin Chironomia ꝛc. welches eine beſondre Notenſchrift für die Geberden liefert, und in einem deutſchen Auszuge Lpz. bei Baumgärtner 1818, 8. erſchienen iſt. Ueber die Mimik des Redners (ſ. d. Art. Beredſamkeit) giebt es mehrere Schriften z. B. Cludius Grundriß der körperlichen Beredſamkeit, Hamb. 1792. T.

Mimiſche Darſtellungen nennt man insbeſondre die mimiſchen Stellungen (ſ. Attitüden, und Handlungen (wie die der Mdme Hendel-Schütz) und die tableaux vivants, welche in neuer Zeit ſich vielen Beifall erworben haben.

Mimoſa, ein eignes Pflanzengeſchlecht, welches die ſogenannten Sinnpflanzen und einige andere, gegen 80 verſchiedne Gattungen, enthält.

Mimnermus, ein griechiſcher Dichter und Muſiker, geboren zu Colophon, der zur Zeit Solons lebte und ſich durch ſeine Elegien den ausgebreitetſten Ruf erwarb. Er gilt für den Erfinder des elegiſchen Sylbenmaaßes. Er ſang von Liebe und Freude, und lebte im Genuß beider; daher Properz von ihm ſagt:

Plus in amore valet Mimnermi versus Homero,
Mehr in der Liebe beſagt Mimnermus Vers als Homerus.

Wir beſitzen von ihm nur Fragmente, die ſich unter andern in Brunck's Analecten finden.

Mina (Francesco Espoz y), geb. 1784 im Königreich Navarra, und ſein Neffe Xavier vereinigten im Anfang des ſpaniſchen Revolutionskrieges einige Partiſane zum kleinen Kriege gegen die Franzoſen und beide zeichneten ſich durch kühne Unternehmungen aus, wodurch ſie den Franzoſen oft großen Abbruch thaten. Im October 1810 fingen ſie z. B. einen großen Geldtransport von einer Million Franken zwiſchen Bayonne und Madrid auf. Sie waren es insbeſondere, die den Krieg der Guerillas recht organiſirten, wodurch ſie einen großen Einfluß auf die Begebenheiten des ganzen Krieges hatten. Im J. 1811 ernannten die Cortes den ältern Mina zum Chef eines großen Freicorps, das am Ende bis gegen 15,000 Mann anwuchs und ſich nach allen Richtungen hin ausdehnte. 1813 wurde er von der Regentſchaft zum Marechal de Camp ernannt, allein bald nachher war er in einem Gefecht mit den Franzoſen ſo unglücklich, daß ſein ganzes Corps zerſtreut wurde und er zu St. Jean de Port eine Zuflucht ſuchen mußte, in der er bis zu Ferdinands Rückkehr blieb. Er wurde nun nach Madrid gerufen, allein er ſprach hier ſo freimüthig zu Gunſten der liberalen Partei, daß er, um nicht arretirt zu werden, nach Navarra entfliehen mußte. Beide Mina nahmen hier an dem Verſuche Theil, Pampeluna's ſich zu bemächtigen, und mußten mit ihren Freunden landflüchtig werden. Der ältere kam nach Paris, wurde für einen Augenblick verhaftet, aber auf Befehl des Königs freigelaſſen und

hält sich seitdem in Frankreich auf. — Der jüngere Mina ward bei Bordeaux angehalten, reiste während der hundert Tage nach England und rüstete sich hier zu einem Zuge nach Mexiko. Mit wenig Begleitern, aber versehen mit 7000 Gewehren und vollständiger Ausrüstung für 2000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie, segelte er im Mai 1816 von Liverpool ab, und kam im Junius in den vereinigten Staaten an, wo viele Freiwillige zu ihm stießen. Nach manchem Ungemach durch Stürme und Krankheiten landete er endlich im April 1817 mit seinen Begleitern zu Matagorda, unweit Tampico an der mexikanischen Küste, wo der Befehlshaber der dort kreuzenden Kaper und die Einwohner sich mit ihm vereinigten. Er fing sogleich an, die zerstreuten Insurgentenhaufen zu sammeln, und nach einem festen Plane den Krieg zu führen; allein die strenge Mannszucht und die Abhängigkeit, in welche die einzelnen Bandenanführer zu ihm gestellt wurden, erregten Unzufriedenheit. Doch machte er einige Fortschritte. (Vgl. d. Art. Westindien.) Der Vicekönig von Mexico Apodaca setzte daher schon den 12. Julius 1817 einen Preis von 500 Piastern auf seinen Kopf. Endlich ward er, wahrscheinlich durch Verrätherei einiger von ihm beleidigten Offiziere, bei dem Passe Venadito, den 27. Oct. 1817, von dem spanischen Obersten D. Francisco de Orrantia überfallen und nebst 25 seiner Begleiter gefangen genommen. Ein Dragoner, Namens Cervantes, nahm ihn gefangen, wurde zum Brigadier ernannt, erhielt jenen Preis und trug seitdem eine Medaille mit der Inschrift: Er fing den Verräther Mina. Man schaffte den unglücklichen Abenteurer nach Mexico, wo er, ungeachtet die Junta der Insurgenten auf das Nachdrücklichste sich für ihn verwandte, und mit Repressalien drohten, die man auch nachher an spanischen Offizieren vollzog, den 13. Nov. 1817 erschossen wurde.

Minden, ein vormaliges Bisthum im westphälischen Kreise, welches im westphälischen Frieden 1648 säcularisirt wurde, und als ein Fürstenthum an Churbrandenburg kam. Es enthielt auf 19 Quadratmeilen 75,000 Einwohner, die sich vorzüglich mit Getraide- und Flachsbau beschäftigten; auch beträchtliche Viehzucht trieben. 1807 mußte Preußen dies Land im tilsiter Frieden abtreten, worauf es als ein Bestandtheil des neugeschaffenen Königreiches Westphalen zum Departement der Weser gehörte. Durch den Beschluß des französischen Senats wurde es 1810 größtentheils mit Frankreich vereinigt, und gehörte zu dem Departement der Oberems. Nachdem es 1814 von Preußen wieder in Besitz genommen worden war, wurde es zu der neugebildeten Provinz Westphalen geschlagen, und bildet jetzt nebst Paderborn, Corvey, Ravensberg, dem osnabrückischen Amte Reckeberg, Rittberg und Rheda einen von den drei Regierungsbezirken der Provinz Westphalen, welcher von der Hauptstadt Minden den Namen führt, 101 Quadratmeilen mit 325,000 Einwohnern enthält und in 13 Kreise getheilt ist. — Die Hauptstadt Minden ist jetzt wieder befestigt, und liegt in einer angenehmen Gegend an der Weser, theils auf einer Ebene, theils am Abhange einer Bergkette, welche hier durch die Weser getrennt, und wodurch die bekannte Porta Westphalica gebildet wird. Ueber die Weser führt eine 600 Fuß lange und 24 Fuß breite steinerne Brücke. Die Straßen sind größtentheils enge und unregelmäßig; ein schöner Platz ist der mit Bäumen bepflanzte Domhof; die Häuser sind größtentheils massiv und altmodisch gebaut. Man zählt hier 6 Kirchen, 1150 Häuser und gegen 7000 Einwohner. Die Domkirche zeichnet sich unter den hiesigen Kirchen durch ihre Größe

und solide Bauart aus, und ist mit zwei Thurmspitzen versehen. Minden ist der Sitz der Regierungsbehörden, eines Gymnasiums und eines Schullehrerseminariums. Die Einwohner unterhalten, außer dem ansehnlichen Ackerbau, mehrere Fabriken, worunter besonders die Zuckersiederei beträchtlich ist, viele Branntweindrennereien und einen wichtigen Handel und Schifffahrt auf der Weser. Am 1. August 1759 lieferte bei dieser Stadt Prinz Ferdinand den Franzosen unter Contades eine Schlacht, und erfocht den entschiedensten Sieg. Die Franzosen würden noch ungleich mehr verloren haben, wenn Lord Sackville die Befehle des Prinzen gehörig vollzogen hätte, weshalb er auch von einem Kriegsgerichte für dienstunfähig erklärt wurde.

Minderjährig, s. Minorennität.

Mine (μνᾶ) betrug als Münze bei den Griechen 100 Drachmen, gegen 22 Rthlr. 12 Gr., als Gewicht 28 Loth 2 Quentchen 69½ Aß.

Mine, Minirkunst. Unter einer Mine versteht man überhaupt einen in die Erde gegrabenen und mit Pulver gefüllten Kasten, um die darüber befindliche Erde, und alles, was darauf ist, durch die Gewalt des entzündeten Pulvers in die Luft sprengen zu können, dann auch den Gang oder Keller, in welchen dieser Kasten eingesetzt wird. Sobald der Kasten nicht tiefer als ungefähr 10—12 Fuß in die Erde eingegraben ist, heißen solche Minen Flabdermine n und werden in der Feldbefestigungskunst gebraucht. Die Minen einer Festung heißen Contre- oder Gegenminen, die gemeiniglich in einem Minengang (Gallerie) bestehen, welcher unter dem bedeckten Wege am äußern Rande des Grabens fortläuft und Gallerie-Magistrale heißt. Von dieser gehen nach dem Felde zu kleinere Minengänge (Minenäste oder Rameaux) unter das Glacis, von denen noch rechts und links die Horchgänge ausgehen, um darin die Anstalten des Feindes in seinen Angriffsminen zu behorchen. Der mit Pulver gefüllte Kasten heißt der Pulverkasten, und das Loch, welches gegraben werden muß, um ihn in die gehörige Tiefe unter die Erde zu bringen, heißt der Brunnen, neben dem zur Seite ein Loch für den Pulverkasten gemacht wird, welches der Minenofen oder die Minenkammer heißt. Diejenige Linie, welche aus dem Mittelpunkte des Pulverkastens senkrecht gegen die nächste Oberfläche, gegen die das Pulver seine Wirkung äußern soll, gezogen wird, heißt die kürzeste Widerstandslinie. Um die Mine anzünden zu können, muß von dem Pulverkasten aus eine Pulverleitung in einem Schlauch von Leinwand, Leder u. s. w. (Zündwurst), oder in einer hölzernen Rinne (Leitkasten) bis zu einem sichern Orte zum Minengange hingeführt werden, wo man vom Feinde ungesehen das Pulver anzünden kann. Wenn die Mine springt oder spielt, so entsteht durch den büschelförmigen Auswurf aus der Erde die Erdgarbe oder Minengarbe, ein Loch, der Trichter, dessen obere Seite sein Durchmesser genannt wird, dessen Größe von der Stärke der Pulverladung (Minenladung) abhängt, die für den gewöhnlichen Feldgebrauch durch die Regel bestimmt werden kann, daß man die in Fußen ausgedrückte kürzeste Widerstandslinie auf den Würfel erhebe und diese Cubikzahl durch 10 dividire, worauf der Quotient die Pulverladung in Pfunden ausgedrückt giebt. Wenn das Pulver so tief in die Erde eingegraben wird, daß sich die Wirkung desselben, wenn es entzündet wird, nicht auf der Oberfläche der Erde zeigen kann, so entsteht in der Erde eine kugelförmige Gestalt, in welcher alle

Erdtheile erschüttert, und die in der Nähe liegenden feindlichen Minen verschüttet werden, welche kugelförmige Gestalt die Wirkungssphäre heißt, und von ihrem Erfinder Belidor Globe de Compression genannt wurde, welchen Namen man aber heutiges Tags mehr für die sehr stark geladenen Minen des Belagerers einer Festung gebraucht, um die Contreminen zu zerstören. Durch Versuche, die von Belidor in den Jahren 1725, 1731 und 1753 angestellt und von dem preußischen Major le Febre im J. 1754 wiederholt wurden, ist es erwiesen, daß das Pulver seine Wirkung bis auf die drei- bis viermalige Länge der kürzesten Widerstandslinie rund umher zeigen könne, und daß bei einer so starken Ladung, daß die Wirkung des entzündeten Pulvers sich zu Tage zeigt, der Durchmesser des Trichters 5½ Mal so groß werden könne, als die kürzeste Widerstandslinie, während man vor Belidors Zeiten ihn nicht größer als das Doppelte derselben zu machen wußte, welche Minen jetzt Fladderminen heißen. Tafeln für die zu einem Trichter von gegebner Größe erfoderliche Pulverladung findet man bei Vauban und Belidor und in andern Schriften über Minirkunst. L.

Mineralien, Mineralogie. Mineralien oder Fossilien sind alle diejenigen selbstständigen, unorganisirten und leblosen natürlichen Körper, welche zusammen die feste Masse unsers Erdkörpers ausmachen, und wovon ein großer Theil durch Ausgraben aus der Erde und durch den Bergbau zur Benutzung gewonnen wird, z. B. Schiefer, Spießglas u. s. w. Sie bestehen aus lauter gleichartigen Theilen und sind ohne Lebenskraft und innre Bewegung. Ihre Entstehung und ihr Wachsthum, oder vielmehr richtiger ihre Vergrößerung, erfolgt nicht, wie bei den Thieren und Pflanzen, durch Erzeugung und Erweiterung von innen heraus, sondern dadurch, daß sie gleichartige Theile von außen nach und nach an einander und über einander setzen, und sich, ohne daß dabei in ihrer Mischung einige Aenderung vorgeht, vermöge der Cohäsionskraft zu einem Ganzen mit einander vereinigen. Man nennt diese Art von Verbindung eine Anhäufung, Zusammenhäufung oder Ansetzung (Aggregatio, Juxtapositio). Nach ihrer Entstehung bleiben diese Körper unverändert in demselben Zustande, so lange nicht Menschenhände auf sie wirken und ihre Zerstörung oder Zersetzung verursachen. In Deutschland braucht man die Wörter Fossil und Mineral gleichbedeutend, in Frankreich aber nennt man die aus der Erde gegrabenen und durch den Bergbau gewonnenen Körper blos Mineralien; Fossilien aber nennt man die durch den Hinzutritt mineralischer Stoffe mehr oder weniger veränderten oder auch dadurch ganz in Mineralien verwandelten organisirten Körper, z. B. Conchylien, Knochen von Fischen und vierfüßigen Thieren, Hölzer, Pflanzen. Oken hat statt Mineralien ein passendes deutsches Wort, nämlich Irden gewählt. Sämmtliche Mineralien theilt man dem herrschenden Wernerischen System zufolge nach ihren vier Grundbestandtheilen in vier Hauptclassen ein, nämlich in I. Erd- und Steinarten; II. Salze; III. Inflammabilien (brennbare Mineralien), das sind solche, welche sich leicht entzünden und brennen, auch bei starken Graden der Hitze in Flammen ausbrechen, bis sie völlig zersetzt sind. Sie sind feste, wie Torf, Steinkohlen, Bernstein u. dgl., oder flüssige, wie Naphtha, Bergöl ꝛc. Die nicht brennbaren Mineralien werden durch dieselben Hitzgrade nur zum Leuchten oder Glühen gebracht; IV. Metalle. Die erste Classe zerfällt wieder in so viele Ordnungen, als

es chemiſch einfache Erden giebt. (ſ. d. Art. Erden). Die zweite Claſſe wird nach den Säuren, welche die Salze enthalten, in fünf Ordnungen getheilt, als: 1. kohlengeſäuerte Salze, 2. borargeſäuerte Salze, 3. ſalpetergeſäuerte Salze, 4. ſalzgeſäuerte Salze, 5. ſchwefelgeſäuerte Salze. Die dritte Claſſe hat fünf Ordnungen: 1. Schwefelordnung, 2. Erdharzordnung, 3. Graphitordnung, 4. Reſinordnung, 5. Demantordnung. Die vierte Claſſe oder die Metalle ſind in einem eignen Artikel abgehandelt. Die Mineralogie iſt derjenige Theil der Natur, welcher die anorgiſchen Naturkörper, alſo Mineralien, zu ſeinem Gegenſtande hat. Sie zerfällt ihrem Weſen nach 1. in die Oryktognoſie (Mineralogie im engern Sinne), oder die Erkenntnißlehre der anorgiſchen Körper. Sie lehrt die einfachen oder gemiſchten Mineralien unter beſtimmten Kennzeichen und feſtgeſetzten Benennungen in einer natürlichen, aber ſyſtematiſchen Ordnung erkennen, und iſt mithin die Baſis aller übrigen mineralogiſchen Wiſſenſchaften; 2. in die Geognoſie oder Gebirgskunde. Sie lehrt den feſten Erdkörper überhaupt kennen und macht uns mit den Lagerſtätten der Mineralien, mit der Bildung derſelben und mit ihrem Verhalten auf und in demſelben bekannt. Dieſer letztere Theil hat noch nicht die Vollkommenheit erhalten, die ſein hohes Intereſſe erfodert. Außer dieſen Wiſſenſchaften umfaßt die Mineralogie im weiteſten Sinne noch: die mineralogiſche Chemie, die mineralogiſche Geographie und die ökonomiſche Mineralogie. Unter den Naturwiſſenſchaften iſt die Mineralogie vielleicht zuletzt als Wiſſenſchaft ausgebildet worden, doch hat ſie in neuern Zeiten viel Aufmerkſamkeit erregt und viele Bearbeiter gefunden. Schon den Griechen und Römern war dieſe Wiſſenſchaft nicht fremd. Von der erſtern Nation iſt noch ein Werk über die Steine von Theophraſt auf uns gekommen; von den römiſchen Schriftſtellern iſt Plinius, der Naturforſcher, beſonders wichtig. Neurer Zeit kann man vorzüglich vier in der Mineralogie herrſchende Syſteme annehmen: 1. das Syſtem der äußern Kennzeichen beginnt mit Wallenius und erreichte ſeine vollkommne Ausbildung durch Werner; 2. das chemiſche Syſtem beginnt mit Cronſtädt und wurde durch den Engländer Kirwan ausgebildet; 3. das cryſtallographiſche oder mathematiſche Syſtem verdankt man dem franzöſiſchen Naturforſcher Häuy; 4. das genetiſche Syſtem, in dem gleichſam das der äußern Kennzeichen und das mathematiſche vereinigt iſt, ſtellte Oken in ſeinem Handbuch der Naturgeſchichte neuerlich auf. Von allen dieſen Syſtemen hat ſich bis jetzt das Werneriſche noch am weiteſten verbreitet, und die meiſten Bearbeiter gefunden, obgleich nicht geläugnet werden kann, daß es noch viele Unvollkommenheiten enthält, die im Okenſchen zum Theil weſentlich verbeſſert ſind. BC.

Mineralwaſſer (oder mineraliſche Waſſer), Quellen, in deren Waſſer Gasarten oder mineraliſche Theile aufgelöſt ſind. Unter den Gasarten, welche ſolche Mineralwaſſer enthalten, ſind die vorzüglichſten: das Kohlenſtoffgas oder die ſogenannte Luftſäure, fixe Luft, und das geſchwefelte Waſſerſtoffgas, oder Hydrothionſäure. (S. die Art. Gasarten). Unter den Mineralien, die man in dieſen Waſſern aufgelöſt findet, ſind die vorzüglichſten: Kalkerde, Bitterſalzerde (Magneſie), Thonerde, ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), ſalzſaurer Kalk, kohlenſaurer Kalk (gewöhnlicher Kalkſtein), ſchwefelſaure Magneſie (Bitterſalz), ſalzſaures Mineralalkali (Kochſalz), ſchwefelſaures Mi-

neralalkali (Glauberſalz), ſalpeterſaures, vegetabiliſches Laugenſalz (Salpeter), Eiſen, meiſtens in Kohlenſäure aufgelöſt, auch ſchwefelſaures Eiſen (Eiſenvitriol). Da das Waſſer ſchon blos für ſich auflöſende Eigenſchaften hat, ſo findet man ſelten ein ganz reines Quellwaſſer, das nicht irgend einige von den genannten Dingen in ſich aufgelöſt enthielte. Deswegen macht man ſchon im gemeinen Leben einen Unterſchied zwiſchen hartem und weichem Waſſer. In dem erſtern iſt eine anſehnliche Menge erdiger Stoffe, meiſtens Kalkerde, in Kohlenſäure aufgelöſt, vorhanden, wovon das Waſſer einen falzigen, erdigen Geſchmack erhält, und wodurch es zum Brauen, Branntweinbrennen, Bleichen unwirkſamer iſt, zum Waſchen untanglich wird, da es die Seife ſchwer auflöſt, zum Theil zerſetzt, ſo daß die Fettflocken ſich abſondern. Hülſenfrüchte werden darin nicht weich gekocht, weil während des Kochens das flüchtige Auflöſungsmittel (die Luftſäure) verfliegt, und die niederfallenden erdigen Theile die Zwiſchenräumchen der darin gekochten Erbſen, des Fleiſches u. ſ. w. verſtopfen. An den Wänden der Geſchirre ſetzen ſie ſich an, und machen den ſogenannten Waſſerſtein. Durch das Kochen ſelbſt wird alſo hartes Waſſer ſchon reiner, aber man kann es auch durch Zuſatz von Alkali oder Lauge verbeſſern, und zum Kochen tauglicher machen. Weiches Waſſer nennt man ſolches, das wenige oder gar keine ſolcher erdigen Theile enthält, z. B. das Regenwaſſer; Flußwaſſer. Wenn von den oben genannten Beſtandtheilen einige in ſo beträchtlicher Menge ſich in dem Waſſer aufgelöſt befinden, daß es davon einen ſehr merklichen Geſchmack erhält, dann erſt belegt man es mit dem Namen Mineralwaſſer, und wenn es bei dem innern Gebrauche heilſame Wirkungen auf den menſchlichen Körper zeigt. Geſundbrunnen. (S. d. Art.) H.

Minerva, bei den Griechen Pallas Athene, Athenäa, unter den Gottheiten der olympiſchen Dynaſtie eine der vorzüglichſten. Die Fabel erzählt: als Jupiter nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrſchaft gelangt war, erkor er ſich zur erſten Genoſſin die Metis, eine Tochter des Oceanus. Ein Orakelſpruch der Gäa und des Uranus aber hatte ihm geweiſſagt, daß Metis zuerſt eine Tochter, dann aber einen Sohn gebären würde, welcher dem Jupiter die Herrſchaft zu entreißen beſtimmt ſey. Dieſem Schickſale zu entgehen, ſuchte er ſich ihrer mit Liſt und Schmeichelei zu bemächtigen und verſchlang ſie mit der noch ungebornen Minerva. Als nun die Zeit ihrer Geburt herankam, empfand Jupiter einen gewaltigen Schmerz im Kopfe, daher er ſich vom Vulcan mit einer gewaltigen Axt den Kopf ſpalten ließ, worauf die Göttin fröhlich und in voller Rüſtung herausſprang. Sie tanzte mit kriegeriſchem Muthe daher, ſchwang ihren Speer und ſchlug damit auf den tönenden Schild, als ob ſie ſich zum Angriff eines Feindes bereite. Als weiſe Kriegerin, im Gegenſatz von dem wilden, blutdürſtigen rohen Mars, tritt ſie zuerſt in den Götterkämpfen auf; in den Gigantenſchlachten beſiegte ſie den Pallas und Enceladus. In den Kriegen der Sterblichen iſt ſie die ſtete Lenkerin und Schützerin der Heldenkraft. Sie leitet Hercules zu dem Olymp empor, lehrt Bellerophon den Pegaſus zähmen und die Chimära beſiegen, begleitet Perſeus auf ſeinem Zuge gegen die Gorgonen, ſchenkt dem Tydeus Unſterblichkeit, hält den Achilles werth, begleitet den Ulyß, ſchützt deſſen Gattin und geleitet ſeinen Sohn in der Geſtalt Mentors. Eben ſo begünſtigt ſie die Erfinder von Kriegswerkzeugen: ſie baute die Argo und lehrte den Epeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert ward. Nun erſcheint ſie

aber auch als Beschützerin der Künste des Friedens, und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Webestuhl, die Spindel, die mahlerische Nadel finden wir in ihrer Hand, und so wie die Heldenfrauen die Gewänder für ihr Haus selbst bereiten, so arbeitet sie die Gewänder der Göttinnen. Daher das Peplum. Daher steht auch eine geschickte Weberin unter ihrem Schutz, nur darf sie sich nicht stolz erheben, wie Arachne (s. d.). Von den blos weiblichen Kunstfertigkeiten trug man ihren Schutz auf alle friedlichen Beschäftigungen des Menschen über, bei welchen der thätige und erfinderische Geist sich zeigte. Jeder Künstler, der mechanische und der bildende, stand unter ihrer Obhut, und ihres Schutzes erfreute sich der Denker, wie der Redner und Dichter; und da zu dem vollkommnen Glücke, welches die erfinderische Thätigkeit des Geistes gewähren soll, auch die Gesundheit gehört, so erscheint sie auch unter den heilenden Göttern und wird als solche Päoina, Hygieia genannt. In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte entspringenden Gedankens, die Göttin der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst, letzterer jedoch nur, in so fern Erfindung und Denkkraft dabei in Anspruch genommen werden. Athen, diese Stadt der Wissenschaft und Kunst, war ihr Lieblingsaufenthalt. Sie wird als die Erfinderin der Flöte genannt. Als sie aber in einer Quelle wahrnahm, wie sehr das Spiel auf derselben ihr Gesicht entstellte, warf sie sie von sich und belegte den mit dem härtesten Fluch, der sie aufnehmen würde. Dieser Fluch ging an Marsyas in Erfüllung (s. d. Art.). Die Liebe verschmähend, weihte sie sich einer ewigen Jungfrauschaft, und wer den Blick der kühnen Begier zu ihr erhob, den traf furchtbare Rache. Tiresias, der sie im Bade belauschte, erblindete. Mit diesem Charakter des reinen kalten Verstandes erscheint die Göttin auch in den Darstellungen der Kunst. Kalter Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist untheilnehmender Ueberlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerin erscheint sie völlig gerüstet, das Haupt mit einem goldnen Helm bedeckt, von welchem ein stolzer Mähnenbusch heradwallt, gepanzert mit dem Harnisch des Vaters, und in der Hand die Lanze; als Vorsteherin der friedlichen Kunstfertigkeit aber erscheint sie in der Tracht griechischer Matronen. Zu den Attributen der Göttin gehören noch die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argolische Schild von runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwerk gehört die Eule (auf Munzen auch der Hahn), um die Wachsamkeit anzudeuten. Als Erhalterin der Gesundheit füttert sie aus der Schaale den Drachen, und der Oelzweig ist das Symbol des friedlichen Verkehrs, der durch sie gedeiht. Ein besondrer atheniſcher Mythus sagt, daß, als einst Neptun und Minerva (Athene) über die Benennung der Stadt Athen stritten, die Götter den Streit dahin entschieden, sie solle nach dessen Namen genannt werden, der den Menschen das nützlichste Geschenk hervorbringen würde. Neptun schlug mit seinem Dreizack in die Erde und es sprang das kriegerische Roß hervor; Minerva warf ihren Speer, und, wo er fiel, sproßte der friedliche Oelbaum. Ihr Geschenk ward für das heilsamste erkannt, und die Stadt erhielt ihren Namen. Ganz Attica, besonders aber Athen ward ihr geheiligt, und sie hatte hier viele Tempel. Ihre glänzendsten Feste zu Athen waren die Panathenäen. Eine anderes Fest war die feierliche Abwaschung ihrer Bildsäule zu Athen, hauptsächlich zu Argos, welche alle Jahre in fließendem Wasser von den Händen keuscher Jungfrauen geschah.

Die Römer verehrten sie anfangs blos als Kriegsgöttin (Bellona), später ward sie eine Hauptschutzgöttin Roms. Ihr war nebst Jupiter und Juno der Haupttempel auf dem Capitol geweiht und ihr Fest wurde jährlich unter dem Namen Quinquatrus fünf Tage lang gefeiert.

Minerval, s. Illuminaten.

Mingotti (Catharina), eine der größten Sängerinnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, war 1728 zu Neapel von ursprünglich deutschen Aeltern geboren. Ihr Vater, der in österreichischen Militärdiensten stand, bekam bald nach ihrer Geburt den Befehl, sich nach Schlesien zu begeben, und nahm sie dahin mit. Nach seinem Tode that ihr Oheim sie zu den Ursulinerinnen. Die Musik, die man hier zuweilen gab, machte einen solchen Eindruck auf sie, daß sie die Aebtissin mit Thränen in den Augen bat, ihr einigen musikalischen Unterricht geben zu lassen, damit sie auch im Chor mitsingen konnte. Die Aebtissin willfahrte ihr endlich und gab ihr täglich eine halbe Stunde einige Anweisung in den ersten Anfangsgründen der Musik. Sie war vierzehn Jahre alt, als sie nach ihres Oheims Tode zu ihrer Mutter und ihren zwei Schwestern zurückkehrte. Einige Jahre darauf verheirathete sie sich gegen ihre Neigung, um sich einer noch verhaßtern Lage zu entreißen, mit einem schon bejahrten Venetianer, Namens Mingotti, welcher der Unternehmer der Oper zu Dresden war. Bei ihrem Auftreten in Dresden erregte sie das allgemeinste Aufsehn. Porpora, der damals in des Königs Diensten war, empfahl sie auf das angelegentlichste und verschaffte ihr eine Stelle am Theater. Er selbst beschäftigte sich mit ihrem Unterricht. Die berühmte Faustina und Hasse waren damals ebenfalls in Dresden; entfernten sich aber, nachdem Madam Mingotti sich das erstemal am Hofe hatte hören lassen, und gingen nach Italien, wie man behauptete, aus Eifersucht auf die neue Sängerin. Der Ruf der Mingotti verbreitete sich bald durch Europa, so daß sie nach Neapel eingeladen wurde, um daselbst auf dem großen Operntheater zu singen. Sie fand hier den ungetheiltesten Beifall. Bei ihrer Rückkehr nach Dresden fand sie Hasse an der Spitze der Capelle. Dieser war eben mit der Composition der Oper Demofonte (1748) beschäftigt, und setzte eigens für die Mingotti das Adagio Se tutti i mali miei, blos mit einer Pizzicatobegleitung der Violin, damit die etwanigen Fehler im Gesang desto merkbarer werden möchten. Sie aber, den ihr gelegten Fallstrick wohl wahrnehmend, löste alle Schwierigkeiten so vollkommen, daß ihre Feinde und selbst Faustina verstummten. Im Jahr 1751 ging sie von Dresden nach Spanien, wo sie mit Gizziello unter der Direction des berühmten Farinelli sang. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Spanien, während dessen sie der größten Auszeichnung am Hofe genoß, besuchte sie Paris und London, um auch hier ihr Talent bewundern zu lassen. Darauf bereiste sie Italien, und sang in mehrern großen Städten. So lange der König August lebte, hörte sie nicht auf, Dresden als ihre Heimath zu betrachten. Nach seinem Tode 1763 aber ließ sie sich in München nieder, woselbst sie als Hofsängerin eine Pension genoß. Sie starb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Samuel von Buckingham, zu Neuburg an der Donau. Sie war im Umgange lebhaft und unterhaltend, sprach mehrere neuere Sprachen, verstand viel Musik und riß bis in ihr Alter durch den Ausdruck ihres Gesangs hin.

Mingrelien, s. Georgien.

Miniaturmahlerei, diejenige Art der Waſſermahlerei, bei welcher man die Gummifarben mit der bloßen Pinſelſpitze aufträgt, — welches punktiren (pointiller) heißt. Sie unterſcheidet ſich von den andern Arten der Mahlerei dadurch, daß ſie weit feiner iſt, und mithin in der Nähe geſehen werden muß, und daß ſie daher im Kleinen, meiſtentheils auf Pergament und Elfenbein angewendet wird. Daher hat der Ausdruck Miniaturbild, oder ein Bild en miniature auch die Bedeutung eines kleinen Bildes. Man ſpart den Grund des Pergaments oder Papiers zu den höchſten Lichtern auf, einige brauchen aus dieſem Grunde ſogar kein Weiß. Die beſten Farben dazu ſind die, welche am wenigſten Körper haben, als der Carmin, der Ultramarin, die Lacke ꝛc., welche man, um ſie ſehr fein zu haben, in vieles Waſſer auflöſt, dann abgießt und trocknen läßt. Dieſe Art der Mahlerei erfodert übrigens wegen der feinen Punkte, aus denen ſie beſteht, und welche ſo reinlich neben einander geſetz werden müſſen, daß ſie verrieben und gleichſam mit einander vereinigt ſcheinen, die meiſte Zeit. Miniaturmahlereien kommen ſchon aus dem neunten und zehnten Jahrhunderte als Verzierungen der Handſchriften in Italien und Frankreich vor, noch mehr aus dem elften und folgenden Jahrhundert. (S. Rive Essai sur l'art de vérifier l'age des miniatures peintes dans les manuscripts. Paris 1782). Ueberhaupt war dieſe Miniaturmahlerei eine Beſchäftigung der Mönche, und wie man jene illuminare nannte, ſo erhielten dieſe den Namen illuminatores oder miniatores, weil man ſich gewöhnlich der rothen Farbe (minium) bediente. Sie blühte in dieſer Art vorzüglich im 14ten Jahrhunderte unter Carl V. in Frankreich, und erreichte noch unter Carl VIII. und Ludwig XII. eine größere Vollkommenheit, kam aber nach Erfindung der Buchdruckerkunſt und durch das Emporkommen der Kupferſtecherkunſt in Verfall. In der neuern Zeit hat man ſie vorzüglich zum Portrait angewendet. Ausgezeichnete Miniaturmahler der neuern Zeit waren Mengs, Chodowiecki, Füger, Weſtermann, Nixon und Shelly. Zu den theoretiſchen Schriften gehören Violet's Anweiſung zur Miniaturmahlerei aus dem Franz. Hof, 1793, und d'Arotais de Montany's Abhandlung von den Farben zum Porzellan- und Miniaturmahlen aus dem Franzöſiſchen, Straßburg, 1769. 8.

Minima, hieß in der alten Notenſchrift eine halbe Tactnote.

Minimen, oder mindeſte Brüder des heiligen Franziscus a Paula (daher auch Paulaner oder Paulaner), ein in der Mitte des 15ten Jahrhunderts geſtifteter Mönchsorden, der ſich ſeit 1493 in allen Ländern anſiedelte. Den Ruf einer vorzüglichen Heiligkeit verdankten ſie ihrem unaufhörlichen Faſten, da ſie nach ihrem Gelübde nichts als Brot, Früchte und Waſſer genießen dürfen. Ihre Kleidung iſt ſchwarz und wie bei den Franziscanern mit Leibriemen und Geißeln verſehen; ihr Leben iſt ganz der ſtillen Contemplation und Andacht gewidmet. Ohne die ihnen verliehenen Privilegien der Bettelorden ſonderlich zum Dienſt der Welt zu benutzen, hatten ſie es doch im 18. Jahrhundert auf 450 Klöſter in 30 Provinzen gebracht. Im Herbſt 1815 wurde ihnen ihr im Neapolitaniſchen (wo ſie Paolotti hießen) gelegenes Stammkloſter von Ferdinand IV. wieder geſchenkt. (Vergl. d. Art. Franz von Paula.) E.

Minimum, bezeichnet den geringſten Grad einer Sache im Gegenſatz von Maximum.

Minister, Ministerium. Mit dem Worte Minister bezeichnen wir die höchsten Staatsbeamten, die unmittelbar mit dem Fürsten arbeiten und in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung die höchsten Behörden bilden, indem sie entweder einzeln jeder an der Spitze eines besondern Departements stehen und über die dasselbe betreffenden Angelegenheiten einzeln und ohne vorhergegangene Rücksprache mit ihren Collegen dem Fürsten Vorträge thun, oder gemeinschaftlich alle wichtigern, die verschiednen Zweige der öffentlichen Verwaltung betreffenden Angelegenheiten berathen und dem Regenten das Resultat ihrer Berathschlagungen vorlegen. So giebt es in den verschiedenen Staaten eine mehr oder weniger starke Zahl von Ministern, je nachdem die Ausdehnung und die besondern Verhältnisse des Landes eine größere oder geringere Vereinigung verschiedner Geschäfte möglich machen. In den mehrsten Staaten giebt es daher einen Justizminister, einen Finanzminister, neben dem sich noch zuweilen ein eigner Minister für den öffentlichen Schatz findet, einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, einen Kriegs- und, nach Beschaffenheit der Umstände einen Seeminister, einen Minister des Innern, zuweilen auch noch einen besondern Minister des Handels, ingleichen einen besondern Minister des Cultus und einen besondern für den öffentlichen Unterricht oder die Volksaufklärung. Verschieden von dem Ministerium ist noch in einigen Staaten das Cabinet, worunter man entweder die Behörde versteht, welche die Privatangelegenheiten des Regenten besorgt, wie z. B. in Rußland, oder diejenige, welche hauptsächlich mit den auswärtigen Angelegenheiten zu thun hat. Dem zu Folge zerfallen die Minister in Staats- und Cabinetsminister, unter welchen letztern hauptsächlich die Minister der auswärtigen Angelegenheiten verstanden werden; außerdem im Departements- oder Provinzialminister, welche letztern, wie der Name schon angiebt, in besondern Provinzen an der Spitze der Verwaltung stehn, jedoch in einem untergeordneten Verhältnisse zu dem Ministerium als einer Gesammtbehörde. In Frankreich stehen neben den Departementsministern noch sogenannte Staatsminister, welches aber dort nur ein Ehrentitel ist, der mit keinen ministeriellen Geschäften nothwendig verbunden ist. Auch bilden die Minister in diesem Reiche, so wie in manchem neuern Staate, kein ministerielles Collegium, sondern jeder besorgt für sich die in sein Departement einschlagenden Geschäfte und communicirt höchstens eintretenden Falls, mit einzelnen seiner Collegen, ohne daß jedoch collegialische Berathschlagungen Statt fänden; eine Methode, der man allerdings den Vorzug schnellerer Besorgung der Geschäfte nicht absprechen kann, die aber in anderer Rücksicht nicht ohne Nachtheil ist, indem das allgemeine Interesse der Gesammtverwaltung darunter nicht selten vernachlässigt wird. Auch ist es eine nicht zu übersehende Verschiedenheit, ob die Minister in ihren Departements nur an der Spitze besondrer Collegien als Präsidenten stehen, oder ob sie unmittelbar und unumschränkt im Bureau regieren. Endlich giebt es noch in einigen Staaten sogenannte Principal- oder Premierminister unter verschiedenen Namen, die in der Abwesenheit des Regenten, oder in minder wichtigen Angelegenheiten dessen Stelle versehen, nach Gutbefinden bei allen ministeriellen Departements den Vorsitz führen können und dieselben conteoliren — Den Namen Ministerium führt endlich auch noch das geistliche Consistorium, so wie die Gesammtheit der Geistlichkeit in einzelnen Städten. Cz.

Ministerialen, s. Lehnswesen.

Miniſterialpartei im brittiſchen Parlamente. Da das engliſche Parlament nicht nur für das allgemeine Wohl des ganzen Staats zu ſorgen hat, ſondern auch die ausgehende Inſtanz aller großbritanniſchen Tribunale iſt, alte Geſetze aufhebt, neue aufſtellt, und dem Könige diejenigen Summen bewilligt, deren er zu ſeinen Privatabſichten, ſo wie zur Ausführung aller ſeiner Wünſche, Zwecke und Plane bedarf; ſo iſt es wohl natürlich, daß die Stimmenmehrheit der Mitglieder ein Gegenſtand iſt, deſſen er ſich, es koſte was es wolle, zu bemächtigen ſucht. Unter den Mitteln, deren ſich die Miniſter zur Erreichung dieſes Zweckes bedienen, iſt die Beſtechung eines der gewöhnlichſten, weil es ſeine Wirkung niemals, oder doch höchſt ſelten verfehlt. Dagegen ſind freilich Geſetze gemacht, aber es giebt der Straßen, um ihnen auszuweichen, ſo viele, daß man die Mühe, ſie zu entwerfen, hätte erſparen können. Durch das Miniſterium wird auch indirect der Sprecher des Unterhauſes, der als der Präſident deſſelben anzuſehn iſt, gewählt. Das Miniſterium ſorgt dafür, daß dieſer Poſten keinem Andern zu Theil wird als dem, der ihm ergeben iſt und ihm Verpflichtungen hat. Auch beſtätigt der König ihn. Alles, was von dieſem abhängt und ihm anhängt, tritt, die Sache mag mit ihrer Privatmeinung, mit ihren innern Gefühlen, mit den Geſetzen und Verfaſſungen des Reichs, mit Recht und Billigkeit übereinſtimmen oder nicht, demjenigen bei, was der König oder vielmehr ſein Miniſterium will (Miniſterialismus), nimmt im Parlamente die ſogenannten Miniſterialbänke ein, erklärt dadurch frei und unverholen, was von ihm zu erwarten ſey, und heißt die Miniſterialpartei. Ihr ſteht die Oppoſitionspartei (ſ. d. Art.) entgegen. Die Anhänger der Miniſterialpartei verlaſſen ſie ſelten; die Miniſter ſelbſt aber gewöhnlich allemal, wenn ihnen der König ſeine Huld und Gnade entzieht, oder wenn einer ihrer Anträge durch Stimmenmehrheit verworfen, oder ein Krieg, der nach ihren Planen eingeleitet, angekündigt und geführt worden iſt, durch einen Friedensſchluß, oder durch unglückliche Ereigniſſe beendigt wird. DH.

Miniſtranten, diejenigen Perſonen in der catholiſchen Kirche, welche dem meſſeleſenden Prieſter zur Hand gehen (miniſtriren).

Minne. Das alte deutſche Wort Minna und Minnen ward erſt überhaupt von Liebe und Freundſchaft, auch von göttlicher Liebe gebraucht. Dann bekam es bei den deutſchen Dichtern des Mittelalters eine emphatiſche Bedeutung, nämlich die der edlen, treuen und glücklichen Geſchlechtsliebe (die auch einmal vom Minneſinger W. v. d. Vogelweide hohe Minne genannt und von der niedern unterſchieden wird). Geſpräche über dieſe Minne finden ſich im Titurel, bei Veldeck, Ulr. von Lichtenſtein, Howart und der Winsbekin. Eine Definition der Minne aus jener Zeit iſt zu ſchön, als daß ſie hier übergangen werden ſollte. W. v. d. Vogelweide ſagt: „Minne iſt zweier Herzen Wonne, theilen ſie gleich (d. i. theilen ſie einander gleichmäßig dieſe Wonne über ihre Herzen mit), ſo iſt die Minne da.“ Der Begriff der Minne wurde im Ritterthume, beſonders der Deutſchen, ſehr edel gefaßt, und ſchon damals hat ſich die Liebe bei den deutſchen Dichtern viel reiner, inniger und idealiſcher ausgeſprochen, als etwa bei den Franzoſen (vergl. Villers Abhandlung de la manière différente de traiter l'amour chez les poètes allemands et français, deutſch in Reinhards Polyanthea 1807, und im vaterländiſchen Muſeum 1810). Eſchenburg ſagt daher: mit Recht ſang Walther v. d. Vogelweide: „Tugend und reine Minne,

wer die suchen will, der soll kommen in unser Land! da ist Wonne viel. Deutsche Zucht gebt vor in allem." Uebrigens kommt bei den altdeutschen Dichtern Minna auch als Mädchenname vor, und Aphroditen nennen sie Frau Minne (von Brennenberg auch Frau Liebe genannt), so wie ihren Stern den Minnestern. F.

Minnegerichte, s. Gerichtshöfe der Liebe.

Minnesinger heißen die deutschen Dichter des Mittelalters von dem Hauptinhalt ihrer Lieder; auch schwäbische Dichter, weil diese Mundart in ihren Gedichten vorherrscht. Größtentheils waren sie Ritter, oder doch Edelleute, die das poetische, zwischen Krieg, Andacht und Liebe getheilte Leben der Ritterschaft zum Singen begeisterte. Sie lebten und sangen besonders an den Höfen kunstliebender deutschen Fürsten, wie Kaiser Friedrich II., Herzog Leopold IV. von Oesterreich, Landgraf Hermann von Thüringen, und das ritterliche Leben, die fröhliche Festlichkeit und die feine Courtoisie (bei ihnen Hübschheit) jener Hoflager gab ihren Gedichten die Zartheit und die Pracht, die Beredtheit und die Zierlichkeit, die wir an ihnen bewundern. An jenen Höfen wurden zur Ergötzung der Fürsten und der Frauen Wettstreite, nach dem Beispiel der provençalischen jeux mi partis (s. Troubadours) gehalten, welche aber in Deutschland öfters ziemlich ernstlich gemeint waren (wie der bekannte Krieg auf der Wartburg 1207) und von der Eifersucht der Dichter, die um die Gunst und die Gaben der Fürsten wetteifernd buhlten, befeuert wurden. Denn es gab unter ihnen viele Arme, die ein Gewerbe daraus machten, an den Höfen umherzuziehen, und ihre Lieder hören zu lassen. Aber eben so viele waren auch reiche und kriegerische Ritter, die das Leben zwischen ritterlichen und dichterischen Beschäftigungen theilten, und mit beiden abwechselnd den schönen Frauen zu gefallen suchten, wovon Ulrichs von Lichtenstein in seinem Frauendienst geschildertes Leben (herausgeg. von Tieck, Tüb. 1812) statt aller Beispiele ist. Ja nicht wenige Könige und Fürsten und viele Grafen und Herren liebten es, die Frauen ihrer Minne selbst zärtlich zu besingen und sich, in Stunden der Muße von Waffenthaten, mit Dichten und Gesang zu erfreuen. Da jene Poesie, den Dichtern und dem Geiste nach, wahre Ritterpoesie war, so befremdet es uns nicht, in den weltlichen Liedern jener Zeit stets, und in unerschöpflichen Variationen die Minne, die zweite Religion der Ritter, und neben und in ihr den Frühling, diese Liebe der Natur, welche liebende Herzen so wunderbar sympathetisch anspricht, besungen zu finden; wie dagegen die episch-romantischen Dichtungen jener Zeit, der Natur des Epos zufolge, das ganze Leben und Wesen der Ritterschaft, die Lebenslust und die Andacht, die Tapferkeit und die Liebesschwärmerei, die unruhige Leidenschaftlichkeit, den kecken Stolz, und wieder die züchtige Ehrbarkeit, die liebenswürdige Bescheidenheit der Ritter, ihre Kriegs- und Liebesabenteuer, ihre Turniere und Wallfahrten, ihre Trauer und ihren Jubel, alles in der objectiosten Wahrheit, wenn gleich nicht die (meist unhistorische) Zeit der besungenen Helden, sondern die des Besingenden spiegelnd, mit den lebhaftesten Farben uns vorführen. So originell und so echter, inniger Begeisterung Kinder jener Dichter Werke sind, so haben sie doch, die Lyriker der Form, die Epiker auch dem Stoffe nach, viel von wälschen (französischen) Dichtern, namentlich von den Troubadouren und Trouveren, gelernt und entlehnt. Der äußere Charakter der Lieder und Canzonen (Laiche) ist eine höchst kunstreiche und dabei

kindlich spielende Verschlingung, Verschränkung, Vervielfachung der Reime und Assonanzen, die wie Echo's aus der Tiefe der Seele durch diese Gedichte gehen und in denen die Gedanken sich unaufhörlich herausfodern und antworten. Dabei sind diese Lieder von so mannichfaltigem Versmaaß und Eintheilung, daß wir auf große Abwechslung in ihren Melodieen schließen und die Unerschöpflichkeit jener Sänger in Erfindung neuer Weisen zum Aussprechen ihrer Herzensempfindungen gar nicht genug bewundern können. Sie waren alle Dichter, Tonsetzer und Sänger ihrer Lieder zugleich, wie denn die wahre Lyrik, der reine Naturſinn von der Trennung dieser Künste keinen Begriff hat. Daher heißen sie in der Sprache jener Zeit oft auch Fiedler und Spielleute. Die bedeutendste Sammlung dieser kleinern Gedichte des Mittelalters, die wir besitzen, und die gegen funfzehnhalbhundert Lieder von 136 Dichtern enthält, hat Rüdger Manesse des Raths zu Zürich, im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, also zu Ende der Blüthezeit der Minnesinger, zusammengetragen. Sie befindet sich urschriftlich zu Paris und Bodmer hat sie in Druck gegeben. Aus dieser Manessischen Sammlung hat Tieck 220 Lieder bearbeitet und unter dem Titel: Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, herausgegeben, aus welcher Bearbeitung sich die mit dem altdeutschen Idiom unbekannten Freunde altdeutscher Poesie am besten einen Begriff von der Lyrik jener Zeit bilden und bemerken können, wie bei aller Gleichheit der Richtung und des Grundtons jene Dichtungen doch einen verschiednen, die Eigenthümlichkeit ihrer Verfasser aussprechenden, Charakter haben. Der älteste bekannte dieser Liederdichter, um 1180, ist Heinrich von Velbeck, von welchem auch eine Bearbeitung der Aeneis nach einer französischen Uebersetzung und das Leben Herzogs Ernst von Bayern berühmt und sehr gelesen waren. Nicht minder trefflich und beliebt als Liederdichter waren Walther von der Vogelweide, Reimar der Alte, Reimar von Zweter, Ulrich von Lichtenstein, Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Heinrich von Morungen u. A., die alle zu Ende des 12. und Anfange des 13. Jahrhunderts lebten und sangen; zu den letztern vorzüglichen Dichtern, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, nach dessen Ablauf sie nach und nach verstummten, gehören Conrad von Würzburg und Johann Hadloub. Unter den epischen Gedichten jener Epoche behauptet an Alter, Originalität und innerer Trefflichkeit den Vorrang das Lied der Nibelungen (s. d. Art.), das Hauptwerk aus dem Fabelkreis, den das spätere Heldenbuch umfaßt. Es hat dieses deutsche Volkssagengedicht mit dem griechischen die Ungewißheit des Urhebers gemein. Sonst haben Sagengedichte aus diesem Fabelkreise aufgestellt; Heinrich von Ofterdingen (König Laurin), Wolfram von Eschenbach (Otnit, Hugdietrich und Wolfdietrich), der Vogler (Dietrichs Flucht zu den Hunnen) u. A. m. Der Fürst der epischen Dichter im Fabelkreise von Arthur und den Pflegern des Grams ist Wolfram von Eschenbach durch seinen Titurel, Parcival und Lohengrin; an ihn schließen sich Hartmann von der Aue (Iwain), Gottfried von Straßburg (Triſtan), Wirin von Gravenberg (Wigolais) u. A. m., die alle nach wälschen Dichtern, Troubadouren und Trouveren arbeiteten. Aus dem Fabelkreise Carls des Großen und seiner Pärs dichteten, ebenfalls nach französischen Originalen, Conrad Flecke (Flos und Blankflos), und wieder der fruchtbare Wolfram von Eschenbach (Wilhelm von Oranse). So groß

ist aber der epische Reichthum des Mittelalters, daß diese Gedichte, deren Verfasser wir kennen, bei weitem der kleinste Theil des ganzen Vorraths sind. (S. Romantische Poesie.) Den Verfall der Ritterschaft, das Aufhören der Kreuzzüge, welche die Christenheit in einen romantischen Enthusiasmus, den fruchtbarsten Boden der Poesie, hingerissen, das Erkalten aller Gemüther am Ende des Mittelalters, und die Vertauschung der süßen Schwärmerei der ältern Zeit mit der trocknen Reflexion der neuern überlebte der deutsche Minnegesang nicht; im Anfang des 14. Jahrhunderts hören wir nur noch wenige der ältern Minnesinger würdige Stimmen, die bald ganz verhallen. Dichtkunst und Gesang fielen in diesem Jahrhundert, von dem Adel, der aufs neue verwilderte, verlassen, den Bürgern der Städte anheim, die sie nicht anders als handwerkmäßig zu treiben wußten, und in deren Händen sie zum wahren Handwerk wurden. (S. Meistersänger.) Bei jedem Volke, das eine wahre Nationalliteratur hat, geht diese von einem kindlichen, fast verliebten Tändeln mit der Sprache aus, sobald die Menschen sich dieser bewußt werden, und fängt so unwillkührlich, durch das Vorherrschen des Gemüths und der Phantasie, mit Poesie an; in diese Zeit der deutschen Literatur fallen die Minnesänger. Später, wenn der mündig gewordene Verstand sich das alltaugliche Werkzeug der Prosa bildet, wird über diese die Poesie fast vergessen, bis endlich eben dieser Verstand, der das Gemüth eingeschüchtert hat, nach erlangter beßrer Einsicht und gewonnenem Bewußtseyn seiner Einseitigkeit, von selbst zum Gemüth zurückkehrt und aus ihrer Vermählung eine neue Poesie erzeugt wird, die ihres Wesens, was jene frühere nicht war, sich bewußt, und darum vielleicht einer höhern Vervollkommnung fähig, wie einer strengern Kritik unterworfen ist, deren höchste Hervorbringungen aber nie auf die Art, wie die unnachahmliche Unschuld und naive Genialität jener alten, rein poetischen Zeit, rühren und erquicken können. HL.

Minor, der Untersatz in einem logischen Schlusse (s. Syllogismus).

Minorat, das (hier und da gebräuchliche) Vorrecht des Jüngsten in der Erbfolge; bei Bauergütern namentlich das Vorrecht, vermöge dessen der jüngste Sohn das väterliche Gut für den wahren Werth annehmen und seine Geschwister mit Geld abfinden kann.

Minorca, die kleinere von den auf der Ostseite von Spanien gelegnen balearischen Inseln (s. d. Art. Balearen). Sie gehört jetzt zu der spanischen Provinz oder Königreich Mallorca (Majorca). Der Flächeninhalt der Insel wird zu 47 geographischen Quadratmeilen angegeben. Die Bevölkerung betrug im J. 1781 nach einer genauen Zählung 26,365 Menschen, worunter fast die Hälfte Frauenspersonen waren. Die Einwohner beschäftigen sich mit Acker-, Wein- und Oelbau, und mit dem Handel, der, als die Insel noch unter englischer Herrschaft war, lebhaft betrieben wurde. Fische, Wein, Salz, Wolle, Honig, Capern, Käse, Obst giebt es hier in Ueberfluß; dagegen reicht das Getraide nicht für das Bedürfniß hin. Die Insel wird in vier Terminos (Districte) getheilt: Cindadella, Ferrarios, Alayor und Mahon. Die Hauptstadt Puerto Mahon, auf der Südwestseite gelegen, hat einen guten und stark befestigten, durch das Fort St. Philipp vertheidigten Hafen und zählt 12,000 Einwohner. Der Besitz von Minorca hat wegen des Handels im mittelländischen Meere immer wichtig geschienen. Daher nahmen die Engländer im spanischen Erbfolgekriege (1708) sie, zwar angeblich für Carl III., in Besitz.

eigentlich aber in der Absicht, sie für sich zu behalten. Sie verblieb ihnen auch im Utrechter Frieden. Im J. 1756 eroberten sie die Franzosen unter Richelieu. Der englische Admiral Byng (s. d. Art.), der sie nicht entsetzt hatte, wurde deswegen zum Tode verurtheilt. Im Frieden 1763 wurde sie wieder an England zurückgegeben, 1782 von den vereinigten französisch-spanischen Truppen erobert, und 1798 wieder von den Engländern besetzt, im Frieden aber wieder zurückgegeben.

Minorennität (Minderjährigkeit), ist dasjenige Alter, in welchem man die Volljährigkeit (Majorennität) noch nicht erreicht hat. Diese beginnt nach römischen Rechten, sowohl bei männlichen als weiblichen Personen, mit zurückgelegtem 25sten, nach deutschen Rechten aber schon mit zurückgelegtem 21. Lebensjahre. Die Minderjährigkeit hat verschiedne Abstufungen. Bis zum 7. Jahre dauert die Kindheit, bis zum 12. bei Mädchen und bis zum 14. bei Knaben die Unmündigkeit. Von da an beginnt die Mündigkeit. Da jedoch die Gesetze ausnahmsweise in einigen Fällen die letztere bei dem männlichen Geschlecht erst mit dem 18., bei dem weiblichen erst mit dem 14. Jahre eintreten lassen, so giebt diese Unterscheidung die Begriffe einer vollkommnen und unvollkommnen Mündigkeit. Die Wirkungen der Minorennität sind im Allgemeinen, daß erstlich dergleichen Personen (minorenne), sobald sie aufgehört haben, unter der väterlichen Gewalt zu stehn, in der gesetzlich angenommenen Voraussetzung, daß sie noch nicht hinlängliche Reife und Besonnenheit des Urtheils haben, um ihren Geschäften und Angelegenheiten mit der gehörigen Sorgfalt vorzustehen, der Leitung eines Vormundes untergeben werden, dergestalt, daß sie ohne dessen Einwilligung wohl andere sich, aber keineswegs sich andern rechtskräftig verbindlich machen können. Hiervon sind jedoch diejenigen Fälle ausgenommen, wo man, unmittelbar nach Vorschrift der Gesetze, aus einer Sache selbst verbindlich wird, ohne daß zu Begründung der Verbindlichkeit irgend eine Einwilligung nöthig wird, wie z. B. wenn jemand irgend ein Geschäft zu unserm wahren Vortheil ausgeführt hat; hier ist auch der Unmündige ohne Unterschied verbunden, alle getragenen Schäden und Auslagen und gehabte Bemühungen demjenigen zu vergüten, welcher irgend ein Geschäft zu seinem Vortheil beendigte. Sodann ist aber auch zu bemerken, daß nur diejenigen Minorennen, welche noch nicht einmal mündig sind, in allen rechtlichen Angelegenheiten von des Vormundes Einwilligung abhängen. Sind sie hingegen mündig, so sind sie an diese nur in so fern gebunden, als sie sich in Hinsicht ihres Vermögens, nicht blos in Hinsicht ihrer Person verbindlich machen wollen, wie dieses z. B. bei Abschließung eines Eheverlöbnisses der Fall ist. Hinwiederum kann selbst mit des Vormundes Einwilligung kein liegendes Grundstück eines Unmündigen ohne hinzukommendes obervormundschaftliches Decret von Seiten der Obrigkeit veräußert werden. Sodann ist noch besonders merkwürdig, daß Minderjährige in der Regel bei allen zu ihrem Nachtheil übernommenen Verbindlichkeiten, der Vormund mag eingewilligt haben oder nicht, gegen denjenigen, der sie verletzt hat, und gegen dessen Erben Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand suchen und erlangen können, und zwar auch, wenn sie deßhalb erst nach erlangter Volljährigkeit klagbar werden; sie müßten denn während dieser das Geschäft ratihabirt oder dasselbe gleich anfangs eidlich bekräftigt oder endlich bei dessen Abschließung sich böslicher Weise für volljährig ausgegeben haben. Ebenfalls können sie gegen die Ehe keine Wiedereinsetzung in den vorigen Zustand verlangen. Ausnahmsweise ertheilt

die höchste Staatsgewalt auf Berichterstattung der competenten Obrigkeit bisweilen noch Minderjährigen die Rechte der Großjährigkeit. Man nennt dies die veniam aetatis. Mit dem 25. Jahre fängt erst die Wechselmündigkeit an und die Fähigkeit, selbst Vormundschaften zu übernehmen. In den regierenden Häusern beginnt die zu dem Regierungsantritt erfoderliche Volljährigkeit keineswegs durchgängig, sondern in der Regel vielmehr früher, als mit dem 21., deßhalb für die bürgerlichen Verhältnisse vorgeschriebenen Jahre. Ueberhaupt giebt es auch hierüber, wie man leicht von selbst voraussetzen kann, keine für alle oder nur die meisten regierenden Häuser allgemein gültige Vorschrift oder Satzung. Dm.

Minoriten, s. Franciscaner.

Minos I., ein berühmter König auf der Insel Creta, der ungefähr vierzehnhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung lebte, und mit seinem Enkel gleiches Namens nicht verwechselt werden darf. Er wird als ein weiser Gesetzgeber und als ein Mann von strenger Gerechtigkeitsliebe gepriesen. Aber freilich waren seine Gesetze nur einem rohen und ungebildeten Volke angemessen. Sein Zweck war hauptsächlich dahin gerichtet, die Cretenser durch Einigkeit und kriegerische Gesinnungen mächtig und furchtbar zu machen; zu dem Ende mußten sie oft gemeinschaftliche Mahlzeiten halten, und sich anhaltend in den Waffen üben. Die Fabel hat die Geschichte dieses Königs mit mancherlei Zusätzen ausgeschmückt. Nach ihr war er ein Sohn der Europa und des Jupiter, von welchen er alle neun Jahre seine Gesetze in einer Höhle des Berges Ida empfing. Nach seinem Tode wurde Minos zugleich mit Aeacus und Rhadamanthus Richter der Unterwelt. Alle drei saßen am Eingange des Schattenreichs am Throne des Pluto; Minos sprach als der oberste Richter die Endurtheile. — II. Sein Enkel, welcher ebenfalls über Creta herrschte, hatte zur Gemahlin die Pasiphae, welche aus einer unnatürlichen Vermischung den Minotaurus gebar. (S. d. Art.)

Minotaurus. Die Fabel macht den Minotaurus zu einem Sohne der Pasiphae und eines Stiers und giebt ihm Menschengestalt mit einem Stierkopf. Er nährte sich von Menschenfleisch, weßhalb Minos ihn in das vom Dädalus erbaute Labyrinth sperrte, und ihm anfangs Verbrecher, nachher die von Athen erhaltnen Geiseln zur Speise vorwarf, bis endlich Theseus, der sich unter diesen Jünglingen befand, durch Ariadne belehrt und ausgerüstet, ihn tödtete und die Athenienser von diesem blutigen Tribut befreite. (S. Theseus.)

Minstrels, s. Troubadour.

Minute bezeichnet überhaupt den sechzigsten Theil eines Grades oder einer Stunde. In der Mahlerei und Zeichenkunst nennt man die kleinern Theile, wonach man die Verhältnisse des menschlichen Körpers bestimmt, auch Minuten, deren 48 auf eine Kopflänge gehen. In der Baukunst ist die Minute der 30. Theil eines Modells. — Minutenglas ist eine kleine Sanduhr, welche nur eine Minute läuft, und besonders auf den Schiffen beim Lozzen gebraucht wird. — Minutenuhren sind solche, welche die Abtheilungen bis zu Minuten genau angeben.

Miquelets nennt man die Bergbewohner der südlichen Pyrenäen, in Catalonien und in den französischen Departements der obern und der Ostpyrenäen, auf den Höhen des Gebirgskammes, der die Gränze zwischen Frankreich und Spanien bildet. Sie sind meistens Hirten, Jäger, Köhler u. s. w., dabei kriegerisch und räube-

risch. Auch geleiten sie die Reisenden auf den Gebirgswegen, und lassen sich ihren Schutz theuer bezahlen. Im Kriege sind sie gefährliche Parteigänger, die oft rottenweise in Frankreich einfallen. In Catalonien haben sie sich den französischen Truppen durch ihre Ueberfälle, um Transporte zu zerstreuen, im letzten Kriege sehr furchtbar gemacht.

Mirabeau (Boniface Riquetti, Vicomte de), Oberster des franz. Reg. Touraine, zeichnete sich durch Tapferkeit im amerikanischen Freiheitskriege aus, stand in der ersten Nationalversammlung als Deputirter des Adels von Limousin auf der Seite der Privilegirten, ward aber allgemein verachtet. Er wanderte aus, errichtete eine Jägerlegion, die er in den Kampf gegen Frankreich führte, starb aber schon am Ende des J. 1792 zu Freiburg im Breisgau. Unter seinem Namen erschienen Facéties, 2 Vol. 1790. 8. Er war, wie sein älterer Bruder, der Graf Mirabeau, ein Mann von heftigen Leidenschaften, denen er Anstand und Sitte zügellos aufopferte. Gewöhnlich verließ er das Weinhaus nicht eher, als bis alles, Geld oder Wein, verthan war. Man nannte ihn nur den Sancho Pansa der Emigrirten. Auch hieß er seiner unförmlichen Leibesstärke und Trunkliebe wegen das Faß, oder Mirabeau-Tonneau. Sein älterer Bruder,

Mirabeau (Honoré Gabriel Victor Riquetti, Graf von) übertraf ihn weit an Talent und Thätigkeit. Dieser kühne Redner des dritten Standes in der ersten Nationalversammlung wurde durch die hinreißende Kraft seines Worts der Hebel der französischen Revolution. Neckers Entwürfe waren die Unterlage dieses Hebels, dessen Ruhepunkt das Deficit und dessen Gewichte die herrschenden Ideen genannt werden können; der durch jenen Hebel hervorgebrachten Bewegung der revolutionären Masse gab aber nicht Mirabeau, sondern Sieyes die demokratische Richtung. Mirabeau wollte endlich die gefährliche Richtung hemmen; aber es war zu spät. Da rief er das prophetische Wort aus: La révolution de France fera le tour de l'Europe. — Mirabeau (geb. 1749 zu Egreville in der Provence, gest. zu Paris den 2. April 1791), stammte aus einer berühmten Familie. Die Natur gab ihm heftige Leidenschaften zu dem Körperbau eines Athleten. Die Erziehung hätte aus ihm einen großen Mann machen können; aber man hemmte den Aufschwung seines Geistes und verschrob die Entwickelung seiner Kraft: daher ward er nur berühmt. In ihm gohr sein ganzes Leben hindurch diese Mischung von verunglückter Größe und eitler Berühmtheit, gespornt von sinnlicher Genußgier. Vierzehn Jahr alt kam er in eine Pension, wo er zwei Jahre lang Mathematik studirte, und einige Fortschritte in Musik und Zeichnen machte. Auch trieb er mit Lust und Leichtigkeit körperliche Uebungen. Aber da man seine sittliche Bildung ganz vernachlässigte, so wuchsen mit ihm die heftigsten Leidenschaften auf. Spiel und Frauenliebe machten ihn späterhin zum Sklaven sinnlicher Lust, die sich an seiner glühenden Einbildungskraft entzündete. Noch jung nach Ruhm dürstend, gab er ein Lobgedicht auf den großen Condé und einige andere Gedichte heraus. Jetzt wurde Locke sein Führer, der seinen Geschmack regelte, und seinen ungestümen Genius zügelte. Mirabeau bekannte oft, daß er dessen Schriften Alles verdanke. In ihnen fand er jene klare, unwiderstehliche Logik, die seine Werke auszeichnet, und ohne welche es keine echte Bered-

samkeit giebt. Aus der Schule trat er in eine Garnison. Aber im Umgange mit jungen und liederlichen Offizieren ward er mit allen von diesen Wüstlingen als Ehrenpunkte gefeierten Lastern vertraut. Hier durchbrach er zuerst die Fesseln seiner harten Erziehung, welche seine heftige Gemüthsart bis jetzt mit größter Ungeduld ertragen hatte. Endlich ergriff ihn die Liebe, und dieser erste Sturm seiner aufgeregten Leidenschaft trug alle Kennzeichen der Eigenheiten seines Charakters. Er achtete nicht den Zorn des Vaters, der diese Neigung unerbittlich verfolgte. Er ward daher auf des Vaters Veranstaltung in die Festung auf der Insel Rhé eingesperrt, und sollte sich nach den holländischen Colonien einschiffen. Doch die Freunde des Marquis von Mirabeau wußten es zu hintertreiben. Dieser Mißbrauch der väterlichen Gewalt bestimmte zuerst des Sohnes Ansicht von Despotismus. Der Zwang erhöhte nur die Energie seines Charakters. Nach seiner Befreiung ward er als Freiwilliger nach Corsica geschickt. Er zeichnete sich aus und bekam das Patent als Dragonerhauptmann. Da ihm aber sein Vater keine Compagnie kaufen wollte, so gab er, jedoch ungern, den Militärstand auf. Nach seinem eignen Geständniß war er ganz für denselben geschaffen, und es gab kein Buch über die Kriegskunst, das er nicht gelesen zu haben versicherte. Während des Krieges in Corsica schrieb er eine Denkschrift über denselben mit Bemerkungen über die Mißbräuche der genuesischen Aristokratie, und übergab sie seinem Vater, der sie aber vernichtete. Nach dem Verlangen seines Vaters vertauschte er jetzt das Schwert mit dem Pfluge. Aber ein Rechtshandel verbitterte ihm die an sich schon lästige Lage. Dazu kamen unglückliche häusliche Verhältnisse. Im J. 1771 hatte er nach langer Bewerbung in Aix die Hand des Fräuleins von Marginane, einer jungen liebenswürdigen Dame, erhalten, mit der Aussicht auf ein großes Erbtheil. Da er aber von 6000 Livres jährlicher Einkünfte seiner Schwiegermutter eine Leibrente zahlen mußte, gerieth er, bei seinem Hange zur Verschwendung, in eine Schuldenlast von 160,000 Livres. Dies wurde der Grund seines unglücklichen Schicksals. Sein rauher, streitsüchtiger, unbiegsamer Vater benutzte die Verlegenheit seines Sohnes und wirkte beim Chatelet in Paris ein Interdict aus, durch das er seinen Sohn sehr beschränkte. Indeß lebte dieser mit seiner Gattin recht glücklich, bis er im Mai 1774 einen strafbaren Briefwechsel derselben entdeckte. Doch es ziemte ihm nicht, streng zu seyn, er brachte sie zu ihrer Pflicht zurück und verzieh. Bald darauf verließ er den ihm von seinem Vater gesetzlich angewiesenen Ort seines Aufenthalts, und ein neuer Verhaftbrief (lettre de cachet) sperrte ihn den 23. Dec. 1774 in das Schloß If ein. Hier erheiterte eine hübsche Gefängnißwärterin, welche von ihrem Ehemann oft unbarmherzig geschlagen wurde, die Einsamkeit des 24jährigen Gefangnen und versteckte sich sogar bei ihm; dies zog ihm strengere Aufsicht zu. Sein Vater machte ihm Vorwürfe über seine Unthätigkeit. Er verantwortete sich durch die Bekanntmachung seines schon im 21. Jahre angefangnen Versuchs über den Despotismus. Dieses Epigramm erzürnte den Vater noch mehr. Ein junger Mann wagte, seine Gebieter anzuklagen, und sogar im Gefängniß! Endlich gestattete ihm der harte Vater im April 1775 nach Jour bei Pontarlier zu gehen. Hier sah Mirabeau zuerst seine Sophie. Seine Gemahlin war entfernt, und hatte sich sogar geweigert, ihn in seiner Gefangenschaft zu besuchen. Sophie, an den 79jährigen Präsidenten Lemonnier verheirathet, war zärtlich; Mirabeau's Leidenschaft für sie wurde bald äußerst heftig.

Aber unglücklicher Weise war St. Maurice, der Commandant der Festung, sein Nebenbuhler. Um sich daher den Verfolgungen dieses Mannes und seines Vaters zu entziehen, flüchtete er sich nach Dijon, wohin seine Geliebte, die ihrem Mann das Geld dazu entwandt hatte, sich gleichfalls begab; aber ihre Mutter gab ihn an, er wurde ergriffen, und sein Vater wirkte einen neuen Verhaftbrief aus. Indeß hatte der Herr von Malesherbes, der damals Minister war, für den jungen Mirabeau viel Wohlwollen, und ließ ihm den Wink geben, ins Ausland zu fliehen. Schon befand er sich auf der Flucht, als ihm seine Sophie schrieb, daß ihr Mann sie in ein Kloster sperren wolle, und daß ihr nichts übrig sey, als die Flucht oder der Tod. Mirabeau entfloh also mit ihr. Der beleidigte Ehemann klagte auf Entführung und Raub; Mirabeau wurde zum Tode verurtheilt, und diesem Urtheil zufolge ward sein Bildniß an den Galgen gehangen. Mirabeau verbarg sich damals in Holland, wo er unter dem Namen St. Matthieu unbemerkt mit seiner Sophie, seinen Büchern und einigen Freunden lebte. Während der J. 1776 und 1777 erhielt er sich und seine Freundin nur durch literarische Arbeiten. Der Buchhändler Changuyon gab ihm vollauf zu thun. Mirabeau übersetzte unter andern eine Geschichte Englands, und schickte Denkschriften gegen seinen Vater in das Ausland. Dieser bewirkte dagegen, daß man das Völkerrecht verletzte, und einen Polizeidiener mit einem von Amelot und Vergennes unterzeichneten Verhaftbriefe nach Holland schickte. Mirabeau wurde gewarnt, aber die wenigen Augenblicke, die er verlor, für die Sicherheit seiner Sophie zu sorgen, beraubten beide ihrer Freiheit; sie wurden den 17. Mai 1778 ohne Einspruch der holländischen Regierung verhaftet. Nach ihrer Ankunft in Paris wurde Mirabeau in den Donjon zu Vincennes gebracht, Sophie aber, welche schwanger war, der Polizeiaufsicht übergeben. Nach ihrer Entbindung von einer Tochter brachte man sie den 18. Junius 1778 in das St. Clarenkloster nach Gien. In jener beinahe dreijährigen Gefangenschaft schrieb Mirabeau die berühmten Lettres à Sophie (Lettres originales de Mirabeau. Vol. IV. 1792.) Mit der Begeisterung der Leidenschaft, in tiefer Einsamkeit geschrieben, athmen sie nur Gefühl, Schwärmerei und Zärtlichkeit. Mirabeau's Prozeß ging unterdessen fort, und seine mit Mäßigung abgefaßte Vertheidigungsschrift gegen seinen Vater war ein Meisterstück der Beredsamkeit und Logik. Unter vielen körperlichen Leiden schrieb Mirabeau damals seine Erotica biblion, ein originelles Werk, zu dem Calmets Commentare über die Bibel ihm den Stoff lieferten. Zugleich entwarf er eine Grammatik und eine Abhandlung über Mythologie, übersetzte den Johannes Secundus, und bezeichnete die Schranken einer willkührlichen Gewalt in seinem männlich kräftigen Werk über die Lettres de cachet. Weil man ihm Papier versagte, so riß er aus den ihm verstatteten Büchern die weißen Anfangs- und Endblätter. Seine Schriften bekamen dadurch einen noch gedrungenern und kühnern Styl. Er verbarg die Blätter in dem Futter seiner Kleider, und verließ das Gefängniß mit dem so eingenähten Manuscript seiner Lettres de cachet. Die lange Einkerkerung hatte endlich die Verfolgung ermudet. Auch die Richter sahen ein, daß Mirabeau's Vater, der selbst sehr unsittlich lebte, nur von Rache und Haß sich leiten ließ. So wurden am 17. Dec. 1780 Mirabeau's Fesseln gelöst. Es scheint, als ob er sich mit seinem Vater versöhnt habe, denn er verlebte jetzt 16 Monate bei ihm, und verließ nur das väterliche Haus,

um die Aufhebung des früher in Pontarlier gegen ihn gesprochenen Todesurtheils zu betreiben. Er erlangte sein Gesuch den 14. August 1782. Zugleich erhielt Sophie ihr Heirathsgut und ihre Freiheit wieder. Hierauf kehrte Mirabeau in die Provence zurück, und versuchte sich mit seiner Gemahlin auszusöhnen. Allein nichts konnte die Hartnäckigkeit der Verwandten seiner Frau besiegen. Mirabeau wendete sich daher an die Gesetze, und es entspann sich ein Prozeß, der für keine Partei ehrenvoll war, und den seine Frau gewann. Mirabeau begab sich jetzt nach London. Seine Briefe beweisen, daß er, einige gute Einrichtungen ausgenommen, eben nicht günstig über England urtheilte. Auch schrieb er daselbst die Considérations sur l'ordre de Cincinnatus; einen Orden, den er als den Anfang einer militärischen Aristokratie für das freie Nordamerika mißbilligte. Sein Urtheil blieb von der Republik nicht unbeachtet. Noch schrieb er gegen Josephs II Plan, die Schelde frei zu machen, und gegen Linguets bekannte Schrift seine Doutes sur la liberté de l'Escaut. Auch war er Mitarbeiter an der in London erschienenen französischen Zeitschrift, le Courier de l'Europe. In seinen darauf folgenden Schriften über die Caisse d'Escompte, die Banque de St. Charles, die Actions des eaux, verbreitete er sich über die Ursachen des öffentlichen Credits und des Wuchers mit Staatspapieren, nach Ad. Smiths Grundsätzen, mit vieler Beredsamkeit. Dies und die satirischen Schilderungen berühmter Personen brachten seine Schriften in Ruf. Gleichwohl hielt er vergebens bei dem Finanzminister Calonne um die Consulstelle in Danzig oder Hamburg an. Calonne fürchtete sein Talent, und man entfernte Mirabeau im J. 1786 nach Preußen, wo man ihm einen geheimen Auftrag gab, der mehr gefahr- als ruhmvoll war. Dort entwarf er sein geistvolles aber nichts weniger als fehlerfreies Werk: de la Monarchie Prussienne. Er sammelte darin zum Theil mit fremder (Mauvillons u. A.) Hülfe die nähern Umstände jenes innern Mangels, auf welchen blendende Größe gegründet war; er zeigte die feinen Lenkseile, welche jenes Räderwerk vom Staat zum Erstaunen Aller bewegten. Vorzüglich bewundert man seine Schilderung Friedrichs II. Friedrich wußte Mirabeau's Genie zu schätzen. Aber Friedrich Wilhelm II. sandte bald nach seiner Thronbesteigung an ihn den Befehl, den preußischen Staat unverzüglich zu verlassen. Nur mit Mühe verschaffte sich Mirabeau das nöthige Reisegeld. Unterwegs verweilte er in Nancy, um die Aufführung der Dido zu sehen. Hier verliebte er sich in eine Schauspielerin, verlor bei ihr eine Nacht und seine Börse, borgte die seines Secretärs, und leerte sie fast gänzlich. Als darauf ein Rad seines Wagens bei Bourget brach, ließ er Secretär, Wagen und Papiere im Stiche, und kam zu Fuße, ohne einen Sou baares Geld, nach Paris. Hier schrieb er eine Fortsetzung seiner dénonciation de l'agiotage. Aber die Kühnheit, mit welcher er diese privilegirte Geißel angriff, zog ihm einen Verhaftbrief zu. Er entging ihm jedoch glücklich. Hierauf schrieb er seinen Avis aux Bataves und seine Histoire secrète de la Cour de Berlin, die seinen Ruf wie seine Feinde nur vermehrten. Denn auch gegen Necker hatte er sich erklärt. Jene Correspondance secrète war sein letztes Werk. Er sagt darin unter andern: „Der Tag war der glücklichste meines Lebens, an dem ich die Berufung der Notabeln erfuhr. Sie wird ohne Zweifel die Reichsversammlung zur Folge haben. Ich sehe darin eine neue Ordnung, die Umbildung der Monarchie; und ich würde mich überaus

ihm keinen Dienst erzeigen. Der Monarch gestand ihm, er halte dies für unmöglich. Nun schilderte ihm Mirabeau die Lage der Dinge, und entwickelte die Art, wie er dem König dienen könne. Die Königin äußerte nachher, daß sie beim Eintritt Mirabeau's einen Schauder gefühlt, daß aber seine Beredsamkeit, sein Antheil an der Sache und sein Mitgefühl den ersten Eindruck bald vernichtet hätten. Der Hof soll damals Mirabeau's Schulden, die sich auf 207,000 Livers beliefen, bezahlt und ihm eine monatliche Pension von 6000 Livres zugesichert, Mirabeau aber dem Könige zwei Plane zu einer Gegenrevolution vorgelegt haben; nach dem einen sollte sich der König nach Rouen, nach dem andern nach Metz begeben. Der König wählte den letztern, und sandte den Grafen de la Marc insgeheim nach Metz, um mit dem Marquis de Bouillé alles zu veranstalten. Auch nach der verunglückten Flucht hielt Mirabeau sein dem König gegebenes Wort; doch folgte dieser nicht immer seinem Rathe; nur die Königin verließ sich so ganz auf ihn, daß sie sagte: „ich bin überzeugt, daß ich nicht umkomme, so lange Mirabeau lebt." — Aber schon argwohnte man seine Verbindung mit dem Hofe, als er, 42 Jahre alt, an einem Entzündungsfieber starb, das er wahrscheinlich durch Unmäßigkeit sich zugezogen hatte. Andre sagen, er habe auf Anstiften der beiden Lameths, seiner unversöhnlichsten Feinde, Gift bekommen. Uebrigens ist die Abschaffung des Adels in Frankreich so wenig durch Mirabeau bewirkt worden, daß er vielmehr das Gegentheil behauptete, und zu derselben Zeit seinen Bedienten Livrée gab, und sich Herr Graf nennen ließ, als er in der Nationalversammlung nur Riquetti heißen durfte. Um Republikaner zu seyn, war er nicht streng genug sittlich. Indeß hat er, wenn er auch selbst im reifern Alter noch von gefährlichen und erniedrigenden Leidenschaften beherrscht die Tugend nicht übte, sie dennoch, wie seine Freunde glauben, geliebt. Es war ein Unglück für Frankreich, daß der erste Held in der Rennbahn der Revolution, der beharrlich die kühnsten Entwürfe durchsetzte, nicht mit dem reinen Muthe der Tugend, sondern getrieben von Noth, Schuld und Habsucht, nur mit der Kühnheit unedler Leidenschaft zu dem Bilde der Freiheit seinen Blick erhob. — Mirabeau's Tod verbreitete in ganz Paris Schrecken und Bestürzung. Als aber die Republikaner den Convent beherrschten, ward (im Sept. 1794) Marats Leichnam ins Pantheon gebracht und Mirabeau's Asche herausgenommen. Im J. 1800 befahl der erste Consul, seine Bildsäule unter denen der großen Männer aus allen Nationen in der Gallerie der Tuilerien aufzustellen. — Wohl zeigt Mirabeau, wie die ganze französische Revolution, was die vom Witze auf den höchsten Grad gespannte Leidenschaftlichkeit zugleich Schlechtes und Gutes hervorbringen kann: darum haben wir so lange bei seiner Schilderung verweilt. Seine Reden sind gesammelt in der Schrift: Mirabeau peint par lui-même, 1791. Vol. IV. 8.; und Collect. compl. des travaux de Mirab. à l'assemblée nationale, par Mejean 1791. Vol. V. 8. Esprit de Mirabeau, 1804. 8. und Lettres inédites de Mirabeau, publ. par Vitry. Paris 1806. 2 Bde. K.

Mirabeau (Victor Riquetti, Marquis de), Vater des Grafen und des Vicomte Mirabeau, aus der Provence, Commandeur des schwedischen Wasaordens, Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften zu Montauban, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier, besaß einige Talente, vereinigte aber den Stolz eines Autors mit der Härte eines Sectenhauptes. Er

machte sich durch sein Werk: L'Ami des hommes ou traité de la population, Paris, 1758. Vol. II. 12. (der Menschenfreund) berühmt, das Beifall verdiente. Voll Eigensinn und Launen war er geizig, hart und rachsüchtig. Seine Gattin, eine stolze, mürrische und ränkesüchtige Frau, lebte in beständigem Streite mit ihm und ihren Kindern. Er selbst war der Sklave seiner Maitresse, der Frau von Pailly, welche ihn noch mehr mit seiner Familie entzweite, und zu Verschwendungen verleitete. Das natürliche Feuer seines ältern Sohnes wußte der strenge Vater weder zu bändigen, noch dessen heftige Begierden zu zügeln. Er erbitterte ihn durch Strafen, und brachte ihn zur Verzweiflung durch unerbittliche Härte. Der jüngere Sohn, der Vicomte, war sein Liebling. Für diesen bewies er noch in seinem letzten Willen eine ungerechte Vorliebe, wovon ein Prozeß und tödtlicher Haß der beiden Brüder gegen einander die Folge war. Als ein denkender Gelehrter stand der Marquis von Mirabeau in Ansehen. Er vertheidigte das physiokratische System, daher man ihn den Patriarchen der Oekonomisten nannte. Das Wesentliche davon enthält die merkwürdige Zuschrift, in welcher der Graf Mirabeau seinem Vater das Werk de la Monarchie Prussienne sous Frédéric le Grand (Londres 1788. T. I - VII.) widmet, wo er die Bestätigung der Grundsätze jenes Systems in der ihm widersprechenden Verwaltung des preußischen Staats gefunden zu haben versichert. Mit Unrecht ward der Marquis Mirabeau eine Zeit lang für den Verfasser des Système de la nature etc. gehalten. Uebrigens waren er und sein jüngerer Sohn die Schutzredner des Hofes und der königlichen Gewalt. Auch dies machte den Vater und den ältesten Sohn, wie die beiden Brüder, zu unversöhnlichen Feinden. Der Vater starb zu Paris 1789, und der Vicomte wanderte aus. K.

Miranda (Don Francisco), der erste Gründer der Freiheit im spanischen Amerika, ward geboren in Caraccas, und stammte aus einer alten spanischen Familie. Sein Großvater war Gouverneur der Provinz Caraccas. Zwanzig Jahr alt, durchwanderte er Amerika zu Fuß um es kennen zu lernen; hierauf erhielt er im spanischen Heere den Grad eines Obersten, und wurde von dem Gouverneur von Guatimala zu besondern Aufträgen gebraucht. Dann diente er als Freiwilliger im nordamerikanischen Kriege, durchwandelte nachher England, Frankreich und Italien zu Fuß, auch Altspanien, das er glühend haßte; hierauf durchzog er aufs neue, in militärischer Hinsicht, Süd- und Nordamerika. Im J. 1789 befand er sich in Petersburg, wo ihn Catharina vergebens in ihre Dienste zu ziehen suchte. Der Ausbruch der französischen Revolution bewog ihn, sich nach Paris zu begeben. Hier erhielt er eine Sendung an den Minister Pitt, ward auf Petions Verwendung zum Generalmajor ernannt, und commandirte als zweiter Befehlshaber unter Dumouriez in Champagne 1792 und in Belgien. Da er als Ingenieur und Taktiker ausgezeichnete Kenntnisse mit seltenen Talenten vereinigte, so wurde er von der Armee eben so sehr geachtet, als er in Paris die Gunst der Republikaner besaß. Als Dumouriez gegen Holland vordrang, erhielt er den Auftrag, Mastricht zu belagern, mußte aber, von dem General Valence zu wenig unterstützt, die Belagerung aufheben. In der Schlacht bei Neerwinden, die Dumouriez verlor, commandirte er den linken Flügel. Dumouriez legte ihm den Verlust derselben zur Last, allein er rechtfertigte sich durch eine eben so gründliche als nachdrückliche Ver-

theidigungsschrift. Er hatte sich damals, eben so wie Dumouriez, gegen die Partei der Jacobiner erklärt. Jetzt erschien ihm Dumouriez selbst verdächtig, und er theilte seinem Freunde Petion, der Mitglied des Wohlfahrtsausschusses war, seine Besorgnisse mit. Dies schützte ihn vor der Anklage, und man gab ihm den Auftrag, den Oberbefehlshaber zu verhaften. (S. Dumouriez.) Als aber darauf der Berg die Girondisten vernichtet hatte, ward auch der General Miranda vor das Revolutionstribunal gestellt; jedoch rettete ihm noch Thomas Payne's Beredsamkeit das Leben. Robespierre's Sturz öffnete auch ihm das Gefängniß. In der Folge ward er abermals verdächtig, und auf Befehl des Directoriums (30. Vendemiaire 1795) verhaftet. Als Ausländer sollte er verbannt werden; allein er machte sein Recht als französischer Bürger geltend, und lebte eine Zeit lang im Verborgenen, bis das Directorium ihn, nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797), aufs neue zur Deportation verurtheilte, und da er sich derselben durch die Flucht nach England entzogen hatte, im J. 1799 auf die Emigrantenliste setzen ließ. Im J. 1803 kehrte er nach Paris zurück, ward aber von neuem, weil er sich in Verbindungen gegen den ersten Consul eingelassen haben sollte, verbannt. Jetzt beschloß er mit der vollen Energie seines Charakters die Ausführung des längst gefaßten Gedankens, die spanische Herrschaft auf dem festen Lande von Amerika umzustürzen. In dieser Absicht begab er sich nach Jamaika und Trinidad, hierauf nach Neuyork, wo er im J. 1806, im Geheimen von England unterstützt, mit einer Summe von 60,000 Pf. drei Schiffe ausrüstete, und 900 entschloßne Männer zur Befreiung seines Vaterlandes Caraccas vereinigte. Allein das Unternehmen mißglückte. Die Spanier eroberten den 28. Apr. 1806 zwei seiner Schiffe; mit dem dritten entfloh er. Indeß von seinen geheimen Freunden unterstützt, bewerkstelligte er am 1. Aug. d. J. eine Landung in Venezuela; sein Aufruf zur Freiheit machte aber so wenig Eindruck auf das Volk, daß er sich schon den 13. mit Verlust wieder einschiffen mußte. Erst am Ende des J. 1810 gelang es ihm, die Fahne der Freiheit in Caraccas aufzupflanzen. (S. das Weitere unter Westindien.) Nach mehreren Triumphen und noch größeren Unfällen, verfolgt vom Hasse der Priester, und gedrängt durch Finanznoth, Abfall und Verrätherei, sah er sich zuletzt durch die Siege des spanischen Generals Monteverda genöthigt, die (a. a. O. erwähnte) Capitulation vom 26. Aug. 1812 abzuschließen, gegen deren Inhalt ihn der spanische General treuloser Weise als einen Gefangenen behandelte. Man brachte ihn endlich in das Gefängniß La Caraca, den furchtbarsten Kerker der Inquisition bei Cadix, in welchem er nach einer vierjährigen harten Einsperrung gestorben ist. Die Mönche ließen seinen Körper unbeerdigt hinwerfen, und übergaben sein Geräth den Flammen. Miranda war ein wohlgebildeter Mann, voll Kraft und Feuer, nach Thaten dürstend, im Wollen fest, im Handeln kühn; dabei von ausgebreiteten Kenntnissen. Er schätzte Wissenschaften und Künste, besaß viel Theorie und Praxis, hatte einen scharfen Blick und viel Geschmack, schrieb bündig und leicht, und war mit der Verfassung, den Gesetzen, der Literatur und den Sitten jeder Nation, vorzüglich mit ihrer militärischen Verfassung genau bekannt. Plutarch und Livius waren seine Lieblingsschriftsteller; Timoleon, Thrasybul und Epaminondas seine Helden. Ob er wohl in seinem politischen Verhalten in Venezuela jacobinische Formen nachahmte, so hat er doch ohne Selbstsucht, aus reinem Eifer für die Sache, einem

großen Ziele mit eben so viel Beharrlichkeit als Geist und Muth Vermögen, Kraft, Glück und selbst das Leben geweiht. K.

Mirandola (Johann Pico, Fürst von), mit dem Beinamen der Phönix, eine der schönsten Zierden der Wissenschaften zur Zeit ihres Wiederaufblühens, war 1463 unter Pius II. geboren. Er war der jüngste Sohn von Johann Franz von Mirandola und Julia, aus dem edlen Geschlechte Bojardo. Eine Feuerkugel, so erzählen abergläubische Geschichtschreiber jener Zeit, ward über dem Bette seiner Mutter gesehn, die Hoheit und Vollkommenheit des Knaben ankündigend. Früh genoß er den Unterricht der geschicktesten Lehrer, und gab die außerordentlichsten Proben von Fassungskraft und Gedächtniß. Dem geistlichen Stande bestimmt, begab er sich in einem Alter von vierzehn Jahren nach Bologna, um das canonische Recht zu studiren. Nachdem er zwei Jahre darauf verwendet hatte, fühlte er einen Widerwillen gegen die Fortsetzung dieser Studien; dagegen zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zu den Geheimnissen der Natur und Wissenschaft. Seine Wißbegierde zu befriedigen, bereiste er Italien und Frankreich, besuchte die berühmtesten Schulen und hörte die ausgezeichnetsten Lehrer. Nach sieben Jahren des anhaltendsten Fleißes ging er nach Rom und machte 900 verschiedne Thesen aus allen Wissenschaften und gelehrten Sprachen bekannt, die er nach damaliger Sitte öffentlich vertheidigen wollte. Er foderte alle Gelehrte aus allen Ländern auf, sich mit ihm zu messen, und erbot sich sogar, den Fremden die Reisekosten zu ersetzen. Aber niemand wagte zu erscheinen. Da man sich aber nicht getraute, ihn als Gelehrten anzugreifen, so suchte man seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen. Mirandola schlug diese Angriffe durch seine Apologia zurück; ein Werk voll gründlicher und wohl geordneter Gelehrsamkeit. Um seinen Feinden, die mit Beschuldigungen und Anklagen nicht abließen, so viel als möglich jeden Anlaß zu rauben, entschloß er sich, obgleich er für die Liebe und ihre Genüsse nicht unempfindlich war, die strengste Lebensweise zu befolgen und sich ausschließlich mit den Wissenschaften zu beschäftigen. In Folge dieses Beschlusses warf er fünf Bücher italienischer Liebesgedichte ins Feuer, deren Verlust allerdings zu bedauern ist. Es hat sich in dieser Gattung nichts von ihm erhalten, als ein Commentar über eine Canzone des Girolamo Benivieni, worin er die Liebe nach den Begriffen der Neu-Platoniker darstellt. Mirandola widmete sich nun dem Studium der biblischen Literatur; die erste Frucht desselben war der Heptaplus, eine mystische oder cabbalistische Auslegung der Schöpfungsgeschichte. Zwei Jahre darauf gab er eine Abhandlung in zehn Capiteln Ente et Uno heraus, worin er die Lehren des Plato und Aristoteles zu vereinigen suchte. Er lebte jetzt abwechselnd zu Ferrara im Umgange mit den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern seiner Zeit, namentlich des Lorenz von Medici und Politzian, und war mit großen literarischen Arbeiten beschäftigt, zu denen sein Werk gegen die Astrologie als eine Vorarbeit anzusehen ist, als ein Fieber ihn befiel, an welchem er 1494 zu Florenz in seinem 31. Lebensjahre starb. Er wird von seinen Zeitgenossen als ein Wunder von Gelehrsamkeit und Genie gepriesen. Paulus Jovius sagt von ihm, daß die unsterblichen Götter alle seltensten Gaben des Körpers und Geistes in ihm vereinigten. Wir werden bei dem Anblick seiner Schriften nicht eben so urtheilen, wenn wir uns nicht zugleich an den damaligen Zustand der Wissenschaften erinnern.

Mirkhond oder Mirchond, s. Persische Literatur.

Mischna, Mischnah, s. Talmud.

Miserēre, Erbarme dich, wird ein berühmter Kirchengesang, eigentlich der 57. Psalm, welcher in der Vulgata anfängt, Miserere mei domine, genannt. Besonders berühmt ist davon die Composition des Allegri (s. d. Art.). — Dann heißt auch so die schreckliche Krankheit, welche durch Verstopfung der Eingeweide hervorgebracht wird.

Miß, bei den Engländern der Titel unverheiratheter Damen von Stande.

Missa, Misse, s. Messe.

Missalen, Missalbuchstaben, nennt man die größten Buchstaben, weil ehemals die Missalen (missalia) oder Meßbücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten der catholischen Messe enthalten, damit geschrieben und gedruckt wurden.

Missionen, Sendungen, wurden vorzugsweise die zur Verpflanzung des Christenthums unter nichtchristlichen Völkern unternommenen Sendungen christlicher Lehrer genannt. Schon in den ersten Zeiten des Christenthums gingen oft Christen, entweder aus eignem Antriebe oder im Auftrage ihrer Gemeinden, in nahe und ferne Länder, das Evangelium zu predigen, und, abgesehen von wenigen einzelnen Fällen, ist das Christenthum stets nicht durch die Waffen, sondern durch die sanfte Gewalt der Rede ausgebreitet worden. Auch die deutsche Kirche ward durch solche Glaubensboten, welche man später Missionäre nannte, namentlich durch Bonifacius im achten Jahrhunderte gegründet. In den letzten Jahrhunderten geschah von Seiten der catholischen Kirche (welche jedoch auch die Unternehmungen, die den Zweck hatten, Mitglieder der von ihr getrennten christlichen Parteien zu ihrer Gemeinschaft zurückzuführen, Missionen nannte) mehr als von der protestantischen für das Missionswerk, weil sich hier mit dem religiösen Interesse das hierarchische verband; weil, ehe England auf dem Meere prädominirte, das catholische Europa mit den übrigen Welttheilen in öftere Berührung kam, als das protestantische; weil die catholische Kirche Mönche hatte, welche der Papst aussenden konnte, wohin er wollte, und weil sie endlich weit größere Reichthümer als die protestantische Kirche besaß (s. Propaganda). Die merkwürdigsten Missionen der catholischen Kirche sind die nach China, Ostindien und Japan, in welchem zuletzt genannten Reiche jedoch das Christenthum, nachdem es vormals viel Eingang gefunden hatte, gänzlich wieder verdrängt worden ist. In China aber und auf der Küste von Coromandel dauern die zur Ausbreitung des Christenthums gegründeten Niederlassungen fort. Durch die Ereignisse, welche der französischen Revolution folgten, wurden die Fonds der Missionsanstalten geschwächt und diese Institute in ihrer Wirksamkeit gehemmt, und da sich überdies die Aufmerksamkeit der catholischen Kirche von den entferntern Gegenständen ganz auf das, was in Europa vorging, lenken mußte, so konnte sie nur wenig für die Ausbreitung des Christenthums unter heidnischen Völkern unternehmen. Unter den protestantischen Völkern haben sich theils die Dänen, theils die Britten um das Missionswerk verdient gemacht. Die von den Dänen seit 1704 zu Trankebar gegründete Mission dauert bis auf den heutigen Tag fort, und noch in den letzten Jahren sind die Berichte der dortigen Missionäre auch in Deutschland bekannt geworden. Zu den seit frühern Zeiten in England vorhandnen Missionsanstalten gesellte sich im J. 1794

eine große Missionssocietät, unter deren Unternehmungen besonders die Sendungen christlicher Prediger nach Südafrika und Australien bemerkenswerth sind. Auch die Brüdergemeinde unterhält in allen Weltgegenden Missionäre. Wer nur einige Kenntniß von dem verderblichen Aberglauben und der sittlichen Verwilderung der meisten heidnischen Völker hat, muß dieser Unternehmungen sich freuen und ihnen auch für die Zukunft einen glücklichen Fortgang wünschen. Eine vollständige Kenntniß der Missionen, welche auch für Länder- und Völkerkunde so wichtig geworden sind, und ihre Geschichte erlangt man durch folgende Werke: Nachrichten von der Ausbreitung des Reichs Jesu Christi überhaupt und durch Missionarien unter den Heiden insbesondere. Elberfeld, 1815. Mit diesen sind die Halleschen Missionsnachrichten (Neuere Geschichte der evangelischen Missionsanstalten zur Bekehrung der Heiden in Ostindien, aus den eigenhändigen Aufsätzen und Briefen der Missionarien, wovon Halle 1815 das 65. Stück von Dr. Knapp herausgegeben worden ist, und das Magazin für die Geschichte der neuesten protestantischen Missions- und Bibelgesellschaften von Blumhardt. Basel, 1816 — 18.) zu vergleichen, welche von den dänischen und englischen ältern Missionen Nachricht enthalten. N.

Mississippi, der längste Strom in Nordamerika. Er entspringt aus verschiedenen Seen, wird erst ungefähr in der Mitte seines Laufes beträchtlich, ist dann, einen einzigen Wasserfall, St Antonius, ausgenommen, völlig schiffbar, nimmt nebst vielen andern Flüssen auch die großen Flüsse Missouri, Ohio und den rothen Fluß, auf, und ergießt sich, nach einem Laufe von beinahe 800 Meilen, mit Heftigkeit in den Mexikanischen Meerbusen. Seine Ufer sind fast überall fruchtbar und angenehm. Für die vereinigten Staaten von Nordamerika ist dieser Fluß von großer Wichtigkeit, daher auch verschiedene Forts an demselben angelegt sind. Die angebauten Ländereien, welche zwischen den Einflüssen der vorerwähnten drei Flüsse in diesen Strom liegen, heißen das Gebiet von Mississippi, enthalten eine Bevölkerung von ungefähr 50,000 Menschen, und haben unlängst bei dem Congreß darauf angetragen, einen eignen Staat zu bilden. Am Mississippi liegt die seit 1803 an die vereinigten Staaten abgetretne Landschaft Louisiana (s. d. Art.), welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den berüchtigten Actienhandel in Frankreich unter Law viel Aufsehen verursachte.

Mitau, die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, jetzt russischen Gouvernements Curland, mit etwas über 12,000 Einwohnern, unter denen 5000 Deutsche. Es wird hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben, welcher durch die aus Deutschland nach Petersburg führende Hauptstraße begünstigt wird. Das hiesige akademische Gymnasium hat eine Bibliothek und eine Sternwarte. Außerhalb der Stadt liegt das schöne Residenzschloß der ehemaligen Herzoge von Curland.

Mitbelehnschaft, s. Gesammte Hand.

Mithra, der Genius der Sonne bei den Persern, welcher als Hauptgottheit verehrt und als männliche Figur, mit Löwenkopf und Adlerflügeln, auf einer Kugel stehend, um seinen Körper eine Schlange gewunden, vorgestellt wurde. Die Mysterien dieser Gottheit wurden noch im ersten Jahrhundert nach Chr. in finstern Höhlen gefeiert, und erst im vierten Jahrhundert zerstört.

Mithridates, der Name mehrerer Könige in Pontus, unter denen Mithridates der Große oder der VI. der berühmteste war. Er war bei seines Vaters Tode dreizehn Jahre alt. Herrschsucht, Grausamkeit und ein durch nichts zu beugender Sinn waren bei großen Anlagen die Eigenschaften, welche sich früh in ihm entwickelten. Kaum hatte er im J. 123 vor Chr. Geb. die Regierung angetreten, als er seine Mutter, welche sein Vater ihm zur Mitregentin verordnet hatte, in ein hartes Gefängniß warf, wo sie, nach Einigen an den erlittenen Mißhandlungen, nach Andern an Gift starb. Nicht zufrieden, seinen Körper gegen alle Beschwerden abzuhärten, soll er ihn durch Gewöhnung sogar gegen die Wirkungen der Gifte unempfindlich gemacht haben (daher der Name des vorgeblichen Gegengifts Mithribat). Als er mündig geworden, vermählte er sich mit seiner Schwester Laodice, mit der er einen Sohn, Pharnaces, zeugte. Darauf unternahm er eine Reise nach Asien, theils um die Gebräuche, Gesetze, Sitten und Sprachen der Einwohner kennen zu lernen (wie man denn von ihm anführt, daß er zwei und zwanzig Sprachen gesprochen habe), theils um die Länder seiner Nachbarn, die er sich zu unterwerfen strebte, auszukundschaften. Nach drei Jahren kehrte er zurück, und bestrafte seine ihm indessen untreu gewordene Gemahlin, die ihn vergebens zu vergiften gesucht hatte, mit dem Tode. Nachdem er die Rüstungen zu seinen großen Unternehmungen vollendet hatte, überfiel er Paphlagonien, bezwang es leicht, und theilte es mit seinem Freunde und Bundesgenossen, dem Könige von Bithynien. Vergebens drohten ihm die Römer, welche das Land für frei erklärt hatten, mit einem Kriege. Mithridates ließ sich dadurch so wenig schrecken, daß er sich auch des unter römischen Schutze stehenden Galatins bemächtigte. Dann richtete er sein Augenmerk auf Cappadocien. Da er aber die Macht des Ariarathes, welcher dieses Land besaß, und dessen genaue Verbindung mit den Römern fürchtete, zog er Verrath der Waffengewalt vor, und ließ ihn meuchelmörderisch umbringen. Zu gleicher Zeit fiel Nicomedes, König von Bithynien, in Cappadocien ein, vertrieb den Sohn des ermordeten Königs und vermählte sich mit der hinterlaßnen Witwe, einer Schwester des Mithridates. Dieser ergriff den Vorwand, den Sohn seiner Schwester wieder auf den Thron setzen zu wollen, fiel in Cappadocien ein, eroberte es glücklich, und setzte gegen seinen anfänglichen Plan seinen Neffen wieder auf den Thron. Bald aber bereute er die ausgeübte Großmuth und nöthigte den jungen Fürsten durch entehrende Foderungen zu einer Kriegserklärung. Beide zogen ungefähr mit gleichen Heeresmassen gegen einander aus. Mithridates wollte keine Schlacht wagen, sondern bot den Frieden an und lud den jungen Fürsten zu einer Unterredung ein. Während derselben tödtete er ihn mit einem Dolche, den er verborgen bei sich trug, im Angesicht beider Heere. Die Cappadocier, die ihren Herrn fallen sahen, befiel ein panischer Schrecken, und Mithridates bemächtigte sich des Landes fast ohne Gegenwehr. Aber Nicomedes, der mit größter Besorgniß den Mithridates immer mächtiger werden sah, verabredete mit seiner Gemahlin und Schwester Laodice, einen Jüngling für den dritten Sohn des Ariarathes auszugeben und diesen die Römer um Hülfe anflehen zu lassen. Die List gelang. Laodice reiste selbst nach Rom, um die Aussage des Prätendenten zu bestätigen. Mithridates, von allem unterrichtet, bediente sich desselben Betrugs, indem er den Römern zu beweisen suchte, daß der junge Fürst, dem er Cappadocien übergab (welches sein eigner Sohn war, dem er den Namen Ariara-

thes gegeben), der rechtmäßige Sohn des Ariarathes sey. Die Römer, welche den doppelten Betrug entdeckten, befahlen dem Mithridates Cappadocien, und dem Nicomedes Paphlagonien wieder abzutreten. Dieser Befehl wurde vollzogen und in Cappadocien Ariobarzenes zum Könige gewählt. Kaum aber hatte Sylla, dessen Waffen ihn auf den Thron gehoben, Asien verlassen, als Mithridates den König von Armenien, Tigranes, aufwiegelte, welcher des Mithridates Sohn in Cappadocien wieder einsetzte. Zugleich nahm Mithridates Bithynien weg und gab das Land seinem Bruder Socrates Christos. Bald setzten jedoch die Römer alles wieder in den vorigen Stand, ohne daß Mithridates sich widersetzt hatte. Er rüstete sich aber jetzt zu einem Kriege gegen Rom selbst und brach, da die Römer seine Foderungen nicht befriedigen wollten, plötzlich gegen Cappadocien und Bithynien zugleich los. Seine Kriegsmacht bestand aus 250,000 Mann Fußvolk, 50,000 Reitern, 130 Sichelwagen und 400 Schiffen. Die Streitkräfte der Römer mit den bithynischen Hülfsvölkern waren nicht viel geringer und wurden von Cassius Aquilius und Oppius angeführt. Mithridates eröffnete den Krieg mit Glück. Er schlug nicht nur den Nicomedes, sondern auch den Aquillus, eroberte Bithynien und nahm einen großen Theil der römischen Flotte weg. Mit unglaublicher Schnelligkeit verfolgte er seine Vortheile. Phrygien, Carien, Mysien, das eigentliche Asien, Lycien, Pamphylien, Paphlagonien und alle Länder bis an Jonien fielen in seine Gewalt und begrüßten ihn als den Schutzgott Asiens. Die römischen Feldherren Oppius und Aquilius wurden ihm sogar von den Einwohnern von Laodicea und Lesbos als Gefangne ausgeliefert und er ließ letzterm zu Pergamus geschmolzenes Gold in den Hals gießen, die Habsucht der Römer damit verspottend. Die asiatischen Freistaaten Magnesia, Mitylene, Ephesus u. s. w. öffneten dem Sieger die Thore, der so große Schätze zusammenbrachte, daß er seine Heere fünf Jahre lang damit unterhalten konnte. Die römischen Bürger, welche in Kleinasien wohnten, ließ Mithridates sammt ihren Weibern und Kindern umbringen. Dionysius giebt die Zahl der Ermordeten auf 150,000, andre auf 80,000 an. Sein Glück weiter verfolgend, segelte Mithridates mit seiner Flotte ab, um sich der Inseln des Aegäischen Meeres zu bemächtigen. Cos ergab sich ihm; aber Rhodus widerstand so kräftig, daß Mithridates von seinem Vorhaben abstand und nach Pergamus zurückkehrte. Von hier schickte er seinen Oberfeldherrn Archelaus mit 120,000 Mann nach Griechenland; Athen fiel durch Verrath und verschiedne andre Plätze wurden erobert, während ein andrer seiner Feldherren, Metrophanes, Euböa verwüstete. Auf die Nachricht, daß derselbe einen bedeutenden Verlust erlitten, ließ Mithridates seinen Sohn Ariarathes mit einer mächtigen Armee in Macedonien einfallen, welches nebst Thracien in kurzem bezwungen wurde. Allenthalben waren des Mithridates Waffen siegreich, bis endlich die Nachricht, daß Italien selbst bedroht werde, die Römer zu kräftigern Maaßregeln aufschreckte. Sylla begab sich als Oberfeldherr nach Griechenland, zwang Athen durch Hunger, rieb des Archelaus Herr in einer blutigen Schlacht bei Chäronea auf, und befreite durch zwei folgende, nicht weniger glänzende Siege in Böotien ganz Griechenland vom Feinde. Mit nicht minderm Glück unterwarf Fimbria Kleinasien und belagerte in der Festung Pitane den Mithridates selbst, der sich nur zu Schiffe rettete. Auch die pontische Flotte wurde zweimal vom Lucullus geschlagen. So von allen Seiten bedrängt, trug Mithridates dem Ar-

chelaus auf, Frieden zu schließen. Sylla bewilligte ihn unter harten Bedingungen. Mithridates wurde auf sein väterliches Reich Pontus beschränkt, und mußte den Römern 80 demannte Kriegsschiffe nebst einer großen Summe Geldes überliefern. Kaum aber hatte Sylla Asien verlassen, als Mithridates die Colchier angriff und sich weigerte, alle Bedingungen des Friedens zu erfüllen. Der römische Feldherr Muräna, der verwüstend in Pontus eingefallen war, wurde geschlagen, und schon hatten sich viele Städte Asiens für den Sieger erklärt, als, vom Dictator Sylla gesandt, Aulus Gabinius in Asien erschien, um den Friedensvertrag zu bestätigen. Cappadocien wurde von Mithridates geräumt. Dagegen unterwarf er die Bosporer; kaum aber hatte er Sylla's Tod erfahren, so beschloß er die Wiedereroberung der abgetretenen Provinzen. Auf seinen Antrieb fiel sein Schwiegersohn Tigranes, König von Armenien, in Cappadocien ein, während er selbst nach Paphlagoniens freiwilliger Unterwerfung Bithynien und die Provinz Asien eroberte. Ein neuer Krieg mit Rom war jetzt unvermeidlich. Die beiden Consuln Lucull und Cotta zogen gegen Mithridates aus, dieser als Admiral der Flotte, jener als Oberfeldherr der Landmacht. Zur See waren die Römer unglücklich, zu Lande hingegen behauptete sich Lucullus (s. d. Art.). Vorsichtig vermied er eine Hauptschlacht gegen den überlegenen Feind, erfocht aber mehrere so bedeutende Vortheile zur See und zu Lande, daß er bald als Sieger in Pontus stand. Während er aber Amisus belagerte, sammelte Mithridates ein Heer, mit welchem er einen ansehnlichen Sieg erfocht. Lucullus wußte indeß bald das Verlorne wieder zu gewinnen und bald sah Mithridates sich genöthigt, als sein eignes Heer sich wider ihn empörte, nach Armenien zum Tigranes zu flüchten, der ihn zwar freundschaftlich aufnahm, aber keine Gemeinschaft mit ihm hatte. Lucullus, der inzwischen ganz Pontus in eine römische Provinz verwandelt hatte, foderte die Auslieferung des Mithridates, welche Tigranes mit der Erklärung ablehnte, daß er, obgleich er des Mithridates Betragen mißbillige, es doch für niederträchtig halte, einen so nahen Verwandten seinen Feinden zu übergeben. Da er aber voraussah, daß man sich mit dieser Antwort nicht beruhigen werde, hielt er eine geheime Unterredung mit Mithridates, in welcher festgesetzt wurde, daß Mithridat mit 10,000 Mann nach Pontus gehn, dort eine Armee versammeln und mit derselben zum Tigranes zurückkehren solle, ehe noch Lucull, der Sinope belagerte, in Armenien einrücken könne. Sinope fiel aber unerwartet schnell und Lucullus schlug den Tigranes vor seiner Vereinigung mit dem Mithridat. Tigranes aber sammelte ein neues Heer, welches Mithridates nach Pontus führte. Lucullus hemmte zwar seine Fortschritte durch einen Sieg, allein während des Winters verstärkte Mithridates seine Macht, und bald schlug er die Unterfeldherren des Lucullus aufs Haupt, worauf er sich nach Kleinarmenien wandte, um sich mit Tigranes zu vereinigen. Unterdeß hatte an Lucullus Stelle der Consul Manius Acilius Glabrio das Commando des römischen Heers erhalten. Die mit diesem Wechsel verbundne Verwirrung hatten die verbündeten Könige benutzt, sich den größten Theil von Pontus, Bithynien, Cappadocien und Kleinarmenien zu unterwerfen. Da trat Pompejus an die Stelle der Römer. Nachdem er vergebens den Frieden angeboten und eine Hauptschlacht gesucht hatte, schloß er Mithridat in seinem Lager, nicht weit vom Euphrat, ein. Dieser schlug sich zwar durch, wurde aber von den verfolgenden Römern in einem engen

Thale angegriffen und erlitt die entschiedenste Niederlage. Nur mit 800 Reitern entkam er selbst. Da Tigranes ihn nicht aufnehmen wollte, ging er nach Colchis; aber Pompejus folgte ihm und zwang ihn, sich auf dem Gebiete eines scythischen Fürsten zu verbergen. Man hielt ihn für todt, als er plötzlich wieder in Pontus erschien, Truppen sammelte, zugleich aber dem Pompejus Friedensvorschläge machte. Da sie sich nicht vereinigen konnten, begann der Krieg. Die Macht der Römer in Pontus war nur gering und Mithridates machte Fortschritte. Bald aber empörten sich die Einwohner; seine Nachbarn versagten ihm ihren Beistand. Dennoch schlug sein unbeugsamer Sinn die von Pompejus angebotnen Friedensbedingungen aus. Er faßte den abenteuerlichen Entschluß, an der Spitze seines Heeres zu den Galliern, an die er Gesandte abgeschickt hatte, vorzudringen und vereint mit ihnen in Italien einzubrechen. Als er sich aber am Bosporus Cimmericus gelagert hatte, brach eine Empörung im Heere aus, an deren Spitze sein eigner Sohn Pharnaces stand. Da nichts die Aufrührer zur Pflicht zurückführen konnte, stürzte sich Mithridates, weil genommenes Gift wirkungslos blieb, in sein Schwert, um nicht den Römern lebendig überliefert zu werden. So endigte dieser berühmte König im J. 64 vor Chr. Geb., nachdem er 50 Jahre über Pontus regiert und die Römer unter ihren größten Feldherren oft und lange mit Glück bekriegt hatte.

Mitlauter, s. Consonanten.

Mittag ist diejenige von den vier Weltgegenden, wo die Sonne und die übrigen Gestirne, von unsrer nördlichen Halbkugel aus betrachtet, bei ihrer scheinbaren täglichen Bewegung die größte Höhe am Himmel haben.

Mittag oder **Mittagszeit** ist der Augenblick, in welchem der Mittelpunkt der Sonne in den Mittagskreis eines Orts tritt. Die Astronomen fangen den Tag vom Mittag an und zählen nach einander vierundzwanzig Stunden bis zum nächsten Mittage fort. In Deutschland und den mehrsten europäischen Ländern wird dagegen in der bürgerlichen Zeitrechnung zwölf Stunden nach dem Augenblicke des Mittags, also in dem Augenblicke der Mitternacht, angefangen und von einem Mittage bis zum andern in zweimal zwölf Stunden getheilt. Sowohl die astronomische als bürgerliche Zeitrechnung richtet sich nach dem **wahren Mittag**, welchen die Sonnenuhren, Gnomons und andre Mittel angeben. Von dem wahren ist der mittlere Mittag verschieden; jener erfolgt bald früher, bald später als dieser, und ist nur viermal im Jahre mit dem mittlern Mittage gleich. Die Zeitrechnung giebt den Unterschied an.

Mittagsfläche heißt die Ebne, welche durch die Scheitellinie und Weltaxe gedacht wird, und auf der Ebne sowohl des Horizonts als Aequators senkrecht steht. Der Schatten eines senkrecht stehenden Stabes befindet sich im Augenblicke des wahren Mittags in der Mittagsfläche.

Mittagshöhe, die Höhe eines Sterns, wenn er bei seiner täglichen Bewegung in den Mittagskreis gekommen ist.

Mittagskreis oder **Meridian** ist ein angenommener größter Kreis der Himmelskugel, welcher durch die Pole und den Scheitelkreis geht, oder der Durchschnitt der Mittagsfläche mit der Himmelskugel. Dieser Kreis theilt die Himmelskugel in zwei Halbkugeln, in die östliche und westliche. Es ist für einen Ort Mittag, wenn der Mittelpunkt der Sonne in denselben tritt. — Außerdem giebt es auch

Mittagskreise der Erdkugel. Dies sind gleichfalls größte Kreise, welche durch die beiden Erdpole und die Scheitelkreise gehen. Sie sind desjenigen Ortes der Erde, den sie treffen, wenn sie um die ganze Erdkugel gezogen werden, Meridian oder Mittagskreis. Wenn man indeß von dem Meridian eines Ortes redet, so versteht man gewöhnlich nur die eine Hälfte des Kreises, oder den Halbkreis, der durch beide Pole geht, und die andere Hälfte ist in diesem Sinne der entgegengesetzte Meridian des Orts. Die Oerter, welche in einerlei Meridian oder Mittagskreise liegen, haben auch gleichen Mittagskreis am Himmel, also einerlei Zeit. Die Oerter des entgegengesetzten Mittags sind in Rücksicht der Zeit um zwölf Stunden verschieden. — Jeder Mittagskreis wird, wie überhaupt jeder Kreis, in 360 Grade getheilt, und diese dienen zur Bestimmung der geographischen Breite (s. d.). Da die Erfahrung lehrt, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern in den Polen abgeplattet ist: so folgt daraus, daß die Grade der Meridiane nach den Polen hin größer seyn müssen, als gegen und unter dem Aequator. Alle Oerter, welche einerlei Meridian haben, haben auch einerlei Länge. Derjenige Meridian, von welchem man die übrigen zu zählen anfängt, heißt der erste Meridian. Er ist willkürlich. (S. d. Art. Länge.)

Mittagslinie heißt die Durchschnittslinie der Mittagsfläche mit dem Horizonte. Sie wird zu astronomischen Beobachtungen und im bürgerlichen Leben sehr häufig gebraucht. Ohne sie kann man die Zeit nicht richtig bestimmen, keine Sonnenuhren richtig verzeichnen, die gewöhnlichen Uhren nicht stellen, die Grade auf der Erdkugel nicht genau abmessen u. s. w. Man hat zu astronomischem und geographischem Gebrauch die Mittagslinie gewisser Oerter durch ganze Länder fortgezogen. Eine solche Verlängerung der Mittagslinie der Pariser Sternwarte unternahm zuerst Picard; J. D. Cassini setzte sie bis Collioure, und J. Cassini, Maraldi und de la Hire bis Dünkirchen fort, folglich durch einen Bogen von 8° 31′ 6½″ des Mittagskreises der Erde. — Auch hat man Mittagslinien mit einem Gnomon d. h. mit einer Veranstaltung versehn, durch welche gerade zur Zeit des wahren Mittags ein Bild der Sonne auf die Mittagslinie fällt. Schon zu Augusts Zeiten wurde zu Rom ein Gnomon errichtet, später zu Florenz, Bologna, Paris.

Mittagspunkt oder Südpunkt, ist der Durchschnittspunkt des Mittagskreises mit dem Horizonte nach der Mittagsgegend hin. Von ihm ward die ganze umliegende Gegend des Himmels Mittag oder Mittagsgegend genannt, und er ist einer von den vier Cardinalpunkten. In der Schiffsprache heißt er Südpunkt.

Mittelalter. Wenn das Alterthum, die Zeit vorherrschender sinnlicher Empfänglichkeit, mit der Kindheit des Menschen treffend verglichen, dagegen die neuere Zeit, wegen ihrer sittlichen Richtung und überwiegenden Neigung zur Reflexion, mit Recht das Mannesalter der Menschheit genannt worden ist, so darf uns mit gleichem Grunde das Mittelalter den Jünglingsjahren des Menschen gleich gelten; nicht nur wegen seiner Stellung zwischen der alten und neuen Zeit (man giebt diesen Namen den Jahrhunderten vom Untergange des weström. Reichs, oder enger von Carl dem Großen an bis zur Reformation), sondern ganz eigentlich zufolge seines Wesens; denn was dem Jüngling eigen ist, stolzes Gefühl der persönlichen Kraft und trotziges Vertrauen darauf auf der einen, hohe Reizbarkeit des Gemüths und leicht bis zum Enthusiasmus gesteigerte Empfäng-

lichkeit für hohe Ideen auf der andern Seite, eben das zeichnete auch ganz eigenthümlich das sogenannte Mittelalter aus. Nachdem der Egoismus des Alterthums in der römischen Universalbespotie und die Sinnlichkeit desselben in der Ueppigkeit der Welthauptstadt ihre äußerste, sich selbst vernichtende, Höhe erreicht hatten, da schleppte das Menschengeschlecht durch mehrere Jahrhunderte ein charakterloses Halbleben, bis die Söhne der Kraft, aus Norden über das ganze Abendland sich ausbreitend, eine Epoche eröffneten, die man, doch nur einseitig, dem Heldenalter einzelner Völker des Alterthums vergleichen könnte; denn zu dem muthigen Trotz auf eigne Kraft, der frischen Leidenschaftlichkeit, die jene allein charakterisiren, und bei den Deutschen durch die neuen Siege reiche Nahrung erhielten, besaßen diese noch jenen heißen Enthusiasmus fürs Hohe und Heilige, der die Geschichte des Mittelalters so anziehend macht. Jene beiden Hauptzüge der damaligen Menschheit geben die Erklärung der vielen hervorstechenden, so ganz ausschließend eigenthümlichen, Erscheinungen jener Zeit; sie geben diese Erklärung besser, als die, gewöhnlich zu hoch angeschlagene, Verschmelzung des barbarischen Charakters mit dem der Römer; denn diese hatten keinen, und die neuen Bedürfnisse, die die Deutschen durch sie kennen gelernt, haben nur die Aeußerungen ihres Wesens, nicht dieses selbst, bestimmt. Dies gilt selbst von der einflußreichsten Gabe, welche die Nordländer von Rom empfingen, dem Christenthum. Trotz auf eigne Kraft, eifersüchtige Ueberschätzung persönlicher Freiheit waren die Quellen des Lehnswesens und des Faustrechts, wie des städtischen Lebens und der Gilden und Zünfte; der Enthusiasmus jener Zeit, die Quelle der lieblichen und hohen Poesie, die damals geblüht, so wie er auf der andern Seite das Mönchswesen und die Ausbildung der Hierarchie möglich machte; beide Hauptmomente in ihrer innigen Vermählung erzeugten die wunderbare Erscheinung der Ritterschaft. Wie der Deutsche von jeher als ein heiliges Recht betrachtet, sich überall durch eigne Kraft selbst zu helfen, wie er deswegen gegen rittertichen Zwang die hartnäckigste Abneigung bewahrt und darum in den Abendländern spät, in einigen nie, eine ordentliche bürgerliche Verfassung sich ausbilden können, wie vielmehr im Mittelalter jeder Gewaltige, der Obrigkeit zum Trotz, der Vortheile seiner Uebermacht nach Gutdünken sich bedient, und was seine Faust vermocht, für Recht geachtet, das haben wir in dem Artikel Landfrieden so vollständig, als der Raum es erlaubte, gezeigt, in dem Artikel Lehnswesen aber dargestellt, wie in jenen Zeiten jeder, der seine Sicherheit bewahren wollte, eines Schutzherrn, jeder, der eine gewisse Macht zu behaupten dachte, eine Menge Anhänger und Helfer bedurfte, wie daher die Lehnsverhältnisse bald über die Völker sich ausbreiteten, und ein Surrogat der Staatsgewalt wurden, welche in jener Zeit nur dem Namen nach bestand, und das Mittelalter gewissermaaßen verschlief, um in der neuern Zeit desto furchtbarer aufzuwachen, wie endlich während des Mittelalters der Kampf der königlichen (oberlehnsherrlichen) Macht gegen die Anmaaßungen und Rechte der Vasallen nach und nach die heutigen Formen unserer Staaten erzeugte. Die Neigung zum freiwilligen Hingeben an eine geliebte Person oder Idee, die wir dort als dem Lehnswesen förderlich vorstellten, steht keineswegs im Widerspruch mit der Hauptveranlassung desselben, der Sucht nach Ungebundenheit. Diese machte das Lehnswesen nothwendig, jene möglich und wirklich. Es erfüllte die europäischen Staaten mit einer unabsehbaren Menge reicher, und durch

Heere von Vasallen mächtiger, oder durch gewaltige Lehnherren gedeckter Länderbesitzer, die, zugleich stets gerüstete Krieger, in ihrem Stolze kein Gesetz kannten, als das selbstgeschaffne der Ehre, und alle Nichtbegüterte, alle Nichtkrieger, als eine verworfene, zum Dulden geschaffne Menschenclasse verachteten. Sollte diese Classe unter solchen wohnen können, ohne ihnen leibeigen zu werden, so mußte Vereinigung der Kräfte das Gegengewicht herstellen, welches der Einzelne nicht zu halten vermochte, und unter deren Schutz Gewerdfleiß und beweglicher Reichthum dem Länderbesitz sich gegenüberstellen. Diese Nothwendigkeit brachte die Städte hervor. Kleine Anbaue, anfangs unter dem Schutz und der vogteilichen Regierung derselben Grafen, Bischöfe und Aebte, denen sie später so furchtbar wurden, entstanden und erhoben sich besonders im 11. Jahrhundert durch Betriebsamkeit und Kunstfleiß zu einem Wohlstand, der sie in den Stand setzte, die Freiheit zu erkaufen, bald zu erzwingen. Sie blieben dabei nicht stehen, sondern begannen bald, kleine Staaten im großen zu bilden, ja die meisten durften es wagen, Niemand als Kaiser und Reich über sich zu erkennen. Starke hohe Mauern, der damaligen Kriegskunst undurchdringliche Bollwerke, bewahrten, nebst der Tapferkeit der Bürger, der Städte Freiheit und schieden sie von den Tyrannen des Landes; wohlgeordnete bürgerliche Verfassung sicherte Ruhe und Wohlfahrt im Innern, während Handel und Gewerbe diese Anstalten durch Anhäufung gediegenen Reichthums begründeten. Selbst viele von Adel lockte der Wohlstand der Städte und die Bequemlichkeit, die sie darboten, sich darin niederzulassen, ja sie geizten darnach, in diesem Gemeinwesen obrigkeitliche Aemter zu bekleiden, und bald rissen sie, des Befehlens gewohnt, diese in vielen Städten allein an sich. So rief der Geist der Vereinzelung und des stolzen Selbstvertrauens seinen Gegensatz hervor, das System der Verbindungen und Gemeinwesen, die monarchische Richtung der neuern Zeit veranlaßte selbst das kräftige Aufleben des alten Republikanismus, mit dem es lange gekämpft hat, ehe es ihn überwältigen konnte. Je loser in einem Lande die Staatsverbindung war, und je unerträglicher folglich der Uebermuth der Großen, zu desto größerm Flor, zu desto ansehnlicherer Macht sehen wir dessen Städte emporgedeihen, wie denn in Deutschland und Italien diese Republiken selbst dem Kaiser furchtbar wurden. In Aragonien war der dritte Stand schon im 12. Jahrhundert völlig ausgebildet, in England erzwangen die Städte, mit den Baronen verbunden, schon 1215 die Magna Charta, und in Frankreich hoben sie sich dadurch, daß Ludwig der Dicke und seine Nachfolger, besonders, 200 Jahre nach ihm, Philipp der Schöne, ihrer Politik gemäß fanden, sie gegen die Großen in Schutz zu nehmen und sich durch sie gegen diese zu stärken. Aber nie gelangten doch die Städte dieser Länder zu der Macht der deutschen und italienischen. Was einzelne Städte nicht vermochten, das ward durch Verbindungen mehrerer bewirkt, dergleichen in Italien der lombardische Bund, in Deutschland der hanseatische, rheinische und schwäbische (s. d. Art. Italien, Hanse und Landfrieden) als große furchtbare Mächte auftraten. Unter dem Schutze solcher Macht und hinter der Friedigung städtischer Mauern hatten alle Künste und Gewerbe und jede Art der Bildung des Geistes ein fröhliches Gedeihen, so daß zu jedwedem Schatze der Cultur, den die neuere Zeit den ihrigen nennt, das städtische Wesen den Grund gelegt hat. Die wichtigen Erfindungen, die wir jetzt hoch schätzen, rühren am meisten von Bürgern jener kleinen Freistaaten her, oder

sind doch durch den Gewerbs- und Handelsgeist derselben veranlaßt. Mit Verfassungen, denen des Alterthums ähnlich, schien auch dessen Geist wieder aufgelebt; alle Tugenden und alle Laster Athens und Spartas und Roms findet man besonders in den Freistaaten Italiens wieder, wo auch das Clima dem der anderthalbtausend Jahre früher untergegangenen gleich war; dieselbe Vaterlandsliebe, Strenge der Sitten und Tapferkeit, die nämlichen, nur noch heftigern Parteikämpfe, Regierungsveränderungen und ehrgeizigen Ränke, eben die, nur anders gestaltete, Liebe zu Künsten und Wissenschaften. Aber auch die Gemeinheiten blieben selbst im Innern von dem Einflusse des trotzigen Zeitgeistes, dem sie entgegenstrebten, nicht frei. Die überwiegende Macht Einzelner, allen Freistaaten so gefährlich, wurde durch diesen Geist doppelt furchtbar, und nöthigte die schwächern Bürger, in derselben Noth, die ihrer Vaterstadt die Entstehung gegeben, zu demselben Auskunftsmittel; sie verbanden sich zusammen zu Bewahrung ihrer Rechte. Dergleichen Gesellschaften, die gewöhnlich von Leuten Eines Gewerbes eingegangen wurden, und neben der Sicherheit nach außen auch Erhaltung der innern Ordnung in jener regellosen unbändigen Zeit zum zweiten Hauptzweck hatten, nannte man Gilden oder Zünfte (arti), und sie wurden durch Zunftmeister vertreten. Die strengste Verfassung schien damals zu Erreichung jener Zwecke nothwendig. Nur durch Aushalten gewisser Lehrjahre und Fortrücken durch gewisse Grade konnte man Zunftglied, mit dem Recht, das Gewerbe der Zunft auszuüben, werden; doch erkauften später für Geld auch Andere die Aufnahme in eine Zunft, deren Hantierung sie weder kannten noch ausübten. Denn die Zünfte wurden im 14. Jahrhundert so stark und mächtig, daß sie die Stadtregierungen, die bis dahin eingewanderte Adelige fast allein in Händen gehabt, fast überall ausschließlich an sich rissen, und den Adel kehrten, wie es ihm, der zum Flor der Städte durch Gewerbfleiß keineswegs beitrug, auch nicht zieme, ihren Schutz und Frieden zu genießen, oder gar sie zu beherrschen. Der Adel, so weit er nach diesen Umwälzungen in den Städten blieb, wahrte sich ebenfalls durch Zusammentreten in nähere Verbindungen (Geschlechtergesellschaften), und der Landadel bildete große Bündnisse gegen die Macht der Städte (s. d. Art. Landfrieden). Ueberhaupt wurde das Gildenwesen, das den Bessern das einzige Gegenmittel gegen die Unordnung der Zeit schien, so allgemein, daß man fast nirgends Menschen von gleicher Bestimmung und Lebensart antraf, die nicht auch sich enger verbunden und gewisse Gesetze und Ordnungen unter sich beliebt hätten. Selbst die Wissenschaften mußten in der Universitätsverfassung, in dem Durchlaufen akademischer Grade, diesem Geiste huldigen, und selbst die freien Künste legten sich im spätern Mittelalter den Zunftzwang an (s. Meistersänger), wodurch denn freilich Wissenschaften wie Künste hinter der Vollkommenheit, die das freie Leben der Städte ihnen zu verbürgen schien, weit zurückblieben; denn nichts ist ihnen hinderlicher, als jene Pedanterei, jene Bann- und Zwangsrechte, jene abgöttische Verehrung des Herkommens, die der Gildenzwang mit sich führt. Eben so hatte auch die merkwürdigste Anstalt jenes Zeitalters, die charakteristische Blüthe seines ganzen Wesens, die Ritterschaft, alle Eigenheiten zünftiger Verfassung. Der Krieg war das Gewerbe des Adels. Wer aus ihm nicht Ritter war, durfte nicht eine Lanze führen und Reiterei befehligen, und nur Jahre langer Kriegsdienst als Knecht oder Knappe gab auch dem Höchstgebornen

auf den Ritterschlag Anspruch. Aber Knecht, Ritter und Bannherr waren erfullt von demselben Geiste der Ehre, des Stolzes, der Liebe und der Andacht. Wie sehr die Ehre dem kraftstolzen Germanen das Höchste war, so waren jene enthusiastischen Maschen doch auch nicht weniger durchdrungen von liebevoller Hingebung an die Religion und von gleichsam religiöser Liebe und Ehrfurcht für die Frauen. Jene ergreift, besonders in der Gestalt, die sie damals, dem Zeitalter sich anschmiegend, gewann, mächtig jedes schwärmerische Gemüth, und die Frauen hochzuachten, war uralte germanische Sitte. Wie konnte also jene Kriegercaste der Edlen anders, als Arm und Schwert Gotte, der Ehre und den Frauen widmen, und in den Zeiten der Waffenruhe, neben herzlicher Frömmigkeit und kriegerischer Uebungen, jene edle Sitte üben, die man, als von der Tapferkeit unzertrennlich, mit gleichbedeutendem Namen Chevalerie genannt hat (s. Ritterwesen)? — Der Enthusiasmus des Mittelalters für die Religion zeigt in seinen Wirkungen Dinge, deren Möglichkeit unsre Kühle kaum begreifen kann. Hier sehen wir Hunderte von Jünglingen und Jungfrauen in der kräftigsten Lebensblüthe in finstere Mauern sich einschließen, oder in wilde Einöden sich zurückziehen, um ihre Lebenszeit mit Beten und Kasteiungen zuzubringen; wir sehen jährlich Tausende barfuß und fastend viele hundert Meilen weit über Land und Meer pilgern, um an dem Grabe des Herrn ihm betend zu dienen; wir sehen von Menschenalter zu Menschenalter Hunderttausende mit Kreuz und Schwert eben dahin wallen, um mit Todesgefahr jene heilige Stätte von den sie verunreinigenden Ungläubigen zu befreien. Ausnehmend geeignet war diese schwärmerische Hingebung der Gemüther, die rohe Kraft jener Zeit zu mildern und menschlich und liebenswürdig zu machen; aber sie wußten auch eigennützige Menschen zu selbstsüchtigen Zwecken trefflich zu benutzen. Der Gewissenszwang und die Ketzer- und Judenermordungen, der üppige Glanz des päpstlichen Hofes und die ganze weltumklammernde Maschine der Hierarchie wurden die traurigen Früchte dieses teuflischen Mißbrauchs. Dem weltlichen Arm gegenüber, dem das Lehnswesen, das Heer der Vasallen, allein Festigkeit und Beweglichkeit verlieh, bildete der Papst aus Erzbischöfen, Bischöfen und Pfarrern, noch mehr aber aus Ordensgeneralen, Provinzialen, Aebten und Mönchen ein ungeheures Heer, unüberwindlich durch seine Macht über die Gewissen und durch die geistlichen Waffen, die ihm und seinem Haupte zu Gebote standen. Nach Aller Glauben im Besitz der Gewalt, für diese und jene Welt glücklich und unglücklich zu machen, auf Ewigkeit zu binden und zu lösen, beherrschte der Papst unumschränkt die Gemüther der Christen. Alle Könige der Abendländer erkannten ihn für den lebendigen Statthalter Christi, viele waren ihm lehnspflichtig, viele zinsbar, fast alle gehorsam und unterthänig, oder in kurzer Frist unglückliche Opfer des nichtigen Kampfs gegen die Ueberlegenheit. In einer Zeit, wo man in den wenigsten Ländern daran dachte, die Fürsten durch Staatsgrundgesetze zu binden, wo sie, nach dem Geiste der Zeit, alles wagten, was sie vermochten, war es unschätzbarer Gewinn, daß der Papst Jahrhundert lang allein mit den Völkern gegen ihre Anmaaßungen stand; aber die Ueppigkeit, Grausamkeit, Herrschgier und Versinsterungssucht der Geistlichkeit vom Papste hinab bis zum untersten Bettelmönche blieb ein Fluch und Schandfleck des sonst an herrlichen Erscheinungen so reichen Mittelalters. Vergeblich strebten durch Erinnerung an die Einfachheit und Reinigkeit der alten

Kirche Begeisterte, wie Arnold von Brescia und die Waldenser, Wikleff und Huß und seine Anhänger, die neue Babylon zu stürzen; sie fanden bei Zeitgenossen, der Uebermacht der Kirche zu gewohnt und zur Geistesfreiheit noch nicht reif, wenig Gehör, und größtentheils in ihrem edeln Streben den schmählichsten Untergang. Neuen Feinden wußte die Hierarchie neue Bollwerke entgegenzusetzen; Bettelorden und Inquisition mußten das aufdämmernde Licht des 13. Jahrhunderts verhindern, in ihr Reich der Finsterniß zu bringen; Bannstrahlen und Interdicte erhielten die Christenheit in Furcht und Zittern, bis endlich, als die Zeichen der Zeit, allgemeine Verbreitung freien Nachdenkens in den Wissenschaften, eine verständigere Ordnung in den Monarchien, und Abkühlung der religiösen Schwärmerei schon verkündeten, daß das Mittelalter zum Ende sich neige, der einzige Luther die Mündigsprechung Europa's feierlich vollzog. Jene Zeit voll Kämpfe und Thaten, Stolz und Freiheit, Hingebung und Liebe, Begeisterung und Andacht mußte eine poetische Zeit seyn; jene Menschen, die alles, was sie begannen, mit so ganzer Kraft, mit so kindlicher Unbefangenheit trieben, mußten der Dichtkunst fähiger seyn, als irgend welche vor oder nach ihnen. Namentlich wurden die Ritter durch ihr zwischen Krieg und Liebe, festlicher Pracht und religiösen Uebungen getheiltes Leben unmittelbar und unwillkürlich poetisch gestimmt und auf poetische Lebensansichten geleitet. Daher sehen wir, vom 12. Jahrhundert an, zuerst unter den Rittern liebliche Dichter auftreten, und zwar in so großer Menge, daß man zu bekennen gedrungen wird, in einer poetischen Zeit sey jeder sinnige und sittige Mensch ein Dichter. Im südlichen Frankreich, wo das Ritterwesen sich zuerst ausbildete, zeigten sich auch die ersten Funken der modernen Poesie; die provençalischen Troubadours, die zumeist an dem galanten Hofe der Berengare zu Toulouse sangen, sind ihre Väter. Bald sangen ihnen die französischen Trouveres (ménétriers) und die deutschen Minnesinger in ihren Muttersprachen nach, die Italiener anfangs, aus Mißtrauen gegen ihre lingua volgare, in der provençalischen, und die Engländer, aus gleichem Grunde, in der französischen Sprache. Aber bald bildeten auch die Minstrels eine Nationalpoesie, und die Italiener gewannen etwas später, seit der große Dante die toscanische Mundart zu Ehren gebracht, durch weitere Ausbildung derselben und Feststellung der Formen für die moderne Poesie einen hohen poetischen Ruhm. In Spanien war die catalonische Poesie eins mit der provençalischen, die castilische aber und die portugiesische mehr von den Arabern entlehnt. An den Höfen Frankreichs, Deutschlands und Spaniens widmeten die ritterlichen Dichter, und unter ihnen selbst die Fürsten die Muße von Waffenthaten einer Dichtkunst, die hier von der zartesten Galanterie, dort von der glühendsten Liebe ausging, und in beiden ihr eigentliches Wesen hatte. Daher dichteten und sangen jene Lyriker (denn wie die alten vereinigten auch sie diese Kunstthätigkeit, die nur Unvermögen zum Nachtheil der Kunst getrennt hat) in ihren süßen Liedern nichts als von Liebe und wieder von Liebe und von des liebeweckenden Frühlings Herrlichkeit. Neben dieser lyrischen Poesie bildete sich auch die epische, die bei jeder poetischen Nation das dichterische Streben beginnt und ihm Festigkeit und Mittelpunkt giebt, wunderbar schön, und groß in Kraft und Umfang, aus. In vielen erinnern ihre Werke an die Epopeen der Griechen; aber das Ahnungsvolle, das Geheimnißreiche, wovon sie durchdrungen sind, berechtigt uns, diese

Epik unter dem Namen der Romantik (s. d. Art. Romantisch) von der alten zu unterscheiden und ihr gewissermaßen entgegenzusetzen. Drei Fabelkreise sind es, in welchen die episch-romantischen Dichtungen des Mittelalters sich hauptsächlich bewegen, und die in ihrer Reichhaltigkeit einer sehr großen Menge noch vorhandner und einer nicht geringern verlorner Gedichte den Stoff gegeben haben. Nur Italien blieb ihnen fremd: denn diesem galt für Alles sein großer Dante, der hoch über und weit außer allem diesem steht, so sehr auch seine Richtung auf Liebe und Andacht dem Charakter jener Zeit entspricht. Der erste, und echt deutsche, unter jenen Fabelkreisen ist der der Nibelungen, und was von Siegfried, Etzel, Dietrich von Bern, Otnit, Hug- und Wolfdietrich und andren Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung dazu gehört. Diesem zunächst stehen die gleich alten Fabeln vom brittischen König Artus, seiner Tafelrunde und dem heiligen Graal, die nach alten brittischen oder kymrischen Sagen in Frankreich besungen und von deutschen Dichtern nachgesungen wurden, und wohin Titurel, Parzifal, Tristan, Iwain, Lohengrin, Gawain, Daniel von Blumenthal, der Zauberer Merlin u. A. gehören. Zu diesen beiden kam noch der dritte, ursprünglich französische, Fabelkreis von Carl dem Großen und seinen Pärs, von Roland, dem Zauberer Malegys, den vier Haymonskindern. Den Spaniern eigenthümlich und zu keinem dieser drei Kreise gehörig, ist der Roman von Amadis von Gallien. Außer diesen Stoffen verarbeitete die poetische Lust des Mittelalters auch historische Begebenheiten der ältern und neuern Zeit, besonders Alexanders des Großen Thaten und die Kreuzzüge, auch biblische Geschichten, und sogar die Stoffe der ältern Epopeen Homers und Virgils zu neuen großen Dichterwerken von freilich nicht gleichem Werth (s. Minnesinger). Aber, mochte es an politischen Ursachen, oder an der Vergänglichkeit alles Schönen liegen, oder, wie wir glauben, an dem Verfall der Ritterschaft, der Pflegerin dieser Poesie, und überhaupt an dem zunehmenden Schwinden der Kindlichkeit vor dem herannahenden Mannesalter, die letzten Jahrhunderte des Mittelalters waren der Poesie im höchsten Grade ungünstig. Die Gesänge verstummten in Deutschland, Frankreich und Spanien schon vom 14. Jahrhundert an fast ganz; nur Italien hatte nun erst seinen Petrarca und Boccaccio, England seinen Chaucer. Wenn in jenen drei unendlich reichhaltigen Kreisen keine Fabel gewesen war, die im 13ten Jahrhundert nicht von Mehrern um die Wette bearbeitet worden wäre, wenn die Manessische Sammlung allein von 136 Dichtern dieses Jahrhunderts gegen funfzehnthalbhundert Minnelieder enthält, so stand dagegen seit dem 14. unter den Rittern fast kein einziger Dichter mehr auf; die epischen Dichtungen der alten wurden über prosaische Romane, in denen man ihre Fabeln verwässert hatte, vergessen, und die Lyrik fiel in Frankreich und Deutschland in die plumpen Hände der Meistersänger, die sie zerdrückten, und durch Regelzwang und zünftige Strenge im Scheinleben, das ihnen ein wahres und vortreffliches dünkte, zu erhalten sich mühten (s. Meistersänger). So blieb es auch im 15. Jahrhundert, das gleichsam nur den großen Weltbegebenheiten, die sich vorbereiteten, aufhorchend und den Kämpfen, die ihnen vorhergingen, so wie der Reflexion, die sie erzeugte, hingegeben, fern war von dem fröhlichen Geistesspiel, von der fröhlich unbefangnen Selbstbetrachtung und Umschauung glücklicherer und poetischer Zeiten. Erst am äußersten Ende des Mittelalters, als jener Geist nur noch in der Erinne-

rung lebte, als auch jener entgegengesetzte Enthusiasmus der Reformatoren und die Bewegungen, die er erregte, sich schon etwas gelegt hatten, rief Ariost die Fabeln von den Pärs des großen Carls aus der Sphäre der Kindermährchen wieder in die Dichtkunst, und Spanien und England erhielten jetzt erst in Cervantes und Shakspeare neue Nationalpoesie. Welcher Unterschied aber zwischen diesen schöpferischen, ihre Stoffe beherrschenden Geistern, welche die ganze Seele in ihre Dichtungen ausströmten, so daß man nicht weiß, ob man mehr das Gemüth, in dem sie gefühlt, die Phantasie, in der sie gebildet, oder den Verstand, in dem sie geordnet sind, bewundern soll, und deren humoristische, oft ironische Nebentendenz oder Hintergrund die Söhne der neuern Zeit sogleich verkündet, und zwischen jenen kindlichen Sängern des Mittelalters, welche die Welt nahmen, wie sie war, und mehr Organe der Volkspoesie, als selbstständige Dichter, treuherzig aus voller Brust ertönen ließen, was der Verstand dem Gemüthe, der vorherrschend wirksamen Kraft in ihren Werken, unwillkürlich folgsam nachsprach. Unter den bildenden Künsten des Mittelalters zeichnet sich besonders die Baukunst aus durch völlige Eigenthümlichkeit und Originalität. Wenn in den herrlichsten Bauwerken des Alterthums die Form des ersten rohen Wohnhauses, und somit die Entstehung aus dem Bedürfniß unverkennbar ist, wenn sie nur als eine Befriedigung des letztern unter schöner gefälliger Form erscheinen und nichts seyn wollen, als eben schöne Gebäude; so liegt dagegen das Wesen der sogenannten gothischen Baukunst (s. d. Art. Baukunst) in einer tiefen großen Idee, die sie wahrhaft darstellt und symbolisirt. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden, unten und oben in einen unendlichen Reichthum von sich verschlingendem Geäste ausgebreiteten Stämmen, war das Vorbild der Bildner, die die Dome zu Mailand und Cöln, den Münster und die Westminsterabtei schufen, und die tiefere Idee, die in der architektonischen Vereinigung der Erhabenheit großer Massen, und der sorgsamsten Zierlichkeit im Einzelnen sich deutlich ausspricht, war die Darstellung des Weltalls selbst. Die andern Künste, die erst im 14. und 15. Jahrhundert aus Griechenland ins Abendland kamen, sah das Mittelalter nur in der Kindheit. Die schwächste Seite des Mittelalters ist die wissenschaftliche. So wollte es aber der jugendliche Geist jener Zeit; denn jene einzig auf Thaten gerichtete Menschen taugten schlecht zum sitzenden Leben, zum anhaltenden emsigen Studium. Die Bemühungen, die Carl der Große der Beförderung und Aufmunterung wissenschaftlichen Strebens und der Vermehrung der Volkscultur widmete, wirkte kaum seine Lebenszeit hindurch; denn sie waren nicht an der Zeit. Mehrere Jahrhunderte lang nach ihm fiel es dem germanischen Mann nicht ein, daß über die Kunde, seine Lanze zu führen und sein Roß zu leiten, irgend eine Kenntniß ihm noch frommen könnte. Diese Barbarei ging so weit, daß die meisten Laien, die Vornehmsten nicht ausgenommen, kaum lesen oder schreiben konnten. Wer dieses gelernt, galt für einen bedeutenden Gelehrten, und wer, zu seltner Ausnahme, mehrere Kenntnisse, besonders etwa in der Mathematik und Naturkunde, sich erworben, der lief Gefahr, als ein Zauberer und Hexenmeister verbrannt zu werden. Die Mönche allein wurden durch Einsamkeit und Langeweile, so wie durch das Bedürfniß einiger Kunde der lateinischen Sprache, welches der römische Ritus mit sich brachte, zu einer Art

von wissenschaftlicher Beschäftigung getrieben, zu der sie in Dom- und Klosterschulen angeleitet wurden. Aber ihre literarischen Arbeiten beschränkten sich auf das Abschreiben alter Schriftsteller, doch mehr noch der Kirchenväter, und ihre Hervorbringungen auf meist magere gedankenlose Chroniken damaliger Ereignisse. Gleichwohl sind wir für beider Art Arbeiten, da es an tüchtigen Händen dazu fehlte, ihnen Dank schuldig. Durch ihren Fleiß sind die kostbaren Ueberreste des Alterthums, Materialien und Anregungen zu neuer Bildung, wenigstens größtentheils uns erhalten worden, und aus ihren Annalen schöpfen wir die einzige Kunde von den Begebenheiten und Sitten damaliger Zeit. Da das Mittelalter nur eine Periode in der europäischen Geschichte ist, nicht in der des ewig jungen, und doch wieder seit der Jugend alten, unwandelbaren Morgenlandes, so übergehen wir die wissenschaftlichen Bestrebungen gleichzeitiger Araber, wovon im Art. Arabische Literatur die Rede ist. Eben so kennt das griechische Kaiserthum, die schwache langweilige Fortsetzung des römischen, kein Mittelalter; denn matte Greise können sich nicht verjüngen. Daher ist die todte Wissenschaft der dortigen Gelehrten der gegenwärtigen Betrachtung so lange fremd, bis sie auf den edlen Stamm des Abendlands gepfropft, neue herrliche Früchte trägt. Wie aber der Gang des Weltgeistes keine entschiedne Einseitigkeit lange erträgt, so ward im 11. Jahrhundert auch in Europa das Bedürfniß zu denken wieder gefühlt, der Geschmack an den Wissenschaften hier und da, zum Theil von den Klöstern aus, meist aber später durch den Gewerbfleiß des Bürgerstandes wieder erweckt, und die Studien erhielten in der Folge durch Heinrich II. von England, die Hohenstaufen, Ludwig den Heiligen, die Alfonso's, und andre geistreiche Fürsten Aufmunterung. Von dieser Zeit, von Lanfrank, Abälard, Johann von Salisbury u. A. m., fehlte es das ganze Mittelalter hindurch nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, in denen die Kälte, die ihre Zeitgenossen gegen die Wissenschaften bewiesen, das enthusiastische Feuer für dieselben nur verstärkte. Da mochte man wohl, fühlend, daß das Ueberwiegen der Phantasie und des Gemüths bis jetzt den wissenschaftlichen Geistesthätigkeiten im Wege gestanden hatte, glauben, daß Umkehrung dieses Verhältnisses hinlänglich sey, sie zu fördern. Wie wäre man sonst auf eine neue, dem Geiste jener Zeit eigentlich widerstreitende Einseitigkeit, auf bloße, nackte Schärfung des Verstandes oder vielmehr nur des Scharfsinns so schnell und ausschließend gefallen? Diese Richtung äußerte sich besonders in der scholastischen Philosophie und Theologie, welche zugleich, bei der damaligen Seltenheit der Bücher, sich durch ihre Unabhängigkeit von eigentlicher Gelehrsamkeit empfahl; dieselbe ließ auch die Gelehrten damaliger Zeit so großen Geschmack an der unerschöpflichen Schatzkammer menschlichen Scharfsinns, dem römischen Gesetzbuch, finden, welches zu studiren, auswendig zu lernen, mit Glossen und Erläuterungen zu versehen, besonders die Italiener nicht müde werden konnten. Eben so machten es die Philosophen mit dem scharfsinnigen Aristoteles, für den das Mittelalter, obgleich es ihn nur aus arabischen Uebertragungen oder vielmehr Umschmelzungen kannte, eine unbegränzte Verehrung hatte. Das Schlimmste aber, und das eigentliche Hinderniß weiterer Fortschritte war, daß man über jene Commentare, Glossen und Compendien bald die Quellen selbst vernachlässigte und vergaß. Als aus den Vereinigungen der Gelehrten an

Einem Orte sich die Universitäten bildeten, trugen sie, wie in der erwähnten, dem Flor der Wissenschaften so hinderlichen, zünftigen Form, auch in dieser ausschließend dialectischen Richtung ganz das Gepräge ihrer Zeit. Jurisprudenz, Theologie, und was man Philosophie nannte, aber besser, die Kunst über alles dies spitzfündig zu disputiren, wurde einzig gelehrt, und besonders seit der Mitte des 12. Jahrhunderts verhallten diese, im vorigen durch ernstliches Quellenstudium auf bessere Wege gebrachten Wissenschaften ganz in das leere Schellengeläute scholastischer Sophisterei. Die Arzneikunde wurde in jener Zeit nur von einigen relativ verdienstvollen Arabern, und den Salernitanern, die von ihnen gelernt, auf eine etwas bedeutende Weise getrieben; sonst war sie eine Sclavin der Astralogie und ein Gegenstand der Speculation so schaam- als kenntnißloser Betrüger, größtentheils jüdischer Nation. Die Philologie hatte zu Lanfranks und Abälards Zeiten eine glückliche Periode, ward aber im 11. und 12. Jahrhundert wieder ganz vergessen. Ungeachtet dieser unfruchtbaren Behandlung der Wissenschaften standen die Gelehrten damals in hoher Achtung, und der höchste akademische Grad ward der Ritterwürde gleichgeschätzt. Die Universitäten ihrer Seits zeigten sich solcher Ehre würdig durch Stolz und Unabhängigkeitsgeist gegen Päpste und Fürsten. Bei aller Werthlosigkeit hatte die Disputirsucht jener Zeit doch das Verdienst, unter dem Vorwand der Katheder-freiheit, den Vortrag und das Behaupten von Wahrheiten, welche die wachsame Hierarchie scheuen mußte, möglich zu machen, und sie ist, durch Luthers in Wittenberg angeschlagene Sätze, eine unbedeutende Veranlassung und Bedingung der Kirchenverbesserung und somit des neuern Lichtes in der Gelehrsamkeit geworden. Doch hat nicht, wie Manche zu glauben geneigt sind, die Reformation allein zu einem höhern wissenschaftlichen Streben und zur Freiheit im Denken das Zeichen gegeben; sie selbst ward vielmehr aus diesem Streben und dieser Freiheit erzeugt, die schon einige Menschenalter früher aufgewacht, durch die aus Constantinopel geflüchteten Griechen und die Buchdruckerkunst, durch die guten Köpfe und wissenschaftliebenden Großen Italiens zumeist ausgebildet, und selbst in Deutschland in der Brüderschaft von Deventer, in Weßel, Erasmus, Celtes, Reuchlin u. A. herrlich erschienen waren. Aber mit dieser Männer Erscheinung, mit dem Aufgang der glänzenden Sonne neuer Aufklärung, ging das romantische Zwielicht des Mittelalters zu Ende. — Dies die Hauptcharakterzüge jener Zeit, die ein neuer Geschichtschreiber treffend genug die Zeit verkannter Verdienste genannt hat. Die in unsern Tagen oft wiederhalte Frage, welche Zeit wohl besser gewesen, unsre oder jene, scheint leicht zu beantworten. Welcher Greis, welcher Mann wünscht nicht oft seine Jünglingsjahre zurück? Das Selbstvertrauen, mit dem er, kämen sie wieder, so manchen damals begangnen Fehler zu vermeiden hofft, ist freilich nur Selbsttäuschung, in so fern Jugend und Erfahrung sich nicht vertragen. Wir geben kürzlich noch die Hauptepochen der Geschichte des Mittelalters, das Ausführlichere den, einzelnen Staaten gewidmeten, Artikeln überlassend. Auf die Bildung der einzelnen germanischen Staaten zunächst nach der Völkerwanderung folgt nach einigen Jahrhunderten die Universalmonarchie Carls des Großen. Sie hatte kurzen Bestand, aber es blieb von ihr übrig die Idee der Einheit der ganzen Christenheit unter einem geistlichen Oberhaupt und unter der weltlichen Schutzherrschaft des neu erweck-

ten römischen Kaiserthums, eine Idee, die das ganze Mittelalter hindurch mächtig gewirkt hat. Neue Gestaltung der europäischen Staaten nach dem Fall der Carolinger, Verheerungszüge neuer Barbaren, der Saracenen im Süden, der Normänner im Norden und Westen, der Ungarn im Osten, deren aller die germanische Kraft endlich Meister wird. Colonien der Normänner in Frankreich, Italien und England Von diesen romantischen Abenteuern vornehmlich geht der Rittergeist aus, der ganz Europa durchdringt. Das Christenthum dringt in die slavischen Länder. Kämpfe zwischen dem geistlichen und weltlichen Arm zerrütten die Christenheit. Die Idee ihrer Einheit, so wie des Ritterthums, wird verherrlicht in den Kreuzzügen, deren Gelingen jene Zwietracht vereitelt. Entstehung der Städte des dritten Standes. Orientalischer Handel über Italien in den Abend und durch die Hanse in den Norden. Verderbniß der Geistlichkeit in zwei Epochen, nach Carl dem Großen und nach Gregor VII. (nicht durch beide). Bettelorden und Inquisition. Verfall des kaiserlichen Ansehns in Deutschland und Italien; Zerrüttung dieser Länder durch das Faustrecht; desto mehr Festigkeit gewinnen andre Reiche; Aufblühen neuer Kunst und Wissenschaft; Universitäten. Die Päpste durch ihre Abhängigkeit von Frankreich und das große Schisma erniedrigt. Concilien zu Constanz und Basel. Untergang des griechischen Kaiserthums, daher einer Seits Bedrohung des Abendlands durch die Türken, anderer Seits Verbreitung byzantinischer Gelehrsamkeit. Buchdruckerkunst, Entdeckung der neuen Welt und des Seewegs nach Ostindien, Reformation. Das gehaltreichste historische Werk zur Uebersicht der Begebenheiten dieser Periode ist Rühs Handb. der Geschichte des Mittelalters. Berl. 1818. IIL.

Mittelamerika, s. Westindien.

Mittelländisches Meer führt diesen Namen von seiner Lage zwischen Südeuropa, Westasien und Nordafrika. Es ist eigentlich ein Theil des Atlantischen Oceans, und hängt gegen Westen durch die Meerenge von Gibraltar mit demselben zusammen. In der Mitte dieser Meerenge bemerkt man einen starken Strom aus dem Ocean in das mittelländische Meer und an jeder Seite einen andern, welcher längs der Küste in entgegengesetzter Richtung aus dem mittelländischen Meere in den Ocean fließt. Da aber diese Seitenströme weit schwächer sind, als der mittlere Strom, und kaum das durch diesen empfangene Wasser wieder zurückschicken können, das mittelländische Meer aber noch außerdem eine ungeheure Menge Wasser durch die vielen großen (Ebro, Rhone, Po, Donau, Dniester, Dnieper, Don, Kuban und Nil) und kleinen Flüsse empfängt, die sich in dasselbe ergießen; so macht es große Schwierigkeit zu erklären, wo diese Menge Wasser bleibt, da das Meer keine Zunahme leidet, auch, wenn es merklich höher würde, sich mit Macht in den Ocean ergießen müßte, um das Gleichgewicht herzustellen. Die wahrscheinlichste Meinung ist, daß es sich seines Ueberflusses durch eine ungewöhnlich starke Ausdünstung entledigt, die, wie man glaubt, durch einen unter dem Boden dieses Meeres befindlichen großen Feuerheerd verursacht wird; und daß ein solcher vorhanden sey, scheinen die vielen vulkanischen Ausbrüche in demselben und um dasselbe hinlänglich zu beweisen. Theile des mittelländischen Meeres sind: das etrurische Meer, das adriatische Meer, der syrtische Busen, das Aegeische oder griechische Meer (Archipelagus), die Meerenge der Dardanellen oder der Hellespont, das Meer von Marmora oder die Propontis, die Straße von Constanti-

nopel oder der Bosporus, das schwarze Meer, das Asowsche und das faule Meer. Die Größe des mittelländischen Meeres schätzt man auf 40,000 Quadratmeilen. Es hat vermöge seiner natürlichen Lage veränderliche Winde und eine schwache Ebbe und Fluth.

Mittelsalze oder Neutralsalze heißen in der Chemie diejenigen zusammengesetzten Salze, welche aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen oder mit absorbirenden (einschluckenden) Erden entstehn, wenn diese Laugensalze oder Erden mit Säuren gesättigt sind. Man theilte sie ehemals in vollkommne oder wahre, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Laugensalzen entstehen (Neutralsalze im engern Sinn), und in unvollkommne oder erdige, d. h. solche, die aus der Verbindung der Säuren mit Erden entstehen. In engerer Bedeutung nennt man jetzt gewöhnlich nur die letzten Mittelsalze. Es giebt deren so vielerlei Arten, als die Zahl der eigenthümlichen Erdarten und der Säuren mit einander vermehrt beträgt, und man benennt sie von der Erdart und der Säure, welche man dazu genommen hat, z. B. schwefelsaure Bittererde, Bittersalz, englisches Salz, schwefelsaure Alaunerde, Alaun u. s. w. Das Glaubersalz, das gemeine Kochsalz sind feuerbeständige Mittelsalze, die mineralische Laugensalze zur Basis haben.

Mittelstimmen heißen in der Tonkunst diejenigen Stimmen (s. d. Art.), welche zwischen dem Grundbaß und der melodieführenden Stimme liegen, und so die Harmonie gleichsam ausfüllen; beim mehrstimmigen Gesange sind es gewöhnlich der Alt oder zweite Sopran und der Tenor; in der Vocalmusik gewöhnlich die zweite Violine und die Viola ꝛc.

Mitteltinten oder Mittelfarben, s. Halbschatten und Mezzotinto.

Mitternacht oder Mitternachtsgegend, in der Schiffersprache Norden. Nach dieser Gegend hin erblicken wir auf unsrer Halbkugel die Gegend des Himmels, wo der Welt- oder Himmelspol, d. h. der Punkt ist, um welchen sich der ganze Himmel täglich zu drehen scheint. Mehrere Sterne in dieser Gegend gehen daher gar nicht unter, z. B. die zum großen Bären gehörenden Sterne. Mitternacht oder Mitternachtzeit ist der dem Mittage, von dem sie um zwölf Stunden verschieden ist, gerade entgegengesetzte Zeitpunkt, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Umlauf den tiefsten Stand unter dem Horizonte eines Orts erreicht. Von diesem Augenblicke an nimmt der Tag nach der bürgerlichen Zeitrechnung seinen Anfang. — Mitternachtspunkt ist der Durchschnittspunkt des Meridians mit dem Horizonte nach der Mitternachtsgegend hin. Die Seefahrer nennen ihn Nordpunkt. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten.

Mittlere Proportionalzahl, s. Proportion.

Mitylene, s. Lesbos.

Mnemonik, Gedächtnißkunst, nennt man die Kunst, der Kraft des Gedächtnisses durch besondre Methoden zu Hülfe zu kommen. So giebt es künstliche Methoden, sich der Orte, und andre, um sich der Zahlen leichter zu erinnern. Diese Methoden sind ferner nach der Wahl der Mittel, die man dabei anwendet, verschieden. So bedienen sich einige der äußern Gegenstände (Topologie), welche am meisten in die Augen fallen, oder willkührlich entworfener Bilder (Symbolik), an welche sie die Gegenstände in einer gewissen Ordnung anknüpfen, andre hingegen der Zahlen. Was das erstere dieser Mittel betrifft, so ist es z. B. für einen Redner ein gutes Mittel, alle Theile seiner

Rede im Gedächtniß zu behalten, wenn er vorher den Ort beſichtigt, wo er dieſe Rede halten ſoll, hier die auffallendſten phyſiſchen Gegenſtände bemerkt, und an den Anblick eines jeden derſelben einen Theil ſeiner Rede anknüpft. Er will z. B. in ſeiner Rede im Vorbeigehn von der Wachſamkeit des Turenne ſprechen, ſo nimmt er ſich vor, daß einer der ihm gegenüberſtehenden Pfeiler die Tugend dieſes Feldherrn bedeuten ſoll. Am folgenden Tage, wenn er die Rede hält, wird ihm beim Anblick jenes Pfeilers, ſo wie jedes andern Gegenſtandes, an welchen er einen Theil ſeiner Rede geknüpft hat, nach dem Geſetze der Ideenaſſociation jeder Gegenſtand ſeiner Rede gegenwärtig ſeyn. Was die Methoden betrifft, gewiſſe Zahlen im Gedächtniſſe zu behalten, ſo giebt es deren mehrere. So hat man z. B. vorgeſchlagen, gewiſſe Worte ſo zu bilden, daß ſie, nach einer vorausbeſtimmten Bedeutung der Buchſtaben als Zahlen, zugleich auch eine Zahl anzeigen. Die Umbildung der Worte geſchieht gewöhnlich an ihren Endigungen, und der Nutzen dieſer Methode iſt vorzüglich bei der Geſchichte ſichtbar. Man entwerfe z. B. folgendes Schema:

a	e	i	o	u	au	oi	ei	ou	y
1	2	3	4	5	6	7	8	9	0
b	d	t	f	l	s	p	k	n	z

Will man nun z. B. ſeinem Gedächtniß einprägen, daß Julius Cäſar 46 Jahre vor Chriſto die Oberherrſchaft über Rom erlangt, ſo verändre man den Namen Julius in Julios. Da nun dies os der Endſylbe nach vorſtehendem Schema die Zahl 46 giebt, ſo wird man ſich bei dem Namen Julios zugleich auch immer an dieſe Hauptzahl erinnern. Will man nicht vergeſſen, daß Alexander der Große ſeine Herrſchaft im Jahre 331 vor Chriſto ſtiftete, ſo ſage man ſtatt Alexander Alexita, indem dieſes Ita nach vorliegendem Schema die Zahl 331 giebt. So giebt Cyrus verwandelt in Cyruts auf dieſelbe Weiſe das Stiftungsjahr ſeiner großen Monarchie. Alles dieſes ſind indeſſen nur Specialmethoden, um das Gedächtniß für gewiſſe Gegenſtände und in gewiſſen Fällen zu unterſtützen. Andre haben verſucht, eine Mnemonik von umfaſſenderer Art nach allgemeinen Grundſätzen zu bilden. Indeſſen hat noch kein Verſuch dieſer Art etwas Vorzügliches geleiſtet, und bis jetzt haben noch alle diejenigen, welche ſich durch ein außerordentliches Gedächtniß ausgezeichnet haben, dieſes blos der Natur und Uebung, nicht einer künſtlichen Methode zu verdanken gehabt. Die Alten kannten die Mnemonik; ſie ſoll, wie Einige behaupten, aus dem Orient zu den Griechen gekommen ſeyn. Zu den Zeiten des Cicero war ſie unter den Römern bekannt; nach Quintilians Zeiten kam ſie wieder in Verfall. An ihrer Statt kam unter den Scholaſtikern die tabellariſche Methode auf. Conrad Celtes im 15. und Schenkel im 16. Jahrhunderte ſtellten die Mnemonik wieder her, und bildeten ſie aus. In den neueſten Zeiten haben ſich verſchiedene Gelehrte mit derſelben beſchäftigt. Die vorzüglichſten Werke darüber ſind folgende: Mnemonik oder die Gedächtnißkunſt der Alten, von Käſtner, Leipzig 1805. Syſtematiſche Anleitung zur Theorie und Praxis der Mnemonik, vom Freiherrn von Aretin, Sulzbach 1810. Mnemonik oder practiſche Gedächtnißkunſt ꝛc. nach Feinaigle, Frankfurt a. M. 1811. (Vergl. d. Art Gedächtnißkunſt.)

Mnemoſyne, eine Tochter des Uranus und der Erde, eine Titanide. Sie iſt, wie die Dichtung erzählt, die Bildnerin des menſch-

lichen Verstandes und besonders des Gedächtnisses, welche Geisteskraft vor Verbreitung der Schreibekunst vorzüglich wichtig war. Sie zeugte mit dem Jupiter in Pierien die neun Musen (s. d. Art.), indem sie neun Nächte in seinem Arme ruhte.

Moallakath, s. Arabische Literatur.

Mobilien, Mobiliarvermögen. Die körperlichen Dinge werden zum Behuf rechtlicher Bestimmungen in unbewegliche (Immobilien) und bewegliche Güter getheilt. Letztere, welche man sonst auch Fahrniß oder fahrende Habe nannte, sind solche, welche unbeschadet ihrer Substanz von einem Orte zum andern gebracht werden können. Ob die Bewegung oder Fortschaffung schwer oder leicht sey, macht, wenn die Gesetze nicht etwas besonderes dabei bestimmen (wie z. B. wegen der cautio pro expensis), keinen Unterschied. Zu den beweglichen Sachen im juristischen Sinn rechnet man gewöhnlich 1. Mobilien im engern Sinne, d. i. diejenigen beweglichen Sachen, welche nicht Zubehör einer unbeweglichen sind, und der Inbegriff derselben macht das bewegliche oder sogenannte Mobiliarvermögen aus; 2. Waaren der Kaufleute und Apotheker (welche jedoch oft den unbeweglichen Sachen gleichgeachtet werden); 3. Schuldforderungen, wenn auch das Darlehn eine Hypothek betrifft, jährliche Renten, deren Zahlungsfrist verflossen ist, nicht aber das Capital, — ferner die aus dem Verkaufe unbeweglicher Dinge gelösten und einige andere Gelder, z. B. die Ausbeute aus den Bergkuxen, nicht diese selbst; auch Klagen, welche bewegliche Sachen betreffen. Zu dem Mobiliarvermögen rechnet man gewöhnlich alle Arten Hausrath, d. h. solche bewegliche Sachen, die in einer Haushaltung zum täglichen und gemeinsamen Gebrauche bestimmt sind; Meublen oder solche bewegliche Sachen, welche zu bequemem Gebrauch und zur Verzierung der Zimmer bestimmt sind; Geräthschaften, die zum Betrieb eines gewissen Geschäfts oder Gewerbes bestimmt sind; Moventien, d. i. Sachen, die sich selbst bewegen, worunter man nutzbare lebendige Geschöpfe versteht; Capitalien oder Capitalvermögen, edle, aber noch nicht geprägte Metalle, Juwelen, Schmuck, Putz, Kleidungsstücke, alles leinene Geräthe, Equipage. Zu den unbeweglichen Gütern (Immobilien) gehören 1. alle liegende Gründe oder sogenannte Grundstücke, d. h. solche unbewegliche Dinge, welche a) unmittelbare Theile der Oberfläche des Erdbodens ausmachen (res soli, praedia rustica); b) alle Arten von Gebäuden (praedia urbana); 2. Sachen, die ihrer Natur nach nicht unbeweglich sind, aber in der Bedeutung des Rechts dafür gehalten werden, insbesondere a) wenn sie durch einen künstlichen oder natürlichen Zusammenhang mit einer unbeweglichen Sache, oder wenigstens durch die Eigenschaft einer Zubehörung (accessorium) derselben diesen Charakter annehmen (z. B. Fenster, Thüren, Dachziegel, Thürschlösser); b) alle Foderungen und Ansprüche, Gerechtigkeiten und Klagen, welche sich auf unbewegliche Sachen oder deren Zubehörungen beziehen, z. B. Hütungsrecht, Jagdrecht u. s. w.; c) oft auch Sachen, die um eines gewissen Zwecks willen ein Ganzes ausmachen, und als solche schwer fortzuschaffen sind, z. B. Bibliotheken, große Waarenlager. Bei den Römern hatte die Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Güter fast nur bei der Verjährung Einfluß; im heutigen Rechte aber auch bei der Veräußerung, Erbfolge, wo es sich fragt, ob unbewegliche Güter zur Erbmasse gehören, und wo bewegliche und unbewegliche

Güter getheilt werden. Mobiliarerbe heißt der Erbe des beweglichen Nachlasses (Mobiliarvermögens). x.

Mocca oder Moka, eine Stadt am arabischen Meerbusen in der Provinz Jemen, mit einem geräumigen Hafen, und 18.000 Einwohnern. Sie ist eine der vornehmsten Handelsstädte in Arabien und den angränzenden Ländern, welche nicht blos Kaufleute aus der Barbarei, aus Aegypten, der Türkei, sondern auch von fast allen andern Nationen besuchen. Ehedem war dieser Ort ein bloßes Dorf, aber im 16. Jahrhunderte zog der Beherrscher von Jemen den Handel von Aden, welchen die Portugiesen störten, nach Mocca, der seitdem sehr zugenommen hat. Die Europäer bringen vornehmlich indische Waaren und Eisen dahin, und handeln dagegen Caffee (welcher daher Mocca-Caffee genannt wird, obgleich zu Aden und Beith el Fakih fast noch größere Geschäfte mit diesem Artikel gemacht werden), Aloe, Balsam, Gummi u. s. w. ein. Vom Mai bis zum August ist der Handel am lebhaftesten, und es kommen während dieser Zeit gewöhnlich 90 bis 100 Schiffe aus allen Gegenden daselbst an. Die größten Geschäfte machen die Engländer. Die Regierung zu Mocca führt ein Statthalter (Dola) des Imans oder Beherrschers von Jemen.

Modalität. Die Modalität ist diejenige Categorie, welche den Werth der Copula in Beziehung auf das Denken überhaupt, oder das Verhältniß der Vorstellungen des ganzen Urtheils zum Verstande bestimmt. Es ist also die Modalität der Urtheile die Art und Weise des Fürwahrhaltens, mit welcher der Verstand die Verbindung der Begriffe in einem Urtheile denkt, ob er nämlich das Fürwahrhalten unbestimmt läßt, wie in problematischen Urtheilen, oder ob er es als bestimmt giebt, wie in assertorischen Urtheilen, oder ob er die Verbindung der Begriffe nothwendig für wahr halten muß, und das Gegentheil gar nicht denken kann, wie in apodictischen Urtheilen. Im Allgemeinen lassen sich die Modalitäten so ausdrücken: Es kann seyn, daß A das Prädicat B hat (problematisch); alle A sind B (assertorisch), alle A sind nothwendig B (apodictisch). Die problematischen Urtheile erfodern die Möglichkeit, die assertorischen das Daseyn, die apodictischen endlich die Nothwendigkeit (als Gegensatz der Zufälligkeit) des gedachten Objects. Das allgemeine Princip, welches dem allen zum Grunde liegt, ist dieses: Alles, was von uns erkannt werden soll, muß mit unserm Erkenntnißvermögen auf irgend eine Art verknüpft seyn. Daraus folgt: was mit den formalen Bedingungen der Erfahrung übereinstimmt, oder was denkbar ist, ist möglich; was mit den materialen Bedingungen der Erfahrung zusammenhängt, ist wirklich, und dasjenige, dessen Zusammenhang aus dem Wirklichen durch allgemeine Bedingungen der Erfahrung (durch das Mögliche) bestimmt ist, existirt nothwendig.

Mode. Voigtel in seinem Versuche eines hochdeutschen Handwörterbuchs (Halle, 1794. 8.) definirt die Mode als die eingeführte Art des Verhaltens im gesellschaftlichen Leben; im engern Verstande die herrschende Art der Kleidung und Anordnung alles dessen, was zum Schmucke (wohl nicht blos zum Schmucke, sondern auch zum Hausgeräthe, Fuhrwerke u. s. w.) gehört. Vielleicht könnte man die Mode auch nennen den abwechselnd neuesten Geschmack in der feinen Welt. Mehrere Etymologen haben es sich sauer werden lassen, ausfündig zu machen, aus welchem Lande diese Schachtel der Pandora zu uns gekommen. Vossius z. B. leitete das Wort Mode von dem hebräischen Worte Medab, etwas

messen, oder nach einem gewissen Maaße bestimmen und einrichten, Scaliger von dem griechischen Worte Metroe, welches ungefähr die nämliche Bedeutung hat, her. So sucht man mehrmals in der Ferne, worauf man unfehlbar in der Nähe weit richtiger trifft. Frankreich, und namentlich Paris, kann es wohl nicht ablehnen, daß dort der Moden Urquelle, und das Wort Mode ein reiner Gallicismus sey, wozu freilich das lateinische Modus die erste Veranlassung gegeben haben kann. Uebrigens gehört das französische Wort Mode zu den vielen Wörtern dieser Sprache, die bei mehrern Nationen zugleich mit der Sache selbst Eingang zu finden gewußt haben, von ihnen mit einem willigen Herzen auf- und angenommen, und der unverdienten Ehre des Bürgerrechts gewürdigt sind. So haben z. B. der Engländer, der Däne, der Holländer und der Deutsche durchaus kein anderes Wort, um diejenige Schwachheit zu bezeichnen, die schon so manchem Volke und Zeitalter Gesetze vorgeschrieben, zu Thorheiten, wie sie kaum der Wahnsinn hätte erdenken können, verleitet, und Millionen den edelsten Zwecken entzogen hat, deren Verlust dennoch gar nicht, oder zu spät bereut worden ist. Diejenigen indessen, die der Mode Vorwürfe zu machen, oder für den Genuß ihrer liebenswürdigen Thorheiten ihr Dank zu zollen gewilligt sind, würden den Engländern Unrecht thun, wenn sie in einem wie im andern Falle ihrer uneingedenk seyn, und das Pariser Palais royal allein im Auge haben wollten. Es ist weltkundig, daß man unter allen Zonen den Befehlen der Londoner Schneider mit eben der Bereitwilligkeit gehorsamt, mit welcher man die Vorschriften der Pariser Putzmacherinnen befolgt. Beide befinden sich in dem Besitz der Herrschaft der Welt, und theilen sie gewissermaßen in zwei Hälften. Das Wort Mode wird mit mehrern andern Wörtern in Verbindung gebracht. So ist z. B. ein Modeartikel eine Waare, die, weil sie neuerlich von der Mode gestempelt wurde, vor allen andern gebraucht, gesucht und abgesetzt wird. Häufig wird ein solcher Vorrang vor allen übrigen Waaren durch Personen, deren Name gerade an der Tagesordnung ist, bewirkt. So gab es z. B. Hüte à la Henri quatre, Hals- und Uhrketten à la Nelson, und Stiefeln à la Souwarow. Gleiche Bewandtniß hat es mit den sogenannten Modefarben. So erhielt z. B. eine bekannte rothe Farbe die Benennung Pompadour von einer Maitresse des Königs von Frankreich, und die bleichgelbe Farbe, die der unreinen Wäsche eigen zu seyn pflegt, von der spanischen Königin Isabelle, der Gemahlin Alberti Austriaci, die, als von demselben, in den Jahren 1601 bis 1603, Ostende belagert wurde, sich durch ein Gelübde verpflichtet haben soll, ihr Hemd nicht eher zu wechseln, als bis sich die Festung in ihres Gemahls Händen befinden werde. Eine andere Farbe nannte man Marie-Louisenblau. Die habsüchtige Geschwätzigkeit der Tuch- und Seidenhändler preist den Kauflustigen bald diese, bald jene Farbe an. So mußte ehemals Alles, was vom ton seyn wollte, sich in Couleur d'Amaranthe oder d'Aurore, in Celadon oder Chamois, in Carmoisin oder Incarnat kleiden. Heutzutage giebt es nur in einzelnen Dingen herrschende Farben. Modejournal ist eine Zeitschrift, wodurch derjenige, dem die Novitäten in der Modewelt wichtig sind, von denselben benachrichtigt, und mit ihrer Form, Farbe und Einrichtung, auch mit ihrem Preise und dem Orte, wo sie zu erhalten sind, bekannt gemacht wird. Es möchte vielleicht zu behaupten seyn, daß dieser galante und elegante, aber doch wohl sehr entbehrliche Artikel des

Buchhandels deutſchen Urſprungs ſey, denn ſchon im Jahre 1758 trat zu Erfurt ans Licht: Mode- und Galanteriezeitung oder unentbehrliches Handbuch, 1r Jahrg. 8. So unentbehrlich muß dieſe Zeitung indeſſen doch den Herrn und Damen der damaligen Zeit nicht geſchienen haben, weil (ſo viel bekannt iſt) kein zweiter Jahrgang erſchien. Anziehender hat ſich das bekannte Journal des Luxus und der Moden, das mit dem Jahre 1786 ſeinen Anfang nahm, und noch immer fortgeht, ferner das Frankfurter Modejournal, zu machen gewußt. DH.

Modell, Vorbild, Muſterbild, nennt man in der Mahlerei eine männliche oder weibliche Perſon, welche der Künſtler nackend vor ſich hinſtellt, um ſie zum Gegenſtande ſeines Studiums zu machen. Ein Gemählde nach ſolch einem lebenden Modell heißt eine Copie. In der Bildhauer- und Baukunſt heißt das Modell ein künſtlicher aus Thon, Gyps oder Wachs geformter Körper, der zum Vorbild für denjenigen dient, welchen der Künſtler aus einem härtern Stoffe zu bilden vorhat, beſonders wenn er im vorgegebenen Maaßſtabe (wie das architektoniſche Modell) zur Ausführung des größern dient. Hier iſt alſo das Modell eigne Erfindung und Vorarbeit des Künſtlers; in der Mahlerei etwas Gegebnes, das nicht eben in jedem Falle zur Nachbildung geeignet iſt. Das Studium nach Modellen kann und ſoll hier keinen andern Zweck haben, als die verſchiednen Formen und Bewegungen der lebenden Natur an beiden Geſchlechtern nach Verſchiedenheit des Alters, der Lage und Handlung kennen zu lernen, das Auge dadurch zu ſchärfen, und die Hand zu üben, das richtig Wahrgenommene mit Sicherheit, Wahrheit und Leichtigkeit darzuſtellen. Soll der Künſtler dieſen Zweck erreichen, ſo darf er ſich nicht an ein einziges oder nur wenige Modelle halten, ſondern muß die Natur in ihren mancherlei Typen für Geſchlecht, Alter und Charakter ſtudiren. Ein andres aber iſt es, dieſe Modelle zu ſeinem Studium zu machen, und ein andres, ſie in ſeine Schöpfungen überzutragen. Wer überall in ſeinen Gemählden nur das Modell wiedergiebt, iſt ein Copiſt, und Zeuxis ſelbſt würde nichts anderes geweſen ſeyn, wenn die Sache mit den ſieben Mädchen, die ihm zum Modell ſeiner Helena gedient haben ſollen, ſich in der That verhielte, wie ſie gewöhnlich erzählt wird, daß er von jeder den ſchönſten Theil nachgebildet habe, wodurch er gewiß nichts anders als ein ſchönes Ungeheuer würde zu Stande gebracht haben. Das Beiſpiel des Zeuxis kann uns aber zeigen, daß der Gebrauch mehrerer Modelle einem geiſtreichen Künſtler nie nachtheilig ſeyn wird. Hat er die Idee irgend einer Geſtalt oder eines Charakters deutlich gedacht, ſo wird er dieſelbe bei der Ausführung überall vorwalten laſſen. Bildete er aber von mehrern Modellen verſchiedne Theile mit ſklaviſcher Beobachtung der Individualität nach, ſo müßte ein unharmoniſches Ganzes entſtehen, wie es kein denkender Künſtler, ſondern blos ein geiſtloſer mechaniſcher Copiſt liefern kann. Modelliren heißt ein Modell machen, auch eine Geſtalt abformen, ein Modellmacher (modeleur) iſt derjenige mechaniſche Künſtler, der Körper nach verjüngtem Maaßſtabe als Vor- oder Abbild verfertigt, z. B. Modelltiſchler. Modellſchneider iſt derjenige Künſtler, der die Formen zu Abdrücken oder Abgüſſen ꝛc. in Holz ſchneidet. dd.

Moderato bezeichnet bei Tonkünſtlern eine gemäßigte Bewegung. Allegro moderato, mäßig geſchwind.

Modena und das Haus Oesterreich-Este. Das souveraine Herzogthum Modena, vormals ein deutsches Reichslehn, liegt in der Lombardei, in der fruchtbaren Ebene, die der Panaro bewässert. Es gränzt an Toscana, Lucca, Bologna, Mantua und Parma. Mit Modena sind durch den Wiener Congreß aufs neue zu einem Ganzen verbunden Reggio (mit der Stadt gleiches Namens an den reizenden Ufern des Tessone, Ariosto's Geburtsort), Mirandola, Correggio (wo der Mahler dieses Namens, oder Anton de Allegris, geboren ist), Carpi und Rivoli; zusammen 81 Quadratmeilen, mit 332.000 Einwohnern; ferner Massa und Carrara (Stadt, 8500 Einwohner, mit einer Bildhauerakademie und berühmten Marmorbrüchen), nebst den vormaligen kaiserlichen Reichslehen in der Lunigiana, zusammen 15 Quadratmeilen mit 37.500 Einwohnern; das Ganze also 96 Quadratmeilen mit 370,000 Einwohnern, in 10 Städten, 63 Marktflecken und über 400 Dörfern. Die Haupt- und Residenzstadt Modena (20.000 Einwohner) ist schön gebaut (Strada Maestra und das an Gemählden reiche Schloß), sehr reinlich und besitzt mehrere Kunstsachen. Die modenesische Bildergallerie kam 1746 durch Kauf nach Dresden. Modena ist die Geburtsstadt des Philologen und Archäologen Sigonius, des durch seine Forschungen in der italienischen Geschichte berühmten Muratori, und des Dichters Tassoni, der die erste komische Epopöe in Italien schrieb, la Secchia rapita; ein Gedicht, zu dem ein Eimer von Tannenholz Veranlassung gegeben hat, welchen die Modeneser 1249 bei einem Brunnen vor Bologna erbeutet, und als Trophäe nach Modena gebracht hatten, wo er noch jetzt im Thurm der Domkirche aufbewahrt wird. Das Land erzeugt vorzüglich Oliven, Wein und Seide; daher Seidenfabriken und Seidenhandel, besonders in Reggio. Der Staat hat gegen 1½ Millionen Fl. Einkünfte, hält 1200 Mann zu Fuß und eine Escadron Dragoner, und wird monarchisch (ohne Feudalverfassung, so wie ohne Stände) von einer Seitenlinie des Hauses Oesterreich, von dem Herzog von Oesterreich-Este, regiert. Das Haus Este, eins der ältesten in Europa, stammt aus der Lombardei. Es besaß ehemals Güter im Toscanischen. Des Markgrafen Albert (um 960) Urenkel Albert Azzo II. (st. 1097), Herr von Mailand, Genua u. s. w., wurde der Stammvater der Häuser Braunschweig und Este. Der mit seiner ersten Gemahlin, Kunigunde, Welfs II. Herzogs von Bayern Tochter, erzeugte Sohn, Welf IV., beerbte nämlich seinen mütterlichen Oheim Welf III. in Deutschland, und von seinem zweiten Sohne, Heinrich dem Schwarzen, Herzog von Bayern, stammt das Haus Braunschweig Wolfenbüttel und Hannover ab. — Der von Albert Azzo II. mit seiner zweiten Gemahlin, Garsende, Gräfin von Maine in Frankreich, erzeugte Sohn Fulko aber wurde Herr von Este (Ateste, Stadt im Paduanischen) und Stifter des Hauses Este. Die Nachkommen dieses Fulko verwalteten in Ferrara, Modena und Parma das Amt eines Podesta u. a. Stellen. Dadurch stieg ihr Ansehn, und bei den Unruhen, welche damals das republikanische Oberitalien zerrütteten, wählten die Gebiete Ferrara 1288, Modena 1290, und Reggio den bisherigen Markgrafen Obizzo III. von Este zu ihrem Herrn. Ein Nachkomme dieses Obizzo, Borso von Este, wurde vom Kaiser Friedrich III. 1452 zum Herzog von Modena und Reggio erhoben. Der letzte ebenbürtige Herzog dieses Geschlechts Alfons II. erhielt vom Kaiser Rudolph II. die Erlaubniß, einen in morganatischer Ehe erzeugten Sohn seines Oheims, Cäsar von

Este, zu seinem Nachfolger zu ernennen, der aber nur mit Modena, Reggio und Carpi belehnt wurde, indem der Papst Clemens VIII., nach Alfons II. Tode 1598, das Herzogthum Ferrara, als ein erledigtes Lehn der päpstlichen Kammer, einzog. Von diesem Cäsar stammen die neuern Herzoge von Modena ab. Sie erwarben durch Belehnung vom Kaiser 1653 Correggio, 1710 Mirandola, 1737 Novellara. Der letzte Herzog, Hercules III. Reynald, vermählt 1741 mit der Erbin des Herzogthums Massa und Carrara, Maria Theresia von Cibo-Malaspina, hatte nur eine Tochter, Beatrix, Herzogin von Este, vermählt mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich (Bruder Josephs II. und Leopolds II.). Im J. 1796 nahmen ihm die Franzosen seine Länder. Der Lüneviller Frieden gab ihm als Ersatz den Breisgau; allein er überließ diese Provinz seinem Schwiegersohne. Herzog Hercules starb 1803 zu Treviso, und hinterließ ein beträchtliches Privatvermögen. Sein Eidam, der Erzherzog Ferdinand (Herzog von Modena-Breisgau) verlor den Breisgau durch den Preßburger Frieden 1805, und starb 1806. Ihm folgte sein Sohn, der jetzt regierende Herzog Franz IV., königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Erzherzog von Oesterreich, geb. 1779, und vermählt 1812 mit einer Tochter des Königs von Sardinien. Er gelangte 1814 zum Besitze der großväterlichen Staaten, vermöge der seinem Vater vom Kaiser ertheilten eventuellen Belehnung, und ward durch den Wiener Congreß darin bestätigt. Er nahm den Namen Este an, und ward dadurch der Stifter eines neuen Stammes dieses Hauses. Seine Mutter trat ebenfalls die Regierung ihres schon 1790 von ihrer Mutter ererbten Herzogthums Massa und Carrara wieder an, wozu der Congreß noch die Lehne in der Lunigiana fügte. Alle drei fallen nach ihrem Tode an ihren Sohn. Ueberdies hat die Congreßacte (Art. 102), wenn Lucca an Toscana fällt, gewisse Striche davon an Modena gewiesen, ohne daß die Lage noch sonst ein Grund diese Losreißung rechtfertigt (m. s. die Kritik dieses Artikels in Schölls Traités de Paix. XI. p. 383). Der Herzog Franz IV. rief 1814 die Jesuiten in seine Staaten zurück, 1815 entfloh er auf kurze Zeit vor Murat. Er hat eine Tochter (geb. 1817) und zwei noch lebende Brüder, die Erzherzoge Ferdinand von Este und Maximilian von Este. Nach dem Aussterben dieses Hauses fallen dessen Staaten an Oesterreich. K.

Modern nennt man zwar im gewöhnlichen Leben, was der Mode (s. d. Art.), dem Geschmacke und dem Charakter der heutigen, gegenwärtigen Zeit gemäß ist, in einer höhern Bedeutung aber, vorzüglich im Gebiete der Kunst und Aesthetik, was dem eigenthümlichen Charakter der neuern, d. i. christlichen Zeit angehört, im Gegensatz des antiken (s. d. Art. Antik). Im Allgemeinen ist es die Herrschaft des geistigen Princips, das Aufstreben zu innerer Freiheit und geistiger Anschauung, was sich im Erkennen und Handeln mächtiger regte, und in der Ausbreitung des Monotheismus, vorzüglich durch die christliche Religion, die Religion der Liebe und des Duldens, in dem Streben der Staaten nach der monarchischen Verfassung, in dem veränderten und ethisch ausgebildeten Geschlechtsverhältniß, welches zur gefühlvollen, empfindsamen, ja schwärmerischen Liebe wurde, und sich in der Herrschaft der Monogamie kund that. Daß diese Züge sich erst allmählig zu einem Ganzen entfalteten, ist natürlich und dem Gesetze aller Bildung gemäß. Die neuere Bildung, sagt A. W. Schlegel, ist aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart

und von den Bruchstücken des Alterthums zusammengeschmolzen. Vorzüglich aber finden wir jene Züge bei dem germanischen Völkerstamm, dessen Ursprung auf Osten, das Mutterland der Cultur zurückdeutet, und welcher in der neuern Cultur der herrschende ward. Auch scheint das Christenthum nicht die einzige Quelle jener hervortretenden Züge des Geistes der neuern Zeit zu seyn; Vieles scheint in dem germanischen Character begründet; ja selbst das germanische Heidenthum war strenger und ernster als das griechische, seine Mythologie zwar nicht in Beziehung auf die Schönheit der äußern, sinnlichen Gestaltung und Form mit dieser zu vergleichen, aber über diese durch die geistigere, d. i. weniger materialistische Naturverehrung vielleicht erhaben. Hier schlug die christliche Ansicht leichter Wurzel. Am lebendigsten offenbarten sich jene Züge aber in der romantischen Ritterzeit und der ihr nachfolgenden Kunst (vom 12. Jahrhundert an), denn die Kunst ist es, welche vorzüglich den unsterblichen Geist einer Zeit in sich aufnimmt, und man hat daher das Romantische als den Geist der modernen Kunst, im Gegensatz des Antiken, angesehn. (Vergl. d. Art. Romantisch). In der christlichen Kunst aber äußerte sich der Charakter einer von dem classischen Alterthum verschiednen Zeit hauptsächlich dadurch, daß, wie überhaupt die Objectivität und Naivetät der Darstellung mehr verschwand, und die Kunstdarstellung subjectiver und sentimentaler ward, indem sie der Schilderung des Gegenstandes mehr den Zusatz von dem Gefühle des Schildernden, gleichsam die Farbe seiner Ansicht, gab, und das Körperliche überall zu vergeistigen, das Endliche dem Unendlichen zu nähern strebte, so auch insbesondere die Poesie, sogar im Epischen, lyrischer und musikalischer, die züchtige Mahlerei unter den bildenden Künsten (s. Mahlerei) die herrschende, und die Tonkunst zu noch nie gesehener Vollendung erhoben ward. Die Poesie suchte die Wunder der Geisterwelt und der Religion mit dem Drange des mächtigen Gefühls und der Sehnsucht nach dem Unendlichen fragmentarisch, aber bedeutsam darzustellen; der abenteuerliche Wunderglaube, durch Phantasie erzeugt, sollte die Mythologie ersetzen. Die Kunst erschuf dämmernde Gestalten, wo sich die Phantasie frei ergoß; wo sie sich aber an die Natur hielt, irrte sie häufiger von der Form des Schönen in die gemeine Charakteristik ab, welche die rohe Wirklichkeit statt der Wahrheit ergreift. Aber die Mahlerei erschuf auch das liebliche Helldunkel, und in den kunstvoll verbundenen Tönen wogte und brauste die Macht des Gefühls. Dagegen schloß sich die Plastik mehr der Mahlerei an (s. Pittoresk), und strebte mit derselben zu jener Bedeutsamkeit des Individuellen hin, welche nur letztere zu erreichen vermag. Die Baukunst nicht minder zeigte das Bestreben, durch symbolische Bedeutung das Gefühl zu wecken in den räthselhaften und colossalen Gebäuden der christlichen Tempel. Diese in Allem herrschende Sentimentalität der Darstellung, d. i. die stärkere Empfindsamkeit (s. Sentimentalität), verbunden mit der Sehnsucht nach dem Unendlichen, äußerte sich aber mit phantastischem Schwunge in dem Mittelalter; die Kirche, die Liebe, die Ehre und das Ritterthum waren der reichhaltige, frische Stoff der romantischen Gesänge und künstlich bedeutsamen Werke. Jede Nation gestaltete diesen Geist eigenthümlich; der antiken Darstellung verwandter der Italiener, wie überhaupt der Südländer heiterer und sinnlicher, melodischer und wohllautender; gigantischer, ernster und düstrer der Nordländer. In

ſelbſt im Komiſchen trat der Character des vorwaltenden Gefühls als Humor und Laune hervor. Von der Zeit der Reformation an beginnt aber eine neue Epoche, in welcher der romantiſche, dämmerungsvolle Charakter dem hellern Lichte des Verſtandes und der Wiſſenſchaft weicht. Hier wird der Einfluß der Religion auf die Kunſt geringer; daher ſehen wir auch hier die Kunſt die verſchiedenſten Tendenzen, z. B. die moraliſche oder intellectuelle, hiſtoriſche oder bürgerliche, annehmen, und die Stoffe der verſchiedenſten Zeiten behandeln, jedoch ſo, daß auch die Behandlung der Gegenſtände des Alterthums den Charakter der neuern Zeit nicht verläugnen kann, welcher größtentheils auf Rührung und Effect hingeht, und einen elegiſchen Grundton hat (moderne oder ſentimentale Behandlung); ja es möchte ſelbſt das Hinneigen der Poeſie zur Philoſophie, namentlich zu dem in derſelben vorherrſchenden Idealismus, zu den weniger hervorretenden Zügen dieſer Kunſtepoche gehören, die man oft, im Gegenſatze der romantiſchen, vorzugsweiſe modern nennt. Aus jenen Zügen aber, ſo wie aus dem Vorwalten des Privat- und bürgerlichen Lebens, erklärt ſich auch die Verbreitung des Romans, gleichſam eines Schattens der romantiſchen Poeſie, welcher an die Stelle des höhern Epos getreten, und jenes modernen Dichtertalents, das, wie Göthe ſagt, durch eine abenteuerliche Verknüpfung der bedeutenden Zuſtände des menſchlichen Lebens ſich die Theilnahme der ganzen cultivirten Welt zu verſchaffen gewußt hat, indem es zugleich die wirkliche Gegenwart zur Poeſie zu erheben ſtrebt; ferner die Ausbildung und Verbreitung des bürgerlichen Schauſpiels und der Familiengemählde, die Herrſchaft der didaktiſchen und elegiſchen Poeſie, ſo wie der Landſchaft, der Proſpecte und der Porträts in der Mahlerei. Ueberhaupt aber herrſchen in dem Leben der Modernen die (mehr ſyſtematiſche) Wiſſenſchaft und die Gewerbe noch über die Kunſt, weshalb auch die Naturpoeſie ſeltner, die Kunſt mehr Sache der feiner gebildeten Stände und das Product einzelner zerſtreuter Genien geworden iſt. T.

Modewaaren, marchandises des modes, heißen im Handel allerhand neue Artikel, welche blos als Mode geſucht werden und Abnehmer finden, mithin bald wiederum durch andre verdrängt werden. Frankreich und die Hauptſtädte der verſchiedenen Reiche ſind es, die den Provinzen und Landſtädten in Anſehung dieſer Waaren den Ton angeben. Modewaarenhändler nennt man vorzüglich diejenigen Kaufleute, welche mit Sachen, die zum weiblichen Anzug und Putz gehören, Handel treiben.

Modulation wird bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne gebraucht. Im erſtern Falle verſteht man darunter die mannichfaltige und ſchickliche Abwechſelung der Töne in dem Verfolge der Melodie, oder die Tonführung überhaupt. Im engern Sinne bezeichnet Modulation eine ſolche Tonführung, bei welcher eine Tonart mit der andern verwechſelt wird, oder denjenigen Prozeß, den man eine Ausweichung nennt. Im letztern Falle wird alſo dadurch die Kunſt bezeichnet, den Geſang und die Harmonie aus dem Haupttone durch andre Tonarten vermittelſt ſchicklicher Ausweichungen durchzuführen und dann wieder in den erſten, oder Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückzuleiten. In ganz kurzen Tonſtücken, die nur aus einem Satze beſtehen, oder auch in langen Stükken, wo man eine Zeit lang in dem Haupttone bleibt, ehe man in

einen andern ausweicht, beſteht die gute Modulation darin, daß man mit gehöriger Abwechſelung und Mannichfaltigkeit Melodie und Harmonie eine Zeit lang in dem angenommenen Tone fortſetzt und am Ende darin beſchließt. Hierzu wird erfodert, daß gleich im Anfange der Accord durch den Klang ſeiner weſentlichſten Töne, der Octave, Quinte und Terzie, dem Ohre deutlich gemacht werde; hernach, daß der Geſang, ſo wie die Harmonie, durch die verſchiednen Töne der angenommenen Tonleiter durchgeführt, hingegen keine derſelben fremden Töne, weder im Geſange noch in der Harmonie, gehört werden. Dabei iſt aber dennoch eine Mannichfaltigkeit von Accorden nothwendig, damit das Gehör die nöthige Abwechſelung empfinde. Man muß nicht, wie wohl beſchränkte Harmoniſten zu thun pflegen, nur immer bei zwei oder drei Accorden verweilen, oder ſich in bloßen Verſetzungen wiederholen, vielweniger, ehe das Stück oder deſſen erſter Abſchnitt beendigt worden, wieder in den Hauptton, von welchem man ausgegangen iſt, zurückkommen, und in demſelben ſchließen. Die Regel, daß man nur ſolche Töne hören laſſe, die der angenommenen Tonleiter zugehören, iſt ſo zu verſtehen, daß die Berührung eines der Tonleiter fremden Tones nur gleichſam im Vorbeigehn Statt finde, und dieſer ſelbſt auch wieder ſogleich verlaſſen werde. So könnte man z. B. in der Tonleiter C dur allerdings durch gis in A moll und durch fis nach der Dominante und von dieſer wieder zurück in den Hauptton gehn, ohne daß durch dieſe zwei, dem Grundtone von C dur fremden Töne, die hier gehört werden, das Gefühl dieſer Tonleiter ſelbſt verletzt oder gar vernichtet würde. Nur müſſen nicht ſolche fremde Töne genommen werden, die der Tonleiter von C dur gänzlich widerſprechend ſind, wie, wenn man in dieſer Tonart cis oder dis hören laſſen wollte. Die zweite Art der Modulation, oder das, was man im Allgemeinen unter Modulation verſteht, erfodert ſchon mehr Kenntniß der Harmonie, und iſt größern Schwierigkeiten unterworfen. Sie beſteht nämlich in der Kunſt, längern Stücken durch öftere Abwechſelung des Tons eine nothwendige Mannigfaltigkeit zu geben. Da es nothwendig iſt, in längern Stücken Geſang und Harmonie durch mehrere Töne hindurchzuführen, zuletzt aber wieder in den Hauptton zurückzukehren; ſo iſt hier nur noch zu bemerken, daß in Betreff einer ſolchen Modulation die Natur des Stücks in Betracht gezogen, überhaupt aber reiflich erwogen werden müſſe, ob die Modulation blos eine gefällige Mannichfaltigkeit oder Abwechſelung zur Abſicht habe, oder ob ſie zur Unterſtützung eines großen und kühnen Ausdrucks dienen ſolle. Dergleichen Betrachtungen geben dem Tonſetzer in beſondern Fällen die Regeln ſeines Verhaltens an und zeigen ihm, wo er entweder von dem Haupttone ſich weit entfernen, oder wo er in deſſen Nähe verweilen könne, ob er ſchnell und allenfalls mit einiger Härte in entfernte Töne gehen dürfe, oder wo ſeine Ausweichungen ſanfter und allmählig ſein ſollen. Denn Ausweichungen ſind die wichtigſten Hülfsmittel des muſikaliſchen Ausdrucks. In Stücken von ſanftem und ruhigem Affecte iſt es nicht erlaubt, ſo oft auszuweichen, als in denen, welche ungeſtüme und heftige Leidenſchaften auszudrücken haben. Wo aber, was zum Ausdruck gehört, beobachtet wird, da muß auch die Modulation ſo durch den Ausdruck beſtimmt werden, daß jeder einzelne melodiſche Gedanke in dem Tone vorkommt, der ſich am beſten für ihn ſchickt. Zärtliche und ſchmerzhafte Melodien ſollten nur in Molltönen verweilen und die muntern Durtöne, die in der Modulation des Zuſammenhanges wegen nothwendig zu berühren ſind,

ſollten gleich wieder verlaſſen werden. Es iſt einer der ſchwerſten Theile der Kunſt, in der Modulation ſtets untadelhaft zu ſeyn. Daher iſt es zu bedauern, daß diejenigen, welche über die Theorie der Kunſt ſchreiben, ſich über dieſen wichtigen Gegenſtand ſo wenig verbreiten und genug gethan zu haben glauben, wenn ſie zeigen, wie man mit guter Art von dem Haupttone durch den ganzen Cirkel der 24 Töne herumwandeln und am Ende wieder in den erſten Ton einlenken ſoll. Pp.

Möglin, ein Rittergut in der Mittelmark bei Wriezen an der Oder, 7 Meilen von Berlin. Hier hat der durch viele Schriften über Oekonomie bekannte königlich preußiſche Staatsrath Thaer ein landwirthſchaftliches Inſtitut angelegt. Junge Leute können hier im Theoretiſchen und Practiſchen der Landwirthſchaft, in der Mathematik, Phyſik, Chemie und Botanik, für welche Wiſſenſchaften die nöthigen Apparate vorhanden ſind, Unterricht erhalten. S. Nachricht über die Einrichtung des landwirthſchaftlichen Inſtituts zu Möglin und Geſchichte der Wirthſchaft zu Möglin. Berlin, 1815.

Mogul, ſ. Mongolen.

Mohacs oder Mohatſh, ein Marktflecken in Nieder-Ungarn, in der baranyer Geſpannſchaft, nicht weit von der Donau, mit einem feſten Schloſſe, wird von Ungarn, Deutſchen und Raitzen bewohnt, und iſt vorzüglich wegen der Schlacht berühmt, in welcher die Ungarn im Jahre 1526 von den Türken eine völlige Niederlage erlitten und der König von Ungarn, Ludwig II., auf der Flucht bei dem Dorfe Czelje in einem Sumpfe erſtickte. Später verloren jedoch auch die Türken bei Mohacs eine, wenn gleich weniger bedeutende Schlacht gegen die kaiſerlichen, welche vom Herzoge von Lothringen befehligt wurden (1687).

Mohammed, ſ. Mahomed.

Mohn, Mohnſaft, Mohnſaamen, auch Magſaamen, ein kleiner, weißer, ſonſt aber auch fleiſchfarbiger, ſchwarzer, aſchgrauer, rothbrauner oder weißgelblicher Saamen aus den Fruchtbehältniſſen des zahmen Garten- und Feldmohns, die man Mohnköpfe nennt, wovon der weiße oder graue die gewöhnlichſten ſind. Man findet den zahmen Mohn als eine wuchernde Pflanze mit einem bittern, unangenehmen Milchſafte in vielen Gegenden von Deutſchland in Kohl- und Küchengärten, Feldern und fetten Ländereien. Der großköpfige hohe Mohn mit großen ganz weißen Blumen und weißen Saamen wird für den beſten gehalten. Den großen purpurrothen mit dunklern Blumen und einem bald weißen oder etwas fleiſchfarbnen, bald rothbraunen, blaugrauen oder aſchgrauen Saamen nennt man eigentlich Feld- oder Gartenmohn, er wird aber auch wild gefunden. Man braucht von dem Mohn die Blumen, die reifen und unreifen Köpfe, das aus dem Saamen gepreßte Oel (welches unter allen Oelen zum Mahlen das vorzüglichſte iſt, gut trocknet und den Farben nicht ſchadet, — es wird dadurch verbeſſert, daß man es mit weißem Sande durchſchwänken läßt, worauf es nach einigen Tagen weiß, obwohl etwas trübe, aber völlig flüſſig und brauchbar wird), den Saamen, der einen angenehmen, ſüßen Geſchmack hat, dabei fett, ölicht und nahrhaft iſt (man braucht ihn in Suppen, und zu Kuchenwerk, auch bei heftigen Bruſtbeſchwerden als Arznei) und Opium (ſ. d. Art.). Die Mohnpflanze wird faſt in allen Theilen der Welt gezogen. In Deutſchland liefert Thüringen, und insbeſondre die Gegend von Erfurt den meiſten.

Mohn (S.), bekannt durch eine von ihm erfundene Art von Glasmahlerei, ſtarb im J. 1815 in Dresden, wo er mehrere Jahre ſeine Kunſt mit großem Beifall ausgeübt hatte. Er war ein gebornet Meklenburger, diente längere Zeit als Soldat, und beſchäftigte ſich, nachdem er ſeinen Abſchied erhalten, viele Jahre hindurch mit ſehr mühſamen und koſtſpieligen Verſuchen, durch die er endlich ſein Geheimniß fand, auf böhmiſchem und öſterreichiſchem reinen ſtarken und feuerfeſten Kryſtallglaſe, ſowohl Trinkgläſern, Flaſchen und Bechern, als Tafeln, mit eingebrannten Metallfarben, die das ſchönſte Feuer und eine ſolche Dauer haben, daß das Gemälde nur mit dem Glaſe ſelbſt zerſtört werden kann, Arabesken, Frucht- und Blumengewinde, Silhouetten, Porträts, Landſchaften, Proſpecte von Städten (wie Dresden, Königſtein, Pillnitz, Meißen, Leipzig, Weimar, Berlin, Wien, Rom u. a. m.), auch Bilder, z. B. heilige Familien und ähnliche Kunſtdarſtellungen, vollkommen durchſichtig, in einer, was Zeichnung, Perſpective und Colorit betrifft, ſehr gelungenen Nachbildung hervorzubringen. Sein Geheimniß erbten ſeine Söhne, die in Wien die Kunſt forſetzen. K.

Mohr oder Moor, eigentlich aber Moir (franz. moire), ein Zeug, das wie Gros de Tour gewebt, aber nicht ſo ſtark an Faden iſt. Er wird ſehr dicht und feſt geſchlagen und iſt gewöhnlich von Seide, doch giebt es auch halbſeidenen, deſſen Einſchlag von Ziegenhaar, Wolle, Baumwolle oder Leinengarn iſt. Er wird entweder gewäſſert, und die Wäſſerung wird dem Zeuge vermittelſt einer kupfernen erhitzten Walze gegeben, oder er bleibt ungewäſſert. In Holland und Venedig fertigt man auch glatten und geblümten Silber- und Goldmoir. Glatte Moire haben beide Seiten, der geblümte nur die rechte gewäſſert. Statt des buntgeblumten iſt jetzt der zweifarbige mit Kantendeſſins in der Mode. Den beſten Moir liefert England und Frankreich (beſonders Lyon). Mohr in der Chemie, der ſchwarze Niederſchlag aus Metallen.

Mohren, ſ. Neger.

Moira (Graf Fr. Rawdon-Haſtings), jetzt Marquis Haſtings, und engliſcher Generalgouverneur der brittiſchen Beſitzungen in Oſtindien, iſt 1754 in Irland geboren. Als Lord Rawdon machte er den Krieg in Amerika mit, und entwickelte hier ausgezeichnete militäriſche Talente. Nach dem Tode ſeines Vaters nahm er 1793 deſſen Titel als Graf Moira an, und als ſolcher erhielt er in dem franzöſiſchen Revolutionskriege mehrere Commando's. Nach Pitts Tode trat er in das Foxiſche Miniſterium, nachdem er vorher noch eine Zeit lang den wichtigen Poſten eines Lord-Lieutenant in Irland bekleidet hatte. 1814 wurde er zum Generalgouverneur in Indien ernannt und traf den 15. April 1815 in Calcutta ein, wo er einen mehr als königlichen Hofſtaat führt, und darin alle ſeine Vorgänger noch überbietet. Noch im J. 1815 machte er eine Reiſe durch Hindoſtan, bis zum Fluſſe Setlebje, der jetzigen Gränze der brittiſchen Beſitzungen in Indien, auf deren Flor er durch eine energiſche Adminiſtration und durch Beförderung der Künſte und Wiſſenſchaften kräftig einwirkt. Man zählte den Grafen Moira immer zu den vertrauteſten Privatfreunden des Prinz-Regenten.

Mola. Unter dieſem Namen kennen wir zwei ausgezeichnete Mahler der italieniſchen Schule: nämlich 1. Pietro Francesco Mola, geboren zu Coldre im Mailändiſchen 1621. Aus Albani's Schule

kam er nach Venedig. Hier bildete er sich aus des Albani und Guercino Manier einen Styl, vervollkommnete sich im Colorit, und sah sich durch des Letztern Neid genöthigt, nach Rom zu gehen, wo ihn Alexander VII. die Geschichte Josephs in der Gallerie von Monte Cavallo mahlen ließ, und ihn sehr ehrte. Ludwig XIV. lud ihn an seinen Hof ein, aber er starb aus Verdruß über einen Streit mit dem Prinzen Pamfili zu Rom 1666, wo man viele Frescobilder von ihm sieht. Auch in dem königlichen Pallaste zu Paris sah man mehrere treffliche Bilder von ihm, z. B. den heiligen Johannes in der Wüste predigend, den heiligen Bruno in einer schönen Landschaft, Hagar und Ismael, Archimedes mit dem Cirkel und dem Soldaten, der ihn verwundet, eine ägyptische Flucht, Tancred. Er arbeitete viel und lebhaft, zeichnete richtig, und übertraf seinen Lehrer Albani in der Farbengebung, obgleich seine Schatten ein wenig schwarz sind, und in der Mannichfaltigkeit der Erfindung, nicht aber in der Grazie. Auch bildete er mehrere Schüler. 2. Giovanni Battista Mola, um 1620 geboren.

Molay (Jacques de), ein Burgundier, der letzte Großmeister des Tempelherrenordens. S. d. Art. Tempelherren.

Molch, die Benennung einiger Eidechsen, welche fast immer nur in gewissen Zusammensetzungen, als Erdmolch, Wassermolch u. s. w. vorkommt.

Moldau, eine Provinz, welche zur europäischen Türkei gerechnet wird, weil sie unter einem mittelbaren, der Pforte als Vasall unterworfenen Fürsten oder Hospodar (ein slavisches Wort, das so viel als Herr bedeutet) steht. Sie gränzt an das russische Reich, die Buckowina, Siebenbürgen und die Walachei, wird in die obere und untere Moldau eingetheilt, und soll, nach der im J. 1812 an Rußland gemachten Abtretung eines beträchtlichen Theils derselben, dermalen 570 Quadratmeilen mit 480,000 Einwohnern enthalten. Die Moldau hat mit der ihr benachbarten Walachei fast stets gleiche Schicksale gehabt. Als die Römer Dacien erobert hatten, erhielten diese beiden Provinzen den Namen Dacia transalpina (das jenseits der Carpathen gelegene Dacien). Im 11. und 12. Jahrhunderte wohnten hier die Cumanen, und das Land hieß nach ihnen Cumanien. Als diese 1239 nach Ungarn gingen, setzten sich die aus Thracien gekommenen Walachen hier fest, und nun kamen die Benennungen Walachei und Moldau (von dem Flusse Moldova) auf. Ob nun gleich die Moldauer und Walachen einerlei Ursprung, und — einige Abweichungen in der Aussprache abgerechnet — einerlei Sprache haben, so herrscht doch zwischen beiden Völkern eine starke Antipathie. Die Moldau hatte ihre eignen Fürsten, die aber mit ihren Nachbarn öfters in Kriege verwickelt wurden. Vom J. 1310 an fielen die Türken wiederholt in die Moldau ein, aber erst im J. 1503 übertrug Fürst Bogdan III. ihnen sein Land zur Lehn. Später fingen die Türken an, die moldauischen Fürsten ganz willkührlich zu behandeln, sie nach Gefallen ein- und abzusetzen, und ertheilten endlich, wie sie noch jetzt thun, diese Würde keinem Eingebornen, sondern demjenigen Fremden (meistens einem Griechen), der sie am theuersten erkaufen kann. Die Moldau ist von den Russen mehreremale erobert, aber immer wieder zurückgegeben worden. Doch bei dem letzten Friedensschlusse zu Baktschisarai 1812 mußte die Pforte einen Theil der Moldau von ungefähr 450 Quadratmeilen, in welchem die bekannte Fe-

ſtung Chocżym liegt, bis an den Pruth, der nun die Gränze macht, abtreten. Früher ſchon (1777) war ein beträchtlicher Theil der obern Moldau von 178 Quadratmeilen, der ſeitdem den Namen Buckowina erhalten hat, an Oeſterreich abgetreten worden (ſ. Buckowina). Ein Theil der untern Moldau, der 400 Quadratmeilen enthält, an das ſchwarze Meer gränzt und unter dem Namen Beßarabien bekannt iſt, war ſchon ſeit langer Zeit den Moldauern von den Türken entriſſen worden, wurde aber von dieſen in dem Friedensſchluſſe im Jahr 1812 ebenfalls an Rußland abgetreten. Die Moldau, wie ſie vor dem erwähnten Friedensſchluſſe war, hatte 40 Meilen in der Länge und 70 in der größten Breite. Es iſt ein äußerſt fruchtbares Land, doch zum Theil noch unbebaut, wozu die häufigen Kriege zwiſchen den Ruſſen und Türken, wobei die Moldau jedesmal der Schauplatz war, viel beigetragen haben. Ganz vorzüglich ſind die Viehweiden dieſes Landes, und die Viehzucht jeder Art iſt daher außerordentlich ſtark. Es wurden ſonſt jährlich aus der Moldau 10,000 Pferde und 40,000 fette Ochſen ausgeführt, die letztern nach Siebenbürgen oder durch Polen nach Danzig, wo ſie als polniſche Ochſen verkauft wurden. Außer den fetten Weiden liegt noch eine Urſache des großen Ueberfluſſes an Hornvieh darin, daß man hier kein junges Vieh ſchlachtet, ſondern alles groß zieht. Schweine werden ebenfalls in Menge ausgeführt. Auch die Schafzucht iſt bedeutend, noch weit mehr aber die Bienenzucht, wegen der vielen Lindenwälder. Es wird von hier viel Honig nach Conſtantinopel, das Wachs aber meiſtens nach Venedig verkauft. Eine häufige und große Plage für das Land ſind die Heuſchrecken, welche durch anderwärts bekannte Mittel zu verhindern, der Aberglaube den Einwohnern nicht geſtattet. Die Moldau iſt reich an Mineralien und edeln Metallen, aber man vernachläſſigt die Aufſuchung derſelben faſt gänzlich. Doch werden verſchiedne Salzgruben, beſonders in der Gegend bei Okna, bearbeitet, und die Ausfuhr des Steinſalzes iſt beträchtlich. Die Einwohner ſind der griechiſchen Religion zugethan. Die Bauern ſind nicht leibeigen, ſtehen aber unter dem harten Drucke ihrer Fürſten, die nur Reichthümer zu ſammeln ſuchen, der Edelleute (Bojaren) und der türkiſchen Beamten; ſie ſind daher träge und im Ganzen von ſchlechtem Charakter. Es halten ſich viel Türken, Armenier, Griechen und Juden, in deren Händen der Handel ausſchließlich iſt, im Lande auf; auch Ruſſen wohnen hier. Die Einkünfte des Fürſten betrugen ehemals 600,000 Thaler; jetzt ſoll der reine Ertrag bis auf 100,000 Thaler geſunken ſeyn. — Die Haupt- und Reſidenzſtadt iſt Jaſſy oder Jaſchy (ſ. d. Art.). Okna an der Gränze von Siebenbürgen, iſt wegen ſeiner Salzgruben bekannt. Galacz iſt eine offne aber anſehnliche Handelsſtadt mit einem Hafen an der Donau, da wo der Pruth in dieſelbe fällt. Der Hafen iſt immer mit türkiſchen Schiffen angefüllt, die von hier auf dem ſchwarzen Meere Getraide nach Conſtantinopel führen.

Molé (François-René), ein berühmter franzöſiſcher Schauſpieler, geboren zu Paris 1734. Er trat 1754 im Britannicus und in der Zeneide auf; aber ſeine ſchwache Stimme verhinderte damals ſeine Aufnahme. Im Jahr 1760 betrat er abermals die Bühne, und im folgenden Jahre wurde er angeſtellt und glänzte zwanzig Jahre lang in der Tragödie, ſelbſt an Le Kains Seite, durch die Wahrheit, womit er leidenſchaftliche Rollen darſtellte. Voll Gefühl im Schauſpiel und unvergleichlich in den Stutzern der Komödie, ſpielte er in

dieſen drei Fächern mit dem ausgezeichnetſten Erfolg. Nach Belecourts Tode 1778 übernahm er die Charakterrollen, und ſpielte noch in ſeinem 69. Jahre den Fat und den Marquis bis zur Täuſchung. Er lebte prächtig, doch beraubte ihn der Sturm der Revolution ſeines ganzen Vermögens. Er ſtarb im J. 1802. Seine Observations sur l'Art dramatique erwarben ihm eine Stelle im Nationalinſtitut. Außerdem iſt von ihm eine Eloge de Mademoiselle Dangeville im Druck erſchienen. Dorat zeichnet ihn in ſeinem Gedicht von der theatraliſchen Declamation ſehr aus.

Moleculen, Kügelchen, aus welchen z. B. das Blut beſteht.

Moliere (Jean Baptiſte Pocquelin de), der berühmte franzöſiſche Luſtſpieldichter, war 1620 zu Paris geboren. Sein Vater und Großvater waren als Kammerdiener und Tapezierer in des Königs Dienſten geweſen, und auch er wurde dieſen Geſchäften beſtimmt und erhielt eine dem angemeſſene Erziehung. Er genoß in ſeinem 14. Jahre den Unterricht der Jeſuiten und machte ſchnelle Fortſchritte. Gaſſendi, Chapelle, Bernier, Cyrano waren ſeine Lehrer. Da ſein Vater indeß ſchwach geworden war, mußte er das Amt deſſelben bei Ludwig XIII. verſehen. Er begleitete den König im J. 1641 nach Narbonne. Das franzöſiſche Theater begann damals durch die Talente des großen Corneille aufzublühn, der es aus der Niedrigkeit der Barbarei emporzog. Moliere (denn mit dieſem Namen verwechſelte er damals ſeinen eigentlichen Namen Pocquelin, entweder aus Achtung für ſeine Aeltern, oder nach dem Beiſpiel andrer Schauſpieler ſeiner Zeit) gab die Stelle ſeines Vaters auf, und verband ſich mit einigen andern jungen Leuten, die wie er das Theater leidenſchaftlich liebten. Gleiche Neigung führte ihn mit der Schauſpielerin Bejart zuſammen; beide bildeten eine Truppe, welche im J. 1662 zu Lyon den Etourdi aufführte. Dies iſt die erſte von Moliere in Verſen geſchriebene Komödie. Die Wahrheit des Dialogs, die unerſchöpfliche Gewandtheit eines Kammerdieners, der die Sottiſen ſeines Herrn unaufhörlich wieder gut zu machen beſchäftigt iſt, das Anziehende der Situationen, das aus dieſem Contraſt entſpringt, haben dieſes Stück ungeachtet ſeiner zahlreichen Mängel auf dem Theater erhalten. Moliere erntete als Dichter und Schauſpieler gleichen Beifall und entzog einer andern Schauſpielergeſellſchaft in Lyon faſt alle Zuſchauer. Der Etourdi gefiel allgemein, trotz der Kälte der Perſonagen, des Unzuſammenhangs der Scenen und der Incorrectheit des Styls. Man hatte damals nur Stücke voll unwahrſcheinlicher Intriguen. Die Kunſt, Charaktere und Sitten auf der komiſchen Bühne darzuſtellen, war Moliere aufbehalten. Dieſe Kunſt, deren Keim ſich ſchon im Etourdi zeigt, verbunden mit der Abwechſelung der Ereigniſſe, erhielt den Zuſchauer geſpannt und verdeckte die Fehler des Stücks. Mit gleichem Beifall wurde dies Luſtſpiel in Beziers gegeben, wohin der Verfaſſer ſich begab. Hier hatte der Prinz Conti, der Moliere auf der Schule gekannt, eben die Stände von Languedoc verſammelt. Er nahm den Dichter als Freund auf, und übertrug ihm nicht allein die Leitung der Feſte, die er gab, ſondern bot ihm auch eine Secretärſtelle an. Moliere lehnte ſie mit der Erklärung ab, daß er ein leidlicher Schriftſteller ſey, vielleicht aber ein ſehr ſchlechter Secretär ſeyn möchte. Le dépit amoureux und Les précieuses ridicules erſchienen auf dem Theater von Beziers und wurden bewundert. Die Ereigniſſe ſind in den Dépit amoureux beſſer geordnet, als in dem Etourdi. Man nimmt in dem Spiel der Perſonen eine echt komiſche Aber, und in

ihren Reden Geist und Laune wahr; aber der Knoten ist zu verwickelt und die Auflösung nicht wahrscheinlich genug. Einfacher ist die Intrigue in den Précieuses ridicules. Eine feine Kritik der ansteckenden Krankheit der Schöngeisterei, des schwülstigen Romanenstyls, des Pedantismus der gelehrten Frauen, der Affectation in Sprache, Gedanken, Putz, sind der Gegenstand dieser Komödie. Sie bewirkte eine allgemeine Reform, als man sie in Paris gab. Man lachte, man erkannte sich und applaudirte. Ludwig XIV. war so zufrieden mit den Vorstellungen der Gesellschaft Moliere's, welche die Provinz mit der Hauptstadt vertauscht hatte, daß er sie zu seiner Hofschauspielergesellschaft machte und ihrem Director eine Pension von 1000 Franken bewilligte. Der Cocu imaginaire, weniger für ein feines Publicum, als für die lachlustige Menge, erschien 1660. Auch in diesem Stück ist eine Masse von fröhlichem Scherz und ein gewisses Interesse, wodurch der Zuschauer belustigt und angezogen wird. Es fehlte nicht an Tadel, aber man hörte nicht darauf. Mit mehr Grund ward er gegen Don Garcie de Navarra, ein aus dem Spanischen geschöpftes Drama, laut. Die Ecole des Maris, wozu die Idee aus den Brüdern des Terenz geschöpft ist, enthält eine einfache, faßliche und anziehende Intrigue und eine natürliche Auflösung. Das Theater hallte noch von dem Beifall wieder, der diesem Stücke nach Verdienst zu Theil wurde, als Les Fâcheux, die binnen vierzehn Tagen entworfen, ausgeführt, einstudirt und aufgeführt wurden, im J. 1661 zu Vaux bei dem bekannten Finanzintendanten Fouquet in Gegenwart des Königs und des Hofes aufgeführt wurden. Dieses Lustspiel ist fast ohne Verknüpfung, aber die Absicht war, durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, die Wahrheit der Porträts und die Eleganz der Sprache den Zuschauer anzuziehn. Man erzählt, daß der König, als er beim Weggehn aus der ersten Vorstellung den Grafen Soyecourt, einen langweiligen Jagdliebhaber, ansichtig wurde, zu Moliere gesagt habe: „Da ist ein Original, das du noch nicht copirt hast." — In vierundzwanzig Stunden war die Scene des Jägers eingeschaltet, und da Moliere die Jagdausdrücke nicht kannte, bat er Soyecourt selbst, sie ihm anzugeben. In der Ecole des Femmes, welche im nächsten Jahre gegeben wurde, schien alles Erzählung, und ist doch alles Handlung. Bei diesem Stück erhoben sich die Tadler, welche ohne auf die Kunst zu sehn, die in dem Spiel der untergeordneten Personen und in dem natürlichen und schnellen Uebergang von einer Ueberraschung zur andern herrscht, einige Nachlässigkeit im Styl rügten. Moliere antwortete ihnen, indem er selbst eine geistreiche Kritik seines Stücks gab. Der König, welcher Moliere als den Gesetzgeber der Wohlanständigkeit und den heilsamsten Beurtheiler der Lächerlichkeiten ansah, setzte ihn unter diejenigen Gelehrten, die an seiner Freigebigkeit Theil haben sollten. Moliere, von der Güte des Königs durchdrungen, glaubte in dem Impromptu de Versailles die Eindrücke vernichten zu müssen, welche das Portrait des Mahlers Bourfault hatte machen können. Dieser hatte boshafter Weise einen Schlüssel zu der Ecole des Femmes angegeben, der die nach der Natur copirten Originale anzeigte. Dem Hofe gefiel sehr im J. 1664 La princesse d'Elide, ein komisches Ballet, für ein Fest verfertigt, das der König den Königinnen gab. Paris, das dieses Ballet ohne die Pracht sah, die es in Versailles verschönert hatte, nahm es weniger

günſtig auf. Gleiches Schickſal hatte ein anderes komiſches Ballet, Le mariage forcé. Ein dem Grafen Grammont (ſ. Hamilton) zugeſtoßnes Ereigniß hatte den Stoff dazu gegeben. Don Juan ou le festin de pierre machte wenig Wirkung. Der Verfaſſer ſtrich bei der zweiten Vorſtellung einige Läſterungen, die er einem Gottloſen in den Mund gelegt hatte. L'Amour médecin ſchien auch eins von den übereilten Werken, die man nicht ſtreng beurtheilen darf. Moliere führte zuerſt in dieſem Stücke die Aerzte auf, wozu, wie man ſagt, ein unwiſſender und geiziger Arzt ihm Veranlaſſung gab, der ihn übertheuert hatte. Großen und wahren Ruhm erwarb ſich der Dichter durch ſeinen Misanthrope, ein Stück, daß anfangs nur mäßigen Beifall fand, in der Folge aber mit Recht als eines der ſchönſten Werke der neuern Komödie betrachtet worden iſt. Dennoch muß man geſtehen, daß es mehr im Zimmer bewundert worden, als auf dem Theater gefallen hat. Voltaire findet den Grund davon darin, daß die Intrigue mehr fein und ſinnreich als lebhaft und intereſſant iſt, daß die Unterredungen bei aller Schönheit nicht immer nothwendig erſcheinen und dadurch die Handlung aufhalten, und endlich daß die zwar ſehr geſchickt herbeigeführte Auflöſung den Zuſchauer doch kalt läßt. Er ſetzt hinzu, daß übrigens der Miſanthrop eine feinere und ſchönere Satire ſey, als die Satiren des Horaz und Boileau, und wenigſtens eben ſo gut geſchrieben; daß es aber intereſſantere Komödien gebe, und daß z. B. der Tartufe dieſelben Schönheiten des Styls mit einem viel hervorſtechendern Intereſſe vereinige. Im J. 1665 erſchien Le Malade malgré lui, eine ſehr luſtige Farce. Le Sicilien ou l'Amour peintre iſt ein kleines Stück, das durch Anmuth und Galanterie gefällt. Aber die Bewunderung ſtieg aufs höchſte, als der Tartufe (deutſch bearbeitet von Unger: der Betbruder, Berlin 1787) erſchien. Umſonſt erhoben ſich die Orgone, die Schwachköpfe und die Scheinheiligen gegen den Verfaſſer, das Stück wurde geſpielt und beklatſcht. Die Heuchelei iſt darin vollkommen enthüllt; die Charaktere ſind eben ſo mannichfaltig als wahr, der Dialog iſt gleich fein und natürlich. Anfangs wurde Tartufe verboten. Acht Tage darauf gab man am Hofe eine höchſt freie Poſſe, betitelt Scaramouche. Beim Weggehen ſagte der König zu dem großen Condé: „Ich möchte wiſſen, warum die Leute ſo gewaltigen Anſtoß an Moliere's Stück nehmen, und nichts über Scaramouche ſagen?" — „Die italieniſchen Schauſpieler," antwortete der Prinz, „haben nur Gott, die franzöſiſchen aber die Frommen beleidigt." — Im J. 1668 gab Moliere den Amphitryon, eine freie Nachahmung des Plautus. Mit Ausnahme einer langweiligen Scene zwiſchen Jupiter und Alcmene giebt es nichts luſtigeres. L'Avare (der Geizige), eine andre Nachahmung des Plautus, iſt im Hauptcharakter ein wenig übertrieben; aber die Menge wird nur durch ſtarke Züge getroffen. Schwerer möchte es ſeyn, Rouſſeau's Tadel zu widerlegen, daß das väterliche Anſehn in dieſem Stück herabgewürdigt werde. George Dandin ou le Mari confondu, Monsieur de Pourceaugnac, Les Fourberies de Scapin ſind mehr beluſtigender als belehrender Art. Le Bourgeois gentilhomme, obgleich auch mit einigen Poſſen gemiſcht, iſt ungleich komiſcher und voll Kraft. Mit mehr Sorgfalt arbeitete Moliere ſeine Femmes savantes, eine ſinnreiche Satire der falſchen Schöngeiſterei und der pedantiſchen Gelehrſamkeit, welche damals im Hotel de Rambouillet herrſchten. Die Ereigniſſe ſind, wie in manchen andern ſeiner

Stücke, nicht immer gut verbunden; aber der Gegenstand selbst, so trocken er auch an sich seyn mag, ist in einer echt komischen Gestalt dargestellt. Die Entwickelung ist bewundernswürdig und hundertmal nachgeahmt worden. Gleiches gilt von dem Malade imaginaire, worin die Charlatanerie und Pedanterie der damaligen Aerzte vollkommen geschildert wird. Mit diesem Stücke beschloß der Verfasser seine Laufbahn. Er war unpäßlich, als man es aufführte. Seine Gattin und Baron drangen in ihn, nicht zu spielen. „Was würden," antwortete er ihnen, „so viele arme Handwerker anfangen? Ich würde es mir zum Vorwurf machen, es einen einzigen Tag verabsäumt zu haben, ihnen Brot zu geben." Die Anstrengung, womit er spielte, verursachte ihm Convulsionen, denen ein Blutsturz folgte. Er starb wenige Stunden darauf den 17ten Februar 1673. Sein früher Tod verhinderte seinen Eintritt in die Akademie, welche ihm den nächsten erledigten Platz bestimmt hatte. Sie ehrte sich und Moliere noch im Jahr 1778 dadurch, daß sie seine Büste mit dem Verse von Saurin aufstellte:

Rien ne manque à sa gloire, il manquoit à la nôtre.

Der Erzbischof von Paris wollte ihm das Begräbniß verweigern, aber der König selbst schlug sich ins Mittel, und so wurde er in St. Joseph in dem Kirchspiel St. Eustache still beerdigt. In der neuern Zeit wurde seine Asche in das Museum der französischen Denkmäler gebracht, wo sie sich in einer antikgeformten Urne mit der Inschrift befindet: Molière est dans ce tombeau. Im J. 1799 wurde das Haus, worin er geboren worden, mit seiner Büste und mit der Inschrift geziert: Jean-Baptiste Pocquelin de Molière est né dans cette maison. Man kann Moliere's Werke als eine Geschichte der Sitten, Moden und des Geschmacks seiner Zeit und als das treueste Gemählde des menschlichen Lebens betrachten. Geboren mit einem beobachtenden Geiste, geschickt, die äußern Zeichen der Leidenschaften und ihre Bewegungen in den verschiednen Zuständen aufzufassen, nahm er die Menschen wie sie sind, und zeigte als ein geschickter Mahler die geheimsten Falten ihres Herzens, und den Ton, die Geberden, die Sprache ihrer mancherlei Gefühle. „Seine Lustspiele, gehörig gelesen," sagt La Harpe, „könnten die Erfahrung ergänzen, nicht weil er vorübergehende Lächerlichkeiten, sondern weil er den Menschen, der sich nicht verändert, gemahlt hat. . . Welches Meisterstück ist der Geizige! Jede Scene ist eine Situation; und man hat einen Geizhals ganz arglos sagen hören, daß aus dem Stücke viel zu lernen sey und daß man treffliche ökonomische Grundsätze daraus ziehen könne. Moliere ist von allen, die je geschrieben haben, derjenige, der den Menschen am besten beobachtet hat, ohne sich den Schein davon zu geben. Er scheint seine Menschenkenntniß mehr auswendig zu wissen, als studirt zu haben. Die Crispine Reguards, die Bauern Dancourts erwecken auf dem Theater Lachen. Dufresny zeigt Verstand in seiner originellen Wendung. Der Spieler und der Legatar sind schöne Werke. Aber nichts von allen reicht an Moliere; er hat einen physiognomischen Zug, den man nirgend anders findet. Man erkennt ihn in seinen geringsten Farcen wieder, denen immer Munterkeit und Moral zum Grunde liegt. Er gefällt eben so sehr beim Lesen als bei der Darstellung. . . Man hat wohl gemeint, daß er zu stark auftrage und überlade. Ich habe den so oft wiederholten pauvre homme tadeln hören; ich habe nachher dieselbe Scene und noch stärker gesehn, und es hat mir eingeleuchtet, daß Lächerlichkei-

ten und Leidenſchaften nicht überladen werden können. Moliere iſt ein Schriftſteller für gereifte Männer und Greiſe. Ihre Erfahrung begegnet ſich mit ſeinen Beobachtungen, und ihr Gedächtniß mit ſeinem Genie. . . Man beklagt, daß nicht mehr in Moliere's Geſchmack gearbeitet wird. Ich denke man hat wohl gethan, andere Gattungen zu verſuchen. Das Feld, auf welchem er erntete, iſt minder groß, als man ſich einbildet." — In ſeinen häuslichen Verhältniſſen war Moliere nicht ganz glücklich; er, der ſich auf der Bühne über die menſchlichen Schwächen luſtig machte, konnte ſich vor ſeiner eignen Schwäche nicht bewahren. Eine heftige Liebe bewog ihn, ſich mit der Tochter der Schauſpielerin Bejart zu verheirathen, und dadurch zog er den Spott, den er ſo oft auf hintergangne Ehemänner geworfen hatte, auf ſich ſelbſt. Glücklicher war er in dem Umgange mit ſeinen Freunden und mit den Großen. Der Marſchall Vironne, der große Conté, Ludwig XIV. ſelbſt lebten mit ihm in jener Vertraulichkeit, die eben ſo ſehr das Verdienſt als die Geburt ehrt. Mit Racine, deſſen Wohlthäter er geweſen, veruneinigte er ſich zwar ſpäter, aber beide achteten ſich gegenſeitig darum nicht weniger. . . Als Schauſpieler war Moliere in den hochkomiſchen Rollen, wie Arnolphe, Orgon, Harpagon u. ſ. w., unübertrefflich. Bret hat 1773 ſeine Werke zu Paris in 6 Bänden 8. mit intereſſanten Commentaren herausgegeben. (Moliere's Luſtſpiele und Poſſen für die deutſche Bühne von Zſchokke, Zürich 1805 und 1806. 6 Bde mit Moliere's Biographie.)

Molina (Ludwig de), Moliniſten, ſ. d. Art. Gnade und Janſen.

Molinos, ſ. Quietismus.

Molken, ſ. Milch.

Moll, weich, bezeichnet theils die Tonarten, die von ihren Grundtönen durch die kleine Terze aufwärts ſteigen, und Molltonarten genannt werden, theils auch die Dreiklänge mit der kleinen Terze, die man weiche Dreiklänge, zuweilen auch Mollaccorde nennt. (S. Ton, Tonarten.)

Molla, Mollah, eine geiſtliche Würde bei den Türken. Der Molla hat die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in den Städten und ganzen Diſtricten zu verwalten, und iſt Oberrichter, im Gegenſatz des Kadi's oder Unterrichters. Ueber den Molla's ſind noch die Kadileskier, oder die oberſten Juſtizbeamten im Reiche, welche auch im Divan ſitzen.

Möllendorf (Richard Joachim Heinrich von), königlich preußiſcher Generalfeldmarſchall, geboren 1724 zu Lindenberg in der Priegnitz, einem Gute ſeines Vaters, der die Stelle eines königlichen Deichhauptmanns in dieſer Provinz bekleidete. Er beſuchte die Ritterakademie zu Brandenburg bis zum Jahre 1739. Im Jahre 1740 wurde er von Friedrich II. als Page angenommen, und begleitete den Monarchen im erſten ſchleſiſchen Feldzuge, in welchem er den Schlachten bei Molwitz und Chotuſitz beiwohnte. Im Jahre 1743 wurde er Fähndrich beim erſten Bataillon Leibgarde; 1744 Flügeladjutant des Königs. „Der junge Möllendorf, Adjutant Sr Majeſtät des Königs," ſagt Friedrich im zweiten Theile der Geſchichte ſeiner Zeit, „erhielt unter ſehr ſchwierigen Umſtänden den Befehl, mit 300 Mann Infanterie einen großen Proviantransport zu escortiren, den Franclini, der von allen öſterreichiſchen Offizieren die genaueſte Kenntniß der Wege, die von Böhmen nach Schleſien führen, beſaß, mit 4000 Mann Panduren zwiſchen Chatzlar und Trautenau angriff. Möl-

lendorf hielt alle Angriffe des Feindes aus und bemächtigte sich eines Kirchhofes, der das Defilé beherrschte. Von hier aus beschützte er die Wagen und vertheitigte sich drei Stunden lang, bis ihm Herr Dumoulin zu Hülfe kam, der ihn gänzlich frei machte. Zwar sind," fügt der König hinzu, „Vorfälle der Art nur unbedeutend, aber sie machen der Nation und denjenigen, die dabei waren, zu viel Ehre, um solche Thaten in Vergessenheit begraben zu lassen, die bei der Nachkommenschaft ein Keim zur Nacheiferung werden können." Möllendorf befand sich im zweiten schlesischen Kriege bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Carr, in welcher letzteren er stark verwundet wurde. Im Jahr 1746 wurde er Hauptmann, und erhielt eine Compagnie in dem Regiment Garde. 1757 war er bei der Belagerung von Prag und in den Schlachten bei Roßbach und Leuthen gegenwärtig. In der letztern zeichnete er sich durch einen muthigen Angriff des Dorfes Leuthen, welcher Einfluß auf das Schicksal des Tages hatte, aus, und erwarb sich dadurch den Orden pour le Mérite. Er wohnte der Belagerung von Breslau bei, wurde 1758 Major und Commandeur des dritten Bataillons Garde, und war bei dem Ueberfalle von Hochkirch gegenwärtig. 1760 wurde er Commandeur des Garderegiments und focht mit demselben in der Schlacht bei Liegnitz, nach welcher ihn der König zum Obristlieutenant erhob. In der Schlacht bei Torgau am 3ten November desselben Jahres war er es, der zu einem Manöuvre rieth, das die glücklichsten Folgen hatte, und das Schicksal dieses großen Tages entschied. Doch hatte er dabei für seine Person das Unglück gefangen zu werden, wurde aber im Anfange des Jahres 1761 wieder ausgewechselt, und einige Monate darauf zum Obersten bestellt. 1762 im Sommer, kurz nach der Belagerung von Schweidnitz, eroberte er mit seiner Brigade den wichtigen verschanzten Posten bei Burkersdorf und avancirte darauf zum Generalmajor. 1774 ward er Generallieutenant. Im bayerschen Erbfolgekriege stand er bei der Armee des Prinzen Heinrich in Sachsen und Böhmen, und befehligte ein eignes Corps, mit dem er 1779 mitten im Winter eine glückliche Expedition bei Bautzen ausführte und zur Belohnung den schwarzen Adlerorden erhielt. 1783 wurde er Gouverneur von Berlin und wirkte sehr auf eine mildere Behandlung des gemeinen Soldaten, die damals im Preußischen noch gar nicht berücksichtigt wurde. In den letzten Lebensjahren des großen Friedrichs befand er sich oft um dessen Person, und war vielmals sein alleiniger Gesellschafter. Im J. 1787 wurde er General der Infanterie. Er war nicht für den Krieg mit Frankreich und stand deßhalb 1791 gewissermaßen bei dem Hofe in Ungnade. Dennoch übertrug man, nachdem der Herzog von Braunschweig im Jahr 1794 das Obercommando der preußischen Armeen am Rhein niedergelegt hatte, dem nunmehrigen Feldmarschall Möllendorf dasselbe, welcher, wiewohl ohne große Siege, das Gleichgewicht gegen die übermächtigen französischen Armeen stets zu behaupten wußte. Obwohl ein Greis über 80 Jahre, folgte er dennoch in jenem verhängnißvollen Kriege vom Jahre 1806 der Stimme des Vaterlandes und dem Rufe seines Königs gegen seine Ansicht, und gerieth, nachdem sich die Schlacht von Jena unglücklich für Preußen entschieden, zu Erfurt erkrankt in französische Gefangenschaft; doch wurde er mit der Achtung, die seinen Verdiensten und Jahren gebührte, behandelt, und erhielt die Erlaubniß, nach Berlin zurückzukehren. Er beschloß seine Tage zu Havelberg, wo er eine Domprobstei hatte, im Jahr 1816.

Mollusken (im Lateiniſchen Mollusca), eine äußerſt merkwürdige Gattung von Würmern, deren Naturgeſchichte noch ſehr im Dunkeln liegt. Sie bilden nach dem Linneiſchen Syſtem die zweite Claſſe der Gewürme (vermes), und unterſcheiden ſich von den in den Eingeweiden der Menſchen und Thiere lebenden Würmern vorzüglich dadurch, daß ſie Gliedmaßen beſitzen, welche dieſen fehlen. Einige Arten von Molusken ausgenommen, bei denen man eine etwas härtere Bedeckung wahrgenommen hat, ſind ſie ohne alle Bedeckung, und mit Gliedmaßen verſehen, die ihnen zu Sinneswerkzeugen dienen und ihre Bewegung und Ernährung zu fördern ſcheinen. Mit Ausnahme der Gartenſchnecken halten ſie ſich meiſt im Waſſer und vorzüglich im Meer auf, welches ſie durch eine phosphoriſche Materie, die von ihrem Körper ausgeht, des Nachts erleuchten. (Vergl. Meer.) Von denjenigen, bei denen der Mund oberwärts iſt, kennt man ſieben Gattungen; von denjenigen, bei denen der Mund ſich vorn befindet, zwei; von denen, die den Mund vorn und an den Seiten des Leibes Oeffnungen haben, vier; von denen, die den Mund vorn und an der vordern Seite des Leibes Fühlhörner haben, zwei; von denen, welche den Mund vorn haben und mit Gliedmaßen, welche Armen gleichen, verſehen ſind, ſieben; von denjenigen, welche den Mund vorn und Füße haben, fünf; von denen, welche den Mund unten und im Allgemeinen in der Mitte haben, fünf.

Molo iſt ein in einem Hafen, und zwar in das Waſſer hinein, von großen Quaderſteinen ausgeführter Damm, in welchem ein Eingang für die Schiffe befindlich iſt, der mit einer Kette geſchloſſen werden kann. Ein ſolcher Molo iſt für den Hafen von großem Vortheil, indem er nicht nur Sand und Schlamm abhält, ſondern auch die Schiffe vor den Wellen und vor feindlichen Angriffen ſichert.

Moloch, ein von Moſes (3 B. 18. V. 21.) erwähntes Götzenbild mehrerer morgenländiſchen Völker, unter welchem ſie die Sonne verehrten und welchem ſie Menſchenopfer darbrachten. Es war das metallene Bildniß eines Menſchen mit einem Ochſenkopfe. Nachdem es mittelſt eines ſtarken Feuers, das in einer unten befindlichen Oeffnung unterhalten wurde, glühend gemacht worden, legte man die zum Opfer beſtimmten Kinder in die Arme des Götzen, wobei die Prieſter mit geräuſchvollen Tonwerkzeugen das Angſtgeſchrei derſelben übertäubten.

Moloſſus, ſ. Rhythmus.

Moltke, eine berühmte Familie, aus welcher mehrere Staatsmänner und Mäcene der Wiſſenſchaften hervorgegangen ſind, beſonders Adam Glob Graf von Moltke, geb. 1709, geſtorben 1792, Miniſter und Freund des Königs von Dänemark, Friedrichs V. und Klopſtocks Freund; ferner der noch lebende F. L. Graf von Moltke, königl. däniſcher Conferenzminiſter und Großkreuz des Danebrogordens, iſt ein gründlicher Kenner des Alterthums, welches auch ſein in vortrefflichem Lapidarſtyl errichtetes Denkmal Klopſtocks beweiſt.

Molucken, ſ. Gewürzinſeln.

Molwitz, ein ſchleſiſches Dorf unweit Brieg, bei welchem am 10ten April 1741 die bekannte Schlacht zwiſchen den Preußen und Oeſterreichern vorfiel, die, nachdem der Ausgang lange geſchwankt hatte, endlich durch die Anſtrengungen Schwerins zum Vortheil der Preußen entſchieden wurde. Friedrich II. wohnte ihr perſönlich bei; die Art aber, wie er ſich benahm, ließ kaum den großen Feldherrn

ahnen, als den er sich später zeigte. Er verließ das Schlachtfeld vor dem Ende der Schlacht in dem kritischsten Augenblicke, und wurde durch die Siegesbotschaft nicht wenig überrascht (wiewohl dieser Sage in Nicolai's Anekdoten widersprochen wird). Der König sagte selbst, daß er den Krieg damals noch nicht verstanden und bedeutende Fehler gemacht habe, daß aber diese Schlacht für ihn und seine Truppen eine Schule gewesen sey.

Molyn (Peter), s. Tempesta.

Molza (Francesco Maria), geboren zu Modena im J. 1489, verdient unter den italienischen Dichtern vom zweiten Range eine ehrenvolle Erwähnung. Er stammte aus einer angesehnen Familie, brachte seine Lebenszeit meistens zu Rom hin, und stand mit den größten damals lebenden Gelehrten, einem Bembo, Sadoleto, Caro, Pietro Vettori, in freundschaftlicher Verbindung. Seine Talente würden ihm gewiß eine glänzende Laufbahn eröffnet haben, wenn nicht seine Ausschweifungen ihn in Mißcredit gesetzt hätten. Unter seinen Poesien werden besonders seine Stanzen auf das Porträt der Giulia Gonzaga, und die Ninfa Tiberina, ein poetisches Gemählde in Ottave rime, geschätzt. Sein Capirolo in lode dei fichi ist ein obscönes Gedicht; Annibal Caro hat es commentirt. Auch als lateinischen Dichter hat sich Molza vortheilhaft bekannt gemacht. Er starb 1544. Erst im J. 1747 ist eine vollständige Sammlung seiner Werke erschienen, welche der Abt Serassi zu Bergamo nebst einer weitläuftigen Biographie des Dichters in zwei Bänden herausgegeben hat; der zweite Band erhält die Gedichte Porrino's, eines Zeitgenossen von Molza. — Ein Enkel des ebengenannten Molza, Namens Tarquinio Molza, der als ein Mann von großer Gelehrsamkeit in hohem Ansehen stand, und von Tasso, Guarini und Andern zu Rathe gezogen wurde, hat ebenfalls italienische und lateinische Poesien hinterlassen.

Moment, nennt man in der Statik und Mechanik das Product der Schwere eines Körpers in die Weite vom Mittelpunkt der Schwere. Statisches Moment ist also das Product einer bewegenden Kraft am Hebel in ihre Entfernung vom Ruhepunkt; das Moment der Masse oder Trägheit ist das Product einer Masse in das Quadrat ihrer Entfernung vom Bewegungspunkte.

Mömpelgard, Mümpelgard, französisch Montbeillard, eine vormalige Grafschaft zwischen der Franche Comté, Lothringen, dem Sundgau und dem Elsaß, welche dem herzoglichen Hause Würtemberg-Stuttgard zugehörte. Dieses Land ist größtentheils bergig und hat Ueberfluß an Holz, Eisen, Schiefer und Steinkohlen, dabei guten Wein-, Hanf- und Flachsbau und ansehnliche Viehzucht. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 15,000, welche meistens der lutherischen Religion zugethan sind. Die gesammten Einkünfte (die dazu gehörigen Herrschaften mitgerechnet) schätzte man auf 360,000 Livres. — Die Grafschaft kam als ein Theil des burgundischen Kreises mit demselben im J. 1032 an Kaiser Conrad II. Von dieser Zeit an regierten die Grafen darin erblich. Im J. 1397 kam das Land, durch Verheirathung der mömpelgardischen Erbtochter, Henriette, mit Eberhard von Würtemberg, an letztgenanntes Haus. Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts wurde es einer besondern würtembergischen Linie zu Theil, deren Stifter Ludwig Friedrich war. Nach dem Tode des letzten Herzogs von dieser Linie, Leopold Eberhards, im J. 1723, wurde der Besitz des Landes dem Herzog zu Würtemberg-

Stuttgard zugesprochen. Die Grafschaft gehörte zum deutschen Reiche, ohne einem Kreise einverleibt zu seyn. Die damit verbundnen Herrschaften Blamont, Clermont, Hericourt und Chatelot, nebst Granges, Clerval und Passavant standen aber unter französischer Landeshoheit, welche Würtemberg auch 1748 nach langer Weigerung anerkannte. Die Herrschaft Franquemont war ein Lehen des Bisthums Basel. Im J. 1786 fand eine Ausgleichung und Austauschung mit Frankreich Statt, wodurch Mömpelgard zu einem zusammenhängenden Lande umgeformt wurde; allein 1790 besetzten es die Franzosen und durch den Friedensschluß vom 22sten August 1796 trat es Würtemberg förmlich an Frankreich ab. Es gehört jetzt zum Departement des Douds, und ist im Pariser Frieden Frankreich verblieben. Die Hauptstadt Mömpelgard liegt am Fluß Maine und hat gegen 4000 Einwohner. Die Leinwand- und Baumwollenzeugfabriken sind von Bedeutung, wie auch der Handel mit hier verfertigten Uhren, Leder und einigen andern Producten.

Momus, bei den Griechen und Römern der Gott der Tadelsucht und Satire, war ein Sohn der Nacht. Spätere geben ihm den Traum zum Vater. Mit schonungslosem Witze tadelte er alles; selbst die Götter blieben nicht verschont. Lucian hat ihn zu Ehren gebracht. Einige bilden ihn als hagern Jüngling mit einem Satyrgesichte und der Narrenkappe oder dem Narrenstocke.

Monaco, ein kleines italienisches Fürstenthum, von der Grafschaft Nizza umgeben, an der Meeresküste. Es ist ein fruchtbares Ländchen von 2½ Q.M. mit 6000 Einwohnern und reich an edlen Südfrüchten, Most und besonders Olivenöl. Die ganze Bevölkerung wohnt in den drei Gemeinden Monaco, Mentone und Roque Brune, davon Monaco ein befestigtes Städtchen mit 1200 Einwohnern und ein Hafen, und Mentone eine nahe am Meere liegende Stadt mit 3000 Einwohnern ist. Die Familie Grimaldi besaß das Ländchen seit Otto's I. Zeiten. Im J. 1731 starb der Mannsstamm aus. Die Erbin des letzten Fürsten, Anton Grimaldi, der zugleich Herzog von Valentinois war, vermählte sich 1716 mit Franz de Matignon, der die Namen Fürst von Monaco und Herzog von Valentinois nebst der mit letzterem verbundenen Pairwürde erhielt. Seit 1741 stand dieses Ländchen unter dem Schutze von Frankreich. Im J. 1792 wurde es zugleich mit Nizza dem französischen Gebiete gänzlich einverleibt. Durch den Frieden zu Paris 1814 kam es wieder unter sardinische Hoheit. Der bisherige Besitzer, der Herzog von Valentinois, Pair von Frankreich, trieb sein Monopolsystem so weit, daß zuletzt alle Lebensmittel nur bei den fürstlichen Pächtern des Handels damit gekauft werden durften. Die Unterthanen erhoben deswegen Klage in Paris und bei den alliirten Mächten. Vorzüglich ward der Fürst von Monaco in der Bibl. historique hart angegriffen. Er vertheidigte sich durch: La Brochure gratis, ou le Prince de Monaco justifié. Doch nahm er seitdem mehrere tyrannische Edicte, die er zur Glückseligkeit seines Volks erlassen hatte, zurück, z. B. eins, welches das Aussäen des Getraides verbot, wenn es nicht vorher declarirt, und für gut befunden, d. h. eine neue Abgabe davon bezahlt war. Der Prinz von Monaco, Honorius IV. 61 J. alt und blödsinnig, verunglückte den 17. Febr. 1819 in der Seine. Sein Sohn regiert das Fürstenthum von Paris aus. Man rechnet die jährlichen Einkünfte des Fürsten auf 40,000 Gulden.

Monaden nannte Leibnitz die einfachen Subſtanzen, aus welchen die zuſammengeſetzten entſtunden, die Lehre von dieſen einfachen Subſtanzen aber Monadologie, welche ſeitdem einen Theil der Metaphyſik ausmachte. Das Daſeyn der Monaden bewies er folgendermaßen: Eine Theilung der Körper ins Unendliche läßt ſich nicht denken, weil ſonſt ein endlicher Körper aus unendlich vielen Theilen beſtehen müßte, welches nicht denkbar iſt. Man muß alſo zuletzt bei ſolchen Theilen ſtehen bleiben, die ſich nicht mehr theilen laſſen, Monaden. Da nun der Begriff der Monade den Begriff des Körpers negirte, ſo konnten ſeine Monaden auch nicht die Eigenſchaften der Körper haben. Aus dem Mangel der Theile ſchloß er, daß die Monaden keine Länge, Breite und Tiefe haben, keiner Auflöſung fähig, nicht aus zuſammengeſetzten Dingen entſtehen und nicht durch Trennung der Theile untergehen könnten. Sollten ſie alſo entſtehen, ſo müßten ſie aus nichts entſtehen, und ſollten ſie untergehn, ſo könnte dies nur durch Vernichtung geſchehen. Indem er ſo den Monaden alle dieſe Eigenſchaften abſprach, bleibt nichts Poſitives bei ihnen zu denken übrig, als daß ſie Kräfte und zwar Vorſtellkräfte wären. Sie müßten jedoch noch durch gewiſſe andre Eigenſchaften von einander unterſchieden ſeyn, weil in der Natur nicht zwei einander völlig gleiche Dinge gefunden würden, und weil ſonſt kein Mittel vorhanden ſey, wodurch man in den Dingen einige Veränderungen wahrnehmen könnte, indem dasjenige, was in einem Körper vorgehe, ſeinen Grund in den einfachen Theilen deſſelben haben müßte. Wolf nahm in der Folge dieſen Unterſchied an. Es giebt vier Gattungen der einfachen Dinge: die Elemente der ſichtbaren Welt, die Seelen der Thiere, die Seelen der Menſchen und Gott. Weil aber alle dieſe Dinge in den Graden der vorſtellenden Kräfte verſchieden ſeyn können, die Vorſtellungen aber entweder klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich ſind, ſo laſſen ſich die Arten dieſer Dinge, welche eine Kraft haben, ſich die Welt vorzuſtellen, auf folgende Weiſe unterſcheiden. Die erſte Art iſt diejenige, die ſich die Welt dunkel vorſtellt, dergeſtalt, daß in dieſer Vorſtellung nichts einzelnes unterſchieden werden kann, und dieſe haben den geringſten Grad der Vollkommenheit; ſie ſind ſich ihrer nicht bewußt und haben keine Empfindungen, noch andere Gedanken. Da nun bei uns der Schlaf ein Zuſtand der dunkeln Vorſtellungen iſt, ſo ſind dieſe Dinge in einem beſtändigen Schlafe. Die zweite Art beſteht aus ſolchen einfachen Dingen, die ſich die Welt klar aber unbeutlich vorſtellen. Dergleichen ſind nach Leibnitz die Seelen der Thiere. Die dritte Art ſind ſolche, welche ſich die Welt klar und deutlich vorſtellen, wie die Seelen der Menſchen. Von der vierten Gattung ſagt Wolf: Wenn nun der Zuſtand aller Welt auf einmal deutlich vorgeſtellt wird, ſowohl dem Raume als der Zeit nach, ſo hat der Geiſt den allervollkommenſten Grad, welcher möglich iſt; und demnach iſt er auch der allervollkommenſte Geiſt. — In der Folge behielt man zwar den Leibnitziſchen Beweis von der Realität der Monaden bei, in ſo fern man ſchloß, da es zuſammengeſetzte Dinge giebt, muß es auch einfache oder Monaden geben, wiewohl er auch durch eine unendliche Theilung der Körper beſtritten wurde; aber man nahm beſonders die Eigenſchaften der Monaden, wie nicht weniger ihre Bewegung, Veränderung und Einwirkung in einander in Anſpruch. Man ſagte: wenn ſie keine Ausdehnung, Größe, Figur u. ſ. w. haben, ſo ſind ſie ja

für uns so gut wie nichts, mathematische Punkte. Und wie mögen Elemente, die keine Größe, Figur und Ausdehnung haben, durch ihre Zusammensetzung Körper geben, welche Ausdehnung und Größe besitzen? Was eine Sache für sich nicht hat, kann sie durch die bloße Zusammensetzung auch andern nicht geben. Wie können die Monaden, da sie keine Seiten, keine Theile, Größe und Figur haben, einander berühren, damit zusammengesetzte Dinge daraus werden, deren Theile zusammenhängen? Diesen Schwierigkeiten suchte man auf mancherlei Weise auszuweichen. Einige machten einen Unterschied zwischen metaphysischer und mathematischer Ausdehnung, und sprachen den Monaden nur die erstere ab, indem es ja nicht sich denken lasse, daß eine Substanz existire, ohne einen Raum einzunehmen und mathematisch ausgedehnt zu seyn; in einem solchen Raume ließen sich wenigstens Außentheile gedenken, in denen auch vielleicht verschiedne Substanzen seyn konnten, obwohl jetzt nicht sind. Oder man könnte sich die Monaden immerhin als ausgedehnt gedenken, nur nicht so, daß man einen oder einige Realtheile von ihnen absondern wolle; sie wären genau Eins und durch Absonderung eines Theils würde die ganze Monade vernichtet werden. Kant endigte diesen Streit, indem er auf die Amphibolie der Reflectionsbegriffe vom Innern und Aeußern aufmerksam machte. Diese Amphibolie entsteht überhaupt durch Verwechslung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transscendentalen. Leibnitzens Monaden entstanden, indem er das Innere der Körper suchte, und nachdem er dies in dem Einfachen, als der Grundlage alles Innern, gefunden zu haben glaubte, dieses Innere blos im Verhältniß auf den Verstand vorstellte. Das Innere dieses Zustandes konnte nun nicht in Ort, Gestalt, Berührung oder Bewegung bestehen, weil dies äußerliche Verhältnisse sind. Folglich blieb diesen Substanzen nur der Zustand der Vorstellungen übrig, und sie waren nichts anders als Vorstellungskräfte, wodurch sie eigentlich nur in sich selbst wirksam sind und den Grundstoff des ganzen Universums ausmachen mußten. Diese einfachen Wesen waren bloße intelligible Gegenstände, dagegen die zusammengesetzten, die Materie, Erscheinungen waren. Leibnitz fehlte, indem er das blos Intelligible, blos für den reinen Verstand Gehörige als Erscheinung behandelte. Das Intelligible aber wird nicht durch ein sinnliches, sondern durch ein intellectuelles Anschauungsvermögen erkannt, in dessen Ermangelung wir von dergleichen Gegenständen gar nichts wissen können.

Monaldeschi, s. Christine, Königin von Schweden.

Monarchie. Mit dem Worte Monarchie wird die Herrschaft eines Einzigen bezeichnet, im Gegensatze von Aristokratie oder Demokratie, oder von Republik im Allgemeinen, oder diejenige Regierungsform, in welcher die oberste, d. h. vorzüglich die executive Gewalt, in der Hand eines Einzelnen, oder einer physischen Person vereinigt ist, diese jedoch in der Ausübung derselben sich durch den Zweck und das Wohl beschränkt. Ist dies nicht der Fall, so entsteht als Ausartung der Monarchie Despotie oder Despotismus (s. d.). Die Monarchie selbst wird wiederum verschieden eingetheilt: 1. nach dem Umfange der obersten Staatsgewalt, in unumschränkte, wo zwar der Monarch an Grundgesetze gebunden ist, aber die drei Zweige der obersten Gewalt, die legislative, richterliche und executive Macht, alle in

seiner Hand vereinigt, und beschränkte Monarchie, wo der Monarch die oberste Gewalt, vorzüglich die legislative Macht, mit dem Volke theilt, wobei die Nation durch ihre Repräsentanten entweder eine berathende, oder entscheidende Stimme üben kann; oder 2. nach der Ordnung der Thronfolge, entweder in erbliche Monarchie, und zwar erblich entweder nur in dem Mannsstamme, oder auch in der weiblichen Linie, so wie es durch Hausordnungen oder durch Verträge bestimmt ist, oder in Wahlmonarchie, von der Polen die letzte der Art in Europa war, oder endlich in gemischte Monarchie, wo die Thronfolge zum Theil von der Geburt, zum Theil von der Wahl abhangt; so z. B. in Rußland, vor der Successionsordnung Pauls I., so noch jetzt in der Türkei. Unter allen Regierungsformen befördert die Monarchie am meisten den Frieden im Innern, so wie dieselbe am meisten Kraft besitzt, sich durch schnell ausgeführten Willen noch außen zu behaupten. Aber die Herrschaft des Einen artet auch leicht in unumschränkte Willkühr — Despotie — und Eroberungssucht nach außen hin aus. Die Beschränkungen durch Constitution, Wahlcapitulation, Landstände, Ephoren ꝛc. befördern, wo die öffentliche Meinung mächtig geworden ist, aber gewähren nicht Sicherheit vor der Willkür, und die Trennung der legislativen und executiven Gewalt ist kein absolutes Sicherheitsmittel. So gewährt die Monarchie die größten Vortheile — wenn in ihr die Achtung des Rechts auf dem Throne und im Volke herrschend ist.

Monat bezeichnet im Allgemeinen die Umlaufszeit des Mondes um den ganzen Himmel. Da der Umlauf des Mondes aus mehreren Gesichtspunkten betrachtet werden kann, so unterscheidet man auch mehrere Arten von Monaten. Betrachtet man den Mond, wie er seinen Lauf aus der Gegend irgend eines in seiner Nähe stehenden Fixsternes beginnt, bis zu der Zeit, wo er wieder in derselben Stellung gegen jenen Fixstern gesehen wird, so ist dies sein siderischer Umlauf, und die Periode desselben wird der siderische Monat genannt. Die Umlaufszeit des Mondes aber vom Frühlingspunkte an gerechnet bis wieder zu dem nämlichen Punkte giebt den periodischen Monat. Die Zeit, binnen welcher der ganze Mondwechsel erfolgt, d. h. von einem Neumonde bis zum andern, ist der synodische Monat. Der Umlauf von dem aufsteigenden Knoten bis wieder zu demselben heißt der Knotenmonat; endlich der Umlauf von der Erdnähe bis wieder dahin der anomalistische Monat. Kein einziger dieser fünf verschiednen Monate bleibt sich gleich, sondern die Dauer von allen ist bald länger, bald kürzer. Die Länge einer jeden Art läßt sich daher nur in einer mittlern, d. h. in einer Zeitdauer angeben, welche zwischen der größten und kürzesten eines jeden Monats das Mittel hält. Und zwar bestimmt auf diese Weise Lalande

den siderischen Monat	auf	27	Tage	7	Stunden	43	Min.	12 Sec.
den periodischen —	—	27	—	7	—	43	—	5 —
den synodischen —	—	29	—	12	—	44	—	3 —
den Knotenmonat	—	27	—	5	—	6	—	56 —
den anomalistischen M.	—	27	—	13	—	18	—	35 —

Außer diesen Mondenmonaten giebt es aber auch einen Sonnenmonat, welcher daraus entstanden ist, daß man den Mondwechsel mit dem scheinbaren jährlichen Umlauf der Sonne in Ver-

bindung gebracht hat. Man nahm wahr, daß ungefähr zwölf Monate auf einen Sonnenumlauf gingen und rechnete den Sonnenmonat, der eigentlich 30 Tage 10 Stunden 29 Minuten und 37 Secunden (als den zwölften Theil des Jahres) beträgt, theils zu 30, theils zu 31 Tagen. — Noch erwähnen wir des Erleuchtungsmonats, welcher die Periode in sich schließt, bei welcher der Mond nach dem Neumonde zuerst (erleuchtet) wieder erscheint, bis zu demselben Zeitpunkt, und welcher in den Neumond, das erste Viertel, den Vollmond und das zweite oder letzte Viertel zerfällt. — Da nächst Tag und Nacht der Mondwechsel die auffallendste Himmelserscheinung ist, und die regelmäßige Wiederkehr derselben sich sehr bald bemerklich macht, so gab er schon in den ältesten Zeiten eine leichte und natürliche Zeitbestimmung ab. Di noch üblichen Namen der Monate rühren von den Römern her, welche mit dem März anfingen, daher auch der Name September, October, November, December, der siebente, achte, neunte, zehnte Monat des Jahres. Numa soll die beiden ersten Monate des Jahres, Januar und Februar, hinzugefügt haben. Carl der Große soll statt dieser Namen die jetzt weniger üblichen deutschen, z. B. Christmonat, Hornung ꝛc. erfunden haben.

Mönchslatein, s. Philologie.

Mönchsschrift ist die deutsche, im allgemeinen Leben übliche Benennung derjenigen Schriftgattung, mit welcher die Urkunden und Handschriften des Mittelalters vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert geschrieben sind, und welche man in der diplomatischen Kunstsprache eckige Minuskel, gothische oder neugothische Schrift nennt. Sie ist der früher üblichen römischen oder runden Schrift entgegengesetzt, und wurde noch nach Erfindung der Buchdruckerkunst über anderthalbhundert Jahr häufig im Druck gebraucht (wo sie am reinsten und schönsten in der sogenannten Missaltype erscheint), bis sie in ausländischen Sprachen durch die römische und in der deutschen durch die noch jetzt übliche Druck- und Schreibschrift, welche sich im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts aus ihr bildete, verdrängt wurde. In neuerer Zeit machten die Engländer zuerst wieder den Anfang, sich ihrer (unter dem Namen black letter) bei Verzierungen und Prachtdrucken zu bedienen, und haben auch in andern Ländern häufige Nachahmung gefunden. As.

Mönchswesen findet man schon in der vorchristlichen Zeit. Die Neigung zum einsamen Leben entstand mit den Verderbnissen des gesellschaftlichen. Bessergesinnte, die sich dem Kampfe gegen diese Verderbnisse nicht gewachsen fühlten, suchten in der Einsamkeit einen Schutz gegen das andringende Böse. Ob Henoch, der Repräsentant der sechsten Generation nach Adam, weil er ein göttlich Leben führte, nicht der erste Einsiedler gewesen sey, konnten nur Mönche fragen; aber gewiß lag in dem stillen, zur Unthätigkeit und Contemplation geneigten Sinne, den man noch jetzt bei den Hindus bemerkt, schon unter den frühesten Bewohnern des südlichen Asiens der Keim jener ältesten orientalischen Philosophie, deren Tendenz zum beschaulichen, aus den Fesseln des Körpers und der Sinnlichkeit zum Idealen aufstrebenden Leben dem Zurückziehen von der Welt den Reiz einer besondern Weihe und Heiligkeit gab. Dazu kam die Meinung, daß man für frühere Vergehungen am besten durch Entbehrung aller Lebensfreuden und alles Umgangs mit Menschen büßen, und nach einer alten, im ganzen

Orient verbreiteten Idee die Gottheit versöhnen könne. Anachoreten, Eremiten, büßende Heilige und Mönche zeigen sich daher schon im vorchristlichen asiatischen Alterthume (vergl. d. Art. Gymnosophisten) und jetzt sind die Länder, die sich zu den Religionen des Brama, Fo, Lama und Mohamed bekennen, voll Fakirs und Santons, Taniers oder Songessen, Talapoinen, Bonzen und Derwische, deren Schwärmereien und unsinnige Büßungen mehr heilige Schauspiele und Mittel des Betruges als Früchte der Frömmigkeit sind. Auch das alte hebräische Volk hatte solche Gottgeweihte in seinen Nasiräern, denen Moses besondre Rechte zugestand, und das Leben der Essäer und Therapeuten, die um die Zeiten Jesu in Palästina und Aegypten blühten, war ganz nach der Idee von Absonderung aus der Welt, und von klösterlicher Zucht und Frömmigkeit geformt, die man später in der bessern Periode des christlichen Mönchswesens obwalten sieht. Denn unter den Christen, deren Religion an sich schon die Gegensätze des Körperlichen und Geistigen scharf bestimmt, und überdies seit dem dritten Jahrhundert mit gnostischen und neuplatonischen Ideen von Entkörperung und Erhebung über die Sinnenwelt geschwängert wurde (vergl. d. Art. Heilige), fing das einsame Leben schon im vierten Jahrhundert an, Beifall zu finden. (Vergl. d. Art. Chrysostomus.) Seit dem fünften Jahrhundert tritt das Mönchswesen als ein kirchliches Institut hervor, das sich in mannigfaltigen Ramificationen ausbildete und bis ins siebzehnte Jahrhundert an Einfluß auf Cultur und Sitten und an politischer Geltung gewachsen ist. Ueber die Entstehung, Ausbreitung, Oekonomie und welthistorische Bedeutung des christlichen Mönchswesens s. d. Art. Klöster und geistliche Orden. E.

Moncrif (François-Augustin Paradis de), geheimer Secretär des Grafen von Clermont, Vorleser der Königin, Mitglied der Akademien zu Paris, Nancy und Berlin, war 1687 zu Paris geboren und starb 1770. Ein scharfsinniger Geist, eine einnehmende Bildung, eine sanfte und gleiche Gemüthsart, verbunden mit der Gabe, gut zu lesen, angenehm zu singen und ein Madrigal zu dichten, erwarben ihm früh eine Menge von Freunden. Er wußte sich Zuneigung und Achtung der Großen zu erwerben, indem er den Stolz, der ihre Eigenliebe kränkte, eben sowohl als ein kriechendes Betragen, welches Verachtung erzeugt, zu vermeiden verstand. Ludwig XV. gab ihm die Erlaubniß, am Hofe zu erscheinen, die er Voltaire, dessen schneidenden Blick er fürchtete, versagte. Wenige Menschen waren so dienstfertig und gaben so gern, wie Moncrif. Er ernährte und erzog seine armen Verwandten, ohne sich ihrer je zu schämen. Das vorzüglichste seiner Werke ist sein Essai sur la nécessité et sur les moyens de plaire.

Mond nennen wir vorzugsweise den die Erde begleitenden Trabanten. Gleich den übrigen Planeten verändert er täglich seinen Stand unter den Fixsternen am Himmel, und binnen einem Monat (s. d. Art. Monat) scheint er seinen Umlauf um den ganzen Himmel von Abend gegen Morgen zurückzulegen, während er zugleich unter den übrigen Gestirnen der täglichen scheinbaren Bewegung von Morgen gegen Abend folgt. Von seinen verschiednen Gestalten ist unter dem Art. Mondphasen die Rede. Schon früh bemerkte man, daß sich der Mond um die Erde bewege. Die Erde liegt jedoch nicht im Mittelpunkte der Mondbahn. Mit

der Ekliptik macht dieselbe einen Winkel von 5½ Grad. — Der Mond ist unter allen Himmelskörpern der uns bei weitem nächste; seine Entfernung aber ist, da die Erde nicht im Mittelpunkte seiner Bahn liegt, und die Mondbahn, wie alle Planetenbahnen, kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, nicht immer gleich. Man bestimmt seine mittlere Entfernung auf ungefähr 60 Erdhalbmesser oder 51,570 geographische Meilen. Bei jedem seiner Umläufe um die Erde kommt er einmal in die Erdnähe (Perigäum) und einmal in die Erdferne (Apogäum). Je nachdem der Mond der Erde näher oder entfernter ist, erscheint auch sein Durchmesser, besonders wenn man ihn durch Ferngläser betrachtet, größer oder kleiner. In der mittlern Entfernung beträgt derselbe 31 Minuten und 9 Secunden. Der wahre Durchmesser des Mondes wird nach astronomischen Berechnungen auf 3¾ Mal kleiner als der Erddurchmesser bestimmt. Hiernach läßt sich leicht berechnen, daß der Mond 14mal weniger Oberfläche und einen 50mal geringern körperlichen Inhalt habe, als die Erde. Setzt man den Durchmesser der letztern auf 1719 geographische Meilen, so beträgt der Durchmesser des Mondes etwas über 463 solcher Meilen. In Ansehung seines Umlaufs bemerkt man große Ungleichheiten. Diese rühren meist von der starken Einwirkung, d. h. Anziehung der Sonne in seinen verschiednen Stellungen gegen die Erde her. Erst nach Newtons Entdeckung des Gesetzes von der allgemeinen Schwere klärte sich dies mehr auf. Tobias Mayer lieferte die ersten genauen Mondstafeln. Da der Mond seinen periodischen Umlauf (Monat) in 27 Tagen 8 Stunden, oder genau gerechnet, in 27 Tagen 7 Stunden 43 Minuten und 5 Secunden zurücklegt, so durchläuft er, nach einer mittlern Bewegung gerechnet, täglich 13 Grad 10 Minuten 35 Secunden seiner Bahn, welches in jeder Zeitsecunde 3132 pariser Fuß beträgt. — Außer der doppelten Bewegung, mit welcher sich der Mond um unsre Erde und nebst dieser um die Sonne dreht, hat er noch eine dritte, nämlich um seine Axe. Er vollendet dieselbe während der Umlaufszeit um die Erde einmal, wie daraus erhellt, daß der Mond uns immer einerlei Seite zukehrt. Die Ursach dieser Gleichheit der Zeit zwischen Umlauf und Umdrehung findet Newton darin, daß die der Erde zugekehrte Seite des Mondes wegen der größern Nähe von der Erde stärker angezogen werde als die abgewendete, und daher nach dieser Richtung eine länglichere Gestalt annehme. Indeß hat man doch wahrgenommen, daß sich die der Erde zugekehrte Mondfläche periodisch etwas verrückt, weil die in ihrer Mitte sichtbaren dunklern Flecken bald mehr nordwärts, bald mehr südwärts, auch öfters bald mehr ostwärts, bald mehr westwärts treten. Diese Erscheinung hat man das Schwanken des Mondes der Breite und Länge nach genannt. Von beiden sind die Ursachen durch die Astronomen untersucht und entdeckt worden. — Unter allen Himmelskörpern kennen wir den Mond wegen seiner großen Nähe am genauesten. Daß er ein dunkler Körper sey und sein Licht von der Sonne empfange, sieht man aus den Sonnen- und Mondfinsternissen, besonders aber aus den verschiednen Lichtgestalten (s. Mondphasen). Schon das bloße Auge entdeckt auf der erleuchteten Fläche des Mondes mehrere Flecken (Mondflecken), die sich durch eine geringere Helligkeit merklich auszeichnen, und jedes gute Fernrohr läßt uns in den hellern Theilen an der Gränzlinie der Erleuchtung Höcker und beträchtliche Un-

ebenheiten erblicken, welche man für Berge und Thäler halten muß. Die mehrjährigen Beobachtungen Schröters haben das Daseyn derselben außer allen Zweifel gesetzt und ihm ist es gelungen, sogar die Höhen der Mondberge zu bestimmen. Die Methode, welcher sich dieser unermüdliche Forscher dazu bediente, ist so sicher und genau, als man nur wünschen kann. Er maß die südliche Randhöhe, die er Leibnitz und Dörfel nennt, nach der Sonnenhöhe über dieser Gegend und nach dem Schatten, den sie wirft, und fand sie 25,000 pariser Fuß hoch, mithin höher als den höchsten Berg auf unsrer Erde. — Die großen dunkeln Flecken des Mondes stellen sich, wenn sie von der Gränzlinie der Erleuchtung durchschnitten werden, allezeit glatt, d. h. ohne Hervorragungen, dar. Hieraus zieht man den wahrscheinlichen Schluß, daß es Ebenen sind, deren Oberfläche aus einer Materie besteht, welche das Sonnenlicht weniger zurückwirft. Ob sie aber Meere sind, ist sehr ungewiß und wird dadurch sehr unwahrscheinlich, daß Huygens große Einsenkungen und Schröter in mehreren dieser Einsenkungen deutliche Spuren von verschiednen über einander liegenden horizontalen Schichten bemerkte, welche um die Einsenkungen einen gebirgigen Wall bilden. Schröter, der mehrere dieser Einsenkungen maß, fand ihre Durchmesser von 30 Fuß bis zu einer halben Viertelmeile; ja eine hat viertehalb geographische Meilen im Durchmesser und über 30,000 Klaftern Höhe. Sonst kannte man nur 244 dunklere Mondflecken. Schröter hat ihre Anzahl auf 6000 vermehrt, und viele davon genau untersucht und beschrieben. Einen zusammenhängenden Ocean wie auf der Erde findet man auf dem Monde nicht; auch zeigt das Teleskop keine Spur von Flüssen. Die zusammenhängenden Bergketten sind nach Schröters wahrscheinlichen Vermuthungen Anschwellungen der Mondrinde; die Einsenkungen aber mit ihren Wall- und Randgebirgen betrachtet er als Crater, die durch wirkliche Ausbrüche jener Anschwellungen veranlaßt wurden. Die großen grauen Flecke scheinen ihm minder zerstörte Gegenden zu seyn, wo vielleicht einige Vegetation Statt findet. Auch nahm er Veränderungen auf der Mondoberfläche wahr, welche vulcanischen Ursprungs zu seyn scheinen. Aus allem scheint zu erhellen, daß die Oberfläche des Mondes noch großen Revolutionen unterworfen sey, die ihre allmählige Ausbildung herbeiführen. Vielleicht daß des Mondes Oberfläche noch von heftig brennenden Vulcanen und von Erdbeben aufgerissen und angeschwellt wird, wie dies ehedem mit unsrer Erde ebenfalls geschehen seyn mag. Man hat die wahrscheinlichen Revolutionen auf dem Monde in unsern Tagen zur Erklärung des seit einigen Jahren so viel Aufsehen erregenden Steinregens benutzt und dafür gehalten, daß die aus der Luft gefallnen mineralischen Massen bei heftigen Explosionen der Mondvulcane auf unsre Erde geworfen worden wären. (Vergl. Meteorsteine.) Der Hirt Endymion soll, nach Plinius, unter allen Sterblichen zuerst den Lauf des Mondes und dessen Veränderungen beobachtet haben. Schon die Chaldäer hielten den Mond für den kleinsten unter allen Planeten, und für den nächsten bei der Erde; sie wußten, daß er ein erborgtes Licht habe, bestimmten schon die periodische Wiederkehr der Mondphasen mit vieler Richtigkeit, und leiteten schon die Mondfinsternisse vom Schatten der Erde her. Daß der Mond bewohnt sey, soll bereits Orpheus, oder vielmehr der Verfasser des unter seinem Namen

vorhandenen Gedichts vermuthet, und Pherecydes von Scyros, ein Zeitgenosse des Servius Tullius, die Umlaufszeit desselben bestimmt haben. Die Pythogoräer behaupteten, daß der Mond Berge, Städte, Pflanzen, Thiere und Menschen enthalte. Anaximander kannte die Größe des Mondes, dessen Entfernung von der Erde, und wußte, daß er sein Licht von der Sonne bekomme. Die dem Auge sichtbaren Mondflecken hielt Klearchus für Meere.

Mondcirkel, Mondcyclus, s. Cyclus.

Mondenjahr, s. Jahr.

Mondfinsterniß, s. Finsterniß.

Mondflecken, s. Mond.

Mondgöttin, bei den Assyrern Mylitta, bei den Phönizkern Astarte, oder in der Mehrzahl Astaroth. Sie ist die Himmelskönigin, die Urania, auch die syrische Mutter oder Göttin genannt. Ihre Eigenschaften trugen die Aegypter auf die Isis über, Griechen und Römer auf die Aphrodite und Venus. Die letztern verglichen sie auch mit der Juno.

Mondkalb wird die falsche Frucht genannt, die nicht zum selbstständigen Leben gelangt, und daher auch nicht gehörig ausgebildet wird, selten nur irgend Spuren von menschlicher Gestalt zeigt. Sie verursachen Zufälle, welche mehr oder weniger, bisweilen eine so große Aehnlichkeit mit der wahren Schwangerschaft haben, daß sie nicht einmal davon unterschieden werden können; nur nimmt der Leib schneller am Umfange zu, und die Ernährung des Körpers wird gestört; öfters kommen auch Blutflüsse, krampfhafte Beschwerden von dieser Ursache her. Nach längerer oder kürzerer Zeit treten endlich wehenartige Zusammenziehungen des Uterus ein, und diese schaffen, nicht selten unter manchen Beschwerden und Gefahren, vorzüglich unter Blutstürzen, die falsche Frucht fort. Eine noch lang andauernde Schwäche und Neigung zu abzehrenden Krankheiten bleiben gar oft zurück.

Mondphasen, oder Mond- und Lichtgestalten, sind die abwechselnden Gestalten der erleuchteten Mondscheide. Sie rühren von der Stellung her, welche der an sich dunkle Mondkörper gegen die Sonne und Erde hat. Bekanntlich sehen wir den Mond zu gewissen Zeiten gar nicht, zu andern Zeiten sichelförmig, bald als halbe Scheide, und endlich ganz erleuchtet. Wenn sich der Mond zwischen der Sonne und Erde befindet, d. h. mit der Sonne in Conjunction steht, so wendet er seine unerleuchtete Fläche gegen uns, und wir können nichts von ihm sehen. Diese Mondgestalt heißt Neumond. Bald darnach entfernt sich der Mond wieder von der Sonne, und ein kleiner Theil seiner erleuchteten Fläche wird am Abendhorizonte sichtbar. Am vierten Tage nach dem Neumonde ist er bereits 45° von der Sonne entfernt, und nun erscheint ein Theil seiner erleuchteten Fläche in Sichelgestalt mit der converen oder erhabnen Seite gegen die Sonne gekehrt. Von nun an entfernt sich der Mond mit jedem Tage mehr von der Sonne, nimmt seinen Weg immer mehr von Westen nach Osten, erscheint daher Abends immer weiter gegen den östlichen Horizont, und der erleuchtete sichelförmige Theil wird immer breiter. Nach ungefähr acht Tagen, vom Neumonde angerechnet, ist er schon 90° von der Sonne entfernt, wenn diese untergegangen ist, und nun stellt er sich als eine erleuchtete halbe Scheide dar. In diesem Zustande wird er in den Calendern das erste Viertel oder die erste Qua-

dratur genannt. So wie der Mond sich fortwährend von der Sonne entfernt, nimmt er immer mehr zu, d. h. sein erleuchteter Theil nähert sich immer mehr der Gestalt einer kreisrunden Scheibe, bis ungefähr 15 Tage nach dem Neumonde, wo er der Soane gerade gegenüber steht, und in vollem Lichte, als völlig kreisrunde Scheibe erscheint. In dieser Gestalt kehrt er seine erleuchtete Fläche uns zu und wir nennen ihn Vollmond. Zu dieser Zeit geht der Mond auf, wenn die Sonne untergeht und scheint die ganze Nacht hindurch. Von dem Neumonde an bis zum Vollmonde wächst der uns zugekehrte erleuchtete Theil immer mehr, und heißt daher zunehmender Mond. Von dem Tage des Vollmonds aber nimmt er mit jedem folgenden Tage wieder ab, und zwar auf der entgegengesetzten, d. h. von der Sonne abgekehrten, Seite; zugleich nähert er sich der Sonne in eben dem Maße, wie er sich beim Zunehmen von ihr entfernte. Ungefähr 7 Tage nach dem Vollmonde ist er der Sonne bereits wieder auf 90° nahe gekommen, und jetzt erscheint er auf der linken Seite halb erleuchtet, welches in der Calendersprache das letzte Viertel, oder die letzte Quadratur genannt wird. In dieser Gestalt geht er gerade um Mitternacht auf. Von nun an nähert er sich mit jedem Tage der Sonne noch mehr und zugleich der sichelförmigen Gestalt, die jedoch jetzt immer mit ihren Hörnern nach der entgegengesetzten Seite gekrümmt erscheint, geht immer später und immer mehr östlich auf, bis er endlich ungefähr nach 29 Tagen, von dem Neumonde an gerechnet, abermals der Sonne so nahe gekommen ist, daß er mit ihr in Conjunction tritt, und also der Neumond von neuem beginnt. Von der Zeit des Vollmondes bis zum Neumonde heißt er der abnehmende Mond; der Neumond und das letzte Viertel werden auch Syzygien, und die ganze Erscheinung der Mondwechsel genannt. Sowohl vor als nach dem Neumond sehen wir auch mit bloßen Augen den dunkeln Theil der Mondscheibe durch ein blasses Licht erleuchtet. Dieses rührt von der Erleuchtung der Erde her; denn gerade wenn es am deutlichsten in die Augen fällt, ist bei uns die Sonne des Nachmittags noch nicht unter- und des Vormittags längst aufgegangen; daher den Mondbewohnern dann unsre Erde als erleuchtete 14mal größere Scheibe am Himmel erscheint, als der Mond sich uns darstellt.

Mondsteine, s. Meteorsteine.

Mondsüchtig nennt man Personen, die, gewöhnlich mit eintretendem Mondwechsel, im Schlafe aufstehn, gleichsam in einem lebhaften Traume herumwandeln, und verschiedne Verrichtungen vornehmen, als wenn sie wirklich wachten. Ihre Augen sind dabei meistens verschlossen; wo sie aber offen sind, sehen sie dessen ungeachtet nicht damit, wie man durch mancherlei Versuche bestimmt weiß. Man hat Beispiele, daß ein solcher Mondsüchtiger oder Nachtwandler des Nachts aufgestanden, in die Schenke gegangen ist, dort getrunken und ordentlich bezahlt hat, dann wieder nach Hause gegangen ist und sich zu Bette gelegt hat; alles mit verschloßnen Augen. Andere sind auf gefährliche Höhen, z. B. zum Fenster hinaus auf das Dach, gestiegen, wo wachend kein Mensch hinkommen konnte, und sind glücklich wieder zurückgekommen. Wenn Nachtwandler auf gefährlichen Wegen wandern, soll man sie nicht mit Gewalt oder durch Anrufen ihres Namens wecken, weil sie dann leicht in der ersten Bestürzung unglücklich seyn

können. Doch soll man ihnen, wenn sie sich schlafen gelegt haben, ein mit Wasser benetztes Tuch vor das Bette legen, um ihnen das Nachtwandeln abzugewöhnen, indem sie, sobald sie beim Heraussteigen auf das Tuch treten, durch das Gefühl der Kälte an den Füßen zur Besinnung kommen, und ins Bette zurückgehen. Die Mondsucht hat ihren Grund in einer krankhaften Beschaffenheit des Nervensystems, vermöge welcher ein natürliches, wahrscheinlich vom Einfluß des Mondes entwickeltes magnetisches Schlafwachen eintritt. S. d. Art. Magnetismus. H.

Mondsviertel, s. Mondphasen.

Mondtafeln sind Tafeln, in welchen der jedesmalige Stand des Mondes am Himmel im voraus berechnet ist. Tobias Mayer löste zuerst diese schwierige Aufgabe und mit ihr die eben so schwierige Aufgabe der Findung der Meereslänge. S. d. Art. Länge (geographische) und Mayer (Tobias).

Mondwechsel, s. Mondphasen.

Monge (Gasp.), geb. 1746, war der Sohn eines Gastwirths in Beaune und hatte sich schon durch bedeutende wissenschaftliche Leistungen bekannt gemacht, als die Revolution ausbrach. Er war insbesondere mit Condorcet genau verbunden, durch den er auch im Jahr 1792 den Führern und Häuptern der republikanischen Partei bekannt wurde. Nach dem Sturze des Throns am 10ten August 1792 erhielt er auf einmal die wichtige Stelle des Marine-Ministeriums und sogar bei Servans des Kriegsministers, Abwesenheit das Portefeuille des Kriegs. Bei dem Prozeß Ludwigs XVI. hatte er den traurigen Auftrag, das Decret des Convents in Vollziehung setzen zu müssen. Er zog sich jetzt bei den sich immer mehr entwickelnden Revolutionsgräueln nach und nach von den Geschäften zurück, um mit desto mehr Eifer sich wieder den Wissenschaften zu widmen, die er besonders in dieser schrecklichen Zeit, wo Frankreich nur einem Lager glich und mehr als eine Million Krieger auf den Beinen hatte, auf die schnelle Fabrikation aller Arten von Vertheidigungsmitteln anwendete. Nur dadurch entging er dem furchtbaren Fallbeile. Auch wurde in dieser Zeit vorzüglich durch ihn die Normal-, und dann die treffliche polytechnische Schule organisirt, nachdem er 1795 Mitglied des Nationalinstituts geworden war. In dem ersten italienischen Feldzuge Bonaparte's war er Mitglied der Commission, welche in Italien die Kunstwerke zu bestimmen hatte, die nach Paris ins Nationalmuseum gebracht werden sollten. Er schloß sich hier an Bonaparte an, der ihn seiner Seits gleichfalls auszeichnete, und ihm unter andern den Auftrag gab, mit Berthier den Frieden von Campo Formio dem Directorium zu überbringen. Bei dem Zuge nach Aegypten begleitete Monge ebenfalls Bonaparte, und er wurde eins der thätigsten und wirksamsten Mitglieder des ägyptischen Instituts. Auch war er einer der wenigen Erkornen, welche Bonaparte auf seiner Rückkehr nach Frankreich begleiteten. Dieser überhäufte ihn seitdem mit Vertraun und Ehre. Nach der Restauration wurde Monge deßhalb auch vom Könige aus allen öffentlichen Verhältnissen und sogar aus dem Nationalinstitut entfernt, worauf er 1818 starb. Man hat von Monge eine große Menge Schriften, von denen wir hier nur anführen wollen: Traité élémentaire de statique 1788 — 1799. Description de l'art de fabriquer le Canon. 1794. Géometrie descriptive 1812. Sein trefflicher Schüler Dupin hat ein Essai histor. sur les

services et les travaux scientifiques de Gaspard Monge herausgegeben, das sehr lesenswerth ist.

Mongolen, ein großer Völkerstamm im nordöstlichen Asien, der in der Geschichte des Mittelalters eine bedeutende Rolle gespielt hat, und zu zwei verschiednen Zeiten erobernd aufgetreten ist, aber seit beinahe drei Jahrhunderten in Unthätigkeit versunken, jetzt fast nur noch dem Namen nach in Europa gekannt wird. Die Mongolen sind häufig mit den südwestlich in Asien wohnenden Tartaren verwechselt worden, mit denen sie jedoch nur die nomadische Lebensart, und die regellos wilde, blos auf Verwüstung gerichtete Weise Krieg zu führen gemein haben, übrigens aber von ihnen durch eine schmutzige Gesichtsfarbe, kleine Augen, so wie durch den ganzen Körperbau, Sprache und Sitten, wesentlich verschieden sind. Ihre frühere Geschichte ist dunkel. Im dreizehnten Jahrhunderte verbreiteten sie ihre Eroberungen und Verheerungen, tief aus dem nördlichen Asien her, über Rußland und einen Theil des übrigen Europa. Sie kamen aus der Gegend, welche sie noch jetzt zum Theil bewohnen, der Mongolei, nördlich von der großen chinesischen Mauer, zwischen der jetzigen Osttartarei und der Bucharei. Ihre Macht und ihr Ansehn verdankten sie dem Genie eines einzigen außerordentlichen Mannes, des bekannten Dschingis-Khan (s. d. Art.), der, anfangs blos Oberhaupt einer einzelnen mongolischen Horde, die übrigen Horden nöthigte, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen, und dann den kühnen Plan entwarf, die ganze Erde zu erobern. In dieser Absicht versammelte er (1206) alle Oberhäupter der Mongolen, und enthusiasmirte sie, seinen Plan ausführen zu helfen. In kurzer Zeit unterjochte er zwei große tartarische Reiche im Osten und Westen Asiens, vernichtete in sechs Feldzügen die mächtige Monarchie der Sultane von Chowaresmien, welche Turkestan und ganz Persien bis nach Indien hin beherrschten, und ließ während dieser Zeit durch einen Theil seiner Völker, unter der Anführung seines ältesten Sohnes (1223) einen verwüstenden Einfall in Rußland ausführen. Nach Dschingis-Khans Tode (1227) setzten seine Söhne die Eroberungen fort, unterwarfen sich ganz China, stürzten das Kalifat zu Bagdad, und machten sich die seldschuckischen Sultane von Iconium zinsbar. Ein mongolisches Heer drang 1237 aufs neue in Rußland ein, eroberte Moskau und verwüstete einen großen Theil des Landes. Nachdem sich die Mongolen Rußland unterworfen hatten, drangen sie (1240) auch in Polen ein, verbrannten Krakau, und gingen nach Schlesien bis Liegnitz, wo sie (1241) den Herzog Heinrich von Breslau in einer blutigen Schlacht besiegten. Weiter drangen sie jedoch nicht, und verließen, aus Mangel an Unterhalt, bald wieder die Länder, die sie durch Rauben, Morden und Brennen verwüstet hatten. Aber in Deutschland, und selbst in Frankreich, war, in Erinnerung der ehemaligen Einfälle der Hunnen, die Furcht vor ihnen so groß, daß man Fasten und Gebete anordnete. Ein zweiter Grund, daß sie das Schrecken der Völker nicht benutzten, um ihre Eroberungen weiter auszudehnen, lag in den Streitigkeiten, welche nach dem Tode des Khans Oktai, Dschingis-Khans unmittelbaren Nachfolgers, über die Thronfolge entstanden. Doch blieb das Reich der Mongolen noch immer beisammen, und stand am Ende des dreizehnten Jahrhunderts auf dem höchsten Gipfel der Macht. Es erstreckte sich damals vom chinesischen Meere und von

Indien bis tief in Sibirien und bis an die Gränze von Polen. Der Hauptsitz des großen oder Oberchans war China, die andern Länder wurden von Unterchanen, die alle von Dschingis abstammten, und mehr oder weniger von dem großen Chan abhängig waren, beherrscht. Die mächtigsten derselben waren die von Kaptschak, die an der Wolga wohnten und die Geißel Rußlands waren, und die von Dschagatai, welche von dem Oxus bis in die Tartarei wohnten. Aber eben diese Vertheilung des Reichs unter mehrere Fürsten wurde die Veranlassung, daß das Ansehn und die Macht der Mongolen im vierzehnten Jahrhunderte nach und nach sank. Im folgenden Jahrhunderte wurden verschiedne Horden dieser Nation von den Russen, deren Besieger sie früher gewesen waren, unterjocht oder vernichtet. In China war das Reich der Mongolen schon 1368 durch eine Revolution zerstört worden. Es trat aber (ungefähr 1360) aus dem Stamme der Dschagatai ein zweiter, eben so furchtbarer Eroberer auf — Timurlenk, (Tamerlan, s. d. Art.) auch Timur Begh genannt. Von dunkler Herkunft schwang Timur, als die Dynastie der Mongolen von Dschagatai in Verfall gerathen war, sich von einem bloßen Emir durch Talent und Kühnheit zum Oberherrn der ganzen Nation auf. Sein Plan war, die Monarchie der Mongolen, wie Dschingis sie gegründet hatte, wieder herzustellen. Im Jahr 1369 wählte er die Stadt Samarcand zum Sitze seiner neuen Herrschaft. Die übrigen mongolischen Stämme, Persien, Mittelasien und Hindostan, wurden nach einander von ihm unterjocht. Im Jahr 1400 griff er auch den bis dahin gegen die Christen in Europa siegreichen osmanischen Sultan, Bajazet I., vor dem Constantinopel zitterte, in seinen Staaten in Natolien an. Eine blutige und entscheidende Schlacht, welche im Jahr 1402 bei Ancyra (Anguri) geliefert wurde, fiel für Bajazet unglücklich aus; er erlitt eine gänzliche Niederlage, und wurde selbst Timurs Gefangner. Der Erzählung von der harten Behandlung, welche der Sieger gegen seinen Gefangnen ausgeübt haben soll, mangelt es jedoch an gehörigen Beweisen. Für die christlichen Mächte war dieser Vorfall sehr wichtig, weil er sie auf einige Zeit von einem furchtbaren Feinde befreite. — Nachdem Timur ganz Natolien erobert und verwüstet hatte, wollte er China wiedererobern; er starb aber auf dem Zuge dahin, (1409) 69 Jahr alt. Nach seinem Tode kam die Monarchie der Mongolen wieder in Verfall, und wurde in mehrere Staaten zertheilt. Aber einer seiner Nachkommen, Baber (Babur), gründete 1519 in Indien eine neue, mächtige Monarchie, die als das Reich des Großmoguls bekannt wurde, und jetzt ebenfalls aufgehört hat zu seyn. (s. d. Art. Hindostan.) — Die noch jetzt vorhandnen mongolischen Völkerschaften, von denen jedoch nur unvollständige Nachrichten bekannt sind, leben theils unter russischer, theils unter chinesischer Herrschaft. Jene, die von dem Stamme der Kaptschaken übrig geblieben sind, wohnen, mit Kalmucken vermischt, in der Statthalterschaft Irkutzk; ihre Volksmenge wird mit den Kalmücken zu 300,000 Seelen angegeben. Die andern, welche unter chinesischer Oberherrschaft stehen, aber von verschiednen eignen Fürsten regiert werden, leben in der Mongolei, welche von Tungusien, China, der kleinen Tartarei und Sibirien begränzt wird. Sie bekennen sich alle zur Lehre des Fo (s. d. Art.), führen ein nomadisches Leben, treiben aber doch durch

Caravanen einigen Handel nach Rußland mit selbſt verfertigten wollnen und baumwollnen Zeugen.

Moniteur. Mit dem 24ſten November 1789 entſtand zu Paris eine Zeitung unter dem Namen der Gazette nationale ou le Moniteur universel, die ſowohl über die äußern Begebenheiten, als auch vorzüglich über die Verhandlungen der Nationalverſammlung Rechenſchaft abzulegen beſtimmt war, und am 7ten Nivôſe des Jahres VIII. förmlich für ein officielles Blatt erklärt ward. Seit dieſer Zeit iſt ſie das wichtigſte und das einzige durchaus officielle Blatt der franzöſiſchen Regierung geblieben. Seit dem 1ſten Januar 1811 hat ſie den Titel Gazette nationale weggelaſſen und nur den des Moniteur universel beibehalten. Die Begebenheiten von 1787 bis zur Eröffnung der Nationalverſammlung ſind nachmals in einer im Jahre IV. (Paris, Agasse, 1 Bd. in Fol.) erſchienenen Introduction nachgetragen, auch erſchien über das geſammte Blatt im Jahr IX. (Paris, Girardin, 2 Bde. in Fol.) die Revolution françoise ou Analyse complète et impartiale du Moniteur, par ordre chronologique und im folgenden Jahre ebendaſelbſt, gleichfalls in zwei Foliobänden, die Table alphabétique du Moniteur; aber leider gehen beide nur bis zu Ende des Jahres VII. Nach dem Muſter des franzöſiſchen Moniteurs entſtanden nachmals auch in den verwandten Staaten officielle Zeitungen unter demſelben Titel, wie z. B. zu Neapel und an andern Orten; in Deutſchland iſt vorzüglich der weſtphäliſche Moniteur bekannt geworden. Der Pariſer Moniteur, von dem jeden Tag eine Nummer, einen großen Foliobogen ſtark, oft noch mit Supplementen verſehen, erſcheint, enthält in zwei Abtheilungen für das Innere und für das Ausland nicht nur alle officielle Verfügungen und Verordnungen der Regierung, Ernennungen, Abſetzungen, Standeserhöhungen u. ſ. w., ferner artiſtiſche, literäriſche und dramaturgiſche Artikel, ſondern auch diejenigen politiſchen Nachrichten, von denen die Regierung will, daß ſie in Frankreich als officielle Nachrichten angeſehen werden ſollen. Der Moniteur hatte nicht nur in Frankreich und Europa überhaupt, ſondern auch nach Amerika einen ſolchen Abſatz, daß 1793 eine eigne Druckerei für denſelben angelegt werden mußte. Vollſtändige Exemplare des Moniteur ſind ſo ſelten, daß ſchon 1809 ein ſolches zu Paris mit 600 Thalern bezahlt wurde. Vorzüglich oft fehlen die Jahre VII. und VIII. (1798 — 1800), von denen eine geringere Auflage gemacht wurde. Unter den Tagesblättern der neuern Zeit behauptete der Moniteur eine traurige Berühmtheit, man möchte ihn die Histoire scandaleuse von Frankreich und einem großen Theil von Europa nennen In dem Zeitraum von etwa fünfundzwanzig Jahren ſtellte er uns unter einer und derſelben Nation das Gemählde der unbeſtändigſten Volkswuth und des ärgſten monarchiſchen Despotismus dar, enthält zugleich die Geſchichte des Untergangs des europäiſchen Gemeinweſens, der ſchamloſeſten Verhöhnung des Völkerrechts und aller Grundſätze, auf welche ein Staatenſyſtem cultivirter Völker gebaut ſeyn muß. In jeder Rückſicht bleibt er eine der wichtigſten Sammlungen von Aktenſtücken und für den Geſchichtſchreiber der großen Cataſtrophe, welche Europa im Innern und Aeußern ſeit dem Anfange der franzöſiſchen Revolution in allen ſeinen Theilen erlitten, namentlich aber als Archiv der neuern franzöſiſchen Geſchichte, unentbehrlich; der jetzige (1819) Redacteur iſt Suavo. Cz.

Monitorium oder Monitoriales, ein Erinnerungs- oder Warnungsbefehl von Seiten der Obrigkeit, worin Jemanden bei Strafe anbefohlen wird, etwas zu thun oder zu unterlassen.

Monk (George), Herzog von Albemarle, war 1608 zu Potheridge bei Torrington von angesehenen Aeltern geboren, und diente erst unter der Armee Carls I., Königs von England. Nach Carls I. Hinrichtung befehligte er die Truppen Cromwells in Schottland und unterwarf dieses Land. In dem gegen Holland ausgebrochnen Kriege erfocht er 1658 einen Sieg gegen die holländische Flotte, wobei der Admiral Tromp blieb. Nach Cromwells Tode im Jahr 1658 ließ Monk den Sohn desselben, Richard, zum Protector proclamiren, welcher aber die Regierung bald wieder niederlegte, und sich in das Privatleben zurückzog. Monk interessirte sich sehr für Carl II. und war der erste, der an ihn schrieb und ihm gewisse Bedingungen vorlegte, die Carl jedoch nicht alle einging. An der Spitze einer in Schottland gesammelten, ihm ergebnen Armee ging Monk 1660 nach London, nöthigte das Parlament sich aufzulösen und ließ ein neues zusammenberufen, welches einmüthig beschloß, Carl II. wieder auf den Thron zu setzen. Diese Revolution war hauptsächlich Monks Werk. Der dankbare Carl ernannte ihn dafür zum General seiner Armeen, Großstallmeister, Staatsrath, Schatzmeister und Herzog von Albemarle. Monk fuhr fort, dem Könige die wichtigsten Dienste zu leisten, commandirte im J. 1666 mit Glück eine englische Flotte gegen die Niederländer und starb 1669. Er wurde in Westminster beerdigt. — Seine politischen und militärischen Beobachtungen, in lateinischer Sprache geschrieben, haben keinen besondern Werth. Seine Gemahlin, ausgezeichnet durch Geist und Kenntnisse, hat Poesien hinterlassen, die in Ansehung der Harmonie und eines glücklichen Ausdrucks gutgewählter Gedanken nicht ohne Verdienst sind.

Monnier (Pierre-Charles-Le), berühmter Astronom, Mitglied der Akademien zu Paris, London und Berlin, war den 20sten November 1715 in Paris geboren, zeigte früh einen entschiedenen Hang zur Astronomie, machte schon im sechzehnten Jahre Beobachtungen über den Saturn, und übergab im 20sten der Pariser Akademie der Wissenschaften seine Nouvelle Figure de la Lune, avec la description de ses taches; worauf ihn diese zu ihrem Mitglied ernannte. Im J. 1735 begleitete er Maupertuis auf seiner Reise nach Lappland. Mit Lord Macclesfield beobachtete er am 25sten Juli 1748 in Schottland die ringförmige Sonnenfinsterniß, und vermaß dort zuerst den Durchmesser des Mondes auf der Sonnenscheibe selbst. Im J. 1750 zog er, auf Befehl Ludwigs XV., einen Meridian durch das Lustschloß Bellevue. Le Monnier war Lalande's Lehrer, mit dem er aber zuletzt in Feindschaft lebte. Doch hat Lalande stets mit der höchsten Achtung und Dankbarkeit von ihm gesprochen. Uebrigens war er heftigen Gemüths und eigensinnig. So hat man erst nach seinem Tode mehrere interessante Manuscripte gefunden, die er, trotz aller Aufforderungen, im Leben stets hartnäckig verweigert, und sogar zu verbrennen gedroht hatte. Darunter befindet sich sein Sternverzeichniß, dessen Plan er schon 1741 der Akademie vorgelegt hatte. Er war unverdrossen in der Arbeit, und lebte ganz für seine Wissenschaft, welche ihm bedeutende Fortschritte verdankt. Er hat zuerst die Verschiedenheit der

Strahlenbrechung im Sommer und im Winter bestimmt, die Sonnentafeln und das Sternenverzeichniß verbessert, die Neigung der Ekliptik und die Polhöhe von Paris festgestellt. Er führte das von Graham verfertigte englische Instrument zur Beobachtung der Durchgänge in Frankreich ein, und bewies die durch die Anziehung des Jupiter erzeugten Ungleichheiten des Saturn. Auch für die Seefahrt und andre mit der Astronomie in Verbindung stehende Wissenschaften hat er nützliche Entdeckungen gemacht und interessante Werke geschrieben. Er starb 1799.

Monochord, ein mit einer Saite (wovon auch der Name herrührt) bezognes, inwendig hohles Instrument, ungefähr $1\frac{1}{2}$ Elle lang und $\frac{1}{4}$ Elle breit, worauf vermittelst des Cirkels und eines beweglichen Stegs die Höhe oder Tiefe des Tons nach Verhältniß der ab- und zunehmenden Länge gefunden und ausgemessen werden kann. Diese Saite nannten die Alten den Canon. Es pflegt ein solches Monochord auch mit drei oder vier Saiten bezogen zu werden, um nach genau abgemeßner Länge jeder Saite den Grundton mit seiner vollen Harmonie zu haben, so wie man auch dasselbe, um des bessern Klanges willen mit einem Resonanzboden und mit Tasten zum Anschlagen versieht. Der Gebrauch dieses Instruments, dessen Erfindung dem Pythagoras zugeschrieben wird, dient besonders zur Berichtigung der Intervalle, deren Abstand weniger als einen halben Ton beträgt, wiewohl die durch Verrückung obgedachter Stege hervorgebrachte Eintheilung der Saiten und die daraus entstehende Berechnung mehr dem Verstande einzuleuchten, als durch ihren merklichen Abstand von Höhe und Tiefe dem Gehör fühlbar zu werden scheint. — Uebrigens führt auch die sogenannte Trompette marine den Namen Monochord.

Monochromen, monochromatische Bilder, sind einfarbige Mahlereien. Sie sind die einfachste und älteste Art der Mahlerei, und man bediente sich zuerst besonders der rothen Farbe, als der auffallendsten. So finden wir sie noch auf den ältesten Vasengemählden, entweder roth auf schwarzem Grund, oder umgekehrt. (S. Mahlerei.)

Monodrama, s. Melodrama.

Monogamie, s. Ehe.

Monogramm (signum, manus propria, chiffre, Namenszug, Handzeichen) ist, im eigentlichen diplomatischen Sinne genommen, eine Figur oder ein Schriftzug, welcher alle (oder auch nur einige) einzelne Buchstaben eines oder mehrerer, den Namen Titel ꝛc. bezeichnender Worte, in verschiedner Ordnung gestellt, ausdrückt. Sie wurden auf Münzen, Fahnen, Wänden und Tapeten, Siegeln und in Urkunden angebracht, von welchen verschiednen Arten des Gebrauchs der auf Münzen der älteste, und der in Urkunden, in welchen sich nicht nur geistliche und weltliche Fürsten, sondern auch Magistratspersonen und Notare ihrer bedienten, der jüngste war. Das erste bis jetzt bekannte Monogramm in Urkunden ist vom ostrogothischen König Theodorich (493 — 526); ihr beständiger Gebrauch aber wurde erst durch Carls des Großen Beispiel, der sich ihrer stets bediente und ihnen eine schöne Gestalt gab, eingeführt, und erhielt sich in allen den Ländern, welche zum ehemaligen großen Frankenreiche gehört hatten, mehrere Jahrhunderte, bis er vom zwölften Jahrhundert an wegen des veränderten Geschäftsgangs abkam. Am längsten erhielt er sich in Deutschland,

wo er erst 1495 auf dem Reichstage zu Worms förmlich abgeschafft wurde. Die Lehre von den Monogrammen dieser Art ist für die Erklärung und Kritik der Denkmäler und Urkunden des Mittelalters von der größten Wichtigkeit, und bildet daher einen besondern Theil der Diplomatik. Späterhin hat man dieses Wort auch auf alle und jede Namenschiffern, Züge und sonstige Zeichen, mit welchen Künstler, vorzüglich Mahler und Kupferstecher, ihre Arbeiten bezeichnet haben, übertragen. Eine sehr schätzbare, wiewohl bei weitem noch nicht vollständige, Sammlung, Abbildung und Erklärung der letztern findet sich in Joh. Friedr. Christs Anzeige und Auslegung der Monogrammatum ꝛc. Leipzig 1747. 8. Endlich verdient bemerkt zu werden, daß die Alten jeden Umriß, jede Zeichnung Monogrammen nannten (s. Mahlerei). A—s.

Monokratie, wird zwar zuweilen für Monarchie gesagt, ist aber eigentlich davon verschieden. Die Endungen Archie und Kratie bedeuten nämlich die äußere und die innere Staatsform oder die Darstellungsart und die Ausübungsart der höchsten Gewalt. Der Monarchie steht also die Polyarchie entgegen. In jener wird die höchste Gewalt durch Einen, in dieser durch Mehrere oder Viele dargestellt. Wie sie aber von dem Einen oder von Vielen verfassungsmäßig ausgeübt werde, bleibt dabei unbestimmt. Wird sie von dem Einen oder den Vielen ungetheilt und ganz allein ausgeübt, so daß das Volk oder die übrigen Bürger als Unterthanen keine an der Ausübung theilnehmenden Stellvertreter haben, so ist der Staat eine Autokratie, und zwar entweder eine monarchische oder eine polyarchische. Sind aber dergleichen an der Ausübung der höchsten Gewalt theilnehmende Stellvertreter des Volks vorhanden, so ist der Staat eine Synkratie, die ebenfalls entweder monarchisch oder polyarchisch seyn kann. So war Frankreich unter dem Directorium von fünf Männern eine polyarchische Synkratie; jetzt aber ist es eine monarchische Synkratie. Diese heißt nun auch eine beschränkte oder constitutionelle Monarchie. Eine unbeschränkte aber, wo gleichsam der Monarch selbst und allein die Stelle der Constitution vertritt, heißt eine autokratische Monarchie oder eine monarchische Autokratie, kürzer aber und zusammenzogen eine Monokratie. (S. d. Art. Synkratie.)

Monolog, Selbstgespräch, heißt in der Schauspielerkunst diejenige Rede, welche ein Schauspieler für sich selbst spricht, und ist dem Dialoge, in welchem sich mehrere Personen unterreden, entgegengesetzt. Da es in den Dramen Situationen geben kann, wo die handelnden Personen Gedanken, welche sie unter sich selbst nicht äußern dürfen, dennoch zu erkennen geben müssen, um den nothwendigen Zusammenhang der Handlung zu erhalten; so haben sich die Drammatiker in der Nothwendigkeit gesehen, die Monologe zu erfinden. Als in der Kritik noch das Gesetz der materiellen Wahrscheinlichkeit herrschte, war man geneigt, über die Monologen überhaupt den Stab zu brechen, ob man gleich nicht umhin konnte, diesem oder jenem berühmten Monolog, wie z. B. dem im Hamlet nothgedrungen seinen Beifall zu schenken. Man meinte nämlich, daß niemand im wirklichen Leben geneigt seyn dürfte, eine fortgesetzte, Seiten lange Unterredung mit sich selbst zu halten, und daß nur der höchste Grad von Leidenschaftlichkeit im Stande

wäre, gleichsam aus dem Uebermaaße der Empfindungen ein Paar Worte unbewußt aus sich selbst hervorzustoßen. Dabei hat man aber nicht bedacht, daß es doch wahrlich der Natur ihr Recht nicht nehmen heißt, wenn man die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele vorgehn, sich auch durch die Zunge aussprechen und versinnlichen läßt, da sie in der Natur bestimmt dasselbe gethan haben würden, wenn ihnen von außen her die Veranlassung dazu gegeben worden wäre. Nun ist die Nothwendigkeit, vermöge welcher man geeignet ist, seine Empfindungen durch Worte auszudrücken oder sie in sein Herz zu verschließen, keine unbedingte (in welchem Falle allerdings die Kunst nicht das Gegentheil davon unternehmen dürfte), sondern eine durch äußere Veranlassungen bedingte Nothwendigkeit, und es ist geeade die Pflicht jeder künstlerischen Bestredung, an die Stelle des Bedingten, welches in der Natur, die nach keinen Grundsätzen verfährt, vorhanden seyn darf, das Streng-Unbedingte, das Kriterium alles dessen, was künstlerisch ist, zu setzen. Obgleich also die Monologen, streng genommen, als Monologen in der Natur nicht vorhanden sind, so können sie doch füglich ein Gegenstand der dramatischen Kunst werden, weil die zufällige Veranlassung, jemand neben sich zu haben, dem man seine Gedanken mittheilt, keinesweges gegen die Möglichkeit, sie sich selbst mitzutheilen, entscheiden kann. Die dramatische Kunst muß einmal von außen her zur Verständlichkeit des Publicums, dann aber auch zweitens in wahrhaft künstlerischem Sinne sich der Monologen bedienen, um ihre möchlichsten Zwecke zu erreichen. Darum muß auch der Inhalt des Monologs eben so sehr dramatischer als lyrischer Natur seyn. Doch dürfen wir nicht läugnen, daß die gewöhnlichen dramatischen Schriftsteller einen argen Mißbrauch mit den Monologen treiben, und daß sie ihnen oft zum wahrhaften Lückenbüßer ihrer Talentlosigkeit und Geistesarmuth dienen. Denn es scheint allerdings leichter zu seyn, einige unbedeutende, mit nichts in Verbindung stehende Exclamationen und Reflexionen zu ersinnen und diese einer dramatischen Person in den Mund zu legen, als ein Gespräch zu führen, in welchem der Austausch und der Wechsel der gegenseitigen Vorstellungen doch eine Art von freier Kunstbehandlung voraussetzt. Da nun solche Monologe, in so fern sie die äußere, so nothwendige Abwechselung hindern, im Ganzen genommen, auch nicht das Vergnügen erwecken können, welches durch den Dialog erreicht werden kann; so folgt daraus, daß auch die genialsten Dramatiker sich derselben mit weiser Sparsamkeit zu bedienen und derselben einen innern und nothwendigen Zusammenhang mit dem dramatischen Ganzen zu geben haben, um nicht aus ihnen außerwesentliche Dinge zu schaffen, welche den Zuschauer den Zusammenhang und das Interesse an der Darstellung verlieren lassen und langweilen. In künstlerischer Hinsicht dürfte vielleicht noch zu erinnern seyn, daß der Inhalt des Monologs, um das gehörige Interesse des Publicums zu erregen, mehr dramatischer als lyrischer Natur seyn müsse. Pq.

Monomotapa, ein Kaiserthums, welches den nördlichen Theil der Küste Sena in Afrika ausmacht. Es ist im Innern fruchtbar, wiewohl es große Gebirge hat. Seine Hauptflüsse sind der Heiligegeistfluß und der Zambege- oder Cuamafluß. Die Einwohner sind Neger, von mittler Größe, aber behend und kriegerisch. Der Monarch gebietet über mehrere benachbarte Fürsten, war aber ehe-

dem noch weit mächtiger als jetzt. Es begriff zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunders die Staaten Quiteve, Manica, Sabia und Inhabana. Mongas, das ehedem auch dazu gehörte, iſt längſt getrennt. Sofola fiel 1507 davon ab. Monomotapa hat eine Zeit lang an Abyſſinien Tribut bezahlt. Im J. 1570 entdeckten die Portugieſen die Bergwerke von Manica und 1641 beſetzten ſie einen Theil des Reichs um den Cuama. Der Hauptort Senna iſt der Sitz eines portugieſiſchen Gouverneurs. Es iſt nächſt Sofala die reichſte Goldgrube für die Portugieſen, die daher auch eine ganze Reihe von Niederlaſſungen daſelbſt haben. Das wichtigſte Volk in Monomotapa ſind die Mokaranji, welche nicht kriegeriſch ſind. Von Götzen und Bildern findet man keine Spur bei ihnen.

Monophyſiten heißen die Anhänger derjenigen chriſtlichen Partei, die nach dem im fünften Jahrhundert aufgekommenen und beſonders in Aegypten geltenden Sprachgebrauche nur eine (Menſch gewordne göttliche) Natur in der Perſon Chriſti annahm und die Orthodoxie dieſes Sprachgebrauchs auf der ſogenannten Räuberſynode zu Epheſus 440 zu behaupten wußte. Ihr Anführer Eutyches, ein einfältiger Archimandrit zu Conſtantinopel, und alle, die ihm nachbeteten, wurden dagegen auf der Kirchenverſammlung zu Chalcedon 451 als Ketzer verurtheilt. Doch konnte durch die noch jetzt im Occident geltende Beſtimmung dieſes Conciliums, daß in Chriſto zwei Naturen ohne Vermiſchung, Verwandlung und Trennung zu einer Perſon und Subſtanz vereinigt ſeyen, der Streit nicht ausgemacht werden. Der aſiatiſche und ägyptiſche Klerus war meiſt monophyſitiſch geſinnt, dagegen der occidentaliſche den chalcedoniſchen Beſchluß verfocht. Des Kaiſers Zeno 482 erlaßne Anordnung, Henotikon genannt, war nicht fähig, ſie zu verſöhnen, und nach langen, oft blutigen Kämpfen über dieſe verſchiednen Anſichten verſchuldete die orthodoxe Kirche durch ihre Bannflüche, daß die Monophyſiten ſich förmlich von ihr abſonderten. Dieſe Trennung entſchied ſchon in der erſten Hälfte des ſechsten Jahrhunderts, da der Schutz, den die Monophyſiten bisher von Zeit zu Zeit noch am Hofe zu Conſtantinopel gefunden hatten, ſeit der feſten Vereinigung des Kaiſers Juſtinianus mit der römiſchen Kirche aufhören mußte. Auch unter ſich ſelbſt blieben ſie nicht einig. Schon 483 hatte ſich ein Haufe von Mönchen und Prieſtern zu Alexandrien von dem monophyſitiſch geſinnten Patriarchen daſelbſt, Petrus Mongus, weil er das Henotikon annahm, ohne die chalcedoniſchen Beſchlüſſe ausdrücklich zu verdammen, losgeſagt und eine ſtrengere Monophyſitenpartei gebildet, die wegen dieſer Trennung von dem rechtmäßigen kirchlichen Oberhaupte den Namen Akephaler, Hauptloſe, erhielt und der eigentliche Kern des Monophyſitismus wurde. Neue Streitigkeiten erhoben ſich unter ihnen 519 über die Frage: ob der Leib Chriſti verweslich ſey oder nicht? Die Severiten, Anhänger eines abgeſetzten Patriarchen von Antiochien, Severus, der ſich zu den Akephalern hielt, bejaheten ſie; die Julianiſten oder Gajaniten, Anhänger der Biſchöfe Julianus und Gajanus, verneinten ſie. Jene wurden daher Phthartolatrer (Corrupticola, Verweslichkeitsdiener), dieſe Aphthartodoketen (Unverweslichkeitslehrer), auch Phantaſiaſten, genannt, welche wieder über die Frage: ob der Leib Chriſti erſchaffen geweſen, in Aktiſteten, die ihn für unerſchaffen, und Ktiſtolatrer, die ihn für erſchaffen hielten, zerfielen. Die Severiten, nach einem ihrer Bi-

schöfe auch Theodosianer genannt, behielten die Oberhand und belegten auch die unter ihnen entstandenen Agnoeten (so genannt, weil sie Christo, als Menschen, die Allwissenheit absprachen) mit dem Banne. Um 560 kam gar ein Monophysit Askusnages, und nach ihm Philoponus, der größte christliche Philosoph dieses Jahrhunderts, auf den Einfall, die drei Personen in der Gottheit drei Götter zu nennen. Diese Tritheiten und ihre Anhänger waren selbst in den Augen ihrer Partei die ärgsten Ketzer und brachten ihr den Nachtheil, daß damals viele Monophysiten sich zu den Catholischen wandten. In Aegypten, Syrien und Mesopotamien blieben jedoch die monophysitischen Gemeinen die stärksten, erhielten durch ihre nun ununterbrochen neben den kaiserlichen oder orthodoxen bestehenden Patriarchen zu Alexandrien und zu Antiochien ihre kirchliche Ordnung und bildeten, nachdem der Syrer Jacob Baradai (starb 558) ihre Religionsverfassung befestigt hatte, die selbstständigen Kirchen der Jacobiten und Armenier (s. d. Art.), die, von der griechischen Kirche eben sowohl als von der römischen getrennt, sich eben darum seit dem siebenten Jahrhundert auch unter der Herrschaft der Mohammedaner zu behaupten wußten. Außer ihrer eigenthümlichen Lehre von einer Natur in Christo stimmen sie in den Hauptpunkten des Glaubens mit der griechischen Kirche überein; auch ihr Cultus ist dem griechischen ähnlicher als dem römischen, hat aber durch Nationalität und Aberglauben Modificationen erhalten, welche sich am auffallendsten in der Religionsverfassung der Jacobiten in Aegypten zeigen. Diese heißen Copten, stehen mit den syrischen Jacobiten noch in Glaubensgemeinschaft, haben aber ihren eignen Patriarchen zu Cairo, der den Titel des Alexandrinischen führt, und zehn Bisthümer unter sich hat. Die Bibel und liturgische Bücher besitzen sie noch in der alten coptischen Sprache, welche die zur Zeit der Herrschaft der Griechen unter den Ptolemäern gangbare ägyptische und daher der griechischen verwandt ist, aber jetzt unter die todten Sprachen gehört. Die Kinder werden bei ihnen nur in der Kirche und nie vor dem vierzigsten Tage nach der Geburt, oft erst im siebenten Jahre getauft, erhalten aber gleich nach der Taufe den Abendmahlswein. Das Abendmahl halten sie nur in den großen Fasten, brauchen dabei gesäuertes Brot, welches gebrochen wird, und genießen den Wein mit Löffeln. Ihren Gottesdienst begehen sie, nach einer in Zeiten der Verfolgung entstandenen Gewohnheit, in der Nacht vom Sonnabende bis zum Sonntage. Er besteht nur aus dem Altardienste, Gesang, Gebet und Vorlesungen der Priester, welche übrigens sehr unwissend sind und nicht predigen können. Der Patriarch thut es nur einmal im Jahre. Die Beiwerke des Aberglaubens, Reliquien, schlechte Bilder in ihren Kirchen, Heiligendienst u. s. w. haben sie mit den Griechen gemein. Die Beschneidung ist nur noch bei den Copten in Oberägypten gebräuchlich. In ihren schwachbesetzten Klöstern wohnen Mönche mit Weibern und Kindern. Die Copten machen immer noch den größten Theil der Bevölkerung Aegyptens aus, und werden von der türkischen Regierung gedrückt wie die Griechen. In Cairo wissen sie sich den Türken als Schreiber und Agenten unentbehrlich zu machen. Eine vierte monophysitische Kirche ist die abyssinische, welche von den Copten ihr geistliches Oberhaupt erhält, s. d. Art. Habesch. — Verwandt mit dem monophysitischen Streite war die im Anfang des siebenten Jahr-

hunderts angeregte Frage, ob die in Christo vereinigte Gottheit und Menschheit nur einen oder zwei Willen habe. Auch hierüber entstand ein Zank, den der Kaiser Constans durch seine Anordnung, Typus genannt, vergeblich beizulegen suchte. Die Bestimmung der trullanischen Kirchenversammlung zu Constantinopel 680, daß zwei Willen in Christo wirksam wären, weil er zwei Naturen habe, machte die Monotheleten, so nannten sich die Anhänger der Lehre von einem Willen, zwar zu Ketzern, konnte aber doch nicht hindern, daß aus ihren Ueberresten die Secte der Maroniten (s. d. Art.) sich bildete. E.

Monopole. Unter Monopol (Alleinhandel, Alleinverkauf) versteht man die, jemanden vom Staate ertheilte, Befugniß, irgend einen Handel oder Gewerbe ausschließend und allein zu treiben. Dergleichen Monopole wurden sonst öfter als jetzt ertheilt, theils im Handel, theils bei Manufacturen und Fabriken. Sie können auf gewisse, bestimmte, oder, wie man sagt, auf ewige Zeiten gelten. Erstere lassen sich in gewissen Fällen vertheidigen. So kann ein Monopol, auf einige Jahre ertheilt, zur Eröffnung eines neuen, vorher nicht gekannten Handelswegs sehr wohlthätig wirken, eben so wie neu anzulegende Fabriken, oder neue wichtige Erfindungen durch dergleichen Monopole am leichtesten in Gang gebracht werden können. Doch muß auch hierin von Seiten der Regierung bei der Ertheilung die größte Vorsicht gebraucht werden. Letztere sind immer höchst ungerecht, nicht nur gegen die andern Gewerbtreibenden, die sie ausschließen, sondern gegen alle übrigen Staatsbürger, und wirken sehr verderblich auf den Nationalreichthum eines Landes.

Monotheismus, die Annahme und Verehrung eines einzigen Gottes, entgegengesetzt der Vielgötterei (Polytheismus). Die ältesten Urkunden der Schrift (die Bibel), und die Ueberlieferungen der ältesten Völker lassen uns diese Religion als die älteste und ursprüngliche betrachten. Die Mosaische Urkunde nämlich redet von Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde; und die alte Lehre der Braminen von einem einzigen göttlichen Wesen über den drei andern Hauptgöttern, welche gleichsam nur als die drei Hauptkräfte des einen höchsten Gottes angesehen werden, nämlich dem Parabrama, den sie durch alle Prädicate der Gottheit sehr rein und vollkommen schildert. Auch die Chaldäer glaubten außer dem Lichte, welches sie der Finsterniß gegenüberstellten, noch an ein höheres, unentstandenes Licht, das ewig, allmächtig, weise und gütig ist, und aus welchem erst das körperliche Licht hervorging. Die Perser stellten über ihrem Orimuzd und Ahriman noch den Mithras, als höchsten Gott, ein beseeltes und verständiges Feuer, dessen Strahlen durch die ganze Welt strömen, und in der Sonne als ihrem Mittelpunkte concentrirt sind. Deo soli et invicto Mithrae war die Aufschrift an seinem Tempel. Selbst die Aegypter hatten an ihrem Cictou ein höchstes Grundwesen wenigstens für ihre geheime Religion. Alle diese verschiednen Mythologien führen unter dem Heere von Göttern, womit sie Himmel und Erde bevölkern, immer irgend einen Höchsten, mehr oder weniger bestimmt gezeichnet, stets aber vor allen übrigen ausgezeichnet, auf. Ueberall aber sehen wir in diesen Mythologien die Götter sich erst allmählig vermehren, so wie der Mensch sich immer weiter von der einfachen und ursprünglichen Offenbarung in die Vielheit der sinnli-

chen Anschauung verlor. Aber auch abgesehen von diesen historischen Andeutungen, so ist der Mensch zur Wahrheit bestimmt, und die Wahrheit, nicht der Irrthum, der die Wahrheit schon voraussetzt, ist in seinen Ueberzeugungen das Ursprüngliche und Erste, weil sie einfach ist, und ihre Strahlen überall verbreitet, wie das Licht, das die Welt durchströmt. In der Auffassung der Wahrheit oder verirrten sich die Menschen, wenn sie die Gottheit entweder in Bildern oder in Begriffen zu denken versuchten. Ersteres war die frühere, in der alten Welt verbreitete, Verirrung, weil sich Sinn und Phantasie früher zur Herrschaft erheben, und daraus entsprang der in der alten Welt herrschende Polytheismus, Abgötterei und Götzendienst, der in der Vergötterung des Körperlichen, als in dem durchgreifenden Charakter des Heidenthums, sich äußerte, wobei nicht durch das heilige Wort der Allmacht, sondern durch Zeugungen Alles entstand. Aber auch in diesen Verirrungen konnte die Wahrheit nicht ganz verschwinden. Spuren derselben erblicken wir in den oben angeführten Thatsachen, in der Aufrichtung der Altäre für unbekannte Götter, in den von dem Volksglauben abweichenden Lehren der heidnischen Philosophen, z. B. eines Plato, und vieler spätern Platoniker, des ägyptischen Philosophen Psammon, der, nach Plutarch (im Leben des Alexander) die mit dem Christenthum ganz übereinstimmende Lehre vortrug, daß Gott der allgemeine Vater aller Menschen sey, der sich die bessern derselben zu seinen Kindern wähle. Aber noch leuchtendere Spuren finden wir in der Geschichte der Hebräer, welche trotz mannichfaltiger Verirrungen, zu welchen sie durch das umgebende Heidenthum hauptsächlich veranlaßt worden, die Ueberlieferung von dem einzigen Gotte, dem Schöpfer Himmels und der Erde, aufzubewahren bestimmt waren, bis sich aus ihrer noch etwas engherzigen Ansicht von dem Jehovah, den sie doch größtentheils nur als Stammesgott des erkornen Volkes betrachteten und verehrten, der reinere und umfassendere Monotheismus des Christenthums entwickelte, welcher die herrschende Religionsansicht in der neuern Welt wurde. T.

Monotonie, Eintönigkeit. Unter diesem Worte versteht man eigentlich den Mangel an Modulation der Stimme, welche nach der Verschiedenheit der Empfindungen und Vorstellungen verschieden seyn muß. Dieser Fehler findet sich bei Individuen wie bei ganzen Nationen, und ist gewöhnlich eine Folge der Unbiegsamkeit der Sprachorgane, oder eines Mangels an lebhaftem Gefühl. So wirft man Individuen und ganzen Völkern Monotonie vor, wenn man sagt, daß sie in einem singenden, oder schneidenden, gezogenen und geraden Tone reden. Wenn diese Monotonie schon in der gewöhnlichen Rede unangenehm ist, so ist sie ein noch weit auffallenderer Fehler in der eigentlichen mündlichen Beredsamkeit. Unter den politischen, gerichtlichen, geistlichen Rednern, Schauspielern und Declamatoren fallen die Konzertredner bekanntlich am häufigsten in den Fehler der Monotonie, welcher am meisten auffällt, wenn er sich in der Einförmigkeit der Stimme beim Schlußfall der Perioden zeigt. Eine eigne Erscheinung ist es auch, daß alle Kinder in ihren ersten Leseübungen sich gleichsam von Natur zur Monotonie hinneigen. — In einer andern hiervon abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Monotonie in den schönen Künsten eine gewisse Einförmigkeit der Manier, die sich in der Behandlung und

Darſtellung der Gegenſtände offenbaret. Auch hat man es auf Gegenſtände der Natur, z. B. Gegenden, angewendet. Im Grunde giebt es äußerſt wenige Schriftſteller und Künſtler, welche jene Vielſeitigkeit des Genies beſitzen, mit der man allein eine gewiſſe Monotonie vermeiden kann. Man hat auch ganzen Nationen und einzelnen Gattungen ihrer ſchönen Literatur Monotonie vorgeworfen, z. B. der franzöſiſchen Tragödie.

Monro (Alexander), einer der berühmteſten Anatomen, war der Sohn eines Wundarztes, der aus einer alten Familie aus Nordſchottland herſtammte. Er wurde 1697 zu London geboren und von ſeinem Vater mit nach Edinburg, wo letzterer ſeine Kunſt ausübte, gebracht, und dann nach London zurückgeſchickt, wo er Cheſeldens anatomiſche Vorleſungen hörte. Hierauf ging er nach Paris und 1718 nach Leyden, wo er unter Boerhave's Leitung fortſtudirte. Bei ſeiner Rückkehr nach Edinburg wurde er zum Lehrer der Anatomie bei der Geſellſchaft der Wundärzte und 1721 als Profeſſor dieſer Wiſſenſchaft daſelbſt angeſtellt, und erhob durch ſeinen klaren und faßlichen Vortrag, ſo wie durch ſeine ſchätzbaren Werke das Studium derſelben zur Grundlage alles mediciniſchen Wiſſens. Von ſeiner für die Studirenden beſtimmten Osteology or Treatise of the Anatomy of the bones erſchienen (von 1726), während der Verfaſſer lebte, acht Auflagen. Auch ward Monro zum Mitaufſeher des neu errichteten öffentlichen Hoſpitals und Secretär einer literariſchen Geſellſchaft von Aerzten erwählt, an deren Bekanntmachungen (Medical Essays and Observations by a Society at Edinburg 1732 u. f. 6 Voll.), wie an den Essays physicaland literay der erweiterten Geſellſchaft, deren Vicepräſident er war, er großen Antheil hat. Er beſaß ein beſonderes Talent für den practiſchen Theil der Anatomie und die chirurgiſche Ausübungskunſt. Nach einer 40jährigen Verwaltung ſeines Lehramts that er auf ſeine Profeſſur zum Beſten ſeines Sohnes Alexander (1759) Verzicht, und hielt ſeit der Zeit nur noch kliniſche Vorleſungen. Sein letztes Werk war ein Account of the success of inoculation in Scotland. Er war Mitglied vieler in- und ausländiſchen gelehrten Geſellſchaften, zugleich Director der Bank von Schottland und Friedensrichter, in ſeinen Berufspflichten äußerſt pünktlich, edel und muſterhaft in allen Privatverhältniſſen. Er ſtarb 1767. Seine Werke erſchienen in einem Quartbande von ſeinem Sohne Alexander Monro geſammelt (Edinb. 1781); ihnen iſt Monro's Lebensgeſchichte von ſeinem andern Sohne Donald Monro, der zu London ausübender Arzt war, und ebenfalls als mediciniſcher Schriftſteller ausgezeichnet iſt, vorgeſetzt. Alexander Monro hat ſeit 1783 mehrere, beſonders anatomiſche Werke von großem Werth herausgegeben.

Monroe (James), jetziger Präſident der vereinigten Staaten von Nordamerika, wurde zu dieſer ausgezeichneten Würde am 4ten December 1816 durch eine entſchiedne Stimmenmehrheit der republikaniſchen Partei, zu welcher er, wie ſeine beiden Vorgänger, Jefferſon und Madiſon, gehört, erwählt. Er wurde noch jung im J. 1793 zum Senator der vereinigten Staaten gewählt und dann als bevollmächtigter Miniſter nach Frankreich geſendet, wo er bis zum Jahr 1796 blieb. Nach ſeiner Rückkehr wurde er zum Gouverneur des Staats von Virginien, in welchem er (1759) geboren worden, ernannt. Im J. 1803 wurde er wieder als bevollmächtigter Miniſter nach Frankreich, und ſpäter in gleicher Eigenſchaft

an den spanischen und englischen Hof gesendet. Er lebte nachher einige Zeit auf seinen Gütern, wurde dann Mitglied in der Repräsentantenkammer für Virginien, und im J. 1811, übertrug man ihm die wichtige Stelle eines Staatssecretärs. Während des letzten Krieges mit England verwaltete er 1814 eine geraume Zeit hindurch das Kriegsdepartement, und leitete in mißlicher und gefahrvoller Lage die Kriegsbegebenheiten zu einem bessern Ausgange, nach dem Frieden zu Gent aber trat er wieder an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten, bis er, fast einstimmig, zum Präsidenten gewählt wurde. In allen Aemtern, die er verwaltete, hat er sich immer als einen echten Republikaner bewiesen, und als Präsident suchte er, wie sein Vorgänger, durch weise Mäßigung die föderalistische Partei mit der republikanischen zu vereinigen. Beim feierlichen Antritte seines Präsidentenamtes am 4ten März 1817 sprach er in einer Rede die Grundsätze seines Systems aus, welches besonders auf Erhaltung der Nationalehre gerichtet ist, und das, was seit der Zeit in den vereinigten Staaten, vorzüglich in Ansehung der bedeutenden Vermehrung der Seemacht geschehen ist, beweist, daß die Regierung dieses System kräftig befolgt. Nicht lange nach dem Antritte seines Amtes machte Monroe, was noch keiner seiner Vorgänger gethan hatte, eine Reise durch einen großen Theil der vereinigten Staaten und in die Seehäfen, um sich von allem selbst zu unterrichten. Die Botschaft, welche er am 4ten December 1817 bei der Wiedereröffnung des Congresses der Gewohnheit gemäß an diesen erließ, und in welcher er den blühenden Zustand der vereinigten Staaten schilderte, wurde mit großem Beifall aufgenommen. Als Präsident hat Monroe sich seitdem immer mit Würde und Mäßigung betragen, sowohl gegen Spanien, mit welchem er über den Ankauf der beiden Floridas für die vereinigten Staaten die Unterhandlung im Jahre 1819 glücklich zu Ende brachte, als gegen England, mit welchem er 1818 einen Handelsvertrag schloß. In Ansehung der Anerkennung der neuen Republiken am la Plata und am Orinoko wußte er im Congresse das System einer strengen Neutralität geltend zu machen. Seine auswärtige Staatskunst beruht übrigens auf dem Grundsatze, sich in das Labyrinth der europäischen Politik des festen Landes auf keine Art hineinziehen zu lassen, daher er die Vermittelung der Hauptmächte in den Zwistigkeiten Nordamerika's mit Spanien ablehnte. Die Männer, welche dem Präsidenten in Regierungsgeschäften jetzt zur Seite stehen, sind der Staatssecretär Adams, der Secretär der Finanzen Calhoun und der Attorney oder Staatsanwalt Wirt.

Mons, oder Bergen, ist die befestigte Hauptstadt der zum Königreich der Niederlande gehörigen Provinz Hennegau. Sie liegt auf einer Anhöhe, wird vom Flusse Trouille durchflossen, der sie in zwei Theile trennt, und ist ziemlich hübsch gebaut. Die Bevölkerung beläuft sich auf 20,000 Seelen. Man findet hier viele öffentliche Gebäude, darunter sechs Pfarrkirchen, den Gouvernementspalast und das ansehnliche Rathhaus auf dem großen Platze. Die Einwohner unterhalten eine große Baumwollenspinnerei, Baumwollenfabriken und einen ziemlich beträchtlichen Handel, besonders mit Getraide und Steinkohlen. Auch ist hier eine Börse, ein Handelsgericht und eine Handelskammer. In der Nähe sind Steinkohlenbrüche.

Monsiau (Nicolas), ein berühmter französischer Mahler und Zeichner, ein Schüler Peyrons. Man hat von ihm eine Anzahl Gemählde, die zu den geschätzteren der neueren französischen Schule gehören. Im Salon von 1817 war von ihm ein schönes Bild aus dem 4. Act der Iphigenie ausgestellt. Ein anderes ihm vom König aufgetragnes: Ludwigs XVI. wie er La Peyrouse seine Instruction überreicht, erhielt ebenfalls den Beifall der Kenner. Zu den Werken Delille's hat er mehrere treffliche Zeichnungen geliefert.

Monsieur, wörtlich mein Herr, ein Titel, welcher ohne Zusatz dem ältesten oder einzigen Bruder des Königs von Frankreich gegeben wird. Auch der König wird von seinen Kindern und Enkeln mit Monsieur angeredet.

Monsigny (Pierre-Alexandre), ein vormals beliebter französischer Tonsetzer, den man als den Stifter der komischen Oper der Franzosen ansieht, 1729 in der vormaligen Provinz Artois geboren. Sehr jung kam er nach Paris, und wurde in dem Rechnungsbureaux der Geistlichkeit angestellt, aber das in ihm schlummernde Talent für die Musik erwachte plötzlich, als er einer Vorstellung der Serva Padrona von Pergolesi beiwohnte. Er beschloß, sich der Musik ausschließlich zu widmen, und studierte die Composition unter Giannotti. Nach fünf Monaten entließ ihn sein Lehrer als einen Schüler, der ausgelernt habe. Aber wie sehr erstaunte Giannotti, als der Jüngling ihm beim Abschied seine Oper, Les aveux indiscrets, zeigte, die er componirt hatte. Drei Jahre nachher (1759) brachte er diese Oper gänzlich umgearbeitet aufs Theater. Aufgemuntert durch den ihm zu Theil gewordnen Beifall, gab er 1760 Le Maître en droit und Le Cadi dupé. Die niedliche Oper, On ne s'avise jamais de tout, welche 1761 erschien, vollendete die musikalische Revolution auf dem Theater de la Foire, welches damals den Namen der italienischen Oper annahm. Monsigny setzte hierauf gemeinschaftlich mit Sedaine: Le Roi et le Fermier; Rose et Colas; Aline, reine de Golconde; L'isle sonnante; Le Déserteur; Le Faucon; Félix ou l'enfant trouvé, welche großen Beifall fanden. Mit Favart hatte er 1775 gegeben La belle Arsène. — Am 22sten September 1798, als am Neujahrstage der französischen Republik, wurde er nebst Cherubini, Lesueur und Martini auf dem Marsfelde als ausgezeichneter Tonkünstler erst vom Directorium und dann von Herolden ausgerufen, und zugleich ersucht, eine Pension von 2400 Livres auf Lebenszeit anzunehmen. Im J. 1800 erhielt er nach Piccini's Tode dessen Directorstelle am Conservatorium zu Paris. Er starb den 15ten Januar 1817.

Monsoons engl., oder Mousssons franz., sind die in Indien herrschenden Passatwinde. (S. Wind.)

Monstranz, das in dem Tabernakel des großen Altars verschlossene Gefäß von Gold, Silber oder anderm Metall, wohl auch mit Edelsteinen besetzt, in welchem bei den Catholiken die geweihte Hostie aufbewahrt und dem Volke gezeigt wird. Nur ein geweihter Priester darf sie anrühren und jeder Catholik muß sie mit Kniebeugen verehren. (S. Messe.)

Monstrum ist jeder Organismus oder Theil desselben, dessen Bildung von der, seiner Art eigenthümlichen, Form abweicht, also Mißgeburt. Monströsen Thieren legt man höchstens anatomischen oder physiologischen Werth bei; gewöhnlich sind sie ein Gegenstand des Ekels. Monströse Pflanzen (gefüllte Blumen) sind

dagegen beliebte Seltenheiten, deren Erzeugung zu erzwingen die Blumisten alle Mühe anwenden. Was die monströsen Thiere betrifft, so kann man sie in zwei Abtheilungen bringen: in solche, denen irgend ein Theil fehlt, und in solche, welche sich durch überflüssige Bildung auszeichnen. Zu den ersten gehören vorzüglich diejenigen menschlichen Früchte, die man acephali oder Kopflose nennt, und welche das Gehirn in einem häutigen Sacke, der statt des Schädels dient, tragen. Oft fehlt ihnen das Gehirn ganz, meistens aber der obere und vordere Theil desselben. In die andere Abtheilung sind als zweites Extrem diejenigen zu stellen, welche als Zwillinge empfangen wurden, sich aber während ihrer weitern Ausbildung im Leibe der Mutter in einander schoben, so daß die eine Frucht, welche sich ziemlich ungestört ausbildet, die zweite in ihre Bauchhöhle aufnahm und ihren Wachsthum verhinderte. Der zweite Fötus bleibt nach der Geburt mehrere Jahre im Leibe des ersten verborgen, wird aber endlich als etwas Fremdes durch ein Geschwür theilweis, als Haare, Knochen, Zähne ausgestoßen. Hieher gehören die Geschichten von Knaben, die menschliche Früchte bei sich getragen haben. F.

Montague (Marie Wortley), Tochter des Herzogs Evelyn von Kingston, war um das Jahr 1690 zu Thoresby in Nottinghamshire geboren. Sie zeigte schon früh ganz besondre Anlagen, und wurde demzufolge zu allem Unterricht, den ihr Bruder in alten und neuen Sprachen erhielt, mit zugelassen. So ward sie bald eine wirkliche Gelehrte, wovon sie in ihrem 20sten Jahre einen Beweis durch ihre Uebersetzung von Epictets Enchiridion lieferte. 1712 heirathete sie den Esquire Eduard Wortley Montague, und begleitete ihn 1714 auf seiner Gesandtschaftsreise nach Constantinopel. Während einer Abwesenheit ihres Gemahls hatte sie die Neugier, den Serail zu sehen. Sie ward auch wirklich in das Innere desselben gelassen, doch, wie man sagt, gegen Erfüllung einer gewissen Bedingung des Großherrn. Nach zwei Jahren kehrte sie mit ihrem Gemahl über Genua, Turin, Lyon, Paris nach London zurück, und erlangte dort durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und die wohlgenützten Erfahrungen ihrer Reisen einen verdienten Einfluß auf den Ton des Hofes und der besten Gesellschaften. Die schönen Geister huldigten ihr, unter ihren Verehrern zeichneten sich Addison, Congreve, Pope aus. Letzterer ward aber, wahrscheinlich aus gereizter Eitelkeit und wegen Verschiedenheit ihrer politischen Meinungen, plötzlich ihr erklärter und bitterster Feind. Seine bekannte grobe Satire der Sappho ist höchst wahrscheinlich gegen sie gerichtet. Ein bleibendes Verdienst um die Menschheit hat sie sich durch die bei den Türken ersehene, und an ihrem Sohne zuerst erprobte Einimpfung der Blattern erworben, welche sie, trotz allem Widerstande der Unwissenheit und des Vorurtheils, in England einzuführen wußte. (Vergl. Blattern.) Im J. 1739 verließ sie England und ihren Gemahl, von welchem sie 5000 Pf. St. Jahrgehalt empfing, und hielt sich größtentheils in verschiednen Gegenden von Italien auf, bis sie nach Herrn Wortleys Tode 1751 wieder nach England kam, und 1762 daselbst starb. Außer mehreren mittelmäßigen Gedichten hat sie sich durch ihre während der Reisen von 1716 — 1718 geschriebenen Briefe berühmt gemacht. Sie erschienen 1763 in 3 Bänden, wozu 1768 noch ein vierter Band kam. Sie enthalten

die intereſſanteſten Nachrichten und Bemerkungen, vorzüglich über Conſtantinopel und die Türkei, ſind Muſter eines eleganten, leichten und einnehmenden Styls, und wurden bald in die meiſten gebildeten lebenden Sprachen überſetzt. Die Glaubwürdigkeit ihres Inhalts iſt jedoch von Einigen in Zweifel gezogen worden, namentlich von dem Ritter Tott (ſ. deſſen Nachrichten über die Türken ꝛc. 1. Th.). Eine vollſtändige, ſehr vermehrte Sammlung der Briefe und übrigen Werke der Lady Montague hat vor kurzem ihr Enkel, der Marquis Bute, herausgegeben. Sie führt den Titel: The letters and other works of the right honorable Lady Mary Wortley Montague, now first published from her original manuscripts, under the direction of the most noble, the Marquis of Bute u. ſ. w., 5 Bände. Die alten Briefe nehmen darin kaum den dritten Theil ein. Die neuern, jetzt zuerſt bekannt gemachten, ſind von den Jahren 1739 bis 1760 geſchrieben. Ueberall verräht ſich die Frau von gebildetem, und man kann ſagen, männlichem Geiſte; überall fällt ſie ſcharfe und beſtimmte Urtheile. Wie wenig es ihr an gelehrten Kenntniſſen fehlte, beweiſen die meiſten ihrer Briefe; nie aber prunkt ſie damit. — Nicht minder berühmt iſt ihr Sohn, der Sonderling Edward Wortley Montague, ungefähr 1714 in Warncliffe-Lodge, bei Sheffield, ſeines Vaters Landgut, geboren. Das volle Gemählde ſeines Lebens erhält durch die bunte Miſchung der Farben eine anziehende Lebendigkeit. Einige haben ihn, jedoch wahrſcheinlich mit Unrecht, für eine Frucht des oben erwähnten Beſuchs des Serails ausgegeben. Nach der Meinung dieſer letztern war er 1718 in Conſtantinopel geboren, und die Veranlaſſung, daß ſein Vater, der ihn nicht anerkennen wollte, ſich von ſeiner Gattin ſcheiden ließ. Der junge Montague war der Liebling ſeiner Mutter, die ihm allen Willen ließ. Sein excentriſcher Charakter zeigte ſich ſchon in der Kindheit. Von der Weſtminſterſchule entlief er dreimal, und wurde dreimal zurückgebracht; zuerſt zu einem Schornſteinfeger, bei dem er auch die Eſſen kehrte; dann zu einem Fiſcher, mit dem er Plattfiſche durch die Straßen ausrief; endlich auf ein Schiff, das ihn als Schiffsjungen nach Spanien trug, wo er ſich bei einem Maulthiertreiber verdung. Nachdem der engliſche Conſul ihn entdeckt und ſeinen Aeltern zurückgeſandt hatte, gaben ihm dieſe einen Hofmeiſter, und ſandten ihn dann mit demſelben auf Reiſen, namentlich nach Weſtindien. Einige Jahre war er ein geſchätztes Mitglied des Parlaments und mehrerer gelehrten Cirkel in London. Aber die Unruhe trieb ihn wieder in die Weite. Er durchſtreifte die Welt bis an ſeinen Tod. „Ich bin, ſagt er in einem ſeiner Briefe, mit dem deutſchen Adel umgegangen, und habe auf ſeinen Landſitzen mein Lehrgeld in der edeln Reitkunſt gegeben. Ich bin in der Schweiz und in Holland ein Ackersmann geweſen, und habe die beſcheidenen Dienſte eines Poſtillions und eines Pflügers nicht verſchmäht. Ich habe mich in Paris in das läppiſche Gewand eines Stutzers gehüllt. Ich bin in Rom ein Abbé geweſen. Ich habe in Hamburg mit der lutheriſchen Prediger-Krauſe, dreigefaltetem Kinn und ſolcher Kanzelſalbung das Wort Gottes ausgeſpendet, daß die Geiſtlichkeit neidiſch geworden.“ Er beſuchte den ganzen Orient, und nahm in der Türkei den Turban, wie es ſcheint, aus reiner Ueberzeugung; denn er befolgte überall auf ſeinen Reiſen die Religions- und alle übrigen Gebräuche der Mahomedaner mit

der pünktlichſten Gewiſſenhaftigkeit. Graf Lamberg und D. Moore ſahen ihn in Venedig, und geben, Erſterer im Mémorial d'un Mondain, und Letzterer im View of Society and Manners of Italy, intereſſante und übereinſtimmende Details über ſeine Lebensweiſe. Er kleidete ſich, ſaß, aß, trank ꝛc. auf orientaliſche Weiſe, trug einen langen Bart, ließ ſich jederzeit beim Ausgehen, ſelbſt am Tage, zwei brennende Fackeln vor- und durch einen kleinen Neger, der ſein Diener und Pflegekind war, den Mantel nachtragen. Sein Lager war auf der Erde, ſeine Nahrung Reiß, ſein Getränk Waſſer, ſein Vergnügen Caffee und Tabak. Die vorgeſchriebenen Reinigungen und Gebete verſäumte er nie. Auch unterhielt er neben ſeiner geſetzmäßigen Frau noch einen Harem. Er war ein guter Geſellſchafter, und wußte auf eine eigne anziehende Weiſe heitre Laune, franzöſiſche Lebhaftigkeit und türkiſchen Ernſt in der Unterhaltung zu vereinen. Er ſtarb 1776 auf dem Wege von Venedig nach England. Die Wiſſenſchaft, beſonders die Archäologie, verdankt ihm einige ſchätzbare Bereicherungen. Er hat in Paläſtina mehrere koſtbare Monumente aufgefunden und beſchrieben, viele wichtige Medaillen an die Londner Akademie (Royal Society) geſchickt, deren Verhandlungen von 1766 einen intereſſanten Brief von ihm über Cairo, die Wüſte Sinai, das rothe Meer ꝛc. enthalten. Außer verſchiedenen, beſonders den Orient betreffenden, Abhandlungen hat man von ihm noch Reflexions on the Rise and the Fall of the ancient Republics 1759; Bemerkungen über die Erdbeben, und über eine vorgeblich antike Büſte in der königlich ſardiniſchen Sammlung.

Montaigne (Michel de Montagne, oder vielmehr), einer der geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller, war 1533 auf dem Schloſſe gleiches Namens in Périgord geboren. Sein Vater, Pierre Eyquem, Herr von Montaigne, der zum Maire von Bordeaux erwählt wurde, wandte auf ſeine Erziehung ganz beſondre Sorgfalt, und bildete ſeine glücklichen Anlagen auf alle Weiſe aus. Sobald der Knabe nur ſprechen konnte, übergab er ihn einem Deutſchen, der beſtändig lateiniſch mit ihm ſprach, ſo daß er dieſe Sprache ſchon in einem Alter von ſechs Jahren vollkommen verſtand. So wurde er auch auf eine leichte Weiſe im Griechiſchen unterrichtet. Sein Vater trieb ſeine Aufmerkſamkeit für ihn bis aufs äußerſte; er ließ ihn des Morgens nur durch muſikaliſche Inſtrumente wecken, in der Meinung, daß das plötzliche Wecken dem Geiſte der Kinder nachtheilig ſey. Montaigne bewies dagegen überall die zärtlichſte Verehrung für das Andenken ſeines Vaters. In einem Alter von dreizehn Jahren hatte er ſeine Studien auf dem Collegium zu Bordeaux unter Crouchy, Buchanan und Muret beendigt. Sein Vater hatte ihn für den richterlichen Stand beſtimmt, und verheirathete ihn mit Françaiſe de la Chaſſaigne, der Tochter eines Parlamentsraths von Bordeaux. Montaigne bekleidete einige Zeit ein ähnliches Amt, gab es aber, aus Abneigung dagegen, auf. Kenntniß des Menſchen war das Studium, das ihn vor allem anzog. Um ſie zu erlangen, ging er auf Reiſen. Er beſuchte Deutſchland, die Schweiz, Italien, und wurde allenthalben mit Auszeichnung aufgenommen. In Rom, wo er 1581 war, beehrte man ihn mit dem Titel eines römiſchen Bürgers. Im Jahre darauf wurde er zum Maire von Bordeaux gewählt, und die Bewohner dieſer Stadt waren mit ſeiner Verwaltung ſo zufrieden, daß ſie ihn 1582

an den Hof sandten, um dort ihre Angelegenheiten zu verhandeln. Ohne Zweifel wurde er bei dieser Gelegenheit von Carl IX. mit dem Bande des St. Michaelsordens, ohne daß er, wie er sagt, darum angehalten hatte, geschmückt. Nach verschiednen Geschäftsreisen kehrte er endlich auf sein Schloß zurück, um sich dort ganz der Philosophie zu widmen. Indeß wurde hier seine Ruhe durch die bürgerlichen Unruhen zuweilen gestört. In seinen letzten Jahren litt er an Steinschmerzen und Nierenübeln, aber sein Haß gegen die Aerzte und ihre Kunst, und sein Vertrauen auf die Heilkraft der Natur waren Ursach, daß er hartnäckig jede ärztliche Hülfe von sich wies. Er starb 1592. — Montaigne hat sich in seinen Versuchen selbst geschildert, aber er gesteht darin nur einige leichtere Gebrechen und Fehler ein, welche mancher sich zum Vorzuge anrechnet. Er giebt zum Beispiel zu, daß er indolent und träge sey, daß er ein sehr untreues Gedächtniß habe, daß er allen Zwang hasse. Gewöhnliche Freunde mochte er nicht haben, aber an auserwählten Freunden hing er mit Leidenschaft. Er suchte die Vertraulichkeit mit unterrichteten Männern, deren Unterhaltungen, wie er sich ausdrückt, sont teints d'un jugement mûr et constant, et mêlés de bonté, de franchise, de gaieté et d'amitié. Auch liebte er den Umgang mit schönen und sittsamen Frauen, wiewohl man dabei ein wenig auf seiner Hut seyn müsse. Die Phantasie betrachtet er als eine reiche Quelle von Uebeln. Ueber die Erziehung hatte er Ideen, die man wie manche andere in unsern Tagen, ohne ihn zu nennen, wieder in Anregung gebracht hat. Er wollte, daß sich die Freiheit der Kinder auf das Moralische und Physische erstreckte. Das Einwindeln und Eindündeln sah er als schädlich an. Er meinte selbst, daß wir durch Gewöhnung aller Kleider entbehren könnten. Er tadelt eine ängstliche Lebensweise, wodurch der Körper unfähig werde, Beschwerden zu ertragen. Seine Ansichten über Gesetzgebung und Rechtsverwaltung haben seine Zeit aufgeklärt und der unsrigen genutzt. Er dringt auf Einfachheit der Gesetze und Formen. Er bemerkt sehr richtig, daß die Gesetze oft durch ihre Strenge unnütz und schädlich werden. „Wie viel Verurtheilungen," ruft er aus, „habe ich gesehn, die verbrecherischer waren, als der Verbrecher!" Seine fast immer nachsichtige Moral war dennoch in einzelnen Punkten sehr streng. Die speculative Philosophie verwarf er. Erfahrung, vorurtheilsfreie Ansicht über dieselbe, mit vorzüglicher Neigung seines Temperaments zum Epikurismus, war sein Gebiet. Ein besonderes Vergnügen fand er darin, den Menschen in Kindern und unverdorbenen Landleuten zu beobachten und zu studiren. Eben so weit entfernt von denen, die alles für ungewiß, wie von denen, die alles für gewiß halten, gefällt er sich, Möglichkeiten statt Behauptungen aufzustellen, und seinen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten. Seine Devise war nach dem damaligen Gebrauch: Que sais-je? — Das Hauptwerk Montaigne's sind seine Essais (1580 und oft, besonders par Pierre Coste, London 1724 3 Voll. 4.; deutsch von Bode, Berlin 1793 u. f. 6 Bde. 8.) die einen Schatz von Lebensweisheit enthalten. Die Schreibart ist allerdings weder rein noch correct, weder genau noch edel; aber sie ist originell, einfach, lebhaft, keck, energisch. Große Gedanken werden naiv ausgedrückt, und diese altnationale, joviale Naivität gefällt. Man gewinnt den Charakter des Verfassers lieb und unter-

hält sich gern mit ihm und folgt seinen Meinungen. Ein geistreicher Dichter hat ihn in folgenden Versen geschildert:

Plus ingenu, moins orgueilleux,
Montaigne sans art, sans systême,
Cherchant l'homme dans l'homme même,
Le connoit et le peint bien mieux.

Montaigne ist vielleicht der ungezwungenste Schriftsteller, den man finden kann; er hat einige Einfälle über einen Gegenstand, und schreibt sie nieder, aber wird er dadurch auf irgend einen andern Gedanken geführt, der mit jenen nur in der leisesten Berührung steht, so verfolgt er diesen, kehrt zu seinem Gegenstande zurück und verläßt ihn aufs neue, oft ohne darauf zurückzukommen. Er berührt alles, was ihm aufstößt; unaufhörlich schweift er ab von seinem Wege, und mit Recht sagt Balzac, daß er einem Führer gleicht, der in der Irre geht, der uns aber in anmuthigere Gegenden führt, als er versprochen hat. Da nur ein freier Sinn Montaigne richtig zu würdigen vermag, so hat es ihm nicht an Tadlern gefehlt; aber die gültigsten Zeugen haben sein hohes Verdienst anerkannt. „Montaigne hatte viel gelesen," sagt La Harpe in seinem Urtheil über ihn, „aber er verbreitete seine Gelehrsamkeit über seine Philosophie. Nachdem er die Alten und Neuen gehört hatte, fragte er sich, was er davon denke. Die Unterredung war ziemlich lang. Er mißbraucht zuweilen die Freiheit zu sprechen, und verliert den aufgestellten Punkt der Untersuchung aus dem Auge. Er citirt aus dem Gedächtniß, und macht von einigen Stellen, die er anführt, eine gezwungne oder falsche Anwendung. Er beschränkt zu sehr die Gränzen unsrer Kenntnisse von verschiedenen Gegenständen, die später Erfahrung und Verstand nicht unzugänglich gefunden haben. Dies, glaube ich, ist alles, was man an ihm tadeln kann; aber wie sehr wird es von dem Lobe aufgewogen, das ihm gebührt. Als Schriftsteller hat er der französischen Sprache eine Energie aufgedrückt, die sie vor ihm nicht besaß, und die nicht gealtert ist, weil sie in den Gefühlen und Gedanken beruht und dem Geiste der Sprache angemessen ist. Als Philosoph hat er den Menschen geschildert, wie er ist. Er lobt ohne Schmeichelei, und tadelt ohne Haß. Er hat einen Character von Redlichkeit, den man nirgend sonst findet. Man glaubt nicht ein Buch zu lesen, sondern einer Unterhaltung beizuwohnen; er überzeugt, weil er nicht lehrt. Er spricht oft von sich, aber auf eine Weise, um uns mit uns selbst zu beschäftigen. Er ist weder eitel, noch heuchlerisch, noch langweilig; drei schwer zu vermeidende Dinge, wenn man von sich selbst spricht. Er ist nie trocken; allenthalben ist er mit seinem Herzen, mit seiner Gesinnung, und welche Masse von Gedanken über alle Gegenstände! welcher Schatz von Verstand! welche vertraute Mittheilungen, wo seine Geschichte auch die unsrige ist! Glücklich, wer seine eigne in dem Capitel von der Freundschaft findet, das den Namen von Montaigne's Freund unsterblich gemacht hat." — Außer den Essais verdienen noch seine Voyages eine Erwähnung. Es ist viel Anziehendes und Unterhaltendes darin, und man ist dem Herausgeber für die Bekanntmachung Dank schuldig, wenn auch das Ganze die Spuren von zu großer Flüchtigkeit an sich trägt.

Montalembert (Marc-René, Marquis de) geboren zu Angouleme im J. 1714, trat mit seinem achtzehnten Jahre in die Armee,

machte den Feldzug von 1736 mit, und zeichnete sich bei den Belagerungen von Kehl und Philippsburg aus. Dafür empfing er einige Zeit nachher die Compagnie der Garden des Prinzen von Conti. Nach dem Frieden widmete er seine Muße den Wissenschaften und 1747 trat er in die Akademie. Er hat die Memoiren dieser Gesellschaft mit einer Menge von Aufsätzen bereichert, die sich eben so sehr durch neue Ideen, als durch einen reinen und zierlichen Styl auszeichnen. Im J. 1750 ging er nach Angoumois und Perigord, wo er zum Gießen der Schiffskanonen sehr bequeme Oefen einrichtete. Während des siebenjährigen Kriegs war er von Frankreich bei den russischen und schwedischen Heeren angestellt. Nachher wurde er nach Bretagne und nach der Insel Oleron geschickt, welche letztere er nach seinem System befestigte. Besonders wendete er bei den Belagerungen von Hannover und Braunschweig seine Erfindungen an. Im J. 1779 ließ er auf der Insel Aix ein hölzernes Fort erbauen, das durch Festigkeit und Vollkommenheit in Erstaunen setzte. Durch Aufwand hatte er seine Vermögensumstände zerrüttet, und mußte im Jahre 1780 sein Gut in Angoumois verkaufen. Es wurde ihm in Assignaten bezahlt, und so mußte er den Rest seiner Tage in Dürftigkeit verleben. Als ein Anhänger der Revolution hatte er 1789 der Nationalversammlung die Pension überlassen, die ihm für den Verlust eines Auges war bewilligt worden. Er bot mehreremale den verschiedenen Gesetzgebungskörpern seine Arbeiten an; erschreckt jedoch durch die Fortschritte der Revolution ging er mit seiner Gattin nach England. Gleich darauf verließ er dieselbe, kam in dem stürmischsten Zeitpunkte nach Paris zurück, und wurde auf einige Zeit verhaftet. Nachdem er seine Freiheit wiedererlangt hatte, ließ er seine Scheidung aussprechen und verheirathete sich wieder. Im J. 1795 erwähnte der Convent seiner Art défensif supérieur à l'art offensif auf ehrenvolle Weise und bewilligte ihm Aufmunterungen. Im J. 1796 geschah ein Gleiches von Seiten des Raths der Fünfhundert in Ansehung seiner Werke. Er starb 1802, nachdem er noch kurz vorher ein Mémoire sur les affûts de la Marine im Institut vorgelesen hatte. Er hat auch Réflexions sur le siège de Saint-Jean d'Acre geschrieben. Außer den verschiedenen Memoiren oder Correspondance avec les généraux et les ministres depuis 1757 jusqu'en 1761, einem großen Werke über die perpendiculäre Befestigung, und der Art défensif hat Montalembert auch einige kleine Komödien, La Statue, La Bergère de qualité, La Bohemienne, ferner Erzählungen und Chansons hinterlassen, die eine heitere Phantasie verrathen.

Montanus, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts Bischof zu Pepuza in Phrygien, ein eben nicht gelehrter Mann, gab sich für den von Jesu verheißenen Parakleten (Tröster) aus, welcher das vollkommene Mannsalter des Christenthums oder die Reife der christlichen Tugend herbeiführen werde. In der Lehre wich er nur durch die Behauptung, daß alle wahre Christen Eingebungen des heil. Geistes empfingen und Visionen hätten, von der herrschenden Meinung ab; die chiliastischen Hoffnungen und die Neigung zum steifen Buchstabenglauben hatte er mit den judaisirenden Christen gemein und auch die moralische Eigenthümlichkeit der nach diesen Grundsätzen von ihm gestifteten Secte beschränkte sich auf größere Strenge in der äußerlichen Zucht, die sie in häufigem Fasten, in der Verach-

tung heidnischer Gelehrsamkeit und weltlicher Vergnügungen, in der Enthaltung von jeder zweiten Heirath und in der Willigkeit zum ehelosen Leben und zum Märtyrertode suchte. Die Montanisten, so hießen seine Anhänger, nannten im Dünkel ihrer höheren sittlichen Vollkommenheiten sich selbst Pneumatici (Geistiggesinnte); sonst hießen sie auch Pepuzianer oder Phrygier, weil Phrygien und überhaupt Kleinasien der Schauplatz ihrer schnellen Ausbreitung war. Tertullian, selbst Montanist, hat ihre mönchische Strenge vertheidigt. Die mehr zur Gnosis geneigte alexandrinische Schule bestritt dagegen ihre Schwärmereien bis in das 4. Jahrhundert, in dessen Mitte sie erloschen und nur in Gallien durch phrygische Colonisten noch einige Zeit erhalten worden zu seyn scheinen. E.

Montblanc, ist der höchste unter allen europäischen Bergen, indem er sich 14,676 Fuß über die Oberfläche des mittelländischen Meers erhebt, gehört zur Kette der apenninischen Alpen, liegt in Savoyen zwischen dem Chaumouny- und Entreves-Thale, und ragt mit seinen drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln hervor (daher der Name: der weiße Berg). Seit dem Jahre 1760, wo Sauſſure einen Preis darauf gesetzt hatte, einen Weg auf den Montblanc zu finden, waren viele vergebliche Versuche gemacht worden. Erst 1786 gelang es dem Dr. Pacard und Jacques Balmal; im folgenden Jahre bestieg ihn Sauſſure selbst und stellte verschiedene Beobachtungen an; einige Andre sind ihm noch gefolgt, indessen sind die Schwierigkeiten ungeheuer, und erfodern kostbare Anstalten, große Anstrengungen und mehrere günstige Tage. 1808 bestiegen zwei Gesellschaften denselben. Der höchste Gipfel des Montblanc ist ein schmaler Rücken, ungefähr sechs Fuß breit, nach Norden steil abgeschnitten, nach Süden aber weniger, und wird in Savoyen Dos de Dromedare genannt.

Monte Caſſino ist eine zum Königreiche Neapel gehörige, in Terra di Lavoro an den Apenninen neben dem Städtchen S. Germano auf einem steilen Berge gelegene, uralte und berühmte Benedictiner-Abtei. Angeblich soll sie der heil. Benedict von Nursia im Jahre 529 gestiftet haben; nach mancherlei ungünstigen Schicksalen erwarb sie viele Freiheiten und große Reichthümer; im 11. und 12. Jahrhundert blühten hier die Wissenschaften, namentlich die Arzneikunde, und selbst die im Mittelalter so berühmte salernitanische Schule wurde von Monte Cassino aus gestiftet. Höchst prächtig, wenn gleich ziemlich überladen und geschmacklos verziert ist die Kirche, mit dem Grabmal des Heiligen; sehr reich (wenigstens ehemals) die Sakristei und Bibliothek; mit Gemählden überhäuft das Zimmer und der Thurm, welche der heil. Benedict bewohnt haben soll. Mit hoher Gastfreundschaft wurden sonst alle Reisende und Pilger hier beherbergt und bewirthet, ja sogar schon in S. Germano wurde ein Hospiz mit vier Mönchen unterhalten, die Fremden zu empfangen und mit Maulthieren hinauf in die Abtei zu befördern. Jetzt wird die Straße, an welcher Monte Cassino liegt, nur wenig von Reisenden befahren, und die alte Abtei, deren Reichthümer die Zeit größtentheils zerstreut hat, erfreut sich nur seltener Besuche, die statt der irdischen Leckerbissen mit geistlichem Trost vorlieb nehmen müssen. — xx.

Montecuculi (Raimund von), geboren im Modenesischen im J. 1628, trug anfänglich die Waffen als ein gemeiner Soldat un-

ter seinem Oheim, Ernst Montecuculi, welcher die Artillerie des Kaisers commandirte, und ging alle Militärgrade durch. Die erste glänzende Waffenthat verrichtete der Jüngling im J. 1644. Er überfiel an der Spitze von 2000 Pferden durch einen Eilmarsch 10,000 Schweden, und nahm ihnen ihre Bagage und Artillerie ab. Banner eilte auf die Nachricht dieses Ereignisses herbei, griff den Sieger an und nahm ihn gefangen. Montecuculi benutzte die Muße seiner zweijährigen Gefangenschaft, durch beharrliches Studium seine militärischen Kenntnisse zu bereichern. Kaum hatte er seine Freiheit wieder erlangt, als er sich durch die Niederlage des Generals Wrangel 1646 bei Triebel rächte. Nach dem westphälischen Frieden ging Montecuculi nach Schweden, und von da nach Modena, wo er der Vermählung des Herzogs beiwohnte. Dieses Fest ward durch ein für ihn höchst trauriges Ereigniß bezeichnet. Er hatte das Unglück, in einem Carousel seinen Freund, den Grafen Manzani, zu tödten. Der Kaiser knüpfte ihn 1657 durch den Titel eines Generaladjutanten gänzlich an seinen Dienst. Dem König Johann Casimir von Polen, der von Ragotzki und von Schweden angegriffen war, zu Hülfe gesendet, schlug er die Siebenbürgen und entriß den Schweden Crakau. Als König Carl Gustav von Schweden darauf seine Waffen gegen Dänemark gerichtet hatte, war Montecuculi so glücklich, dem Angreifer mehrere Plätze zu entreißen und Copenhagen von der Landseite zu befreien, ehe die Holländer zur See Verstärkungen herbeigeführt hatten. Der Friede, der auf seine Siege folgte, ließ ihn nicht lange müßig. Der Besieger Ragotzki's wurde dessen Beschützer gegen die Türken. Er zwang sie, Siebenbürgen zu verlassen und vereitelte durch eine weise Langsamkeit alle Unternehmungen einer furchtbaren Armee bis zur Ankunft der Franzosen, die ihm den großen Sieg bei St. Gotthard im J. 1664 erfechten halfen. Dieser Sieg führte zum Frieden, und Montecuculi wurde durch die Präsidentenstelle des kaiserlichen Kriegsraths belohnt. Als einige Zeit darauf der Krieg zwischen Frankreich und dem Reiche wieder ausgebrochen war, trat 1673 Montecuculi an die Spitze der Truppen, welche sich den Fortschritten der Franzosen widersetzen sollten. Die Einnahme von Bonn und die Vereinigung seiner Armee mit der Armee des Prinzen von Oranien, trotz Turenne und Condé, erwarben ihm großen Ruhm und hemmten Ludwigs XIV. Fortschritte. Man nahm ihm dennoch im folgenden Jahre das Commando, aber 1675 erhielt er es wieder, um am Rhein Turenne die Spitze zu bieten. Montecuculi war allein ein würdiger Gegner jenes großen Feldherrn. Beide, sagt ein berühmter Geschichtschreiber, hatten den Krieg zu einer Kunst gemacht. Vier Monate wandten sie an, um einander zu folgen und zu beobachten. Jeder urtheilte über das, was sein Gegner thun werde, nach dem, was er an seiner Stelle thun würde; und sie täuschten sich nie. Sie setzten einer dem andern Geduld, List, und Thätigkeit entgegen. Die Meister der Kunst bewunderten die geistreichen und tiefen Manoeuvres der beiden Helden, ohne zu sehn, wohin sie führen wurden, als eine Kanonenkugel den französischen Feldherrn tödtete, und so den ganzen Schauplatz entblößte. In dem Briefe an den Kaiser, worin Montecuculi von dem Tode seines großen Nebenbuhlers spricht, setzt er hinzu, daß er nicht umhin könne, den Verlust eines Mannes zu beklagen, welcher der Menschheit so sehr zur Ehre gereichte. Diese Worte hatte er bei

der Nachricht von dem Tode Turenne's mehreremale wiederholt. Nur der Prinz Condé konnte Montecuculi die Ueberlegenheit streitig machen, die ihm der Tod von Turenne gab. Anfangs zwar erlitt dieser Fürst am Rhein einige Verluste, bald aber hielt er den kaiserlichen Feldherrn auf, welcher diesen letzten Feldzug als den glorreichsten seines Lebens betrachtete, nicht weil er Sieger gewesen, sondern weil er nicht besiegt worden. Der Vertheidigungskrieg, sagte er, erfodert mehr Kenntniß, mehr Vorsicht, als die Offensive; der geringste Fehler ist hier tödtlich; und die Unfälle werden durch die Furcht vermehrt, welche das Microscop der Uebel ist. Montecuculi verlebte den Rest seiner Tage am kaiserlichen Hofe im Umgange mit Gelehrten. Er beschützte die Wissenschaften und trug dazu bei, daß eine Akademie für die Naturforschung gestiftet wurde. Montecuculi starb zu Linz 1680 an einer Wunde, die er von einem herabgestürzten Balken empfangen hatte. Er verstand nicht nur Krieg zu führen, sondern auch sehr gut darüber zu schreiben. Seine Memoiren, die er italienisch schrieb, sind für den Militär, was die Aphorismen des Hippokrates für den Arzt sind. Sie sind gelehrt und gründlich, kurz und deutlich. Nachdem sie früher nur in einer französischen Uebersetzung bekannt waren, hat Ugone Foscolo auch das italienische Original herausgegeben. (Mailand 1807 — 8. 2 Bde. Fol.)

Montemayor (Jorge de), ein berühmter castilianischer Dichter, geboren um 1520 zu Monte-Mayor, woher er den Namen annahm. Diese Stadt gehörte unter Coimbra im Königreich Portugal. Montemayor verdankte dem Studium nichts, aber er wurde dafür einigermaßen durch sein angebornes Genie entschädigt. Er verstand vollkommen mehrere lebende Sprachen und übersetzte sie mit eben so viel Leichtigkeit als Vollkommenheit. In seiner Jugend betrat er die militärische Laufbahn, obgleich seine Neigung ihn einzig zur Musik und Poesie hinzog. Darauf begab er sich nach Castilien und ließ sich, von allen andern Erwerbsmitteln entblößt, als Musiker in die Capelle aufnehmen, die Philipp II. auf seiner Reise nach Deutschland, Italien und den Niederlanden begleitete. Nach seiner Rückkehr scheint er in Leon gelebt zu haben; hier dichtete er seine Diana. Die Königin Catharine, Schwester Carls V. und Regentin dieses Reichs, berief den Dichter zu sich und ertheilte ihm einen sehr ehrenvollen Posten an ihrem Hof. Aus einer von Francisco Marcos Dorantes gedichteten Elegie, die sich in allen Ausgaben der Diana findet, ersieht man, daß er schon im J. 1562 seine Laufbahn endigte. Obgleich von Geburt ein Portugiese, wird Montemayor doch in der spanischen Literatur genannt, da er in der castilianischen Sprache geschrieben hat. Er war durch seine berühmte Diana der Erfinder des spanischen Schäferromans. Cervantes, der gültigste Beurtheiler von Dichterwerken, nennt die Diana das schönste Muster ihrer Gattung. Außerdem besitzen wir von ihm eine Gedichtsammlung (cancionero) und die Werke des Troubadoures Auſias March.

Montenegriner heißen die Bewohner des Gebirges Monte negro (der schwarze Berg in der Landessprache Tschernagora), in der türkischen Provinz Albanien, welches sich von der Seeküste bei Antivari an gegen Bosnien hin erstreckt. Sie sind ein freies Räubervolk, das 30 bis 40,000 waffenfähige Männer haben soll, zwar unter der Oberherrschaft der Türken steht, aber wegen der natür-

lichen Beschaffenheit des Landes nie ganz von ihnen hat bezwungen werden können. Die Montenegriner haben vielmehr den Türken, durch öftere Einfälle in das Gebiet derselben, schon viel Schaden zugefügt. Sie sprechen die slavonische Sprache, sind der griechischen Religion zugethan, und haben ihren eignen Patriarchen. Der Hauptort ihres Landes ist Cettigne. Im J. 1767 trat ein Abenteurer, Steffano Piccolo, unter ihnen auf, der sich für den russischen Kaiser Peter III. ausgab, und einen Aufstand anstiftete, der nur nach großem Blutvergießen gedämpft werden konnte.

Montenotte, ein Berg in dem Gebiete der ehemaligen Republik Genua, in dessen Nähe Buonaparte am 12. April 1796 einen Sieg über die Oesterreicher erfocht, dem bald mehrere andere folgten. Ein Departement des französischen Reichs führte den Namen des Departements von Montenotte, seit dem Jahre 1805.

Montereau (Gefecht bei), am 18. Februar 1814 von Napoleon gegen das 4. Corps der alliirten Hauptarmee unter dem Befehl des Kronprinzen von Würtemberg geliefert. — Die verbündeten Heere gingen im Anfange des Februars in einem großen Halbkreise, dessen Mitte ungefähr Troyes war, auf dem linken Ufer der Seine und beiden Ufern der Marne gegen Paris vor; Napoleon bewegte sich auf der Sehne uud den Radien dieses Halbkreises, und man kann ihm das Lob, diese Stellung geschickt benutzt zu haben, nicht versagen. Nachdem er bei Champaubert das Corps von Olsusiew vernichtet, den Corps von York und Sacken bei l'Epine und Marchais, dem von Kleist bei Joinvillers bedeutende Verluste zugefügt hatte, wendete er sich gegen Wittgenstein und schlug dessen Avantgarde unter Pahlen bei Mormant und Rangis. Theils um die Verfolgung der schlesischen Armee zu hemmen, theils um auch den Rückzug des ganzen verbündeten Heeres bei Troyes zu sichern, wurden vom linken Flügel der Kronprinz von Würtemberg und General Wrede vorwärts dirigirt. Was der Letztere für diesen Zweck gethan, liegt außer den Gränzen dieser Darstellung; der Erstere, der am 10. Februar Sens genommen, und von da über Pont sur Yonne nach Bray vorgegangen war, wurde angewiesen, Montereau auf dem linken Ufer der Seine, wo die Yonne in diesen Fluß fällt, aufs äußerste zu halten. — Die Erhaltung dieses Punktes ist von dem Besitz eines eine Stunde jenseits der Seine beim Schlosse Sürville befindlichen Höhenzugs abhängig, welcher, zwar zur Vertheidigung geeignet, den Uebelstand hat, daß der Rückzug durch das Defilee der Stadt und Brücke führt. Der Kronprinz hatte sich am Morgen des 18. hier aufgestellt — ungefähr mit 20,000 Mann, dem Würtembergischen Corps und drei Divisionen Oesterreichern — Cavalleriepoften bis Sivry und Bulains vorgeschoben, als er um 10 Uhr vom General Chateau angegriffen ward. Dieser Angriff wurde nach einem hitzigen Gefechte gegen Mittag gänzlich abgewiesen. Der Feind verstärkte sich indeß immer mehr (es langten nämlich die übrigen Divisionen des Victorschen Corps an, welches vom General Gerard commandirt ward, da Napoleon unwillig, daß Victor nicht seinem Befehle gemäß schon am 17. angegriffen, ihm das Commando genommen hatte), doch ward ein zweiter Angriff zwischen Surville und Villaron durch eine kräftige Bajonnetattake vereitelt. Die Franzosen begnügten sich jetzt, das Gefecht durch Tirailleur- und Kanonenfeuer zu erhalten, welches ihnen um so eher gelingen mußte, da sie immer mehr Truppen und Artillerie in Thätigkeit brachten

(Napoleon langte mit beträchtlichen Abtheilungen Nachmittags 3 Uhr auf dem Wahlplatze an). Die Würtemberger, die sich mit der rühmlichsten Entschlossenheit geschlagen hatten, litten durch diese Kanonade fast mehr als durch das vorherige Gefecht, besonders weil der größere Theil ihrer Artillerie bald demontirt ward. Als überdies der linke Flügel durch einen Kavallerieangriff unter General Pajol umgangen und geworfen war, befahl der Kronprinz den Rückzug, der unter der heftigsten Verfolgung und mit großem Verlust, da die Brücke von Montereau im feindlichen Geschützfeuer passirt werden mußte, erfolgte. Durch die Bravour einiger Bataillone, welche sich dem Feind in den Straßen der Stadt entgegen warfen, ward es möglich, die Ordnung der rückgehenden Truppen wieder herzustellen; das Corps bivouacquirte bei Bazoches, die Arrièrgarde bei Latombe. Das Heer der Alliirten setzte seinen Rückzug bis zum 22. unverfolgt fort, und dies war das einzige günstige Resultat dieses Gefechts, in welchem sich die würtembergischen und österreichischen Truppen unendlich ausgezeichnet haben. Bei der Uebermacht der Gegner, welche am besten daraus hervorgeht, daß sie selbst angeben, 60 Kanonen ins Gefecht gebracht zu haben, darf es nicht befremden, wenn sie 4000 Todte, Verwundete und Vermißte zählten, der größte Theil ihrer Artillerie demontirt war, und mehrere Stücke dem Feinde überlassen werden mußten. Dieser hatte indeß auch nicht unbeträchtlich verloren, der General Chateau war geblieben.

Montespan, s. Rochechouart.

Montesquieu (Charles de Secondat, Baron de la Brede et de), stammte aus einer vornehmen Familie von Guienne, und war 1689 auf dem Schlosse Brede bei Bordeaux geboren. Früh entwickelte sich sein philosophischer Geist. Schon in einem Alter von zwanzig Jahren sammelte er Materialien zu seinem Esprit des lois. Ein Oheim, welcher Präsident des Parlaments von Bordeaux war, hinterließ dem Jünglinge sein Vermögen und Amt. Im J. 1721 trat er zuerst mit seinen Lettres persannes, die er auf dem Lande angefangen, und in den Erholungsstunden, welche ihm seine Amtsgeschäfte ließen, beendigt hatte, öffentlich auf. Dieses bei einem Scheine von Leichtigkeit gründliche Werk kündigte bereits einen ausgezeichneten Schriftsteller an. Er liefert darin das lebendigste und wahrste Gemählde der französischen Sitten; mit leichtem und keckem Pinsel schildert er Lächerlichkeiten, Vorurtheile und Laster, und weiß allem einen originellen Character zu geben. Indeß sind nicht alle Briefe von gleichem Werth; einige enthalten auch Paradoxen und zu derbe Satiren auf Ludwig XIV. und seine Regierung. Diese Briefe öffneten Montesquieu die französische Akademie, obgleich gerade dieses Institut wenig darin geschont wird, und der Cardinal Fleury, den die Spöttereien des Persers über die christliche Religion mit Recht verdroffen hatten, sich seiner Aufnahme widersetzte. Die Rede, welche er bei seinem Eintritte hielt, war kurz, aber kräftig und ideenreich. Die Absicht, welche Montesquieu hatte, in seinem Esprit des lois die Nationen zu schildern, nöthigte ihn, sie gründlich zu studiren. Er besuchte dem gemäß Deutschland, Ungarn, Italien, die Schweiz und Holland, und verweilte gegen zwei Jahre in England. Das Resultat seiner Beobachtungen war, daß Deutschland geeignet sey, um daselbst zu reisen, Italien, um daselbst zu verweilen, England, um daselbst zu denken, und Frankreich, um daselbst zu leben. Nach seiner Rückkehr in sein Vaterland legte er die

letzte Hand an sein Werk: Sur la cause de la grandeur et de la décadence des Romains. Sehr feine Bemerkungen und treffende Schilderungen gaben diesem oft behandelten Gegenstande den Werth der Neuheit. Der Verfasser findet die Ursache der Größe der Römer in der Liebe zur Freiheit, zur Arbeit und zum Vaterlande; in der Strenge der Militärdisciplin; in dem Grundsatze, nur nach erfochtenen Siegen Frieden zu schließen. Die Ursachen ihres Verfalls findet er in der Vergrößerung des Reichs; darin, daß man so vielen Nationen das Bürgerrecht bewilligte; in der durch den Luxus Asiens verursachten Sittenverderbniß; in den Proscriptionen des Sulla; in der Nothwendigkeit, worin die Römer waren, mit der Regierung auch die Grundsätze zu verändern; in der Reihe von Ungeheuern, die von Tiberius bis auf Constantin fast ununterbrochen regierten; endlich in der Verlegung der Residenz und in der Theilung des Reichs. Der männliche Geist, der in diesem Werke glänzt, erscheint noch mehr in dem Esprit des lois, welcher 1748 herauskam. In diesem Werke, das mehr den Geist der Nationen als der Gesetze darstellt, unterscheidet der Verfasser drei Arten der Regierungsform: die republikanische, monarchische und despotische, und zeigt, daß die Gesetze den Principien dieser Formen angemessen seyn müssen. Die Unterscheidung ist von großer Wichtigkeit, und führt den Verfasser auf eine Menge von Folgerungen. Die Schreibart, ohne immer genau zu seyn, ist kraftvoll. Man kann dieses Werk das Gesetzbuch des Völkerrechts und seinen Verfasser den Gesetzgeber des Menschengeschlechts nennen. Man fühlt, daß es aus einem freien, das Menschengeschlecht mit Liebe umfassenden Herzen entsprungen ist. In Rücksicht auf diese Gesinnungen hat man es Montesquieu verziehn, daß er, statt blos zu räsonniren, alles auf ein System zurückführen wollte, daß er dem Clima und den physischen Ursachen vor den moralischen zu viel Einfluß zugeschrieben, daß er ein unregelmäßiges Ganzes geliefert und allzuoft von dem Einzelnen auf das Allgemeine geschlossen hat. Dagegen war man unzufrieden, in diesem Meisterwerke zu lange Abschweifungen über die Lehnsgesetze, Zeugnisse unzuverlässiger Reisender, Paradoxen statt Wahrheiten, Scherze statt Reflexionen zu finden. Man hat ihm Unzusammenhang und Unbestimmtheit, zu geschraubte und gesuchte Wendungen vorgeworfen. Allein wenn er nicht immer den Grammatikern genügt, giebt er doch stets den Philosophen zu denken. Niemand hat so tief wie Montesquieu nachgedacht über die Natur, Principien, Sitten, Clima, Umfang, Macht und eigenthümlichen Charakter der Staaten, über die guten und schlechten Gesetze, über die Wirkungen der Strafen und Belohnungen, über Religion, Erziehung und Handel. Nichts desto weniger fehlte es nicht an strengen Kritiken; eine derselben, von dem Abt Bonnaire, beantwortete er mit seiner Défense de l'Esprit des lois. Er starb im J. 1755. Ob er gleich von Natur ökonomisch war, verstand er doch auch großmüthig zu seyn. Die wohlthätige Handlung, die er zu Marseille ausübte, indem er einem jungen Schiffer seine Börse gab und insgeheim eine Summe anwies, um den Vater des Unglücklichen, der den Corsaren in die Hände gefallen war, loszukaufen, ist durch die Zeitung bekannt geworden und hat zu dem Schauspiele: Le Bienfait anonyme, Anlaß gegeben. Seine Sanftmuth, Heiterkeit und Artigkeit waren stets gleich; seine Unterhaltung leicht, lehrreich und anziehend. — Man

hat nach seinem Tode zu London eine Sammlung seiner Werke 1759 in 3 Quartbänden herausgegeben; im J. 1788 erschien eine sehr gute Ausgabe in 5 Octavbänden, womit man den im J. 1798 erschienenen Band der Oeuvres posthumes verbinden muß. Die vollständigsten Ausgaben sind die Basler von 1799 in 8 Bänden und die Pariser von 1796 in 5 Bänden. Es finden sich in Montesquieu's Schriften einige Werke, von denen wir noch nicht gesprochen haben, unter andern der Temple de Gnide, eine Art von Gedicht in Prosa, das zwar bei seiner Erscheinung (1727) Glück machte, im Grunde aber nur ein mit anmuthigen Zügen durchwebter Gemeinplatz ist. La Harpe's Kritik ist hart, aber gerecht. Eine Geschichte Ludwigs XI., welche Montesquieu abgefaßt hatte, ging dadurch verloren, daß der Verfasser sie aus Irrthum verbrannte. Von seinen Lettres familières, welche 1767 erschienen, gewähren mehrere eine interessante Lectüre.

Montesquiou, Abbé, Pair von Frankreich und Mitglied der franz. Akademie, hat in der Geschichte der französischen Revolution eine bedeutende Rolle gespielt. Er ist 1757 geboren, widmete sich dem geistlichen Stande, zeichnete sich früh durch Genie und Talente aus, und wurde zum Mitglied der constituirenden Versammlung gewählt, in welcher er sich durch Beredsamkeit und Mäßigung auszeichnete. Nach dem 10. Aug. und 2. Sept. (1792) verließ er Frankreich, ging nach England und kam erst nach Robespierre's Sturz nach Paris zurück. Er war hier einer der geheimen Agenten der Bourbons und hatte den Muth, Bonaparte ein Memoire des jetzigen Königs Ludwig XVIII. einzuhändigen, in welchem ihm die Gefahren der Usurpation und die Vortheile der Legitimität eindringlich vorgestellt wurden. Montesquiou wurde bald darauf nach Monaco exilirt. Bei der ersten Restauration im April 1814 wurde er, der inzwischen nach Paris zurückgekehrt war, Mitglied der ersten provisorischen Regierung und dann vom König an die Spitze der Commission gestellt, welche die Constitution entwerfen sollte, die er dem französischen Volke zu geben gedachte. Montesquiou soll auch als der Hauptverfasser der Charte betrachtet werden können. Er wurde dann Minister des Innern, zeigte sich aber diesem wichtigen Posten, der auch eine große äußere Thätigkeit erheischt, in den schwierigen Verhältnissen der Jahre 1814 und 1815 bei der Rückkehr Napoleons von Elba nicht gewachsen. Im J. 1816 wurde er in die französische Akademie aufgenommen.

Monte Video, befestigte Stadt in Südamerika, am la Platafluſſe, liegt in der Provinz Buenos Ayres, welche ein Theil des spanischen Vicekönigreichs Rio de la Plata ist. Sie ist gut gebaut und hat eine Citadelle, einen vortrefflichen Hafen und 16,000 Einwohner, welche einen lebhaften Handel mit Landesproducten, besonders mit Talg, Fischen, Getraide und Rindshäuten treiben, da die Schiffe, deren viele aus diesem Hafen auslaufen, sich hier auf mehrere Monate ihre Lebensbedürfnisse anschaffen und meistens Ochsenhäute, oft 20,000 Stück, für Europa mitnehmen. Im Jahre 1816 haben portugiesische Truppen diese Stadt im Besitz genommen, und halten sie jetzt besetzt, wiewohl mit Widerspruch der spanischen Regierung.

Montezuma, war Kaiser von Mexiko, als Cortez im J. 1518 in dies Reich einfiel. Jene kriegerischen Thiere, auf welchen

ein Theil der Spanier ritt, jener künstliche Donner, der sich unter ihren Händen bildete, und in weiter Entfernung tödtete, jene hölzernen Schlösser, welche sie über das Meer gebracht, das Eisen, worein sie gekleidet waren, alles dies waren den Mexikanern so unerklärliche Wunder, daß Cortez mit seinem kleinen Heer bis in die Stadt Mexiko vordrang, und daselbst von Montezuma als sein Gebieter, von den Einwohnern aber als ein Gott aufgenommen wurde. Nach und nach entdeckte man jedoch die menschliche Natur der Ankömmlinge. Montezuma, der sich ihrer nicht durch Gewalt entledigen konnte, suchte sie durch Freundschaftsbezeugungen in Mexiko sicher zu machen, während er auf ihre Vernichtung sann. Eine Abtheilung der Spanier war zu Vera-Cruz. Ein Feldherr des Kaisers, der geheimen Befehl dazu hatte, griff sie an und tödtete, obgleich er zurückgeschlagen wurde, drei bis vier Spanier. Der Kopf eines derselben wurde an Montezuma geschickt, um ihn unwidersprechlich von der Sterblichkeit der Spanier zu überzeugen. Auf die Nachricht davon eilte Cortez mit 50 Spaniern zu dem Kaiser, und bewog ihn durch Schmeicheleien und Drohungen, sich in seine Wohnung zu begeben. Er ließ ihn darauf in Fesseln werfen, und zwang ihn, die Oberherrlichkeit Carls V. anzuerkennen. Zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit gab Montezuma einen Tribut von 600,000 Mark reinen Goldes. Bald aber wurde er ein Opfer seiner Nachgiebigkeit. Die Mexikaner, empört über die Gefangenschaft ihres Kaisers, machten einen Angriff auf Cortez Stellvertreter, Alvara. Montezuma wollte sich seinem Volke zeigen, um den Aufruhr zu stillen. Die Mexikaner aber, die nur einen Sklaven der Spanier in ihm erblickten, begrüßten ihn mit einem Steinregen. Er wurde verwundet von den Spaniern weggeführt und verbunden; aber untröstlich über die von seinen eignen Unterthanen erlittene Beschimpfung, riß er den Verband ab, und starb bald darauf, im J. 1520. Er hinterließ zwei Söhne und drei Töchter, welche die christliche Religion annahmen. Der älteste erhielt von Carl V. den Titel eines Grafen von Montezuma.

Montfaucon (Bernard de), ein berühmter französischer Alterthumsforscher, war 1655 auf dem Schlosse Soulage in Languedoc geboren, und widmete sich in seiner Jugend den Waffen. Nach dem Tode seiner Aeltern aber zog er sich aus der Welt zurück und wurde 1675 Benedectiner in der Congregation von Saint-Maur. Seine Talente erwarben ihm bald, sowohl in seinem Orden, als in ganz Europa, einen berühmten Namen. Mit gleichem Eifer umfaßte er die Philosophie, Theologie, biblische und Profangeschichte, alte und neue Literatur, todte und lebendige Sprachen. Im Jahre 1698 machte er eine gelehrte Reise nach Italien, um die dortigen Alterthümer zu sehen und die ihm bei seinen Arbeiten nützlichen alten Handschriften zu untersuchen. Am längsten verweilte er zu Rom. Papst Innocenz XII. und die vornehmsten Prälaten nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Nachdem Montfaucon seine Nachforschungen beendigt hatte; und 1701 nach Paris zurückgekehrt war, gab er daselbst sein Diarium italicum heraus, worin er eine genaue Beschreibung mehrerer alten Denkmäler und Nachrichten von vielen bis dahin noch unbekannten griechischen und lateinischen Handschriften liefert, und beschäftigte sich unablässig bis an seinen Tod mit gelehrten Arbeiten. Wenige Gelehrte sind ihm an Fleiß

und Fruchtbarkeit an die Seite zu ſtellen. Die Zahl ſeiner Werke in Folio ſteigt allein auf 44. Wir nennen von ſeinen Schriften nur 1. Analecta graeca, gemeinſchaftlich mit Pruget und Lopin; 2. Palaeographia graeca, ein treffliches Werk; 3. L'Antiquité expliquée et repréſentée en figures, Paris 1719 u. ff. (lateiniſch und franzöſiſch). Dieſes Werk, das mit den Supplementen aus 15 Foliobänden beſteht und gegen 1200 Kupferplatten, worauf 30 - bis 40.000 Figuren abgebildet ſind, enthält, trägt allerdings Spuren der Flüchtigkeit, womit es geſammelt wurde, an ſich; nichts deſto weniger enthält es eine Menge von Dingen, die man anderswo vergebens ſuchen würde, und wird täglich von den Gelehrten citirt (es giebt auch einen deutſchen Auszug von Schatz und Semler, Nürnb. 1797, umgearbeitet von Roth, Nürnb. 1807.); 4. eine Ausgabe des Johannes Chryſoſtomus und des heiligen Anaſtaſius. — Montfaucon hat zu viel geſchrieben, um ſeinem Styl immer die gehörige Reinheit und Eleganz zu geben. Als gelehrter Sammler hat er die entſchiedenſten und bleibendſten Verdienſte. Er ſtarb in der Abtei St. Germain des Près zu Paris 1741.

Montgelas (Maximilian Joſeph, Graf von), gehört unſtreitig in die Reihe der erſten Staatsmänner Deutſchlands, die in ihrem öffentlichen Wirkungskreiſe eben ſo ruhmwürdig, als in ihren Privatverhältniſſen durch vielſeitige Geiſtesbildung muſterhaft und achtungswürdig erſcheinen. Montgelas ward als Sohn einer baieriſchen Mutter und eines Vaters, der churfürſtlich baieriſcher General war, 1759 in München geboren. Das Geſchlecht ſeiner Voräldern (genannt Garnerin, Herren von Thuiller, Freiherren von Montgelas) ſtammt aus Savoyen; Franz Garnerin de la Thuiller, ſein Urältervater, war Staatsrath und Parlamentspräſident zu Chambery. Nach dem Genuſſe einer zweckmäßigen häuslichen Erziehung, und eines vortheilhaften Gymnaſialunterrichts in München, bei welchem ſich die hervorſtechenden Talente ſeines Geiſtes ſichtbar und glücklich entwickelten, reiſte er nach Frankreich, um dort die höheren Studien zu treiben, und bereicherte ſich mit Kenntniſſen in allen Fächern der Rechtsgelehrſamkeit, vorzüglich aber durch das Studium aller Zweige der Geſchichte, in deren Heiligthum er durch den gelehrten Profeſſor Koch zu Straßburg eingeführt wurde. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien erhielt Montgelas im J. 1777 eine Hofrathsſtelle in München: 1779 ward er churfürſtlicher Kämmerer und Büchercenſurrath. Als er ſich 1785 von München wieder trennte, wanderte er nach Zweibrücken, wo ihn der damals regierende Herzog Carl II. von Zweibrücken zum Hofcavalier annahm. Letzterem folgte in der Regierung deſſen Bruder, Maximilian Joſeph, jetziger König von Bayern, welcher den Freiherrn von Montgelas ſchon früher in ſeine Dienſte genommen hatte. Dieſes verſchaffte dem jungen thätigen Manne die erwünſchte Gelegenheit, durch ſeine tiefen Einſichten, ſeine Gewandheit in Geſchäften und kluge Berathungen, dem Herzoge, der damals wegen franzöſiſcher Einmiſchungen in ſein Erbe in keiner beneidenswerthen Lage war, gleich anfangs treffliche Dienſte zu leiſten. Einige Tage nach dem Hintritte des Churfürſten Carl Theodor, den 16. Februar 1799, zog Montgelas, in Begleitung ſeines Herrn, als neuen Churfürſten von Pfalzbayern, in München ein, und wurde zum Miniſter der auswärti-

gen Verhältnisse ernannt. Von nun an erscheint er als treuer, weiser Rathgeber seines Regenten in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats; im J. 1802 ward er zum churfürstlichen Commissär ernannt bei den Maltheserordens-Verhandlungen mit Rußland, und im nämlichen Jahre zu dem pfalzneuburgischen Landtage beordert, 1803 ward ihm die concentrirte Finanzverwaltung der churfürstlichen Staaten, und 1804 und 1807 die Commission bei Schließung einer Convention über die Freizügigkeit der Pensionen mit Oesterreich übertragen; 1806 ward er zum Minister des Innern, dann zum Bevollmächtigten bei Schließung des Tractats zwischen den Königreichen Bayern und Italien in Bezug auf Festsetzung der Militärlinien in dem italienischen Tyrol, als Gränze des Königreichs Italien; 1807 zum Commissär bei verabredeter Aufhebung des in den königlich baierischen und k. k. österreichischen Staaten auf das Vermögen der Privaten und bestehenden Stiftungen gelegten Sequesters; 1808 zum Bevollmächtigten bei einer mit Oesterreich zu schließenden Convention über die freie Benutzung der Familien- oder Localstiftungen, und 1809, nach dem Tode des Finanzministers, Freiherrn von Hompesch, zum Minister der Finanzen ernannt. Diese wichtigen Aemter verwaltete Montgelas bis zum Jahr 1817, wo der König ihm erlaubte, sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Er machte bald darauf eine Reise durch die Schweiz und Savoyen. 1819 nahm er in der ersten Kammer (der Reichsräthe) an der bayerischen Ständeversammlung Antheil. In der Ueberzeugung von der bewährtesten Treue und Anhänglichkeit und von den wichtigsten Diensten, die Montgelas in allen Zweigen der äußern und innern Staatsverwaltung, selbst in den gefahrvollsten Zeiten (namentlich von dem Jahre 1809 an, seit welchem ihm der König bei seiner mehrmaligen Entfernung von seinen Staaten die unumschränkte Vollmacht in der Geschäftsführung mehrmals übertrug), dem Vaterlande geleistet, hat sein König ihn 1810 in den Grafenstand erhoben. Schon früher war er zur dankbaren Auszeichnung mit den Insignien des Großkreuzes und Großkanzlers der königlichen Orden vom heil. Hubertus und der bayerischen Krone, dann des Ehren-Großkreuzes des heil. Johanniterordens, eines Großkreuzes der französischen Ehrenlegion und des königlich sächsischen Kronordens, und eines Großcommandanten des Ordens der westphälischen Krone u. a. geschmückt worden.

Montgolfier (Jacques-Etienne), berühmt durch seine Erfindung des Aërostats. Er ist 1747 zu Annonay im Vivarais geboren, wo sein Vater, der 1793 starb, eine ansehnliche Papiermanufactur besaß. Er legte sich früh auf das Studium der Mathematik, Mechanik, Physik und Chemie. Er betrieb mit seinem Bruder Joseph die Papiermanufactur, welche sich bald durch ganz vorzügliche Leistungen und besonders durch die Erfindung des Velinpapiers auszeichnete. Den ersten Gedanken zu seiner Luftmaschine soll ihm ein Zufall eingegeben haben. Nach einigen bemerkte er, daß ein über einen Kaffeetopf gelegter papierner Deckel in die Höhe getrieben wurde. Nach andern war es ein Weiberrock, den Montgolfier auf einen dort zum Wäschetrocknen gebräuchlichen Korb gelegt hatte, und welcher durch die von der Hitze verdünnte Luft bis an die Decke des Zimmers gehoben wurde. Noch Andere behaupten, daß Betrachtungen über das Aufsteigen des Rauchs und der Wolken ihn darauf geführt haben. Wie dem nun sey, er machte

1782 seine ersten Versuche mit Bällen von grauem Papier, welche ihn nach und nach zur völligen Entdeckung des unter dem Namen Montgolfiere bekannten Luftschiffes führten (s. d. Art Aerostat). Sein 1783 in Paris mit der ersten großen Montgolfiere glücklich angestelltes Experiment verschaffte ihm den Eintritt in die Akademie der Wissenschaften, eine Pension von 2000 Livres und den St. Michaelsorden, und überall ertönte der Name Montgolfier. Er starb 1799. Sein Bruder, Joseph Montgolfier, geboren zu Annonay 1740, der ihm in dieser Entdeckung thätig an die Hand gegangen, war ebenfalls ein guter Mechaniker, und hat sich auch durch mehrere eigne Erfindungen, worunter besonders die der Wasserschraube (belier hydraulique), welches das Wasser bis auf 60 Fuß hebt, und mehrere Mittel zur Vervollkommnung des Papiers berühmt gemacht. Man hat drei Schriften von ihm über die aerostatische Maschine und die Luftreisen. Er zeichnete sich durch seine, keine Gefahr achtende Menschenliebe, Kaltblütigkeit und Leibesstärke, wie durch seine geistigen Vorzüge aus, begab sich, als die Revolutionsstürme sein Gewerbe störten, nach Paris, wartete friedlich die Wiederkehr der Ordnung ab, und fand in Paris die gebührende Belohnung seiner Verdienste, indem man ihn beim Büreau der Künste und Manufacturen, ferner als Administrator am Kunst- und Gewerbsconservatorium anstellte, und zum Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion ernannte. Er ist 1810 in Balaruc gestorben.

Montgommery (Gabriel Graf von), ein französischer Ritter, berühmt durch seine Tapferkeit und durch seine Schicksale. Er ward in seiner Jugend die unschuldige Ursach an dem Tode Heinrichs II. Dieser Fürst hatte in einem Tournier am 26. Junius 1559, das bei der Vermählung seiner Tochter Elisabeth mit dem Könige Philipp von Spanien gegeben wurde, bereits mehrere Lanzen gebrochen, als er noch einen Gang mit dem jungen Montgommery, damals Lieutenant der schottischen Garde, machen wollte. Als habe er eine böse Ahnung, weigerte sich Montgommery mehrmals, und gab erst nach, als der König unwillig wurde. Seine Lanze traf so heftig auf das Visir des Königs, daß dasselbe aufsprang und ein Splitter der Lanze in das rechte Auge des Königs drang. Der König starb nach elf Tagen, verbot aber, Montgommery im geringsten wegen dieses Vorfalls zu beunruhigen. Dieser zog sich auf seine Güter in die Normandie zurück, ging sodann auf Reisen und kam zur Zeit der ersten bürgerlichen Kriege nach Frankreich zurück, wo er als eins der Häupter der Protestanten auftrat. Er vertheidigte 1562 Rouen mit hohem Muthe gegen die königliche Armee. Als die Stadt endlich erstürmt worden, flüchtete er sich glücklich nach Havre. Zur Zeit der Bartholomäusnacht 1572 war Montgommery zu Paris. Er wurde noch zeitig genug benachrichtigt, um sich retten zu können, und ging nach England. Im folgenden Jahre führte er eine bedeutende Flotte, welche er zum Theil selbst ausgerüstet hatte, zum Beistand von Rochelle herbei, das von den Catholiken belagert wurde, jedoch ohne Erfolg. Im J. 1573 ging Montgommery nach der Normandie und verband sich mit dem protestantischen Adel dieser Provinz. Nach verschiedenen Gefechten wurde er genöthigt, sich in das Schloß Domfront zu werfen, wo der königliche General Matignon ihn, nach einer tapfern Gegenwehr, am 27. Mai 1574 überwältigte und zum Gefangenen machte.

Wider seinen Willen mußte Matignon, auf Befehl der Catharine von Medici, den gefangenen Montgommery nach Paris liefern, wo ihm der Prozeß gemacht, und er am 26. Junius 1574 auf dem Greveplatz enthauptet wurde. Er bewies bei seiner Hinrichtung den größten Heldenmuth. Seine hinterlaßnen neun Söhne zeigten sich alle als tapfere Krieger.

Montholon (Graf), mit seiner Gemahlin freiwilliger Theilnehmer des Exils Bonaparte's auf St. Helena, stammt aus einer angesehenen Familie her, widmete sich frühzeitig den Waffen und wurde zuerst den 18. Brumaire als Adjutant Bonaparte's genannt. Seitdem war sein Schicksal von dem Schicksale Napoleons unzertrennlich. Er begleitete ihn auf allen seinen Feldzügen und zeichnete sich in den großen Schlachten von Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram rühmlichst aus. Montholon wurde dann zum Kammerherrn ernannt und als Gesandter nach Würzburg geschickt. Seine Vermählung mit einer von einem Neffen Cambaceres geschiedenen Frau, deren Einführung am Hofe zu Würzburg nach der französischen Etikette als ein Scandal betrachtet wurde, brachte ihn eine Zeit lang bei Napoleon in Ungnade, und Montholon wurde von seiner Gesandtschaft zurückgerufen. Bei der Invasion von 1814 focht er mit Ruhm gegen die Oesterreicher, und befand sich dann in Fontainebleau bei Napoleon, als dieser abdankte und nach Elba ging. Nach dessen Rückkehr im März 1815 eilte Montholon ihm bis Fontainebleau entgegen, und in dem Augenblick, wo ihn Napoleon gewahrte, ertheilte er ihm auch das Commando seiner Escorte. Von dieser Zeit an hat ihn Montholon nicht verlassen. Er focht an seiner Seite in den Schlachten von Ligny und von Waterloo, begleitete ihn nach Paris zurück, war in Malmaison nach der zweiten Abdankung Napoleons bei ihm, begleitete ihn nach Rochefort und dann auf den Bellerophon und von da auf den Northumberland, welcher Napoleon und mit ihm seine Getreuen, Montholon, Las Cases, Bertrand und Gourgaud nach St. Helena brachte. Las Cases und Gourgaud sind nach Europa zurückgekehrt. Montholon und Bertrand verweilen noch auf St. Helena.

Monti (Vincenzo), einer der berühmtesten neuern Dichter Italiens, ist geboren zu Fusignano im Ferrareſischen um das Jahr 1753. Er studirte zu Ferrara unter dem Dichter Minzoni. Darauf begab er sich nach Rom, wo er Gönner fand, und von Don Luigi Braschi, einem Neffen des Papstes, zum Secretär ernannt wurde. Da er sich als Geistlicher kleidete, nannte man ihn Abbate Monti. Die Arcadia nahm ihn zum Mitglied auf. Durch Alfieri zum Wetteifer angereizt, dichtete er zwei Tragödien, Galeotto Manfredi und Aristodemo, an denen man zwar eine glänzende Schreibart bewunderte, die Fabel aber zu gräßlich und unnatürlich fand und alle Handlung vermißte. Die Ermordung des französischen Gesandten Basseville zu Rom gab ihm Veranlassung zu einem Gedichte, Basvilliana betitelt, worin er sich als einen Nachahmer Dante's zeigt. Dieses Werk, das sich durch einzelne glänzende Stellen auszeichnet, erwarb ihm einen großen und verdienten Ruhm. Zwei andere Gedichte, die Musogonia und Feroniade, die er ebenfalls für die päpstliche Regierung verfaßte, sind in ihrer ursprünglichen Gestalt weniger bekannt geworden; denn da bald darauf die Franzosen nach Rom kamen, unterdrückte der Verfasser die erste

Auflage und besorgte eine zweite, in der die früher gegen Bonaparte und dessen Heer gerichteten Schmähungen den verbündeten Fürsten zugetheilt wurden. Monti begab sich nach Mailand, wo er Secretär des Directoriums der cisalpinischen Republik wurde. Zwar wurde er angeklagt, sich auf einer Sendung nach der Romagna wie ein neuer Verres betragen zu haben, allein seine Verse, in denen er den Machthabern gewandt zu schmeicheln wußte, erhielten ihn in seinem Amte. Der Feldzug Suwarows in Italien 1799 nöthigte ihn, nach Frankreich zu flüchten; die Schlacht von Marengo führte ihn nach Mailand zurück, wo er drei Gesänge eines Gedichts auf den Tod Mascheroni's herausgab. Sie erregten fast eben so viel Bewunderung als die Basvilliana; da jedoch einige satirische Züge mißfallen hatten, hielt er es für gerathen, sein Gedicht nicht zu vollenden. Kaum zum Professor der schönen Wissenschaften an dem Collegium Brera ernannt, erhielt er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit nach Pavia. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, denn Bonaparte, der sich 1805 zum König von Italien gemacht hatte, ernannte ihn zum Historiographen dieses Königreichs und trug ihm auf, seine Thaten zu besingen. Dem gemäß verfaßte der Dichter seinen Bardo della Selva Nera, wovon 1806 sechs Gesänge erschienen. Dieses höchst bizarre Werk fand heftigen Tadel, wogegen sich Monti in einem an Bettinelli gerichteten Briefe zu vertheidigen suchte. Aus Verdruß begab er sich nach Neapel zu Joseph Bonaparte. Hier erschien der siebente Gesang des Bardo, der nicht günstiger aufgenommen wurde. Seine Tragödie Cajo Gracco fand eben so wenig Beifall, als einige musikalische Dramen. Man fand die Poesie zu dantesk, wiewohl nicht ohne einzelne Schönheiten. Monti übersetzte darauf die Satiren des Juvenal und (ohne nach seinem eignen Geständniß Griechisch zu verstehn) die Iliade des Homer. Im J. 1815 dichtete er in Auftrag der Stadt Mailand eine Cantate für den Kaiser Franz. Er ist jetzt mit einer Umarbeitung oder Ergänzung des Wörterbuchs der Crusca beschäftigt. Eine Sammlung seiner Werke ist kürzlich in Mailand erschienen. Ein großes Dichtertalent ist Monti nicht abzusprechen; seine Landsleute nennen ihn il Dante engentilito.

Montlosier (Graf), ein französischer Schriftsteller, dessen politische Laufbahn merkwürdig genug ist, um hier eine Stelle zu verdienen. Er ist gegen 1760 geboren, und war Mitglied der constituirenden Versammlung. Bei den Begebenheiten des 5 Octobers machte er sich zuerst bemerkbar, demnächst dadurch, daß er Mirabeau stets entgegen trat. Hierauf emigrirte er, war in Intriguen aller Art thätig und wurde 1794 mit dem jetzt so berühmten Herrn von Pradt (Ex-Erzbischof von Mecheln) und einigen andern von den Alliirten ausersehen, die Niederlande zu insurgiren, und gegen Frankreich in Aufstand zu bringen. Hiemit gelang es aber schlecht, und Montlosier ging nach London, wo er der Unternehmer und Eigenthümer des royalistischen und antibonapartischen Courier de Londres wurde. Ludwig XVIII. gebrauchte ihn 1800 zu einer vertraulichen Sendung an den damaligen ersten Consul, deren Zweck war, diesem eine Souveränität in Italien anzubieten und ihn zu bewegen, zur Herstellung der Bourbonen mitzuwirken Obgleich Montlosier Pässe von der französischen Regierung erhalten hatte, so wurde er doch arretirt; Fouché erklärte ihm, es sey ein

Mißverständniß und er müsse sogleich zurückreisen. Montlosier hatte inzwischen doch mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Conferenzen gehabt; er hatte dadurch andre Ansichten von der Consularregierung erhalten, und nach seiner Zurückkunft nahm der Courier de Londres einen andern Charakter an. Dies veruneinigte ihn mit der englischen und versöhnte ihn mit der französischen Regierung. Er durfte nach Paris zurückkehren und hier sein Journal eine Zeit lang fortsetzen. Er sah in diesem Zeitpunkt Bonaparte öfters, und wurde von diesem eingeladen, ein historisches Werk über die Geschichte der französischen Monarchie zu schreiben. So entstand nach vier Jahren sein nicht unberühmtes Werk: de la Monarchie françoise, 3 Voll. — Montlosier wurde nun der Privatcorrespondent Napoleons, d. h. er wurde, wie dies auch mit Andern der Fall war, beauftragt, ihm über die öffentlichen Angelegenheiten in Privatbriefen frei seine Meinung sagen zu dürfen. Diese Correspondenz dauerte bis zu Ende 1812 fort, wo er Erlaubniß erhielt, nach Italien reisen zu dürfen. Nach der Restauration wurde er von Ludwig XVIII. sehr ehrenvoll behandelt, und lebt jetzt von allen Geschäften zurückgezogen.

Montmartre (Mons martyrum), eine Anhöhe vor Paris, die von dem Märtyrertode, den der heil. Dionysius und seine Gefährten dort erlitten haben, diesen Namen erhielt.

Montmorency (Anne de), Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, einer der größten Feldherrn des 16ten Jahrhunderts, war 1493 geboren. Er zeichnete sich unter Franz I. in den Kriegen gegen Carl V. aus. Als Marschall folgte er Franz I. nach Italien, nahm 1525 an der Schlacht von Pavia Theil, die gegen seinen Rath geliefert worden, und wurde nebst dem Könige zum Gefangnen gemacht. Für die wichtigen Dienste, die er in der Folge dem Staate leistete, ertheilte ihm Franz I. 1538 die hohe Würde eines Connetable von Frankreich. Doch verlor er später die Gunst des Königs, weil er diesem gerathen hatte, auf das Wort Carls V. zu vertrauen, der bei seiner Reise durch Frankreich die Rückgabe von Mailand versprochen hatte. Unter Heinrich II. gewann Montmorency sein ganzes Ansehn wieder, und hatte den größten Einfluß auf den König und die Regierungsgeschäfte. Dagegen haßte ihn die Königin Catharina von Medici, und sein Einfluß ging daher unter Franz II. ganz verloren. Die Unruhen, welche die Hugenotten erregten, veranlaßten, daß Montmorency unter Carl IX. wieder an den Hof zurückgerufen wurde. Er verband sich mit dem Herzog von Guise wider den Prinzen von Condé, der an der Spitze der Hugenotten stand, und die Folge davon war ein bürgerlicher Krieg, der 1562 begann. In der Schlacht bei Dreux wurde Montmorency von den Hugenotten, und sein Gegner, der Prinz von Condé, von den königlichen Truppen gefangen. Montmorency erhielt zwar im folgenden Jahre seine Freiheit wieder, und erfocht, als der zweite bürgerliche Krieg ausbrach, 1567 bei St. Denys einen wichtigen Sieg über die Hugenotten, wurde aber in der Schlacht tödlich verwundet, und starb zwei Tage nachher in einem Alter von 74 Jahren. Man feierte zu Paris sein Leichenbegängniß mit der größten Pracht, doch schien der königliche Hof selbst es nicht zu bedauern, daß ein Mann, der so viel Ansehn und Einfluß gehabt, nicht mehr war.

Montmorency de Damville (Henri I, de), Duc, Pair, Marschall und Connetable von Frankreich, Gouverneur von Languedoc u. s. w., des Vorigen Sohn, zeichnete sich schon bei seines Vaters Lebzeiten aus. In der Schlacht bei Dreux im J. 1562 nahm er den Prinzen von Condé gefangen, und erwarb sich an diesem Tage viel Ruhm. Im J. 1563 wurde er Gouverneur von Languedoc und drei Jahre darauf Marschall von Frankreich. Im J. 1567 wurde er in der Schlacht bei Saint-Denys gefangen. Da er bei der Königin Catharine von Medici in Ungnade gefallen war, suchte er eine Zuflucht bei dem Herzog von Savoyen und stellte sich an die Spitze der Unzufriednen, welche Languedoc unter Heinrich III. zerfleischten. Er wurde das Haupt der Politiker (so nannte man die mißvergnügten Catholiken, die unter dem Vorwande, den Fortschritten der Ketzerei und den Mißbräuchen der Regierung Einhalt zu thun, vom Hofe Aemter und Pensionen zu erhalten suchten), verfuhr als Souverain in seinem Gouvernement, und entschied über Krieg und Frieden mit den Hugenotten. Als Heinrich IV. auf den Thron gestiegen war, unterwarf er sich, wurde zum Connetable ernannt, und starb zu Agde 1614. Berühmter ist sein Sohn:

Montmorency (Henri II., Duc de), geboren 1595 und in seinem achtzehnten Jahre zum Admiral von Frankreich ernannt. Nachdem er die Calvinisten in Languedoc geschlagen und ihnen verschiedne feste Plätze entrissen hatte, besiegte er sie zur See bei der Insel Ré, die er ihnen wieder entriß. Im J. 1628 erhielt er einen bedeutenden Vortheil über den Duc de Rohan, Anführer der Hugenotten. Als Montmorency einige Zeit darauf nach Piemont geschickt worden, griff er die Spanier unter dem Fürsten Doria an und schlug sie, ob sie ihm gleich an Anzahl überlegen waren. Diesem Sieg folgte die Aufhebung der Belagerung von Casal; sein Lohn war der Marschallstab. Sein Glück erhob seinen Muth, er schmeichelte sich, der Gewalt Richelieus Trotz bieten zu können. Gaston, Duc d'Orleans, gleich unzufrieden mit dem Cardinal, begab sich zu ihm nach Languedoc, und diese Provinz wurde der Schauplatz des Krieges. Der König schickte die Marschälle La Force und Schomberg gegen die Rebellen ab. Bei Castelnaudary trafen beide Parteien auf einander; Montmorency, der die Seinigen nicht gehörig fechten sah, stürzte sich mitten in die königlichen Bataillone, wurde geschlagen und gefangen genommen. Ganz Frankreich, das seiner Dienste, seiner Tugenden und seiner Triumphe gedachte, verlangte, daß die Strenge der Gesetze zu seinen Gunsten gemildert würde; aber Richelieu hatte unwiderruflich beschlossen, an dem schönsten, liebenswürdigsten, tapfersten und freigebigsten Manne von Frankreich ein Beispiel zu geben. Er ließ ihm von dem Parlament von Toulouse den Prozeß machen, und dieses verurtheilte ihn zum Tode. Der König milderte das Urtheil dahin, daß die Hinrichtung nicht öffentlich geschehen sollte; so geschah sie am 30sten October 1632 im Stadthause von Toulouse. Er litt den Tod mit gefaßter Seele; sein Beichtvater Arnoux, der ihn auf das Blutgerüst begleitete, gestand, daß diese Augenblicke ihm lehrreicher gewesen wären, als alle Betrachtungen während seines ganzen Lebens.

Montpellier, ansehnliche Stadt in Frankreich, sonst die Hauptstadt von Nieder-Languedoc, jetzt die Hauptstadt des De-

partements des Herault, liegt in einer reizenden Gegend, zwiſchen den Flüſſen Maſſon und Lez, auf einer Anhöhe, welche rund umher von einem eine Stunde breiten angenehmen Thale eingeſchloſſen wird. Sie hat eine Citadelle, 21 Kirchen, 8000 Häuſer und 53,000 Einwohner, worunter viele Reformirte, die auch hier eine eigene Kirche haben. Die vielen Kirchen geben ihr von außen ein vortreffliches Anſehn, aber das Innere entſpricht der Erwartung nicht; zwar ſind die Vorſtädte regelmäßig, aber die Stadt ſelbſt iſt ein Labyrinth von engen, ſteilen, winkligen und ſchmutzigen Gaſſen mit zum Theil altmodiſch und zum Theil in einem guten Style erbauten Häuſern. Eine vorzügliche Zierde dieſer Stadt iſt der prächtige Spazierplatz Perou, einer der ſchönſten Plätze Europa's, wohin das ſchönſte unter den ſieben Thoren der Stadt führt, welches einen Triumphbogen vorſtellt. Dieſer Platz beſteht in einer ſchönen Terraſſe am Gipfel eines ſanften Hügels mit Alleen, einem weiten Waſſerbecken und einem Tempel, von wo das Auge die Pyrenäen weſtlich, die Alpen öſtlich, das Meer ſüdlich und die Cevennen nördlich erblickt. Unten am Fuße des Perou läuft die Eſplanade um die Stadt. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnen ſich aus: die Peterskirche, das Theater, der Concertſaal auf dem Platze Perou und das Gouvernementshaus; merkwürdig iſt auch die drei Meilen lange Waſſerleitung, welche Montpellier mit Waſſer verſorgt. Die hieſige Akademie, ſeit 1195 geſtiftet, zählte 1819 an 1200 Studenten. Sie hat drei Facultäten, die mediciniſche, welche von jeher berühmt war, die mathematiſche und die der ſchönen Wiſſenſchaften. Zu der mediciniſchen Facultät gehört ein anatomiſches Theater, welches 2000 Menſchen faſſen kann, und ein trefflicher botaniſcher Garten. Von den übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten bemerken wir noch die öffentliche Bibliothek von 42,000 Bänden, das Muſeum und das Lyceum. Montpellier iſt der Sitz des Präfecten, der Departementsbehörden und eines Biſchofs, welcher unter dem Erzbiſchof von Toulouſe ſteht. Die hieſigen Fabriken ſind ziemlich anſehnlich. Man verfertigt beſonders jährlich über zweitauſend Centner Grünſpan, mehrere chemiſche Producte, feine Liqueurs und wohlriechende Waſſer, die in ganz Frankreich für die beſten gehalten werden, und wozu die vortrefflichen Thäler um Montpellier mannichfaltige wohlriechende Kräuter liefern. Auch werden wollene Decken, gedruckte Flanelle, baumwollene Tücher, Siamoiſen und ſämiſches Leder fabricirt. Mit dieſen Fabrikaten, Wein und Sämereien wird ein beträchtlicher Handel getrieben, welchen der bis ans Meer führende Canal Grave ſehr befördert.

Montpenſier (Anne-Marie-Louiſe d'Orleans, bekannter unter dem Namen der Mademoiſelle de), war die Tochter Gaſtons, Ducs von Orleans, und 1627 zu Paris geboren. Ihr Vater, ein ſonderbarer, ungeſtümer und ränkevoller Fürſt, vererbte ſeine Fehler auf ſeine Tochter. Sie nahm die Partei Condé's in den Kriegen der Fronde und hatte die Kühnheit, von der Baſtille aus die Truppen Ludwigs XIV. beſchießen zu laſſen. Dieſe gewaltſame Handlung machte ihr den König und den Hof für immer zu Feinden, die ſich einer jeden Vermählung, welche ſie annehmlich fand, wiederſetzten, und ihr dagegen ſolche Vorſchläge machten, die ſie ablehnen mußte. Endlich in einem Alter von 44 Jahren beſchloß ſie, ihre Hand einem einfachen Edelmann, dem

Grafen Lauzun, zu geben. Sie erhielt die Erlaubniß dazu, und brachte demſelben ein Vermögen von 20,000,000 Fr., vier Herzogthümer, die Herrſchaft Dombes, die Grafſchaft Eu, und das Palais Luxemburg zu. Auch behielt ſie ſich nichts vor, indem ihr die Idee ſchmeichelte, daß ſie ihrem Geliebten mehr gebe, als irgend ein Monarch je einem Unterthan gegeben habe. Der Ehecontract war bereits geſchloſſen, als die Königin und der Prinz von Condé durch ihre Vorſtellungen, wie ſehr dieſe Verbindung die königliche Familie beeinträchtige, Ludwig XIV bewogen, die ſchon gegebne Erlaubniß zurückzunehmen. Dies nöthigte die unglücklich Liebenden, ſich heimlich zu vermählen. Aber Lauzun, der ſich gegen Frau von Monteſpan (der er ſeine Widerwärtigkeiten zuſchrieb) Beleidigungen erlaubt hatte, wurde bald darauf nach Pignerol geführt, wo er zehn Jahre lang gefangen blieb. Er erhielt ſeine Freiheit nur unter der Bedingung, daß ſeine Gemahlin die Herrſchaft Dombes und die Grafſchaft Eu dem Duc du Maine abtrat. Sie erkaufte gern mit dieſem Opfer das Glück, mit ihrem Geliebten vereint zu leben; aber auch ſo war dies Glück von ſehr kurzer Dauer. Lauzun ſah in ihr nur ein heftiges, eiferſüchtiges, noch in ihrem Alter von jugendlicher Leidenſchaft glühendes Weib, ſie in ihm einen unbeſcheidnen, untreuen, undankbaren, wortbrüchigen Mann. Seine mit jedem Tage zunehmende Unverſchämtheit erbitterte die Prinzeſſin ſo ſehr, daß ſie ihm endlich verbot, je wieder vor ihr zu erſcheinen. Sie verlebte ihre letzten Tage in der Zurückgezogenheit und ſtarb 1693, wenig bedauert und faſt vergeſſen. Man hat von ihr auch intereſſante Memoiren.

Montroß oder Montroſe (James Graham, Graf und Herzog von), durch ſeine Anhänglichkeit an ſeinen König, den unglücklichen Carl I., und ſeine Vaterlandsliebe ausgezeichnet. Als Generaliſſimus und Vicekönig in Schottland focht er mit Nachdruck gegen die Rebellen dieſes Reichs, that ſich in der Schlacht von York hervor, ſchlug Cromwell mehreremal und verwundete ihn mit eigner Hand. Da das Glück ihn in England verlaſſen hatte, ging er nach Schottland, brachte durch ſein Geld und Anſehn ein Heer zuſammen, nahm 1644 Perth und Aberdeen, ſchlug den Grafen Argyle und machte ſich zum Meiſter von Edinburg. Als Carl ſeine Zuflucht zu den Schotten genommen, und dieſe ihn auszuliefern beſchloſſen hatten, erhielt er den Befehl, die Waffen niederzulegen. Er gehorchte unwillig und überließ Schottland der Wuth der Parteien. Außer Stand, in England zu nützen, ging er nach Frankreich und von da nach Deutſchland. Um die Sache Carls II., der von ſeinen Anhängern als König ausgerufen worden war, zu unterſtützen, landete Montroſe mit einem kleinen Heere in Schottland (1650). Allein er wurde geſchlagen und ſuchte ſich als Bauer verkleidet zu verbergen. Der Hunger zwang ihn, ſich einem Schotten, der einſt unter ihm gedient hatte, zu entdecken. Dieſer Elende lieferte ihn dem General Lesley aus, der ihn nach Edinburg bringen, daſelbſt richten und zufolge des Urtheils am 21ſten Mai 1650 hängen und den Leichnam viertheilen ließ. Montroß zeigte ſich eben ſo groß in dieſem Unglück, als er ſich groß im Glück gezeigt hatte.

Montucci (Antonio), einer der wenigen gründlichen Kenner der chineſiſchen Sprache in Europa, iſt 1762 zu Siena geboren, ſtudirte die Rechte und ward Doctor, legte ſich aber zu gleicher

Zeit mit unglaublichem Eifer auf das Studium der lebenden Sprachen. Er machte die Bekanntschaft Josiah Wedgwoods, auf dessen Veranlassung er sich nach England begab. Hier lebte er zu London von dem Unterricht, den er in verschiedenen Sprachen ertheilte; seine ganze Muße aber wandte er auf die Erlernung des Chinesischen, in welchem er schnelle Fortschritte machte. Er beschloß, ein chinesisches Wörterbuch auszuarbeiten und herauszugeben. Er legte seinen Prospectus desselben verschiedenen Akademien und Fürsten vor, um Unterstützung für den kostspieligen Druck zu erhalten. Der König von Preußen war der einzige, der ihn mit einer Antwort beehrte. Dies bewog Montucci 1806 England zu verlassen und nach Berlin zu reisen. Kaum aber war er dort angelangt, als die Ankunft der Franzosen seine Hoffnungen wenigstens vor der Hand vereitelte. Er setzte nichts desto weniger seine Arbeiten fort und scheint jetzt entschlossen, sein Wörterbuch auf eigne Kosten herauszugeben. Montucci hat verschiedne Werke drucken lassen, deren Aufzählung wir hier übergehen.

Monument, s. Denkmale.

Monvel (Boutet de), berühmt als Schauspieler und dramatischer Dichter, Mitglied der vierten Classe des Instituts, war im J. 1749 zu Paris geboren; sein Vater war ein Schauspieler ohne Ruf. Der junge Boutet betrat, durch eine gute Erziehung und trefflichen Unterricht vorbereitet, unter den Namen Monvel die Bühne und fand Beifall, welchen die Wahrheit und Energie seiner Darstellungen verdienten, obwohl seine einfache und natürliche Manier weniger blendete. Er gefiel eben so sehr in der Tragödie wie in der Komödie; noch in seinem Alter bewunderte man ihn in der Rolle des Abbé de l'Epée. Als Dichter erschien er zuerst auf dem Theatre françois mit dem Amant bourru; Les Amours de Bayard und Clémentine et Désormes fanden Beifall wegen ihres edeln und gefühlvollen Styls. Mit nicht minderm Glück arbeitete er für das Theatre Italien, jetzt l'Opera comique. Les trois Fermiers, Blaise et Barbet, Alexis et Justine, Sargines, Créqui, Phillippe et Georgette wurden oft wiederholt und haben sich auf dem Theater erhalten. Einige Jahre vor der Revolution verließ Monvel Frankreich, besuchte Rußland, dann Schweden, wo er durch die Vermittelung eines Gönners als königlicher Bibliothekar angestellt wurde, kehrte sodann nach Frankreich zurück, betrat hier von neuem die Bühne und erregte den allgemeinsten Enthusiasmus. Allein sein Gedächtniß verließ ihn in dem Grade, daß er einst in der Rolle des Augusts im Cinna, ohne ein Wort gesprochen zu haben, abtreten mußte. Dies bewog ihn, das Theater zu verlassen, auf dem er 40 Jahre lang allgemein gefallen hatte. Er starb im Februar 1812.

Monza, ein kleines, wenige Stunden von Mailand entferntes Städtchen, ist besonders seiner Domkirche wegen merkwürdig. Diese wurde zu Ehren Johannis des Täufers von der lombardischen Königin Theodolinda erbaut, deren Pokal, Kamm, Fächer und Krone sich sonst hier in heiliger Verwahrung befanden. Das interessanteste Kleinod der Kirche ist indessen die alte lombardische eiserne Krone, mit welcher die deutschen Kaiser als Könige der Lombardei gekrönt wurden. (S. Eiserne Krone.) xx.

Moor. Das Moor nennt man sumpfiges morastiges Land mit einem schwarzen Boden, in welchem gewöhnlich Torf gegraben

wird: Hochmoor, wenn es hoch liegt und blos Heide oder Strauchwerk trägt, im Gegensatz von niedrigem oder Leegmoor.

Moore (John), englischer Arzt und Schriftsteller, vorzüglich durch seine interessanten Reisebeschreibungen bekannt, war 1730 in Sterling geboren, studirte in Glasgow, ging 1747 als Chirurgus zur Armee des Herzogs von Cumberland in Flandern, hielt sich nach dem Frieden eine Weile in London, und dann zwei Jahre in Paris auf, wo er in Hospitälern und als Hausarzt des englischen Gesandten Albemarle seine Kenntnisse in der Medicin sehr bereicherte. In sein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er 1772 die Doctorwürde von der Universität zu Glasgow. Hierauf machte er in seinem 40sten Jahre als Führer des jungen Herzogs von Hamilton, nebst seinem Sohne (s. den folgenden Art.) eine fünfjährige Reise durch Frankreich, die Schweiz, Italien und Deutschland, deren interessante Beschreibung seinen literarischen Ruf begründet hat. Es sind A View of Society ant Manners in France, Switzerland and Germany. (Lond. Voll. II. 1779. 8.; deutsch, Leipz. 2 Bde. 1779 8.) und A View of Society and Manners in Italy (Lond. Voll. II. 1780. 8; deutsch Leipzig 1781. 2 Bde. 8.) Man hat auch einige geschätzte Romane von ihm: Zeluco; Various Views of human Nature (Lond. 1789. 2 Voll. 8. deutsch 1791) u. a. Von seinen medicinischen Kenntnissen zeugen seine Medical Sketches (Lond. 1786. Voll. II.; deutsch Leipz. 1789. 8.). Im J. 1792 reiste er mit dem Lord Lauderdale nach Frankreich, und ließ nach seiner Rückkehr nach England sein Journal during a residence in France drucken. Sein letztes nicht minder schätzbares Werk ist: View of the Causes and Progress of the French Revolution. (London 1795. 2 Voll.) Der Verfasser erzählt darin die ersten Begebenheiten der französischen Revolution, von deren einigen er Augenzeuge gewesen, und liefert gelungene Charakteristiken mehrerer hervortretenden Männer jener Periode. Dr. Moore brachte die letzten Tage seines Lebens in seiner Familie eingezogen in Richmont zu, wo er 1803 gestorben ist.

Moore (Sir John), Sohn des Vorigen, ein durch seine Thaten und seinen Tod in Spanien berühmt gewordner englischer General, geboren im J. 1760 zu Glasgow. Nach einigen ins Ausland gemachten Reisen trat er in das 15te Infanterieregiment und ging alle Grade durch. Die erste Gelegenheit, sich auszuzeichnen, fand er als Obristlieutenant im mittelländischen Meere 1793. Er wurde von Lord Hood mit einer geheimen Sendung nach Corsica beauftragt, um wegen der Uebergabe der Insel an die Engländer mit Paoli zu unterhandeln. In Folge dieser Unterhandlungen wurde ein englisches Corps unter General Dundas auf Corsica gelandet, wobei sich auch Moore befand. Dieser eroberte nach großen Anstrengungen den befestigten Platz Fornelli, und nahm gleich darauf an der Erstürmung von Calvi den entscheidendsten Antheil. Obgleich gefährlich am Kopfe verwundet, drang er an der Spitze seiner tapfern Grenadiere in den Platz. Die Unterwerfung der ganzen Insel war die Folge dieser glücklichen Unternehmungen, eine General-Consulta unter Paoli's Vorsitz decretirte ihre Vereinigung mit England. Moore wurde 1795 zum Obristen ernannt, und ging darauf mit der Expedition unter dem Earl of Eglintoun nach Westindien. Die Armee, die unter Abercromby's Befehl stand, kam im Januar 1796 auf Bar-

baboes an, und begann sogleich die Operationen. Moore wurde zur Unterwerfung von St. Lucia abgeordnet, die er auch glücklich vollendete. Nach seiner Rückkehr nach Europa wurde er abermals unter dem tapfern Abercromby bei der Unternehmung auf Holland angestellt, hatte aber, da diese völlig mißlang, weniger Gelegenheit sich auszuzeichnen. Inzwischen eroberte Bonaparte Aegypten; England schickte unter Abercromby ein zahlreiches Heer zur Vertreibung der Franzosen aus diesem Lande ab. Moore, der kurz zuvor Generalmajor geworden war, befand sich bei demselben. Er erhielt zunächst den Auftrag, sich zum Groß-Vezier nach Jaffa zu begeben, kehrte aber von dort mit der Ueberzeugung zurück, daß von dem türkischen Heere keine Mitwirkung zu erwarten sey. Der englische Feldherr beschloß demnach, allein zu handeln, und bewerkstelligte am 5ten März 1801 bei Abukir die Landung seiner Truppen. Moore commandirte die Reserve, und war kaum ans Land gestiegen, als er an der Spitze seiner Brigade mit gefälltem Bajonnet die auf einer Anhöhe vortheilhaft aufgestellten Franzosen angriff und nach Alexandria zurückwarf. In dem blutigen Gefecht am 21sten März, in welchem Abercromby auf dem Schlachtfelde blieb, hatte Moore mit der Reserve den Hauptangriff zu bestehn, und wurde, wiewohl nicht gefährlich, verwundet. Er genas zeitig genug, um an der Belagerung von Cairo und den folgenden Ereignissen bis zur Capitulation der französischen Armee Theil zu nehmen, worauf ihn die Wahl traf, diese Armee bis an den Ort ihrer Ausschiffung zu begleiten. Nachdem er darauf einige Zeit in dem Schooß seiner Familie verlebt hatte, bekam er zu der Zeit, als die Franzosen mit einem Angriff auf England drohten, den Befehl über eine in Kent zusammengezogne Armee. Im J. 1805 erhielt er mit dem Range eines Generallieutenants den Oberbefehl auf Sicilien, wurde aber bald von dort zurückgerufen und nach Schweden geschickt, um dem jungen Könige zur Seite zu seyn. Die Begegnung, die ihm hier widerfuhr, seine Verhaftung und seine Flucht sind Ereignisse, deren Aufklärung erst von der Folgezeit zu erwarten ist. Wenige Tage nach seiner Rückkunft in England wurde Moore mit einem Truppencorps nach Portugal abgeschickt. Er war kaum ans Land gestiegen, als er sich zur Unterstützung der Spanier in Marsch setzte. Unter unzähligen Schwierigkeiten erreichte er Toro; den 21sten December 1808 stand er bei Sahagun. Er beschloß, den Marschall Soult, der bei Saldana stand, anzugreifen. Aber die erhaltne Nachricht von der großen Ueberlegenheit des Feindes veranlaßte Moore, der das Gefährliche seiner Lage vollkommen einsah, sogleich den Rückzug nach Corunna anzutreten, um sich dort einzuschiffen. Selten hat ein Heer mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, als die Engländer auf diesem Marsch. Mit dem Verlust des größten Theils ihrer Pferde und Bagage kamen sie endlich am 16ten Januar 1809 vor Corunna an. Um aber die zum Einschiffen nöthige Zeit zu gewinnen, mußte der mit überlegner Macht auf der Ferse folgende Feind zurückgeschlagen werden. Moore stellte um Mittag seine Truppen in Schlachtordnung, und vereitelte durch seine meisterhaften Anordnungen alle Versuche, welche die Franzosen abwechselnd auf die Flügel und das Centrum richteten. Aber in dem Augenblicke, wo er nach einer kurzen ermunternden Anrede an der Spitze des 42sten Regiments gegen den Feind vordrang, schmetterte

ihn eine Kanonenkugel nieder. Er starb als Held mit der Beruhigung, gesiegt und sein Heer vom Untergange gerettet zu haben. Das dankbare Vaterland ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der Paulskirche. Ein anderes Denkmal errichtete ihm seine Vaterstadt Glasgow.

Moore (Thomas), einer der berühmtesten neuern englischen Dichter, geb. in Irland, hat von seinen Zeitgenossen den Beinamen des englischen Anakreon erhalten. Er theilt mit Lord Byron, Walter Scott und Campbell die Ehre, zu den ersten jetzt lebenden Dichtern der Nation gerechnet zu werden. Sein neuestes Gedicht ist Lallah Rook, aus welchem die anziehendsten Parthien in den brittischen Dichterproben No. I. (Leipzig 1819 bei Brockhaus) von Breuer meisterhaft übersetzt sind.

Moose machen in dem System der Botanik die zweite Ordnung der 24sten Classe aus (Cryptogamia Musci). Die gemeine Sprache nimmt das Wort in einem weitern Sinne und begreift darunter auch die Aftermoose, welche jedoch von den eigentlichen Moosen sehr verschieden sind. Wiewohl sich diese Gewächse ihrer einfachen Organisation wegen allmählig nach der Gränze der unorganischen Körper zu neigen scheinen, so herrscht doch in ihrer Bildung eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit, wie sich schon dem bloßen Auge, noch mehr bei Betrachtung durch Vergrößerungsgläser zeigt. Man bemerkt an ihnen die wesentlichen Theile einer Pflanze, nämlich Wurzel, Stängel, Blätter und Befruchtungswerkzeuge. Letztere waren zu Linné's Zeiten noch wenig untersucht, und sind erst in neuern Zeiten durch die Bemühungen Hedwigs genauer bekannt geworden. So verschieden die einzelnen Gattungen unter sich gebildet sind, so unterscheiden sie sich doch von andern, ihnen zunächst ähnlichen Gewächsen dadurch, daß ihr Stiel mit Blättern besetzt ist, und die Wurzel eben da steht, wo sie sich an andern Pflanzen befindet. Die mehrsten bekannten Moose tragen büschelartige verschlossene Kapseln, die wie kleine gestielte Knöpfchen erscheinen. In denselben sind gleichsam als Fruchtknoten oder Fruchtkeime kleine grüne mikroscopische Saamenkörnchen enthalten, welche vermittelst des kleinen spitzigen Deckels oder Huts, der die Stelle des Staubweges und der Narbe vertritt, von dem männlichen Befruchtungsstoffe befruchtet werden. Dieser erzeugt sich auf besondern theils rosenförmigen theils sternähnlichen Theilen, welche man männliche Blüthen nennen könnte. Sobald die in der Kapsel enthaltnen fruchtbar gemachten Körnchen zur Reife gelangt sind, hebt sich der Deckel, und der Saame wird verschüttet, um zu neuen Pflanzen entwickelt zu werden. Fast alle Moose haben eine sehr dauerhafte Natur; sie sind das ganze Jahr hindurch mehr oder weniger grün, gedeihen aber im Ganzen mehr in der Kälte als Hitze. Getrocknete Moose können nach vielen Jahren durch Feuchtigkeit wieder belebt werden.

Morabiten, ein eigner arabischer Stamm, der eine besondere Classe der maurischen Nation ausmacht. Sie sind die Ausleger der Gesetze, die Priester, Aerzte und Kaufleute. Sie allein können lesen und schreiben. Die Würde des Chefs ist erblich und der Aelteste in der Familie ist jedesmal der Nachfolger.

Moraspiel, ein schon im Alterthum bekanntes Spiel, welches darin besteht, daß Jemand eine oder beide Hände mit mehr oder weniger eingeschlagenen Fingern ausstreckt und ein Andrer in

demſelben Augenblick angiebt, wie viel Finger jener nicht eingeſchlagen hat. Es iſt in Italien ſehr gewöhnlich.

Moral, Moralphiloſophie. Mit dem Ausdruck Moral, von dem lateiniſchen Worte mores, Sitten, bezeichnete man die Sittenlehre (im gemeinen Leben auch bisweilen die Sittlichkeit ſelbſt, indem man Moral ſtatt Moralität gebraucht). Da man aber fand, daß der Sprachgebrauch des Wortes Sitten mehr auf äußeres Betragen des Anſtandes als auf die Geſinnung des Rechten und Guten hindeute, wonach ein ſehr geſitteter Menſch doch ein unmoraliſcher Menſch ſeyn könnte; ſo ſuchte man einen angemeſſenern Ausdruck, und nannte die Moral lieber Pflichtenlehre oder Tugendlehre, welche Ausdrücke jedoch ebenfalls wieder bald in engerer, bald in weiterer Bedeutung genommen wurden. Das, worauf es weſentlich ankommt, iſt folgendes. Der Menſch iſt ein empfindendes, begehrendes, denkendes Weſen; ſein Daſeyn iſt mithin an Gefühle, Neigungen und Ueberlegung geknüpft. Welchen von dieſen ſoll er die Zügel anvertrauen? Es iſt angenehm, ſich ſeinen Gefühlen hinzugeben; es iſt angenehm, ſeine Neigungen zu befriedigen; die Erfahrung aber belehrt uns bald, daß nicht nur über das Maaß ſondern auch über die Art und Weiſe dieſer Hingebung und Befriedigung die geſetzgebende und richtende Vernunft ihre Stimme nicht aufgeben kann. Daraus entſteht eine Art von Zwieſpalt in unſerm innern Weſen, eine Colliſion unſrer Empfindungen und Neigungen mit unſerm denkenden, überlegenden, prüfenden Geiſte, kurz zwiſchen unſerer ſinnlichen und unſerer vernünftigen Natur. Dieſer Zwieſpalt kann nicht anders aufgehoben werden als durch eine beſtimmte Ausmittelung des Verhältniſſes, in welchem die Vernunft zu dem Begehrungs- und Gefühlsvermögen und zu den Handlungen der Menſchen überhaupt ſteht. Das Geſchäft dieſer Ausmittelung hat die Moralphiloſophie, welche aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt die Geſetze für die Handlungen und Beſtrebungen der Menſchen in Beziehung auf die höhere Beſtimmung des Menſchen entwickelt, und auch practiſche Philoſophie genannt wird, weil ſie es mit den Vernunftgeſetzen für das Handeln zu thun hat, in welchem das Begehren mit eingeſchloſſen iſt. Aus dieſem Begehren wird nun aber ein Wollen, d. h. ein durch Wahl zwiſchen den Auffoderungen der Vernunft und denen der Neigungen, Begierden und Leidenſchaften (oder überhaupt der Sinnlichkeit) beſtimmtes, mit Freiheit und Bewußtſeyn geleitetes Begehren. Hat nun die Moralphiloſophie alles dieſes ausgemittelt und gegen alle möglichen Einwendungen außer Zweifel geſtellt, ſo läßt ſich die Moral ſelbſt aufſtellen, d. h. die Lehre aller von der Vernunft für das Handeln der Menſchen gegebnen und mit freiem Willen zu erfüllenden Geſetze. Nach ihr, die, nur unentwickelt, in jedem Menſchen liegt (denn ſonſt wäre ſie willkürlich und nicht nothwendig und allgemein verpflichtend), wird der Menſch beurtheilt als ein moraliſches Weſen, d. h. als ein Weſen, welches, des Guten oder Böſen, der Tugend oder des Laſters fähig, mit freiem Willen die Vernunftgeſetze für das Handeln befolgt oder nicht befolgt, in ſeine Geſinnung aufnimmt oder von ihr ausſchließt. — Einige Philoſophen gebrauchen Moralphiloſophie und Moral als gleichbedeutend, Andere nehmen Moral als einen Theil der Moralphiloſophie, und nennen das, was wir Moral-

philoſophie nannten, Methaphyſik der Sitten. Wird der Ausdruck Moralphiloſophie in weiterem Sinne genommen, ſo kann man ſie abtheilen: 1. in die Metaphyſik der Sitten, welche die Geſetzgebung der Vernunft für das Handeln und die höchſten Gründe aller Moralität aus der moraliſchen Natur des Menſchen entwickelt; 2. in der Ethik oder Moral, welche ein vollſtändiges Syſtem der Vernunftgeſetze für das Handeln der Menſchen, ihrer Pflichten, der aus dieſen folgenden Tugenden und deren Verhältniſſe gegen einander aufſtellt; 3. in die Aſcetik, d. i. ein Syſtem der Tugendmittel. Wird dieſe Wiſſenſchaft in der höchſten Allgemeinheit dargeſtellt, wie ſie aus dem Weſen der Vernunft für alle vernünftige Weſen verbindend ſich ergiebt, ſo nennt man ſie die reine Moralphiloſophie; wird ſie dargeſtellt in beſondrer Beziehung auf die eigenthümliche Beſchaffenheit und Lage des Menſchen, die angewandte Moralphiloſophie, die ſich wieder in die allgemeine und ſpecielle eintheilen läßt, je nachdem die allgemeinen oder beſondern menſchlichen Verhältniſſe darin berückſichtigt werden. Man ſpricht auch wohl in eben ſolcher Beziehung von reiner und angewandter Moral; allein mit dem Ausdruck reine Moral bezeichnet man öfters auch eine ſolche Tugend- und Pflichtenlehre, welche keine andern Grundſätze und Regeln aufſtellt, als die ſich in der That aus dem höchſten Grundſatz der Sittlichkeit mit bündiger Folgerung ergeben, im Gegenſatz ſolcher, wobei man die Moral mit der Sinnlichkeit, den Liedlingsneigungen und Leidenſchaften, dem irdiſchen Vortheil und Gewinn, gleichſam unter der Decke ſpielen läßt. Zu beſtimmen, welches der höchſte Grundſatz der Sittlichkeit oder das Moralprincip ſey, iſt demnach für die Moralphiloſophie von höchſter Wichtigkeit. Wir beſitzen darüber zwei beſondre Werke von Kieſewetter und Henrici, welchen beizufügen iſt Garve's Ueberſicht der vornehmſten Principien der Sittenlehre (Breslau 1798). Ein Hauptwerk ſind Schleiermachers Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre (Berl. 1805). Eine ſehr faßliche Darſtellung der Moral findet man in Dreve's Reſultaten der philoſophirenden Vernunft über die Natur der Sittlichkeit (Jena 1797). dd.

Morales (Criſtobal Perez, nach Andern Luis de), im J. 1509 zu Badajoz geb., kam frühzeitig in die Schule des Peter Campana, eines Mahlers aus Brüſſel, welcher nach Spanien berufen worden. Durch verſchiedne Werke gelangte er in ſeiner Vaterſtadt zu großem Ruhme. Man gab ihm den Beinamen des Göttlichen, entweder wegen ſeiner vortrefflichen Arbeiten, oder weil er nur religiöſe Gegenſtände zur Bearbeitung erwählte; auch nannte man die Straße, wo er wohnte, nach ſeinem Namen. Dieſes Ruhmes ungeachtet lebte er anfangs in großer Dürftigkeit, weil er ſeine Gemählde ſo fleißig ausführte, daß er nur wenige Arbeiten zu liefern im Stande war. Kühnheit des Pinſels, mit der fleißigſten Ausführung gepaart, treue, jedoch veredelte Nachahmung der Natur, Charakter in den Figuren zeichnen ſeine Arbeiten vortheilhaft aus. Man ſieht mehrere davon in Toledo, Valladolid, Burgos und Grenada. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt im J. 1586.

Moraliſch wird in ſeiner weiteſten Bedeutung dem Phyſiſchen entgegengeſetzt und bezeichnet alles das, was durch die Geſetze der Freiheit beſtimmt oder auf ſie bezogen wird. In dieſem Sinne

ist alles moralisch, was der Mensch mit Willkühr und Freiheit thut. In einer engern Bedeutung heißt moralisch das, was sich auf das Sittengesetz bezieht und in diesem Sinne sind Handlungen und Charaktere moralisch gut oder böse, je nachdem das Sittengesetz sie billigt oder verwirft. In der engsten Bedeutung heißt moralisch das, was aus Achtung für das Sittengesetz, um der höhern Vollkommenheit willen geschieht.

Moralität, s. d. Art. Moral.

Moraltheologie nennt man die aus der Bibel gezogene Moral, auch christliche Moral.

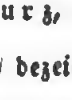
Moratorium, Anstandsbrief, ist ein obrigkeitlicher Freiheitsbrief, kraft dessen ein Schuldner zur Berichtigung seiner Angelegenheiten einige Zeit ungekränkt am Orte bleiben kann. Soll durch ein solches Moratorium keine Ungerechtigkeit gegen den Creditor entstehen, der während dieser Zeit den Debitor nicht auspfänden, noch sich an seine Person halten darf, so muß der Debitor nachweisen können, daß sein Passivstand den Activstand nicht übersteigt, ob für den Moment gleichwohl eine Zahlung aus Gründen unmöglich ist. Im entgegengesetzten Fall würde ein solches Moratorium einen Staatsbürger auf Unkosten eines andern begünstigen.

Morbona, die Göttin der Krankheiten und Seuchen bei den Römern.

Mord. Das grausamste Thier ist der Mensch. Der Fluch, der den ersten Mörder traf, verfolgt unser Geschlecht vom Anbeginn bis zum Ende der Welt, und der Hölle gräßlichstes Triumphgelächter, der Krieg, schallt durch alle Menschenalter hin. Das uralte Gesetz: du sollst nicht tödten, donnerte vergebens vom Sinai herab; und die Mosaische Strafe: wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen werden, schreckte keinen Ravaillac von dem Morde eines guten Königs, keinen Carl IX. von dem Morde eines Colligny zurück. Aber welch eine Steigerung von dem Todtschlage aus Nachlässigkeit und Schuld, bis zum Meuchelbis zum Vatermorde! Der Todtschlag aus Zufall, homicidium fortuitum, gehört nicht hierher. Den Selbstmord richtet der ewige Richter (s. Selbstmord). Der Todtschlag aus vernachlässigter Pflicht, aus keckem Leichtsinn (culposum), aus blinder Leidenschaft, ist höchst strafbar, und für das Bewußtseyn eine unabwälzbare Last, aber kein Mord. Dieser raubt das Leben mit Vorsatz und Willen, homicidium dolosum. Der Grund des Entschlusses, das Mittel und die Art der Ausführung unterscheiden den Todtschläger durch vorsätzliches Unterlassen (wenn man absichtlich einen Menschen, den man retten könnte, umkommen läßt) von dem Todtschläger durch absichtliche That; den Mörder aus Leidenschaft (Eifersucht, Zorn, Rache, Blutdurst, Wollust), von dem, der kalt, mit Klugheit und List einen Zweck des Verstandes beabsichtigt; den mittelbaren, der durch einen Dritten (einen Banditen) mordet, von dem unmittelbaren, der selbst vollbringt, was er beschlossen; den qualificirten oder gefährlichen Todtschlag des Straßenräubers, des grausamen und hinterlistigen Meuchelmörders, des Giftmischers, des muthwilligen Zweikämpfers, von dem einfachen, der mit geringerem Scheine von Bosheit oder Grausamkeit begangen wird. Das persönliche Verhältniß des Gemordeten endlich bestimmt

den Unterschied zwischen dem Parricida, Vater-, Mutter-, Gatten- und Kindermörder, dem Regicida (Königsmörder) und jedem andern Todtschläger. Ueber das Maaß, mit dem der Richter mißt, über die Erörterung der Thatsache (corpus delicti), über Beweisführung, Zurechnung, Urtheil, Strafe u. s. f. belehrten Quistorp, Grolmann, Feuerbach, Stübel u. A. Vgl. Michaelis Mosaisches Recht, Th. 6. Auf die beim Morde vorkommenden psychologischen Erscheinungen machen Feuerbachs Criminalrechtsfälle aufmerksam; insbesondre auf die schrecklich seltsame Verwandtschaft zwischen Mordlust und Wollust, welche schon die indische Mythe von Siwah und Durga (Tod und Wollust) ausgesprochen hat. Doch drängt sich hier die Bemerkung auf, daß unsere Staatskunst das Problem der Gesetzgebung, was Mord und wie er zu bestrafen sey, in den meisten Ländern nur sehr unvollkommen gelöst hat, und daß die Gesetze über den Mord mit den Aussprüchen der sittlichen Vernunft nicht allemal übereinstimmen. In einer Provinz der vereinigten Staaten z. B. ward noch im J. 1814 der, welcher einen Sklaven gestohlen hatte, gehangen, der Mörder seines eigenen Sklaven hingegen zu einer kleinen Geldbuße verurtheilt. Auch das Alterthum hielt die Ermordung eines Sklaven für kein Verbrechen. Man erinnere sich z. B. an die berüchtigte Kryptia bei den Spartanern (s. Plutarchs Lykurg, c. 28.) und an das Loos der Sklaven bei den Römern (Seneca de ira, l. III. c. 40.) Das Christenthum macht keinen Unterschied zwischen Freien und Sklaven; und dennoch konnte es unter sogenannten Christen eine chasse de vilains geben; und noch im J. 1814 ist das Leben der Leibeignen in manchen Ländern nicht viel geachteter als im heidnischen Alterthume! Wie schwach ist der weltliche Arm der Kirche in Rom, die noch immer nicht die Mörder von Handwerk, die sogenannten Bravi, die Banditen ausrotten kann; und was vermag die Weisheit europäischer Gesetzgeber gegen den Mordsinn des Zweikampfs? Die Montenegriner halten (wie unlängst noch die Corsen) die Blutrache für erlaubt, und rohe Mütter glauben auch unter uns, das Tödten oder Abtreiben der Leibesfrucht sey kein Todtschlag. Der Gesetzgeber wird nur dann, wenn er genau Leidenschaft vom Affecte trennt, einen sichern Unterschied zwischen Mord, der mit Leidenschaft, oder Vorbedacht und Ueberlegung begangen wird, und Todtschlag, welcher im Affect, oder einer Aufwallung der innern Empfindung verübt wird, auffinden. Will der Richter den einzelnen Fall richtig bestimmen, so hat er auf die Seelenstimmung des Verbrechers, auf die Zwecke, welche er sich vorsetzte, auf die Zeit zwischen Entschluß und Ausführung, auf die Art der Ausführung selbst und auf das Benehmen des Verbrechers nach der That zu sehn. Hiernach hat Egger (über Mord und Todtschlag nach Rechtsprincipien. Landsh. 1816.) den 123. §. des österreich. Strafgesetzbuchs geprüft und widerlegt. Noch giebt es besondre Fälle, wo Umstände und Absichten die Schuld dessen, der einem andern das Leben nimmt, sehr mindern. So wenn die That aus Wohlwollen gegen den Getödteten, oder aus Verabscheuung einer bevorstehenden Entehrung desselben begangen wird. Wenn Virginius seine Tochter mordet, damit sie nicht als Sklavin der Wollust eines Tyrannen zum Opfer werde; wenn Jubellius bei der Einnahme von Capua aus gleichen Ursachen Frau und Kinder tödtet; wenn die

cimbrischen Weiber, nachdem das Heer ihrer Männer vom Marius geschlagen ist, ihre Kinder und sich selbst entleiben, um nicht in die römische Gefangenschaft zu gerathen; wenn die amerikanischen Wilden ihren betagten Aeltern das Leben nehmen, um sie nicht an unheilbaren Krankheiten, oder vor Hunger langsam verschmachten zu lassen, wenn jemand einem Unglücklichen, der verstümmelt auf dem Schlachtfelde ihn selbst um den Gnadenstoß anfleht, aus Mitleiden seine Qual verkürzt: wer möchte diese Todschläger Mörder nennen? Wer hingegen die Unschuld einer Jungfrau, eines Jünglings, wer das Glück einer Ehe, die Lebensfreude einer Familie die Gewissensruhe eines Menschen mordet: der tückische Verleumder, der einschmeichelnde Verführer, der gefühllose Richter und Scherge, sind diese keine Mörder? Ja der Seiltänzer und Equilibrist, der Kinder durch Mißhandlungen zu seinen Künsten abrichtet, der Uebermuth, welcher sonst so viele männliche Geschöpfe entmannte, um sie zu Sängern zu bestimmen, und mehrere Verbrecher gegen Leben und Gesundheit, die das Schwert des Gesetzes nicht erreicht, sind oft strafbarer als der Todtschläger, den die Verzweiflung zum Aeußersten trieb. War endlich Cäsar, der um der Herrschaft willen Bürgerblut vergoß, oder war Brutus ein Mörder? — K.

Mordant oder Mordent, in der Tonkunst eine Spiel- oder Singmanier, welche darin besteht, daß man mit dem angegebenen Ton und der unter demselben liegenden Tone schnell aber so abwechselt, daß man wiederum zu dem ersten zurückkehrt. Die Alten nannten ihn auch Kräusel, oder wörtlich Beißer, die Franzosen pince. Er ist einfach oder kurz, wenn der untere Ton nur einmal gehört wird und wird dann so bezeichnet (z. B.  , ausgeführt), oder ein langer, doppelter Mordent, wenn jene Abwechselung mehrmals geschieht. Letztere wird bezeichnet (z. B. ; ausgeführt)

Mordschlag, ist eine mit einer kurzen Brandröhre versehene hohle metallene Kugel mit einem platten Boden, welche in Feuerkugeln gelegt wird, und durch ihr Zerspringen großen Schaden anrichtet. Mordschlag nennt man auch einen kurzen eisernen Lauf, mit einem Flintenschusse geladen, davon mehrere, mittelst eines Zünders, nach einander losgehen und das Annähern verhindern.

More (Hannah), diese ausgezeichnete englische Schriftstellerin war eine der fünf Töchter eines armen Dorfschullehrers im Kirchspiel Hanham bei Bristol. Das zufällige Lesen eines einzelnen Bandes von Richardsons Pamela erregte bei ihr einen Durst nach Belehrung, und einige Damen der Nachbarschaft suchten durch ihre Unterstützung der Neigung des jungen Mädchens zu genügen. Sie machte so schnelle Fortschritte, daß sie die allgemeine Bewunderung sich erwarb. Ein Doctor Stonhouse zu Bristol zeichnete sich durch seine freundschaftliche Sorge für sie aus; dieser unterstützte sie bei der Errichtung einer Erziehungsanstalt, die unter der geschickten Leitung Hannah More's und ihrer Schwestern einen hohen Grad von Vollkommenheit erreichte. Derselbe verschaffte ihr die Bekanntschaft mit dem berühmten Garrick, der sie beredete, für die Bühne zu schreiben. Ihre Arbeiten für das Theater wurde sehr beliebt; aber wenig Jahre nachher erhielten die

religiösen Ansichten unserer Dichterin eine so ernste Richtung, daß sie in der Vorrede zum 3. Bande ihrer Werke erklärte: sie finde den gegenwärtigen Zustand der Bühne dem Wesen des Christenthums so wenig gemäß, daß sie ihre dramatischen Werke für bloße Gedichte gehalten wissen wolle. Nachdem sie sich durch den Ertrag ihrer Schriftstellerei eine Art von Unabhängigkeit verschafft hatte, begab sie sich mit ihren Schwestern von Bristol nach Menbiz, wo sie sich durch Errichtung und Verwaltung mehrerer Armenschulen für die Kinder der Kohlen- und Bleierzgräber große Verdienste erwarb. Allein diese menschenfreundlichen Anstalten fanden bald Widersacher; es erhob sich ein Streit für und gegen diese Schulen, an dem die edle Stifterin aber keinen Antheil nahm, die vielmehr die Früchte ihrer Bemühungen für ihre Beweggründe und ihr Verfahren sprechen ließ. Als die Erziehung der Prinzessin Charlotte ein Gegenstand der Aufmerksamkeit ihrer erhabenen Familie wurde, ward Miß Hannah More in dieser Hinsicht von der Königin selbst um Rath gefragt. Bei dieser Gelegenheit gab sie ein Werk über die Erziehung junger Fürstinnen heraus (Hints towards forming the Character of a young Princess. 2 Voll. 8. 1805), wodurch sie nicht blos den Beifall der königlichen Familie, sondern allgemeine Achtung erwarb, so wie sie überhaupt die berühmtesten Personen und Schriftsteller Englands zu ihren Freunden zählt. Seit einigen Jahren ist diese achtungswürdige Schriftstellerin an einer sehr schmerzhaften Krankheit bettlägerig. Dessen ungeachtet blieben literarische Arbeiten ihre Lieblingsbeschäftigung. Besonders suchte sie den Roman zur Verbreitung sittlicher und religiöser Grundsätze zu benutzen. Von ihren Schriften, welche bleibende Denkmale der Reinheit ihres Sinnes und der Größe und Fruchtbarkeit ihres Genies sind, nennen wir nur den Roman, Coelebs in search of a Wife, 2 Voll. 8. 1809, der in einem Jahre 10 Auflagen erlebte.

Morea, eine bergige Halbinsel, welche der südliche Theil von Griechenland ist und vormals Peloponnesus hieß. Sie wird durch einen schmalen Landstrich (den corinthischen Isthmus) mit dem eigentlichen Griechenland verbunden, und von dem Golfo di Lepanto, dem griechischen Meere und dem Archipelagus bespült. Den Namen hat sie unter den letztern griechischen Kaisern bekommen wegen der Aehnlichkeit ihrer Figur mit dem Blatte eines Maulbeerbaums, der im Griechischen Morea heißt. Die Luft ist warm aber ziemlich temperirt, und der Boden fruchtbar an Getraide, edeln Baumfrüchten, Wein, Oel, Seide (Moreaseide), Baumwolle, Schafwolle, Galläpfeln u. s. w. Der wichtigste Ausfuhrartikel sind die unter dem Namen Corinthen bekannten kleinen Rosinen; man schätzt die jährliche Ausfuhr auf 800,000 Centner. Morea wird eingetheilt in die vier Provinzen Clarenza, Saccania, Belvedere und Zaconia oder Braccio di Maina. Es kam mit dem Fall des oströmischen Kaiserthums in die Gewalt der Türken. In dem Kriege gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde es von den Venetianern erobert, aber im J. 1715 von den Türken wieder genommen und im passarowitzer Frieden von ihnen behauptet. Im J. 1770 machten die Russen vergebliche Landungen und Angriffe auf Morea; sie konnten sich gegen die Anstrengungen der Türken und Albaneser nicht erhalten, welche in der Folge an den Griechen, als erklärten Rebellen, strenge Rache nahmen. Die ganze Halbinsel steht unter einem Pascha von drei

Roßschweifen, welcher seinen Sitz zu Tripolitza hat. Außer ihm gebietet der Pascha von Napoli die Romania von zwei Roßschweifen über den nordöstlichen Theil des Landes, und in den übrigen Gegenden sind mehrere Sandschiaks und Beys, welche selten die Befehle des Pascha anerkennen. Im Süden wohnen die Mainotten (s. d. Art.). Ohne dieselben schätzt man die Bevölkerung auf 400,000 Griechen, 15,000 Türken und 4000 Juden. (Vergl. Osmanisches Reich).

Moreau, in der Mahlergeschichte unter dem Namen des Jüngern bekannt, war zu Paris 1741 geboren, legte sich zuerst unter dem Mahler Le Lorrain auf die Mahlerei, und ging, als derselbe zum Director der Petersburger Kunstakademie nach Rußland berufen wurde, als dessen Adjunct mit nach Petersburg, ungeachtet er damals erst 17 Jahr alt war. Zwei Jahre darauf starb Le Lorrain und Moreau kehrte nach Paris zurück. Bei gänzlichem Mangel an eignem Vermögen verließ er jetzt die Mahlerei, und erlernte unter Ledas die leichter nährende Kupferstecherkunst, zumal da er zugleich ein sehr geschickter Zeichner war, und, was er in Kupfer stechen wollte, selbst zeichnete. Er erlangte in seiner neuen Laufbahn bald einen solchen Ruf, daß, wenn ein Buch mit Kupfern gezirt erscheinen sollte, diese von Moreau gezeichnet und gestochen seyn mußten, wenn es Glück machen sollte. Er hat zu nachstehenden Werken französischer und alter classischer Autoren Kupferstiche geliefert: zum Homer, Thucydides, Marc-Aurel, Virgil, Juvenal, Ovid, Corneille, Racine, Lafontaine, Regnard, Crebillon, Rousseau, Montesquieu, Marmontel, Raynal, Mably, Gresset, Barthelemy, Saint-Pierre, Voltaire und Moliere, zu jedem der beiden letztern zwei verschiedne Suiten von Kupfern (die zusammen aus mehr als hundert Blättern bestehn), ferner sechzig Blätter zu Geßners Schriften, achtzig für das neue Testament, und hundert und sechszig zur französischen Geschichte. Die große Verschiedenheit in diesen Gegenständen setzt eine große Mannichfaltigkeit von Kenntnissen voraus; auch besaß dieselbe Moreau in so hohem Grade, daß er gleichsam für eine lebendige Kunst-Encyclopädie gelten konnte. — Im J. 1770 ward ihm die Entwerfung aller zu den Hof- und öffentlichen Festen erfoderlichen Zeichnungen übertragen, und er begann dies Amt mit den Entwürfen zu den Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins und der übrigen königlichen Prinzen. Im J. 1775 gab er seine zur Krönungsfeier Ludwigs XVI. gelieferten Zeichnungen von ihm selbst in Kupfer gestochen heraus und ward darauf zum Mitgliede der Mahlerakademie aufgenommen, auch zum königlichen Cabinetszeichner ernannt. Von seinem ungeheuren Fleiß zeugt die Menge seiner Kunstarbeiten; denn nächst dem, was er als königlicher Cabinetszeichner angefertigt hat, beläuft sich die Zahl seiner zu Kupferstichen gelieferten Zeichnungen auf 2400 Blätter. Im J. 1784 unternahm er eine Reise nach Italien, die in seinen Kunstansichten und Kunstproducten Epoche machte. Alles, was er seit dieser Zeit lieferte, ist freier, edler und weniger manierirt. Noch im J. 1810 zierte er die Kunstausstellung durch zwei Zeichnungen, auf deren jeder über 300 Figuren waren. Seine hohe Uneigennützigkeit erlaubte ihm nicht, Vermögen zu sammeln. Er starb zu Paris 1814.

Moreau (Jean Victor), der Sieger von Hohenlinden, geboren zu Morlaix im Depart. Finisterre 1761, hatte zu Rennes die Rechte studirt. Die akademische Bildung gab seinem Geiste wissenschaftliche Reife und seiner Denkart jene Achtung für die Gesetze, die

er in allen Verhältnissen bewährte. Schon im Mai 1788 trat er an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers auf. Als aber dieselben Stände den königlichen Befehl in Ansehung der von der Nation gefoderten Versammlung der Reichsstände aus Castengeist sich zu vollziehen weigerten, da nöthigte Moreau sie im Namen der bewaffneten Bürger zum Nachgeben. — Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurden Kriegskunst und Geschichte seine Hauptstudien. In der Nordarmee gab er zuerst bei der Schlacht von Neerwinden (18. März 1793) Beweise seines militärischen Talents. Er kam in Souhams Generalstab, unter Pichegru's Oberbefehl. Im April 1794 ward er Divisionsgeneral; dann führte er den rechten Flügel der Nordarmee über die zugefrorne Waal. Schon damals bewies er sich eben so streng und redlich im Dienst, als menschlich und gebildet in jedem Verhältnisse. Er verwarf die Blutbefehle Robespierres, und ahmte nie die Sprache der Sansculotten nach. Sein Ruhm als Feldherr blieb makellos von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moselarmee trat (24. April 1796), bis zu dem Tage, wo er durch den Waffenstillstand zu Steyer den Frieden von Lüneville seinem Vaterlande gab (25. Dec. 1800). Dreimal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein; im Junius 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim und im April 1800 bei Kehl und Breisach. Eben so gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergänge und seine Rückzüge, im Oct. 1796 vom Lech bis Hüningen, und im Mai 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, stellen ihn eben so sehr den größten Feldherrn gleich, als die Kunst seiner Märsche, die Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vorsicht seiner Bewegungen und die Bestimmtheit seiner Anordnungen. Er rettete dreimal Frankreichs Heer, und bildete zweimal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. So schlug Moreau d. 5. Julius 1796 den General Latour bei Rastadt, am 9. Julius den Erzherzog Carl bei Etlingen; so siegte er auf seinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberach den 2. Oct.; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; so behauptete er, selbst geschlagen, wie bei Emmendingen d. 19. Oct. und bei Schliengen d. 24. Oct., seinen Ruhm vor Kehl und Hüningen durch die wichtige Vertheidigung dieser schlecht befestigten Plätze. Dabei war Moreau mitten in Feindesland menschlicher und uneigennütziger als irgend ein anderer Feldherr der Republik. Er verschmähte, sich zu bereichern; er jagte räuberische Generale, wie Vandamme, von seinem Heere weg; er strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsrechts. So streng er war in der Kriegszucht, so mild war er im Umgange mit seinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit seinen Soldaten Mangel und Noth. Daher die begeisterte Liebe für ihn. In Frankreich schwur der Krieger bei Moreau's Namen. Aber seine Mäßigung und seine Freundschaft für Pichegru machten ihn verdächtig. Der Director Rewbel war sein Feind. Moreau verlor daher nach dem 18. Fructidor (4. Sept. 1797) den Oberbefehl. Doch schon im Nov. 1798 sah das Directorium sich genöthigt, ihn als zweiten Generalinspector bei der italienischen Armee unter Scherer wieder anzustellen. Zu spät übergab man ihm den Oberbefehl. Mit einem geschlagenen Heere von 28,000 Mann mußte

ſich Moreau vor 80,000 Ruſſen und Oeſterreichern, welche Suwarow anführte, nach Piemont und in das Genueſiſche zurückziehn. Er that dies ſo, daß er dem in Unteritalien abgeſchnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug ſicherte, indem er ſelbſt in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vordrang und den 19., 20. und 21. Junius in der Ebene von Marengo die Generale Bellegarde und Seckendorf ſchlug. Dadurch zog er Suwarow von der Verfolgung des an der Trebia (17. 18. 19. Jun.) geſchlagenen Macdonald ab, und nahm hierauf, im Beſitz der Bocchetta bei Novi mit 14,000 Mann eine Stellung, wo Macdonald mit den Trümmern ſeines Heeres ihn erreichen konnte. Er ſtellte hierauf die Armee wieder her, mußte aber den Oberbefehl an Joubert abgeben. Als dieſer in der Schlacht bei Novi (15. Aug.) blieb, ſtellten ſich die franzöſiſchen Generale einmüthig unter Moreau's Oberbefehl, und nach zwanzigſtündigem Kampfe, in welchem er ſelbſt verwundet wurde und drei Pferde verlor, ſicherte er den Rückzug des Heers. Hierauf ging Moreau nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm damals die erſte Stelle im Staate an. Allein er lehnte ſie ab, und unterſtützte Bonaparte'n am 18. Brumaire, weil er ſah, daß dieſer die Mehrheit für ſich hatte. Hierauf gab ihm Bonaparte den Befehl über die Rheinarmee, welche aber erſt von Carnot und Moreau gebildet werden mußte. Mit ihr drang Moreau nach den Siegen bei Engen d. 3. Mai 1800, bei Möskirch d. 5., bei Biberach d. 9. Mai, und bei Memmingen bis an den Lech vor, zwang den öſterreichiſchen Obergeneral Kray, die feſte Stellung bei Ulm zu verlaſſen, ging über die Donau, ſchlug ihn bei Hochſtädt, Nördlingen und Neuburg, drang bis Regensburg vor, und beſetzte München. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien und nöthigte den Feind, durch die Verträge zu Parsdorf und Hohenlinden, ihm Regensburg, den tyroler Paß Reutti, Philippsburg, Ulm und Ingolſtadt zu übergeben. Nach der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes ſchlug er die öſterreichiſche Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden d. 3. Dec. (wo General Richepanſe den Sieg entſchied), ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und ſchloß mit dem Erzherzog Carl einen Waffenſtillſtand zu Steyer d. 25. Dec., durch den er die Feſtungen Würzburg, Braunau, Kufſtein und Scharnitz erhielt, und den Lüneviller Frieden vorbereitete. Nach dem Frieden lebte er mit ſeiner Gemahlin, einer geb. Hulot, auf ſeinem Landgute Grosbois bei Paris von ſeinem rechtlich erworbenen Vermögen. Er vermied den Oberconſul, lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, und erklärte ſich gegen Vertraute, u. A. gegen Garat, mit Offenheit über die Lage der Republik. Doch ſprach er nie das Wort aus, das man ſo oft von ihm verlangte: das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. „Wir taugen nicht zu Verſchwörungen," war ſeine Aeußerung, „aber ich kenne einen Verſchwörer, dem Bonaparte nicht entgehen wird, der iſt er ſelbſt! Er wird ſich in ſeinen Thorheiten vernichten." So lebte Moreau ſchuld- und furchtlos. Aber der Oberconſul haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigſten an die Spitze der Gegenpartei ſtellte. Er umgab ihn daher mit Aufpaſſern. Darauf zeigte ein Verbrecher, um ſich von der Todesſtrafe zu retten, an, Georges Cadoudal und Pichegru ſeyn in Paris verſteckt, und Moreau wiſſe darum. Auch hatte ſich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtigt, die der Abbé David, der gemeinſchaftliche Freund Pichegru's und Mo-

reau's, an letztern geschrieben, um ihn mit Pichegru auszusöhnen, damit er dessen Ausstreichung von der Emigrantenliste befördern möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen. Nun ließ der Oberconsul Moreau sofort als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen (d. 15. Febr. 1804). Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzusetzen, hob durch einen Senatsbeschluß vom 28. Febr. das Gericht der Geschwornen bei Untersuchungen von Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein von der Regierung ernanntes Criminalgericht. Doch Moreau wollte sich dem Oberconsul unmittelbar mittheilen; er schrieb ihm daher den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung: „Eröffnungen seyen ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen, sey seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schandlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey, oder mit denen er ehemals in Freundschaft gestanden." Indeß wurden erst den 26. May die Sitzungen des Criminalgerichts eröffnet, und die Anklageakte trug gegen Moreau und Georges, als die Häupter der Verschwörung, und bei 42 Mitverschwornen auf die Todesstrafe an. Pichegru (s. d. Art.) läugnete jede Verbindung mit Moreau, Georges u. A. Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, läugnete aber ebenfalls jede Verbindung mit Moreau. Als nun Moreau von dem Oberconsul auf seinen Brief keine Antwort erhielt, erklärte er schon am 11. April offen vor den Richtern, Pichegru sey zweimal zu ihm gekommen, habe ihm beim zweiten Besuche einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Uebrigens sagte kein Zeuge gegen Moreau aus und kein schriftlicher Beweis ward gegen ihn aufgefunden. Die Anklage beruhte einzig auf widersprechenden und unzusammenhängenden Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber schon im ersten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Aussagen als erzwungen oder entstellt zurücknahmen. Gleichwohl bestand der Generalprocurator am 3. Junius auf seiner Anklage, daß Moreau die Bourbons habe widerherstellen, oder sich der Dictatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten, Namens Rolland, welchen Pichegru als Unterhändler an Moreau abgeschickt, von dem Staatsrathe Real bei dem Verhöre in den Mund gelegt worden: „Wir wissen, sagte der Richter, daß Sie zu Pichegru gesprochen, Moreau habe einen starken Anhang im Senate; wir wissen, daß man gesagt, Moreau stehe an der Spitze einer Volksbewegung. Besinnen Sie sich, sonst hält man Sie nicht für einen Vertrauten, sondern für einen Mitschuldigen." Rolland sagte nun aus, daß Moreau sich auf diese Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von sich gewiesen habe, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegru zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegru'n gerathen, nach Deutschland zu gehn, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er beiden sein Haus verboten, und da Pichegru dennoch ein zweitesmal zu ihm gekommen und zu erforschen gesucht, ob er den Bourbons geneigt wäre, ihm widersprochen, und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegru darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen

worden, wobei Moreau jede Unternehmung für die Bourbons ihm als thöricht vorgestellt habe. Endlich war Moreau nicht einmal wegen Unterlassung der Anzeige strafbar; denn diese war durch kein französisches Gesetz geboten. Die öffentliche Meinung erklärte sich daher laut für seine Lossprechung; so auch die Generale Macdonald und Lecourbe. Man drang sogar des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß auch nur ein Tropfen Bluts für ihn vergossen würde. Endlich ward nach achtzehnstündiger Berathung das Urtheil d. 10. Junius gesprochen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General Moreau für unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein Savary, Real und andre Boten gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgesprochen werden; doch wagte es der Kaiser nicht, den edelsten Bürger Frankreichs zum Tode verurtheilen zu lassen. Endlich verurtheilte die Mehrheit der Richter Moreau zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Nur Lecourbe, Rigoud und Dameuve beharrten bei ihrer Abstimmung für gänzliche Freisprechung. Moreau hörte ruhig das Urtheil, und begab sich, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: Keine Haft, Freiheit für Moreau! in das Gefängniß zurück. Der Kaiser beschloß hierauf, den gefürchteten Mann zu verbannen; und der Justizminister machte den 21. Junius bekannt, der Kaiser habe Moreau'n die verlangte Erlaubniß ertheilt, nach Amerika zu gehn, doch dürfe er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder betreten. Savary brachte ihn nach Spanien, und Moreau schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein, wohin ihm seine Gemahlin folgte. Nach mehreren Reisen in dem Freistaate kaufte er sich zu Morisville am Delaware unweit Philadelphia an. Den Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Unter den wenigen Freunden, mit denen er umging, befand sich auch sein Adjutant, der Oberst Rapatel. Im December 1811 verlor er durch Brand sein Landhaus mit einer auserwählten Bibliothek. Bald darauf starb sein Sohn. Jetzt lud ihn sein Freund, der Kronprinz von Schweden, zu sich nach Stockholm ein. Allein Moreau konnte erst im Junius 1813 auf des Kaisers Alexander Einladung sich entschließen, seine Freistätte zu verlassen. Er landete d. 26. Junius 1813 in Gothenburg; den 7. August kam er in Stralsund an, wo der Kronprinz drei Tage mit seinem alten Freunde im innigsten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin nach Prag. Hier besuchte ihn den 17., am Tage nach seiner Ankunft, der Kaiser Alexander. Moreau trat nicht in russische Dienste, ob er wohl die Uniform eines kaiserlichen Generaladjutanten trug. Alexander behandelte ihn wie seinen Freund, und Moreau begleitete den Kaiser auf dem Marsche gegen Dresden; doch war der Angriff auf diese Stadt nicht Moreau's Plan gewesen. (S. Dresden im J. 1813.) Als man Dresden am 26. August vergebens beschossen hatte, schlug man sich am 27. für den Rückzug. Moreau befand sich mitten im Feuer. Da er sah, daß Napoleon den linken Flügel der Oesterreicher umging, so eilte er zum Kaiser Alexander. Er traf ihn Mittags hinter einer preußischen Batterie, auf der Höhe bei Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiser sprach, stürzte er plötzlich mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel aus einer in einem Hohlwege seitwärts aufgefahrnen französischen Feldbatterie hatte ihm beide Beine zerschmettert.

Ruhig ertrug er die Ablösung. Er ward über das Gebirge getragen; klagte nie, tröstete seine Freunde, und starb am 2ten Septbr. 1813 zu Laun in Böhmen. Seine abgelösten Beine wurden unter dem Denkmale beigesetzt, welches ihm Fürst Repnin, als Generalgouverneur von Sachsen, auf der Höhe von Dresden, wo er gefallen, am 4. Nov. 1814 errichten ließ. (S. deutsche Blätter 5. Bd. 32. St.). Sein Leichnam wurde am 4. Nov. 1814 in Petersburg feierlich beerdigt. Als Mensch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthum neuer Bildung und mit der Anmuth des französischen Charakters. Er kämpfte nie als Soldat, sondern stets als Bürger, den Blick gerichtet auf sein Vaterland. Seine Größe war seine Menschlichkeit. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm sich öffnete, im Angesichte des Nachruhms, Frankreichs Retter zu seyn, und der Wiederhersteller der Freiheit. Wäre er am Leben geblieben, so wurde Napoleon wahrscheinlich früher besiegt; aber das linke Rheinufer hätte Moreau's Einfluß wohl für Frankreich zu erhalten vermocht. Seine Wittwe und Tochter leben jetzt in Paris. Man sehe die Biographie: Victor Moreau und seine Todtenfeier, vom Professor Hasse, mit einer Abbildung des ihm auf dem Schlachtfelde vor Dresden errichteten Denkmals. G.

Morellet (Abbé), geb. 1727 und gest. 1818, war einer der Gelehrten, die in ihrer Jugend durch Madame Geoffrin (s. d. Art.) unterstützt, und so begünstigt wurden, daß sie sich mit Ruhe ganz den Wissenschaften widmen konnten. Er lebte lange bei dieser geistreichen Frau, verband sich hier mit Suard, d'Alembert, Marmontel, und war einer der thätigsten Beförderer der französischen Encyclopädie, so wie eines der ausgezeichnetsten Glieder der Pariser Gesellschaft, welche sich unter Ludwig XV. zu einem so hohen Grade von Feinheit und Anmuth, aber auch von Oberflächlichkeit und Sittenverderbtheit entwickelt hatte. Er spielt in allen Memoiren dieser Zeit (z. B. in denen von Marmontel, der Madame d'Epinay, von J. J. Rousseau, von Grimm u. s. w.) eine wichtige Rolle. Der Partei der Oekonomisten hing er eifrig an, und schrieb im Geist derselben eine Menge kleiner Schriften, die zu ihrer Zeit großes Interesse erregten. Er erlebte die Revolution, und war glücklich genug, alle Gefahren derselben zu umschiffen, und sogar die erste und zweite Restauration zu erreichen. Im J. 1785 ward er in die französische Akademie an Millots Stelle aufgenommen, und 1791 war er einer ihrer wackersten Vertheidiger, insbesondere gegen Chamfort und Mirabeau, welche die Aufhebung aller Akademien bewirkten, bis sie unter dem Convent als Nationalinstitut, dessen Mitglied Morellet auch wurde, wieder erstanden. Seine Schriften sind zahlreich und die kleinern in den Mélanges de Littérature, Paris 1818, 4 Vol. gesammelt.

Morelli (Dom Jacobo), Director der berühmten St. Marcusbibliothek zu Venedig, und einer der gelehrtesten Bibliographen unsrer Zeit, Mitglied des Instituts des lombardisch-venetianischen Königreichs u. s. w., ist um das Jahr 1747 im Venetianischen geboren. Im J. 1774 gab er eine historische Abhandlung über die Bibliothek heraus, deren Vorsteher er schon damals war. Der große Reichthum der Bibliothek Nani reizte seine Bewunderung, und er

faßte die Beschreibung ihrer lateinischen und italienischen Handschriften ab, welche 1776 unter dem Titel Codices manuscripti latini und I Codici manoscritti volgari della libreria Naniana in 2 Quartbänden zu Venedig erschien. Andere (Mingarelli und Assemani) setzten die Beschreibung dieser Bibliothek fort; Morelli dagegen lieferte einen gelehrten Catalog der kostbaren und reichen Pinellischen Bibliothek, unter dem Titel: Bibliotheca Maphaei Pinellii Veneti, 6 Bände 8. mit Kupfern, Venedig 1787. Im J. 1801 gab ihm die Auffindung einer Handschrift aus dem 16ten Jahrhundert Veranlassung, auf dem Gebiet der Künste sehr interessante Forschungen anzustellen, die er zu Bassano unter dem Titel: Notizia d'opere di disegno nella prima metà del secolo XVI., esistenti in Padova, Cremona, Milano etc., scritta da un anonimo di quel tempo, pubblicata ed illustrata da J. Morelli. Zwei Jahre darauf erschien ebendaselbst seine von großer und umfassender Gelehrsamkeit zeugende Bibliotheca Divi Marci Venetiarum manuscripta graeca et latina, 2. Bde. 8. Morelli's übrige sehr zahlreiche Schriften hier aufzuführen, würde zu weitläuftig seyn; es sind darunter auch verschiedne bis dahin noch ungedruckte Fragmente alter Schriftsteller, namentlich des Dio Cassius.

Morelos (Don Juan Martin), ein Geistlicher, trat nach seines Freundes Hidalgo Tode (27. Jul. 1811) an die Spitze der Insurgenten in Mexiko, und begeisterte sie durch seine Beredsamkeit zu dem hartnäckigsten Widerstande. Wie ein Prophet ertheilte er Befehle, die pünktlich befolgt wurden. Im J. 1812 vertheidigte er die Stadt Quautla 75 Tage lang gegen den spanischen General Calleja. Als ihn am 2ten Mai der Hunger zwang, die Stadt zu räumen, schlug er sich durch, und bemächtigte sich mehrerer Städte, selbst Acapulco's. Allein den 7ten Jan. 1814 ward er beim Angriffe auf Valladolid vom spanischen General Llano geschlagen und verlor 700 Gefangene. Vergebens trug Morelos auf die Auswechselung derselben gegen 500 Spanier an, die einer seiner Unterbefehlshaber wenige Tage zuvor gefangen genommen hatte. Llano ließ sämmtliche 700 Insurgenten auf der Stelle hinrichten, worauf Morelos an den 500 gefangenen Spaniern das Vergeltungsrecht ausübte. In der Folge erfocht er neue Vortheile, und der Congreß zu Apatzingam (45 spanische Meilen von Mexiko) erwählte ihn zum Mitgliede des Vollziehungsraths, der aus drei Personen bestand. Im October 1815 marschirte er nach Puente del Rey, um sich mit den daselbst gelandeten Generalen Toledo und Humbert zu vereinigen; allein er ward durch Verrätherei von den Royalisten überfallen, geschlagen und gefangen. Man führte ihn nach Mexiko, wo er durch drei Bischöfe seiner geistlichen Würde entsetzt und hierauf der Ketzerei angeklagt ward, wovon ihn jedoch das Inquisitionsgericht frei sprach. Der damals zu Tehuaran residirende Congreß machte vergeblich durch ein an den Vicekönig Venegas erlassenes Schreiben die dringendsten Vorstellungen, das Leben des Morelos, „eines der größten Kriegshelden Mexiko's," zu schonen. Da aber selbst der Vicekönig fürchtete, die Hinrichtung dieses auch in der Hauptstadt bewunderten Mannes möchte einen Volksaufstand zu Mexiko erregen, so ließ er ihn zu Cristobal, 6 Stunden von der Hauptstadt, von hinten erschießen. — Nach Morelos Tode wurden die Insurgen-

ten uneins; ihr Congreß löste sich auf, und der neue Vicekönig Apodaca gewann durch Milde einen großen Theil der Insurgenten. Vgl. den Art. Westindien. K.

Mören, Moiren, s. Parzen.

Moreri (Louis), Doctor der Theologie, geb. den 25sten März 1643 zu Bagemont in Provence, studirte zu Draguignan, Aix und Lyon. In der letztern Stadt predigte er fünf Jahre als Controversprediger. Moreri hatte sich durch eine schlechte Allegorie, Le Pays d'Amour betitelt, schon in seinem 18ten Jahre bekannt gemacht. Bald trat er mit nützlichern Arbeiten auf. Im J. 1673 erschien in einem Foliobande das Dictionnaire, das seinen Namen führt, und wozu Chappuzeau ihm die erste Idee gegeben zu haben behauptet. Er dedicirte dasselbe aus Dankbarkeit dem Bischof von Apt, Gaillard de Lonjumeau. Die Schwester dieses Prälaten verschaffte ihm eine Stelle bei dem Staatssecretär Pompone, und Moreri konnte davon die größten Vortheile hoffen; aber sein ununterbrochener Fleiß, womit er an einer neuen Auflage seines Dictionärs arbeitete, erschöpfte seine Kräfte, so daß er 1685 in einem Alter von 38 Jahren zu Paris starb. Der erste Band der neuen Auflage war bereits erschienen; der zweite folgte einige Monate nach seinem Tode. Moreri war ein sehr belesener Literator; aber es fehlte ihm an Geschmack und Phantasie. Sein Werk, das gänzlich umgearbeitet und bedeutend vermehrt worden, führt noch seinen Namen, ist aber nicht mehr von ihm. Zu viel unzuverlässige Genealogien, Artikel über unbekannte Personen, Ungenauigkeiten, Fehler in der Sprache, Mangel an Kritik, Präcision und Geschmack, haben diesem nützlichen Werke geschadet. Die geographischen Artikel sind besonders mangelhaft. Die geschätztesten Ausgaben sind vom J. 1718 (fünf Bände), von 1725 (sechs Bände) und von 1732 (ebenfalls sechs Bände). Der Abt Gouget hat ein Supplement in vier Foliobänden geliefert, welches Drouet in einer neuen Ausgabe in 10 Bänden 1759 umgearbeitet hat. — Die übrigen Werke Moreri's sind unbedeutend.

Moresken, Arabesken, s. Grotteskeu.

Moreto, mit seinem ganzen Namen Augustin Moreto y Cavana, ein vorzüglicher dramatischer Dichter der Spanier, welcher unter König Philipps IV. für die Dichtkunst so glorreicher Zeit lebte. Von seinem Leben ist uns weiter nichts bekannt, als daß er unter besonderer Gunst des Königs für das Theater, bald einzeln, bald mit mehrern andern Dichtern verbunden schrieb, später aber in den geistlichen Stand trat, und die dichterische Laufbahn ganz aufgab. Im Lustspiele, worin er vorzüglichen Ruhm erlangt hat, ziehen ihn viele dem Calderon noch vor, wiewohl sie Fehlerhaftigkeit der Plane und Incorrectheit an ihm tadeln. So Bouterwek in seiner Geschichte der spanischen Poesie und Beredsamkeit, und Sismondi in seinem Werke de la Littérature du midi de l'Europe T. III. Ersterer sagt von ihm: Einige seiner Stücke sind durch und durch komisch, und zugleich Charakterstücke, wenn gleich in der Form des spanischen Intriguenspiels. In seinem Lustspiele de fuera vendra, quien de casa nos echara. (ein Fremder wird kommen, der uns aus dem Hause treibt), welches nebst mehrern andern seiner Stücke in Huarte's Theatro Espannol steht, sind unter andern die Charaktere einer alten

Coquette, eines soldatischen Bonvivants und eines feigen, pedantischen und dabei verliebten Doctors der Rechte, freilich im Caricaturstyl, aber treffend und mit einer komischen Kraft gezeichnet, die nicht leicht zu erreichen ist. Ueberhaupt nähert sich Moreto weit mehr als Calderon dem Terenz; aber sein Grazioso (der scherzhafte Bediente in den Mantel- und Degenstücken) macht zu oft fade Späße. Auch Sismondi legt ihm das Verdienst einer auf dem spanischen Theater seltenen Charakteristik, und überdies noch eine größere Laune als dem Calderon bei, welche sich auch in seinen zu lustigen Situationen führenden Intriguen zeigen soll. — So wie die französischen Lustspieldichter, oft ohne ihre Quelle zu nennen, die spanische Bühne geplündert haben, so ist dies häufig dem Moreto geschehen. So führt z. B. Sismondi den Marques del Cigarral an, der fast wörtlich in dem Fastnachtsspiel Don Japhet von Armenien von Scarron übersetzt worden seyn soll. So ist ferner das noch ausgezeichnetere Intriguenstück Moreto's No puede ser (Es kann nicht seyn), in welchem eine Frau ihrem eifersüchtigen Liebhaber durch eine von ihr geleitete Liebesintrigue mit seiner Schwester beweist, daß es unmöglich sey, eine kluge Frau zu bewachen, von Dumaniant in dem bekannten Lustspiel Guerre ouverte (deutsch von Huber in der offnen Fehde bearbeitet) auf die französische Bühne übertragen, und von Moliere in seiner Männerschule benutzt worden. Auch scheint ihm Quinault einige Sujets zu seinen Opern zu verdanken. Einige andere Stücke Moreto's, El parecido en la corte und el mejor amigo el rey finden wir gelegentlich angeführt. Befremdend ist aber daß keiner der genannten Geschichtschreiber der spanischen Poesie Moreto's El desden con el desden, eines der berühmtesten und beliebtesten Lustspiele (comedia famosa) der spanischen Bühne anführt, welches durch West's (Schreivogels) deutsche Bearbeitung unter dem Namen Donna Diana, oder Stolz und Liebe (in drei Aufzügen) seit 1816 auf der deutschen Bühne Moreto's Andenken rühmlich erneuert hat. Der einfache aber schwierige Plan dieses Lustspiels besteht darin, daß Donna Diana, eine spanische Prinzessin, die vom philosophischen Wahn über die Niedrigkeit der Geschlechtsliebe beherrscht alle fürstlichen Freier mit stolzer Sprödigkeit verschmäht, endlich von Don Cesar, der auf seines Vertrauten Rath seine glühende Leidenschaft hinter dem Schein der spröden Gleichgültigkeit verbirgt, durch ihre eignen Waffen bekämpft, und indem sie mit gereiztem Stolz sein scheindar kaltes Herz zu überwinden strebt, selbst unvermerkt durch die Gewalt der Liebe überwunden wird. Und dieser Plan ist mit einer feinen, sich ächt dramatisch entwickelnden Charakteristik der auf einander einwirkenden Personen, mit meisterhafter Schattirung der in ihnen wechselnden Zustände, und mit so leichtem und feinem, den Kampf der Liebe selbst meisterhaft nachbildenden Dialog ausgeführt, daß dieses Lustspiel zu den geistreichsten dramatischen Seelengemählden gehört. Den Franzosen ist dieses Stück durch Moliere's Princesse d'Elide, und den Italienern durch Carlo Gozzi's Principessa filosofa o il contraveleno (1772 mit großem Beifall in Venedig aufgeführt) bekannt worden. Die Deutschen lernten dieses Stück zuerst durch Werthe's Uebersetzung dieser Gozzischen Bearbeitung (schon vor fast 40 Jahren in Wien und auf andern süddeutschen Theatern gesehen) kennen. — Was die

Ausgaben seiner Lustspiele anlangt, so ist ein Band derselben (Comedias de Moreto) zu Madrid 1654 erschienen. Die beste Ausgabe derselben soll zu Valencia 1676 und 1677 in drei Quartbänden erschienen seyn, und eine Auswahl von 36 Lust- und Schauspielen enthalten.

Morgagni (Giambattista), ein gelehrter Anatom, geboren zu Forli in Romagna im J. 1682, war Mitglied der Akademie zu Bologna, wo er studirt hatte. Die Republik Venedig berief ihn auf den Lehrstuhl der Anatomie nach Padua mit einem Gehalt von 6000 Franken. Morgagni vermehrte den Ruhm dieser Universität durch seine Entdeckungen. Seine wichtigsten Schriften sind: 1. Adversaria anatomica omnia. In der Ausgabe von Leyden 1741 findet sich überdies noch Nova institutionum medicarum idea; 2. Epistolae anatomicae; 3. De sedibus et causis morborum per anatomen indagatis libri V.; 4. Verschiedene Briefe in der neuen Ausgabe von Valsava. — Morgagni hat seinen Namen einer kleinen Oeffnung der Zunge und einem Muskel des Zapfens gegeben, weil er sie zuerst entdeckte. Er starb im Jahre 1771 in einem Alter von 90 Jahren. Seine Werke sind von ihm selbst gesammelt 1765 in fünf Foliobänden zu Venedig erschienen.

Morgan (Lady), geb. Miß Owenson, die Verfasserin vieler Romane in englischer Sprache, die in ihrem Vaterlande einen außerordentlichen und in Frankreich einen großen Erfolg gehabt haben, weniger aber in Deutschland durch Uebersetzungen bekannt geworden sind, ist in Dublin geboren und die Tochter eines Schauspielers. Sie widmete sich von ihrem sechzehnten Jahre an der Schriftstellerei, wozu sie allerdings durch eine glänzende Einbildungskraft und durch eine fast gelehrte Bildung nicht ohne Beruf war. Man hat sie sogar in England der unsterblichen Verfasserin der Corinna entgegenstellen wollen. Das meiste Aufsehen erregte ihre Beschreibung einer Reise nach Paris im Jahre 1816, wo sie sich vorzüglich den Coriphäen der Opposition und der Revolution anschloß; sich aber in ihrem Werke die größten Blößen gab, die in den englischen Journalen, namentlich im Quarterly Review, ohne Schonung aufgedeckt wurden. Dennoch enthält dies Werk auch sehr anziehende Partien, und ist in mancher Hinsicht ein Seitenstück zu Reichardts Briefen aus Paris. — Von ihren Romanen nennen wir hier Odonnel und ihren neuesten (von 1818) Florence Maccarthy. — Ihr Gemahl ist Arzt. Von ihm rühren vier Excurse her, die ihrem Werke über Frankreich angehängt sind.

Morgana, s. Fata Morgana.

Morganatische Ehe (matrimonium ad morganaticam, matrimonium ad legem Salicam), auch Ehe zur linken Hand genannt, ist diejenige Ehe, bei welcher durch Ehepacten ausgemacht wird, daß die Frau und die Kinder von den Standesvorrechten und der Erbfolge des Gatten und Vaters ausgeschlossen seyn sollen. Das preußische Landrecht erlaubt ihre Abschließung Adlichen und Königlichen Räthen.

Morgarten. An der Gränze des Landes Schweiz befindet sich der Aegeri See. Er ist nur eine Stunde lang, aber sehr tief und reich an Fischen allerlei Art. An der Ostseite dieses Sees erhebt sich der Berg in dem Morgarten, dessen größter Theil

dem Canton Zug angehört. Er ist durch eine Schlacht merkwürdig, welche die helvetische Geschichte ruhmvoll auszeichnet. Die verbündeten drei Cantone hingen dem Kaiser Ludwig von Bayern an, denn das Haus Habsburg war ihnen verhaßt. Dadurch wurde Kaiser Friedrich von Oesterreich in hohem Grade erzürnt. Er erklärte die Schweiz in die Acht, und der Bischof von Constanz schleuderte den Bannstrahl auf sie herab. Kaiser Ludwig und der Erzbischof von Mainz sprachen sie aber von beiden los, und Kaiser Friedrich sah wohl ein, daß wirksamere Mittel nothwendig wären. Er zog im Jahre 1315 ein aus 20,000 Mann bestehendes Heer zusammen, dessen Oberbefehl seinem Bruder, Leopold von Oesterreich, anvertraut wurde, und rückte damit auf die Orte Schweiz, Uri und Unterwalden vor, deren Gegenmacht nicht mehr als 1600 brave Männer betrug. Dies Häufflein besetzte einen schmalen Weg, der sich zwischen dem Berge Morgarten und dem Aegeri-See hinschlängelte; ein Theil desselben stand an der Seite des steilen Berges. So sah man dem Feinde entgegen, der unvorsichtig genug war, sich in den engen Paß hereinzudrängen, der zu seiner Grabstätte bestimmt zu seyn schien. Kaum war Leopolds Heer, wo man es erwartete, als die Schweizer große Steinmassen auf selbiges herabrollten, dadurch die Reiterei in Unordnung brachten, eine Menge Oesterreicher verwundeten und tödteten, was von ihnen übrig blieb, anfielen und verfolgten, und so eine furchtbare Macht vernichteten. Der Sieg am Fuße des Berges Morgarten legte einen festen Grund zu dem Bunde der Schweiz. Die drei Cantone, die sich anfangs nur auf zehn Jahre vereinigt hatten, verbanden sich am 8ten December 1315 auf immer. Ihnen schlossen sich demnächst die andern Cantone an, und so entstand, so wuchs der bis jetzt noch bestehende eidgenossensche Bund und Verein. DH.

Morgen oder Morgengegend ist diejenige Himmelsgegend, in welcher die Gestirne aufgehn. Bei den Schiffern führt sie den Namen Osten. Sie liegt dem zur Linken, der sein Gesicht gegen Mittag gerichtet hat, und der Abendgegend gegenüber. — Morgen heißt aber auch die Morgenzeit, worunter wir die Stunden unmittelbar vor und nach Sonnenaufgang verstehn. — Morgenpunkt ist der Durchschnittspunkt des Aequators mit dem Horizonte an demjenigen Orte des Himmels, wo die Sterne aufgehn. Er ist einer von den vier Cardinalpunkten, welche die Lage der vier Welt- oder Himmelsgegenden bestimmen, und heißt bei den Schiffern Ostpunkt oder Osten. Die nach diesem Punkte hin liegende Gegend ist die Morgengegend. In den Tagen der Nachtgleichen, also um den 21sten September und 20sten März, geht die Sonne gerade in dem Morgenpunkte auf, so wie sie in diesen Tagen genau im Abendpunkte untergeht. An allen übrigen Tagen des Jahrs geht sie im Sommer jenseits des Morgenpunktes nach Norden hin, und im Winter diesseits desselben nach Süden auf. Am längsten Tage ist ihr Aufgangspunkt vom Morgenpunkte am weitesten gegen Norden, und am kürzesten Tage am weitesten gegen Süden entfernt.

Morgen, ein Morgen Landes; ein Feld- oder Ackermaaß, welches ungefähr so viel umfaßt, als ein Mann mit einem Gespann in einem Tage bearbeiten kann; also fast so viel als Juchart, Jauchart, Joch. Es ist in verschiednen Ländern verschieden. Ein

rheinländiſcher Morgen hat 600 Ruthen, oder zwei Jucharten. In der Mark Brandenburg rechnet man auf den großen Morgen 2290 Quadrattoiſen (die Toiſe zu 36 Quadratfuß alten Pariſer Maaßes), oder 400 Quadratruthen (die Ruthe zu 15 Schuh 2 Zoll Leipziger Maaß); den kleinen zu 724 Toiſen, oder 180 Ruthen. In Sachſen rechnet man den Morgen zu 300 Quadratruthen; Morgen und Acker ſind hier gleichbedeutend, und man rechnet auf einen Acker ungefähr zwei Scheffel Ausſaat; 30 Morgen betragen eine Hufe. Im Hannöverſchen rechnet man den Morgen zu 120 Quadratruthen oder 707 Toiſen; in Hamburg 3308 Toiſen; in Straßburg 527 Toiſen; in Frankreich 608 Toiſen; in Danzig 705; in Magdeburg 360.

Morgengabe, urſprünglich nach gemeinem deutſchen Privatrecht das Geſchenk, welches der neue Ehemann der Frau am Tage (Morgen) nach der Hochzeit macht, und deſſen freies Eigenthum auch folglich auf ſie übergeht. Man nennt dieſes die vertragsmäßige Morgengabe, in ſo fern ſie in einem Ehevertrage verſprochen wird, und aus demſelben, obgleich ſie in der Form eines Geſchenks eingekleidet iſt, auch rechtlich gefordert werden kann. Bei ſogenannten unſtandesmäßigen Ehen bekam ſie die Frau gewöhnlich ſtatt alles übrigen, und mußte durch dieſelbe für ſich und ihre Kinder ſorgen. Schon in den älteſten Geſetzen der deutſchen Nation kommen Spuren derſelben vor. Sie fand gewöhnlich beim Adel, weniger unter dem Bürgerſtande Statt. Ihre Größe hing in der Regel vom Vertrage ab. Unter der geſetzlichen oder ſächſiſchen Morgengabe aber verſtand man gewiſſe Dinge, welche eine adeliche Wittwe nach dem Tode ihres Gemahls aus ſeinem Landgute nothwendig bekommen muß. Sie ſoll ihren Grund in einer falſchen Erklärung des Sachſenſpiegels haben, die aber durch neuere Geſetze und Herkommen beſtätigt worden iſt. Die wichtigſten jener Sachen ſind: alles feldgängige Vieh weiblichen Geſchlechts, Schafe und Gänſe, zugelegtes Bauholz und nicht eingefugte Zaunſtöcke. Selten wird die ſächſiſche Morgengabe in Natur gegeben, ſondern es vergleichen ſich gewöhnlich die Erben des Mannes mit der Frau über ein Quantum, das ſie erhält.

Morgenröthe. Dieſe herrliche Erſcheinung am Oſthimmel kurz vor dem Aufgang der Sonne iſt eben das, was die Abendröthe am Weſthimmel kurz nach dem Untergange derſelben iſt. Daß die Sonnenſtrahlen und Dünſte oder Wolken zur Entſtehung beider Phänomene nöthig ſind, lehrt der Augenſchein. Nicht immer ſind Morgen- und Abendröthe gleich ſchön; bisweilen bemerkt man, wenn der Himmel ganz heiter iſt, nur eine ſchwache Röthe und bei ſehr lichtem dunkeln Gewölk gar nichts. An einer befriedigenden Erklärung dieſer Erſcheinungen fehlt es uns noch; doch iſt wahrſcheinlich, daß von dem Sonnenlichte, wenn es vom Horizonte her und alſo durch eine große Strecke von Luft kommt, zuerſt die blauen, dann die gelben und zuletzt die rothen Strahlen verloren gehen; daher die Sonne hoch am Himmel weiß, in niedrigern Gegenden gelblich und an der Gränze des Horizonts röthlich erſcheint, und Dünſte und Wolken auf gleiche Weiſe färbt. Eine hochrothe oder feurige Morgenröthe wird als Vorbote eines trüben regenhaften, und eine recht glänzende Abendröthe als Anzeige eines heitern morgenden Tages meiſtentheils mit Grunde

angesehn. Man erklärt dies dadurch, daß die Morgenröthe eine Wolkenmasse verkündigt, die für den anbrechenden Tag von Osten nach Westen über den Horizont heraufziehe; die Abendröthe hingegen eine vom Horizonte sich entfernende Wolkenmasse bedeute.

Morgenstern, der Planet Venus, wenn er, was in den Sommermonaten der Fall ist, Morgens vor dem Aufgange der Sonne am Himmel erscheint, ferner eine Waffe. S. **Planeten** und **Streitkolben**.

Morgenweite, der Abstand eines Punktes, in welchem ein Gestirn aufgeht, von dem Morgenpunkte.

Morghen (Rafael), berühmter Kupferstecher zu Florenz, geb. zu Neapel den 19ten Juni 1758. Die Künstlerfamilie der Morghen stammt ursprünglich aus den Niederlanden. Rafaels Großvater hatte sich von Montpellier nach Florenz gewendet, wo er Handlung trieb. Seine beiden Söhne, Philipp und Johann Elias, wurden Künstler; jener, Rafaels Vater, wurde Kupferstecher, der andre Zeichner. Beide arbeiteten zu Neapel mit an dem Prachtwerk über die Herculanischen Alterthümer. Rafael Morghen wurde von seinem Vater und Oheim im Zeichnen und in der Kupferstecherkunst unterrichtet. Er legte sich vorzüglich auf Landschaftszeichnung, und stach im Jahr 1775 verschiedne Ansichten aus den Umgebungen Neapels, die er selbst nach der Natur gezeichnet hatte. Um den jungen Rafael in seiner Kunst mehr zu vervollkommnen, schickte ihn der Vater 1778 nach Rom zu Johann Volpato, welcher damals der berühmteste Kupferstecher in Italien war. Morghen bildete sich in der Schule dieses großen Meisters, den er in der Folge übertraf, zum vollkommnen Künstler, verband sich genauer mit ihm zu gemeinschaftlichen Arbeiten, und heirathete 1781 Volpato's Tochter. Er erhielt im Jahre 1792 einen sehr vortheilhaften Ruf nach Neapel, zog aber eine Anstellung vor, welche ihm der Großherzog von Toscana, Ferdinand III., 1793 zu Florenz gab, und er ist seitdem beständig in dieser Stadt, als Professor der Kupferstecherkunst bei der dasigen Akademie der Künste, geblieben. Er hat sehr viel, besonders Portraits berühmter Männer, gestochen. Einige seiner vorzüglichen Arbeiten sind die Madonna della Seggiola nach Rafael, und die Madonna del Sacco nach Andrea del Sarto. Sein berühmtestes Blatt ist bis jetzt das **Abendmahl nach Leonardo da Vinci**, wovon Theodor Matteini die Zeichnung gemacht hatte. Morghen arbeitete drei Jahre an diesem Blatte, das 1800 zuerst erschien. Es wird sehr geschätzt und theuer bezahlt, vorzüglich die ersten Abdrücke mit der Schrift, die sich durch ein Comma nach dem Worte Vobis auszeichnen. Andre ausgezeichnete Arbeiten von ihm sind: die **Verklärung nach Rafael**, und die Portraits von Dante, Petrarca, Arioſto, Taſſo ꝛc. Er ist jetzt (1818) im Begriff, das vortreffliche Gemählde der Dresdner Gallerie, **die Nacht von Correggio**, nach der Zeichnung des Professors Seydelmann, zu stechen, — nach dem Urtheile der Kenner eine schwierige Aufgabe, die der große Künstler gewiß befriedigend lösen wird. Sein Bruder Antonio Morghen hat verschiednes mit ihm zugleich gearbeitet. Ein vollständiges Verzeichniß von Rafael Morghens Blättern, deren Zahl gegen 200 beträgt, hat N. Palmerini zu Florenz 1810 herausgegeben.

Morhof (Daniel Georg), der berühmte Literator, wurde 1639 zu Wismar geboren, besuchte die Schule seiner Vaterstadt und das Pädagogium zu Stettin, und studirte seit 1657 zu Rostock die Rechte, wobei er auch die humanistischen Wissenschaften trieb. Ein lateinisches Scherzgedicht auf den Tod eines Storchs, das er 1659 verfertigte, erwarb ihm 1660 die Professur der Dichtkunst zu Rostock, welche er nach seiner Zurückkunft von einer Reise nach Holland und England antrat, aber schon 1665 mit der der Rede- und Dichtkunst auf der neugestifteten Akademie zu Kiel vertauschte, wo er großen Beifall fand. 1670 machte er eine zweite Reise nach Holland und England, wurde nach seiner Rückkehr 1673 zugleich Professor der Geschichte, 1680 Bibliothekar, und starb am 30sten Juli 1691 auf der Rückreise von Pyrmont, wohin er wegen seiner Kränklichkeit gegangen war, zu Lübeck im 58sten Jahre. Durch sein allbekanntes Werk: Polyhistor (Lübeck 1688, 4. 4te Ausgabe ebendas. 1747, 2 Bde. 4.) regte er in Deutschland zuerst ein vollständigeres und planmäßigeres Studium der Literargeschichte an. Es war lange Zeit die Hauptquelle aller literarischen Notizen, und ist unzählig oft benutzt, studirt und ausgeschrieben worden. Wirklich enthält es auch einen bedeutenden Reichthum literarischer Notizen aller Art, und wenn auch nicht alle seine Urtheile die Probe halten, und namentlich seine Ansichten von der Literargeschichte als Wissenschaft noch sehr dürftig sind, so macht es doch noch mancher methodologischer Wink (z. B. über die Kunst des Lullus) auch für unsre Zeiten schätzbar. Sein Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätze, sammt dessen deutschen Gedichten (3te Aufl. Lübeck und Leipzig 1718, 8.) ist besonders von der historischen Seite wichtig. Seine deutschen, so wie seine lateinischen (Lübeck 1697, 8.) Gedichte hingegen sind von geringem Belang. A—s.

Morillo (Don Pablo), königl. spanischer Heerführer gegen die Insurgenten in Caraccas und Venezuela. Er hatte sich im Kriege gegen die Franzosen ausgezeichnet; daher sandte ihn Ferdinand VII. mit 10,000 Mann im April 1815 nach Caraccas, um die neuentstandene Republik Venezuela zu bekämpfen. Mit seiner Ankunft verschwand jede Hoffnung zur Aussöhnung. Wie er die Anstrengungen Bolivars, des Heerführers der Insurgenten, mehrmals vereitelt, wie er Carthagena erobert und den Congreß von Neu-Granada in St. Fe de Bogota zerstreut, wie er, grausamer und treuloser als Alba, Cortez und Pizarro, die spanische Herrschaft an den Ufern des Orinoko nur verhaßter gemacht hat, so daß die zuletzt im J. 1817 von ihm im Namen Ferdinands VII. angebotene Amnestie verworfen wurde, wird unter dem Artikel Westindien erzählt. Unter ihm zeichneten sich der General Morales (D. Francis Thomas) durch Tapferkeit, und der Pater Torres, der neue Inquisitor von Carthagena, durch sein furchtbares Unterdrückungssystem aus. Der Angriff Morillo's auf die Insel Marguarita (jetzt Neu-Sparta) im J. 1817 ward durch die muthvolle Vertheidigung der Einwohner gänzlich vereitelt. Durch die Siege über Bolivar im April 1818 hat er sich zwar in dem Besitze der Küsten und einiger Städte, wie Caraccas und Carthagena, behauptet; allein dagegen hat ihm der Insurgenten-Admiral Brion, mit welchem sich im Jahre 1818 der brittische Lord Cochrane vereinigte, die Herrschaft auf dem Ori-

noko entrissen, und sein letzter Versuch (24sten Semptember 1818), den Insurgenten-General D. Pablo Zaraza zum Abfall zu bewegen, ist ohne Erfolg geblieben. Morillo ist ein erfahrner Feldherr; aber seine wilde Grausamkeit und Treulosigkeit haben jede Aussöhnung unmöglich gemacht. Ohne Unterstützung aus Spanien wird er sich nicht einmal in dem Besitze von Caraccas behaupten können. K.

Möris, s. Aegypten.

Moriskos, s. Mauren.

Moritz, Churfürst von Sachsen, war der Sohn Herzog Heinrichs zu Sachsen und wurde 1521 zu Freiberg geboren. Schon in seiner Jugend kündigte er sich als den großen Fürsten an, der einst der Retter seines Vaterlandes seyn sollte. Er zeigte große Talente, verbunden mit rastloser Thätigkeit und einem feurigen Charakter. Diese Eigenschaften schienen nicht wohl vereinbar mit der Beschränkung, die das kleine väterliche Erbe ihm anwies. Sein aufstrebender Geist wurde noch mehr geweckt, als er verschiedne deutsche Höfe besuchte, die den väterlichen an Glanz weit übertrafen. Damals (1541) vermählte er sich mit der Tochter des berühmten Philipp, Landgrafen von Hessen. In demselben Jahre starb sein Vater, und er übernahm zu einer Zeit, wo die Religionsstreitigkeiten Deutschlands Fürsten entzweit hatten, die Regierung seiner Lande. Obgleich selbst ein Bekenner des Lutherthums, weigerte er sich dennoch, dem (schmalkaldischen) Bunde der übrigen protestantischen Fürsten, die den neuen Glauben mit den Waffen in der Hand vertheidigen wollten, beizutreten, entweder weil er schon damals geheime Absichten auf die Churwürde hatte, und sich daher dem Kaiser gefällig machen wollte, oder weil er voraussah, daß die schlechte Organisation dieses Bundes den baldigen Fall desselben nach sich ziehen würde. Carl V. freute sich der Ergebenheit des tapfern Moritz, belohnte ihn durch vielfache Gunstbezeigungen, foderte ihn sogar auf, sich der Lande des Churfürsten Johann Friedrichs, der des Bundesheeres Anführer war, zu bemächtigen, und ertheilte ihm nachher 1549 auf dem Reichstage zu Augsburg feierlich die Churwürde. Der Kaiser, der einen der mächtigsten Reichsfürsten für sich gewonnen zu haben glaubte, verfolgte indeß seine ehrgeizigen Plane, die Rechte und Freiheiten der deutschen Fürsten zu vernichten und sich zum unumschränkten Beherrscher Deutschlands zu machen. Aber wie künstlich er auch seine Absicht verbarg und unter dem Schein, das Interesse der Catholiken zu beschützen, nur sein eignes förderte: so erkannte der in den krummen Gängen der Politik wohlerfahrne Moritz doch bald genug das eigentliche Ziel des herrschsüchtigen Carls. Er sah ein, daß ihm nur mit offener Gewalt zu widerstehen sey, und trug nun kein Bedenken, als Feind des Kaisers aufzutreten. Aber auch hierbei verfuhr er nicht ohne Arglist. Seine Rüstungen betrieb er im Jahre 1550 unter dem Scheine, die ihm vom Kaiser übertragne Vollziehung der Reichsacht gegen die Stadt Magdeburg auszuführen, schloß mit König Heinrich II. von Frankreich und einigen deutschen Fürsten 1551 geheime Bündnisse, und wußte seine Maaßregeln so geschickt zu nehmen, daß er Carln, der zu Inspruck am Podagra darniederlag, fast gefangen genommen hätte (1552). Als Rechtfertigungsgrund dieser unerwarteten Fehde führte Moritz an, daß der Kaiser gegen sein ausdrückliches und feierliches

Versprechen den Landgrafen Philipp von Hessen (Moritzens Schwiegervater) immer noch gefangen halte. Der Kaiser, den Alter und Krankheit beugten, eilte, durch seinen Bruder Ferdinand Vorschläge zur Aussöhnung thun zu lassen. In Folge dieser Verhandlungen kam der berühmte Vertrag zu Passau am 31sten Julius 1552 zu Stande. Moritz, der sich dadurch mit den Protestanten ausgesöhnt hatte, glaubte nun auch dem Kaiser einen Beweis seiner Anhänglichkeit geben zu müssen, und wohnte noch in demselben Jahre einem Zug gegen die Türken bei. Da aber nichts ausgerichtet wurde, ging er nach Sachsen zurück. Bald darauf verlor er am 9ten Juli 1553, zu frühzeitig für seine Lande, in einer Fehde gegen den Markgrafen Albrecht von Brandenburg das Leben. Wie man auch über den Charakter dieses ersten Churfürsten in Sachsen aus der Albertinischen Linie urtheilen mag, so muß man doch gestehen, daß er außer jener Klugheit, vermöge welcher er schlau die Umstände zu benutzen wußte, große Regenten- und Feldherrntalente besaß, die ihm zu einer der ersten deutschen Fürsten machen. Ungeachtet seiner kurzen Regierung verdankt ihm Sachsen viele nützliche Einrichtungen. Um die Bildung seines Volks und um die Wissenschaften erwarb er sich hohe Verdienste durch die Stiftung der Fürstenschulen und mancher nützlichen Institute der Leipziger Universität.

Moritz, Fürst von Anhalt-Dessau, königlich preußischer Generalfeldmarschall, geboren zu Dessau den 31sten October 1712, war der jüngste Sohn des großen Feldherrn Leopolds I., Fürsten von Anhalt-Dessau. Er trat mit funfzehn Jahren in preußische Kriegsdienste, wurde Hauptmann, und war bis 1758 in allen Feldzügen der drei ersten Kriege gegenwärtig. Er wohnte auch 1734 und 35 den Feldzügen am Rhein als Volontär bei. In den Schlachten von Hohenfriedberg, Kesselsdorf, Prag, Kollin, Rossbach, Zorndorf und Leuthen, in welcher letztern ihn Friedrich II. auf dem Schlachtfelde zum Generalfeldmarschall ernannte, bewies er vorzüglich Tapferkeit und Klugheit und ahmte in beiden Eigenschaften seinem Vater nach. Er beobachtete die strengste Mannszucht, war aber übrigens ein wahrer Menschenfreund und Vater seiner Soldaten, so wie ein eifriger Bekenner der reformirten Religion. Er starb unvermählt den 4ten April 1760.

Moritz, Graf von Sachsen, bekannt unter dem Namen des Marschalls von Sachsen. Dieser große Feldherr war der natürliche Sohn des Königs August II. von Polen und der schönen Gräfin Aurora Maria von Königsmark, die ihn im J. 1696 auf einem Dorfe unweit Magdeburg gebar. Er zeigte früh einen feurigen Geist und eine ungewöhnliche, von seinem Vater geerbte Stärke. J. J. 1711 ertheilte ihm August II. als Reichsvicar den Titel eines Grafen von Sachsen, und machte ihn bald darauf zum Obristen über ein neu errichtetes Kürassirregiment, das aber nach einigen Jahren reducirt wurde. Die ersten Waffen trug er in Flandern unter Eugen und Marlborough. Er war 1709 Zeuge der Einnahme von Lille, und zeichnete sich sowohl bei den Belagerungen von Tournay und Mons, als in der Schlacht bei Malplaquet aus. Neuen Ruhm und öffentliche Lobsprüche von Eugen und Marlborough erwarb er sich in dem Feldzuge von 1710. Das Jahr darauf belagerte der König von Polen Stralsund; der junge Graf zeigte hier die größte Unerschrockenheit. Er setzte, die Pi-

stole in der Hand, im Angesicht des Feindes durch den Strom. Nach diesem Feldzuge verheirathete ihn seine Mutter mit der reichen und liebenswürdigen Gräfin Löben; er liebte jedoch zu sehr das Vergnügen und den Wechsel, um sich den Pflichten der Ehe zu unterwerfen. Aber auch unter den Ausschweifungen, denen er sich zuweilen ergab, verlor er das Waffenhandwerk nicht aus den Augen. Er hatte stets eine militärische Bibliothek bei sich, mit der er sich täglich, wenn auch nur eine oder zwei Stunden, beschäftigte. Im J. 1717 hatte er sich nach Ungarn begeben, wo Eugen den Türken entgegenstand. Er nahm an der Belagerung von Belgrad und an einem Siege über die Türken Theil. Als er 1718 nach Polen zurückgekehrt war, ertheilte ihm der König von Polen den weißen Adlerorden. Moritz, dem der in ganz Europa wieder hergestellte Friede keine Gelegenheit gab, sich ferner auszuzeichnen, beschloß 1720, nach Frankreich zu gehn, da er die geselligen Eigenschaften der Franzosen liebte. Der Graf beschäftigte sich hier eifrig mit dem Studium der Mathematik, der Kriegs- und Befestigungskunst, und der Mechanik, für welche er ein ausgezeichnetes Talent hatte. Schon in seinem sechzehnten Jahre hatte er ein neues Exercitium erfunden und es in Sachsen anwenden lassen. Nachdem er 1722 in Frankreich ein Regiment erhalten hatte, bildete und exercirte er es selbst nach seiner neuen Methode. Im J. 1726 wählten die Stände von Curland ihn zu ihrem Fürsten. Allein Menzikoff, der nach dem Herzogthum strebte, schickte 800 Mann Russen nach Mitau, die den Grafen in seinem Palast belagerten. Dieser, ob er gleich nur 60 Mann hatte, vertheidigte sich mit großem Muth. Die Belagerung wurde aufgehoben und die Russen entfernten sich. Auch Polen griff zu den Waffen, und da Moritz nicht im Stande war, zwei so mächtigen Reichen die Spitze zu bieten, so ergriff er 1729 eine günstige Gelegenheit, nach Frankreich zurückzukehren. Man behauptet, daß die verwittwete Herzogin von Curland, Anna Iwanowna, zweite Tochter des Czars Iwan Alexiowitz, ihm anfänglich Hoffnung zur Ehe gemacht, nachher aber wegen seiner Unbeständigkeit entsagt, und mithin letztere ihn nicht nur um Curland, sondern auch um den Thron von Moskau gebracht habe, den jene Fürstin in der Folge bestieg. Angeführt zu werden verdient es, daß, als der Graf von Curland aus nach Frankreich um Unterstützung an Geld und Menschen schrieb, die berühmte Schauspielerin Le Couvreur alle ihre Kostbarkeiten zum Versatz schickte und ihrem Geliebten 40,000 Livres zustellte. Nach seiner Zurückkunft in Frankreich beschäftigte sich Moritz eifrigst mit der Mathematik. Er entwarf während eines Fiebers seine Rêveries (beste Ausgabe, Paris 1757, 2 Bde. 4.), die er nachher ausfeilte. Dieses Werk, würdig eines Cäsar und Condé, ist keineswegs in einem correcten, aber in einem männlichen Styl geschrieben, und voll kühner und neuer Ansichten in der Kriegswissenschaft, deren Gültigkeit die jetzige Art des Kriegführens bewährt hat. Er beweist die Nützlichkeit der leichten Artillerie, die schnell von einem Orte zum andern geschafft werden kann; den sichern Vortheil des Angreifenden, den Vortheil der leichten Infanterie, und die gewisse Ueberlegenheit der Infanterie über die Cavallerie, wenn sie den Angriff derselben mit Entschlossenheit erwartet, so wie ihren sichern Untergang, wenn sie anders handelt. Der Tod des Königs von Polen, seines Vaters, ent-

zündete 1733 den Krieg in Europa. Der Churfürst von Sachsen bot dem Grafen, seinem Bruder, den Oberbefehl aller seiner Truppen an, dieser aber zog es vor, als Maréchal-de-camp in der französischen Armee zu dienen, und ging zur Armee des Marschalls von Berwick an den Rhein. Er kam eben zur Schlacht von Etlingen an, in der er an der Spitze eines Grenadierdetachements durch seine Tapferkeit den Sieg entschied. Mit gleicher Unerschrockenheit führte er bei der Belagerung von Philippsburg eine Menge von Angriffen aus. Der Grad eines Lieutenant-général war 1734 der Lohn seiner Dienste. Dem Tode Carls VI. folgte ein neuer Krieg. Zu Ende Novembers 1741 wurde Prag belagert und noch in demselben Monat nahm es der Graf von Sachsen mit Sturm. Eger wurde einige Tage nach Eröffnung der Laufgräben ebenfalls erobert. Dann führte er die Armee des Marschalls von Broglio an den Rhein zurück und bemächtigte sich aller Linien von Lauterburg. Nachdem er im März 1744 Marschall von Frankreich geworden war (doch konnte er als Protestant nicht in dem Marschallstribunal seinen Sitz nehmen), befehligte er als Chef ein Armeecorps in Flandern. Dieser Feldzug, ein Meisterstück der Kriegskunst, stellte den Marschall von Sachsen an die Seite von Turenne. Er wußte den an Zahl überlegnen Feind in Unthätigkeit zu halten. Das Jahr 1745 war noch glorreicher. Im Januar war zu Warschau zwischen der Königin von Ungarn, dem König von England und Holland ein Bündniß geschlossen worden. Trotz einer schweren Krankheit übernahm der Marschall den Oberbefehl der französischen Armee in den Niederlanden. Bald nach Eröffnung des Feldzugs lieferte er die Schlacht bei Fontenoi den 11ten Mai 1745. Er schien dem Tode nahe; dennoch stieg er während des Gefechts zu Pferde; aber seine Schwäche ließ jeden Augenblick für sein Leben fürchten. Er gewann den Sieg, auf welchen die Einnahme von Tournai, Brügge, Gent, Oudenarde, Ostende, Ath und Brüssel folgte. Letztere Stadt ergab sich den 28sten Februar 1746. Im April desselben Jahres ertheilte der König dem Sieger von Fontenoi ein Naturalisationspatent in den schmeichelhaftesten Ausdrücken. Die folgenden Feldzüge erwarben ihm neue Auszeichnungen. Nach dem Siege von Rocour, den 11ten October 1746, schenkte ihm der König sechs Kanonen, das Jahr darauf ernannte er ihn zum Marschall aller seiner Armeen und in der Folge zum Oberbefehlshaber in den 1748 eroberten Niederlanden. Dieses Jahr wurde mit den glänzendsten Erfolgen, vornehmlich mit der Einnahme von Mastricht; das Jahr vorher durch den Sieg von Lawfeld und die Einnahme von Bergen-op-Zoom bezeichnet. Holland, für seine Staaten zitternd, bot den Frieden an, den es vorher verweigert hatte. Er wurde den 18ten October 1748 geschlossen, und man kann sagen, daß Europa seine Ruhe den Talenten des Marschalls von Sachsen verdankte. Sein Name erscholl durch ganz Europa. Moritz zog sich nunmehr auf das Schloß Chambord zurück, das der König ihm zum Gebrauch überlassen hatte, und machte von hier eine Reise nach Berlin zu Friedrich dem Großen, der ihn mit der ehrenvollsten Auszeichnung behandelte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich lebte er in der Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern und Philosophen, und starb an einem Blutsturz den 30sten November 1750. Sein Leichnam wurde mit großer Pracht zu Straßburg in der lutherischen Kirche

St. Thomas beigesetzt, und ihm 1777 auf Ludwigs XV. Befehl durch Pigalle ein Denkmal daselbst errichtet. Zum Erben hatte er den sächsischen General Bellegarde eingesetzt. Den Preis, welchen die französische Akademie auf die schönste Lobrede des Marschalls setzte, gewann Thomas. Man erzählt, daß ihn mehrere schimärische Plane beschäftigten; er habe bald den Gedanken gehabt, die Juden wieder zu einem Volke zu vereinigen, bald sich zum König von Corsica zu machen, bald ein Königreich in Amerika, namentlich in Brasilien, zu gründen.

Moritz von Nassau, Prinz von Oranien, der jüngste Sohn aus der zweiten Ehe des Prinzen Wilhelm I. von Oranien, geboren zu Dillenburg den 13ten November 1567, studirte zu Leiden, als sein Vater 1584 meuchelmörderisch erschossen wurde, worauf ihn in seinem achtzehnten Jahre die Provinzen Holland und Seeland, nachher auch Utrecht, zu ihrem Statthalter erwählten. Mit außerordentlichen Talenten ausgerüstet, übertraf er als Feldherr bald alle Erwartungen und verlieh durch seine Siege und Eroberungen der neuen Republik Festigkeit. Er machte mit dem Ueberfall von Breda 1590 den Anfang zu einer Reihe glücklicher Unternehmungen, wodurch ganz Geldern, Ober-Yssel, Friesland und Gröningen von den Spaniern befreit wurde. Dadurch erlangte er nebst dem Oberbefehl über die Land- und Seemacht aller vereinigten Provinzen zugleich die Statthalterschaft von Geldern und Ober-Yssel, dagegen die von Friesland und Gröningen seinem Vetter, Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, zu Theil wurde. Moritz nahm den Spaniern unter beständigen Kriegen bis zu dem im Jahre 1609 auf 12 Jahre geschloßnen Waffenstillstand gegen 40 Städte und mehrere Festungen ab, und schlug sie in drei Feldschlachten, ungerechnet die Siege zur See, die er durch seine Viceadmirale an den spanischen und flandrischen Küsten erfocht. Seine Tapferkeit und sein Waffenglück lockte alle, die als Krieger glänzen wollten, zu seiner Armee, als zur ersten Schule der Kriegskunst. Er war der Gegenstand der allgemeinen Liebe und Achtung des Volks; auf letztere baute sein feuriger Ehrgeiz den Plan der Oberherrschaft. Dienlich zur Erreichung seiner längst genährten Absichten schien ihm eine kluge Benutzung der theologischen Zänkereien der Arminianer und Gomaristen, oder der Remonstranten und Contra-Remonstranten. Er unterstützte die Gomaristen mit großem Eifer, ja mit Gewaltthätigkeit (vergl. Barneveldt), allein aller Bemühungen ungeachtet, die Freiheit des Staats durch Parteisucht zu untergraben, sah er sich endlich doch genöthigt, von der Ausführung seiner ehrgeizigen Entwürfe abzustehn. Er starb im Haag den 23sten April 1625, und hatte seinen Bruder Friedrich Heinrich zum Nachfolger — „Das Leben dieses Statthalters," sagt Raynal, „war eine selten unterbrochne Kette von Gefechten, Belagerungen und Siegen. Mittelmäßig in allem, verstand er den Krieg meisterhaft und führte ihn als Held. Die von ihm gebildeten Krieger haben seinen Ruhm vermehrt. Wie Montecuculi besaß er die seltene Kunst der Märsche und Lager; wie Vauban das Talent der Befestigung und Vertheidigung; wie Eugen die Geschicklichkeit, die zahlreichsten Heere in den unergiebigsten und erschöpftesten Ländern zu erhalten; wie Vendôme das Glück, bei dem Soldaten, wenn es galt, mehr zu erlangen, als man zu erwarten das Recht hat; wie Condé jenen untrüglichen

Ueberblick, der den Erfolg der Schlachten entscheidet; wie Carl XII. die Fähigkeit, die Truppen fast unempfindlich gegen Hunger, Kälte und Beschwerden zu machen, wie Turenne, das Menschenleben zu schonen." — Nach Folards Urtheil war Moritz der größte Infanteriegeneral seit den Zeiten der Römer. Er hatte die Kriegskunst von den Alten gelernt, und erweiterte sie durch Anwendung eigner und fremder Erfindungen.

Moritz (Carl Philipp), ein genialer deutscher Schriftsteller. Geboren 1757 zu Hameln von armen Aeltern, kam er zu einem Hutmacher in die Lehre. Sein unruhiger Geist, verbunden mit der Neigung zum Sonderbaren und Außerordentlichen, ließ ihn aber nicht dort bleiben. Er verließ seine Heimath, erfuhr mannigfaltige Schicksale, schwankte lange in der Welt eines Lebensplans, und fand endlich so viel Unterstützung, um zwei Jahre in Wittenberg studiren zu können. Er betrieb indeß seine Studien mit großer Unregelmäßigkeit und folgte dann einem Rufe Basedows nach Dessau. Er gefiel sich nur kurze Zeit hier. Seine Bemühungen, in Potsdam eine Predigerstelle zu erhalten, schlugen fehl; er war der Verzweiflung und dem Wahnsinne nahe, als er durch Teller und Büsching eine Lehrerstelle an dem grauen Kloster zu Berlin erhielt. Aber auch dieser Lage ward er bald überdrüßig, und er unternahm im J. 1782 eine Reise nach England, die er sogleich auf einem Spaziergange ganz unvorbereitet antrat. Nach seiner Rückkehr überfiel ihn neuer Unmuth. Er sah sich in mancher Hoffnung getäuscht und glaubte tödtlich krank zu seyn. Indeß genas er und erhielt 1784 eine außerordentliche Professur am Berlinischen Gymnasium. Er hielt Vorlesungen über deutsche Sprache und schöne Wissenschaften, und studirte eifrig die Geschichte. Die Redaction der Vossischen Zeitung führte er nur kurze Zeit, da er sich in die dazu nöthige Ordnung nicht fügen konnte. Eine Reise in die Schweiz, die er mit einigen Freunden unternahm, ward nur halb ausgeführt. Nach seiner Rückkehr faßte er eine schwärmerische Liebe für eine verheirathete Frau, die ihn zu bizarren Verirrungen verleitete. Er gefiel sich in der Rolle eines zweiten Werther und wäre vielleicht im Stande gewesen, wie sein Vorbild zu enden, wenn nicht die längst ersehnte Reise nach Italien seinem Geiste eine andere Richtung gegeben hätte. Er trat sie 1786 an und verweilte zwei Jahre in Rom. Ungeachtet seiner Thatigkeit, blieb dieser Aufenthalt doch ohne tiefern Gewinn für ihn, da er zu unvorbereitet und in seinen Studien zu unstät und phantastisch war. Göthe, der ihn hier kennen lernte, nahm sich seiner freundschaftlich thätig an, und machte ihn mit dem Herzog von Weimar bekannt, auf dessen Verwendung Moritz Mitglied der Berliner Akademie wurde. Im Winter von 1788 bis 1789 kam er nach Deutschland zurück. Ein Streit, in den er mit Campe gerieth, ward wieder ausgeglichen. Moritz erhielt jetzt die Professur der Alterthumskunde und der Theorie der schönen Künste bei der Akademie der bildenden und mechanischen Künste, zugleich aber schloß er eine Ehe, die unglücklich ausfiel. So starb er im April 1793. — Ohne Einheit und festen Lebensplan war Moritz eigentlich nie zu einer klaren und einfachen Anschauung seiner selbst und der Welt gekommen; sein ganzes Leben war eine Reihe von Inconsequenzen; ja man darf sagen, er lebte in einer steten Unwahrheit und machte fast immer den Schauspie-

ler eines fremden Lebens. Daher sein steter Kampf mit den Menschen und den äußern Verhältnissen. Seine zahlreichen Schriften (mythologischen, antiquarischen, psychologischen, grammatischen Inhalts, ferner Reisebeschreibungen durch England und Italien u. s. w.) tragen das Gepräge seines Geistes und sind zum Theil sehr anziehend und belehrend. Wir übergehen ihre Aufzählung und führen nur an, daß er in Anton Reiser, in Andreas Hartknopf und in Andreas Hartknopfs Predigerjahren, sein eignes Leben zu beschreiben versucht hat.

Moritzburg, Amt und Schloß, drei Stunden von Dresden, nahe an der Großenhayner und Berliner Straße, bei dem Flecken Eisenberg, im Meißner Kreise des Königreichs Sachsen. Das Schloß fing Churfürst Moritz 1542 an zu bauen. Churfürst Christian I. vollendete den Bau im J. 1589. Seitdem wurde es erweitert und unter Friedrich August I. sehr verschönert. Dieser prachtliebende Fürst (als König von Polen August II., der Starke) und sein Nachfolger gaben hier festliche Jagden und Bälle mit Götter- und Türkenaufzügen. Oft waren schöne Frauen die Königinnen des Festes. Die Umgebungen, große Teiche mit Schwänen besetzt, Waldungen, von Alleen perspectivisch durchschnitten, ein reicher Fasanengarten mit dem neuen Schlosse, die Menagerie, mehrere schöne Privatgebäude, und ein Park für Rehe, Dambirsche und wilde Schweine machen das alte bethürmte Schloß, welches wie eine Insel aus einem schönen Wasserspiegel stattlich sich erhebt, zu einer wahren Dianenburg. So heißt auch das Schloß auf Kupferstichen von 1734. Außer sieben großen Sälen, einer Capelle und mehreren Gewölben, enthält es über 200 Zimmer mit Geräthe und Wandbekleidung (vergoldeten Ledertapeten) im altfranzösischen Geschmack. Viele, zum Theil sehr kostbare Ueberreste, vorzüglich kunstreiche Pokale, sind noch jetzt Zeugen der Trink- und Jagdlust, so wie der fürstlichen Ausgelassenheit jener Zeit. Den Tanzsaal, welcher 24 Ellen lang, 30 Ellen breit und 24 Ellen hoch ist (indem er durch zwei Stockwerke geht), hat man ganz weiß gelassen, aber mit 72 vergoldeten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen von 24 bis 50 Enden verziert. Ueberhaupt bezieht sich fast aller Schmuck auf die königliche Jagdfreude des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Unter mehrern Gemählden schätzt man eins von Lucas Cranach: die Jagd in der Annaburger Heide, mit 40 Personen nach dem Leben gemahlt. Auch ein Christus nach der Geißelung, von fleischfarbenem Marmor, ist Kunstwerth. Das neue Schloß, welches der jetzt regierende König 1769 bauen ließ, liegt in der Nähe des Parks auf einem Hügel am Ufer des großen Teiches, der über eine Stunde im Umfange hat. An dem Hafendamme und Leuchtthurme lag sonst eine Fregatte. Mitten im Thiergarten steht das achteckige Hellhaus, von welchem man über die Bäume weg in die acht Alleen sehen kann, welche den Thiergarten durchschneiden. Außer dem großen Teiche giebt es bei Moritzburg noch 71 Teiche, welche zum Theil mit Kranichen, Schwänen, wilden Gänsen und Enten besetzt, so wie sämmtlich sehr fischreich sind. Das Ganze ist von dem Friedewalde eingeschlossen, und noch immer in seiner altfürstlichen Pracht, mit den großen Wasserspiegeln und den einsamen Schattengängen, nicht bloß für Weidmänner, deren Aufmerksamkeit auch die Einrichtung des Zwingers mit vielen wohl abgerichteten engli-

schen Jagdhunden nicht entgehen wird, sondern für jeden Beschauer ein eben so reicher als anmuthiger Kunst- und Naturpark. A.

Morlachen, s. Dalmatien.

Mornay (Philippe de), Herr von Plessis-Marly, geboren zu Buhy oder Bisdny in der Normandie 1549, wurde zu Paris erzogen und machte schnelle Fortschritte in den Wissenschaften, namentlich in der Theologie. Man bestimmte ihn anfänglich der Kirche, aber seine Mutter, eine heimliche Protestantin, verschloß ihm die geistliche Laufbahn. Nach der Bartholomäusnacht bereis'te er Italien, Deutschland, die Niederlande und England. Dem Könige von Navarra, nachmaligem Heinrich IV., der damals das Haupt der protestantischen Partei war, diente er mit seinem Degen und seiner Feder. Er war sein Gesandter bei der Königin Elisabeth und betrieb die Angelegenheiten seines Herrn, an den ihn wahre Freundschaft knüpfte, mit Treue und Glück, und wirkte aus allen Kräften mit, diesen Fürsten auf den Thron zu heben. Als dieser aber zur catholischen Religion übertrat, zog er sich vom Hofe zurück, ohne daß der König darum aufhörte, ihn zu lieben. Seitdem war Mornay die Seele der Protestanten; man nannte ihn ihren Papst. Er verfocht die Lehrsätze seiner Partei mündlich und schriftlich. König Heinrich IV. machte ihn 1590 zum Staatsrath und in der Folge zum königlichen Rath und Statthalter von Saumur. Hier errichtete Mornay eine Akademie für seine Glaubensgenossen, die viele treffliche Männer gehabt hat. Eine seiner Schriften über die Mißbräuche der Messe empörte die ganze catholische Geistlichkeit; Mornay wollte seinen Gegnern nur in einer öffentlichen Conferenz antworten. Diese Conferenz fand 1600 in Fontainebleau Statt. Du Perron, Bischof von Evreux, war sein Gegner, dem es theils durch überlegne Gelehrsamkeit, theils aber auch durch allerlei Kunstgriffe gelang, den Sieg davon zu tragen. Seiner Partei zog Mornay durch diesen nicht wohl überlegten Schritt bedeutenden Nachtheil zu. Als er später gegen Ludwig XIII. die Sache der Hugenotten führte und ihm sehr dringende Vorstellungen machte, um ihn von gewaltsamen Maaßregeln abzuhalten, verlor er, ohne etwas bewirkt zu haben, 1621 sein Gouvernement von Saumur. Er starb 1623 Ein schönes Denkmahl hat ihm Voltaire in der Henriade gesetzt; weniger günstig deurtheilt ihn Huet, und er hat Recht, wenn er ihm Mangel an gründlicher Gelehrsamkeit vorwirft.—Unter Mornay's Schriften war die über die Wahrheit des Christenthums (La vérité de la religion chrétienne) die geschätzteste; aber die über das Abendmahl (De l'institution, usage et doctrine de l'Eucharistie) machte das meiste Aufsehn. Schätzbar für den Historiker und seine Memoiren, 4 Bände in Quart, so wie seine Biographie.

Morpheus (der Nachbildende), war nach der Mythologie der Griechen und Römer ein Diener des Schlafs, und wohnte bei demselben in Cimmerien in einer stillen, dämmernden, nie von den Sonnenstrahlen erleuchteten Höhle. Er war Vorsteher und Gott der Träume, welche den Gott des Schlafes zahllos umschwebten, und wurde von ihm oft zu den Sterblichen, besonders zu den Vornehmen gesandt, um ihnen auf Befehl der Götter im Traume ihr Schicksal bekannt zu machen. Er konnte jedoch nur menschliche Gestalten annehmen; um Thiere nachzubilden, bedienten sich die Götter des Phobetor oder Icelos, und um leblose Gegenstände darzu-

stellen des Phantasus. Er wird dargestellt als ein schöner Jüngling, mit Mohn gekrönt, in der Hand ein Füllhorn, woraus er mannichfaltige Gestalten schüttet.

Morrison (Robert), ein protestantischer Missionär, der acht Jahre zu Canton und Macao in der englischen Factorei daselbst gelebt hat. Die Bibelgesellschaft hatte ihn dahin gesandt, damit er das Chinesische erlernen und die heilige Schrift in diese Sprache übersetzen sollte. Er hat die Gesandtschaft des Lord Amherst nach China begleitet. Seine Kenntniß des Chinesischen hat er durch mehrere Schriften bewiesen, namentlich durch seine Horae sinicae (London 1812), eine chinesische Grammatik (Serampore 1815) und ein chinesisch-englisches Wörterbuch, von welchem letztern die ersten Lieferungen 1815 zu Macao erschienen sind und welches aus fünf oder sechs Quartbänden bestehen wird. Auch hat er bereits das neue Testament in einer vollständigen chinesischen Uebersetzung geliefert (acht Bände), der eine unter Hobgsons Leitung von einem zur catholischen Religion bekehrten Chinesen in den Jahren 1737 und 1738 verfertigte Uebersetzung, die sich handschriftlich im brittischen Museum findet, zum Grunde liegt. Der Druck ist in China besorgt worden, und besteht, wie bei allen chinesischen Büchern, in Holzschnitt.

Mörser, ein Wurfgeschütz, aus welchem größere Hohlkugeln, Bomben, geworfen werden, und das deshalb zunächst nur bei Belagerungen in Anwendung kommt. Das Rohr ist gewöhnlich drei Caliber lang, die Kammer, d. i. der Theil des Kessels, in welchen die Pulverladung kommt, ist jetzt meist überall conisch und mehr oder weniger abgestumpft. Unmittelbar über derselben ist das Lager, wo die Bombe aufgesetzt wird, der übrige Theil des innern Raums heißt der Kessel oder Flug. Der Mörser ruht auf einem Stuhl oder Schemel, der entweder aus einem starken eichenen Blocke, oder aus zwei kurzen starken fest verbundnen Pfosten besteht; der Transport der Mörser erfolgt auf sogenannten Sattelwägen. Das Caliber der Mörser wird bei den meisten Artillerien nach dem Steingewicht, einer für ihre Bohrung geeigneten Kugel, benannt. So hat man 30-, 48-, 60pfündige Mörser; bei der englischen und französischen Artillerie wird das Caliber nach dem Durchmesser der Mündung in Zollen benannt, z. B. 8-, 10-, 13zöllige Mörser. Ueber die Wurfweiten der Mörser bei verschiednen Artillerien vergl. Scharnhorsts Handbuch 1. Th. S. 142. Es mag hier noch des sogenannten Erdmörsers gedacht werden, eines schräg in die Erde gegrabenen Fasses, das, mit einer angemessenen Pulverladung versehen (die durch eine Leitung entzündet wird) und darauf mit Kugeln, Steinen und dergl. auf einem Spiegel angefüllt, diese gegen den Feind schleudert. Das Alter der Erfindung der Mörser läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, nur so viel wissen wir, daß sie schon 1522 von den Türken bei der Belagerung von Rhodus gebraucht wurden.

Mortalität, die Sterblichkeit, d. i. die Zahl der binnen einer gewissen Zeit, z. B. eines Jahres, Gestorbenen. Mortalitätslisten, Todtenlisten. S. d. Art. Lebensversicherung.

Mortier, Herzog von Treviso, Marschall und Pair von Frankreich ꝛc. Er ist 1768 zu Cambrai geboren, genoß einer sorgfältigen Erziehung, betrat die militärische Laufbahn als Hauptmann in einem Bataillon Freiwilliger und hob sich von Stufe zu Stufe bis zum Divisionsgeneral. Den 15ten März 1800 erhielt er

Wissenschaft und Tugend waren die einzigen Gegenstände seines Ehrgeizes und er wußte sich beide zuzueignen. Er ging, wiewohl ungern, an den Hof, wo er sich viel Ansehen und endlich das Amt eines Kanzlers im Herzogthum Lancaster erwarb. Heinrich VIII. übertrug ihm verschiedne Gesandtschaften. Besonders zeigte Morus seine glänzenden Talente in den Berathschlagungen über den Frieden von Cambrai im J. 1529. Das Amt des Großkanzlers und Siegelbewahrers war der Lohn für seine Dienste. Morus verwaltete diesen wichtigen Posten mit der strengsten Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit, und benutzte sein Ansehn nicht einmal zur Beförderung seiner Kinder. Auch besaß er, als er von seinem Posten abtrat, nichts als sein väterliches Erbe, einige unbedeutende Ländereien, die ihm der König geschenkt hatte, und ungefähr 100 Pfund Sterling. Dieser Umstand ist um so bemerkenswerther, als Morus damals die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß. Zum Beweise dieser Gunst empfing er das Reichssiegel, das vor ihm nie einem Weltlichen anvertraut worden war. Es blieb aber nur zwei und ein halbes Jahr in seinen Händen. Heinrich VIII., der eine heftige Leidenschaft für Anna Boulen gefaßt hatte, brach die Bande, die ihn an die römische Kirche knüpften. Morus war genöthigt, im J. 1533 sein Amt niederzulegen, da er auf keine Weise zu bewegen war, den Supremateid, den der König von allen seinen Unterthanen foderte, zu leisten. Als Güte nichts über ihn vermochte, gebrauchte man Gewalt. Man setzte ihn ins Gefängniß; man beraubte ihn seiner Bücher, seines einzigen Trostes. Seine Freunde, die ihn zu gewinnen suchten, stellten ihm vor, daß er Unrecht habe, andrer Meinung seyn zu wollen, als der Staatsrath. „Ich habe für mich," antwortete er ihnen, „die Kirche; sie ist der Staatsrath der Christenheit." — Seine Gattin beschwor ihn, dem Könige zu gehorchen und sein Leben seinen Kindern zu erhalten. „Wie viel Jahre," fragte er sie, „glaubst du, daß ich noch leben kann?" — „Ueber 20 Jahre," antwortete sie. — „Willst du," erwiederte er darauf, „daß ich die Ewigkeit für zwanzig Jahre hingebe?" — Sein Todesurtheil wurde ausgesprochen. Am Vorabend der Vollziehung schrieb er an seine Tochter Margaretha einen Brief, worin sich seine christliche Fassung auf das deutlichste ausspricht. Denselben Gleichmuth zeigte er, als er am 6. Julius 1535 das Blutgerüste bestieg. Er hinterließ folgende Werke 1. Utopia, worin er sein Ideal einer Republik aufstellt; 2. die Geschichte Richards III. und Eduards V.; 3. eine lateinische Uebersetzung dreier Dialogen Lucians; 4. eine sehr heftige Schrift gegen Luther unter dem Namen Thomas Rosseux; 5. einen Dialog Quod mors pro fide fugienda non sit; 6. Briefe und Epigramme. — Erasmus, der ein vertrauter Freund von Morus war, entwirft in einem Briefe an Hutten ein ausführliches und treues Gemählde von ihm.

Morus (Samuel Friedrich Nathanael), ein ausgezeichneter Theolog, ward am 30sten November 1736 zu Lauban in der Oberlausitz geboren und erhielt auf der dortigen Stadtschule seine erste wissenschaftliche Bildung, von wo er 1754 die Universität zu Leipzig bezog. Hier suchte er, da er sich dem Schulfache gewidmet hatte, besonders Ernesti's Vorlesungen zu nützen, dessen gepriesener Methode und klarem, eindringlichem Unterricht er, seinem eignen Geständnisse nach, seine feurige Lust zu den Wissenschaften zu verdanken

hatte. Nachdem er nach drei Jahren seine Studien vollendet hatte, kam er als Hausiehrer zu dem damaligen Professor der Medicin in Leipzig, Ludwig, der ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelte. Im Jahre 1760 wurde er Magister, und las ein Jahr später, nachdem er seine geschmackvolle Schrift: Ueber die Verwandtschaft der Geschichte und Beredsamkeit mit der Dichtkunst, öffentlich vertheidigt hatte, Collegia über griechische und lateinische Schriftsteller. Indessen erwarben ihm seine vorzüglichen Kenntnisse und die Schriften, die er nun herausgab, allgemeine Achtung und öffneten ihm den Weg zu einer Anstellung zu Leipzig. Im Jahre 1763 erhielt er eine Collegiatur im großen Fürstencollegio, 1768 eine außerordentliche philosophische Professur, 1771 wurde er ordentlicher Professor der griechischen und lateinischen Sprache und 1780 Ephorus der churfürstlichen Stipendiaten. In allen diesen Aemtern fand er Gelegenheit, das neue Testament in seiner eigenthümlichen Sprache im Zusammenhange zu durchforschen, und das ganze Feld der Theologie gelehrt zu bearbeiten, womit er zugleich ein tiefes Studium der alten Kirchenlehrer zu verbinden mußte. So war er mehr als hinreichend vorbereitet, im Jahre 1782 beim Tode Ernesti's eine Lehrstelle der Theologie zu übernehmen, worauf er 1785 in die dritte, 1786 in die zweite theologische Professur einrückte, Decemvir der Akademie, Domherr des hohen Stiftes Meißen und das Jahr darauf auch Beisitzer im Leipziger Consistorium wurde. Es ist schwer, die einzelnen Eigenschaften eines so geistig ausgebildeten Mannes, und die verschiednen Vorzüge, die in seinen Verhältnissen als Mensch und Gelehrter an ihm bemerkt wurden, in der Betrachtung zu sondern. Denn eben darin bestand sein Hauptvorzug, daß alles in ihm zu einem schönen moralischen Ganzen verbunden war, wo jede Eigenschaft mit der andern in der engsten Verbindung stand, wo eine durch die andre erhöht wurde, und wo Vernunft und Ueberlegung selbst aus den zufälligsten Umständen allen Vortheil gezogen hatten, um den edlen, pflichtmäßigen und in aller Rücksicht vortrefflichen Mann zu vollenden, den seine Zeitgenossen in ihm schätzten und verehrten. Seine gründlichen Kenntnisse in den philosophischen und theologischen Wissenschaften waren nicht leicht erworben, noch weniger durch ein ausgezeichnet glückliches Talent aufgefaßt, sondern die Frucht eines langen Fleißes und eines planmäßigen Studiums. Es lag in seiner geistigen Anlage das Vermögen und die Neigung, sich durch gründliches Wissen, sorgfältige Untersuchung und vorsichtige Prüfung ein Verdienst um die Wissenschaften zu erwerben, nicht aber durch Aufstellung neuer und kühner Gesichtspunkte, oder durch lebhafte Vertheidigung gewagter Meinungen sich auszuzeichnen. Gründliche Genauigkeit im Untersuchen und Bescheidenheit in Behauptung der Resultate seiner Untersuchungen machten den Charakter seines Geistes und seiner Studirart aus. Dieses Urtheil wird bestätigt, theils durch die Wahl der Schriftsteller, die er zur Interpretation wählte, wie des Kaisers Antonin Betrachtungen, Longin über das Erhabne, Plutarch über den Unterschied zwischen einem Freund und Schmeichler, theils durch die im Drucke erschienene Bearbeitung einiger Classiker, und durch einige in die Philosophie und Aesthetik einschlagende Aufsätze, besonders seinen Libellus animadversionum ad Longinum 1773, bei welchem sich eine Abhandlung über den ver-

schiednen Begriff des Erhabnen findet, ferner seine Aufsätze in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und unter diesen die angeführte Dissertatio de cognatione historiae et eloquentiae cum poësi. Unter seinen übrigen Schriften wird besonders seine treffliche Uebersetzung des Briefs an die Hebräer, so wie seine 1789 erschienene Epitome Theologiae Christianae geschätzt. Er starb in Folge eines Schlagflusses am 11ten November 1792.

Mosaik, mosaische, musaische, musivische Arbeit, ist die Art Mahlerei, welche aus farbigen oder gefärbten Steinen, Glas- und Marmorstücken, ja selbst Hölzern von verschiedner Farbe durch einen Kitt so fein und künstlich zusammengesetzt ist, daß man in einiger Entfernung sie mit dem Pinsel verfertigt glaubt. Der Name wird bald von Moses, als angeblichem Erfinder, abgeleitet, bald von Musa, wiefern darunter Zierlichkeit, Schönheit, gedacht ward, bald von μουσειον, Museum (eine den Musen geweihte Grotte), vielleicht weil man in solchen Grotten solche Arbeit zuerst anbrachte. Das italienische Wort Musaico ist von dem Worte Musaikon entstanden, dessen sich die byzantinischen Griechen bedienten, welche diese Kunst nach Italien brachten. Der französische Name Mosaique ist aus dem italienischen entstanden, und wir Deutsche brauchen bald diesen, bald jenen. Nicht viel Gewisseres wissen wir von der Erfindung und Geschichte dieser Kunst im Alterthum. Wahrscheinlich entstand sie im Morgenlande, erhielt aber bei den Griechen ihre Ausbildung, und kam von diesen zu Sulla's Zeit zu den Römern. Als im fünften Jahrhundert die Künste und Wissenschaften aus dem beunruhigten Italien flohen, erhielt sich auch diese Kunst unter den byzantinischen Griechen, und kam von ihnen zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts wieder nach Italien zurück, wo sie auf einen hohen Grad der Vollkommenheit gebracht wurde, besonders seit Clemens VIII. zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts die ganze innere Kuppel der Peterskirche mit solcher Arbeit schmücken ließ. Giambattista Calandra verbesserte die Mosaik durch Erfindung eines neuen Kitts. Er und mehrere nachfolgende Künstler wendeten diese Kunst an, Originalgemählde berühmter Meister zu copiren, und dadurch in ihrer ursprünglichen Frische und Schönheit zu verewigen, denn eine fast unverwüstliche Dauer dieser Art Gemählde ist einer ihrer größten Vorzüge. Auf diese Weise erhielten sich des Guercino Marter der heiligen Petronilla und des Dominichino Abendmahl des sterbenden heiligen Hieronymus. Peter Paul von Christophoris legte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zu Rom eine Kunstschule in Mosaik an, und hat viele große Schüler erzogen, welche diese Kunst zu immer höherer Vollkommenheit brachten. In neuern Zeiten sind besonders zwei Arten der Mosaik berühmt, die römische und florentinische. Bei jener setzt man die Gemählde aus kleinen Steinen zusammen, wodurch nicht nur eine größere Feinheit und Mannichfaltigkeit erreicht, sondern man auch in den Stand gesetzt wird, größere historische Gemählde zu verfertigen; die florentinische, welche sich größerer Steine bedient, ist ungleich mühsamer, und kann nur kleine Gemählde darstellen. Mosaik in Holz, welche im funfzehnten Jahrhundert Phil. Brunelleschi und Joh. de Barrone zu großer Vollkommenheit brachten, nennen die Italiener Tarsia oder Tarsia, die Franzosen Marqueterie. Das mechanische Verfahren bei der Mosaik ist folgendes. Man legt einen Grund

von starken Plattsteinen, und klammert di-se mit Eisen zusammen. Dieser Grund von starken steinernen Platten wird von einer noch dickeren Einfassung eingeschlossen. Hierauf wird ein Kitt dick aufgetragen. So lange dieser weich ist, werden die Marmor- oder Glasstücke, der auf dem Grunde vorgezeichneten Figur gemäß, eingesetzt, wobei der Künstler das zu copirende Gemählde beständig vor Augen hat. Verhärtet wird der Kitt so fest wie Stein, und nun wird das Werk polirt. In den neuesten Zeiten hat man die Erfindung gemacht, die Tafel mit dem Mosaikgemählde in zwei bis drei Platten quer durchzusägen, und auf diese Weise das Gemählde zu vervielfältigen, weil alle Platten dasselbe Gemählde enthalten. Sollte daher Rauch, Schmutz oder sonst etwas die Oberfläche verdorben haben, so braucht man ein solches Gemählde nur abschleifen zu lassen, um es wieder in seiner ursprünglichen Schönheit zu erhalten.

Mosaische Religion, s. Moses.

Mosaisches Recht, Mosaische Gesetzgebung, der Inbegriff der Gesetze und Rechte, welche in den Schriften Mosis (im Pentateuch) enthalten sind. (S. d. Art. Moses.) Die Verbindlichkeit des Mosaischen Rechts ist nach Erlöschung des jüdischen Staats keine vollkommene mehr. Sebst die Juden sind an dasselbe nicht durchaus, sondern nur in religiöser und ceremonieller Hinsicht gebunden, worin die Rabbiner ihre Richter sind. In den christlichen Staaten sind nur einzelne Vorschriften desselben, namentlich die Ehe und die verbotenen Grade betreffend, beibehalten worden. S. Michaelis Mosaisches Recht.

Mosaisk (Schlacht von), so von den Franzosen, von den Russen richtiger nach dem Dorfe Borodino, dem Stützpunkte ihres rechten Flügels, genannt (jene Benennung ist eine französische Fanfaronade), am 7ten September 1812 von Bonaparte über die Russen unter Kutusow gewonnen. Die Russen zogen sich, ihrem Plan getreu jedes Gefecht, das entscheidend werden konnte, vermeidend, langsam gegen Moskau zurück. Der Versuch, diese heilige Stadt zu retten, ließ sie in einer Hauptschlacht das Schicksal des ganzen Krieges aufs Spiel setzen. Indessen hatte Kutusow seine Stellung bei Borodino auf einem sanft ansteigenden Hügel am rechten Ufer der Kaluga, von der Ausmündung dieses Flüßchens in die Moskwa an bis an den Wald, durch den die Kalugäer Straße geht, glücklich gewählt; der rechte Flügel ward durch einige Flächen, mehr noch durch das auf einer Höhe am linken Kalugaufer (2000 Schritt von der Moskwa) vortheilhaft gelegne Dorf Borodino gedeckt; 2000 Schritt links rückwarts auf flach abfallender Höhe eine große Schanze, zwischen ihr und der auch in gleicher Höhe, 1800 Schritte weiter hin erbauten kleinern, ein demolirtes, zur Vertheidigung genutztes Dorf vor dem Centrum, 1500 Schritt von der letztern Schanze das Dorf Seminofka an dem großen Walde, Anlehnungspunkt des linken Flügels, der durch einige davor aufgeworfene Werke gedeckt, und dessen Verbindung mit dem Centrum durch eine rechts gelegene Schanze gesichert ward. Hiermit nicht zufrieden, hatte Kutusow auf der von dem linken Flügel vorspringenden Höhe ein Werk bauen lassen, das die in den Wald führende Straße und die Uebergänge über die Kaluga eben so bestrich, als es jeden Angriff auf die Hauptstellung, die von Borodino aus links flankirt ward, rechts flankirte. Die Russen hatten diese

Stellung so besetzt: rechter Flügel, zweites Infanteriecorps (Baggovouth in und bei Borodino), sechstes Infanteriecorps (Dochterow bis an die große Redoute), Centrum viertes Infanteriecorps (Tuschkow), dann ein Theil des siebenten Infanteriecorps (Najewsky), linker Flügel drittes Corps (Ostermann) an den Wald gelehnt, der durch zwei Grenadierdivisionen und Moskowsche Miliz vertheidigt ward; in und hinter dem vor dem linken Flügel liegenden Werke standen zwei Divisionen; ein zweites Treffen unterstützte das erste; die Gardeinfanterie war in Reserve hinter dem Centrum, ein Theil bei der großen Redoute, die Gardecavallerie, und Küraſſierdivisionen mehr gegen den linken Flügel, Kosaken mit regulärer Reiterei auf der ganzen Linie vertheilt. Am 5ten September vor dieser Stellung angekommen, erkannte Bonaparte bald, daß die vor dem linken Flügel befindliche Redoute in seinem Besitz seyn müsse, ehe der Hauptangriff beginnen könne. Er ließ sie deshalb gegen Abend von zwei Divisionen des ersten Corps (Davouſt) stürmen, während das fünfte (Poniatowsky) gegen den dahinter gelegenen Wald vorrückte. Der 6te September verstrich unter gegenseitigen Rüstungen zur Schlacht, die Russen vervollkommenten ihre Schanzen, die Franzosen führten einige große Batterien auf. Am Abend des Tags hatten sie folgende Stellung: das fünfte Corps an dem bezeichneten Walde, neben ihm, bei der eroberten Schanze, drei Divisionen des ersten Corps, im Centrum das achte (Junot ward am andern Morgen unter Ney gestellt) und dritte Corps (Ney), hinter ihm das erste, zweite, vierte Cavalleriereservecorps (Nansouty, Montbrun, Latour-Maubourg, die Garden in Reserve; auf dem linken Flügel gegen Borodino das vierte Corps (Vicekönig von Italien), zwei Divisionen des ersten Corps und das dritte Cavalleriereservecorps (Grouchy). Am 7ten September früh 4 Uhr begann der Angriff; das fünfte Corps suchte in den Wald einzudringen, das erste zog dem Waldsaum entlang gegen Seminoſka, das zweite Cavalleriecorps ging über die Kaluga, um die Verbindung zwischen diesen und dem Centrum zu erhalten, welches jetzt noch blos durch Kanonenfeuer Theil nahm. Um sein Vorrücken zu erleichtern, mußte der Vicekönig um 7 Uhr Borodino angreifen; eine Division dringt in das Dorf, wird aber zurückgeworfen, und kann es, obwohl verstärkt, nicht erobern. Während hier vergebliche Anstrengungen gemacht werden, dringt der Feind (nach 9 Uhr) von der großen Redoute aus vor; das dritte und vierte Cavalleriecorps ihm entgegengeschickt, hält endlich diese Bewegung, jedoch mit großem Verluste, auf; Davouſt ist dis dicht an Seminoſka, Poniatowsky in den Wald gedrungen; auf beiden Seiten steht das Gefecht; Ney geht mit dem Centrum langsam vorwärts. Bonaparte läßt nun die große Schanze durch drei Infanterieregimenter des Vicekönigs vergeblich angreifen, sie werden beinahe aufgerieben. Mit eben so wenig Erfolg und nicht minderm Verlust stürzt sich das dritte Cavalleriecorps, vom rechten Flügel dahin gezogen, darauf; Ney ist während dessen bis zu dem demolirten Dorfe vorgedrungen, wo er in ein stehendes hartnäckiges Gefecht verwickelt wird. Wiederholte Angriffe auf Borodino werden immer wieder abgeschlagen, das Centrum unter Ney leidet durch kreuzendes Feuer ungeheuer, Davouſt vermag nicht weiter vorzudringen, Poniatowsky wird im Walde sogar zurückgeworfen (dis nach 3 Uhr Nachmittags). Jetzt sendet Bonaparte das vierte Cavalleriecorps gegen die große Redoute, die sächsische Brigade unter

Thielmann wirft die dabei stehenden Truppen, und bringt in die Redoute ein, die nun sogleich mit Infanterie besetzt und behauptet wird; unter Protection dieses wichtigen Werkes beschließt nun der französische Feldherr, das Centrum zu forciren, die Garden rücken etwas vor, und Ney bekommt noch 80 Kanonen, unter deren Feuer er sich in den Besitz des demolirten Dorfes setzt, und links die Verbindung mit dem eroberten Werke sucht. Kutusow, die Gefahr, die ihm droht, wohl erkennend, setzt sogleich seine Reserven gegen Ney in Bewegung; aber wie muthig sie auch vordringen, so finden sie doch in dem kreuzenden Feuer jener 80 Kanonen und der Redoute ein nicht zu überwindendes Hinderniß, und das mörderischste Gefecht des Tages endet mit ihrem Rückzuge, da der Vicekönig indeß Borodino genommen und Davoust ebenfalls Terrain gewonnen hat. Sie gehen nach 6 Uhr gegen Mosaisk zurück, Davoust rückt in gleiche Höhe mit Ney und Poniatowsky, aus dem Walde vordringend, und vereinigt sich mit jenen. Der Rückzug der Russen erfolgte in großer Ordnung und ohne weitern Verlust, die Franzosen folgten in drei Colonnen, aber erst am Abende des folgenden Tages konnte die Cavallerie ihrer Avantgarde Mosaisk besetzen; Beweis, wie prahlerisch ihre Benennung dieser Schlacht ist, was jedoch noch durch Kutusows Bericht überboten wird, nach welchem die Franzosen geschlagen und von den Kosacken sieben Werste weit verfolgt worden seyn sollten. — Die Stärke der französischen Armee kann man ungefähr 150 — 160,000 Mann annehmen; die Russen mögen nicht sehr viel schwächer gewesen seyn, da sie die erste Reserve unter Miloradowitsch und auch schon Milizen an sich gezogen hatten; eben so wenig läßt sich der beiderseitige Verlust genau bestimmen. Die Russen geben selbst 25,000 Mann an, der französische ist höchst wahrscheinlich noch größer gewesen. Es fanden sich darunter mehrere todte und blessirte Divisionsgenerale, bei den Russen war der General Bagration tödtlich verwundet, außerdem noch eine Menge andrer Generale getödtet und blessirt worden.

Mosambique, s. Mozambik.

Moscati, einer der berühmtesten und gelehrtesten Aerzte Italiens, der auch an den politischen Begebenheiten seines Vaterlandes lebhaften Antheil genommen. Er ist im Jahre 1736 geboren. Bis zum Jahre 1796, wo Napoleon die Lombardei besetzte und die cisalpinische Republik proclamirte, beschäftigte er sich blos mit seinen Studien. Jetzt schloß er sich aber Bonaparten an, und wurde von diesem und von dessen Gemahlin Josephine sehr hervorgezogen. Er wurde Mitglied des cisalpinischen Congresses, dann einer der fünf Directoren und hierauf Präsident des Directoriums. Bei dem Eindringen der Alliirten unter Suwarow wurde Moscati arretirt, allein bald freigelassen, um den Erzherzog Carl von einer bedeutenden Krankheit zu heilen. Nach der Schlacht von Marengo fand Moscati sich wieder in Mailand ein und wurde zur italienischen Consulta nach Lyon berufen. Er wurde hierauf Director des öffentlichen Unterrichts im Königreiche Italien und mit Ehren und Würden aller Art überhäuft. Im J. 1814 war er an der Spitze der Partei, welche dem Vicekönig den Thron von Italien erhalten wollte. Seit dieser Zeit lebt er — hoch bejahrt — von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen.

Moschee (eigentlich Medsched, Mesdschijet), ein türkisches Bethaus. Im Aeußern unterscheiden sich die Moscheen von

andern Gebäuden durch ihre gewölbten und mit Blei bedeckten Kuppeln, ihre Minarets (Thürme) u. ſ. w. Sie ſind viereckig und haben Vorhöfe mit Brunnen zum Abwaſchen. Die Eingänge ſind von außen dergeſtalt mit Ketten verhangen, daß nicht nur kein Vieh, ſondern auch die Menſchen nur gebückt hindurchkommen können. Inwendig findet man keine Zierrathen, außer einigen Sprüchen des Corans, die an die weiße Wand geſchrieben ſind. Der Boden iſt meiſtentheils mit Tapeten belegt, ohne Stühle und Bänke. In einem Winkel gegen Südoſten iſt ein Stuhl, auf welchem der Iman ſitzt, wenn er das Gebet abliest. Nach der Gegend zu, wo Mecca liegt, iſt eine Tafel oder ein Schrank in der Wand, worin gewöhnlich einige Abſchriften des Corans liegen, zum Zeichen, daß nach dieſer Gegend die Betenden ihren Blick richten ſollen. Dieſes heißt die Kebla. Unterſchieden von den Moſcheen ſind die Dſchami's, in welchen der feierliche Freitagsgottesdienſt, wie auch die öffentliche Fürbitte für den Kaiſer (Kutba) verrichtet wird. Die ſchönſte unter den kaiſerlichen Moſcheen in Conſtantinopel iſt die Sophienmoſchee. Gewöhnlich darf niemand, als wer ſich zur Religion Mohameds bekennt, in eine Moſchee gehn. Doch leidet dies ſeine Ausnahmen. So wurde die Sophienmoſchee, einem alten Herkommen zufolge, jedem venetianiſchen Geſandten, für einige Ducaten auch wohl andern Perſonen, geöffnet. Die kaiſerlichen Moſcheen ſind vielfältig mit öffentlichen Schulen (Mädräs), Hoſpitälern (Imärets), auch wohl Küchen verbunden, wo für die Armen gekocht wird. Ihre Einkünfte ſind auf gewiſſe Diſtricte und Grundſtücke, deren Bewohner große Vorrechte haben, angewieſen.

Moſcheroſch (Johann Michael), einer der vorzüglichern deutſchen Schriftſteller des 17ten Jahrhunderts, war im J. 1600 zu Wilſtädt, einem Flecken in der Grafſchaft Hanau-Lichtenberg, wo ſein Vater Prediger war, geboren, ſtudirte zu Straßburg, wurde 1624 Magiſter, 1626 Hofmeiſter der jungen Grafen von Leiningen-Dachsburg, 1628 Amtmann bei dem Grafen von Kriechingen, und 1636 Amtmann bei dem Herzoge Ernſt Bogislaus von Croi zu Vinſtingen an der Saare, von wo er auch nach Straßburg flüchtete, um dem Ungemach des Krieges, in welchem er ſchon ſein ganzes Eigenthum verloren hatte, zu entgehn. Darauf wurde er königlich ſchwediſcher Kriegsrath, wie auch ſpäterhin Secretär und Fiscal zu Straßburg; endlich 1656 ernannte ihn der Graf Friedrich Caſimir von Hanau zu ſeinem Rathe, und in der Folge zum Präſidenten bei der Kanzlei, der Kammer und dem Conſiſtorium zu Hanau. Er ſtarb den 4ten April 1669 zu Worms. — Moſcheroſch war ſeit dem J. 1645 ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er den Beinamen des Träumenden führte, und zu ſeiner Zeit ein ſehr beliebter Schriftſteller unter dem angenommenen Namen Philander von Sittewald. Das Wichtigſte, was wir von ihm haben, iſt folgendes ſatiriſche Werk: „Wunderliche und wahrhafte Geſichte Philanders von Sittewald, das iſt, Straffſchriften Hans Michael Moſcheroſch von Wilſtädt, in welchen aller Welt Weſen, aller Menſchen Händel, mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalt, Heuchelei und Thorheit bekleidet, öffentlich auf die Schau geführt, als in einem Spiegel dargeſtellet und geſehen werden u. ſ. w. Straßburg 1650.“ — (Eine andre Ausgabe, Leiden 1646 und 1647, die ungleich mehr

enthält, wurde von dem Verfasser nicht anerkannt.) Moscherosch hat zwar die Idee zu seinen Gesichten dem Spanier Quevedo zu danken, keineswegs aber denselben blos nachgeahmt. Man erkennt darin viel originelle Laune, Weltkenntniß, Gutherzigkeit und einen Geist der Satire, der sich bald ernsthaft, bald komisch und burlesk äußert. Die Schreibart ist körnicht und lobenswerth, wiewohl nicht frei von den Fehlern jener Zeit. Nicht zu verwechseln ist übrigens dieser Schriftsteller mit seinem Bruder Quirinus Moscherosch, der unter dem Namen Philander ein Mitglied des Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz war, und ein poetisches Blumenparadies drucken ließ.

Moschus, ein griechischer Idyllendichter, aus Syracus gebürtig. Er war wie sein Zeitgenosse Bion, ein Nachahmer des Theokrit. Die von ihm noch vorhandnen Poesien sind mehr episch-mythische und zum Theil elegische Schilderungen, oder lyrische Herzensergießungen und hymnische Darstellungen, als wahre Idyllen, die kleinern Gedichte aber epigrammatische Lieder und poetische Tändeleien.

Moschus oder Bisam, eine stark riechende Substanz, welche von dem männlichen Bisamthiere gewonnen wird. Ursprünglich ist sie weich; getrocknet ist sie zerreiblich, von Farbe schmutzig, schwarzbräunlich, und dem geronnenen Geblüt ähnlich; ihr Geschmack ist etwas harzig und bitterlich. Der Moschus macht einen bedeutenden Handelsartikel aus. Er wird aus China, Ostindien und Persien durch die Engländer nach Europa gebracht. Auch Rußland erhält aus seinen asiatischen Provinzen viel Bisam; allein dieser, so wie der ostindische, ist viel schlechter als der tibetanische. Wegen seiner Kostbarkeit wird er auf verschiedne Weise verfälscht. In der Medicin bedient man sich des Moschus als eines auf die Nerven wirkenden Mittels.

Moscovade, s. Zucker.

Mosel, ansehnlicher Nebenfluß des Rheinstroms, entspringt in Frankreich am Berge Faucilles in dem Vogesen- oder Wasgaugebirge, nahe bei der Quelle der südlich fließenden Saone, wird bei Pont-à-Mousson schiffbar, und ergießt sich bei Coblenz, Ehrenbreitstein gegenüber, in den Rhein. Sie durchfließt die drei französischen Departements des Wasgaus, der Meurthe und der Mosel, einen kleinen Theil des Großherzogthums Luxemburg und die preußische Provinz Niederrhein. Die Länge ihres Laufes, den sie überhaupt von Süden nach Norden nimmt, beträgt an 50 Meilen. Ihre vornehmsten Nebenflüsse sind: die Meurthe, die Seille, die Sure, Saar und die Kyll. Von Metz bis Trier fließt die Mosel in einem weiten Thale ohne Zwang und Einschränkung fort, weiterhin aber verengt sich durch die dahin sich erstreckenden Abzweigungen des Hundsrücks das Thal derselben, und sie macht nun so ungeheure Krümmungen, daß sie zu ihrem Laufe von Trier bis Coblenz, der in gerader Linie nur 22 Stunden beträgt, 49 Stunden braucht. Die mittlere Breite des Stroms ist zwischen Trier und Trarbach 430 und zwischen Trarbach und Coblenz 595 Fuß. Auch die Tiefe derselben ist ungleich; an einigen Orten beträgt sie funfzehn, an andern zehn und an noch andern nur sieben Fuß. Die Schiffahrt ist wegen der vielen Krümmungen nur langsam; gefährliche Stellen sind das Müdenloch und das Sommerloch, so wie die Felsen bei Briedern und Alff. Die Moselschiffe haben gewöhnlich

80 Fuß Länge und 12 Fuß Breite, und tragen 1400 bis 1800 Centner. Die Waſſerreiſe auf der Moſel von Trier bis Coblenz iſt äußerſt intereſſant, denn die Ufer zeigen die mannichfaltigſten und ſchönſten Anſichten, und faſt jedes Dorf, jede Berggruppe bildet eine reizende Landſchaft. Eine der ſchönſten Moſelgegenden iſt die von Trarbach. Berge, Weinhügel, fruchtbare Thäler vereinigen ſich daſelbſt, und mehrere Waldbäche ſtrömen hier in die Moſel. Die vornehmſten an der Moſel liegenden Städte auf ihrem ganzen Laufe ſind: Pont-à-Mouſſon, Metz, Thionville, Trier und Coblenz.

Moſer (Joh. Jacob), einer der fruchtbarſten Publiciſten Deutſchlands, wurde zu Stuttgart den 18ten Januar 1701 geb., beſuchte das Gymnaſium daſelbſt, und bezog 1717 die Univerſität Tübingen, wo er 1720 Licentiat der Rechte und noch in demſelben Jahre außerordentlicher Profeſſor der Jurisprudenz wurde. Da er hier nicht den gehofften Beifall fand, ſo ging er 1721 nach Wien, nachdem ihm vorher auf ſein Anſuchen der Charakter eines herzoglich würtembergiſchen Regierungsraths ertheilt worden war. Zu Wien ward der damalige Reichsvicekanzler, Graf von Schönborn, ſein vorzüglicher Gönner. Da aber derſelbe nichts für ihn wirken konnte, ſo kehrte Moſer zwar in ſein Vaterland zurück, verließ daſſelbe aber bald wieder, weil man ihn für einen Spion am kaiſerlichen Hofe anſah, und ging aufs neue nach Wien. Da eine nochmalige Reiſe nach Würtemberg ihn überzeugte, daß daſelbſt für ihn nichts zu hoffen ſey, ſo wendete er ſich 1725 ganz nach Wien, und legte ſeine würtembergiſchen Dienſte nieder. Weil aber das würtembergiſche Miniſterium von ſeinem Aufenthalt zu Wien nachtheilige Folgen für das Land beſorgte, ſo wurde er ſchon im folgenden Jahre als wirklicher Regierungsrath nach Stuttgart berufen, und 1727 zum ordentlichen Profeſſor der Rechte bei dem fürſtlichen Collegium in Tübingen beſtellt. Der Fleiß, welchen er hier auf ſeine Vorleſungen und Schriften wendete, zog ihm mancherlei Anfechtungen von Seiten ſeiner Collegen zu, welche ihn endlich ſogar bewogen, ſeine Stelle niederzulegen. Unterdeſſen wurde er ſchon 1733 von dem neuen Herzog Carl Alexander wieder in ſeine vorige Regierungsrathsſtelle eingeſetzt, welche er 1736 mit der eines preußiſchen Geheimeraths, Directors der Univerſität und Ordinarius der Juriſtenfacultät auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder vertauſchte. Verſchiedne Verdrießlichkeiten, beſonders über eine ſtaatsrechtliche Diſſertation, bewogen ihn, dieſe Aemter 1739 niederzulegen, und in dem Dorfe Ebersdorf, im reußiſchen Voigtlande, zu privatiſiren. Hier lebte er acht Jahre ſehr glücklich, bis ihn die Ausbreitung der herrnhutiſchen Secte an dieſem Orte, welche ihn und ſeine Familie vom Abendmahl ausſchloſſen, auch von hier vertrieb. Er wurde nun 1747 vom Landgrafen zu Heſſen-Homburg als Geheimerath und Chef der Kanzlei berufen; allein der Widerſtand, den er hier in der Ausführung ſeiner Cameral- und andern Grundſätze erfuhr, bewog ihn, ſeit 1749 zu Hanau zu privatiſiren. Hier legte er für junge Leute eine Staats- und Kanzleiakademie an, welche ihm ſeine Tage ſehr angenehm machte, und von welcher ihn nur der Ruf, den er 1751 als Landſchaftsconſulent in ſein Vaterland erhielt, abzuziehen vermochte. Leider ging er hier traurigen Erfahrungen entgegen. Da nämlich zwiſchen dem Herzog von Würtemberg und den würtem-

bergiſchen Landſtänden allerhand Irrungen und Streitigkeiten entſtanden und Moſer, der die Sache der Landſtände vertheidigte, von dem Herzoge für den Concipienten der wider ihn gerichteten Schriften gehalten wurde, ſo ließ ihn der Herzog am 12ten Julius 1759 durch einen geheimen Cabinetsſecretär nach Ludwigsburg berufen, und kündigte ihm ſelbſt den Feſtungsarreſt an. Noch am ſelbigen Tage wurde er unter der ſchärfſten Bewachung nach Hohentwiel gebracht, und dort in einem ſehr engen Arreſt gehalten, in welchem ihm außer der Bibel, einem Predigt- und Geſangbuch weder Bücher noch Feder, Dinte und Papier zugeſtanden wurden. Seine Erzählung, wie er ſich in dieſer über fünf Jahre daurernden Lage die Zeit zu vertreiben ſuchte, iſt ſehr intereſſant. Ohne ein einzigesmal während ſeiner Gefangenſchaft befragt worden zu ſeyn, mußte er am 25ſten September 1764 auf Befehl des kaiſerlichen Reichshofraths losgelaſſen werden. Er begab ſich nun wieder nach Stuttgart, wo er die Genugthuung erhielt, von dem Herzog nicht nur für ſchuldlos erkannt, ſondern auch als Landſchaftsconſulent wieder eingeſetzt zu werden, wiewohl er als ſolcher nachher wenig, und ſeit 1770 gar keinen Antheil mehr an den Geſchäften nahm, ſondern unter Beibehaltung einer lebenslänglichen jährlichen Penſion von 1500 Gulden den Reſt ſeiner Tage als Privatmann, größtentheils unter ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, verlebte. Am 30ſten September 1785 in ſeinem 84ſten Jahre beſchloß er ſein thätiges und erfahrungsreiches Leben. Seine vielfachen Erfahrungen, ausgebreiteten Geſchäfte und weitläuftigen Verbindungen gaben ihm einen ſichern practiſchen Blick und Tact, der gegen die ſchwankenden Theorien früherer Staatsrechtslehrer vortheilhaft abſtach. Durch dieſen, ſo wie durch ſeinen einzigen Sammlerfleiß, ſeine Freimüthigkeit und Gradheit, ſo wie auch ſeine Ordnungsliebe gab er ſeinen Schriften einen Werth, welcher ihn einer rühmlichen Stelle in der Geſchichte des deutſchen Staatsrechts würdig macht, wenn ihm gleich Tiefe und Fülle der Gedanken, Scharfſinn und eigentliche juriſtiſche und hiſtoriſche Gelehrſamkeit abging. Ganz vorzüglich verdient es aber Bewunderung, daß ihn mitten im Gewühle der verſchiedenartigſten Geſchäfte der fromme kindliche Sinn nicht verließ, den er bei allen Vorfällen ſeines Lebens ſo unverkennbar äußerte. Sein Fleiß war unermeßlich; die Zahl aller ſeiner Schriften beträgt 404, von denen hier nur erwähnt werden können: Grundriß der heutigen Staatsverfaſſung von Deutſchland, Tübingen 1754, 8; deutſches Staatsrecht, 50 Theile nebſt 2 Bänden Supplemente und einem Band Regiſter, Nürnberg 1737 ff. 4.; ein ausführliches und vollſtändiges Werk vom ganzen deutſchen Staatsrechte in lauter einzelnen Büchern (über 25 Quartbände); deutſches Staatsarchiv, Hanau und Frankfurt, 1751 ff. 13 Quartbände u. ſ. w., und mehrere Schriften des poſitiven europ. Völkerrechts, welches er zuerſt in ein Syſtem brachte. Seine eigne Lebensbeſchreibung (3. Aufl.) erſchien in 4 Theilen, Frkf. u. Leipz. 1777—1783. 8. Noch möge hier das Urtheil einen Raum finden, welches ſein ebenfalls trefflicher Sohn, Friedrich Carl von Moſer, in ſeinem patriotiſchen Archiv (4r Bd. Frkf. und Leipz. 1786, 8.) S. 550 f. über ihn fällt: „Wer mehr, denn Er, kann ſich unter unſern Zeitgenoſſen ſo (einen ehrwürdigen Patrioten) nennen laſſen, der länger, denn ein gewöhnliches Menſchenalter, mit Lehre und Schriften, mit Thaten und Handlungen für die Rechte, Ge-

setze und Freiheit unsers allgemeinen und seines besondern Vaterlandes gearbeitet, gewirkt, gestritten und gelitten, in mehr als Einem Kampf den Bekennerlohn der Wahrheit, den patriotischen Märtyrerkranz errungen, und selbst am Ziel seiner ehrenvollen Laufbahn, da sein silbergraues Haupt nur noch Ruhe fodern zu dürfen schien, seinen Prophetenmund noch aufthat, um in seinen Werken, den Früchten funfzigjähriger Erfahrung, unsern Nachkommen Zeugniß und Weissagung zu hinterlassen: wer wir waren; was wir jetzo sind; und was Deutschland nach uns zu werden beginne. Zu groß, um eines Andern Sklave, zu gerecht, um blinder Anhänger und Anbeter Einer Partei zu seyn, leiteten ihn in seinen Lehren und Rathschlägen nur das Gesetz und der große Gedanke von der allgemeinen Wohlfahrt, diese allein erfüllte seine reine, edle Seele, dieser allein opferte er, gleich entfernt von Furcht und von Eigennutz, alle andern Rücksichten von Dank oder Undank, Lob oder Verfolgung, Vortheilen oder Leiden, mit gleich standhafter Beharrlichkeit auf, ward dafür von Freunden und Feinden seiner Zeit, selbst von dem Fürsten, der ihn hart behandelt, mit dem Ehrennamen des ganz ehrlichen Mannes belohnt, ein Ruhm, den sein ganzes langes Leben durch eine Reihe sich stets gleicher Handlungen verdient, und den die Nachwelt noch mit dem unzerstörlichen Siegel der Wahrheit bekräftigen wird." A—s.

Möser (Justus), Nationalschriftsteller, geschicht-, welt- und rechtskundiger Staatsmann, mit Recht Deutschlands Franklin genannt, war geboren den 14ten December 1720 zu Osnabrück, und starb daselbst den 8ten Januar 1794. Sein Vater war Kanzleidirector und Consistorialpräsident; die Mutter unterrichtete den gutmüthig feurigen Justus in der französischen Sprache und Literatur, ohne ihm den deutschen Sinn zu verschrauben. Der talentvolle Knabe faßte schnell und verwandelte das Erlernte bald in sein Eigenthum. Schon im zwölften Jahre errichtete er mit seinen Gespielen eine gelehrte Gesellschaft, in der er sich einer eignen, von ihm erfundnen Sprache bediente. In den J. 1740-1742 studirte er zu Jena und Göttingen die Rechtswissenschaft; aber das wichtigste Studium für seinen Beobachtungsgeist war das offne Buch des menschlichen Lebens. Zugleich bildete er seinen Geschmack durch das Lesen der englischen, französischen und italienischen Classiker. Als Sachwalter nahm er sich mit Wärme und Freimuth der unterdrückten Unschuld an; er allein widerstand der Willkühr des Statthalters von Osnabrück. Das Zutrauen seiner Mitbürger erhob ihn daher im J. 1747 zu der wichtigen Stelle eines Advocatus patriae; auch ernannten ihn die Landstände zum Secretär und zum Syndicus der Ritterschaft. Sein edler Charakter ward vorzüglich erprobt in den Drangsalen des siebenjährigen Kriegs. Er ersparte durch weise und redliche Thätigkeit seinem hartbedrängten Vaterlande bei der Erhebung der Kriegslasten mehrere hunderttausend Thaler; dies erwarb ihm die Achtung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig. Acht Monate lang betrieb er in London das Lieferungs- Zahlgeschäft für die von England besoldete alliirte Armee. Dieser Aufenthalt gab seinem Geiste einen seltnen Reichthum practischer Erfahrung. Ueberall im bürgerlichen Geschäftsleben sah er klar den innern Zusammenhang des Zwecks und der Mittel; allein er dachte nicht

blos, ſondern arbeitete auch mit beharrlichem Eifer als Staatsmann, und ſein edles Herz erhielt ihn ſtets auf der Höhe des Weltbürgers und Menſchenfreundes. Als Schriftſteller brachte er aus dem Lande der Freiheit und des Wohlwollens jene unnachahmlich heitre Laune eines hellen Kopfs und unbefangnen Sinnes zurück, die ſeinen Schriften claſſiſchen Werth giebt. — Möſer war zwanzig Jahre, ſo lange die Minderjährigkeit des Prinzen von England, welcher als proteſtantiſcher Biſchof im J. 1761 Osnabrück erhielt, dauerte, zwar nicht dem Titel nach, aber in der That der erſte Rathgeber des Regenten. Er diente zugleich dem Landesherrn und den Ständen. Beider Vortheil war nicht immer ein und derſelbe. Nur Möſers ausgezeichnetes Talent, ſeine gründliche Geſchäftskenntniß und ſein Fleiß, verbunden mit unerſchütterlicher Redlichkeit, Billigkeit und Uneigennützigkeit, führten ihn gerade und tadelfrei durch alle Reibungen hindurch. Offen und verſtändig, welterfahren und unterrichtet, verſchmähte er den Schleichweg, entdeckte ſchnell den Irrthum, und beförderte feſt und großherzig alles Gemeinnützige. Von 1762 an war er ſechs Jahre lang Juſtitiarius beim Criminalgerichte in Osnabrück, und nachdem er dieſe Stelle niedergelegt, geheimer Referendar bei der Regierung bis an ſeinen Tod. Nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung nahm er im J. 1783 den Titel eines geheimen Juſtizraths an. So groß ſein Ruf in ſeinem Wirkungskreiſe war, ſo liebenswerth erſchien er in dem engern Kreiſe des Hauſes und der Geſellſchaft. Für geiſtigen Genuß ſtets empfänglich, gab und empfing er Lebensglück in der Mitte der Seinigen; in der Stadt und im Lande — wie er ſelbſt mit Rührung bekannte — erfreut durch Vieles, betrübt durch Weniges, gekränkt durch nichts. Nach dem Tode ſeiner trefflichen Gattin im J. 1787, und ſeines hoffnungsvollen Sohns weihte ſich ihm mit der liebevollſten Treue ſeine Tochter, vermählte von Voigt. Im J. 1792 feierte die osnabrückſche Ritterſchaft ſein funfzigjähriges Dienſtjubiläum, mit ehrenvoller Anerkennung ſeiner ausgezeichneten Verdienſte. — Möſer war ein großer, ſtark und ebenmäßig gebauter Mann. Er flößte ſchon durch ſein Aeußeres Achtung ein. Sein Gang war feſt und ſicher; ſein Weſen ernſt und freundlich; ſein Geſicht treuherzig und klug, nicht ohne Würde, aber ausdrucksvoll und Zutrauen einflößend. Möſer lachte ſelten, aber faſt immer ſchwebte auf ſeiner Stirn und um ſeinen Mund ein heitres Lächeln. Seine Erholung war der Umgang mit Freunden in Pyrmont; er brauchte nicht den Brunnen, nur geſunde Luft und geiſtig heitres Geſpräch. Krankheitsanfälle wollte er durch Ruhe beſiegen; denn er meinte, die Natur kämpfe ſelbſt das Uebel nieder, daher dürfe er ſie nicht ſtören. Erſt in ſeiner letzten Krankheit, im 74ſten Jahre, erkannte er ſeinen Irrthum; er fühlte die Nähe des Todes, und ſagte, wiewohl mit Gleichmuth: ich habe den Prozeß verloren. Er machte darauf einige Anordnungen, ließ ſeiner Tochter danken, ſagte: er ſey nun müde und wolle ſchlafen, — und entſchlief. Ohne Schriftſtellerruhm zu ſuchen, fand er ihn durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und beredten Schriften. Mit Sachkunde, hellem Weltblick, aus warmer Bruſt und mit unerreichbarem Humor ſchrieb er über Fehler und Verbeſſerung der Sitten, über öffentliche Anſtalten, über Geſchichte, ſtaats- und bürgerliches Recht; und ſowohl der innere Gehalt ſeiner Schriften, als

ſeine originelle Schreibart ſichern ihm unter den deutſchen Proſaiſten eine der erſten Stellen. — Seine osnabrückiſche Geſchichte, 2 Th. bis zum J. 1192 (N. Aufl. Berlin 1780), iſt voll von ſcharfſinnigen und eindringenden Bemerkungen, die über die ältere deutſche Geſchichte manchen Aufſchluß geben. Als Nationalwerk aber werden ſeine patriotiſchen Phantaſien, herausgeg. von ſeiner Tochter J. W. J. von Voigt (4 Bände 8., 3te Aufl. Berl. 1804, mit Möſers Bildniß), ſtets geleſen und beherzigt zu werden verdienen. Sie entſtanden aus den Intelligenzblättern, welche Möſer für Osnabrück von 1766 — 1782 ſchrieb, um die Einwohner mit den Angelegenheiten des Vaterlandes auf eine zweckmäßige Weiſe bekannt zu machen. Man bewundert, welchen feinen Gebrauch er von ſeiner Gelehrſamkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und von ſeiner Lectüre zu machen wußte, den Witz, mit welchem er oft geſagten Wahrheiten den Reiz der Neuheit gab, die Laune, mit der er den Ernſt aufheiterte, und das herzliche Wohlwollen, mit dem er über alles Menſchliche ſich ausſprach. Alle, die für die Nation ſchreiben, ſollten Möſern ſtudiren. Seine vermiſchten Schriften, 2 Th., nebſt Möſers Leben, herausgeg. von Fr. Nicolai, Berl. 1797 folg., enthalten Aufſätze voll Laune und Menſchenkenntniß, z. B. den auch ins Engliſche überſetzten Harlekin, oder Vertheidigung des Grotesk-Komiſchen, über die deutſche Sprache und Literatur (gegen Friedrich II.). Nur die Vertheidigung der Leibeigenſchaft ſteht mit Möſers Geiſt und Herzen im Widerſpruch. Man vergl. Möſers Leben in Schlichtegrolls Nekrolog 1794. II. K.

Moſes wurde um 1600 vor Chriſto unter dem damals hart bedrückten hebräiſchen Volke in Aegypten geboren. Schon drei Monate nach ſeiner Geburt mußten ſeine Aeltern — der Vater hieß Amram, die Mutter Jochebed, beide vom Stamme Levi — zufolge eines königlichen Befehls, der alle männliche Geburt der Hebräer umzubringen gebot, den Säugling ausſetzen. Aber von tauſend ermordeten hebräiſchen Knaben wurde gerade er wunderbar, wie Cyrus und Romulus gerettet. Die luſtwandelnde Tochter des ägyptiſchen Königs (Thermutis nennt ſie die Sage beim Joſephus) findet im wohlverwahrten Rohrkäſtchen am Ufer des Nils das weinende Kind, erbarmt ſich ſein und giebt es, da ſeine nahe ſtehende Schweſter Mirjam die Mutter herbeiruft, dieſer zur Pflege. So wurden ihm mit der Muttermilch die Gefühle ſeines unglücklichen Volks eingeflößt, und erſt als lehrfähiger Knabe kam er in die Hände der Königstochter zurück, die ihn den aus dem Waſſer geretteten (Mo-udſche im Aegyptiſchen, daher das hebräiſche Moſcheh) nannte und an Kindesſtatt annahm. Dadurch wurde er zu dem Prieſterſtande, zu dem die königliche Familie gehörte, eingeweiht und konnte nun als Prieſterlehrling zu allen Künſten und Wiſſenſchaften, die dieſer erſte Stand des Reichs in ſtrengverhüllten Myſterien bewahrte, gelangen. Sie waren das Höchſte, was jene Zeit an Bildung und Einſicht beſaß; und daß Moſes ſich ihrer bemächtigte und noch tiefer als ſeine Lehrer in die Geheimniſſe ihrer Religion, Naturkunde, Geſetzgebung und Regierungskunſt eindrang, leuchtet aus ſeinen Thaten und Reden deutlich hervor. Von dem Feldzuge gegen Aethiopien, bei dem er in ſeinem vierzigſten Lebensjahre als Anführer der Aegypter mit der Stadt Saba zugleich das Herz der beſiegten Prinzeſſin Tharbis

erobert und dieſe zum Weibe genommen haben ſoll, ſpricht nur die jüdiſche Sage beim Joſephus, wahrſcheinlicher aber machen die großen tactiſchen Kenntniſſe, die ſeine Anordnungen beim Auszuge der Hebräer vorausſetzen, daß er im ägyptiſchen Heere diente und ſich Kriegserfahrung erwarb. Doch konnte er im Glanze des Hofes ſein Volk nicht vergeſſen; beim Anblicke der Mißhandlungen, die ein ägyptiſcher Vogt ſich gegen einen Hebräer erlaubte, empfand er das Unrecht und brachte den Aegypter heimlich um. Aber dieſe That wurde bekannt, und er entging den Nachſtellungen des Königs nur (die Apoſtelgeſchichte ſagt im 40ſten Lebensjahre) durch eine ſchnelle Flucht nach Arabien. Hier fand er bei Jethro, einem midianitiſchen Hirtenfürſten und Prieſter, Aufnahme, und erhielt deſſen Tochter Zipora, die er beim erſten Zuſammentreffen durch kräftige Hülfe gegen feindliche Hirten gewonnen hatte, zum Weibe. So hütete nun der Sohn einer Königstochter die Heerden eines Arabers, und die Geſchichte ſagt nicht, daß er nach etwas Größerm getrachtet habe. Aber vorſchweben mußte ihm das Elend ſeines Volks, und nicht umſonſt konnte er auf dem ungewöhnlichſten Wege in das Heiligthum der ägyptiſchen Weisheit geführt und mit den ſeltenſten Kräften und Kenntniſſen ausgeſtattet worden ſeyn. Sie beſchäftigten ſeinen Geiſt in der Einſamkeit, ſie deuteten ihm die Natur, die ihn an Räthſeln und Wundern reich mit Schrecken und Pracht in den Wüſten und Gebirgen Midians umgab, und erhoben ſein Herz zu dem Gott, den er reiner erkannte, als ſeine Väter. Doch lange bildete ſich bei dieſem ſtillen Hirtenleben der Keim des größten Unternehmers in ſeiner Bruſt, ehe er hervorbrach und die Geſtalt eines tiefdurchdachten Plans annahm. Moſes hatte ſchon das Alter erreicht, das reife Erfahrung, Geduld und Ruhe giebt, als dies durch eine unmittelbare Aufforderung Gottes geſchah. Am Horeb weidend, ſieht er einſt einen Dornbuſch im Feuer und forſchend, warum der Buſch nicht verbrennt, hört er aus ihm die Stimme des Herrn, der ſich ihm als den Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs ankündigt und ihm befiehlt, ſein Volk aus Aegypten in das Land zu führen, das er den Erzvätern verheißen. Der Name Jehova, unter dem ſich Gott ihm offenbart, war ihm ſchon aus den ägyptiſchen Myſterien bekannt, und klar wird ihm hier die Idee des Einzigen, Ewigen und Unveränderlichen, die dieſer Name in ſich ſchließt. Aber nicht ohne Einwendungen und Beſorgniſſe der Vorſicht und Beſcheidenheit entſchließt er ſich, dieſem Rufe zu folgen: Pharao iſt hart und ungläubig, er ſelbſt geächtet, ſein Volk roh und unfähig, die Idee des Gottes, den er ihm ankündigen ſoll, zu faſſen; man wird den Worten ſeines unberedten Mundes, den eine ſchwere Zunge im Sprechen hindert, ohne ſinnliche Zeichen nicht glauben. Darum giebt Gott ihm die Macht, ſeine Sendung durch Wunderthaten zu verbürgen und ſtellt ihm ſeinen ältern Bruder Aaron als Redner an die Seite. So ausgerüſtet kehrt Moſes im Glauben, daß es ihm mit Gott gelingen werde, nach Aegypten zurück und geht, ein Greis von 80 Jahren, ans Werk. Alle und noch größere Schwierigkeiten, als er vorausgeſehen, ſtellen ſich ihm hier entgegen. Zwar wird Aaron ſein Mund, und das Volk Iſrael muß in ſeinen Thaten die Hand Gottes erkennen, aber durch lange Knechtſchaft entmuthet und ausgeartet, ſchwankt es zwiſchen Glauben und Zweifel. Umſonſt bringt er, nach Art der

Eingeweihten, die Schlange als Zauberſtab in ſeiner Hand, Veränderungen im Laufe der Natur hervor, deren einige die Kunſt der ägyptiſchen Weiſen ihm nicht nachzuthun weiß, und für das Werk höherer Kräfte erkennen muß, erſt die zehnte der verheerenden Landplagen, die dadurch über Aegypten kommen, das Hinſterben aller Erſtgeburt bewegt Pharao's verſtocktes Herz, die Hebräer ziehen zu laſſen. Moſes ſtellt ſich an ihre Spitze, und führt ſie mit aller ihrer Habe aus Aegypten und zur Zeit der Ebbe mitten durch den arabiſchen Meerbuſen, in dem der treulos nachſetzende Pharao mit Mann und Roß ertrinkt. Doch dieſe Rettung von dem furchtbarſten Feinde iſt nur der Anfang ſeines Unternehmens; gährend wogt um ihn die rohe Maſſe eines Volks, das bis jetzt nur den Stecken des Treibers, aber keine Regel in der Freiheit kennt. Der Mangel in der Wüſte erregt lautes Murren, das Zuſammenſtoßen mit feindlichen Beduinenvölkern blutige Kriege, die Eiferſucht neidiſcher Aelteſten innere Empörungen wider den Führer; ſein Leben kommt nicht ſelten in Gefahr, und die Macht, die ſein Beruf erfodert, kann er oft nur durch gewaltſamen Zwang und ſchreckliche Strafgerichte behaupten. Aber mit bewunderungswürdiger Weisheit, Kraft und Erfindſamkeit verfolgt er trotz alles Widerſtrebens ſeinen Plan, die ſtörriſche Menge zum geſitteten, frommen und ſelbſtſtändigen Volke zu machen. Er ſchafft den Hungrigen Brot vom Himmel *) und öffnet den Durſtigen neue Quellen aus den Felſen Horebs, nicht als ein Zaubrer mit betrüglichen Künſten, ſondern als ein Diener und Werkzeug des Herrn der Natur, der ihm auf ſein Gebet gewährt, was das Volk bedarf. Für etwas mehr will Moſes nicht angeſehn ſeyn, bei allen ſeinen Anordnungen beruft er ſich auf ausdrückliche Befehle Gottes, der das Volk durch Wohlthat und Schrecken, durch Güte und Ernſt väterlich an ſich ziehen und bilden will. Religion iſt der Geiſt des Geſetzes, das Moſes im dritten Monate nach dem Auszuge aus Aegypten zu verkündigen anfängt. Angelangt am Sinai, einem Berge Arabiens, läßt er das Volk ſich lagern, er ſelbſt aber beſteigt den durch uralte Anbetung heiligen Gipfel, wo ihm, umringt von weithallendem Donner unter den Schauern der Nähe Gottes kund wird, nach welchen Geſetzen Iſrael leben ſoll. Auf den Glauben der Erzväter gebaut, ſind dieſe Geſetze mehr eine Herſtellung der einfachen Wahrheiten, durch die ſich die Urweit zum Höchſten erhob, als eine neue Religion. Moſes hat das Verdienſt, ſie von den Irrthümern und Thorheiten des Aberglaubens, worin ſie unter den Händen abgöttiſcher Völker faſt untergegangen waren, gereinigt und nach den Bedürfniſſen der aus einer Familie zum großen, unbändigen Volke angewachſenen Hebräer ausgebildet zu haben. Das Centrum ſeiner Geſetzgebung iſt die Lehre, daß Jehova der einige Gott, der weder einen andern Gott neben ſich noch ein ſinnliches Bild ſeines Weſens dulde, ſelbſt König ſeines Volks ſeyn und es durch Prieſter regieren wolle. Daher haben die Geſetze, durch die er den Cultus, die Staatsverfaſſung

*) Man oder Manna, ein vegetabiliſcher Saft, den die Iſraeliten von der Cameelſtaude (arabiſch Chari Schuter) in der arabiſchen Wüſte ſammelten und zur Speiſe bereiteten. Er ſieht wie Coriandersſaamen aus, ſchmeckt ſüß wie Honig, und heißt jetzt bei den Perſern Terengabina.

und Rechtspflege, die Sitten- und Geſundheitspolizei der Hebräer conſtituirt, insgeſammt göttliche Autorität und dauernde Gültigkeit. Ueberall von den Grundfoderungen der ſittlichen und ſinnlichen Natur des Menſchen ausgehend, ſind ſie auf die Individualität des Volks, auf das Clima und die politiſche Lage des ihm zum Wohnort beſtimmten Landes, und auf den Plan der Vorſehung, es zum treuen Bewahrer einer im Laufe der Zeit vollkommner zu entwickelnden und einſt über das ganze Menſchengeſchlecht zu verbreitenden göttlichen Offenbarung zu machen, trefflich berechnet. Sie verbieten ihm jede Vermiſchung mit andern Nationen und jede fremde Sitte und Gottesverehrung; als ein ſcharf abgeſchloßner Gottesſtaat ſoll es geſondert von allen Nachbarvölkern, ſelbſtſtändig, wie ſein Gott und Herr, frei und allein ſtehen. Sie nöthigen es durch feſt beſtimmte, bis in die geringſten Einzelnheiten der täglichen Lebensordnung und der geſelligen und häuslichen Verhältniſſe eingehende Vorſchriften, bei denen auch die Auswahl und Bereitung der Speiſen und die Sorge für die Reinlichkeit des Körpers nicht vergeſſen iſt, zur Gewöhnung an die ſeinem Charakter und ſeiner religiöſen Beſtimmung angemeßne Civiliſation. Sie legen ihm durch ein ſtreng geregeltes Ritual, das, aus tauſend an ſich kleinlichen und ſtark in die Sinne fallenden Ceremonien zuſammengeſetzt, im Ganzen die erhabne Allegorie eines ewigen, unaufhörlich durch Opfer, Gebete und Reinigungen neu anzuknüpfenden Bundes mit Gott darſtellt und bedeutſam von Handlung zu Handlung fortſchreitet, die Pflicht einer immerwährenden Geſchäftigkeit im Dienſte ſeines himmliſchen Königs auf. Dem Stamme Levi, dem Moſes angehört, überträgt er die Verwaltung dieſes Dienſtes und die Aufſicht über die Beobachtung der Geſetze, und nicht ſeinen Söhnen, die er mit weiſer Uneigennützigkeit unter die gemeinen Leviten zurücktreten läßt, ſondern dem Geſchlechte ſeines Bruders Aaron das mit der oberſten Staatsgewalt bekleidete Hoheprieſterthum. (Vergl. d. Art. Hoherprieſter.) Dieſem von allem Grundeigenthum ausgeſchloßnen Stamme macht er die übrigen 12 Stämme zehntpflichtig, untergiebt ſie eignen Stammälteſten und Richtern und ſichert die Feſtigkeit ihres politiſchen Verbandes durch gemeinſam zu feiernde Feſte und durch ausſchließliche Einheit des Gottesdienſtes in der Stiftshütte, einem tragbaren Tempel, der die mit Schauern der Ehrfurcht umgebne, prächtig geſchmückte und im Innerſten nur dem Hohenprieſter zugängliche Wohnung Jehova's, das einzige Heiligthum und vermöge der ihm zufließenden Steuern der Mittelpunkt alles Reichthums und Credits der Nation wird. Dies ſind die Hauptpunkte der Geſetzgebung Moſis, die, wenn auch Züge ägyptiſcher Bildung daraus hervorblicken, doch das Beſtreben, die Hebräer von den ägyptiſchen Sitten und Vorurtheilen zu entwöhnen und zur politiſchen und religiöſen Selbſtſtändigkeit zu erheben, deutlich beurkundet, und in Betracht der Zeit und Umſtände ihrer Entſtehung an Originalität und Hoheit der Principien, an Conſequenz, Nachdruck und Dauer und, was am meiſten für ihren göttlichen Urſprung zeugt, auch an Keimen wahrer Humanität die geprieſnen Legislationen Solons und Lykurgs weit übertrifft. Doch wurde ihre Vortrefflichkeit nicht ſogleich von den Hebräern erkannt. Schon nahe am Ziele des Weges nach Canaan, ſah Moſes ſich durch neue Gährungen der Unzufriedenheit genöthigt, das Volk in die Wüſte zurückzufüh-

ren und 40 Jahre eines mühſeligen Umherziehens in der Wüſte mußten vergehen, die harten Strafen, die ſein Geſetz dem Uebertreter droht, mußten mit eiſerner Strenge vollzogen werden, alle, die im Mannesalter aus Aegypten gezogen waren, mußten abſterben, ehe das Geſetz bei dem neuen, während des Zuges herangewachſenen Geſchlechte durchdrang und ihm zur Gewohnheit wurde. Moſes, der mit Sorgen, Beſchwerden und Arbeiten aller Art geplagte Führer, durfte ſelbſt um eines einzigen Zweifels willen, den er ſich im Gedränge der Noth gegen Gott hatte zu Schulden kommen laſſen, die vollkommne Ausführung ſeiner Idee nicht einmal erleben. Nachdem er den Feldherrn Joſua zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und von dem Volke feierlich Abſchied genommen hatte, beſteigt er einen Berg in Peräa jenſeit des Jordans, von dem er das gelobte Land, daß er ſelbſt nicht betreten ſollte, überſchaut und ſein mühevolles Leben im 120ſten Jahre beſchließt. Der abergläubiſchen Verehrung ſeiner Gebeine hatte er durch den Befehl, ihn heimlich zu beerdigen, vorgebeugt, und niemand kennt die Stätte ſeines Grabes. Das herrlichſte Denkmal ſeines Geiſtes und ſeiner Verdienſte enthalten die Bücher, die unter ſeinem Namen an der Spitze des alten Teſtaments ſtehen. Weil darin ſein eigner Tod erzählt und Manches erwähnt wird, was einer ſpätern Zeit angehört, weil das Material, auf das er ſchrieb, Stein, und daher kaum möglich war, auf demſelben Schriften von ſo großem Umfange, wie die Moſaiſchen Bücher ſind, aufzubewahren, mußte die Kritik allerdings ihre Abfaſſung und Anordnung in die fünf Bücher (daher der Name Pentateuchos, mit dem ſie im Griechiſchen bezeichnet werden) einem ſpäteren Schriftſteller aus dem Davidiſchen oder Salomoniſchen Zeitalter zuſchreiben. Dennoch bleibt es immer gewiß, daß Moſes die Nachrichten von der Geſchichte der Urwelt, die das erſte Buch (Geneſis) enthält, gekannt und, wenn auch vielleicht mündlich, auf die Nachwelt gebracht, die zehn Gebote und die Beſchreibung des Zuges der Iſraeliten durch die arabiſche Wüſte im zweiten (Exodus) und vierten Buche (Numeri), und ſolche Geſetze, die er der unſichern Tradition nicht überlaſſen konnte, in dieſen beiden, dem dritten (Leviticus) und fünften Buche (Deuteronomium) ſelbſt aufgeſchrieben hat. Nicht weniger gewiß gehören ihm die herrlichen Lieder an, in denen er die Rettung am rothen Meere feiert und das Volk vor ſeinem Tode ſegnet und entläßt. Die Sammlung dieſer Fragmente, ihre Einkleidung, Verbindung und Ergänzung aus vorhandenen Traditionen mag freilich das Werk einer ſpäteren Redaction ſeyn, deren Zeitalter ſich nicht genauer, als oben geſchehen iſt, angeben läßt. (Michaelis Einleit. in die göttlichen Schriften des alten Bundes Th. 1. Abth. 1. §. 32. fg. Astruc Conjectures sur les Mémoires originaux, dont il parait, que Moyse s'est servi pour composer le livre de Genèse. 1753. Ilgens Urkunde des jeruſalemiſchen Tempelarchivs, Halle 1797. De Wette's Beiträge zur Kritik des A. T. Jena 1804. Vaters Commentar über den Pentateuch Halle 1805. Eichhorns, Auguſti's, Bertholds Einleitung in d. A. T.) Aber vergeblich hat die Kritik der Neuſten ſich bemüht, dieſe Bücher in den Nebel der mythiſchen Dichtung zu ſtellen. Dem Unbefangnen haben ſie die Geltung einer hiſtoriſchen Wirklichkeit, und er überzeugt ſich bald, daß nur Moſes, und auch

dieſer nur, um das Geſchehene treu zu berichten, jene Nachrichten mittheilen konnte, die in ihrer veralteten Sprache, in ihrer einfachen und kräftigen Darſtellungsweiſe, in ihrer innern Naturwahrheit und Einfalt das Gepräge ihrer Echtheit an ſich tragen. Wie hätten auch die Generationen von mehr als drei Jahrtauſenden nach einem Mährchen ihre Verfaſſungen ordnen und die zehn Grundgebote aller Religion und Moral, die Weihe des Sabbaths zum Ruhetage und ihre Ehe- und Kirchengeſetze von einem andern annehmen mögen, als von dem erhabenen Geſandten Gottes, den in der Geſchichte der Menſchheit unter allen ihren Heroen und Wohlthätern nur einer verdunkelt? E.

Moſes Mendelsſohn, ein berühmter jüdiſcher Philoſoph, war 1729 zu Deſſau von jüdiſchen Aeltern geboren. Sein Vater Mendel, daſelbſt Schulmeiſter und Zehngebotſchreiber (Sopher), gab ihm trotz ſeiner Armuth eine gute Erziehung. Er unterrichtete ihn in der hebräiſchen Sprache und den Anfangsgründen der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſelbſt; im Talmud ließ er ihn von Andern unterrichten. Nächſt dem war das alte Teſtament die Quelle ſeines Unterrichts und ſeiner Bildung. Beſonders zogen ihn die poetiſchen Bücher deſſelben an. Das berühmte Werk des Maimonides, More Nebochim (Führer der Irrenden), das ihm in die Hände fiel, legte in ihm den erſten Grund zur Unterſuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart. Er ſtudirte dieſes Buch mit einem Fleiße und einer Wißbegierde, daß er in eine Nervenkrankheit verfiel, von der er durch nachläſſige Behandlung ein gekrümmtes Rückgrath und eine ſtets ſchwächliche Geſundheit behielt. Da ſein Vater ihn nicht ernähren konnte, ſo mußte er 1742 in ſeinem vierzehnten Jahre nach Berlin wandern, wo er von geringen Wohlthaten einiger Glaubensgenoſſen verſchiedne Jahre in äußerſter Dürftigkeit lebte. Das Schickſal führte ihn hier mit Iſrael Moſes, einem tiefſinnigen Denker und großen Mathematiker, zuſammen, der, wegen ſeiner Freimüthigkeit allenthalben verfolgt, in gleicher Armuth lebte, und recht eigentlich ein Märtyrer der Wahrheit wurde. Dieſer Mann diſputirte oft mit Mendelsſohn nach Maimonides Grundſätzen. Auch gab er ihm den Euklides in einer hebräiſchen Ueberſetzung in die Hände und weckte dadurch in ihm den Trieb zur Mathematik, deren Studium den Verſtand des Jünglings ſchärfte und ausbildete. Ein junger jüdiſcher Arzt, Namens Kiſch, ermunterte ihn zur Erlernung des Lateiniſchen und gab ihm ſelbſt einigen Unterricht darin; durch den Doctor Aaron Salomon Gumperz bekam er Gelegenheit, mit der neueſten Literatur bekannt zu werden. Ueberdies lernte er verſchiedne talentvolle Jünglinge kennen, deren Umgang ihm vortheilhaft war. So lebte Mendelsſohn der Weisheit und Wiſſenſchaft ohne alle andre Aufmunterung, als die er aus ſich ſelbſt ſchöpfte, ſelbſt ohne gewiſſen Unterhalt, bis ein reicher Seidenfabrikant ſeiner Nation zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher ſeiner Kinder, und nach und nach zum Aufſeher, Factor, und endlich zum Theilnehmer ſeiner Fabrik machte. Im J. 1754 machte er die Bekanntſchaft Leſſings, welche auf ſeine Bildung den vortheilhafteſten Einfluß hatte. Leſſing machte ihn auf die Natur und den Vorzug der neuern Sprachen aufmerkſam. Auch wurde nun die Philoſophie ſeine Hauptbeſchäftigung. Die Briefe über die Empfindungen waren die erſte Frucht der Uebung des hebräiſchen Philoſophen in der deut-

ſchen Sprache. Auch mit Abbt und Nicolai wurde er bekannt. Die Abbtiſche Correſpondenz iſt ein herrliches Denkmal von der Freundſchaft und Vertraulichkeit dieſer trefflichen Männer. An der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, ſo wie an den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, nahm Mendelsſohn thätigen Antheil, nnd lieferte auch für die erſten Bände der Allgemeinen deutſchen Bibliothek einige ſehr vorzügliche Recenſionen. Ueberdies trat er von Zeit zu Zeit als philoſophiſcher Schriftſteller mit Werken auf, die ſeinen Ruhm nicht nur in Deutſchland, ſondern auch im Auslande verbreiteten. Ohne Originalphiloſoph zu ſeyn, gehörte er doch zu den ausgezeichnetſten Denkern ſeiner Zeit und war eben ſo ſehr durch Scharfſinn und Thätigkeit, als durch ſeine Beſcheidenheit und Rechtſchaffenheit verehrungswerth. Die Auffoderungen und dringenden Vorſtellungen des enthuſiaſtiſchen Lavaters, der ihn dem Chriſtenthum gewinnen wollte, wußte Mendelsſohn mit Feinheit und Delicateſſe abzulehnen, wie ſeine Correſpondenz mit Lavater zeigt; aber der Verdruß, ſich auf eine ſo unerwartete Weiſe angegriffen zu ſehn, zog ihm eine ſchwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In ſeinem Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Judenthum legte er nachher 1783 der Welt die trefflichſten Ideen vor, die zum Theil deswegen ſo ſchief verſtanden wurden, weil ſie Vorurtheile, die ſeit Jahrhunderten befeſtigt waren, geradezu angriffen. Er hatte ſeinem älteſten Sohne und einigen andern Jünglingen die Anfangsgründe ſeines philoſophiſchen Syſtems, beſonders die Lehre von Gott, in einigen Morgenſtunden aus einander geſetzt. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen machte er daher in einem Werke unter dem Titel: Morgenſtunden, bekannt, von dem, ſeines dazwiſchen eintretenden Todes wegen, nur der erſte Band 1785 erſchien. Jetzt erhielt er F. H. Jacobi's an ihn gerichtete Schrift: Ueber die Lehre des Spinoza. Mendelsſohn glaubte ſeinen todten Freund Leſſing gegen die Beſchuldigung, ein Anhänger des Spinozismus geweſen zu ſeyn, vertheidigen zu müſſen. Ohne ſeiner erſchöpften Kräfte zu achten, eilte er, den erſten Eindruck der Jacobiſchen Beſchuldigung durch die Schrift: Moſes Mendelsſohn an die Freunde Leſſings, zu vertilgen. Er befand ſich in einem ſo gereizten Zuſtande, daß eine Erkältung hinreichend war, ſeinem Leben ein Ende zu machen. Er ſtarb den 4ten Januar 1786. — Deutſchland hat dieſem großen Lehrer ſeiner Nation, deſſen Vorbild Sokrates war, um ſo williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hinderniſſe er zu überwältigen hatte. Die deutſche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde, und die philoſophiſchen Unterſuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philoſophiſchen Dialog machte er unter den Deutſchen den erſten gelungnen Verſuch, indem er denſelben dem Plato und Xenophon nachbildete. — Außer den bereits genannten Schriften führen wir noch von ihm an: ſeine philoſophiſchen Schriften, Berl. 1761 u. 1771, 2 Bände; ſein Meiſterwerk: Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele, welches ſeit 1767 mehrere Auflagen erhielt und faſt in alle neuere Sprachen überſetzt wurde, und ſeine Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis und der Pſalmen u. ſ. w.

Mosheim (Johann Lorenz von), einer der berühmtesten deutschen Theologen, aus einem steyermärkischen Geschlechte entsprossen und den 9ten October 1694 zu Lübeck geboren. Er studirte zu Kiel, ward daselbst 1718 Magister und im folgenden Jahre Beisitzer der philosophischen Facultät. Der Ruf seines Vortrags als akademischer Lehrer, Prediger und Schriftsteller verschaffte ihm mehrere ehrenvolle Vocationen, die er aber aus verschiednen Gründen ablehnte, bis er 1723 als Professor der Theologie nach Helmstädt ging, wo er 1726 auch Kirchen- und Consistorialrath und Abt zu Marienthal und Michaelstein wurde. Nachdem er in Verbindung mit diesen Stellen zuletzt noch das Generalinspectorat aller Schulen im Herzogthum Wolfenbüttel verwaltet, und sich durch Lehren und Schriften den ausgebreitetsten Ruhm erworben hatte, kam er 1747 in der Würde eines Kanzlers der Universität (die vor und nach ihm niemand bekleidete) nach Göttingen, wo er mit täglichen Vorlesungen über die Kirchengeschichte und über die meisten Theile der Theologie bis an seinen Tod den 9ten September 1755 fortfuhr. Große Verdienste um alle Theile der theologischen Wissenschaften machen ihn unsterblich. Er war der Vater und Wiederhersteller der Kirchengeschichte. Er gab ihr neben der Zuverlässigkeit eine pragmatische Gestalt, und verbesserte Arnolds nicht allzuglücklich gerathenen Versuch. In der Ketzergeschichte war er gleichsam ein neuer Schöpfer, und wußte die künstlichsten Systeme aus den Lehren der Ketzer zusammenzusetzen; wenn er dabei irrte, so geschah es aus einem Fehler der Liebe. Sein Hauptwerk in diesem Fache sind die Institutiones hist. eccles. libr. IV. Helmstädt 1755, 4., die vorher unter mancherlei Gestalt erschienen sind, nachher auch deutsch übersetzt und vermehrt. Seine Sittenlehre der heiligen Schrift (4te Aufl. 5 Thle. Helmstädt 1753, 4.) bleibt wegen ihrer Vollständigkeit und wegen ihrer durchaus practischen, auf Erfahrung gegründeten Beziehung, ein vorzügliches Werk. Der Plan war aber freilich zu weitläuftig angelegt, und die Ausführung zu wortreich gerathen; daher blieb das Werk unvollendet, und sein geschickter Fortsetzer, J. P. Miller, hatte nach vier Bände auszuarbeiten. Auch in der Kanzelberedsamkeit machte Mosheim, theils durch seine Anweisung, erbaulich zu predigen, 2te Aufl. 1771, 8., vornehmlich aber durch seine für die Zeit ihrer Erscheinung musterhaften Religionsvorträge (Heilige Reden, Hamb. 1732 u. ff. 3 Bde.) solche Epoche, daß man ihn den Vater der neuern deutschen Kanzelberedsamkeit genannt hat, so wie er überhaupt um die didactische Prosa der Deutschen große Verdienste hat. Er vereinigte Gründlichkeit und Popularität, Feuer und Rührung, Reichthum und Eleganz; nur ist der Plan oft zu weitläuftig. Auch der Auslegungskunst der heiligen Schrift und dem Studium der alten Literatur überhaupt leistete er wichtige Dienste. Seine lateinische Schreibart ist schön, und sein akademischer Vortrag floß ohne Anstoß, blos mit Beihülfe einiger wenigen Zeilen, unaufhörlich fort. Auch sein moralischer Character war alles Lobes werth.

Mösien, der alte Name einer europäischen Landschaft oberhalb Thracien und Macedonien, von der Mündung der Save bis an den Pontus Euxinus, nördlich von der Donau begränzt. Man theilte es in Ober- und Nieder-Mösien (Moesia superior et inferior.) In den ältesten Zeiten wohnten hier Scythen und Ge-

ten, dann mehrere Völkerschaften, auch Gothen. Unter den Kaisern war es eine römische Provinz. Zuletzt liessen sich daselbst die Bulgaren nieder, ein slavisches, mit Tartarn und Hunnen vermischtes Volk, deren Abkömmlinge dieses Land noch jetzt größtentheils bewohnen, das gegenwärtig Servien und Bulgarien heißt.

Moskau (Moskwa), an der Moskau und Negliara, in einer fruchtbaren und reich angebauten Gegend (55°, 45′ Br.), — die alte und erste Hauptstadt des russischen Reichs; noch jetzt die Krönungsstadt, einst auch die Residenz der Czare, bis Peter der Große St. Petersburg dazu erhob, — ward vom Großfürsten Jurge I. seit 1147 gegründet, und vom Großfürsten Daniel um 1300 erweitert. In den J. 1383 und 1571 ward sie von den Tataren gänzlich zerstört, aber jedesmal bald wieder aufgebaut. Ein drittesmal, im J. 1611, ward sie von den Polen verbrannt. Auch die Pest richtete daselbst oft große Verwüstungen an, das letztemal 1771. Unter Catharina II. ward sie sehr erweitert und verschönert. Sie enthielt im J. 1812, in einem Umfange von 5 deutschen Meilen, 4 Haupttheile: 1. den Kreml, d. i. Festung (s. d. A.); 2. Kitaigorod; 3. Belgorod, mit den Gebäuden der Universität und 4. Semlänoigorob. Die gesammte Stadt zählte nebst ihren 30 Sloboden oder Vorstädten gegen 14,000 Häuser, darunter 307 Kirchen, ohne die zahllosen Buden, und nahe an 300,000 Einwohner. In ihr befinden sich verschiedene hohe Reichscollegien, mehrere Erziehungs- und wissenschaftliche Anstalten, darunter das große Findelhaus für 5000 Kinder, so wie die wichtigsten Fabriken und Manufacturen des Reichs; auch war und ist sie fortdauernd der Mittelpunkt des innern Handels, und ein Stapelort für ungeheure Vorräthe von Waaren aller Art. Dies alles, so wie die Paläste und der Luxus des hohen russischen Adels, welcher hier vom Hofe unabhängiger lebt und sich besonders den Winter in Moskau aufhält, machten sie zu einer der reichsten und prächtigsten Städte der Welt. Auch haben sich daselbst die Nationalsitten und der Volkscharakter am längsten unvermischt erhalten. Die neueste Zeit gab dieser Stadt eine universalhistorische Bedeutung: Moskau ward die Fackel der Freiheit für den unterjochten Continent von Europa. Als im J. 1812 Napoleon mit dem zahlreichsten Heere, welches Europa seit der Völkerwanderung gesehen, in das Innere des russischen Reichs vorgedrungen und bei Mosaisk (s. d. A.) vergebens aufgehalten worden war, da beschloß Kutusow, ungeachtet des Widerspruchs mehrerer Mitglieder des versammelten Kriegsrathes, die Hauptstadt Preis zu geben, und dafür das Reich zu retten. Schon hatte man die Vorräthe des Arsenals und die öffentlichen Schätze aus Moskau weg und in Sicherheit gebracht. Jetzt entfloh mit seinen Schätzen der größte Theil der Einwohner. Das Heer zog sich nach Kaluga, um im Besitze der reichen Hülfsquellen fruchtbarer Provinzen zu bleiben und die Verbindungslinie des Feindes mit Smolensk durchschneiden zu können. Der Gouverneur von Moskau aber, Graf Rostopschin, traf, wie man nicht ohne Schein behauptet hat, insgeheim Anstalten zu einem allgemeinen Brande, um dem Feinde die Möglichkeit, sich im Herzen von Rußland zu behaupten, zu entreißen. Er zuerst ließ seinen Palast in Moskau und sein prächtiges Landhaus anzünden. Die Gefängnisse wurden geöffnet, die

Werkzeuge zum Löschen fortgeschafft, und als das russische Heer abzog, brannten die Börse und mehrere Magazingebäude. Napoleon erwartete vor der Stadt vergeblich Abgeordnete, die ihm die Schlüssel von Moskau überbringen sollten. Unterdessen rückte schon am 14ten Sept. die Vorhut seines Heeres in Moskau ein, und zog nach dem Kreml. Da stürzte plötzlich ein russischer Bauer hervor, und erschlug einen reich gekleideten polnischen Offizier, den er für Bonaparte gehalten hatte. Noch wollten einige Bürger den Kreml vertheidigen; aber Murat ließ Kanonen aufführen, und jene fielen im Kampfe der Verzweiflung. Erst am folgenden Tage, den 15ten Nachmittags um 3 Uhr, zog Napoleon mit seinen Garden in die verlassene Stadt, und begab sich in den Kreml. Aber schon stiegen in der Ferne Rauchsäulen auf, und bald brannte es zugleich an fünfhundert Orten. Jetzt brach unaufhaltsam die Plünderungswuth der Soldaten los; und fortdauernd warfen viele in der Stadt zurückgebliebene gemeine Russen die Brandfackel in ihre Wohnungen, um die Räuber abzuhalten; aber auch die Franzosen legten häufig Feuer an, um sicherer rauben zu können. Vergeblich suchte man zu löschen und die Ordnung wieder herzustellen. Selbst im Kreml wurden Brandstifter ergriffen. Nichts konnte sie bewegen, die That einzugestehen, und wer sie ihnen geheißen. Man versprach ihnen Schonung; sie schwiegen; man drohte ihnen den Tod; sie schwiegen. Also wurden gegen Hundert dieser Unglücklichen niedergeschossen. Bald stand ganz Moskau in Feuer. Als nun keine Rettung möglich war, verließ Napoleon den Kreml, und eilte nach dem Lustschlosse Petrowskoe, eine Stunde vor der Stadt. Sein letztes Wort war: Wenn ihr nicht retten könnt, so plündert! Da folgten Gräuel auf Gräuel! Moskau brannte bis zum 21sten Sept. Endlich kehrte am 1sten Oct. mit der Ordnung die Ruhe in die große Brandstätte zurück. Aber rings um die verheerte „heilige" Stadt rief die Rache das Volk auf zur Ermordung der Franzosen, und bald fehlte es dem Heere, mitten unter den geraubten Schätzen, an den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens. Von 150,000 Kriegern, die in Moskau eingerückt waren, hatte es in fünf Wochen an 40,000 Mann verloren. Also ward der Abzug unvermeidlich. Er dauerte vom 19ten bis zum 22sten Oct., und erfolgte unter neuen Ausbrüchen der wildesten Rohheit und Raubsucht. Am letzten Tage sollte auch der Kreml in die Luft gesprengt werden; doch gelang dies nur zum Theil. Von ungefähr 2500 steinernen Häusern waren 525, und von 6600 hölzernen Gebäuden nur 1797 übrig geblieben. Die Zahl der verbrannten Hauses belief sich also auf mehr als 6700. Indeß behaupteten die Russer, um den Volkshaß zu reizen, der Brand von Moskau sey ganz das Werk der Franzosen. *) Kutusow selbst erklärte gegen Lauriston: er habe nur Befehl gegeben, daß einige Magazine verbrannt

*) Ueber die Frage: „wessen Werk war der Brand von Moskau?" giebt es noch eine dritte Meinung, nämlich die, daß dies weltgeschichtliche Ereigniß von keinem der kriegführenden Theile beabsichtigt ward, sondern das Ergebniß des Zufalls war. Hier sind die für diese Meinung angeführten Gründe, welche bis dahin, daß die russische Regierung durch irgend eine authentische Erklärung alle Ungewißheit hebt, Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen.

würden; die Franzosen hätten das Uebrige systematisch zerstört. — Seit der Befreiung des Landes haben die Russen so thätig an der

Vor der Schlacht bei Borodino war das Schicksal von Moskau zu ungewiß, als daß man sich zu dieser unerhörten Maaßregel, welche nur die wildeste Verzweiflung oder Anarchie eingeben konnte, hätte bewogen finden können. Unmittelbar nach der Schlacht, als die Russen das Schlachtfeld behielten und mehrere Tage auf demselben verweilten, ohne angegriffen zu werden, ward zwischen dem Militärgouverneur von Moskau, Grafen Rostopschin, und dem Feldmarschall Kutusow über die Möglichkeit berathschlagt, Moskau durch Aufstellung der russischen Armee vor der Stadt mit Hülfe der Einwohner zu vertheidigen. Nicht eher, als bis die Umgebungen von Bennigsen aufs genaueste recognoscirt waren und die russischen Generale die Vertheidigung unthunlich gefunden hatten, ward die von dem größten Theile der Einwohner bereits verlassene Stadt auch von dem gesammten Regierungspersonal geräumt.

Der Abzug der mit der Feuerpolizei beauftragten Personen erklärt sich natürlich aus dem des Personals der gesammten Polizei, wozu sie gehörten. Hätten die Russen nach der Verzichtleistung auf die Vertheidigung der Stadt den Plan gemacht, sie zu verbrennen, so hätte dies am leichtesten, am sichersten und am nachtheiligsten für den Feind durch die russische Armee ausgeführt werden können. Diese zog mit der größten Ruhe und Ordnung durch die Stadt. Napoleon war so weit entfernt, sie zu verfolgen, daß er anfangs nicht einmal in Erfahrung bringen konnte, wo sie stand. Eine so weit ausgedehnte Feuersbrunst auf den Fall der wirklichen Besetzung Moskaus durch die Franzosen vorzubereiten, und während ihrer Anwesenheit auszuführen, ohne daß sie Kunde davon erhalten oder solche verhindern konnten, dazu gehörten Zeit, geheime Anstalten und vor allen Dingen eine große Anzahl schlauer und abgerichteter Wagehälse, welches Alles beim Drange der Zeitumstände schwerlich zu vereinigen war. In wie fern die auf Napoleons Befehl als russische Brandstifter hingerichteten Menschen wirklich schuldig waren, bleibt bei der Kürze des gegen sie angestellten tumultuarischen Verfahrens problematisch. Doch man kann zugeben, daß nach einmal ausgebrochenen und verbreitetem Brande der rohe Pöbel von Moskau, unter welchem sich die den Gefängnissen entkommenen Criminalgefangenen gemischt hatten, die Feuersbrunst befördert habe, ohne hieraus mit Grunde auf die ursprünglichen Haupturheber derselben zu schließen.

Nicht minder grundlos ist der Schluß, daß der Brand von Moskau durch Napoleon und seine Feldherren absichtlich angestiftet oder befördert sey, indem sie die nöthigen Mittel, denselben zu hemmen, unangewendet ließen. Sehr bald mußte Napoleon die Folgen dieses Ereignisses einsehen; auch that er Alles, was ohne Feuerspritzen und Wasser, welches ein großer Theil der Stadt aus bedeutender Ferne erhält, und beim Mangel an Einwohnern mit einer plündernd umherstreifenden, berauschten Armee geschehen konnte. Erst kurz vor seinem Abzuge gab er aus leicht erklärbarem Ingrimm bestimmten Befehl, die Verwüstung der ihm so verderblich gewordenen Stadt zu vollenden.

Nach einstimmigen Nachrichten mehrerer Augenzeugen lag in Moskau so wie (nach Livius V. 41.) einst im alten Rom, als es durch die Gallier der Vorzeit eingenommen und geplündert ward, die Ursache des Ausbruchs der Feuersbrunst in mehreren zufällig zusammentreffenden Umständen. Kaum war Napoleon im Kreml angekommen, so zerstreuten sich seine Garden, um die umliegenden Läden zu plündern. Sie fanden solche fest ver-

Wiederherstellung von Moskau gearbeitet, daß es binnen sechs Jahren sich schöner als vorher aus seiner Asche erhoben hat.

schlossen und bewacht durch große Bullenbeißer, welche die Einwohner zurückgelassen hatten. Dies Alles verzögerte den Anfang der eigentlichen Plünderung bis zur Abendzeit. In einigen Läden fanden die plündernden Soldaten große Vorräthe von Wachs- und Talglichtern, wovon sie, um die eingetretne Dunkelheit zu erhellen, ganze Bündel brennend auf ihre Bajonnette steckten und mit diesen Feuerbränden in den Waarenmagazinen, oft gefüllt mit feuerfangenden Materialien, in Kellern, Ställen und Scheunen umherliefen. Niemand, der diese Thatsache mit ansah, wunderte sich, daß in weniger als einer Stunde in mehreren dieser Läden Feuer ausbrach, welches sich, da die Plünderer nicht ans Löschen dachten (und in dieser Verwirrung noch weniger die Moscowiten), schnell verbreitete, so daß noch an dem nämlichen Abend der Rauch in Napoleons Zimmer drang und ihn nöthigte, die kaum bezogene kaiserliche Burg zu räumen. Selbst sein Gefolge schrieb damals den Brand der Unvorsichtigkeit der französischen Soldaten zu. Diese, die meisten insbesondere die großen Häuser von den Bewohnern verlassen findend, mußten selbst Feuer machen, Brot backen und kochen, ohne die innere Einrichtung der Häuser, die russischen Feuerheerde und Kachelöfen, so wie die häufig unter den Fußböden hingeleiteten Warmröhren und deren Behandlungsweise zu kennen. In Ställen voll Holz, Heu und Stroh fütterten sie, größtentheils berauscht beim Scheine brennender Holzspäne, ihre Pferde; sehr begreiflich war es daher, wenn ihnen, ohne daß sie selbst die Ursache begreifen oder anerkennen wollten, die Häuser über dem Kopf in Brand geriethen.

Hierzu kamen folgende allgemeine Gründe gegen die Wahrscheinlichkeit einer absichtlichen Verbrennung der Stadt von Seiten der russischen Regierung:

Schon der Gedanke, den Sammelplatz so unermeßlicher Schätze, den Sitz der Wohlfahrt und des Glücks von Tausenden gewerbfleißiger, achtungswerther Familien absichtlich in Rauch aufgehen zu lassen, und, blos um den Feind seiner Bedürfnisse zu berauben, über die eignen Unterthanen weit größeres Unglück zu verhängen, als ihnen selbst von Seiten des Feindes drohete, — dieser Gedanke hat, entkleidet von aller Poesie des Enthusiasmus, etwas so furchtbares, daß nur die wildeste Verzweiflung und die verwerflichste Anarchie ihn verwirklichen könnte.

Auch der Grundsatz, daß die Ausführung desselben als sicheres Mittel zur Rettung des *Ganzen* durch das Unglück eines *Theils* zu rechtfertigen sey, findet hier keine Anwendung; denn jene schreckliche Maßregel war eben so *unsicher* als *unnöthig* zur Vernichtung des französischen Heeres. Mit dem Centrum desselben nach Moskau vordringend, während beide Flügel an gleichem Vordringen gehindert waren, rannte Napoleon mit offnen Augen in sein Verderben und bereitete den Moment seiner nachherigen Einschließung vor, so daß er, wäre auch Moskau unversehrt geblieben, bei einigem Verweilen in dieser Stellung offenbar verloren war. Es konnte sogar die Verbrennung von Moskau eine für die Russen sehr *nachtheilige* und die französische Armee *rettende* Folge haben. Nichts ward dieser so verderblich als das Verweilen bis zum Eintritt der winterlichen Kälte und wer konnte berechnen, daß Napoleon auf Moskaus Schutthaufen vier bis fünf Wochen thatenlos zubringen würde? Was würde die Folge gewesen seyn, wenn er, was jeder andere Heerführer gethan haben würde, beim Anblick eines Schutthaufens, anstatt eines wohlbedachten, wohlversehenen Ruhepunktes, sich auf der Stelle an die polnische Grenze zurückgezogen und dort

Schon ist es beinahe so volkreich, wie vorher; die öffentlichen Gebäude, z. B. der Kreml, werden prachtvoller und regelmäßiger wieder aufgeführt, die Lehranstalten, z. B. die Universität, mit ihren Sammlungen, aufs neue hergestellt, und die Frömmigkeit des Kaisers Alexander hat zum Andenken an das neueste Schicksal der Stadt, den Bau einer neuen Kirche angeordnet, der des Heilands, welche der größte Tempel der Christenheit in Europa werden soll. K.

überwintert hätte? Er hätte seine Armee behalten und die Russen im nächsten Frühling aufs neue angegriffen, während diesen von ihrer schrecklichen Heldenthat nichts geblieben wäre, als der Untergang ihrer Hauptstadt. Staats- und Kriegskunst riethen vielmehr, ihm das Weilen in Moskau anziehend zu machen und keineswegs, ihn durch Verbrennung der Stadt zum schnellen Abzuge zu zwingen.

Allein angenommen, daß Moskaus Untergang zum Verderben der französischen Armee nöthig geachtet ward, so war das ergriffene Mittel eben so unsicher in der Ausführung als in der Wirkung. Eine Weltstadt wie Moskau abzubrennen, ist nicht so leicht geschehen. Und ward der Brand früh genug gehemmt, um zwei Drittheile, die Hälfte oder nur ein Drittheil der Stadt unversehrt zu lassen, so ließ sich voraussehen, daß in dem geretteten Theile noch Raum und Vorräthe genug für Napoleons Heer übrig blieben. Dies war selbst noch jetzt der Fall, obwohl das Feuer, angefacht durch heftigen Wind, sich viel weiter verbreitete, als man mit Grunde voraussehen konnte. Und wer konnte vollends der Ausführung gewiß seyn, wenn man die Vollziehung eines solchen Plans bis nach dem Einzuge der Franzosen verschob? Noch einmal, — hätte dieser Plan bestanden, so würde die russische Armee ihn vor dem Einzuge der Franzosen vollführt haben; um so gewisser, da nur hiedurch dem Feinde die Vorräthe entzogen werden konnten, die er, wie die Folge zeigte, selbst während der Feuersbrunst sich zuzueignen wußte.

Hiezu kommt, daß vor und nach der Schlacht von Borodino nach dem Zeugnisse Wohlunterrichteter unter den russischen Generalen von keiner Verbrennung der Hauptstadt die Rede war, und daß die Russen bei ihrem nachherigen Vorbringen in Deutschland und Frankreich, weit entfernt, sich der ihnen preisend beigemessenen patriotischen Aufopferung ihrer Hauptstadt zu rühmen, den russischen Ursprung dieser That allgemein ablehnten und solche lediglich dem Muthwillen der französischen Soldaten zuschrieben. Auch Rostopschins bekannte sarkastische Aeußerungen in Paris lassen die Sache im Dunkeln, und wenn er seinen eignen Landsitz anzünden ließ, so beweist dies nur persönlichen Ingrimm, nicht die Wirklichkeit des fraglichen Plans der Regierung.

So weit die Gründe für die oben aufgestellte Meinung, Moskaus Brand sey nicht das Werk der russischen Regierung. Diese Gründe scheinen allerdings durch folgende Thatsachen geschwächt zu werden, nämlich: durch die sehr denkbare Ausdehnung des anerkannten russischen Verheerungsplanes vom platten Lande auf die Hauptstadt, durch den Abzug nicht nur der Feuerpolizei-Beamten, sondern auch fast aller Feuerspritzen und die gänzliche Unbrauchbarkeit der zurückgebliebenen, welche die Napoleons Garde begleitenden, mit Recht berühmten Pariser Pompiers vergebens gegen den Brand zu gebrauchen strebten, und endlich durch die Erklärbarkeit der Geheimhaltung eines Verbrennungsplans, da der Brand schwerlich als anerkanntes Werk der Regierung, wohl aber als muthmaßliche Wirkung der feindlichen Verheerungssucht den Patriotismus des Volks erhöhen konnte. A. d. Red.

Moskiten, Mosquitos, eine Art Mücken, deren Stich sehr empfindlich ist, und eine starke Entzündung verursacht. Man findet sie besonders in heißen Ländern.

Moslemin, Rechtgläubige, ein religiöser Beiname der Mohammedaner.

Most, Traubensaft, der durch Gährung Wein liefert; doch unterscheidet man in Weinländern diesen ungegohrnen, süßen Most vom einjährigen, noch trüben Weine oder sauern Moste. Der frische Most enthält viel Zucker und Gallerte, letztere macht ihn zur Gährung sehr geneigt; daher denn Most nicht gut anders, als nachdem diese Gallerte sich als weißer Satz abgesondert hat, in wohl verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden kann. So vorbereitet kommt er bisweilen aus Weinländern als Handelswaare vor, öfter jedoch schon syrupsdick eingedampft aus südlichen Weingegenden, in denen er einen großen Gehalt an Zucker hat.

Mostowski (Graf Thadäus), geb. 1766 in Warschau, gegenwärtig Minister des Innern und der Polizei im Königreich Polen, wird für einen der ausgezeichnetsten und kenntnißreichsten Staatsmänner Polens gehalten; 1790 war er Mitglied des Senats, und zugleich Herausgeber einer Nationalzeitung, die auf den öffentlichen Geist großen Einfluß hatte. An der Abfassung der Constitution des 3ten Mai 1791 hatte er vielen Theil. Nach der Targowitzer Conföderation wurde er nach Paris geschickt, um eine Verbindung mit der neuen französischen Republik anzuknüpfen. Er schloß sich hier an die Häupter der Gironde-Partei an und wurde in deren Sturz mit verwickelt. Nur mit Mühe gelang es ihm, aus Frankreich zu entkommen. Die Prinzessin Lubomirska, in deren Gesellschaft er die Reise nach Paris gemacht hatte, war nicht so glücklich. Sie wurde arretirt und guillotinirt. An der polnischen Revolution im Jahr 1794 nahm er lebhaften Antheil. Er war Mitglied des großen Raths, und nach Kosciusko's Fall unter Wawreczki dessen Nachfolger, auch Mitglied des großen Kriegsraths. Nach der Einnahme von Praga machte Mostowski den kühnen Vorschlag, mit den noch übrigen 25,000 Mann und 100 Kanonen in einem raschen Zuge Deutschland zu durchziehen und sich am Rhein mit den Franzosen, die in diesem Feldzuge große Vortheile errungen hatten, zu vereinigen. Der Plan wurde angenommen, und Dombrowski an die Spitze gestellt; indessen scheiterte die Ausführung durch die Uneinigkeit der übrigen Generale. Jetzt blieb Mostowski in Warschau, wurde von Suwarow gut behandelt, aber auf Catharinens speciellen Befehl verhaftet und nach Petersburg geführt. Bei Pauls Regierungsantritt (1797) erhielt er die Freiheit und ging auf seine Güter zurück, wo er sich dem Ackerbau und den Wissenschaften widmete. Er begann hier unter andern die Herausgabe der polnischen classischen Schriftsteller, von welchen bis 1805 26 Bände erschienen waren. Im J. 1806 machte er eine zweite Reise nach Frankreich, wo er sich 1809 sogar ankaufte und bis 1815 blieb. Jetzt wurde er von Alexander nach Warschau gerufen, und ihm die obengenannten Ministerien übertragen. Sein Bruder Joseph hat sich in den politischen Unruhen Polens ebenfalls bemerkbar gemcht. 1792 war er unter andern mit Adam Czartorinski in Dresden, um den Churfürsten von Sachsen zu bewegen, die polnische Königskrone anzunehmen. Er lebt jetzt auf seinen Gütern bei Wilna.

Motette ist ein über einen biblischen Text in Prosa, meistens nur für Singstimmen, gesetztes und figurirtes Tonstück. Man findet dergleichen vier-, fünf-, sechsstimmig, auch mit abwechselnden Chören. Von einer andern Gattung sind die Motetten, welche in Italien und Frankreich üblich sind; diese werden alle mit Instrumenten begleitet, haben zwar auch ähnliche Texte aus der heiligen Schrift, besonders aus den Psalmen, jedoch meistentheils in gereimten lateinischen Versen, so daß sie mit Arien und Recitativen abwechseln und am gewöhnlichsten nur von einer Stimme gesungen werden.

Motion heißt ein jeder Antrag oder Vorschlag, den im englischen Parlament ein Mitglied zur Berathschlagung vorlegt.

Motiv, Beweggrund, Triebfeder einer Handlung (daher motiviren, Beweggründe, Ursachen angeben). Diesen Ausdruck gebraucht man insbesondere von Kunstwerken, deren Darstellung successiv ist, und bezeichnet damit die innere Vorbereitung eines Momentes der Darstellung, durch einen vorhergehenden, oder einen bei der Darstellung gewählten und in dieselbe verwebten Umstand, durch welchen eine bedeutende Veränderung oder eine hervortretende Aeußerung und Wirkung des Ganzen begründet und gerechtfertigt wird. Die Motivirung eines Gegenstandes ist der vagen Willkühr entgegengesetzt, welche nichts zusammenhängendes und nothwendig organisirtes liefert, dagegen in einem wahren Kunstwerke jedes einzelne Moment der Darstellung durch das Ganze und seine wesentlichen Theile bestimmt ist. (Vergl. d. Art. Anordnung.)

Motte, (Gräfin de la), s. Lamothe.

Motto (a. d. Ital.), ein witziger Spruch, Denkspruch, heißt bei uns besonders eine ausgewählte Stelle eines fremden Schriftstellers, welche man zur Andeutung und Ankündigung des Inhalts oder der Tendenz irgend einer prosaischen oder poetischen Schrift dem Ganzen vorsetzt. Oft aber steht das Motto in keiner oder sehr entfernter Beziehung mit dem Innern.

Motus proprius heißt im römischen Kirchenrecht die freie Entschließung des Papstes zu einer Verordnung, welche ohne äußere oder fremde Veranlassung durch eignen innern Antrieb erfolgt ist. Da die römischen Canonisten den Grundsatz von der Untrüglichkeit des Papstes damit verbanden, so behaupteten sie, daß eine Schedula motus proprii, welche größtentheils in Gnadenbriefen bestand, alle Reservate und vorhandenen Bullen und Breven aufhebe, und keine sonst in Rechten geltende Exception, als die Sub- und Obreption verstatte.

Mounier (Jean Joseph), Secretär der Provinzialstände der Dauphiné, Deputirter des dritten Standes dieser Provinz zu den Generalständen, war ein Mann von seltner Tugend und Liebe für das allgemeine Beste. Er war aus Grenoble gebürtig, widmete sich früh dem Staatsdienste und hatte mitgewirkt, die französische Revolution zu beschleunigen, aber er war vielleicht der erste, der davon zurücktrat, als er sie einen Gang nehmen sah, der seiner Denkungsart widerstritt. In den ersten Berathschlagungen der Nationalversammlung spielte er eine wichtige und einflußreiche Rolle. Am 20sten war er einer von den Anstiftern der Sitzung und des Eides im Ballhause, die eigentlich der Anfang der Revolution wurden. Bis zu den Ereignissen des 5ten und 6ten Octobers nahm er an allen Verhandlungen der constituirenden Versammlung lebhaf-

ten Antheil. Dieſe Ereigniſſe bewogen ihn aber, da er die Sache der echten Freiheit jetzt für verloren hielt ſich von allen öffentlichen Verhandlungen zurückzuziehen. Er kehrte in die Dauphiné zurück, ſandte den 21ſten November ſeine Entlaſſung ein und gab eine Darſtellung ſeines Betragens (Exposé de sa conduite et des motifs de son retour en Dauphiné) heraus. Zu Genf, wohin er ſich begab, ließ er unter dem Titel: Appel au tribunal de l'opinion publique, ein mit mehr Freiheit und Kühnheit geſchriebenes Werk drucken, worin er die Ereigniſſe des 5ten und 6ten Octobers entwickelte und den Bericht Chabrouds zu Gunſten des Herzogs von Orleans und ſeiner Mitſchuldigen widerlegte. Darauf begab er ſich nach Deutſchland, und fand in Weimar Aufnahme und Unterſtützung. Der Herzog räumte ihm das Luſtſchloß Belvedere zu einer Erziehungsanſtalt ein, welche beſonders aus jungen Engländern beſtand. Nach dem 18ten Brumaire wurde Mounier zurückberufen, 1802 zum Präfekten ernannt, 1804 für den Erhaltungsſenat erwählt, und 1805 in den Staatsrath berufen. Er ſtarb im Januar 1806, in einem Alter von 45 Jahren. Sein Sohn (geb. 1784) trat unter Napoleon in die Dienſte des Staats: er war erſt Auditeur des Staatsraths, im J. 1815 trat er in die Deputirtenkammer, und 1817 erhielt er den wichtigen Auftrag, die gemiſchte Commiſſion zu präſidiren, welche die Liquidationen mit den auswärtigen Mächten zu ordnen hatte.

Mouradja d'Ohsſon, geboren zu Conſtantinopel, trat frühzeitig in die Dienſte der ſchwediſchen Geſandtſchaft bei der ottomaniſchen Pforte, und ſchwang ſich durch ſeine Talente zu den erſten diplomatiſchen Würden empor. Er wurde zum Chargé d'Affaires und Ritter des Waſaordens und endlich zum bevollmächtigten Miniſter und außerordentlichen Botſchafter ernannt. Seine Kenntniß der arabiſchen und türkiſchen Sprache ſetzte ihn in den Stand, aus den Quellen ſelbſt zu ſchöpfen. Er nahm ſich vor, eine Geſchichte Selims II. zu ſchreiben; bald aber faßte er den Plan zu einem allgemeinen Gemählde des ottomaniſchen Reichs. Der Ausführung dieſer Unternehmung widmete er ſich mit unermüdetem Fleiße, und nicht ohne große Schwierigkeiten gelang es ihm, über die Sitten und Gebräuche, über das Innere des Serails, der Moſcheen und des Familienlebens der Türken von einem abergläubiſchen, knechtiſchen und mißtrauiſchen Volke die erſten zuverläſſigen Nachrichten einzuſammeln. Mit den zuſammengebrachten Materialien ging er 1784 nach Paris, arbeitete ſie aus, und ließ 1788 und 1789 die beiden Bände ſeines Tableau général de l'Empire ottoman erſcheinen. Dieſes Werk entſprach vollkommen den Erwartungen, die man davon hatte. Die typographiſche Pracht und die Schönheit der Kupfer hatten zwar einen Aufwand erfodert, den der Abſatz nicht decken konnte, allein d'Ohsſon, der ein bedeutendes Vermögen beſaß, berechnete die Opfer nicht, die er für die Vervollkommnung und Ausſchmückung ſeines Werks brachte. Die Revolution unterbrach ſeine literariſche Thätigkeit; d'Ohsſon begab ſich nach Conſtantinopel. Selim III., der die Gelehrſamkeit ſchätzte, nahm ihn günſtig auf, ließ ſich die beiden erſchienenen Bände vorlegen, und befahl, weit entfernt, über die Enthüllung einiger Geheimniſſe unzufrieden zu ſeyn, daß man den gelehrten Forſcher bei ſeiner Arbeit durch willfährige Mittheilung der ihm nöthigen Ma-

terialien und Quellen unterſtütze. Nach einem langen Aufenthalt zu Conſtantinopel kam d'Ohſſon nach Paris zurück, wo er von ſeinem großen Vermögen kaum noch einige Spuren fand. Selbſt die Niederlagen, worin er die Exemplare ſeines Werks nebſt den Platten, Zeichnungen u. ſ. w. aufbewahrt hatte, waren erbrochen und geplündert worden. Ohne ſich durch dieſe Unfälle niederſchlagen zu laſſen, entwarf er vielmehr einen noch weitern Plan, der ein hiſtoriſches Gemählde des ganzen Orients umfaßte. Die Ausführung deſſelben beſchäftigte ihn ganz. Schon hatte er 1804 zwei Bände des Tableau historique de l'Orient erſcheinen laſſen, als ein Bruch mit Schweden ihn eine neue Störung ſeiner Arbeit fürchten ließ. Er ſuchte und erhielt von ſeiner Regierung die Erlaubniß, ſich aufs Land zurückziehen zu dürfen. Hier ſetzte er ſeine Beſchäftigungen drei Jahre lang fort, um endlich das Ziel eines fünfundvierzigjährigen Beſtrebens zu erreichen. Er lieferte ein Werk, das in drei für ſich beſtehenden Abtheilungen eine vollſtändige Darſtellung des ottomaniſchen Reichs enthält. Dieſe drei Abtheilungen führen die beſondern Titel: Tableau historique de l'Orient, eine Geſchichte aller Völker unter ottomaniſcher Botmäßigkeit; Tableau général de l'Empire ottoman, eine Darſtellung der Geſetzgebung, Religion, Sitten u. ſ. w.; endlich L'Histoire de la maison Ottomane von Osman I. bis 1758. Das Ganze war der Beendigung nahe, als d'Ohſſon 1807 ſtarb.

Mousquete, Mousquetier, ſ. Muskete.

Mousqueton, eine veraltete Art größerer Musketen mit kurzem Lauf und weiter Mündung, woraus man mehrere Kugeln auf einmal ſchoß. Auch nennt man ſo die Carabiner der Cavalleriſten.

Mousſeline, Muſſeline, Neſſeltücher, ſind feine Gewebe von Baumwolle, die urſprünglich aus Bengalen und von Coromandel zu uns gebracht wurden, jetzt aber zu Plauen in Sachſen, zu Zürich, St. Gallen, und im Neapolitaniſchen von derſelben Güte bereitet werden. Die Anſtalten der Art zu Rouen und Brioe-la-Gaillarde in Frankreich ſind in Verfall gerathen. Mouſſelin kann glatt ſeyn, oder geblümt, ſtreifig, gegittert, broſchirt, genäht ꝛc. Die oſtindiſchen haben verſchiedene Namen, die ſie meiſt von dem Orte ihrer Bereitung bekommen, z. B. Chamedi, Tarnatane, Mallemoll, Caſſa, Chabnam, Mametbani, Tansjeb u. ſ. f. Der feinſte oſtindiſche Mouſſelin bekommt den Namen Mul.

Mouſſons, ſ. Monſoons.

Mouſſon, Kanzler der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, ein ausgezeichneter und gewandter Staatsmann, war ſchon bei der helvetiſchen Republik Staatsſecretär. Im December 1799 vereitelte er das Project Laharpe's, Secretans und Oberlins, welche in der Schweiz die Revolution nachahmen wollten, welche eben in Paris Statt gefunden hatte. Mouſſon wurde darauf Mitglied der Executivcommiſſion, welche das Directorium erſetzte. Im Junius 1800 wurde er in die Intriguen, welche die neue Republik in Bewegung ſetzten, verwickelt; er war eine Zeit lang arretirt, allein er trat ſiegreich aus dieſem Kampfe, und wurde bei der neuen Organiſation der Cantone Kanzler der Eidgenoſſenſchaft in welchem wichtigen Poſten er ſich auch bis auf die jetzige Zeit erhalten hat.

Mora, ein Heilmittel, vornehmlich gegen örtliche Gicht, iſt ein aus dem weißgrauen Filze von den Stielen und Blättern der Wermuthspflanze oder des gemeinen Beifußes gedrehtes Kegelchen, wel-

ches auf den leidenden Theil gesetzt, oben angezündet wird, und dann langsam und gleichförmig bis auf den Grund ausbrennt. Die zwei Augenblicke, wo das Feuer, das zuerst das Fleisch, und dann das Periostium (die Knochenhaut) ergreift, sind sehr schmerzhaft, die übrigen fast gar nicht. Das Brandmal führt die Feuchtigkeit ab, und geht meistens in Eiterung über. Die Mora stammt aus Ostindien. Bei den Türken wird sie sehr häufig angewandt. Neuerdings ist ihr Gebrauch von französischen Aerzten sehr empfohlen worden. Wenn die Gicht nur örtlich und noch nicht zu eingewurzelt ist, gewährt die Mora eine Radicalcur.

Mozambik, Küstenstrich an der Ostseite von Afrika, welcher sich vom Cap Delgado bis zur nördlichen Mündung des Zambesestusses, in einer Länge von etwa 140 Meilen erstreckt. Längs der Küste hin ist das Land meist eben, zum Theil auch sumpfig, im Innern aber bergig. Der Boden ist jedoch beinahe durchgehends sehr fruchtbar an Getraidearten und Baumfrüchten; auch fehlt es nicht an zahmem Vieh, allerlei Wild, Geflügel und Fischen. In den Gebirgen findet man Gold. An dieser Küste, und in der noch südlicher liegenden Küste Sena oder Sofola, so wie auf einigen daselbst liegenden Inseln haben die Portugiesen einige Besitzungen und Niederlassungen, welche das Gouvernement Mozambik bilden. Während der Blüthe der portugiesischen Monarchie waren diese Niederlassungen von wirklicher Wichtigkeit für die Portugiesen. Jetzt ist nur noch ein bloßer Schatten des vormaligen Glanzes übrig. Dem Gouverneur von Mozambik steht in seinem Amte ein Rath zur Seite, der aus dem Bischof, dem Minister (so heißt der Präsident der Junta) und dem Befehlshaber der Truppen besteht. Der Statthalter erhält jährlich 12,000 Cruzaden oder 6750 Fl. Besoldung. Der Sitz des Gouverneurs ist in der, auf der kleinen, eine halbe Stunde von der Küste entfernten Insel Mozambik gelegenen, gleichnamigen Stadt, welche der Hauptort der portugiesischen Besitzungen in Afrika ist, und einen sehr festen und sichern Hafen, 250 Häuser, und 2800 Einwohner hat, worunter sich 500 Portugiesen und Abkömmlinge derselben befinden. Die Portugiesen, die im Jahre 1498 auf ihrer ersten Fahrt nach Indien an diese Insel kamen, fanden schon auf derselben eine Stadt, die ansehnlichen Handel trieb, und einen arabischen König, der sie beherrschte. Diese Insel hatte wegen ihrer zum Handel bequemen Lage und als Ruheplatz für die Indienfahrer zu viele Reize für die Portugiesen, als daß sie nicht bald hätten suchen sollen, sich derselben zu bemächtigen. Dies geschah auch und die Kaffern und Araber boten nachmals vergebens ihre Kräfte auf, um die Portugiesen wieder aus dieser Besitzung zu vertreiben. Der Handel, der von Mozambik aus getrieben wird, hat vorzüglich drei Hauptgegenstände, nämlich Negersklaven, Elfenbein und Goldstaub.

Mozaraber, d. h. Fremdlinge unter den Arabern, unechte Araber, hießen die Christen in Spanien zur Zeit der arabischen Herrschaft von 717 bis ins zwölfte Jahrhundert. Diese Christen behielten während dieser Periode, in der ihre kirchliche Verbindung mit Rom fast aufgelöst war, ihre alte Liturgie, die daher die mozarabische genannt wurde. Gregor VII. schaffte sie ab, und drang ihnen dafür die römische auf. Vergl. Spanien. E.

Mozart (Leopold), der Vater des berühmten Wolfgang Amadeus Mozart, war 1719 zu Augsburg geboren. Er studirte zu

Salzburg und trat 1743 als Hofmusikus in die Capelle des Erzbischofs. Im J. 1762 erhielt er die Stelle eines Unterdirectors der Capelle dieses Fürsten. Die Zeit, welche seine Amtsgeschäfte ihm übrig ließen, widmete er dem Unterrichte in der Composition und auf der Violine. Im J. 1756 erschien zu Augsburg sein Versuch einer gründlichen Violinschule, ein Werk, das nach dem Zeugnisse der größten Meister von dem ausgebreitetesten Nutzen gewesen. Die trefflichsten Violinisten, welche Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts besessen, sind durch dasselbe gebildet worden. Außerdem hat er mehrere Oratorien und andre Kirchenstücke, mehrere Theatermusiken u. s. w. geliefert.

Mozart (Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus), der größte deutsche Componist, ward zu Salzburg am 27sten Januar 1756 geboren. Kaum drei Jahre alt, freute er sich schon über harmonirende Intervalle, die er auf dem Claviere gegriffen hatte. Im folgenden Jahre fing sein Vater gleichsam spielend an, ihm einige Menuetten und andre Stücke auf dem Claviere zu lehren. Zu einer Menuet brauchte er nur eine halbe Stunde, zu einem größern Stücke eine Stunde, um es mit der vollkommensten Nettigkeit und mit dem festesten Tacte zu spielen. Von nun an machte er so schnelle Fortschritte, daß er in seinem fünften Jahre bereits kleine Stücke componirte, die er seinem Vater vorspielte und dann von diesem zu Papiere bringen ließ. Psychologisch merkwürdig ist es, daß er, ehe ihm die Musik bekannt war, sich für alle Kindesspiele so empfänglich zeigte, daß er Essen und Trinken und alles andere darüber vergessen konnte, so wie er auch mit kindlichem Gemüthe liebevoll an jedermann sich anschloß. Aber von der Zeit an, wo er Musik zu lernen angefangen hatte, verlor er allen Geschmack an den gewöhnlichen Spielen und Zerstreuungen der Kindheit. Ob er gleich auch die übrigen Gegenstände des Unterrichts mit Feuer und Lebhaftigkeit umfaßte; so blieb doch die Musik diejenige Beschäftigung, von welcher seine ganze Seele erfüllt zu seyn schien. Mit Riesenschritten ging er darin vorwärts, so daß selbst sein Vater, der doch täglich um ihn war und jede Stufe seiner Fortbildung bemerken konnte, oft davon überrascht und in Erstaunen gesetzt wurde. Dies war einst der Fall mit einem Clavierconcerte, welches der junge Mozart bereits im fünften Jahre verfertigt hatte, und das nach allen Regeln der Kunst gesetzt, aber auch zugleich so schwer war, daß es nur ein geübter Künstler hätte spielen können. In seinem sechsten Jahre war der junge Mozart bereits in der Musik so weit fortgeschritten, daß sein Vater dadurch bewogen wurde, mit ihm und seiner Schwester, Maria Anna, welche ebenfalls ein musikalisches Genie war, eine Reise nach München, wo sie eine sehr schmeichelhafte Aufnahme fanden, und darauf nach Wien zu machen, wo die beiden kleinen Virtuosen dem kaiserlichen Hofe vorgestellt wurden. Die beispiellose Fertigkeit, die bei einem solchen Alter von Allen als ein Wunder angestaunt wurde, erhielt noch dadurch etwas sehr interessantes, daß er nur vor eigentlichen Kennern spielen wollte, und des Lob der Menge ganz unbeachtet ließ. So verlangte er vom Kaiser Franz, daß er Wagenseil holen lassen sollte; dies geschah, und der junge Mozart trug zu dessen Ueberraschung eins seiner Concerte mit bewundernswürdiger Fertigkeit vor. Uebrigens hatte er bis jetzt, außer dem Clavier, noch kein anderes musikalisches Instrument in Händen gehabt. In Wien hatte man

ihm eine kleine Geige geschenkt, auf der er bereits, als die Familie nach Salzburg zurückgekehrt war, wider Wissen des Vaters, solche Fortschritte gemacht hatte, daß er zum Erstaunen aller Anwesenden die zweite Geige zu einem Trio mit Präcision und Nettigkeit vorzutragen im Stande war. Von nun an zeigte es sich, daß das ganze innere Seyn des jungen Mozart der Musik hingegeben und nur durch sie vorhanden sey; denn nur Musik beschäftigte ihn ganz. Auch ist es schon aus dieser Periode höchst bemerkenswerth, daß seinem Gehöre jeder Mißklang, schon jeder rauhe, schmetternde und durch Zusammenstimmung nicht gemilderte Ton, wie z. B. der Ton der Trompeten, unerträglich war, ja daß er sogar einst bei demselben bleich, leblos und in Verzuckungen zur Erde sank. Finden wir die Wirkung von diesem, nur für das Schöne der Kunst empfänglichen Gemüthe nicht in allen Werken Mozarts wieder? Herrscht nicht, trotz der gewohnten Vollstimmigkeit, in jedem Tacte derselben eine Klarheit, eine Lieblichkeit, die selbst in ihren kühnsten Uebergängen und Fortschreitungen auch dem ungebildetsten musikalischen Sinne zur Wollust wird? Bewirkt nicht eben diese klare Verständlichkeit der Mozartschen Werke, daß sie alle, ohne Ausnahme, dargestellt, gesungen und von Allen mit gleichem Entzücken genossen werden? Uebrigens erzählt man noch aus dieser Periode, daß er einst die um einen halben Viertelton verschiedene Stimmung seiner eignen Geige von einer andern, die er am Tage vorher in einem fremden Hause gespielt hatte, zum Erstaunen der Anwesenden, welche diese Geige holen ließen, anzugeben wußte. Im Jahre 1763, also im siebenten Jahre des jungen Mozarts, machte die Familie die erste große Reise außer Deutschland, wodurch der Ruhm des jungen Clavierspielers sich allgemein verbreitete. Nachdem sie mehrere große Städte besucht und überall mit freudigem Enthusiasmus aufgenommen worden war, kam sie im November desselben Jahrs in Paris an, wo sie ein halbes Jahr verweilte und mit Ruhm und Unterstützung gleichsam überschüttet wurde. Hier war es, wo der junge Mozart seine ersten Claviersonaten herausgab. Im J. 1764 reiste die Familie über Calais nach England, wo sie sich bis in die Mitte des folgenden Jahres aufhielt. Schon am 10ten April ließ sie sich am königlichen Hofe hören, eben so wieder im folgenden Monate, wo der Sohn auch die Orgel des Königs zu allgemeiner Bewunderung spielte. In einem darauf folgenden öffentlichen Concerte wurden nur Symphonien von seiner Composition, vorgetragen. Hier sowohl als in Paris wurden ihm die schwersten Claviersachen von Bach, Händel u. s. w. vorgelegt, die er alle vom Blatte mit der größten Präcision vortrug. Während seines Aufenthalts in England componirte er sechs Sonaten, die er in London stechen ließ und der Königin widmete. Im Julius 1765 reiste die Mozartsche Familie durch die Niederlande nach Holland, wo Mozart vor dem Erbstatthalter spielte. Hierauf ging sie wieder nach Paris und, nachdem sie zweimal in Versailles gewesen war, über Lyon durch die Schweiz nach München, wo der Churfürst dem jungen Mozart ein Thema vorsang, welches dieser, in seiner Gegenwart, ohne Clavier und Geige, ausführte, zu Papier brachte, und zur Bewunderung des Churfürsten und aller Anwesenden vortrug. Endlich kam sie nach einer Abwesenheit von noch nicht drei Jahren zu Ende des Jahres 1766 wieder in Salzburg

Die Meidinger'sche Buchhandlung veröffentlicht eben einen Roman, der wohl
ist, zu den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur unserer Zeit gerechnet zu
Heribert Rau's „Mozart. Ein Künstlerleben, kulturhistorischer Roman in 6 B
Die sechs Bände des Werkes bilden die sechs Hauptperioden in dem Leben des M
seinen geistigen und künstlerischen Entwickelungsgang in abgerundeten, mit ebensovi
des Gemüths, als Sachkenntniß gezeichneten Bildern. Der Roman ruht fast d
auf historischer Basis und die Wahrheit ist nur dann von Dichtung umrankt, w
poetische Ausschmückung das historische Element zu verklären vermag, ohne es zu
— Der erste Band, der in Salzburg beginnt, enthält die Reisen Leopold Mozar
Vaters) mit seinen Wunderkindern nach Wien, Paris ꝛc. und ihr Eingeführtwer
Wiener Hofe bei Maria Theresia, Kaiser Joseph II., anderseits in Paris und V
am Hofe Ludwig's XV. bei der Pompadour in die Bureau d'esprit und der En
disten. Wir lernen Grimm, Halbach, Diderot, Fräulein v. Espinasse, Mad. Tes
kennen und selbst die berüchtigten Herzoge von Soubise, Choiseul und das ganze
des Hofes Ludwig XV. findet ihre Darstellung. Der zweite Band umfaßt die J
1769—1771. Er führt uns nach Italien zu dem weltberühmten Peter Mart
Farinelli. Die biographische Durchführung der Reise in Italien wird durch eine
Jugendliebe Mozart's getragen, deren Bedeutung sich im fünften Theil noch steige
in diesem Bande finden wir das Wunder mit Allegri's Miserere und den Sieg des
15 Jahre alten Mozart durch seine Oper: „Mitridates, König von Pontus. —
(1777—1779) führt uns vor die Höfe der Kurfürsten von Bayern und der Pfa
Mannheim, München, wo Mozart die bittersten Täuschungen werden. — Der 4
zeigt uns Mozart als König der Töne und als Knecht des Geschickes. Man jau
reits seiner Oper „Idomeneo" entgegen, aber seine Stellung drückt ihn in den
Er bricht endlich die Fesseln. Mit Gluck und Haydn schließt er enges Bündniß
Liebe zu Constanze Weber tritt in den Vordergrund, und während er seine „Ent
aus dem Serail" schreibt, entführt und heirathet er selbst seine Geliebte. — Ab
in Wien, wie wir im fünften Bande finden, vernichten Chikane seine schönsten Hoff
Da findet er in Böhmen, in Prag, die begeisterte Anerkennung, er eilt hin und
für die Prager sein größtes Meisterwerk, seinen „Don Juan." Es ist der schö
schnitt seines Lebens. — Der 6. Band trägt den Titel: „Abend und Nacht", he
ginnt er noch, führt uns den köstlichen Lange, den originellen Schikaneder vor, l
unsern Augen die „Zauberflöte" und „Titus" erstehen. Da erscheint der Todesb
Mozart schreibt sterbend sein Requiem, er schreibt es für sich und haucht seine
Athemzug unter den göttlich schönen Melodien aus, die ihn geistig umrauschen. -
dem Dichter, der mit so viel sichtlicher Liebe und Wärme dies ganze reiche Leben
und uns in so gelungener Erzählungsform wiedergab. Es ist natürlich empfun
ohne jene Effekthascherei wiedergegeben, die wir bei andern biographischen Romanen
Zeit finden mußten. Die Verlagshandlung hat in ihrer bekannten Weise das schö
durch herrliche Ausstattung geschmückt. 1858

[illegible] von Fräulein Ladizky übernommen, die sich Mühe gab, nach Kr[illegible] schwierige Rolle zur Geltung zu bringen und deshalb die scharfe, gehässige Oppos[illegible] ihr schonungslos in den Weg trat und die sich auch auf ihre Duette mit Frau [illegible] streckte, nicht verdiente. Die klassische Leistung des Herrn Dettmer als Orovi[illegible] erkannt.

Mannichfaltiges.

Der Astronom Babinet in Paris soll für den nächsten Monat eine noch grö[illegible] itze als die schon jetzt herrschende vorausgesagt und den Rath gegeben haben, man [illegible] Flüsse bei Zeiten auf Flaschen ziehen, damit man etwas Wasser im Vorrath [illegible] am Glück sind die Wetterpropheten die schlechtesten aller Weissager und man meint, [illegible] gebraten werden, wie jetzt, sei nicht möglich.

Neueste Nachrichten.

* **New-York.** Im Senate ist eine Bill eingebracht worden, zur Aufstellung [illegible] rmee und Ausrüstung einer Flotte 10,000,000 D. zu bewilligen und dem Präsid[illegible] ,000 Freiwillige zur Abweisung englischer Prätensionen zur Verfügung anzubieten [illegible] genfalls auch einen außerordentlichen Gesandten nach London abzusenden. Im R[illegible] tantenhaus ist die Proposition eingebracht worden, den Präsidenten aufzufordern [illegible] Handlungen englischer Kreuzer Betheiligte zu verhaften. Ein Antrag auf Erba[illegible] n 10 Kriegsschaluppen wurde verworfen, dagegen ein Amendement angekündigt, w[illegible] Herstellung von 30 Schiffen für nothwendig erklärt. Beide Häuser beschlossen [illegible] iscussion über diese Gegenstände zu vertagen.

Charade.

Mein zweisilbiges Wörtchen hier
ist dem Pech und seines Gleichen
auch wohl manchen Pflanzen eigen.
Raubt man ihm das Köpfchen nur,
so gewahrt man's laut und leise
in dem Kreise
der lebendigen Natur.
Kürzt man's noch um einen Grad,
dann ist's nur auf Wegen ohne Höhen
ohne Furch' und Stein zu sehen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 69:

Erz.

an, wo sie bis in das Jahr 1768 blieb und darauf eine zweite Reise nach Wien machte. Hier spielten die beiden Geschwister vor dem Kaiser Joseph, der dem jungen Mozart auftrug, eine komische Oper, la finta Semplice, in Musik zu setzen. Sie erhielt den Beifall des Capellmeisters Hasse und Metastasio's, wurde aber nachher nicht aufgeführt. Bei der Einweihung der dortigen Waisenhauskirche setzte er das Amt, das Offertorium und ein Trompetenconcert, und dirigirte als ein zwölfjähriger Knabe diese feierliche Musik in Gegenwart des kaiserlichen Hofes. Im Jahre 1769 trat Mozart, der Concertmeister beim salzburgischen Hoforchester geworden war, in Gesellschaft seines Vaters eine Reise nach Italien an. In Bologna bewunderte besonders der Pater Martini den Knaben, der im Stande war, ein jedes gegebne Fugen-Thema auf der Stelle zu bearbeiten und es auf dem Claviere auszuführen. In Rom erregte er auf eine andere Weise die Bewunderung der ganzen Stadt. Er unternahm es, das berühmte Miserere, welches alljährlich in der Charwoche in der Sixtinischen Capelle gesungen und damals noch sehr geheim gehalten wurde, nach dem bloßen Gehöre zu copiren, welches ihm auch dergestalt gelang, daß, als er es in einer Gesellschaft am Claviere sang, der Sopranist Christofori, der es in der Capelle gesungen hatte und in der Gesellschaft zugegen war, die lebhaftesten Beweise seiner Bewunderung zu erkennen gab. In Neapel glaubten die Schüler des Conservatorio della Pietà, in seinem Ringe stecke die Zauberkunst seines Spiels: er zog ihn ab, und nun erst wuchs die Bewunderung. In Rom erhielt er vom Papste das Kreuz und Breve als Ritter des goldnen Sporns; in Bologna wurde er, nachdem er bei verschloßnen Thüren in einer halben Stunde eine vierstimmige Antiphonie gesetzt hatte, einstimmig als Mitglied und Capellmeister der philarmonischen Akademie aufgenommen. Da er sich bereits zur Composition der ersten Carneval-Oper zu Mailand verbindlich gemacht hatte, sah er sich genöthigt, ähnliche Anerbietungen von Bologna, Neapel und Rom ablehnen zu müssen. Er kam zu Ende Octobers 1770 in Mailand an und componirte daselbst in seinem vierzehnten Jahre die erste Oper, Mithridat, die schon am 26sten December aufgeführt und dann mehr als zwanzigmal nach einander wiederholt wurde. Von dem Beifall, den diese Oper erhielt, kann man auch schon daraus schließen, daß die Unternehmer ihm sogleich auch die Composition der Oper für das Jahr 1773 schriftlich zusagten. In Verona überreichte man ihm ebenfalls das Diplom als Mitglied der philarmonischen Gesellschaft. So verließ er Italien, wo man ihn allenthalben mit ausgezeichneter Ehre überhäuft und ihm den Namen il Cavaliere Filarmonico beigelegt hatte. Als Mozart im März 1771 wieder in Salzburg eingetroffen war, fand er einen Brief, in welchem ihm im Namen der Kaiserin Maria Theresia die Composition der großen theatralischen Serenata zur Vermählung des Erzherzogs Ferdinand aufgetragen wurde. Er übernahm diesen Auftrag, und reiste im August wieder auf einige Monate nach Mailand, wo während der Vermählungsfeierlichkeiten stets Mozarts Serenata und eine von Hasse componirte Oper abwechselnd aufgeführt wurde. Im Winter 1773 setzte er darauf eben daselbst die ihm übertragne Oper, Lucio Silla, welche sechsundzwanzigmal hinter einander aufgeführt wurde. Nachdem er noch eine komische Oper, la finta Giardiniera (1775), zwei große Messen, eine Serenate,

il Re pastore, und in Paris, wohin er zum zweitenmal berufen worden war, eine große Symphonie für das dortige Concert spirituel gesetzt hatte, ging er in seinem vierundzwanzigsten Jahre nach Wien, wo er in kaiserliche Dienste trat und auch seit dieser Zeit stets geblieben ist. Er erfüllte die großen Erwartungen, zu denen sein bewundernswürdiges und früh entwickeltes Genie berechtigt hatte, auf eine vollkommen befriedigende Art und ward der Rafael der Tonkünstler. So wie dieser seine Geist aber früh schon in seiner Kunst Mann wurde, so blieb er hingegen in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens stets Kind. Er lernte nie sich selbst regieren; für häusliche Ordnung, für gehörigen Gebrauch des Geldes, für Mäßigkeit und besonnene Wahl im Genusse hatte er keinen Sinn. Allein eben dieser immer zerstreute, immer in sich zurückgezogne Mensch schien ein ganz andres, ein höheres Wesen zu werden, sobald er sich an das Clavier setzte. Dann spannte sich sein Geist, und seine Aufmerksamkeit richtete sich ungetheilt auf den einen Gegenstand, für welchen er geboren war, die Harmonie der Töne. Am liebsten spielte er bei der Nacht und bis zum frühesten Morgen hin, wenn man ihn nicht mit Gewalt vom Clavier entfernte. Gewöhnlich componirte er von sechs oder sieben Uhr des Morgens bis um zehn Uhr, und zwar meistentheils im Bette; dann setzte er den ganzen Tag nichts mehr, außer wenn etwas dringendes zu verfertigen war. Außer der Musik schien er nur noch eine Leidenschaft zu haben, das Billard, welches er mit dem höchsten Interesse zu spielen pflegte. Was seine Körperbildung anbetraf, so zeichnete sich diese durch nichts Vortheilhaftes aus: er war klein, hager, blaß und verrieth durchaus nichts außerordentliches in seiner Physiognomie. Von den Werken, die sich auf den Bühnen von ganz Deutschland erhalten haben und stets das Entzücken der deutschen Nation seyn werden, componirte er seinen Idomeneo, Re di Creta, 1780 zu München. Von der Entführung aus dem Serail, welche 1782 in Wien aufgeführt wurde, sagte Joseph II. zu Mozart: „diese Musik ist zu schön für unsre Ohren; doch sind gewaltig viel Noten darin!" „Gerade so viel, als sich gehört," antwortete der Künstler. Den ausgezeichnetsten und allgemeinsten Beifall erhielt Figaro's Hochzeit, welche während des ganzen Winters 1787 zu Prag aufgeführt wurde. Eben daselbst componirte Mozart in demselben Winter seinen Don Juan, der dort noch mehr gefiel, als Figaro's Hochzeit. Nichts desto weniger wollte man dieser Musik in Wien während der ersten Vorstellungen keinen Geschmack abgewinnen, obgleich Haydn bei dieser Gelegenheit Mozarten für den größten aller damals lebenden Componisten erklärte. Nachdem er noch 1790 Cosi fan tutte und während der Krankheit, die seinen Tod herbeiführte, 1791 die Zauberflöte, La clemenza di Tito und das berühmte Requiem gesetzt hatte, starb er am 5ten December 1792 im sechsunddreißigsten Jahre seines Alters. Auch in seinen Instrumental-Compositionen (seinen prächtigen Symphonien, Quartetten, Clavierconcerten, Sonaten ꝛc.) wird Mozart das Vorbild aller Nationen und Zeiten seyn und bleiben. Gleichen Ruhm behauptet er in der Kirchenmusik, zu welcher besonders seine großen Hymnen und Missen gehören. Sein Requiem hatte, nach der allgemeinen Erzählung, folgenden Ursprung. Eines Tages kommt ein Unbekannter zu Mozart und trägt ihm die Composition einer See-

lenmesse auf, für welche Mozart den Preis selbst bestimmen soll. Dieser fodert hundert, nach Andern zweihundert Ducaten, will sich aber, um der Arbeit die möglichste Vollendung zu geben, an keine Zeit binden. Nichts destoweniger zahlt der Bote den verlangten Preis in voraus, und verspricht bei Ablieferung des Werks noch eine bedeutende Summe nachzuzahlen und nach einigen Monaten wieder zu kommen. Während der Zeit erhält Mozart den ehrenvollen Auftrag, für die Krönung zu Prag La clemenza di Tito zu schreiben, und ist eben im Begriff, in den Wagen zu steigen, um sich dorthin zu begeben, als jener Bote erscheint und an das Requiem mahnt. Mozart entschuldigt sich, verspricht, nach seiner Zurückkunft aus Prag sogleich an die Arbeit zu gehen und sich alsdann durch nichts an deren Vollendung stören zu lassen. Der Bote scheidet. Mozart beginnt nach seiner Zurückkunft aus Prag die Composition der Seelenmesse mit einem Enthusiasmus, mit einem Interesse, welches ihm bis dahin noch keines seiner Werke eingeflößt hat, so daß seine Gattin von so ungewöhnlicher Anstrengung für seine ohnehin schon kränkliche Gesundheit alles befürchten zu müssen glaubt; ja, Mozart äußert einst mit Thränen in den Augen, daß er das Requiem für sich selbst setze. Seine Gattin entreißt ihm die Partitur und giebt sie ihm nur auf sein inständiges Bitten nach anscheinend völlig wiederhergestellter Gesundheit zurück. Mozart endet die Arbeit bis auf ein geringes, fällt in seine vorige Schwermuth zurück, wird wieder krank und immer kränker und stirbt. Gleich nach seinem Tode erscheint der bewußte Bote, verlangt das Werk und erhält es, unvollendet, wie es ist. Süßmayer soll hernach zu dem Sanctus die Instrumente, welche noch fehlten, hinzugesetzt und das Werk so eingerichtet haben, wie es gedruckt in unsern Händen ist. Dies die Entstehung dieses Werks, die aber auf verschiedene Art erzählt wird. Wenn man die Zahl von vollendeten Meisterwerken, welche Mozart während eines so kurzen Lebens geliefert hat, betrachtet, so kann man sich der innigsten, tiefsten Klage über seinen so frühen Tod kaum enthalten. Uebrigens will Mozart nicht besprochen, nicht erklärt, sondern genossen werden: er ist ein Wunder, welches, der Ahnung und dem Gefühle allein angehörend, von keinem Verstande berührt werden darf. Seine Werke ziehen, ungeachtet ihres ganz neuerschaffenen, alle bis dahin betretenen Bahnen verlassenden Charakters, durch ihre innere, reiche, alle Mittel der Kunst erschöpfende und doch zugleich himmlisch klare Vollendung den Liebhaber, wie den eigentlichen Musiker, gleich mächtig an. So ist namentlich sein Don Juan ein Werk, in dem alles erschöpft ist, was die Seele des Menschen in ihrer tiefsten Tiefe ahnet und empfindet, aus welchem uns der ewige Geist der Welt selbst mit seinem Hauche von Glauben, Liebe und Hoffnung anweht, ein Werk, das selbst in seiner sittlichen Tendenz zu einem jüngsten Gerichte für alle Verruchtheit wird, zu deren Gewissen die Posaune (denn was ist die mit der Erscheinung des Geistes ertönende Musik anders?) in schrecklichen, alles zermalmenden Tönen redet. So auch sein Requiem, in welchem Mozarts Geist seine eigne Verklärung feiert. Pq.

Mucius Scävola, eigentlich Cajus Mucius Cordus, ein edler Römer aus den ersten Zeiten der Republik, der die kaum gegründete Freiheit seines Vaterlandes durch eine kühne That rettete. Porsena, König der Etrusker, belagerte um das Jahr der

Stadt 255 Rom, und ſchon litt man hier an den nothwendigſten Bedürfniſſen Mangel, als Mucius, unwillig darüber, daß die junge Republik ihren Nacken unter das Joch eines Tyrannen beugen ſollte, den römiſchen Senat um die Erlaubniß bat, ſich in das feindliche Lager zu begeben. In der Abſicht, den König zu ermorden, bewaffnete er ſich mit einem Dolche. Glücklich kam er bis an das Zelt des Königs, wo eben der Sold ausgetheilt wurde; aber er tödtete ſtatt des Königs deſſen Schreiber. Die Wache ergriff ihn; da ſprach er mit unerſchrockner Miene zu Porſena: „Ich bin ein römiſcher Bürger, und heiße C. Mucius. Als Feind habe ich den König, unſern Feind tödten wollen, und ſo viel Muth ich zum Morde hatte, ſo viel habe ich auch zum Sterben. Ich bin nicht der einzige, der dieſen Entſchluß gegen dich gefaßt hat; eine große Anzahl römiſcher Jünglinge wird nach mir denſelben Ruhm erſtreben. Dieſen Krieg kündigt dir die römiſche Jugend an.“ — Zornig und erſchrocken drohte der König, ihn dem Feuer zu überliefern, wofern er nicht entdeckte, welche Anſchläge gegen ihn im Werke ſeyen. Mucius erwiederte: „Damit du ſiehſt, wie wenig diejenigen der körperlichen Schmerzen achten, welche nach Ruhm ſtreben, ſo ſiehe, was ich thue.“ Mit dieſen Worten hielt er ſeine Hand in eine auf dem Altar ſtehende Pfanne voll glühender Kohlen. Porſena ließ ihn gewaltſam hinwegreißen. „Gehe fort von hier,“ ſagte der König zu ihm, „der du feindſeliger gegen dich ſelbſt als gegen mich handelſt. Ich würde dich belohnen, wenn dein Muth ſich ſo für mein Vaterland gezeigt hätte; ſo aber ſchenke ich dir die Freiheit und entlaſſe dich.“ — Jetzt erklärte ihm Mucius, gleichſam aus Dankbarkeit, daß ſich dreihundert Jünglinge verſchworen hätten, ihn zu ermorden. „Mich,“ ſagte er, „hat das Loos zuerſt getroffen. Die übrigen werden jeder, ſo wie das Loos ſie trifft, ihren Angriff machen, bis ein günſtiges Schickſal dich einem überliefert.“ — Geſchreckt durch dieſe Worte, hob Porſena die Belagerung auf und ſchloß Frieden. Mucius erhielt, weil er ſich nur noch der linken Hand bedienen konnte, den Beinamen Scävola, und wurde durch ein Stück Landes und eine Ehrenſäule vom Senat belohnt.

Mücken gehören nebſt den Fliegen und andern ähnlichen Thieren zu den Inſecten mit durchſichtigen, unbedeckten Flügeln, unterſcheiden ſich durch den Saugrüſſel, der mit Widerhaken und hornartigen Auswüchſen beſetzt iſt. Bekannt ſind ſie alle durch ihren Biß und deſſen unangenehmes Jucken. Vorzüglich unerträglich ſind deshalb die amerikaniſchen Mosquito's, eine Varietät der gemeinen Mücken (Culex pipiens) und die kleinen ſchwarzen Beißmücken (C. reptans), die für Lappland, Sibirien und das Bannat eine Landplage ſind. Dieſe erſcheinen des Jahrs zweimal in dichten Schwärmen, gegen die man ſich nur durch Dampfhaufen ſchützt; ſie tödten dann oft das Vieh, welchem ſie zu allen Oeffnungen des Leibes hineinkriechen. Von den gemeinen Mücken ſtechen nur die Weibchen; ihre Eier haben die Geſtalt eines kolbenförmigen Medicinglaſes, und werden von ihnen in zuſammengeklebten Reihen ins Waſſer gelegt, wo ſie ſich nach einigen Tagen in Larven verwandeln. Dieſe ſind wurmförmig, haben am Kopfe zwei Zangen, am Hintertheil zwei Schwänze und bewegen ſich äußerſt ſchnell; nachdem ſie ſich einmal gehäutet haben, erſcheint ihr Vordertheil dick, ihr Leib platt und ſchwarz, ſie freſſen nichts mehr, können

aber nicht unter Waſſer bleiben. Nach acht Tagen kriechen aus dieſen Nymphen die eigentlichen Mücken des Nachts ſehr ſchnell heraus, was man in einem Glaſe voll faulen Teichwaſſers, das im Junius geſchöpft und im Sonnenſchein erwärmt wird, ſehr leicht beobachten kann. F.

Müffling, K. Pr. Generalmajor, ein gebornet Weimarer, wurde zuerſt als Capitän im J. 1805 und 6 bekannt, wo er mit Hrn. von Zach bei der thüringiſchen Meſſung arbeite. Beim Ausbruch des Krieges von 1806 wurde er im Preuß. Generalſtab unter Maſſenbach angeſtellt. Nach dem Tilſiter Frieden privatiſirte er in Weimar. Im letzten Feldzuge war Müffling im Hauptquartier bei Blücher, und wurde nachher ins Hauptquartier des Lord Wellington geſendet, um deſto leichter die Verbindungen zwiſchen den beiden großen Hauptquartieren zu unterhalten. Der Schlacht vom 18. Junius wohnte er beim engliſchen Hauptquartiere bei. Als dieſe gewonnen war und die beiden Heere nach Paris zogen, ſchlug Wellington ihn zum Gouverneur von Paris vor. Dieſe Stelle hatte viele Schwierigkeiten, wegen der verwickelten Verhältniſſe, in denen der Gouverneur mit allen alliirten Truppen und mit den Franzoſen ſtand. Müffling, der viele Anlage zu einem guten Diplomatiker hat, hat ſich dieſes Amtes zur Zufriedenheit Aller entledigt, und die Stadt Paris ſchenkte ihm, als er wegging, die koſtbare Prachtausgabe von dem großen Werke über Aegypten. Gegenwärtig befindet er ſich in Coblenz, wo er ſich mit trigonometriſchen Meſſungen beſchäftigt, um die fehlenden Triangel zu ergänzen, die zwiſchen dem Franzöſiſchen, Bergiſchen, Darmſtädtiſchen, Weſtphäliſchen und Sächſiſchen liegen. Dieſe Dreiecke werden viel genauer, als die in Weſtphalen vom General le Coq, welche weder auf den Horizont, noch auf den Mittelpunkt der Station reducirt wurden, obgleich ſie für eine topographiſche Karte, auf der ohnehin keine größere Genauigkeit als eins auf fünfhundert, kann ausgedrückt werden, hinreichten.

Mufti, Großmufti (bei den Türken auch Sheikh-Ulislam, d. h. Haupt der Auserwählten, genannt), iſt in der Türkei das Oberhaupt der Religion und der Geſetze, und dem Range nach der nächſte Reichsbeamte nach dem Großvezier. Er genießt ſogar vom Sultan Ehrenbezeigungen, die dieſer nicht empfängt. Seine Wahl hängt einzig und allein von dem Kaiſer ab; ſo lange er in ſeinem Poſten ſteht, kann er nicht, gleich andern Staatsdienern, zum Tode verurtheilt werden. Nur abſetzen kann ihn der Kaiſer, jedoch kann ſein Vermögen dabei nicht confiscirt werden. Der Mufti wird als Ausleger des Coran über alle gerichtlichen Handlungen, beſonders in peinlichen Sachen, und überhaupt bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen, und giebt gewöhnlich ſeine Meinung ganz kurz, und ohne Beifügung der Entſcheidungsgründe zu erkennen. In bedenklichen Fällen ſetzt er noch hinzu: „Gott weiß, was beſſer iſt.“ In der Unterſchrift nennt er ſich den armen Knecht Gottes. Ein ſolcher ſchriftlicher Ausſpruch heißt Fetfah; und daher der Mufti ſelbſt Sahibi-Fehtive, d. h. Herr der richterlichen Ausſprüche, und ſein Secretär Fetfah-Emini. Dieſer geht ihm an die Hand, ſetzt auch wohl in Sachen, womit ſich der Mufti nicht ſelbſt bemüht, den Spruch auf und legt ihm denſelben zur Unterſchrift vor. Die feſtgeſetzten Einkünfte des Mufti belaufen ſich täglich auf 2000 Asper. Da er aber viele Stellen an den kaiſerlichen Moſcheen zu beſetzen und bei allen Beförderungen der Geſetzverſtändigen zu thun hat,

so fließen ihm noch ansehnliche Accidenzen zu. In großen Städten ist ein Untermufti, der seine Stelle vom Großmufti nicht ohne reiche Geschenke erhält.

Muggendorf, ein Flecken in einem tiefen Thal an der Wiesent im Fürstenthum Bayreuth, Amt Streitberg, seit 1804 zu Bamberg, Landgericht Ebermannstadt, gehörig. Merkwürdig ist dieser Ort wegen der vielen Höhlen, die in den ringsumhergelegenen Bergen befindlich sind. Die schönste und größte ist die wie eine Kirche gewölbte und mit Figuren von Stalaktit besetzte Rosenmüllers-Höhle; die für die Naturforscher merkwürdigste aber ist die Gailenreuther Zoolithenhöhle mit beschwerlichen und gefährlichen Eingängen. Sie enthält in tiefen Felsengängen große Massen halbverhärteten Thons, und in demselben eine unendliche Menge großer, zum Theil uns unbekannter Thierknochen. — Köppel, Rosenmüller und Goldfuß haben Beschreibungen dieser Höhlen geliefert.

Muhamed, Muhamedaner, s. Mahomet.

Mühlberg, Stadt und Amt im jetzigen Herzogthume Sachsen des Königreichs Preußen, in einer angenehmen und fruchtbaren Gegend. Die Stadt, welche auf der Ostseite der Elbe liegt, zählt über 1500 Einwohner, welche außer dem Getraidebau besonders auch vom Hopfenbau leben. Das Amt enthält etwa 8000 Seelen. Unweit Mühlberg, in der lochauer Haide, wurde 1547 der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen von Kaiser Carl V. gefangen genommen.

Mühlen, Mühlenregal, Mühlenzwang, Mühlenordnung. Mühlen nennt man in der weitesten Bedeutung des Worts solche Maschinen, die durch irgend eine äußere Kraft in Bewegung gesetzt werden; im engern Sinne solche, durch welche etwas zerstückt oder zerrieben wird, namentlich solche, die zur Zermalmung des Getraides oder zu Bereitung des Oels oder zum Schneiden des Holzes, oder zur Bereitung irgend eines Kunstproducts dienen. Man kann daher die Mühlen sehr verschieden eintheilen, und zwar I. nach ihrem Zweck sind sie: a) Mahlmühlen (Mühlen im vorzüglichen Sinne), wenn sie zu Bearbeitung des Getraides zu Schrot, Mehl, Graupen oder Grütze gebraucht werden; b) Graupenmühlen; c) Oelmühlen; d) Schneidemühlen; e) Pulvermühlen; f) Papiermühlen u. s. w. II. Nach der bewegenden Kraft, welche dabei wirkt: A. Wassermühlen, und zwar je nachdem das Wasser auf das Rad fällt: a) Oberschlächtige, b) oder bloß durch den Stoß von unten her wirkt: unterschlächtige; je nachdem sie fest stehen oder nicht: a) Pfahlmühlen, b. Schiffsmühlen. Erstere sind entweder Panstermühlen, wenn das Wasser mit seiner Welle nach dem Steigen und Fallen des Wassers höher oder niedriger gestellt werden kann; oder Stabermühlen, deren Schaufeln auf einem Reife befestigt sind, oder Straudemühlen, deren Schaufeln zwischen zwei Reifen stehen. Bei allen Wassermühlen unterscheidet man das Mühlengebäude, worin das gehende Zeug, und das Gerinne, wodurch dem Zeug das Wasser zugeführt wird. Letzteres setzt nicht selten bedeutende Wasserbauten voraus. B. Windmühlen. Diese sind entweder so eingerichtet, daß das ganze Mühlengebäude sammt dem darin befindlichen Zeug nach dem Winde gedreht werden kann, und heißen dann Bockmühlen, oder das Gebäude steht fest, und nur das Dach (Haube) nebst der

Welle und den Flügeln wird nach dem Winde gedreht, holländische Windmühlen. Letztere haben unstreitig vor den erstern bedeutende Vorzüge, denn sie stehen nicht blos ungleich fester gegen den Wind, sondern enthalten im Innern auch viel mehr Raum, auch können bei ihnen alle Arten von Mühlwerken, als Oel-, Schneide-, Papiermühlen u. s. w. angelegt werden, während man in den erstern selten mehr als Mahl- und Graupenmühlen anlegen kann. Man nennt diese Mühlen holländische Mühlen, weil sie zuerst als eine Verbesserung der Bockmühlen in Holland erfunden wurden und dort überhaupt sehr üblich sind. Die horizontalen Windmühlen, als eine dritte Gattung, wo die Flügel horizental oben angebracht sind, haben den davon gehegten Erwartungen nicht entsprochen. C. Hand- und Roßmühlen werden blos durch thierische Kräfte in Bewegung gesetzt. Die Handmühlen sind selten von großem Nutzen, daher man sie nur zum Schroten oder höchstens bei Armeen im Felde gebraucht. Dagegen leisten gut gebaute Roßmühlen, welche von Pferden oder Ochsen bewegt werden, nicht selten sehr gute Dienste. Sie sind so eingerichtet, daß das Pferd entweder durch Treten in einem Tretrad, oder durch Ziehen an einem Schwengel die Maschine bewegt. Außer diesen genannten Kräften, welche man zur Bewegung der Mühlen anwendet, hat man sich in neuerer Zeit auch der Dampfmaschinen als bewegenden Kraft zu den Mühlen bedient. Dergleichen Mühlen findet man vorzüglich in England und Frankreich. Das gangbare Zeug einer gewöhnlichen Mahlmühle ist meist sehr einfach. An einer Welle befindet sich das Wasserrad und hinten ein Kammrad, dieses greift in ein Getriebe am Mühleisen, welches in dem obern Mühlstein (Läufer) befestigt ist, dieser dreht sich dadurch auf dem untern Stein (Bodenstein), und zwischen diesen Steinen wird das Getraide zermalmt und dann das Mehl durch eine andere Vorrichtung von der Kleie abgesondert. Der Müller kann den Bodenstein höher und tiefer stellen, und so das Getraide entweder ganz zu Mehl zerreiben, oder es blos schälen, Graupen oder Grütze daraus bereiten. Die Erfindung der Mühlen ist für die Menschheit eine der wohlthätigsten. Die ersten Mühlen waren Handmühlen, und höchst wahrscheinlich unsern Caffeemühlen nicht unähnlich; darauf folgten die Roßmühlen und endlich die Wassermühlen. Letztere hatten die Römer schon zu den Zeiten Augusts nach Vitruv. Oeffentliche Wassermühlen kommen erst unter Honorius und Arcadius vor. Die Schiffmühlen sind 536 von Belisarius in Rom erfunden. Die Erfindung der Windmühlen fällt wahrscheinlich ins 11. Jahrhundert, die der Graupenmühlen ins 16. Die Schneidemühlen sind eine Erfindung des 14. Jahrhunderts. Mühlenregal heißt das vom Staate sich angemaßte Recht, entweder allein Mühlen zu besitzen, oder ihre Anlegung zu erlauben und zu verbieten. Das Recht einer Mühle wird entweder durch den Landesherrn ertheilt, oder durch Kauf einer Mühle erworben. Mühlenzwang heißt die Gerechtigkeit einer Mühle, vermöge deren alle Einwohner eines Orts oder einer Gegend genöthigt sind, ihr Getraide auf derselben mahlen zu lassen, und eine solche Mühle heißt Zwangmühle. Mühlenordnung, das schriftliche Verzeichniß aller Gesetze und Vorschriften, welche das Mühlenwesen betreffen. Mahlmetze ist der in Natura an den Müller abzugebende Theil des Getraides als Lohn. Sie ist nicht aller Orten

gleich hoch. In einigen Ländern beträgt sie den 32., in andern den 30. und 24. Theil. Es ist billig, sie bei der Getraidetheurung gesetzlich zu vermindern. Das Staubmehl, worunter man den beim Mahlen entstehenden Verlust an Mehl durch Verstäuben versteht, ist in den meisten Ländern, um dem Betrug der Müller vorzubeugen, auch gesetzlich bestimmt, und beträgt etwa von 1 Pfund 1 Loth, also den 32. Theil.

Mühlsteine, rund gehauene Steine, die zum Zermalmen des Getraides und anderer Dinge auf den Mühlen dienen. Hauptsächlich wird ein feinkörniger, fester Sandstein dazu benutzt, wie er zu Liebethal in Sachsen, auf dem Oybin bei Zittau, im angränzenden Böhmen, zu Neusalz in Schlesien, am Rheine, bei Jena, in Tyrol, auf der Insel Gothland, bei Lawton in England u. s. f. bricht. In Schlesien und Brandenburg ist der Handel mit Mühlsteinen Regal. In Frankreich unterscheidet man die kleinen Meules von den mittlern Meuleaux und ganz großen Meulardeaux und Meulardes.

Mulatten heißen in beiden Indien diejenigen, welche einen Europäer zum Vater und eine Schwarze zur Mutter haben, oder auch umgekehrt, welches doch seltner der Fall ist. Die Mulatten haben gewöhnlich eine olivenfarbige Haut. Die Benennung kommt von den Spaniern her, welche auch die von Spaniern und Afrikanern erzeugten Kinder so nennen. In Westindien sind die Mulatten der Regel nach Sklaven, wenn die Mütter Sklavinnen gewesen sind, weil da Freiheit oder Sklaverei von der Mutter ererbt wird.

Müller (Carl Wilhelm), churſächsischer geheimer Kriegsrath und Bürgermeister zu Leipzig, verdient durch seine kräftige und umsichtsvolle Verwaltung des letztern Amtes, als Stifter und Begründer trefflicher Volkserziehungsanstalten, und als Verschönerer Leipzigs unvergeßlich, wurde in Knauthayn, einem Dorfe bei Leipzig, wo sein Vater Schöſſer war, den 15. Sept. 1728 geboren. Er kam auf die Landschule Pforta und bezog in seinem achtzehnten Jahre die Universität zu Leipzig, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Er benutzte zu diesem Behufe fleißig den Unterricht der damaligen berühmten Gelehrten, Hommel, Menke, Sammet, Franke, und des Philosophen Crusius, begann 1752 als Sachwalter zu practiciren und erhielt durch Vertheidigung der trefflich gearbeiteten Dissertation: de crimine termini moti, die juristische Doctorwürde. In dem vertrauten Umgang der trefflichsten Geister, welche damals in Leipzig lebten, bildete er seinen Geschmack in der Poesie und Kunst aus. Im J. 1755 gab er einen Versuch in Gedichten ohne seinen Namen heraus. Ferner unternahm er, unterstützt von einigen andern Gelehrten, seit 1756 die brittische Bibliothek (von 1767 an, 6 Bde.), Beurtheilungen und Auszüge ausgewählter Schriften der neuen englichen Literatur enthaltend, und lieferte dazu selbst die meisten Beiträge. Im J. 1759 wurde er Mitglied des Raths zu Leipzig, und hatte das Unglück, im siebenjährigen Kriege, nebst mehreren seiner Amtsgenossen, in das dasige Schloß als Geisel von den Preußen geworfen zu werden, was ihm auch eine sehr unangenehme Krankheit zuzog. Außer einigen schriftlichen Arbeiten über den Prozeß, gab er 1768 eine Uebersetzung der Eugenie des Beaumarchais, und 1776 von Greys Gedichten, alles anonym, heraus. Von 1771 an erhielt er die höhern Würden des Magistrats, und wurde endlich 1778 Bürgermeister und Beisitzer

des Schöppenstuhls; das erstere in der Regierung abwechselnde Amt hat er zwölfmal mit Ruhm verwaltet. Bald nachher erhielt er den Titel eines churfürstlich sächsischen geheimen Kriegsraths. In Fleiß und strenger Pünktlichkeit seiner Arbeiten, so wie in der Genauigkeit und Schnelligkeit der Geschäftsverwaltung übertraf ihn keiner seiner Subalternen. Aber sein Wahrheitssinn und seine Gerechtigkeitsliebe nahm, besonders wenn es Handlungen übermüthiger oder leichtsinniger Subalternen galt, oft den Schein despotischer Strenge an. Doch wußte er auch vernünftigen Rath und gegründete Einwendungen zu achten, und zeigte sich sonst gegen jedermann höflich und bescheiden. Ein scharfer, schneller Blick, welcher ihn dennoch vor manchen Mißgriffen in den Personen nicht verwahren konnte, ein treffendes Urtheil, ein glückliches Gedächtniß erleichterten ihm seine Berufswirksamkeit. Er machte sich mit den merkwürdigsten Erscheinungen seiner Zeit in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst bekannt, so wie er in dem classischen Alterthum durch fortgesetzte Lectüre und archäologische Kenntniß bewandert war, und suchte die Ausbeute seiner ausgebreiteten, alles Menschliche umfassenden Lectüre in seinem Kreise anzuwenden. Er stand mit vielen geistvollen Männern seiner Zeit, mit Lessing, mit welchem er auch correspondirt haben soll, mit Kästner, von Blankenburg in Verbindung, und pflegte mit Weiße, Morus und Rosenmüller einen freundschaftlichen Umgang. Mit des Letztern Berathung entwarf Müller den Plan der Freischule in Leipzig. Sie wurde 1792 eingeweiht und genoß fortdauernd seiner vorzüglichen Pflege. Durch Rosenmüller ließ er auch 1796 die Einführung eines neuen Leipziger Gesangbuchs bewirken. Eben so faßte er auch den herrlichen Plan einer Bürgerschule, welcher er auf der Moritzbastei ein würdiges Local gründete, deren Einweihung er aber nicht mehr erlebte. Nicht minder sind die prächtige Wiederherstellung der Nicolaikirche, die Einrichtung des geschmackvollen Concertsaals, so wie die von ihm geschaffenen blühenden Anlagen um Leipzig Denkmähler, die seinen Namen noch lange in dankbarem Andenken erhalten werden. Er entschlief den 27. Februar 1801. Man ist jetzt (1819) damit beschäftigt, ihm in dem sogenannten Park, einem Theil jener Anlagen, ein Monument zu errichten.

Müller (Johannes von), der berühmte deutsche Geschichtschreiber, wurde in einer ehrhaften Bürgerfamilie den 3. Januar 1752 zu Schafhausen geboren, wo sein Vater Prediger an einer Filialkirche und Lehrer an der lateinischen Schule war. Mehr als von diesem redlichen, doch sonst nicht ausgezeichneten Manne, ging von dem aufgeweckten Geiste und frommen Sinne der Mutter auf Müllern über, und der Letztern Vater, ein geschichtskundiger Geistlicher, Johannes Schoop, gab ihm zuerst die Richtung auf den nachmaligen Beruf seines Lebens. Noch ehe der Knabe lesen konnte, hatte er aus den Gesprächen dieses freundlichen Greises, um den er am liebsten war, die Hauptbegebenheiten der Schweizergeschichte gelernt, und das Alles umfassende Wohlwollen, die heitre Weltansicht und leidenschaftliche Neigung zur Geschichte blieb ihm als ein großväterliches Erbtheil eigen. Knaben und Jünglinge seines Alters suchte er wenig. Unbehülflich zu Spielen und körperlichen Uebungen wurde er durch seine zappelnde Lebhaftigkeit, sein kurzes Gesicht und seine kleine zarte Gestalt ein Gegenstand ihrer Scherze, während Aeltern und Lehrer von seiner Lernbegierde und frühzeitig regen Geisteskraft die schönsten Hoffnungen faß-

ten. Uebrigens gutherzig und freundlich, gewann er Vieler Liebe und bildete unter dem Einflusse einer schlichten, alterthümlichen Erziehung von innen heraus ein Talent, das in den gelehrten Schulen seiner Vaterstadt wenig Reiz und Nahrung finden konnte. Seine Gabe, schnell und richtig aufzufassen, leicht und treu zu behalten und ingeniös zu combiniren, bewies er schon im 9. Jahre durch einen Versuch, auf eigne Hand die Geschichte von Schafhausen in Frag und Antwort nach Hübners Manier zu schreiben. Aus der Lectüre dieses Historikers hatte er bald die Epochen der Universal- und Staatengeschichte inne, Rollin und Boysen fielen ihm glücklicher Weise in die Hände, um dies Fachwerk auszufüllen und den alten Classikern, die er im 13. Jahre verstohlen zu lesen begann, verdankte er Begeisterung für Freiheit und sittliche Größe, Klarheit und Ordnung im Denken, Geschmack und Kraft im Ausdruck; Eigenschaften, deren Spuren schon aus seinen Schularbeiten hervorleuchteten. Zum Studium der Theologie bestimmt, ging er 1769 nach Göttingen, wo Michaelis, Walch, Leß und Miller, in dessen Hause er wohnte, seine Lehrer, ein Theolog wie Mosheim zu werden, sein Ziel, Exegese und Kirchengeschichte seine Lieblingswissenschaft wurden. In seiner Dissertation: Nihil esse rege Christo ecclesiae metuendum 1770, spricht noch ganz der Eifer für das alte System; erst Schlözers Umgang machte ihn freier von diesen Fesseln und gewann ihn für immer der historischen Forschung. Sichtbar ist dieser Einfluß im Bellum Cimbricum 1772 (deutsch von Dippold 1810), der ersten Probe, die Müller, nachdem er 1771 ins Vaterhaus zurückgekehrt war, von seinen historischen Studien gab, und deren gezwungenes Latein die Kenner nicht hinderte, der Quellenbenutzung und trefflichen Methode des Verfassers das gebührende Lob zu zollen. Damals predigte er als Candidat oft und mit Beifall und übernahm 1772 die Professur der griechischen Sprache am Gymnasium zu Schafhausen; seine Theilnahme an der allgemeinen deutschen Bibliothek, worin Lessings Berengar seine erste Recension war, und der Briefwechsel mit Gelehrten ließ ihn jedoch der Literatur nicht fremd werden, und seine Muße gehörte schon jetzt den schweizerischen Urkunden und Jahrbüchern. Zur Reife aber gedieh der Entschluß, die Geschichte seines Volks zu schreiben, erst durch den Einfluß, den Carl Victor von Bonstetten auf den Gang seines Geistes und seiner Schicksale gewann. Mit diesem um sieben Jahr älteren, höchst liebenswürdigen Manne schloß Müller den 9. Mai 1773 zu Schinznach den berühmt gewordnen Freundschaftsbund, dessen Denkmahle in den Briefen eines jungen Gelehrten an seinen Freund (herausg. 1802 von Friederike Brun) der Nachwelt aufbehalten sind. Was das Gefühl der Freundschaft nur Zartes und Edles, das Streben nach wissenschaftlicher Bildung und Celebrität nur Mächtiges und Begeisterndes, die Liebe zur Tugend und zu allem Großen und Schönen nur Erhabnes und Anregendes hat, ist in diesen herrlichen Briefen neben einer Menge gelehrter und geistreicher Bemerkungen mit einer Frische und Innigkeit ausgesprochen, die jedes edle Jünglingsherz ergreifen und zur Nacheiferung anfeuern muß. Auf Bonstettens Empfehlung kam Muller im Februar 1774 als Hauslehrer zu dem Staatsrath Tronchin Calendrini in Genf; wie wenig aber der Unterricht kleiner Kinder seinem Geiste angemessen war, mußte er bald inne werden, und vertauschte schon im März 1775 Tronchins Haus mit einer freieren Verbindung, in die ihn Francis Kinloch aus Südcarolina zu gemeinschaftlichen Studien zog. Zu

Chambeisy, einem Landhause am Genfer See, brachte er mit diesem gleichgesinnten Jünglinge das glücklichste Jahr seines Lebens zu, und stiftete mit ihm und seinen Verwandten in England eine dauernde Freundschaft. Voltaire und mehrere andere Heroen der neuen französischen Literatur wurden ihm damals persönlich bekannt. Da Kinloch im März 1776 nach Nordamerika zurückging, nahm der große Naturforscher Bonnet, der zu Genthod am Genfer See einer ehrenvollen Muße genoß, Müllern in sein Haus. Stärkende Fußreisen in der Schweiz zu und mit Bonstetten wechselten in den Jahren 1777 und 1778 mit diesem reizenden Aufenthalte im Kreise der feinsten Geselligkeit ab. Im Sommer 1778 vergrub er sich auf Bonstettens Landgütern zu Rougemont und Valeires in die Alten, und vollendete die schon 1774 angefangnen Excerpte aus 44 Folianten und 24 Quartanten der Hallerschen Urkundensammlung und andern Handschriften zur Schweizergeschichte. Der Winter rief ihn wieder nach Genf, wo er bei dem Generalprocurator Robert Tronchin, einem erfahrnen, großdenkenden Staatsmann, lebte und in dessen Umgange an Schärfe des politischen Ueberblicks und Einsicht in das Wesen der Staatskunst gewann. Um sich ein kleines unabhängiges Einkommen zu erwerben, hielt er hier vor einer Auswahl junger Männer, meist Engländer, unter denen sich auch der Sprecher des Unterhauses, Charles Abbot, befand, Vorlesungen über die Universalhistorie. Er trug sie erst ethnographisch, dann synchronistisch in französischer Sprache vor, arbeitete sie in den Jahren 1779 zu Genf, 1781 zu Cassel und 1783 wieder zu Genf zu gleichem Zwecke um, und schrieb sie endlich 1797 zu Wien in deutscher Sprache auf, in welcher Gestalt sie unter dem Titel: 24 Bücher allgemeiner Geschichten in den drei ersten Bänden seiner Werke 1810 erschienen sind. Der Beifall seiner Zuhörer belohnte ihn für diese Arbeit, die in ihrer letzten Redaction zwar noch die Spuren jener ersten flüchtigen Entstehung, aber auch das Gepräge seines, die ganze Vorwelt belebenden Genies und der echt historischen Unparteilichkeit und Ruhe, die jede Erscheinung in der Geschichte nach Zeit, Ort und Umständen würdigt, an sich trägt. Seinen Rang unter den Historikern sollte jedoch ein andres größeres Werk bestimmen. Während jener Abwechselungen, die seine Lage in den Jahren 1774 bis 1780 erlitt, und unter denen er, angezogen von den Reizen einer zeitraubenden Geselligkeit, abhängig von edelgesinnten, doch nicht selten launischen Beschützern, mehreremale zu störenden Nebengeschäften um Gunst und Lohn genöthigt, nicht wenig Charakter und Enthusiasmus bedurfte, um sein Talent zu behaupten, hielt er doch durch Bonstettens aufopfernde Freundschaft und die bereitwillige literarische Unterstützung vieler schweizerischen Geschichtsfreunde erwärmt und aufgemuntert sein Ziel, die Geschichte der Schweiz zu schreiben, unverrückt im Auge. Von dem mehrjährigen Kampfe mit den Zumuthungen seines Vaters, der ihn immer noch dem geistlichen Stande zu erhalten und nach Schafhausen, wo ihm seine Professur offen gelassen worden war, zurückzuziehen dachte, befreite ihn endlich 1779 der Tod dieses allzusorgsamen und den innern Beruf des Sohnes ganz mißkennenden Mannes. Unter mehreren Zerstreuungen dieses Jahres, dessen Sommer er im Saanenlande mit Bonstetten nicht ohne eine schöne Frucht (die Geschichte der Landschaft Saanen im 12. Bande seiner Werke), den Winter wieder bei Tronchin mit Wiederholung des Collegiums zu Genf hindrachte, hatte er den ersten Band der Schweizergeschichte vollendet, und da er

den Genfern durch eine Reise in Geschäften ihrer Republik nach Solothurn den letzten Dienst der Dankbarkeit geleistet, wandte er sich nach Bern, wo nach vielen ärgerlichen Händeln mit der Censur sein Werk endlich unter dem falschen Verlagsorte Boston 1780 ans Licht kam. Ein bessrer Empfehlungsbrief konnte ihm auf der Reise, die er nun nach Berlin unternahm, nicht vorausgehen. Die achtungsvolle Aufnahme der Gelehrten und Großen in Berlin, wo er bei sechs Monate blieb, seine Essais historiques herausgab, und in Folge derselben mit Friedrich II., dessen Stern ihn hingezogen, den 12. Februar 1781 eine Unterredung hatte, war jedoch nicht hinlänglich, ihm den Verdruß getäuschter Hoffnungen zu vergüten. Auf eine Anstellung in der Berliner Akademie gefaßt, sah er sich nach langem Bewerben mit dem Anerbieten eines kleinen Schulamtes abgefunden, da er doch schon 1773 das ihm auf Nicolai's und Merians Empfehlung angetragene Rectorat am joachimsthalschen Gymnasium ausgeschlagen hatte. Dazu kamen noch eine hämische Recension in den Göttingischen Anzeigen und vaterländische Mißurtheile über seine Schweizergeschichte, endlich die Unruhen in Genf. In Gleims Armen zu Halberstadt und in der Auszeichnung des herzoglichen Hofes zu Braunschweig fand er daher den Trost, dessen sein reizbares Herz so sehr bedurfte und nahm nun ohne Bedenken die Anstellung, die ihm der General und Staatsminister von Schleiffen als Professor der Geschichte am Carolinum zu Cassel verschaffte, im Mai 1781 an. Die Nähe und Freundschaft dieses großen Kenners der Geschichte und des classischen Alterthums und die Bewunderung ausgezeichneter Zuhörer in seinen Vorlesungen gaben hier seinen Studien einen neuen Schwung. Die Frucht seiner Aufnahme in die Société des Antiquités zu Cassel waren zwei im 8. Bande seiner Werke abgedruckte Abhandlungen: De l'influence des Anciens sur les Modernes und Histoire de l'établissement et de la domination temporelle du Souverain Pontife dans la dernière moitié du 8. siècle. Immer geneigt, an öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen, und über das, was eben in der Politik Noth that, zum Publicum zu sprechen, wie er schon in seinen Essais über die Genfer Unruhen gethan, stellte er 1782 in den Reisen der Päpste, einer kleinen, aber an Stoff zu den wichtigsten Betrachtungen ungemein reichen Schrift, die Hierarchie als Schutzwehr der Völker gegen fürstlichen Despotismus und Präponderanz dar. Sie verschaffte ihm in dem durch Kaiser Josephs Reformen geängstigten Rom und catholischen Deutschland bald viele Freunde, und eine Anstellung in Rom würde ihm damals offen gestanden haben, wenn er der päpstlichen Gunst seinen Protestantismus hätte aufopfern wollen. Wie sehr es ihm aber mit diesem und mit der Religion überhaupt Ernst war, zeigen seine Briefe aus dieser Periode und ein Gespräch mit Aglaja über das Christenthum, das er 1782 niederschrieb. Seine noch in diesem Jahre erfolgte Anstellung als Rath und Unterbibliothekar hatte er Schlieffens Fürsorge zu danken; als aber dieser die Curatel der Bibliothek 1783 abgab und die Pflicht der Dankbarkeit ihn von neuem nach Genf zog, hörten die Verhältnisse zu Cassel auf, ihm zu behagen, und er nahm während eines Sommeraufenthalts zu Genf 1783 seine Entlassung, um bei Robert Tronchin als Vorleser und Gesellschafter zu bleiben und seine Schweizergeschichte in der Nähe der Quellen fortzusetzen. So trat er nun nach einer dreijährigen Abwesenheit reifer und ruhiger in die alten Ver-

hältniſſe zurück, und wiederholte zu Genf ſeine Vorleſungen über die Univerſalhiſtorie. Aber je ſtärker inzwiſchen im öffentlichen Amte und bei ſteigender Celebrität das Gefühl ſeines Werthes und Berufes geworden war, deſto drückender empfand er auch bald die alten Uebel dieſer Lage: Zeitverluſt in der Geſellſchaft, und des gealterten, kränklichen Tronchins Launen, der die Erfüllung ſeines Verſprechens, ihm eine Leibrente anzulegen, von Monat zu Monat aufſchob. Müller ging daher im October 1784 auf Bonſtettens Gut Valeires in die Einſamkeit, wo er den erſten Band der Schweizergeſchichte zur neuen Ausgabe umarbeitete und im zweiten raſch vorwärts rückte, um ſich dann im Sommer 1785 durch Reiſen Erholung zu ſchaffen und den Winter in Bern zu ſeyn. Kaum hatte er hier die während der Fortſetzung ſeiner Hauptarbeit um ſeiner Subſiſtenz willen gehaltnen Vorleſungen über die alte Geſchichte mit einer Abſchiedsrede voll des glühendſten Patriotismus (ſ. d. 12. Bd. ſeiner Werke) beendigt, als ihn der Churfürſt Friedrich Carl Joſeph nach Maynz einlud. Heyne's Empfehlung und der Eifer des Müllern von Caſſel her befreundeten Anatomen Sömmerring hatte dieſen Ruf bewirkt. Müller lehnte daher, weil die ihm angemeſſene feſte Anſtellung in der Schweiz ſich immer nicht finden wollte, das Anerbieten einer Penſion vom Berner Adel ab, und trat im Februar 1786 als Hofrath und Bibliothekar in Maynz an, wo er noch in dieſem Jahr die neue Ausgabe des erſten und den zweiten Band der Schweizergeſchichte zu Stande brachte und vom Churfürſten immer mehr in die öffentlichen Geſchäfte gezogen wurde. Hierdurch in die Verhandlungen über den Fürſtenbund verwickelt, ſuchte er die Gemüther durch eine Abhandlung im deutſchen Muſeum 1786, Zweierlei Freiheit, zu erwärmen, zeigte in der Darſtellung des deutſchen Fürſtenbundes 1787, welcher Geiſt ihn beſeelen ſolle, und ſprach in den Erwartungen Deutſchlands vom Fürſtenbunde 1788 das Leid der Edlen über den Trümmern dieſes loſen Gebäudes aus. In dieſen anonym erſchienenen Schriften erkannte man bald die Meiſterhand des ſtaatsklugen Geſchichtſchreibers und den Grund des ſeltnen Vertrauens, mit dem ſein Churfürſt ihn beehrte. Ein reformirter Proteſtant und Laie wurde er von dieſem im J. 1787 wegen Dalbergs Wahl zum Coadjutor nach Rom beordert, im Winter darauf ſeines Bibliothekariats entledigt und in der Cabinetskanzlei angeſtellt, im Frühlinge 1788 zum geheimen Legationsrath und wenig Monate nachher zum geheimen Conferenzrath ernannt. Daß er unter den mannichfaltigſten, das ihm neue Studium des deutſchen Staatsrechts erfodernden Regierungsgeſchäften, für deren Mühſeligkeit ihn die väterliche Freundſchaft des Churfürſten nicht ganz entſchädigen konnte, noch Muße fand, außer jenen Schriften über den Fürſtenbund und den Briefen zweier Domherren 1787, worin er dem Inſtitute der Domcapitel eine veredelte, zeitgemäßere Beſtimmung anwies, auch die erſte Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeſchichte 1788 zu Tage zu fördern, zeugt für den gewiſſenhaften Gebrauch ſeiner Zeit und für die Anſtrengung, mit welcher er arbeitete. Sie zog ihm 1789 eine langwierige Krankheit zu, von der er nur genas, um bei Leopolds Kaiſerwahl 1790 ſich wieder in das Gewühl der Geſchäfte zu ſtürzen und in Frankfurt zu repräſentiren. Die Zumuthung, auch im Finanzfache zu arbeiten und beſonders ein Verdruß mit Albini bewog ihn gegen Ende dieſes Jahres ſeinen Abſchied zu ſuchen. Doch hier zeigte ſich, in welchem Grade Müller wegen ſeiner

Uneigennützigkeit und Freimüthigkeit beim Volke beliebt und dem Churfürsten unentbehrlich geworden war. Während die Höfe zu Wien und Berlin ihn durch Titel und Pensionen anzuziehen suchten, wie er denn damals von den Akademien zu Berlin, Mannheim und Erfurt zum Mitgliede ernannt wurde, hielt ihn der Churfürst durch die Bestallung zum geheimen Staatsrath, Referendar und Director der churrheinischen Kreisarchive fest, und eine ganz ungesuchte Gunst des Kaisers erhob den schlichten Johannes Müller im Januar 1791 zum Edlen von Müller zu Sylvelden und Reichsritter. Noch nicht volle zwei Jahre hatte er in diesem weit umfassenden Wirkungskreise bald zu Maynz, bald zu Aschaffenburg gearbeitet, als der Sturm des Revolutionskrieges über Deutschland hereinbrach. Bei seiner Rückkehr von einer auf Veranlassung des kaiserlichen Hofes nach Wien gemachten Reise fand Müller im October 1792 Maynz in französischen Händen und mit den Geburtswehen des Republikanismus ringend. Die Liebe des Volks, das seine Verdienste um die Regierung des Landes und das Wohl vieler Einzelnen nicht vergessen konnte, und Custine's Einladung, sich an die Spitze der neuen Verwaltung zu stellen, kam ihm hier entgegen. Müller aber, der französischen Revolution vom Anfange an abhold, und seinem für die Erhaltung der alten Verfassungen entschiednen politischen Charakter treu, verweigerte jede Theilnahme, und ging mit seinen größtentheils geretteten literarischen Schätzen nach Wien, wo er, nachdem sein Churfürst ihn endlich dem Kaiser überlassen hatte, als k. k. wirklicher Hofrath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei eine seinen Fähigkeiten mehr als seiner Neigung angemeßne Anstellung fand. Daß Georg Forster, den Müller in Cassel kennen gelernt und in seinen Platz als Bibliothekar zu Maynz gezogen hatte, sich von republikanischem Fanatismus verleiten ließ, die Maynzer mit dem grundlosen Vorgeben zu täuschen, Müller habe zu ihrer Revolution gerathen, konnte diesem in Wien weit weniger schaden, als seine Abneigung gegen einen Uebertritt zur katholischen Kirche, der daselbst zuversichtlich erwartet worden war. Gleichwohl hatte Oesterreich an diesem freimüthigen Protestanten und Schweizer den treuesten Diener. Die Flugschriften von 1795, die Uebereilungen und der Reichsfriede bei Gelegenheit des preußischen Separatfriedens, von 1796 die Gefahren der Zeit, Mantua und die Ausbeute von Borgoforte und von 1797 das sicherste Mittel zum Frieden, waren Meisterstücke der politischen Beredsamkeit, den Demosthenischen Philippiken vergleichbar, in denen Müller für Oesterreichs und Deutschlands Ehre und Rettung kühn, stark und herzandringend, leider aber auch vergeblich sprach. In jenen unruhigen Tagen, wo nur die Stimme der Leidenschaft gehört ward, und unter dem Zwange der engherzigsten Censur konnte Müller übrigens an größere Werke nicht denken. Auch bemächtigte sich seiner bei zunehmenden Jahren immer mehr das Gefühl der Unbedeutenheit des Einzelnen im Weltruin und eine gewisse Schüchternheit, die ihn abhielt, mit neuen Arbeiten ins Publicum hervorzutreten. Die zweite Abtheilung des 3. Bandes der Schweizergeschichte gab er 1795 heraus und lieferte, um doch irgendwo vom Herzen sprechen zu können, fleißig Recensionen in die Jenaische Literaturzeitung unter der Chiffre Ths. Neuen Kummer machte ihm das Schicksal der Schweiz. Da Oesterreich 1796 im Begriffe schien, sie zu occupiren, begehrte der gewissenhafte Mann seinen Abschied, weil, wenn sein Vaterland Unrecht leide, er der unterdrückenden Macht

nicht glaube, unverdächtig dienen zu können. Doch bald überzeugt von Oesterreichs Redlichkeit blieb er und lehnte auch in dem Jahre 1798, das er im Jammer über das untergehende Vaterland fast ganz verlor, den Ruf zu einem Mitgliede des obersten helvetischen Gerichtshofes, wozu Schafhausen ihn gewählt hatte, aus Abneigung gegen den französischen Terrorismus und in der Hoffnung ab, der Schweiz besser in Wien die Dienste zu leisten, die seine Stellung möglich zu machen schien. In der That war er den Eidgenossen, die sich unter jenen Unruhen nach Wien flüchteten, ein thätiger Beschützer, wie überhaupt allen ihm nahe kommenden schweizerischen Jünglingen der sorgsamste Vater und Freund. In öffentlichen Angelegenheiten konnte jedoch sein Einfluß am kaiserlichen Hofe, wo ihn eine Menge Neider und Feinde umgab und die meisten ganz mißkannten, nie bedeutend werden, und da sein Widerstand gegen die wiederholten Versuche der Proselytenmacherei jede Aussicht auf höhere Beförderung verschloß, trat er im Herbste 1800 in Denis Stelle als erster Custos der kaiserlichen Bibliothek. Hier fühlte er sich wieder in seinem Elemente, arbeitete mit Freuden den noch fehlenden Realcatalog dieser prächtigen Bibliothek aus und setzte dabei seine Schweizergeschichte munter fort. Dies Behagen wurde jedoch im Mai 1803 schmerzhaft gestört. Ein junger Mensch, den er durch achtjährige Wohlthaten verpflichtet hatte, brachte ihn durch den unerhörtesten Betrug vermittelst falscher Briefe, in denen Müller nur den Erguß der Freundschaft eines geachteten Mannes von hohem Stande gesehen, um den größten Theil seines Vermögens, und nur ein glücklicher Zufall vereitelte den Anschlag, den man zu derselben Zeit auf sein Leben gemacht hatte. Da an Ersatz nicht zu denken war, so mußte er für seinen arglosen Glauben an die Menschheit durch Geldverlegenheiten bis an seinen Tod büßen. So wurde ihm Wien immer mehr verleidet, und da er sich überdies durch die Censur in der Fortsetzung der Herausgabe seiner Schweizergeschichte gehemmt und wegen seines Protestantismus von weiterer Beförderung bei der Bibliothek abgeschnitten sah, so glaubte er den ehemaligen Ruf zum wirklichen Mitgliede der Berliner Akademie und Historiographen des Hauses Brandenburg mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths annehmen zu dürfen. Nach einem zwölfjährigen, an Freuden der öffentlichen und literarischen Wirksamkeit im Ganzen genommen armen Aufenthalte, der ihm erst gegen das Ende durch Anerkennung und Freundschaft der Edleren angenehmer zu werden anfing, verließ er daher Wien im Mai 1804, sah in der Schweiz noch seinen heißgeliebten Bruder und unter andern Jugendfreunden auch den in Genf anwesenden Amerikaner Kinloch zum letztenmale, und begann dann in Berlin ein neues, ganz den Wissenschaften gewidmetes Leben. Neben seinen Privatstudien und den Abhandlungen für die Akademie, von denen die über die Geschichte Friedrichs II., über den Untergang der Freiheit der alten Völker und der Versuch über die Zeitrechnungen der Vorwelt im 8. Bande seiner Werke abgedruckt sind, waren hier die Herausgabe der Herderschen Werke, zu denen er die Geschichte des Cid und schätzbare Noten zu Persepolis lieferte, der 4. Band der Schweizergeschichte, der, in acht unruhigen Jahren vollendet, 1805, und die neue Ausgabe der drei ersten Bände, welche 1806 erschien, die Frucht seines Fleißes. In diesem Jahre erhielt er den Auftrag, die Geschichte Friedrichs II. zu schreiben, und war eben daran, die schwer erhaltne Erlaubniß (der letzte Cabinetsbefehl darüber war vom

6. October 1806) zum freien Gebrauch der Archive zu benutzen, als die Schlacht bei Jena alle Blicke von der Vergangenheit auf eine gewaltsam entscheidende Gegenwart zog. Wie in Müllers Vaterlande verschiedne Sprachgenossen, die Deutschen aber die zahlreichsten sind, so hatte auch in seinem, die ganze europäische Menschheit umfassenden Gemüthe Deutschland das Uebergewicht. Er war aber lange genug in Deutschland, um die Fehler zu kennen, die das Reichsverband zerrissen und Frankreich groß machten; er hatte keine Gelegenheit verabsäumt, zur Eintracht zu ermahnen und vor fremder Präponderanz zu warnen, ja noch zur letzten Zeit, da andre Wege versperrt wurden, in der Vorrede zu Mahomeds Posaune des heiligen Krieges von Hammer und in seinen Recensionen kräftig auf den Nationalgeist zu wirken gesucht. Daß die Stimme der Geschichte und der echten Staatsweisheit nicht gehört worden war, mußte ihn mehr befremden, als der Eintritt unausbleiblicher Folgen. Müllern — und welchem Aufmerksamen nicht? — wurde jetzt klar, die Zeit der alten, so lange sie bestanden, von ihm hochgehaltnen Formen sey nun vorüber, und er hielt es für gerathner, der neuen Zeit mit Fassung und Hoffnung auf Gott, der sie kommen ließ, entgegenzugehen, als einzeln unsinnig wider eine Gewalt anzustürmen, der das von sich selbst verlaßne Volk nichts mehr entgegenzusetzen wußte. Die Sorge für sein literarisches Eigenthum hielt ihn in Berlin zurück, als die Sieger einzogen. Die Humanität, mit der sie ihn vor den Lasten des Krieges schützten, erheischte seinen Dank; der Geist und die Kenntnisse, die Napoleon in der Unterredung, zu welcher er ihn den 20. November berief, entwickelte, die Güte, mit der er ihn behandelte, flößten ihm Achtung und Vertrauen ein. Weder Versprechungen noch Geschenke wurden ihm gegeben, man achtete den Gelehrten und den discreten Politiker in ihm, der nur gegen das System, nie gegen Personen gesprochen; von den Privatabsichten und Planen, die den französischen Kaiser und seine Diener bei diesem Betragen leiten mochten, hatte Müller keine Ahnung. Dies alles trug sich zu, ohne daß er es im mindesten gesucht, und er baute auch nichts darauf, nur meinte er in der Rede, die er den 29. Januar 1807 in der Akademie de la gloire de Frédéric hielt, den gesunkenen Muth der Preußen durch stärkende Mahnungen, und die Schonung des Siegers der Friedrichen an Glück und Feldherrngröße damals nicht unähnlich war, durch auszeichnende Beziehungen ansprechen zu müssen. Diese Rede, an Kunst und Gemüth dem Trefflichsten, was die Alten in derselben Gattung geleistet haben, vergleichbar, wurde wegen einiger den Zeitumständen ganz angemeßnen Wahrheiten, indeß Deutschland sie mit Bewunderung aufnahm und Göthe sie übersetzte, ein Anlaß zu den gehässigsten Verleumdungen gegen den Verfasser in Berlin. Man wollte es ihm nicht verzeihen, Cicero's Rolle, da Cäsar obsiegte, dem Schicksale Cato's vorgezogen zu haben. So glücklich und seinen Neigungen ganz entsprechend seine Lage in Berlin gewesen war, konnte es ihm unter solchen Umständen und Aussichten doch nicht schwer werden, auf einen Ruf des Königs von Würtemberg an die Universität zu Tübingen, wenn auch mit weniger Gehalt und mehr Berufsarbeit, einzugehen. Schon im Frühlinge 1807 war er zum Abgange dahin bereit, erhielt aber seine wiederholt gesuchte Entlassung von Memel erst im October. Auf der Reise nach Tübingen erreichte ihn ein französischer Courier, der ihn schon dort und in Berlin aufgesucht hatte, den 5. November in Frankfurt, mit dem Befehl, schleu-

nigst nach Fontainebleau zu kommen und ein wichtiges Amt zu übernehmen. Müller, von einem Rufe, an den er so wenig gedacht, daß er sogar seine ganze fahrende Habe, an 120 Centner schwer, nach Tübingen vorausgeschickt hatte, aufs äußerste überrascht, gab im ersten Erstaunen, daß Napoleons eigne Wahl auf ihn gefallen, und in der Nothwendigkeit, sich auf der Stelle zu erklären, die Antwort: er komme. Am 12. November war er in Fontainebleau und schon mit sich einig, Tübingen und die literarische Thätigkeit jeder andern Bestimmung vorzuziehen. Allein umsonst wendete er sich mit den dringendsten Gegenvorstellungen an den Minister Maret; der Wille des eben in Italien beschäftigten Kaisers, der den Westphalen einen angenehmen Minister zu geben dachte, litt keinen Widerspruch, und schon den 17. November erhielt Müller zu Paris die Bestallung als königlich westphälischer Minister-Staatssecretär. In diesem mit Scheu und Gram übernommnen Amte mußte er am folgenden Morgen, wo der König Jerome ihm das Großkreuz des holländischen Löwenordens verlieh, zu arbeiten anfangen und im December nach Cassel gehn. Allein hier zeigte es sich bald, wie sehr der Beruf, dies neue Königreich zu organisiren und Geschäfte zu führen, zu denen eben so viel Jugendkraft als Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Einzelnen erfoderlich war, seiner ganzen Natur widerstrebte. Seine Gesundheit litt, mehreremale verlor er die Besinnung, und einst mitten in einer Unterredung die Sprache. Endlich wurden seine dringenden Bitten um Entlassung gehört und im Januar 1808 ernannte ihn der König zum Staatsrath und Generaldirector des öffentlichen Unterrichts. Aber auch in dieser seinen Wünschen angemeßnern Stelle sah er sich in den Hoffnungen, die er von der neuen Ordnung der Dinge gefaßt hatte, schmerzlich getäuscht. Die Hindernisse, die dem Gedeihen der Wissenschaft im vormaligen Königreiche Westphalen in den Weg gelegt wurden, sind bekannt. Anstatt zu bauen, mußte Müller gegen gewaltsames Zerstören ankämpfen und für seine Amtstreue die bittersten Kränkungen erfahren, doch erhielt er noch manches zum Untergang bestimmtes wissenschaftliches Institut durch seine kühne und unermüdete Gegenwirkung. So verdankt ihm Marburg sein Bestehen, Göttingen und Halle die Sicherung seiner Dotationen, und das Corps der Professoren von den aufgelösten Universitäten neue Anstellungen oder Fortdauer ihres Gehalts. Dessen ungeachtet nagte Gram und Mißmuth über verfehlte Plane, die Sorge der Schuldenlast, in welche ihn die letzten Veränderungen gestürzt hatten, der herzzerreißende Anblick der unter dem französischen Geistesdrucke um sich greifenden Barbarei an seinem Leben, und brach die Kraft seines Innersten, deren letzte Funken noch in der Vorrede zu der 1808 erschienenen ersten Abtheilung des 5. Bandes der Schweizergeschichte aufflammen. Rührende Zeugen von dem Kampfe seines sonst so freudigen Herzens mit seinen Erfahrungen sind seine vertrauten Briefe aus dieser Zeit. Sein großer, bald nach ihm vollendeter Freund Heyne schrieb davon an Müllers Bruder: Hätte der Kummer ein Gewicht, das sich in Summen bringen ließe, wie viele tausend Centner würden in diesen Blättern auf einander liegen! Noch einen Trost gab ihm die alte Anhänglichkeit und Sorgfalt seiner Freunde in der Schweiz. Sie machten den Plan, ihn mit einer mäßigen Pension ins Vaterland zu ziehen, wo er sich in unabhängiger Muße ganz der Vollendung seiner Schweizergeschichte widmen sollte. Er war bereit; die Tagsatzung, die hierüber Beschluß

faſſen wollte, verſammelte ſich den 5. Junius 1809 und erfuhr den 8. ſeinen Tod. An den Folgen ſeiner ſitzenden Lebensart und ſtarken Anſtrengung hatte Müller ſchon in frühern Jahren gelitten und ſeine gewöhnlichen Uebel, Augenweh und Rothlauf, nicht geachtet. Seit 1808 wurde er jedoch mit dem Gedanken einer nahen Auflöſung vertrauter, und ſchrieb in dieſem Gefühle ſein Teſtament, das unverdächtigſte Zeugniß ſeiner Denkungsart, nieder, worin er mit der Gewiſſenhaftigkeit eines einfachen rechtlichen Bürgers ſein Haus beſtellte und über die Tilgung ſeiner Schulden verfügte. In ſolchen Sorgen, doch geſtärkt durch ungeheuchelte Frömmigkeit, ſtarb er in ſeinem 57. Jahre an einem mit Entzündung des Geſichts und unaufhörlichem Schlucken verbundnen Gallenfieber in der Frühe des 29. Mai's 1809. Seine letzten Worte waren: Alles, was iſt, iſt von Gott und alles kommt von Gott. Bei ſeiner Beerdigung hielt der Miniſter Simeon, der nebſt dem franzöſiſchen Geſandten Reinhard, dem Staatsrathsauditor von Boſſe, Müllers Secretär, und den Freunden aus der alten Zeit, Dohm und Schlieffen, zu ſeinen wenigen Vertrauten in Caſſel gehörte, eine Standrede voll von Beweiſen, wie ſehr ſein Werth auch auf dem letzten Schauplatze ſeines Wirkens anerkannt ward. Müllers äußere Darſtellung war mehr einnehmend als Ehrfurcht gebietend. Eine kleine corpulente Geſtalt, ein rundes Geſicht, eine heitre erhabene Stirn und ein Paar hervorſtehende große blaue Augen voll Munterkeit und zuvorkommender Herzensgüte milderten die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes. Mit dem Anſtande eines feinen Weltmannes, der in der Unterhaltung jeden zu erfreuen und in die angenehmſte Lage zu verſetzen wußte, verband er die aufrichtige Theilnahme des wahren Menſchenfreundes und eine Gutmüthigkeit, die oft zu freigebig im Loben und Wohlthun, oft zu raſch im Vertrauen wohl zuweilen gemißbraucht ward und ihn unfähig machte, Intriguen anzuſpinnen und Beleidigungen zu erwiedern. Beſonders nahm er ſich gern aufkeimender Talente an und ſtand mit Rath und That edlen Jünglingen bei, die ſich an ihn anſchloſſen. Der berühmte Orientaliſt von Hammer in Wien, ein junger Theolog Stäkling in Prenzlau, die Hiſtoriker Pfiſter, Verfaſſer einer Geſchichte von Schwaben, von Hormayr und Dippold, von denen der erſtere im Quellenſtudium, die beiden andern in der Manier der Darſtellung ſeine Schüler wurden, bildeten ſich unter ſeiner aufopfernden, liebreichen Leitung heran. Verheirathet war er nie, die Stelle der Weiberliebe füllten die Wiſſenſchaften und die Freundſchaft in ſeinem Herzen aus. Freund wurde er jedem Edlen und Gleichgeſinnten, der ihm nahe kam, mit ganzer Seele. Die Beſten unter den Zeitgenoſſen ſtanden mit ihm in dieſem glücklichen Verhältniſſe; am nächſten ſein würdiger Bruder, der Oberſchulherr, Joh. Georg Müller zu Schafhauſen, außer ihm Vonſtetten, Gleim, Fr. H. Jacobi, Herder, Heinrich Füßli, Graf d'Antraignes, Alexander v. Humboldt, Niclas Voigt, Heyne und viele andere Gelehrte und Staatsmänner. Wie redlich er es meinte, zeigen ſeine vertrauten Briefe, die im 4. bis 7. und 13. bis 18. Bande ſeiner Werke aufbewahrt ſind und einen Schatz merkwürdiger Notizen und genialer Gedanken enthalten. Daß auch der Erzherzog Johann, der bei Saalfeld gefallne Prinz Louis von Preußen und der Kronprinz von Bayern unter ſeine Freunde gehörten, gereicht dieſen Prinzen nicht weniger als Müllern zur Ehre. Allerdings blieb das Gefühl ſeines eignen Werthes nicht ohne Antheil an dieſen Bünd-

niſſen und ſeine von Jugend auf entſchiedne Vorliebe für den Umgang der höchſten Stände, ſeine Freude an hohen Ehrenſtellen, ſein Streben nach Ruhm wurde ihm nicht ſelten als Stolz ausgelegt. Doch wird man den nicht eitel nennen dürfen, der die Vorzüge, die er empfand und anerkannt wiſſen wollte, wirklich beſaß. Eine Vereinigung von Genialität und Gründlichkeit, von eiſernem Fleiß und ſchöpferiſcher Phantaſie, von kritiſchem Scharfſinn und williſem Glauben, von ruhigem Ernſt und glühender Empfindung, Eigenſchaften, wie ſie die Natur und der menſchliche Wille ſelten hervorbringt und noch ſeltner in einem Individuum verbindet, wurden an Müllern bewundert. In einer Zeit, die ſich entſchieden zur Oberflächlichkeit neigte, drang er in die Tiefen des Wiſſens und führte die Werke ſeiner hiſtoriſchen Kunſt auf dem Grunde und in der Farbe der Zeiten ſelbſt auf, die er beſchrieb. So entſtand die Geſchichte ſchweizeriſcher Eidgenoſſenſchaft, ein Werk, das von Anbeginn zwar nur bis auf 1489 fortgeführt, doch reich und groß genug iſt, ſeinen Verfaſſer unſterblich zu machen. Selbſtſtändigkeit, Tiefe, Vollſtändigkeit, ein reines, ſtarkes Wahrheitsgefühl, das nie einer Neigung dienſtbar ward, und eine Beſcheidenheit, die ihn auch in mancher als fabelhaft verſchrienen Quelle noch Goldkörner hiſtoriſcher Wahrheit finden ließ, zeichnen ſeine Forſchung, hohe Würde und Originalität, Leben und Feuer gedrungene Kraft und fruchtbare Kürze ſeinen Vortrag aus. Was dieſer hier und da Dunkles und Schwerfälliges hat, muß eher Müllers Gewohnheit, aus Excerpten vorliegender Urkunden zu componiren und mit Wenigem viel zu ſagen, als irgend einer Nachahmung zugeſchrieben werden. Die durch eigne Studien erworbene Kenntniß der Kriegskunſt und die lebenvolle Anſchaulichkeit in ſeiner Beſchreibung der Schlachten iſt ganz einzig in ihrer Art und unter den Vorzügen ſeiner hiſtoriſchen Methode hervorragend das Verdienſt, die Schauplätze der Begebenheiten, Sitten und Bildungsgang der Völker, mit einem Worte, das ganze Leben der Vorwelt mit allen ſeinen Bedingniſſen in das Gebiet der Geſchichte gezogen und ihr die Würde einer Lehrerin des Menſchengeſchlechts wiedergegeben zu haben. In dieſem Sinne wollte er die Weltgeſchichte ſchreiben und begann zu dem Ende 1781 alle Alten, deren die meiſten und beſten ſchon ſeine Vertrauten waren, von Moſes und Homer an nach der Zeitfolge in den Urſprachen zu leſen und hiſtoriſche Materialien daraus zu excerpiren. Bei dieſem großen Unternehmen ging ihm aus der Lectüre der bibliſchen Schriften über den unendlichen Werth der poſitiven Religion und des Chriſtenthums inſonderheit, welchen ihm ein Anfall von Aufklärerei und der Verkehr mit der franzöſiſchen Literatur ſeit 1771 in Etwas verſchattet hatte, ein neues Licht auf, und die Begeiſterung der Religioſität, die ihn damals ergriff, reifte in der Schule der Erfahrung zu der innigen, unerſchütterlichen Frömmigkeit heran, die ſeinem nie unterlaßnen Morgengebete erfriſchende Kraft, ſeinem Innern die Weihe eines heiligen Ernſtes und ſeinem Leben mit der Welt die bei großen Genien neuerer Zeit oft vermißte feſte Haltung des guten Chriſten und ehrlichen Mannes gab. So durchwandelte er mitten unter den Geſchäften und Zerſtreuungen ſeiner äußern Verhältniſſe, ohne der Gegenwart jemals fremd zu werden, beharrlichen Schrittes das Gebiet der hebräiſchen, griechiſchen und römiſchen Literatur, die Reihen der Kirchenväter und der Schriftſteller des Mittelalters im Orient und Occident, und hatte eben, durchgedrungen bis auf die Periode der Reformation, den 1833. Autor

excerpirt, als der Tod diese unermeßliche historische Vorarbeit, deren Ertrag bei 17,000 eingeschriebene Folioseiten anfüllt, unterbrach. Diesem Hauptgeschäfte seines Lebens, auf welches der Plan seiner gesammten geistigen Thätigkeit gebaut war, verdankte er eine Gelehrsamkeit, in der kein Historiker seiner Zeit ihm gleichgekommen. Die bekannten Jahrtausende der Vergangenheit waren in seinem bewunderungswürdigen Gedächtnisse vollkommen geordnet, eine Welt von Thatsachen und Daten stand vor seiner Einbildungskraft in lebendiger Gegenwart wie Erinnerungen von gestern, und in der Schweiz gab es kein Dorf, kein adeliches Geschlecht, dessen Geschichte er nicht wußte. Bei solch gründlichem Wissen des wirklich Geschehenen und einer gereiften Einsicht in den Zusammenhang aller menschlichen Dinge konnte sein Widerwille gegen die Metapolitik revolutionärer Staatskünstler und gegen den Terrorismus philosophischer Construenten in der Geschichtschreibung nicht befremden. Gegen den Mißbrauch, den ihre scholastische Spitzfündigkeit mit dem Schiboleth der allgemeinen Principien, der höhern Kritik und der innern Gründe auf diesem ihm eigenthümlichen Gebiete trieb, hat er, obwohl voll Achtung für wahre Philosophie, und der Unzulänglichkeit seines Talents zu speculativen Forschungen gern geständig, sich laut und stark erklärt. Es scheint daher mehr das Bemühen, den Widerspruch gegen eigne Ansichten zu rächen und eine überlegene Größe herabzuwürdigen, als vorurtheilsfreie Einsicht in das Wesen der echten historischen Kunst und redlicher Wahrheitssinn gewesen zu seyn, was dem allzuscharfsichtigen Woltmann in seiner sonst geistvollen Schrift über Johannes von Müller, Berl. 1810. 8, die Feder geführt hat. Gerechter und mit mehr Achtung gegen das Heiligthum eines edlen Gemüths haben Heeren, in seiner Schrift: Müller, der Historiker, Leipz. 1809, und der Akademiker Roth zu München in seiner Lobschrift auf Müller das Verdienst und die Mängel dieses großen Geschichtschreibers gewürdigt, den der Parteigeist und die Unbilligkeit einiger kritischen Blätter wohl verkleinern, aber noch keiner unter den Zeitgenossen erreichen konnte. Mit den unsterblichen Alten, unter denen Müller dem Thucydides am nächsten steht, wird er die Periode, wo es Mode ward, gering von ihm zu denken, überleben und bei der Nachwelt das Bedauern erwecken, daß er mitten in der Entwickelung der größten Idee, zu der die Muse der Geschichte begeistern kann, hinweggerafft wurde, ohne einen Erben seines Geistes, seiner Kenntnisse und Entwürfe zu hinterlassen. Sein Bildniß steht vor dem 75. Bde der Allg. d. Bibl., und vor dem 9. Stück des Journals von und für Deutschland, 1789. E.

Müller (Johann Gottwerth), geboren am 17. Mai 1744 zu Hamburg, früher Buchhändler zu Itzehoe in Holstein, wo er jetzt als Privatgelehrter lebt, war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einer unserer gelesensten Romanendichter. Sein Kreis ist der des täglichen Lebens, welches er im Siegfried von Lindenberg (zuerst 1779), im Ringe (1777) und in den komischen Romanen aus den Papieren des braunen Mannes (1784 ff. 8 Bde), stets in den Schranken sittigen Anstands sich haltend, mit vieler Wahrheit und Natürlichkeit, oft auch mit Witz und guter Laune schildert. Aber seine Wahrheit verschmäht mit zu großer Sprödе den Reiz der Erfindung und Mannichfaltigkeit, seiner Natürlichkeit fehlt es an Anmuth, und, den Zweck der Belehrung zu sehr im Auge behaltend, ermüdet er oft durch langweilige moralische Digressionen.

Weniger lebendige Darstellung und eine unerfreuliche Eintönigkeit bereiteten seinen spätern Schriften (Selim der glückliche, 1792, Friedrich Brack 1793 u. a.) eine so kalte Aufnahme, daß über ihren Mängeln das Verdienstliche seiner frühern Werke fast vergessen worden zu seyn scheint. As.

Müller (Johann Gotthard von), Professor und Ritter in Stuttgart, einer der vortrefflichsten jetzt lebenden Kupferstecher Deutschlands, wurde im J. 1747 zu Bernhausen in Würtemberg geboren. Seine Neigung zur Kunst führte ihn frühzeitig von der Theologie, der er sich widmen sollte, ab, und nach Stuttgart. Da sein großes Talent sich bald entwickelte, so erhielt er kurz darauf vom damaligen Herzog einen Gehalt, der ihn in den Stand setzte, 1776 nach Paris zu gehen. Hier machte er unter unsers berühmten Landsmannes Wille Leitung die schnellsten Fortschritte. Sechs Jahre später nahm ihn die dortige Akademie zu ihrem Mitglied auf, bei welcher Gelegenheit er die Bildnisse der beiden Professoren dieser Akademie, des Lerambert und Galloche, als Receptionsblätter lieferte. Gleich darauf rief ihn der Herzog nach Stuttgart zurück, und ernannte ihn zum Professor der dasigen Kunstschule. Hier lieferte Müller von Zeit zu Zeit die Meisterwerke, durch die er sich so berühmt gemacht hat. Vor allen verdient unstreitig den Vorzug sein Bildniß Ludwigs XIV., welches in Hinsicht der Reinheit und Zartheit des Grabstichels, der netten Ausführung und der vortrefflichen Haltung den Berwikschen Kupferstich noch übertrifft ungeachtet man letztern hinsichtlich der Aehnlichkeit vorziehen will. Als seine Hauptblätter im historischen Fach verdienen genannt zu werden: das Treffen bei Bunkershill, wobei General Waren sein Leben verlor, nach einer Zeichnung Trumbulls; und die Madonna della Sedia, nach Rafael, die er für das Musée françois lieferte. Für das Beckersche Augusteum hat Müller ebenfalls mehrere Blätter gearbeitet. In der, von ihm in Stuttgart gestifteten Kupferstecherschule haben sich mehrere sehr treffliche Künstler gebildet, vorzüglich auch sein Sohn. (S. d. folg. Art.)

Müller (Johann Friedrich Wilhelm), des Vorigen Sohn, königlich würtembergischer Hofkupferstecher und Professor an der königl. sächsischen Akademie der Künste in Dresden, war geboren zu Stuttgart den 11. Dec. 1782. Schon in seinem zweiten Lebensjahre untergruben die bösartigsten Pocken seine Gesundheit und ließen den Keim einer unheilbaren Kränklichkeit zurück, die sich schon in seinen Jünglingsjahren als Hypochondrie äußerte. Aber diese Hindernisse hemmten keineswegs die frühe Entwickelung seines tiefgreifenden lebendigen Geistes. Er besuchte das Gymnasium zu Stuttgart bis zu seinem achtzehnten Jahre, und empfing nebenher von seinem Vater Unterricht in der Geometrie und Perspective. Immer mehr neigte er sich aus freiem Triebe der Kunst zu. Seine Versuche mit dem Grabstichel gelangen über Erwarten, wie eine Copie nach Edelink und eine zweite nach Macret bezeugt. Gleich darauf stach er bereits das bekannte Porträt von Hufeland, nach Tischbein. Aber nicht auf das kunstgerechte Eingraben in Kupfer beschränkte er sich, er hatte nach seines Vaters Anweisung und Vorgang das Zeichnen für den noch wichtigern Theil seiner Kunst erkannt und wandte allen Fleiß an, sich immer mehr darin zu vervollkommen. Zwanzig Jahre alt, ging er nach Paris, um dort den akademischen Unterricht zu genießen. Sein brennender Eifer für die Kunst verleitete ihn schon hier zu übermäßigen Anstrengungen, deren Folge eine sehr bedenkliche Er-

schlaffung seines Geistes und Körpers war. Ein wackerer Freund, der Mahler Kymli, rettete ihn damals, indem er ihn theils durch ländliche Freuden zerstreute, theils ihm durch leichtere Beschäftigungen mit der Oelmahlerei Unterhaltung verschaffte. Müller mahlte zu jener Zeit drei Bildnisse nach der Natur und darunter sein eignes, und hatte den für seine Kunst so unschätzbaren Vortheil davon, die Eigenthümlichkeiten der Oelmahlerei gründlich und practisch kennen zu lernen. So gestärkt und an Kenntnissen bereichert, kehrte er nach Paris zurück und stach für das Musée de Paris die Vénus d'Arles, und für Rodillard eine moderne Statue, mit der Unterschrift La Jeunesse. Bei der letztern erfand er eine höchst glückliche Manier, das Eigenthümliche des Marmors im Kupfer nachzuahmen und auszudrücken. Im J. 1805 mahlte und stach er das Bild des Kronprinzen, jetzt Königs von Würtemberg, fing zugleich den so berühmt gewordnen Johannes nach Dominichino an, zeichnete die heilige Cäcilia nach demselben Meister, die nachher sein Vater in Kupfer ausführte. Im J. 1806 ging er wieder nach Stuttgart und beendigte seinen herrlichen Johannes. Im J. 1808 ward ihm von dem Kunsthändler Rittner in Dresden der Antrag zu dem großen Werke gemacht, das ihn bis an das Ende seines Lebens beschäftigte. Durchdrungen von der Größe und Wichtigkeit dieser Unternehmung beschloß er, ihr seine ganze Kraft, sein ganzes Talent zu widmen, zuvor aber die Kunst aufs neue an der Quelle selbst, in Italien, zu studiren. Seinen Weg dahin nahm er über Dresden und Wien. Die Zeichnung, welche er von der Rafaelschen Madonna aus Dresden erhalten hatte, genügte seinem geübten Auge nicht; seine eignen Studien nach dem Original bezeugen, wie er nicht nur den äußern Umriß treu, sondern auch das Eigne der ganzen mahlerischen Schöpfung im Geiste der Urbildes wieder zu geben strebte. Eingeweiht in alle Tiefen der Kunst kehrte er 1809 aus Italien zurück und unternahm sogleich das wahrhaft unermeßliche Werk, das sein rastloser Fleiß bald sichtbar förderte. Manches liebliche Bild fertigte er nebenher und gleichsam zur Erholung, als die Bildnisse von Jacobi, Schiller (nach Danneckers colossaler Büste) und Hebel (nach dem Leben), und ein größeres Blatt, Adam und Eva, nach einem Rafaelschen Deckengemählde in den vaticanischen Logen. Im J. 1814 erhielt er einen Ruf an die Kunstakademie in Dresden, den er um so lieber annahm, als er dort im täglichen Anschauen des herrlichen Urbildes seine große Kupferplatte vollenden konnte, und die Hoffnung hatte, durch Beispiel und Unterricht auch Andern zu nützen. Leider sollte seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer seyn. Sein Lieblingswerk mit allen Vollkommenheiten auszustatten, erschöpfte er auch den letzten Funken von Geistes- und Körperkraft. Um so empfindlicher berührten ihn die äußern Verhältnisse. Mit Vollendung jenes Werks hörte auch für ihn die Möglichkeit zu arbeiten, ja zu leben auf. Eine gänzliche Verzehrung, in der er fast ganz ohne Nahrung hinschmachtend einem Träumenden, von dunkeln Phantasien Bewegten glich, löste seinen Organismus auf. Er ward der Pflege eines eben so berühmten als liebreich bemühten Arztes auf dem Sonnenstein bei Pirna übergeben, und wirklich fing man an, einige Hoffnung der Genesung zu fassen, als er am 3. Mai 1816 entschlief. Sein Werk, von dem er keinen Abdruck sah, wird stets als ein Edelstein in den Sammlungen der Liebhaber und Kenner glänzen und vielleicht nie übertroffen werden. Er hinterließ eine Frau, eine Nichte von Dannecker, mit der

er sich 1811 verheirathet hatte, und zwei Kinder. Ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher von ihm in Kupfer gebrachten Werke, nebst Anhang von einigen hinterlassenen Zeichnungen Müllers, siehe im Tübinger Morgenblatt, Kunstblatt Nr. 1, Jahrg. 1817; vergl. mit Nr. 7, 1816, und Morgenblatt, Nr. 290. 1816.

Müller (Friedrich), unter dem Namen Mahler Müller bekannt, verdient als Mahler, Kupferstecher und Dichter eine rühmliche Auszeichnung. Er ist 1750 zu Kreuznach geboren, stand früher in herzogl. zweibrückischen Diensten, und gab schon von seinem achtzehnten Jahre an mehrere Sammlungen radirter Blätter heraus. Sie stellen meist Thiere, Compositionen in niederländischem Geschmack, Hirtenscenen ꝛc. vor, und wurden wegen ihrer originellen Ideen und der Freiheit der Behandlung mit ziemlichem Beifall aufgenommen. Im Jahre 1776 ging er nach Rom, um seine angefangnen Studien als Künstler fortzusetzen. Dort studirte er besonders nach Michel Angelo. Allein auch er scheint an dieser, für junge Künstler so gefahrvollen Klippe gescheitert zu seyn. „Die Nachahmer des Michel Angelo pflegen fast allemal, anstatt der wirklichen echten Großheit seines Styls, blos seine Manier aufgreifend, ins Uebertriebene zu verfallen.“ So kam es, daß die Hoffnung, welche sein Talent früher erweckte, nicht ganz erfüllt wurde. Seine spätern Arbeiten, welche sich durch wilde romantische Ideen auszeichnen, haben wenig Beifall gefunden. Desto größere Verdienste hat sich Müller als Dichter erworben, ungeachtet auch sie nicht sogleich und nach Verdienst anerkannt worden sind. Zu einer Zeit, wo sich unsre Literatur in einer faden Langweiligkeit gefiel, und wo die Dichtkunst größtentheils in eine versificirte Prosa ausgeartet war, trat unter den kräftigen Geistern, welche einen neuen Schwung in unsere Literatur brachten (Göthe, Bürger, Herder, Stolberg, Heinse, Klinger) auch unser Müller auf, welcher mit den meisten der Genannten in vertrautem Verhältniß lebte. Als er, noch in den 70ger Jahren, einige seiner Gedichte bekannt machte, schienen seine Poesien noch zu früh gekommen zu seyn; sie wurden nur unter großem Widerstreit und mit getheiltem Beifall aufgenommen. Erst späterhin und nachdem Müller mit seinen, nunmehr gesammelten Poesien (Mahler Müllers Werke, 3 Bde., Heidelberg 1811.) aufs neue hervorgetreten ist, hat man sein Verdienst gebührend gewürdigt. Schon unter seinen Idyllen findet man einige vortreffliche Stücke, wie z. B. die echt deutschen, „Ulrich von Koßheim,“ „die Schafschur,“ und „das Nußkernen.“ Allein seine Meisterwerke bleiben doch die Niobe,“ sodann „Faust,“ und seine „Genovefa;“ Dichtungen, welche neben Göthe's und Tiecks Bearbeitungen in eignem Werthe bestehn und seine schöpferische Kraft beurkunden. In ihnen findet man eine hinreißende Kraft, Begeisterung der Leidenschaft und große Charakterzeichnung, freilich mitunter etwas wild und fragmentarisch. (Vgl. Schlegels deutsches Museum, Septemberheft, 1813. S. 247.). Müller lebt noch gegenwärtig in Rom, und beschäftigt sich besonders damit, die dorthin kommenden Fremden als Führer mit den Werken der Kunst vertrauter zu machen.

Müller (Adam), vorzüglich durch seine Vorlesungen und Schriften über Gegenstände der Staatskunst bekannt, ist geboren den 30. Junius 1779 zu Berlin, erzogen, wissenschaftlich vorgebildet und für das Studium der Theologie bestimmt von seinem mütterlichen Großvater, dem als Orientalisten und Uebersetzer des Hiob und Josias bekannten Prediger Cube zu Berlin; dann des Philologen Wetzel (durch sein

antiquarisches Lexikon und mehrere Ausgaben des Cicero bekannt), hierauf Gedike's, Spaldings und Heindorfs Schüler. Durch die Leidenschaft für das Studium der damals herrschenden Philosophie von den positiven Wissenschaften abgeleitet, führte ihn in seinem 18. Jahre die Freundschaft von Friedrich Gentz zu dem besseren Interesse an den großen politischen Begebenheiten der Zeit zurück. So betrat er in seinem 19. Jahre seine dreijährige akademische Laufbahn in Göttingen. In dem Studium der Rechte gab ein gelegentlicher Zweifel Hugo's an der Haltbarkeit der Idee des absoluten Eigenthums seinem ganzen Studium eine neue Richtung. Er fühlte die Nothwendigkeit, das deutsche und das Lehnsrecht, und das brittische Privatrecht neben dem römischen nicht zu versäumen. Burke's Werke griffen um diese Zeit mächtig und nachhaltig in sein Leben: so entstanden die Vorlesungen gegen die französische Revolution und für die Sache der alten Ordnung von Europa, die er im Jahre 1800 zu Göttingen einigen seiner Freunde hielt. Aehnliche Forschungen führten in die Philosophie des Rechts, so zur Idee des Gegensatzes, als der Grunderscheinung der Welt, daher nach seiner Rückkehr nach Berlin zum Verkehr mit Naturforschern und zu einem zweijährigen Studium der Naturwissenschaften, das dem bürgerlichen Fortkommen eben nicht günstig war. Zurückgeführt durch Gentz betrat er den Dienst als Referendarius der churmärkischen Kammer in Berlin. Aber der einmal begonnene wissenschaftliche Trieb konnte durch die damalige preußische Cameralverfassung nicht niedergehalten werden. Eine Reise nach dem Norden, nach Schweden und Dänemark, und hierauf ein zweijähriger Aufenthalt auf dem Lande in Polen mußten ihm die contemplative Ruhe gewähren, um alle seine politischen, wissenschaftlichen und religiösen Ueberzeugungen in Uebereinstimmung zu bringen. Entschlossen, unter der allgemeinen Unterdrückung an die Ausarbeitung großer und umfassender Werke in der ländlichen Einsamkeit seines Aufenthaltes in Polen sein Leben zu setzen, begab er sich, um Gentz noch einmal wiederzusehn, nach Wien, trat am 31. April 1805 zur römisch-catholischen Kirche über, und kehrte am darauf folgenden Tage zu seinem ländlichen Aufenthalte zurück. Aber die größere Wendung, welche die Angelegenheiten von Europa in demselben Jahre nahmen, ließen ahnen, daß auch der practischen Wirksamkeit noch nicht alle Aussicht verschlossen sey. Adam Müller begab sich nach Dresden, wo er großentheils im Umgange von Gentz drei Jahre verlebte und Anfangs des Jahres 1806 seine Vorlesungen über die deutsche Literatur, 1807 seine Vorlesungen über die dramatische Poesie, 1808 dergleichen über die Idee der Schönheit, und 1809 über das Ganze der Staatswissenschaften hielt. Sie sind sämmtlich gedruckt; die letzteren unter dem Titel: Elemente der Staatskunst. Sein Antheil an dem Kriege von 1809 trieb ihn von Dresden nach Berlin. Von den damaligen preußischen Ministern wie späterhin von Hardenberg mit Auszeichnung behandelt, konnte unter den gegebenen politischen Verhältnissen dennoch seine Anstellung nicht erfolgen: außer seinen Vorlesungen über Friedrich den Zweiten, hat er während dieses zweijährigen Aufenthaltes durchaus in keiner öffentlichen Beziehung gestanden. Im Mai 1811 ging er nach Oesterreich, lebte dort durch zwei Jahre, mit dem Wohlwollen und der Freundschaft des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich-Este beehrt, in dessen Hause für die Wissenschaften und einen Cirkel auserlesener Freunde. Nur im Frühlinge des Jahres 1812 hielt er vor einer Versammlung von mehrern hundert Personen seine

Vorlesungen über die Beredsamkeit. Das glückliche Jahr 1813 berief ihn zur öffentlichen Wirksamkeit. Er wohnte als thätiger Zeuge in der Eigenschaft eines k. k. Landescommissärs und tyrolischen Schützenmajors der letzten Befreiung von Tyrol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erster Referent in allen Organisationsangelegenheiten dieses Landes verwendet, bis er, im April 1815 vom Fürsten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaisers nach Heidelberg und Paris folgte. Dort ernannte ihn der Kaiser zu seinem Generalconsul in Sachsen, welche Stelle er noch gegenwärtig bekleidet. Er wohnt zu Leipzig und redigirte auch hier seine 1816 begonnenen und 1818 geschlossenen Staatsanzeigen.

Müller (Adam, mit dem ganzen Namen Johann Adam), ein 1770 zu Meckesheim im Großherzogthum Baden geborner Landmann, der als Prophet Aufsehn gemacht hat. Er wurde christlich erzogen. Nach seiner eignen Angabe war er neunzehn Jahr alt, als sein Vater plötzlich sterben wollte, auf sein inbrünstiges Gebet zu Gott, denselben nur noch vier Jahre leben zu lassen, aber wieder zum Leben erwachte. Wirklich starb derselbe gerade vier Jahre später. Nach seines Vaters Tode diente er als Knecht und heirathete. Er führte ein ordentliches und gottesfürchtiges Leben. In der Neujahrsnacht 1805 hatte er zuerst eine Erscheinung, welche ihm den bevorstehenden Krieg offenbarte; dieselbe Erscheinung hatte er 1806. Im Jahr 1807 aber erschien ihm ein Greis in Lichtgestalt, der ihm befahl, zum Kaiser von Rußland und Könige von Preußen zu gehn, und ihnen zu sagen, daß sie thun sollten, wie im Propheten Jesaias, Cap. 58 — 64, stünde. Derselbe fügte noch mehrere Vorhersagungen hinzu, zeigte ihm den Weg an u. s. w. Auf die wiederholte Erscheinung dieses Gesichts machte Müller sich, wie er ging und stand, in Gottes Namen auf den Weg, und kam glücklich nach Königsberg, nachdem unterwegs genau alles so eingetroffen, wie die Erscheinung ihm vorhergesagt hatte. Er ward vor den König und die Königin gelassen und vollzog seinen Auftrag; dann ging er nach Memel, wo er beinahe ein Jahr blieb, während welcher Zeit er in vielen vornehmen Häusern Auslegungen aus der Bibel machte, und noch mehrere Erscheinungen hatte, welche ihm die Zukunft deutlicher zu erleuchten schienen. Viele seiner damaligen Prophezeihungen sind aufgesetzt worden und scheinen allerdings eingetroffen zu seyn, andre sind es augenscheinlich nicht. Müller kehrte darauf in seine Heimath zurück, wo er auf seinem Hofe blieb. Seine prophetische Gabe hatte ihm einen solchen Ruf erworben, daß er in der verhängnißvollen Zeit seit 1812 täglich von Vornehmen und Niedern besucht und befragt wurde. Als der König von Preußen nach Heidelberg kam, begab sich Müller zu ihm, um ihm Glück zu wünschen und ihn an seine Vorhersagungen zu erinnern. Wir übergehen seine spätern Erscheinungen und die darauf gegründeten Prophezeihungen und fügen nur hinzu, daß die Vereinigung der Religionen, die Theilung Frankreichs in vier Theile, die Erbauung einer Bundesstadt u. dgl. seine stets wiederkehrenden Gedanken sind, und daß er im November 1816 abermals nach Berlin ging, und dem König von Preußen mehreres prophezeihet haben soll. Die Meinungen über diesen räthselhaften Mann sind sehr getheilt; einige Vorhersagungsgabe möchte ihm nicht ganz abzusprechen seyn. Man kann ihn genauer kennen lernen aus der Schrift: Geschichte, Erscheinungen und Prophezeihungen des J. A. Müller, aus seinem eigenen Munde aufgesetzt, womit die Schrift von Hoffdauer: J. A. Müller der Prophet und sein Vater ꝛc. Halle 1817 zu verbinden ist.

Müllner (Amandus Gottfried Adolph), einer der vorzüglichsten jetzt lebenden dramatischen Dichter, geboren zu Langendorf bei Weißenfels den 18. Oct. 1774, der einzige Sohn des Amtsprocurators Heinrich Adolph Müllner. Seine Mutter war die Schwester des berühmten Bürger. Er erhielt seinen ersten Unterricht auf der Stadtschule zu Weißenfels, und las in seinem eilften Jahre Wielands Oberon, über welchen er gerathen war, mit dem größten Eifer und Versäumung seiner Schulstunden durch. Im J. 1789 bezog er die Fürstenschule Pforta, wo sein Lieblingsstudium die Mathematik war. Sein Lehrer in dieser Wissenschaft, der noch lebende Schmidt, hielt auch Vorträge für freiwillige Zuhörer über deutsche Dichtkunst, worin er besonders Prosodie und Reimlehre entwickelte. Diese zogen Müllnern vorzüglich an, und reizten ihn zum Lesen deutscher Dichter, so wie zu eignen Versuchen in deutscher Verskunst, welches seine übrigen Lehrer sehr mißbilligten. Daß ihn zu gleicher Zeit die trockne Mathematik und die Dichtkunst anzog, bewies er dadurch, daß er (etwa im 16. Jahre) die Entstehung der elliptischen Curve (der Planetenbahn) aus der Kreislinie in gereimten Versen besang. Während seiner Schuljahre war er mehreremale im Hause seiner Aeltern zugleich mit Bürger anwesend. Einen tiefen Eindruck machte es auf ihn, als dieser bei einer freundschaftlichen Veranlassung seine Ballade Lenore mit dem ihm eignen Feuer recitirte. Bürger, der dies bemerkte, wurde dadurch seinem jungen Neffen geistig näher gebracht, und schrieb ihm über mehrere poetische Versuche, die ihm Müllner nach Göttingen sendete, unter andern über eine Uebersetzung der Horazischen Ode an den Blandusischen Quell, nebst Anmerkungen. Hierdurch veranlaßt, äußerte ihm Bürger schriftlich: „Ich gestehe dir gern, daß ich in deinen Jahren so weit noch nicht war; aber ich glaube, wer in voller Jugendkraft so viel Mühe und Fleiß auf die Uebersetzung eines fremden Gedichtes wenden kann; der hat selten viel eigne Erfindung.“ Diese Aeußerung wirkte entmuthigend auf den Schüler, und er gab von dieser Zeit an alle Versuche in der Dichtkunst, bis auf unbedeutende Gelegenheitsverse, auf; nicht so die Lectüre von Schillers Dichterwerken, die ihn am meisten befriedigten. 1793—97 studirte er in Leipzig die Rechte und lernte im Schauspielhause Shakspeare's Werke in Schröders Bearbeitungen kennen. Von 1797 arbeitete er als überzähliger Actuarius im Amte Delitzsch bei Leipzig, zog aber 1798 nach Weißenfels und begann dort als Advocat zu practiciren. Jetzt wurde ihm die dramatische Kunst ganz aus den Augen gerückt. Er verheirathete sich 1802. Im J. 1803 schrieb er Erinnerungen über den eben im Druck erschienenen Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für Churſachsen, unter dem Titel: Modestinus 60 Gedanken über den Entwurf ꝛc. (1804 bei Hennig in Greitz gedruckt). Auch war er seitdem Mitarbeiter mehrerer literarischen Institute im juristischen Fache. Im J. 1805 erwarb er sich durch Vertheidigung einer Dissertation, ad LL. 10 et 24. de procurat. in Wittenberg die Doctorwürde. Das für Norddeutschland verhängnißvolle Jahr 1806 brachte ihn auf das Studium der französischen Sprache, die ihm bis dahin völlig fremd geblieben war, und aus deren Classikern er von nun an häufig übersetzte. Sobald er sie ohne Wörterbuch verstand, zogen sie ihn wenig mehr an. Er nahm schon 1808 wieder an der Rechtswissenschaft lebhaften Antheil, und schrieb im Gefühle der geistlosen Handwerksmäßigkeit, womit er die Urtheilsfabrication betrieben sah, die allgemeine Elementarlehre der

richterlichen Entscheidungskunde (Leipzig 1812). — Das Hoftheater von Weimar, welches zur Sommerzeit zu Lauchstädt spielte, weckte in ihm die Neigung zur Ausübung der Bühnenkunst, und ein Privattheater, welches er im J. 1810 in Weißenfels errichtete, wurde die Veranlassung, daß er sich als Lustspieldichter versuchte. Er schrieb das kleine Stück: der angolische Kater, dann (nach Voltaire) die Zurückkunft aus Surinam, später (1811) die Vertrauten, welche zuerst auf dem Burgtheater in Wien großen Beifall erhielten; (1812) die Zweiflerin, oder die gefährliche Prüfung (s. Spiele für die Bühne, Leipz. 1815 und Almanach für Privatbühnen, Leipz. 1817). Um diese Zeit machte das genannte Privattheater auf Müllners Veranstaltung einen Versuch im Tragischen durch die Aufführung des vierundzwanzigsten Februars von Werner. Die Beschäftigung mit diesem Gedichte, welches eine vorherrschende Richtung auf das Schicksalsprincip enthält, führte ihn zum Nachdenken über die antike und moderne Tragödie. Aus derselben ging im Mai 1812 seine erste Tragödie, der neun und zwanzigste Februar, hervor. Diese verschaffte ihm Ifflands persönliche Bekanntschaft, der wiederholt in ihn drang, eine Tragödie zu dichten, die den Theaterabend füllen möchte. Eben damals beschäftigte Müllnern eine in Eduard Henke's Schrift über die Staatsrechtstheorie aufgeworfene Frage, ob es nicht Verbrecher gebe, deren übersinnliche Existenz nur auf Kosten der sinnlichen zu retten, und auf welche die Bemerkung des Seneca anwendbar sey: ingeniis talibus vitae exitus remedium est, optimumque est abire ei, qui ad se nunquam rediturus est. Dieser Zufall gab ihm den Hauptgedanken seiner zweiten Tragödie, die Schuld, die in dem Monat October 1812 angefangen und vollendet wurde. Sie erschien zuerst ebenfalls auf dem Burgtheater in Wien (im April 1813) und hat auf den ersten deutschen Theatern den ausgezeichnetsten Beifall erhalten. Auch erschien sie in Leipzig 1816 im Druck, und erhielt trotz zweier Nachdrücke im ersten Halbjahre die zweite Auflage. Eine dritte ist bald auf die zweite gefolgt. Bald nach der Schuld schrieb Müllner das Lustspiel, die großen Kinder, und ein Duodrama, der Blitz, desgleichen ein kleines Lustspiel: die Onkeley. Der Umstand, daß Müllner den Weltbegebenheiten von Lützen und Leipzig im J. 1813 so nahe wohnte, und während des großen Kampfes zwischen Heldenthum und Königthum die innere Welt des Dichterthums anschaute, scheint seiner dritten Tragödie von der heroischen Gattung König Yngurd das Daseyn gegeben zu haben. Sie ist im Druck erschienen, Leipzig bei Göschen 1817. Die Eigenthümlichkeit dieses Dichters besteht nach dem, was sich aus seinen Werken abnehmen läßt, in einer vorzüglichen Macht des Gedankens, und einer Tiefe der Reflexion, welche ihn meistens zu großen, zum Theil wahrhaft originellen Ansichten der Welt und des Lebens führt. In seinen Tragödien herrscht ein strenger, oft düstrer Ernst, allein sie zeichnen sich aus durch eine sinnreiche Erfindung der Fabel und geschickte Behandlung derselben zu Versinnlichung des Hauptgedankens, durch feste Charakterzeichnung, und durch eine würdige, gediegene, echtpoetische Diction, welche sich nur zuweilen zu sehr ans Epigrammatische wendet, dafür aber oft durch glänzende Bilder und ergreifende Wendungen überrascht. In seinen Lustspielen ist das Sinnvolle der Erfindung und Composition verbunden mit einem scharfen, oft satirischen Witze, und einer fein gearbeiteten Ausführung des Einzelnen. Sie sind meistens in Versen geschrieben, welche der Dichter geschickt zu behandeln

weiß. Vielen derselben liegen französische Originale zum Grunde, aus denen jedoch meistens nur die Hauptidee behandelt worden. Außerdem darf Müllner auch als ein scharfer aber auch scharfsinniger Kunstrichter, besonders im dramatischen Fache genannt werden. Die Zeit. für die eleg. Welt, die hallische Lit. Zeitung, das Morgenblatt u. a. Zeitschriften enthalten viel geistreiche Aufsätze dieser Art, besonders die erstgenannte, welche auch mehrere sehr gelungene satirisch-humoristische Darstellungen von ihm mitgetheilt hat. Von einem neuen Trauerspiele: Die Albaneserin, hat er einige Bruchstücke ebenfalls in obgenannten Zeitschriften drucken lassen, und man sieht der Erscheinung des Ganzen mit Verlangen entgegen.*)

Multipliciren, heißt in der Rechenkunst eine Zahl so vielmal nehmen, als eine andere anzeigt. Z. B. 3 mal 4 ist 12. Hier wird die Vier so vielmal genommen, als Einheiten in der drei enthalten sind. Das Zeichen der Multiplication ist (.) oder (X) und wird gelesen multipliciret. Die Zahl, die multipliciret, heißt insbesondere der Multiplicator, die multipliciret wird, der Multiplicandus, beide zusammen die Factoren, und das, was herauskommt, das Product.

Mumien, einbalsamirte Körper der alten Aegypter, welche durch das Einbalsamiren vor der Verwesung geschützt worden sind. Ihre Farbe ist braun, der Körper so trocken und hart, wie Holz, und von einem schwach gewürzhaften Geruch. Der ganze Körper ist in schmale Binden aus Baumwolle von verschiedenen Farben über und über eingewickelt, wozu an manchen Mumien über tausend Ellen Bänder gehören sollen. Gewöhnlich ist das Gesicht freigelassen, welches bisweilen so gut erhalten ist, daß die Augen ihre völlige Gestalt behalten haben. Die Binden sind so fest umgewickelt, durch die Länge der Zeit von den Balsamen so durchdrungen, und eben so braun, wie die Mumien gefärbt, daß sie mit dem Körper in eine Masse verwandelt zu seyn scheinen. Man findet die Mumien in dem mittlern Theile von Aegypten, theils in den Pyramiden, theils in deren Nähe in unterirdischen Begräbnißgewölben. Die Art des Einbalsamirens war ungefähr folgende: Eigens dazu bestimmte und unterrichtete Menschen entledigten den todten Körper seiner Eingeweide, zogen das Gehirn durch die Nasenlöcher mit einem eisernen Haken, und gossen balsamische Flüssigkeiten in die Hirnhöhlen. Die gereinigten Eingeweide wurden, nachdem man sie mit Palmwein gewaschen hatte, wieder in den Leib gesteckt, hierauf der ganze Körper siebenzig Tage lang in Salpeter gelegt. Dann geschah das eigentliche Einbalsamiren; der Unterleib wurde mit Balsamen versehn, der ganze Körper mit Binden umwunden, welche mit Zedernharz, wohlriechenden und balsamischen Oelen getränkt waren. Die Kosten betrugen gegen 4000 Thaler, daher auch auf diese Art nur die Leichen der Vornehmern und Reichen einbalsamirt wurden. Der Körper wurde nun in einen ausgeschnitzten, mit mancherlei Mahlerei verzierten Sarg gethan, dessen Deckel gemeiniglich mit einer Mumiengestalt bemahlt war. Die Mumie wurde im Sarge noch mit einer Decke umgeben, die oft selbst sehr kostbar war. Sie bestand aus vielfach zusammengepapptem Byssus, oder einer Art Kattune, war sehr künstlich gearbeitet, und ebenfalls mit Mahlerei versehen, oft sogar mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Die Leichen wurden jedoch auch auf wohlfeilere Art zu Mumien

*) Vergl. noch den Artikel Müllner im Anhang zum 10. Bande dieses Werks.

gemacht, indem die Eingeweide nicht aus dem Körper genommen wurden, sondern derselbe bloß mit Zedernharz ausgespritzt, dann einige Zeit in Salpeter oder Natrum gelegt, und hiernach mit Binden umwickelt wurde, die man mit einer Art Gummi überstrich. Noch einfacher war eine dritte Art, da man blos die Körper siebenzig Tage hindurch in Salpeter, und hierauf in den Sarg legte. — Noch zu unsrer Zeit werden zuweilen die Leichen fürstlicher Personen durch Einbalsamiren der Verwesung entrissen. (S. Balsamiren.) Auch ist in einem Kapuzinerkloster bei Palermo in Sicilien ein Begräbnißort, in welchem Mumien noch zu unsrer Zeit aufbewahrt werden, merkwürdig. Es ist nämlich in demselben ein unterirdisches großes Gewölbe, das in viele breite und hohe Gänge eingetheilt ist. An den Wänden sind nach der Reihe hohe, schmale Nischen angebracht, in welchen mehrere hundert menschliche Körper aufrecht stehen, die hinten an der Wand befestigt und mit ihrem gewöhnlichen Anzuge bekleidet sind. Die Mönche dieses Klosters wissen durch besondere Mittel, die sie ihres Vortheils wegen geheim halten, die Leichen vor der Verwesung zu verwahren, und es werden deren noch immer daselbst aufgestellt. — Außer den künstlich bereiteten Mumien giebt es auch an verschiednen Orten natürliche, welche es durch Austrocknung der Luft geworden sind. So findet man z. B. in einem Gewölbe der Domkirche zu Bremen, welches der Bleikeller genannt wird, weil man vordem das Blei zu den Dachrinnen und Orgelpfeifen darin schmelzte, die nach der Zeit darin beigesetzten Leichen noch unverwes't. In dem St. Bernhardskloster auf dem Bernhardsberge werden die Leichname der Reisenden, welche in dem hohen Schnee umgekommen sind, in einer Capelle, welche mit Gittern versehene offene Fenster hat, versammelt, wo sie in sitzender Stellung, einer an des andern Brust lehnend, aufbewahrt werden. Die scharfe kalte Luft verhindert die Verwesung der Körper, und läßt sie nur langsam eintrocknen. — Außer den menschlichen Körpern machten die alten Aegypter den Körper eines gewissen von ihnen verehrten Vogels, des Ibis, zur Mumie, und verwahrten ihn in Gefäßen, deren man viele in kleinen Gewölben findet, welche bei jenen Begräbnissen angebracht sind. — Die Mumien wurden sonst, ihres Balsams wegen, als Arzneimittel gebraucht, wovon man aber längst abgekommen ist. In Dresden hat man zwei ganze Mumien, die noch vollkommen gut erhalten sind, und zu den kostbarsten gehören. Ihre treuen Abbildungen nebst einer ausführlichen Schilderung der verschiedenen Einbalsamirungsarten, siehe in Beckers Augusteum, 1r Bd. Auch in der Leipziger Rathsbibliothek bewahrt man eine auf.

Mumme, auch Braunschweiger Mumme, ist ein starkes Hopfenbier, von dicker Consistenz und süßem Geschmack, das in Braunschweig zur Zeit des hanseatischen Bundes von einem Brauer gleiches Namens erfunden, und schon damals weit verfahren wurde.

Mummius (Lucius), mit dem Beinamen Achaicus, ein römischer Feldherr, berühmt durch die Zerstörung Corinths, das an der Spitze des achäischen Bundes stand (im J. 146 v. Chr.).

München, die Haupt- und Residenzstadt des Königreichs Bayern, breitet sich beinahe in der Mitte des Isarkreises, auf dem linken Ufer der Isar, in einer Edne aus, welche nur auf der östlichen Seite von niedrigen Hügeln umgränzt ist, und nimmt einen verhältnißmäßig kleinen Raum ein, der aber, die Vorstädte abgerechnet, von 60,000 Menschen bewohnt ist. Die innre Stadt umgeben

sechs Vorstädte: die Au, die St. Anna-Vorstadt (Lehel), das Schönfeld, die Max-Vorstadt, die Ludwigs-Vorstadt und die Isar-Vorstadt. Seiner südlichen Lage (= 48° 8′ 20″ nördlicher Breite) verdankt München kein so angenehmes und freundliches Klima, als andere, mit ihm unter gleicher Breite liegende Städte des südlichen Europa's. Das Klima ist wegen der hohen Lage der Stadt über der Meeresfläche, und der Nähe der tyroler Gebirge, mehr rauh als mild, und wegen der Veränderlichkeit der Luft der Gesundheit nicht besonders zuträglich. Im 11., und im Anfange des 12. Jahrhunderts war München schon von einigem Umfange und unter den Namen Munichen bekannt. Zu seiner Erweiterung, Verschönerung und seinem Wohlstande trugen Heinrich der Löwe, Herzog Otto der Erlauchte, Herzog Ludwig der Strenge, die Herzoge Ludwig und Rudolph, des Vorigen Söhne, Herzog Wilhelm V., Herzog Maximilian I., Albrecht IV., und der jetzt regierende König Maximilian I. viel bei. Die Stadt ist unausgesetzt in ihrer Vergrößerung und Verschönerung begriffen. Ueberall zeigt sich an den Gebäuden ein guter Geschmack, und der Ausdruck bescheidner Bequemlichkeit. Die vorzüglichsten öffentlichen Plätze in München sind: der Marktplatz, auch schlechthin Platz genannt, der Max Josephplatz, der Promenadeplatz, der Maximiliansplatz, der Carolinenplatz, der Königsplatz und der Ludwigsplatz. Zu den ausgezeichnetsten Kirchen gehören: die Theatiner- oder catholische Hofkirche, die Kirche zu U. L. Frau, die Peterskirche, die königl. Hofkirche zum h. Michael, einer der schönsten Tempel in Deutschland, die königl. Hofcapelle und die evangelische Hofkirche in der Residenz, und der Bürgersaal. Unter den Palästen zeichnen sich aus: das königliche Residenzgebäude, ein herrlicher, weit umfassender Palast, voll Ernst, Würde und Hoheit, im dorischen Style, im Innern auf das prächtigste und geschmackvollste geschmückt; der Herzog-Maxpalast, der Herzoggarten, der Fuggersche, oder Herzog-Wilhelmspalast und mehrere Hotels des dasigen hohen Adels. München ist der Sitz der fünf Ministerien, und der bei denselben angeordneten Sectionen, so wie aller obern Behörden und Einrichtungen. In der Reihe der Anstalten für Beförderung der Wissenschaft steht die königliche Akademie zu München oben an, welche schon im J. 1759 vom Churfürsten Maximilian Joseph III. gegründet, und vom Könige Maximilian I. im Jahr 1807 mit einer neuen Verfassung und reichen Dotation begabt wurde. Unter der Aufsicht der königlichen Academie stehen: die Hofbibliothek, das Museum der Naturgeschichte, und die physikalischen, mathematischen und polytechnischen Sammlungen, der botanische Garten, das Münzcabinet, das Antiquarium u. A. Die königliche Studienanstalt, als Lehranstalt für höhere Bildung, besteht aus einem Lyceum, Gymnasium und Realinstitute; ferner blühen hier als besondere Lehr- und Erziehungsanstalten die königliche Pagerie, das Cadettencorps, das Studenten-Seminar und die Maximilians-Anstalt weiblicher Erziehung für höhere Stände; als Lehranstalten verdienen noch genannt zu werden: die landärztliche Schule, die Central-Veterinärschule, die männlichen und weiblichen Feiertagsschulen. Anstalten zur Bildung in Künsten besitzt München nicht minder in bedeutender Anzahl. Obenan steht die Akademie der bildenden Künste, mit der Kunstcomité; hierzu gehören: der Antikensaal (bald wird hierzu auch die vom Kronprinzen von Bayern errichtete Glyptothek kommen),

die Modell-, Zeichnung- und Mahlzimmer, und das Kupferstichcabinet. Eine der sehenswürdigsten hiesigen Kunstanstalten ist die königliche Bildergallerie, deren kostbare Sammlungen in sieben, theils größern, theils kleinern Sälen auf eine planmäßige Art vertheilt sind. Sehr interessant sind auch die Sammlungen von Handzeichnungen, Miniatur-, Email- und Mosaikgemählden und elfenbeinernen Schnitzwerken. Unter den übrigen zahlreichen Kunstanstalten daselbst zeichnen sich besonders aus: das mechanische Institut von Reichenbach und von Utzschneider, wo vortreffliche astronomische und mathematische Instrumente verfertigt werden; ferner die lithographischen Anstalten, die, von Senefelder gegründet, immer weiter sich ausdehnen und an bewunderungswürdiger Vollkommenheit und Gemeinnützigkeit gewinnen. Was die Veredlung und Verschönerung des Lebensgenusses und der Geselligkeit betrifft, so steht München im Besitz solcher Anstalten gewiß keiner Stadt in Deutschland nach. München besitzt zwei stehende Theater (das königl. Nationaltheater und das Theater am Isarthor); an dem Museum und der Harmonie zwei Gesellschaften, welche bei zweckmäßiger Befriedigung des Geistes auch den Genuß geselliger Freuden und Unterhaltungen verschaffen; zu verschiednen Zeiten werden musikalische Akademien und Concerte gegeben, und die Münchner Capelle ist eine der vorzüglichsten, wenn nicht die erste in Deutschland; der englische Garten ist das für München, was der Prater für Wien, der Thiergarten für Berlin ist. Unter den Wintervergnügungen verdienen die Carnevals-Belustigungen den ersten Platz, und wer München in seiner vollen Lust beobachten will, der muß zu dieser Zeit in dessen Mitte seyn. Um die Stadt herum liegen viele Gärten, wo Erfrischungen und Belustigungen aller Art zu genießen sind. Die besuchtesten Vergnügungsörter in der Nähe sind: Großhesellohe, Obervöhring, Bogenhausen, Hartaching, Grünwald und Thalkirchen. In größerer Entfernung liegen: Nymphenburg, Schleisheim und Fürstenried, drei königliche Lustschlösser, in deren ersterm der königliche Hof gewöhnlich seine Sommerresidenz nimmt. Nicht weniger als die bisher genannten Anstalten für wissenschaftliche und artistische Bildung und für Genuß geselliger Vergnügungen verdienen auch eine ausgezeichnete Erwähnung die in München befindlichen Unterstützungs- und Wohlthätigkeitsanstalten. Die wichtigste und zugleich umfassendste Anstalt dieser Art ist das allgemeine Krankenhaus — einzige Anstalt für die Aufnahme, Verpflegung und Heilung solcher Kranken aus dem Civilstande der Einwohner Münchens und dessen Umgebungen, welche nicht an unheilbaren und sehr langwierigen körperlichen Krankheiten leiden. Es enthält einen Raum für die Aufnahme von 7- bis 800 Kranken, 54 Commun-Krankensäle, und überdies 60 abgesonderte Zimmer für Gäste, die ihre Verpflegung und Heilung bezahlen. Andre Anstalten dieser Art sind: das Militär-Lazareth, das heilige Geist-Spital, das Joseph-Spital, das bürgerliche und Polizei-Lazareth, das Waisenhaus, das Irrenhaus, das Findelhaus, die Entbindungs-Anstalt. Das königliche Strafarbeits- (Zucht-) Haus ist bestimmt zur Strafe und Besserung grober Verbrecher, welche zur Arbeit angehalten werden. Eine der vorzüglichsten und kunstvollsten Anstalten sind die Wasserleitungen und Brunnenwerke. Das Wasser wird von

rale große Geist, mit dem er über das Ganze wachte, und vorzüglich die Anstellung der Lehrer leitete. Münchhausens Scharfblicke und seiner Wahl ist es zuzuschreiben, daß Göttingen unter seiner Curatel eine so große Anzahl von Männern aufzuweisen hat, von denen jeder in seinem Fache groß und originell war. Hier fand nicht die Ursache Statt, welche so oft den Ruhm der Universitäten allmählig verdunkelt, daß irgend ein Lehrer der Universität selbst den Curator in der Besetzung der Stellen leitet, um sie mittelmäßigen Creaturen und dienstbaren Geistern ertheilen zu lassen. Münchhausen besaß selbst einen großen, aufgeklärten und universellen Geist. In der Verwaltung des Landes zeichnete er sich durch Milde und die Sorgfalt für alles aus, was nur auf eine entfernte Weise zum Flor des Landes beitragen konnte.

Mund ist diejenige natürliche Vertiefung des menschlichen Kopfes, welche zum Athmen, zum Essen und zum Sprechen dient, und oben von der Gaumenhaut, unten von der Schleimhaut begränzt ist, welche letztere sie gänzlich bekleidet und sich in die Luftröhre und den Schlund fortsetzt. Vorn zeigt er eine Oeffnung in die Quere, die sich durch die Trennung der Lippen vergrößert, und durch ihre Zusammenfügung völlig schließt; hinten geht er in den Schlund. Man unterscheidet einen vordern und hintern Theil des Mundes. Ersterer reicht von den Lippen bis zur Basis der Zunge, enthält dieses Organ, und ist von den Zähnen und Lippen umgeben; er wird beständig von dem aus den Drüsen (deren äußere Canäle sich in seinem Innern öffnen), fließenden Speichel angefeuchtet. Letzterer reicht bis in den Schlund und enthält die Gaumendecke, die Gaumenpfeiler, in welchen die Mandeln sich befinden, das Zäpfchen und die Mündungen der Eustachischen Röhre. Durch letztere hängt der Mund mit dem Ohre zusammen; eine andre Verbindung findet mit der Nase Statt durch die innern Nasenlöcher. Zu den Krankheiten des Mundes gehören die zu große Kürze des Zungenbandes, die verschiednen Zahnkrankheiten, das wilde Zahnfleisch, die sogenannte Fröschleingeschwulst, die Verletzungen der Speichelcanäle und die pathologischen Affectionen des Zapfens und der Mandeln, die Zerstörung der Gaumenbedeckung, und die Durchbohrung seines Knochengewölbes selbst in syphilitischen Krankheiten.

Mündigkeit, s. Majorennität und Minorennität.

Municipal, Municipalitäten. Das Wort Municipal wird im gewöhnlichen Sinne mit städtisch gleichbedeutend gebraucht, so Municipalverfassung statt städtische Verfassung, Municipalbehörde statt städtische Behörde. Eben so versteht man unter dem Ausdrucke Municipalität oft nichts weiter, als eine Stadtgemeinde. In unsern Tagen hat jedoch dies zuerst in Frankreich viel gebrauchte Wort dort eine verschiedne Bedeutung erhalten, indem man mit diesem Namen die Verwaltungsobrigkeit einer oder mehrerer Gemeinden zusammengenommen bezeichnete, ohne weiter darauf Rücksicht zu nehmen, ob diese Oerter Städte waren oder nicht. So besteht daher in Frankreich die Municipalität an jedem Orte aus dem Maire, dessen Adjuncten und, wo es die Bevölkerung erfodert, aus einem oder mehreren Polizeicommissärs, neben welchen Behörden, die zusammengenommen den Titel der Municipalität führen, sich noch ein Municipalrath findet, der seinem ursprünglichen Zwecke gemäß die Controlen über die von dem

Maire geführten Rechnungen über die Ausgaben und Einnahmen des Orts führen und zugleich über die Bedürfnisse der Gemeinde Vorschläge thun sollten, der aber gegenwärtig größtentheils zu einer leeren Form geworden ist. Cz.

Municipien, municipia, hießen diejenigen Städte im römischen Reiche, welche unter selbstgewählten Obrigkeiten (Duumviri, collegium decurionum) entweder nach römischen, oder nach eignen Gesetzen regiert wurden, und im ersten Falle das römische Bürgerrecht im weitesten Umfange hatten (municipia cum suffragio), im letztern nur zu militärischen Ehrenstellen gelangen konnten.

Munition oder Ammunition, alles, was zum Gebrauche des großen und kleinen Geschützes vom Militär nothwendig gebraucht wird, als Pulver, Kugeln, Kraut und Loth, und was auf den Munitionswagen fortgeschafft wird.

Münnich (Burkhard Christoph Graf von), russischer Staatsminister und Generalfeldmarschall, ward zu Neuhuntorf im Herzogthum Oldenburg am 9ten Mai 1683 geboren, wo sein Vater als ostfriesischer Geheimerath lebte. Nach einem sorgfältigen Unterrichte machte er eine Reise nach Frankreich, und trat 1701 als Hauptmann unter die darmstädtischen Truppen. 1705 begab er sich in casselsche Dienste, avancirte in denselben, nach seiner Befreiung aus der französischen Kriegsgefangenschaft, in welche er 1712 in dem Treffen bei Denain gerathen war, bis zum Obersten, und baute den Canal und die Schleuse zu Carlshaven; 1716 trat er als Oberster in sächsische Dienste, und wurde 1717 zum königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Generalmajor ernannt. Von hier durch die Intriguen und den Neid des Generalfeldmarschalls Grafen von Flemming vertrieben, ging er in schwedische, und nach Carls XII. Tode 1720 in russische Dienste. Im Februar 1721 begab er sich nach St. Petersburg, wo ihn sein Glück erwartete. Schon am 22sten Mai ernannte ihn Peter der Große zum Generallieutenant, Catharina I. ertheilte ihm den Alexanderorden, und Peter II. erhob ihn nicht nur 1727 zum General en Chef, sondern auch 1728 in den russischen Grafenstand; 1731 ward er Generalfeldzeugmeister, und im folgenden Jahre Generalfeldmarschall und Präsident des Reichskriegscollegiums. Als solcher gab er der russischen Landarmee eine neue Verfassung, und richtete das adeliche Cadettencorps ein. 1734 belagerte und eroberte er Danzig, ward bei seiner Rückkehr nach Warschau gesandt, um die in Polen ausgebrochnen Unruhen beizulegen, und machte 1735 den Feldzug gegen die Türken. In diesem Kriege verwüstete er 1736 die Crimm, eroberte Otschakow, ging am 30sten August 1739 bei Sinkowza über den Dnestr, durch den engen Weg bei Prekop, schlug am 28sten August die Türken bei Stewutschan, und bemächtigte sich am 30sten der Festung Chotschin. Die Frucht dieses Siegs war die Moldau. Münnich ging noch mit großen Planen um, welche aber durch den Frieden, den der deutsche Kaiser mit den Türken schloß, vernichtet wurden. Darauf wurde der Friede zwischen Rußland und der Türkei am 18ten September 1739 zu Belgrad geschlossen, dessen Urkunde jedoch niemals öffentlich bekannt gemacht worden ist. Münnich wurde bei seiner Rückkehr zum Oberstlieutenant der preobraschenskischen Garde erklärt, auch überreichte ihm die Kaiserin eigenhändig einen kostbaren Degen, ein

diamantnes Ordenskreuz und einen Stern, und vermehrte seinen Gehalt. Als diese Monarchin auf dem Todbette lag, brachte er es dahin, daß der Herzog Ernst Johann von Curland von ihr zum Regenten des russischen Reichs erklärt wurde, weil er hoffte, der Herzog solle blos den Namen führen, er selbst aber die Gewalt haben. Da er sich in dieser Hoffnung getäuscht fand, so stürzte er den Herzog wieder, und ließ ihn gefangen nehmen, worauf die Prinzessin Anna dem Scheine nach die Regentschaft führte. Da er nicht Generalissimus werden konnte, so ließ er sich zum Premierminister erklären, und betrieb als solcher das Vertheidigungsbündniß mit Preußen. Als aber die Regentin mit Wien und Dresden in Verbindung trat, fand er sich so beleidigt, daß er im Mai 1741 seinen Abschied foderte. Ehe derselbe erfolgte, schenkte ihm die Großfürstin die Herrschaft Wartenberg, und nach demselben verlieh sie ihm ein Gnadengeld von 15,000 Rubeln, so daß er jährlich 70,000 Rubel Einkünfte hatte. In demselben Jahre erhob ihn auch der Churfürst von Sachsen als Reichsvicarius in den deutschen Reichsgrafenstand, er erhielt aber die Urkunde erst 1762. Denn als er nach Erhaltung seines Abschieds nach Königsberg wollte, wurde er auf Elisabeths Befehl arretirt, zum Tode verurtheilt, aber mit Verlust seiner Güter begnadigt, und nach Pelim in Sibirien gebracht, wo er sehr dürftig mit einem täglichen Gehalt von drei Rubeln zubrachte, bis ihn 1762 Peter III. zurückberief. Als er am 24sten Mai 1762 in Petersburg eintraf, schickte ihm der Kaiser seinen Degen, setzte ihn wieder in den Besitz seiner vorigen Würden, und gab ihm am 31sten März Audienz, bei welcher er ihm den Andreasorden umhing. Catharina II. ernannte ihn 1762 zum Generaldirector vom baltischen, revalischen und narvischen Hafen und einigen Canälen und Wasserfällen. Er starb am 16ten October 1767 in der Residenz, im 84sten Lebensjahre. Man hat von ihm: Ebauche pour donner une idée de la forme du gouvernement de l'Empire de Russie. Copenhag. 1774. 8. A—s.

Muñoz (Juan Baptista), ein berühmter spanischer Gelehrter, geboren 1745 zu Museros bei Valencia, studirte zu Madrid und wurde schon in einem Alter von zwanzig Jahren Professor der Philosophie zu Valencia. Er war es, der die Aristotelisch-scholastische Philosophie stürzte, und eine gesunde Logik, eine gründliche Physik und eine sichere Methode, in die Wissenschaften einzubringen, an ihre Stelle setzte. Als er zweiundzwanzig Jahre alt war, schrieb er die Vorreden zu der Rhetorik des P. Luis de Granada, und zu der Logik von Vernei, in denen er eine umfassende Gelehrsamkeit entwickelte. In der Folge ernannte ihn die Regierung zum Cosmographen von Indien. Diesem Amte stand er mit Auszeichnung vor, bis der Minister Galvez ihm den Auftrag gab, die Geschichte von Amerika zu schreiben. Um die Materialien dafür zu sammeln, untersuchte er die Archive von Simancas, Sevilla, Cadix, Lissabon u. s. w., deren reiche Schätze noch völlig unbekannt, und seinen Vorgängern unzugänglich geblieben waren. Die Ausbeute dieser Nachforschungen waren 130 Bände von Documenten, Originalbriefe von Columbus, Pizarro, Ximenes u. s. w. Auf dieser Basis begann er sein herrliches Gebäude. Aber der Tod unterbrach 1799 seine Arbeit, von der nur der erste Band erschienen ist (Historia del nuovo mundo, Madr. 1793, deutsch von

Sprengel); von dem zweiten hat er zwei Bücher ganz, und das dritte faſt ganz beendigt hinterlaſſen.

Münſter (Monasterium), ehemaliges Hochſtift im weſtphäliſchen Kreiſe mit 230 Quadratmeilen und 350,000 Einwohnern, zerfiel ſonſt in die beiden nur durch einen ſchmalen Strich Landes zuſammenhängenden Hauptttheile: Oberſtift und Niederſtift, jenes mit den neun Aemtern Wolbeck, Saſſenberg, Stromberg, Werne, Dülmen, Horſtmar, Ahaus und Bocholt; dieſes mit den drei Aemtern Meppen, Cloppenburg und Vechte. Einige wenige Hügel ausgenommen, iſt das Land durchaus eben, und noch voller Heiden, worin im Niederſtift die bebauten Striche wie einzelne Oaſen im Sand- und Torfmeer ſich herausheben; aber auch hie und da, zumal an der Lippe, ſehr bebaut und fruchtbar. Es hat Ueberfluß an Getraide, Holz, Torf und Flachs, Pferden, Rindvieh, Schweinen, Schafen, Gänſen, kleinem Wildpret, und an den Producten der im Niederſtift ſehr beträchtlichen Bienenzucht, entbehrt aber faſt aller Mineralien. Eine große Merkwürdigkeit iſt, daß die Bauern noch immer nicht in Dörfern zuſammenwohnen, ſondern ihre Höfe einzeln, oder höchſtens in Bauerſchaften zuſammenliegen haben, von ihrer Feldmark umgeben, gerade wie Tacitus von den alten Germanen ſchreibt: colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Germ. I. 16. Das Land wird von der Ems der Länge nach durchfloſſen. An dieſem Fluſſe liegen: Warendorf mit 4000 Einwohnern, wo mehrere Fabriken und unter andern Leinwandbleichen ſind, die nur denen bei Bielefeld nachſtehen; Rheina mit 2100 Einwohnern und lebhaftem Handel; Meppen am Einfluß der Haſe in die Ems, mit 1600 Einwohnern, einem neuorganiſirten catholiſchen Gymnaſium und gutem Handel, vorzüglich in Cichorien; Papenburg an einem Canal, der in die von hier aus erſt für Seeſchiffe fahrbare Ems führt, eine ſonſt blühende Colonie von Schiffbauern, Schiffern und Torfgräbern, mitten in einem dem Freiherrn von Landsberg-Velen gehörenden Meilen langen Torfmoor. Andere Flüſſe ſind: die Berkel, an welcher Coesfeld mit 3000 Einwohnern und einem Gymnaſium, eine Stadt, welche, ſonſt die zweite im Münſterland, jetzt durch einige neue Fabriken ſich wieder zu heben ſcheint; mehrere Flüſſe, die den Namen Aa führen, an deren einem Bocholt, ſchön gebaut, mit 3000 Einwohnern, mit Kattun- und Baumſeiden-Webereien, Branntweinbrennereien, Ackerbau und Kornhandel, in deren Nähe ein Eiſenwerk, welches das einzige im ganzen Lande iſt; an einer andern Aa liegt Ahaus mit einem ehemalig fürſtbiſchöflichen Jagdſchloſſe, und 1400 Einwohnern, die vom Ackerbau und von Linnenfabrikation leben; an einer dritten Aa Burgſteinfurt, dem Fürſten von Bentheim-Steinfurt gehörig, mit 2000 Einwohnern, einem Schloſſe und ſchönem engliſchen Garten; an einer vierten Aa die Hauptſtadt Münſter ſelbſt. Außerdem ſind noch zu merken die Vechte, die Werſe, daran zwei Ackerbau und Kornhandel treibende Städte, Alen und Beckum, die Hunte, die Stever, und endlich die die Südgränze bildende Lippe. Auch gränzt an das Amt Vechte der 1½ Quadratmeile große Dümmerſee. — — Im Jahre 791 ſetzte Carl der Große den heiligen Lüdger als erſten Biſchof zu Mimigardefurth, Mimigard oder Milingard im alten Lande der Sachſen. Dieſer berühmte

Mann lebte mit ſeinem Klerus in klöſterlicher Zucht. Seine Kirche, mit den herumliegenden Wohnungen ſeiner Geiſtlichen, unter dem gemeinſchaftlichen Namen monasterium, Münſter, wurde bald ſo berühmt, daß ſie ſchon im 11ten Jahrhundert den alten Namen Mimigardefurth oder Milingard verdrängte, und den Gattungsnamen Münſter zum Eigennamen für die Stadt, und ſpäter für das ganze Bisthum machte. — Die Geſchichte des Landes in den erſten fünf Jahrhunderten iſt die aller Bisthümer des nördlichen Deutſchlandes. Fehden und Eroberungen, Ankäufe, Verträge und Schenkungen, erweiterten allmählig die Rechte und Beſitzungen des Biſchofes ſo ſehr, daß er nach dem Sturze Heinrichs des Löwen (1180), welcher als Herzog der Sachſen die Biſchöfe noch ſehr in Schranken hielt, ſeine Anſprüche auf einen großen Theil der Gerechtſame dieſes Fürſten geltend machen und als Fürſt des deutſchen Reichs, nicht blos dem Titel nach, auftreten konnte. Beſondere Merkwürdigkeiten der Geſchichte dieſes Landes in den darauf folgenden Zeiten ſind die Unruhen der Wiedertäufer und die Regierung des kriegeriſchen Biſchofs Chriſtoph Bernhard von Galen, worüber die Art. Wiedertäufer und Galen nachzuſehen ſind. Die glücklichſte Periode war unter den beiden letzten Biſchöfen, die zugleich Erzbiſchöfe und Churfürſten von Cöln waren: Maximilian Friedrich, aus dem Hauſe der Grafen von Königseck und Maximilian Franz, Erzherzoge zu Oeſterreich, wo unter dem unvergeßlichen Miniſter Franz Friedrich, Freiherrn von Fürſtenberg, die Einwohner von den Stürmen des ſiebenjährigen Krieges ſich erholend, aller Vortheile eines tiefen und langen Friedens und einer trefflichen Verfaſſung genoſſen, wo der Ackerbau blühete (denn das münſterſche Leibeigenthum war im Vergleich mit andern Staaten kaum ein ſolches zu nennen), wo die Geiſtesbildung durch treffliche Organiſation des Schulweſens, wie durch Gründung der münſterſchen Univerſität, die nach Aufhebung der Jeſuiten erfolgte, immer höher ſtieg, wo das ganze größtentheils wohlhabende, ſehr wenig ſteuernde Land das Sprichwort rechtfertigte: unter dem Krummſtab iſt gut wohnen! — Da brachte das Jahr 1802 die Säculariſation des Hochſtiftes, und Münſterland ward zerſplittert. Der beſte und größte Theil fiel an Preußen; das Amt Meppen, 22 Quadratmeilen und 31,000 Einwohner, an den Herzog von Ahremberg; die Aemter Cloppenburg und Vechte, 25 Quadratmeilen und 30,000 Einwohner, an den Herzog von Oldenburg als Erſatz für den aufzuhebenden, aber (1818) noch nicht aufgehobenen Weſerzoll bei Elsfleth; die Aemter Ahaus und Bocholt, 28 Quadratmeilen und 57,000 Einwohner, an die Fürſten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg; ein Theil des Amtes Rheina und Wolbeck, 8 Quadratmeilen und 12,000 Einwohner, an den Herzog von Looz-Corswaren; das Amt Horſtmar, 31 Quadratmeilen, 50,000 Einwohner, an die Rhein- und Wildgrafen von Salm; das Amt Dülmen, 5½ Quadratmeile, 9500 Einwohner, an den Herzog von Croy. — Jetzt wurden die ſämmtlichen Abteien und Stifter aufgehoben, und die Beneficiaten penſionirt; nur die Bettelklöſter, deren Aufhebung dem Seckel nichts eingebracht haben würde, und das Domcapitel, deſſen jährliches Einkommen auf 80,000 Thaler berechnet werden, bleiben einſtweilen in statu quo. Aber die Aufhebung des letztern war auch ſchon von

den Preußen, denen es ſich mißfällig gemacht, decretirt, als das verhängnißvolle Jahr 1806 das Schickſal des ganzen Landes wieder änderte. Es wurde nämlich ein großer Theil, unter dem Namen Ems-Departement, zum Großherzogthum Berg geſchlagen, bis im Jahre 1810 Napoleon den ſüdlichen Theil, weſtlich von der Ems, unter dem Namen des Lippe-Departements, und den nördlichen, öſtlich von der Ems, unter dem Namen des Ober-Ems-Departements ſeinem Kaiſerreich unmittelbar einverleibte, und die kleinern Fürſten kaum ihre Domainen behalten ließ. Jetzt wurden 1811 auch die letzten Reſte geiſtlicher Corporationen, und mit ihnen das Domcapitel zu Münſter aufgehoben. (Zwar ward ein neues Domcapitel geſtiftet, aber im Jahr 1814 vom Papſte nicht anerkannt, und ſomit, weil die preußiſche Regierung von Berlin aus die Bekanntmachung und Vollſtreckung der päpſtlichen Bulle andefahl, wieder aufgehoben; die noch lebenden Domherrn wurden in geiſtlicher Hinſicht, ſo viele von ihnen wollten — wieder in ihre Würden geſetzt, aber in ſonſtiger Hinſicht blieben ſie nichts als Penſionirte.) Die Domherren, Canonici und übrigen Weltprieſter wurden anſtändig penſionirt, die Mönche aber und Nonnen der Bettelklöſter zum Theil mit 100 Franks Reiſegeld in die Welt geſtoßen, zum Theil mit einem kärglichen Gehalt von 500 — 600 Franks entlaſſen. — Der November des Jahres 1813 ſetzte nach Vertreibung der Franzoſen den König von Preußen wieder in Beſitz des Landes. Außerdem erhielt der Herzog von Oldenburg Rechte und Cloppenburg wieder zu ſeinem unmittelbaren Beſitz, das Amt Meppen aber fiel als mediatiſirtes Ahrembergiſches Beſitzthum nebſt einem kleinen Theile des Amtes Rheine an Hannover. — Der jetzige (1818) königl. preußiſche Regierungsbezirk Münſter, welcher zur Provinz Weſtphalen gehört, umfaßt 141 Quadratmeilen und über 300,000 Einwohner, und iſt in zehn Kreiſe, Münſter, Warendorf, Beckum, Recklinghauſen, Lüdinghauſen, Coesfeld, Borcken, Ahaus, Steinfurth und Tecklenburg eingetheilt. An unmittelbaren Landen befaßt dieſer Bezirk das Fürſtenthum Münſter, und die Grafſchaften Tecklenburg und Ober-Lingen, an mediatiſirten aber die Fürſtenthümer Rheina-Wolbeck (mit Ausnahme eines kleinen an Hannover gefallenen Theil, worin der Hauptort Emsbüren), Salm-Ahaus und Salm-Bocholt; die Grafſchaften Salm-Horſtmar, Ahremberg-Recklinghauſen und Steinfurth, und die Herrſchaften Anholt, Gehmen, Dülmen und Gronau, und hat 36 Städte, 15 Flecken und 732 Dörfer.

Münſter (Monasterium), die ehemalige Hauptſtadt des Hochſtifts gleiches Namens, jetzt die Hauptſtadt der königl. preußiſchen Provinz Weſtphalen. Sie liegt am Fluſſe Aa, der ungefähr drei Stunden davon bei Greven in die Ems fällt, in einer ebenen mittelmäßig fruchtbaren Gegend. Die ehemaligen Feſtungswälle, welche einen Kreis von ungefähr einer Stunde Umfang bilden, ſind unter dem verewigten Miniſter von Fürſtenberg zu einer rings um die Stadt gehenden, von vier Reihen Linden beſchatteten Allee umgeſchaffen, und auf der ehemaligen Citadelle prangt der fürſtbiſchöfliche Palaſt mit ſchönen Gartenanlagen. Die Stadt hat 2200 großen Theils gut gebaute Häuſer, wovon die am Markte ſtehenden mit Arkaden verſehen ſind, reinliche, breite

Straßen, und 15,100 Einwohner. Zu den vornehmsten Kirchen gehören die Domkirche, auf dem geräumigen, von ansehnlichen Gebäuden umgebenen Domplatz, mit sehenswürdigen Bildhauerarbeiten und einer eigenen beträchtlichen Bibliothek; wie auch die im schönsten gothischen Styl gebaute Lambertuskirche am Markt, an deren hohem Thurm man noch die drei eisernen Käfige sieht, in welchen die Leichname Johanns von Leiden, Knipperdollings und Krechtings aufgehangen worden. Außerdem hat die Stadt noch sechs Pfarrkirchen, eine Gymnasiumskirche, zwei Spitalkirchen und mehrere (aufgehobene) Klöster, von denen einige schon Ruinen sind. Von weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: das Rathhaus mit seiner hohen echt gothischen Façade, worin der noch unveränderte Saal, auf welchem 1648 den 24sten October der westphälische Friede geschlossen wurde, mit den Porträts der sämmtlichen Gesandten ausgeziert ist; ferner die Paläste der Freiherrn von Romberg und Droste, und die Wohnhöfe mehrerer anderer Adlichen. Die catholische Universität, welche zuletzt noch über 300 Studirende zählte, ist im August 1818 aufgehoben. Das bischöfliche Seminarium für catholische Geistliche und das Gymnasium sind noch in Flor. Letzteres hat eine Bibliothek von 25,000 Bänden, zählt in fünf Classen über 250 Schüler, und hat neun Lehrer nebst einem Director. Die vorherrschende Religion in der Stadt wie auf dem Lande ist die catholische, doch haben die neuern Regierungsveränderungen die Zahl der Protestanten sehr vermehrt. Den Verlust, den die Erwerbquellen der Bürger durch die Säcularisation des Hochstifts und reichen Domcapitels (welches aus 41 nur mit 16 Ahnen wahlfähigen Domherrn bestand) erlitten haben, machte bisher der große Wohlstand der Einwohner erträglich, und ersetzt ihnen jetzt völlig das bedeutende Personale der Regierung, des Oberlandesgerichts, des Oberpräsidiums und Militärgouvernements der Provinz Westphalen, und mehr als alles dieses der seit 20 Jahren ungemein gestiegene Handel, welcher durch die Schiffbarmachung der Ems, und durch die Verbindung derselben mit der Lippe über Münster (woran schon vorgearbeitet wird) noch höheren Flor erhalten, und die Stadt vielleicht in die Zeiten zurückversetzen wird, worin sie, als Mitglied des Hansebundes die erste Handelsstadt zwischen Weser und Rhein war. K.

Münster-Meinhövel, ein altes jetzt reichsgräfliches Geschlecht, welches sich vormals in mehrere Linien theilte, und dessen allgemeiner Ahnherr, Hermann, welcher im Jahre 781 von Carl dem Großen bei Harstatt erschlagen wurde, der Heerführer der Sachsen gewesen seyn soll. Es blüht jetzt nur eine Linie dieses Geschlechts, deren Stammvater Edgard, edler Herr zu Meinhövel und Rünen, 1522 starb. Diese Linie, die 1794 von Churpfalzbayern, als Reichsvicarius, in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, theilt sich in drei Aeste: Langelage, Königsbrück und Lodenburg. Aus der zweiten stammte Georg Werner Aug. Dietrich, Freiherr von Oer und Schade ꝛc., geb. zu Osnabrück 1751, königl. dän. und fürstl. osnabr. geh. Rath, bis 1780 churcöln. geh. Rath ꝛc., Ritter des deutschen und Johanniterordens, auch seit 1796 des preuß. rothen Adlerordens. Er ging 1793 als preuß. Gesandter nach Neapel, fiel 1800 bei dem preußischen Hofe in Ungnade, verlor seine Orden und starb in Wien 1801. Er zeichnete sich durch einen freimüthigen Geist aus. Aus dem letztern Zweige stammt

Ernst Friedrich Herbert, Reichsgraf zu Münster, Freiherr von Grothaus, Herr zu Lodenburg, Holte u. s. w., geb. den 1sten März 1766 im Hannöverschen. Er hat die ganze Stufenleiter des Civildienstes durchgemacht, war zuerst Kammerauditor, dann Hofrath, Kammerrath, Geheimerath, ferner churhannöverscher Gesandter zu St. Petersburg, und zuletzt vortragender churfürstlicher Minister in London. So hat er sich zu einem vollendeten Staatsmann gebildet. Er war als königl. hannöverscher Gesandter beim Wiener Congreß. Die ihm von seinem Souverain verliehene Ehrenstelle eines Landmarschalls des Churfürstenthums (jetzt Königreichs) Hannover ist eine neue Würde, indem es sonst nur Special-Marschälle gab. Auch ist er Kanzler des im Jahre 1815 errichteten Guelfen-Ordens. Seine Gemahlin ist eine Prinzessin von Bückeburg. Die Angelegenheiten der braunschweigischen Lande stehen während der Minderjährigkeit des Erbprinzen und der Vormundschaft des Prinz-Regenten ebenfalls unter seiner Leitung.

Münster (Straßburger). Der Name Münster ist aus dem lateinischen verdorbnen Worte monasterium (Kloster) entstanden, und bedeutet also eigentlich den abgeschlossenen Ort, wo die Mönche zusammen leben. Sodann hat man auch hin und wieder den hohen Stiftskirchen oder Kathedralen diesen Namen beigelegt, weil nämlich ehemals die Geistlichen und Stiftspersonen bei feldigen unter einer gewissen Regel, wie die Mönche, zusammenzuleben pflegten. Vor allen berühmt ist das Straßburger Münster, nebst dem Cölner Dom und einigen andern Riesengebäuden, welche der Nachwelt die hochsinnige Religiosität unserer Altvordern gewähren, das erhabenste Denkmal der sogenannten gothischen, richtiger altdeutschen Baukunst. Es ist ein Riesengebäude von ungeheuern Dimensionen. Die beiden Thürme werden schon fernhin dem Wandrer sichtbar, noch lange, ehe er etwas von den übrigen gottesdienstlichen Gebäuden und Thürmen Straßburgs wahrnimmt; allein hier ist, wie Göthe sagt, die unnatürliche und scheinbar unmögliche Verbindung des Ungeheuern mit dem Gefälligen gelöst. In dem Grundrisse hat der Münster nichts von ähnlichen Gebäuden bedeutend abweichendes. Von Morgen tritt man in einen Hofraum, der ungefähr dreimal so breit als tief ist, und von des Bischofs Wohnung und den dazu gehörigen Gebäuden, so wie der Geistlichen Zellen umschlossen wird. Von da stößt man auf die Kirche selbst, in welche drei in gleichmäßige Zwischenräume vertheilte Eingangsthüren führen. Ueber der mittelsten ist der Chor der Geistlichen, aus welchem wieder zwei Thüren in das Schiff der Kirche führen; zwischen ihnen ist der Predigtstuhl, dem gegenüber an der entgegengesetzten Wand eine Thür gegen Abend in den der Kirche angebauten Raum führt, worin die Büßenden ihren Stand hatten. Aus diesem gehen weiter gegen Abend wieder zwei Ausgangsthüren. Hinter den beiden andern Eingangsthüren rechts und links von jener mittleren sind zwei Altäre, und von da an läuft neben dem Schiff an der Mittagsseite die für die Weibspersonen bestimmte Abtheilung der Kirche, gegen Mitternacht die für die Mannspersonen. Aus jeder der beiden Abtheilungen führt neben dem beschriebenen Raum für die Büßenden gegen Abend eine Thür. Zu der Thurmkrone des Münsters, einer der höchsten Pyramiden, führen 725 Stufen. Ueber die Ausführung des Gebäudes

läßt ſich ſchwerlich etwas Beſſeres ſagen, als was ſich in Göthe's Leben B. 2. S. 411 ff. darüber findet, ſo wie in deſſen dem Baumeiſter des Münſters, Erwin von Steindach, gewidmetem Aufſatz, welcher ſich in Herders Schrift von deutſcher Art und Kunſt findet. Wir begnügen uns, hier nur das Reſultat ſeiner Anſchauung mitzutheilen. Göthe rühmt (ganz dem entgegen, was man ſonſt ohne allen Unterſchied jedem Werk der ſogenannten gothiſchen Baukunſt vorwerfen zu können glaubte) „nicht nur das richtige Verhältniß der größern Abtheilungen, die ſo ſinnige als reiche Verzierung bis in das kleinſte, er erkennt auch die Verknüpfung dieſer mannichfaltigen Zierrathen unter einander, die Hinleitung von einem Haupttheile zum andern, die Verſchränkung zwar gleichartiger an Geſtalt, aber doch höchſt abwechſelnder Einzelnheit, vom Heiligen bis zum Ungeheuer, vom Blatt bis zum Zacken.“ Schon 504 nach Chr. Geb. ward, wo jetzt das Münſter ſteht, ein ſolcher unter dem fränkiſchen König Chlodwig erbaut und in ſechs Jahren, ſchlecht aus Stein und Holz aufgeführt, vollendet. 1015 fing der Bau des jetzigen Münſters damit an, daß man ein neues Fundament legte. Der Bau ſelbſt ward unter gottesfürchtiger Unterſtützung und Mitwirkung des ganzen Landes aus lauter gehauenen Quadern aufgeführt, 260 Jahre wurde daran gearbeitet, bevor der Bau des ſogenannten neuen Thurms anhub, welcher von Erwin von Steindach viſirt und angelegt worden iſt. Nach deſſen Tode, den 16ten Februar 1318, ſetzte ſein Sohn Johannes das Werk fort. Er ward von ſeiner Schweſter Sabine dabei unterſtützt, als welche der Vater ebenfalls in der Baukunſt unterrichtet hatte. Von ihrer eignen Hand iſt das ſchöne Sinnbild an dem Portal auf den Gräben bei dem Uhrwerke gehauen. Hier iſt zur rechten Hand die chriſtliche Kirche durch eine gekrönte Jungfrau dargeſtellt, die in der Linken das Kreuz und in der Rechten den Kelch hält, links aber die jüdiſche Synagoge, als ein Frauenbild mit herabgeſenktem Haupte und verbundnen Augen, die in der Rechten einen zerbrochenen Pfeil, und in der Linken die Geſetztafeln Moſis hält, indem ihr die Krone zu den Füßen herabfällt. Zu beiden Seiten ſtehen die heiligen zwölf Apoſtel. Auch Johannes von Steindach erlebte die Vollendung des Werks nicht. Er, ſein Vater und ſeine Mutter liegen im Kreuzgange des Münſters an St. Johannis Capelle begraben. Erſt im Jahre 1365 war das Münſter zu ſeiner jetzigen Vollendung gebracht, indem der Baumeiſter Johann Hiltzen von Cöln, nebſt noch einem andern Meiſter aus Schwaben deſſen Ausführung anderweit übertragen bekommen hatten. Dm.

Münſterſcher Friede, abgeſchloſſen im Jahre 1648, ſ. Friedensſchlüſſe.

Münter (Balthaſar), geboren zu Lübeck im Jahre 1734, der Sohn eines reichen und angeſehenen Kaufmanns daſelbſt, der aber in ſeinen Glücksumſtänden plötzlich zurückkam. Letzteres war dem jungen Münter ein Sporn zu doppelter Anſtrengung in den Wiſſenſchaften. Er beſuchte zuerſt das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich beſonders in der lateiniſchen Beredſamkeit und Poeſie auszeichnete, und ging 1754 nach Jena, um Theologie zu ſtudiren. Hier entwickelten ſich unter Daries ſeine Anlagen zum ſyſtematiſchen Denken, auch erwarb er ſich Fertigkeit im Predigen. Nachdem er ſich durch mehrere akademiſche Schriften, meiſt philoſophiſchen Inhalts, und ihre öffentliche Vertheidigung ſchon als Student

bekannt gemacht hatte, wurde er 1757 Privatdocent, und bald darauf Adjunct der philosophischen Facultät in Jena. Mit einer fast unglaublichen Anstrengung hielt er täglich acht bis zehn Vorlesungen, und würde sich dem akademischen Leben ganz gewidmet haben, wenn ihm nicht 1760 seine seltenen Predigergaben einen Ruf als Waisenhausprediger und Hofdiaconus nach Gotha verschafft hätten. Hier genoß er die Gunst des Hofes und die allgemeine Liebe Aller, und mußte auch, als er drei Jahre später als Superintendent nach Tonna versetzt wurde, jeden Monat einmal vor dem Herzoge predigen. Er verheirathete sich hier mit einem Fräulein von Schlottheim, und lebte sehr zufrieden mit seinem Schicksale, als er 1765 den Ruf als Prediger bei der deutschen Petrigemeinde in Copenhagen erhielt. Dieses Amt bekleidete er bis an seinen Tod 1793 zur großen Zufriedenheit seiner Gemeinde. Das jugendliche Feuer, welches man seinen Predigten vielleicht nicht ohne Grund vorwarf, verwandelte sich allmählig in milde, durchdringende Wärme, und sein edler Anstand, seine durch eine männliche Stimme gehobene Declamation fesselten die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer eben so sehr, als der gehaltreiche Inhalt seiner Predigten selbst. Seine Verdienste beschränkten sich nicht auf seine Gemeinde, für deren religiöse und moralische Ausbildung er zunächst thätig war; er hat überhaupt zur Verbreitung geläuterter Religionsbegriffe in Dänemark und Deutschland mächtig beigetragen. Unter den vielen und bändereichen Predigtsammlungen, die er selbst herausgab, zeichnen sich besonders die Vorträge über die Reden und Begebenheiten Jesu nach den vier Evangelisten aus, welche einen Schatz von practischen Bemerkungen enthalten. Durch den Umgang mit Cramer, Klopstock, Gerstenberg ꝛc. erwachte sein poetischer Geist aufs neue. Zuerst gab er 1769 seine geistlichen Cantaten, dann in den Jahren 1773 und 74 zwei Sammlungen geistlicher Lieder heraus, die poetischer und stärker, als Gellerts, weniger lyrisch und wortreich, als Cramers, aber ihrer Bestimmung zum Gottesdienste vielleicht angemessener als Beider Lieder sind. Sie sind zum Theil von den besten Meistern der damaligen Zeit in Musik gesetzt worden. Im Jahre 1772 wurde ihm die traurige Pflicht, den unglücklichen Grafen Struensee zum Tode auf dem Blutgerüste vorzubereiten, und die Bekehrungsgeschichte dieses Staatsmanns, welche er bald darauf herausgab, und welche fast in alle Sprachen übersetzt und mit Begierde gelesen wurde, machte seinen Namen in Europa berühmter, als alle seine übrigen zahlreichen Schriften. In seinen letzten Lebensjahren erwarb sich Münter durch Einrichtung des Armenwesens in seiner Gemeinde und durch Errichtung einer Freischule für Töchter ein neues und großes Verdienst. Sein Sohn ist der als Theolog, Orientalist und Alterthumsforscher rühmlich bekannte Friedrich Münter, geb. zu Gotha 1761, gegenwärtig Bischof des Stiftes Seeland, und Ordensbischof und Commentur des Dannebrogordens; seine Tochter, die durch ihre Reisebriefe und gefühlvollen Lieder bekannte Friederike Brun, geb. Münter.

Münzbedarf (nach dem gemeinen Sprachgebrauch Geldbedarf). Die Masse von Münze, deren ein Volk in einem gewissen Zeitraume zu seinem Verkehr bedarf, ist der Summe von Zahlungen gleich, welche in demselben Zeitraume von ihm mittelst Münze geleistet werden müssen, dividirt durch die Anzahl der Male,

da die Münze ihren Eigenthümer verändert. Dies ist das Gesetz, welches stets bei Untersuchung der Frage zum Grunde gelegt werden muß: ob ein gegebener Staat seinen Bedarf an Münze wirklich besitze, oder in wiefern er Mangel oder Ueberfluß daran habe? Ist nämlich jene Summe von Münze in einem Lande vorhanden, so ist dasselbe hinlänglich damit versehen; ist die Summe nicht vollständig da, so hat das Land Mangel; ist mehr als die Summe vorhanden, so hat dasselbe Ueberfluß an Münze. Was aber die Menge der mittelst Münze zu leistenden Zahlungen betrifft, so richtet sich dieselbe nicht nach der Menge und Größe der Tauschgeschäfte überhaupt, sondern vielmehr nach der Menge und Größe derjenigen Tauschgeschäfte, welche vermittelst Münze abgemacht werden müssen, denn in unzähligen Fällen vertritt der Credit die Stelle der Münze, die Tauschgeschäfte kommen schon vermöge gegenseitiger Versprechungen zu Stande und wirkliche Zahlungen finden gar nicht Statt. Namentlich werden beim Weltverkehre die großen Tauschgeschäfte meistentheils durch Wechsel abgemacht. Wird nun bei zwei mit einander verkehrenden Nationen das Wechselgeschäft mit der gehörigen Lebhaftigkeit betrieben, so bedarf es zu diesem Verkehre keiner größern Münzmasse, als gerade erforderlich ist, um den Unterschied (die Differenz) der gegenseitigen Schulden auszugleichen. Auch im National-Verkehre werden unzählige Handelsgeschäfte blos mittelst der Wechselbriefe abgemacht, und es treten bloße Foderungen einzelner Privatleute an einander häufig an die Stelle wirklicher Münze; je öfter aber ein solcher Fall eintritt, desto weniger Münze wird zur Ausgleichung der in den Tausch gebrachten Werthe erfodert. Auf gleiche Weise wie die Wechselbriefe können auch alle Arten von Bankactien, Privat- und Staatsschuldscheine, welche einen anerkannten Credit haben, in vielen Fällen bei Zahlungen die Stelle der Münze vertreten, daher bedarf man in den Ländern, wo viele dergleichen öffentliche Verbriefungen umlaufen, bei weitem nicht so viel Münze, als da, wo solche Urkunden nicht in Ueberfluß vorhanden sind. Es ist jedoch nicht blos die Menge wirklicher Zahlungen, welche in einem gewissen Zeitraume mittelst Münze zu leisten sind, wodurch der Bedarf der letztern in einem Lande bestimmt wird, sondern zugleich die Anzahl der Male, da die zur Zahlung anzuwendenden Münzstücke während desselben Zeitraums ihren Eigenthümer verändern; je öfter eine solche Veränderung eintritt, desto geringer ist der Bedarf an Münze. Es geht zugleich hieraus hervor, wie unmöglich es ist, über den Münzbedarf eines Volkes zu seinem innern und auswärtigen Verkehre ein nur einigermaßen richtiges Urtheil zu fällen, und wie trüglich die Berechnungen sind, welche man hin und wieder in dieser Hinsicht anzustellen versucht hat; denn als wesentliche Bedingungen hierzu sind erfoderlich nicht nur eine vollkommene Kenntniß vom Umfange des wertherzeugenden Bodens des Volks, der Höhe seiner Bevölkerung und der Masse seiner Erzeugnisse, sondern zugleich eine genaue Bekanntschaft mit dem Grade seines Kunstfleißes, seinem Hange zum Lebensgenusse, seiner sittlichen Bildung und vorherrschenden Leidenschaften; Bedingungen, deren Daseyn in dem erfoderlichen Grade nirgends zu erwarten steht. Wem möchte es wohl gelingen, nur die Summe von Ausgleichungen in Erfahrung zu bringen, welche in einer einzigen kleinen Stadt an einem einzigen Tage vorfallen, und wie oft

dort dieſelben Zahlungsmittel an dieſem Tage ihren Eigenthümer verändern? Und iſt dieſes ſchon in Hinſicht des eintägigen Verkehrs einer einzigen kleinen Stadt ſehr ſchwer, wie unendlich ſchwerer, ja unmöglich, muß es ſeyn, die Münzmaſſe in Erfahrung zu bringen, welche ein ganzes Land an jedem Tage des Jahrs zu ſeinem Innern ſowohl, als auswärtigen Verkehre nöthig hat, und aus dem Bedarfe der einzelnen Tage den Durchſchnittsbedarf für das ganze Jahr auszumitteln. (S. Münze.) KM.

Münze (im weitern Sinne) oder allgemeines Werthausgleichungsmittel iſt derjenige ſinnliche Gegenſtand, welcher eine nach dem allgemeinen Werth- oder Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnete Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter oder Genußmittel jeder Art enthält. Es gehört alſo zum Weſen der Münze: 1. daß ſie etwas Sinnliches oder Körperliches, kein bloßer Begriff ſey, wie es beim Gelde der Fall ſeyn kann; 2. daß ſie eine Anweiſung auf die in den Tauſchverkehr kommenden Güter jeder Art enthalte und 3. daß dieſe Anweiſung nach dem allgemeinen Vermögensmeſſer (dem Gelde) berechnet ſey. Aber es liegt nicht nothwendig in dem Weſen der Münze, daß ſie die Eigenſchaft eines wirklichen Genußmittels beſitze, und daß ſie einen Vermögenstheil nicht blos ausdrücke, ſondern auch wirklich enthalte. Dieſe Eigenſchaft klebt der Münze nur in ſo fern an, als ſie zugleich Waare iſt, als reines Tauſchmittel hingegen betrachtet, bedarf ſie derſelben durchaus nicht. Staaten älterer und neuerer Zeit liefern uns Beiſpiele genug von Münzen, welche, ohne zugleich Waare zu ſeyn, den Dienſt allgemeiner Werth-Ausgleichungsmittel verrichteten. Das Weſen der Münze, als reines Tauſchmittel betrachtet, ſpricht ſich lediglich in der Anweiſung aus, welche ſie ihrem Beſitzer auf den Erwerb der in den Verkehr kommenden Güter giebt; in ihr erſcheint blos etwas Ideales, und in dem Augenblicke, wo irgend eine Waare in den Kreis der allgemeinen Tauſchmittel übertritt, hört ſie auf, Genußmittel zu ſeyn, wenn ſie es auch ihrem Stoffe nach vorher war und demnächſt, wenn ſie nicht mehr Münze iſt, wieder werden kann. Beſitzt der ſinnliche Stoff, woraus das allgemeine Tauſchmittel verfertigt iſt, einen eigenthümlichen Tauſchwerth, ſo ſchadet dieſe Nebeneigenſchaft, welche daſſelbe zugleich zur Waare macht, ſeiner Haupteigenſchaft als Münze zwar durchaus nicht, ja ſie iſt derſelben vielmehr in den meiſten Fällen ſogar nützlich, aber im Augenblicke des Tauſches, alſo gerade da, wo die Münze ihren Dienſt verrichtet, kommt jene Nebeneigenſchaft gar nicht in Betracht, und iſt ſo gut wie gar nicht vorhanden. Inzwiſchen ſind die Wirkungen, welche das Daſeyn oder die Abweſenheit jener Nebeneigenſchaft in anderer Beziehung hervorbringt, ſo mannichfaltig und bedeutend, daß es nothwendig ſcheint, hiernach verſchiedene Claſſen von Münzen feſtzuſetzen. Am paſſendſten laſſen ſich in dieſer Hinſicht drei Hauptgattungen von allgemeinen Tauſchmitteln annehmen, nämlich: 1. ſolche, welche bloße Anweiſungen auf in den Tauſchverkehr kommende Güter, alſo reine Tauſchmittel ſind; man nennt dieſelben Ideal-Münzen; 2. ſolche, welche neben der ihnen als Münze zukommenden Eigenſchaft einer allgemeinen Anweiſung auf die in den Verkehr gebrach-

ten Güter zugleich die Eigenschaft einer Waare, und zwar einer solchen besitzen, deren verglichener Tauschwerth dem verglichenen Tauschwerthe der Güter, worauf sie eine Anweisung geben, gleichkommt oder denselben übersteigt; diese heißen Realmünzen; 3. solche, welche neben der als eigentlicher Münze ihnen zukommenden Eigenschaft zwar gleich den Realmünzen die Eigenschaft einer Waare besitzen, aber einer solchen, deren verglichener Tauschwerth geringer ist, als der verglichene Tauschwerth der Güter, worauf sie als Münze eine Anweisung erhalten, die also zum Theil als reine Tauschmittel (Idealmünze), zum Theil als gemischte Tauschmittel (Realmünze) den Dienst der Werthausgleichung verrichten; diese Münzgattung läßt sich am besten durch Idealrealmünze bezeichnen. Die Münze muß, soll sie anders ihren Zweck erfüllen, nämlich den verschiedenen verglichenen Tauschwerth der Güter, deren Besitz sich verändert, auszugleichen, als Anweisung auf den geringst-möglichen Vermögenstheil vorhanden seyn, d. h. sie muß so weit abgetheilt werden können, daß der geringste Vermögenstheil durch sie vorgestellt werden kann, durch die Vervielfältigung (Multiplication) aber muß sie bis zur höchsten Stufe des verglichenen Tauschwerthes und also auch des Preises zur Ausgleichung brauchbar seyn. Wenn also z. B. ein Landgut für 100,000 Rthlr. angeschlagen wird, so sagt das eigentlich so viel: dies Landgut ist 12 Pfennige zu einem Groschen und 24 Groschen zu einem Thaler gerechnet 28 Millionen und 800,000 Pfennige oder eben so viel geringste Vermögenstheile werth. Wird nun dies Landgut für 100,000 Rthlr. verkauft, so giebt der Käufer und erhält der Verkäufer eine Anweisung auf 28 Millionen und 800,000 geringste Vermögenstheile. — Geld (Vermögensmesser) läßt sich recht wohl denken ohne Münze (Vermögensausgleichungsmittel); zum Begriff der Münze aber ist der Begriff von Geld wesentlich nothwendig. Man kann alle Güter der Erde nach einem idealen Maaßstabe schätzen, z. B. nach Makuten, wie die Neger an der Goldküste von Afrika thun, ohne dabei auf irgend eine Gattung von Münze Rücksicht zu nehmen; um sich aber eine richtige Vorstellung von einer Münze, z. B. von einem Speciesthaler, zu machen, muß man die Idee vom Gelde zum Grund legen, muß man wissen, daß der Speciesthaler eine nach dem Vermögensmesser (dem Gelde) bestimmte Anweisung auf in den Tauschverkehr kommende Genußmittel enthalte, deren Tauschwerth nach demselben Maaßstabe (dem Gelde) berechnet ist. Gesetzt also, da, wo Silber zum allgemeinen Werthmesser (Geld) und Tabak zum allgemeinen Werthausgleichungsmittel (Münze) gewählt worden, sey ein Münzstück, welches in einem Pfund Tabak besteht, eine Anweisung auf 20 kleinste Vermögenstheile, so können wir uns keinen Begriff vom verglichenen Tauschwerthe der Güter machen, worauf diese Anweisung lautet, wenn wir nicht eine klare Idee vom verglichenen Tauschwerthe des Stückchens Silber haben welches als kleinster Vermögenstheil zum Werthmesser der Güter ist angenommen worden. (S. Geld.) Auf doppelte Weise wirkt die Münze höchst wohlthätig auf den Tauschverkehr: 1. indem sie die Vergleichung des Tauschwerthes der in den Verkehr gebrachten Güter erleichtert, und 2. indem sie eine Anweisung nicht auf ein bestimmtes, sondern auf alle in den Verkehr

kommende Genußmittel von gleichem Tauschwerthe mit der Münze enthält. Was die erste der angeführten wohlthätigen Wirkungen der Münze auf den Verkehr betrifft, so geht dieselbe aus folgendem hervor: der Umtausch der Waaren wird dadurch häufig erschwert, daß die Tauschenden über den Tauschwerth der in den Verkehr gebrachten Genußmittel verschiedenartig urtheilen und daß es nicht selten viel Mühe und Zeit erfodert, ehe beide Parteien in dieser Hinsicht sich vereinigen können; tritt aber an die Stelle der einen Waare, wofür die andere eingetauscht werden soll, die Münze, so wird die Schwierigkeit, welche vorher Statt fand, sogleich zur Hälfte gehoben, denn es kommt dann nur darauf an, sich über den Tauschwerth der zu vertauschenden Waare zu vereinigen; der Tauschwerth derjenigen Waare hingegen, worauf die Münze eine Anweisung enthält, ist keinem Zweifel unterworfen, denn diese Anweisung ist nach dem allgemein bekannten Werthmesser, dem Gelde, berechnet. Nicht minder wichtig ist die zweite wohlthätige Wirkung der Münze auf den Verkehr, nämlich als Anweisung auf sämmtliche in den Tauschverkehr kommende Güter. Beim Umtausche von Waaren nämlich ist es eine Hauptschwierigkeit, denjenigen aufzufinden, der das Genußmittel, welches man gerade braucht, überflüssig besitzt, und zugleich desjenigen Genußmittels bedarf, welches man ihm zum Tausche anzubieten vermag. Noch schwerer ist es für den, der nicht Waaren, sondern nur Dienste und Arbeit anbieten kann, den aufzufinden, der seine Dienste braucht und ihm dafür das geben kann, was er nöthig hat; und vollends unmöglich ist es, ein Tauschgeschäft zu Stande zu bringen, wenn sich keine zweckmäßige Theilung der in den Verkehr gebrachten Waaren denken läßt, z. B. wenn man ein lebendes Thier besitzt und einen Scheffel Salz dafür umzutauschen sucht. Diese Schwierigkeit verschwindet größtentheils, sobald die Ausgleichung vermittelst der Münze geschieht, welche in der Regel Jeder gern gegen Waaren und Dienste anzunehmen bereit und von der Jeder zugleich gewiß ist, daß er wieder bei Andern seine Bedürfnisse jeder Art dagegen einzutauschen vermöge. — Der Spielraum einer Münze ist entweder auf den gegenseitigen Tausch einzelner Privaten beschränkt, oder er dehnt sich über den Handel ganzer Nationen aus, oder er umfaßt endlich den Verkehr der gesammten gebildeten Menschheit. Die Münze der ersten Art heißt Privatmünze, die der zweiten National- oder Staatsmünze, und die der letzten Weltmünze. Jede Weltmünze kann zu gleicher Zeit Privat- und Nationalmünze seyn, aber nicht umgekehrt kann jede Privat- und Nationalmünze zugleich den Dienst der Weltmünze verrichten, und eben so wenig läßt jede Privatmünze zugleich als Nationalmünze sich gebrauchen. (S. Privatmünze — Nationalmünze — Weltmünze). Münze, im engern Sinn, richtiger Metallmünze, ist diejenige Gattung der Münze, zu deren sinnlichem Stoff irgend eine Art von Metall gewählt worden ist. Die Metalle, besonders die edlen, vereinigen in sich alle Eigenschaften, welche zu einer guten Realmünze erfoderlich sind, denn 1. sie besitzen sowohl einen positiven als auch einen hohen relativen Werth und zugleich einen ziemlich regelmäßigen und dauerhaften Tauschwerth; sie sind nämlich im Verhältnisse anderer Güter selten und verdanken ihr Daseyn nicht dem bloßen Zufalle;

ohne einen bedeutenden Aufwand von Fleiß und Capital lassen sie sich dem Schooße der Erde nicht entreißen und zu der Feine bringen, welche sie für menschliche Zwecke brauchbar macht, die Zwecke selbst aber, zu welchen sie als Mittel taugen, sind höchst mannichfaltig; wegen ihrer Schönheit und ihres innern Adels befriedigen sie zu Schmuck verarbeitet die Eitelkeit, wie sie als Werkzeug und Hausgeräth zur Bequemlichkeit des Lebens und zur Verbesserung unsers äußern Zustandes dienen; 2. sie sind leicht von dem einen Orte zum andern zu schaffen, denn sie besitzen in einem kleinen Umfang einen großen verglichenen Tauschwerth, daher sind die wirklichen Preise derselben fast in allen Ländern gleichförmig; 3. sie sind fast ins Unendliche theilbar, alle ihre Theile haben gleiche Natur mit dem Ganzen, so daß sich der Tauschwerth der einzelnen Stücke blos durch das Verhältniß ihrer Größe bestimmt, und wie sie ohne Verlust vielfach getheilt werden können, so können ihre Theile auch ohne Verlust wieder vereinigt werden; 4. sie sind höchst dauerhaft, verlieren durch den Gebrauch äußerst wenig und widerstehen jeder Art von Zerstörung. — Bei diesen vortrefflichen Eigenschaften der Metalle ist es kein Wunder, daß die Metallmünze im Weltverkehre wie im Binnenverkehre eine so große, vor allen übrigen Gattungen der Münze ausgezeichnete, Rolle spielt. Im besondern Sinne nennt man Münze gewöhnlich auch die von Korn geringere Scheidemünze im Gegensatz des groben klingenden Current. Erstere ist immer schlechter, weil die Ausprägung derselben mehrere Kosten macht. Die vorzüglichsten Schriften über das Münzwesen sind: Büschs Abhandlung über den Geldumlauf, 2te Aufl. (Kiel und Hamburg 1800); Adam Müllers Versuch einer neuen Theorie des Geldes (Leipzig und Altenburg bei Brockhaus 1816) und Carl Murhards Theorie des Geldes und der Münze (Leipzig und Altenburg bei Brockhaus 1817). KM.

Münzen, antike, moderne, griechische, römische, consularische, Kaisermünzen, s. d. Art. Münzkunde.

Münzer (Thomas) Dieser berühmte Schwärmer war zu Stolberg am Harz geboren, in welchem Jahre ist unbekannt. Wäre die unverbürgte Sage wahr, daß sein Vater von einem Grafen zu Stolberg ungerechter Weise hingerichtet worden, so würde sich daraus die Richtung, die sein Geist später nahm, um so leichter erklären lassen. Wahrscheinlich studirte er zu Wittenberg, wo er auch Magister ward. Nach geendigten Studien ward er Schullehrer zu Aschersleben. In Halle war er Caplan an einem Nonnenkloster, ging dann wieder nach Stolberg, wo er mit Beifall predigte, ward im J. 1520 als erster Prediger nach Zwickau berufen, ging schon im folgenden Jahre nach Prag, um sich unter den Hussiten Anhänger zu verschaffen, und ward ein oder zwei Jahre später Prediger zu Altstedt. Allenthalben zeigte er sich als einen unruhigen Kopf und einen wüthenden und fanatischen Gegner des Papstthums. Anfangs erwärmte ihn die Lesung mystischer Schriften, wie des Taulerus, des prophetischen Abts Joachim und Andrer. Sein Eifer gegen scholastische und päpstliche Theologie brach zuerst in seinen Predigten aus, und in Böhmen schlug er eine noch vorhandne heftige Intimation contra Papistas an, die er mit eigner Hand geschrieben hatte. Luthers Lehre fing um diese Zeit an, die Gemüther von der Tyrannei des päpstlichen Gewissenszwangs zu entfesseln, aber auf der andern er-

hob sich ein Geist der Schwärmerei. Während Luther zurückgezogen auf der Wartburg lebte, Karlstadt in Wittenberg die ausschweifendsten Gewaltthätigkeiten beging, bildete sich zu Zwickau die Secte der Wiedertäufer (Feinde der Kindertaufe), an deren Spitze Klaus Storch, ein Tuchmacher, stand, und zu welchen sich bald Marx Stübner, Martin Kellner und Thomas Münzer gesellten. Sie drangen mit ihrem Anhang nach Wittenberg; aber Luther, der dahin eilte, brachte es durch sieben Predigten so weit, daß Storch und Karlstadt Wittenberg verlassen mußten. Mit mehr Feuer und Glück breitete hingegen Münzer seine Lehre zu Altstedt in Thüringen aus, wo er seit 1523 Prediger war. Er bestritt nicht nur das Papstthum, sondern auch Luthers Lehre, und reizte die Unterthanen zum Ungehorsam gegen ihre Obrigkeiten, besonders wenn sie ihnen verboten, seine geistlichen Reden zu besuchen. Er überredete den Pöbel leicht, daß Gott seine Christenheit bald von dem Joche, unter welchem sie seufze, befreien werde. Mit jedem Tage mehrten sich seine Anhänger und wuchsen bald so sehr an, daß der Churfürst von Sachsen, Friedrich, und der Herzog Johann zu Weimar im J. 1524 Münzern nach Weimar fodern ließen, um sich zu verantworten. Man entließ ihn und begnügte sich, dem Amtmann und Rathe zu Altstedt zu befehlen, einen für die öffentliche Ruhe so gefährlichen Schwindelkopf aus ihren Mauern zu entfernen. Münzer entwich aus der Stadt, ließ ein Jahr lang nichts von sich hören, und trat zuerst wieder in Nürnberg auf. Hier nicht geduldet, ging er nach Schafhausen, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt. Im Jahr 1525 kam er nach Sachsen zurück. Er predigte zu Mühlhausen, gewann die Volksmenge, setzte den alten Rath, der ihm das Predigen verbot, ab und einen neuen ein, ließ die Klöster und die Häuser der Reichen plündern und proclamirte eine allgemeine Gütergemeinschaft. Ein andrer ähnlicher Schwärmer, Namens Pfeifer, fiel mit seinem räuberischen Anhang ins Eichsfeld und vereinigte sich mit Münzer. Dieser Vorfall und die Nachricht, daß sich 40,000 Bauern in Franken zusammengerottet, 150 adeliche Schlösser und 23 Klöster geplündert und verbrannt hätten, entflammten Münzers Muth. Er rief seine Anhänger in Frankenhausen, die Bergleute im Mansfeldschen und sämmtliche Bauern zu Mühlhausen, Langensalza und Tennstedt auf und rüstete sich eiligst zum Kriege. Er versprach ihnen, sie sämmtlich in den Herrenstand zu erheben. Nachdem er Pfeifern als Statthalter in Mühlhausen zurückgelassen, begab er sich mit dreihundert Auserwählten nach Frankenhausen, brach die von den Frankenhäusern mit dem Grafen von Mansfeld eröffneten Unterhandlungen ab und erhitzte aufs neue die Gemüther. In dieser Crise starb Churfürst Friedrich der Weise. Sein Nachfolger Johann entschloß sich zu kräftigern Maaßregeln. Er, der Herzog Georg zu Sachsen, der Landgraf Philipp von Hessen und der Herzog Heinrich von Braunschweig verbanden sich und beorderten 1500 Reiter und einige Fahnen Fußvolk gegen die Aufrührer. Diese waren an Zahl überlegen — gegen 8000 Mann — und standen vortheilhaft auf einer Anhöhe bei Frankenhausen, geschützt von einer Wagenburg. Die vereinigten Fürsten boten nochmals den Weg der Güte an, aber Münzer gab kein Gehör, sondern befeuerte den Muth der Seinigen durch die wüthendsten Reden, und versprach ihnen den Beistand Gottes. Am 15ten Mai 1525 kam es zur Schlacht, in welcher die Aufrührer nach einer hartnäckigen Gegenwehr gänzlich geschlagen wurden. Nach Einigen

verloren sie 5000, nach Andern 7000 an Todten; die übrigen, worunter auch Münzer war, warfen sich nach Frankenhausen. Muthlos verbarg er sich hier auf dem Boden eines Hauses, warf sich in ein Bette, und stellte sich krank. Die fürstlichen Truppen besetzten und plünderten die Stadt. Münzer wäre unbeachtet geblieben, wenn nicht ein Soldat in seiner Reisetasche das Schreiben des Grafen Mansfeld an ihn gefunden hätte. Dieser Zufall entdeckte ihn. Er wurde gefangen genommen, und nach Heldrungen gebracht, wo er auf der Folter seine Verbündeten endlich nannte. Auch Pfeifer, der sich von Mühlhausen hatte flüchten wollen, wurde bald gefangen zurückgeführt. Thomas Münzer wurde von Heldrungen dahin abgeliefert, und ihm und Pfeifern, nebst vierundzwanzig andern Rebellen, das Schwert zuerkannt. Der zuvor so trotzige Münzer verlor auf dem Hingange zum Richtplatze allen Muth; er konnte die Glaubensartikel nicht selbst aussprechen, sondern der Herzog Heinrich von Braunschweig betete sie ihm vor. Ein andrer Geschichtschreiber erzählt, daß er auf dem Todtengerüste noch zwölf Maaß Wasser ausgetrunken habe. Sein Körper wurde nach der Enthauptung gespießt, und sein Kopf auf einen Pfahl gesteckt. Die Städte Langensalza, Mühlhausen und Tennstedt wurden um ansehnliche Geldsummen gestraft, und noch mehrere Aufrührer, unter denen Bürgermeister und Rathsherren, hingerichtet. (Vergl. den Art. Bauernkrieg.)

Münzfuß heißt die gesetzliche Bestimmung des Gewichts (Schrots) und Feingehalts (Korn) der Metallmünze; er bestimmt 1. die Schwere der einzelnen Münzstücke und 2. die Menge des zugesetzten unedlen so wie die Menge des edlen Metalls derselben. — Bestänben die Metallmünzen aus reinem edlen Metall, so könnte von einem Münzfuße gar nicht die Rede seyn. Da es aber fast in allen Staaten für nützlich erachtet wird, dem edlen Metalle ein unedles beizumischen, so ist die Unterscheidung des Münzfußes überall von hohem Interesse. Ein schwerer Münzfuß unterscheidet sich vom leichten dadurch, daß nach dem erstern weniger Stücke von gleicher Benennung aus einem bestimmten Gewichte edlen Metalls, z. B. einer Mark fein geprägt werden, nach dem letztern mehrere. Das charakteristische Unterscheidungszeichen beider besteht also eigentlich nur in der Größe des Maaßstabs für die in den Verkehr kommenden Güter. — Daß für den Welt-Verkehr, wo jede Münze blos als Waare erscheint, die Abtheilung, Form und Benennung der Metallmünze kein Interesse habe, daß für ihn also der Münzfuß ganz gleichgültig sey, ist einleuchtend, aber auch im Nationalverkehre kann es, wenn nur Wahrheit und Redlichkeit dem Ausmünzungssysteme zum Grund liegen, in der Regel keinen Unterschied machen, ob die Münze nach einem schweren oder leichten Fuße geprägt worden, ob z. B. aus einer Mark Silber zwanzig oder einundzwanzig Gulden verfertigt werden; denn ein Gulden, von welchem 21 auf die Mark fein gehen, wird natürlich nie so viel gelten, als ein Gulden, deren 20 eine Mark fein ausmachen. Indessen wird überall einerlei Werth weggegeben werden, wenn eine gleiche Anzahl feiner Marken gezählt wird, man mag eine Mark fein 20, 21 oder 24 Gulden benennen und sie in so viel Einheiten zerstückeln, als man will. Höchst wünschenswerth wäre es, wenn alle handeltreibende Völker sich eines und desselben Münzfußes bedienten, denn dadurch würde ihr gegenseitiger Verkehr ungemein erleichtert und Irrthümern mancherlei Art vorge-

beugt werden. Eben so heilsam wäre es, wenn sämmtliche handeltreibende Nationen dahin übereinkämen, jedem Münzstück das Gewicht, den Feingehalt und den Betrag der gesetzlichen Prägkosten aufzudrücken. Die Geschichte des Ausmünzungswesens zeigte bisher ein ewiges Ringen der Regierungen, sich wechselsweise zu täuschen und von einander zu gewinnen, und es ist zwischen den verkehrenden Nationen eine Gattung Krieg ausgebildet worden, um durch die Formen der Werthausgleichungsmittel (Münze) sich gegenseitig zu plündern. Kein Wunder ist es daher, wenn die Geltung mancher Metallmünze oft nur auf den Umfang der Städte beschränkt ist, wo sie geprägt worden, wenn jede Regierung die Münzunternehmungen ihrer Nachbaren mit der größten Sorgfalt belauscht, und oft wegen Mangels an einerlei Münze der Verkehr zwischen zwei Ländern nicht gedeiht, zwischen welchen er ihrer Lage und ihren übrigen Verhältnissen nach äußerst lebhaft seyn könnte. So lange sich aber die Nationen noch nicht wegen Annahme eines gemeinschaftlichen Ausmünzungssystems vereinigt haben, ist es einem jeden Volke zu rathen, sich desjenigen Münzfußes zu bedienen, welcher in dem Lande Statt findet, mit welchem es seinen Hauptverkehr treibt. Uebrigens bleibt es ausgemacht, daß jede Abänderung des einmal eingeführten Münzfußes große Verwirrung in die Geschäfte bringt, wenn die Regierung nicht zugleich bestimmte, auf richtige Grundsätze gebaute Regeln festsetzt, wornach alle Zahlungsverbindlichkeiten, die nach dem alten Münzfuße geschlossen werden, geordnet werden müssen. — Es ist ein ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß angenommen worden, der gemeine Mann, welcher seine Metallmünze im kleinen Verkehr ausgibt, für weniger Silber lebe, als in demjenigen, dessen Metallmünze nach einem schweren Fuße geprägt worden; hieraus hat man dann gefolgert, daß es den Ländern, welche einen schweren Münzfuß haben, rücksichtlich ihrer industriellen Production durchaus unmöglich falle, im auswärtigen Verkehre mit denen Preis zu halten, welche den Tagelohn der Arbeiter in geringhaltiger Münze bezahlen, und eine Bestätigung dieses Satzes darin zu finden geglaubt, daß im südlichen Deutschlande, wo ein leichter Münzfuß Statt findet, die Manufacturen besser gedeihen, als im nördlichen, welches einen schweren Münzfuß hat. Aber der Grund, warum in Norddeutschland der Arbeitslohn in Metallmünze ausgedrückt beträchtlicher seyn muß, als in Süddeutschland, ist nicht in der Verschiedenheit des Münzfußes, sondern vielmehr in der Verschiedenheit der Sachpreise aller Lebensbedürfnisse zu suchen. Zwar kann es geschehen, daß nach erfolgter Vertauschung des schweren Münzfußes gegen einen leichten der gemeine Mann einige Zeit hindurch fortfährt, für die leichtere Münzeinheit dasselbe zu thun, zu leisten und zu geben, was er für die bisherige schwere that, leistete und gab; allein es wird dies nicht von langer Dauer seyn: der Kaufmann, welcher bei den vom Auslande bezogenen Waaren blos nach reinem Gold und Silber rechnen, und daher seine Waaren um so viel steigern muß, als die Münze leichter geworden, wird bald auch seine übrigen Mitbürger über das wahre Verhältniß der Dinge aufklären und die Preise aller Waaren gegen Metallmünze werden bald um so viel höher werden, als sich der Münzfuß verringert hat. Den Beleg hierzu liefert die Geschichte. Jede Verringerung des Münzfußes hat eine Erhöhung der Metallpreise der Waaren zur Folge gehabt; unter übrigens gleichen Ver-

hältnissen aber lebt der gemeine Mann um eben so viel Silber in dem Lande, wo ein leichter Münzfuß Staat hat, als in dem, wo ein schwerer angenommen ist, wie man dies überall an der Gränze derjenigen Länder bemerken kann, von welchen das eine einen schweren, das andere einen leichten Münzfuß hat. — Die merkwürdigsten Veränderungen des deutschen Münzfußes sind folgende: 1. der Zinnische Fuß vom Jahre 1667, wornach Sachsen und Brandenburg (zu Zinna, einem brandenburgischen Städtchen und Kloster) die feine Mark Silber zu 10⅔ Rthlr. oder zu 15 Fl. 45 Kr. ausmünzen wollten. Ihn behielt Churbraunschweig bei; 2. der Leipziger Fuß von 1690, oder der 18 Guldenfuß, zwischen Sachsen, Brandenburg und Braunschweig festgesetzt, wornach die feine Mark Silber zu 12 Rthlr. in Zweidritteln und Eindritteln ausgeprägt wurde. Im Jahre 1738 ward dieser zum Reichsfuß angenommen; 3. der Preußische oder Graumannsche Fuß, wornach im Jahr 1750 die feine Mark Silber zu 14 Rthlr. ausgeprägt wurde; 4. der Conventionsfuß oder 20 Guldenfuß vom Jahr 1753, wornach vermöge einer zwischen dem Wiener und Münchner Hofe geschlossenen Convention die feine Mark Gold zu 283 Fl. 5 Kr. 3⁴⁄₇ Pf., und die feine Mark Silber zu 20 Fl. oder 13⅓ Thaler ausgebracht wird. Ihn hat Oesterreich, Sachsen und Braunschweig-Wolfenbüttel angenommen. — Der sogenannte 24 Guldenfuß ist kein besonderer Münzfuß, sondern nur eine Erhöhung des äußern Werths der nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Münzen. Darnach werden also 20 Fl. für 24, die 20 Kreuzerstücke werden für 24 Kr., die 10 Kr. für 12 Kr., und die 5 Kr. für 6 Kr. gerechnet. Diese Rechnungsart ward im Jahre 1776 von Bayern und den benachbarten Staaten angenommen, wiewohl sie nichts Wesentliches ändert und nur eingebildete Vortheile haben kann. — KM.

Münzkunde, Numismatik, ist die Wissenschaft von den Münzen. Münzen im engern Sinne nennt man solche Stücke edlen oder unedlen Metalls, denen allerhand Zeichen aufgeprägt sind, wodurch sie als gemeinschaftliches Maaß für den Werth und Preis der Dinge bezeichnet werden. Als solche kündigt sie schon ihr Name an, denn unser deutsches Wort Münze kommt her von dem lateinischen Moneta, welches ursprünglich ein Erinnerungszeichen bedeutet, dessen nämlich, was ein solches Metall im Verkehr gilt. Von diesem Gelten heißt im Deutschen eine gewisse Art von Münzen auch Geldmünzen, von welchen wir die Denkmünzen oder Medaillen (s. d. Art.) unterscheiden. Die Geldmünzen hießen bei den Römern auch Nummi, von dem griechischen Worte Nomos (dorisch Numos) oder Nomisma, welches eigentlich alles bedeutet, was durch Sitte oder gesetzliche Bestimmung angenommen oder gebräuchlich ist, und hier den gesetzlich geltenden Werth einer Münze bezeichnet. Nach diesem Worte wird die Wissenschaft von den Münzen oder die Münzkunde auch Numismatik genannt. Diese lehrt die verschiednen Gattungen der Münzen kennen und beurtheilen, 1. nach ihrem Gehalt und Handelswerthe, 2. nach ihren geschichtlichen Merkmalen, und ist demnach entweder a) bürgerliche oder b) historische Numismatik. Die bürgerliche, welche den Werth der Münzen nach ihrem Gehalt und im Handel bei allen Völkern bestimmt, hat auf drei Stücke zu sehen, 1. auf die Materie, 2. das Gewicht, und 3. den Werth der Münzen. Was die Materie betrifft, so war Metall fast überall der eigentliche Stoff

zum Prägen der Münzen; andrer Stoffe scheint man sich blos im Nothfalle bedient zu haben, wie in neuer Zeit des Papieres. Unter den Metallen gebrauchte man vorzüglich Gold, Silber und Erz, worunter man alle Arten Münzen von niedrigem Metalle, Kupfer, Messing, Composition u. a. versteht. Von Eisen hatten die Spartaner und Byzantiner, von Zinn die Syrakuser Münzen. Schrot und Korn, d. i. Gewicht (weil mit Schroten gewogen wird), und innerer Gehalt der Münzen bestimmen deren Werth als Kaufmannswaare, was sie aber als gangbare Münze in einem Staate gelten sollen, bestimmt die Staatsgewalt. Die bürgerliche Münzkunde hat demnach die Gewichte und deren Unterschiede bei den verschiednen Völkern und die Verschiedenheit des Münzfußes anzugeben. Den Geschichtforscher interessiren an den Münzen vorzüglich die historischen Data, das Alter, Vaterland und Gepräge derselben. In Rücksicht des Alters theilen sich die Münzen in antike und moderne. Antike werden alle genannt, welche vor 1400 unserer Zeitrechnung geprägt sind, moderne, die aus den letzten vier Jahrhunderten. Bei den Phöniciern, als dem vorzüglichsten Handelsvolke der alten Welt, dürfte mit Wahrscheinlichkeit der Ursprung der Münzen zu suchen seyn. Indeß bedienten sie sich wohl nur gestempelter Silberbarren, die Griechen aber hatten eigentliche Münzen, doch sind Erfinder und Zeit der Erfindung ungewiß. Von Königen, Republiken und Städten wurden die griechischen Münzen geschlagen. Bei den Römern führte Numa oder Servius Tullius die Münzen ein, welche pecunia hießen, weil Bildnisse von Thieren (pecus) darauf geprägt waren. Im Jahre Roms 244 fingen die consularischen und die kaiserlichen Münzen mit Julius Cäsar an, welcher, gegen das Verbot des Staats, zuerst sein Bild auf die Münzen prägen ließ. Diese theils lateinischen, theils griechischen Kaisermünzen dauerten bis zur Einnahme Constantinopels durch die Türken im Jahr 1453. Außerdem hatten auch die römischen Colonien ihre eignen Münzen. Das Land oder die Münzstätte, wo sie geprägt sind, nennt man das Vaterland der Münzen. Das Vaterland der ältern Münzen war gewöhnlich Griechenland oder Italien. Münzen mit griechischer Schrift wurden größtentheils in Griechenland selbst oder den griechischen Inseln geschlagen, und das eigentliche Vaterland bestimmt näher der Name des Volks, der oft ganz, oft mit den Anfangsbuchstaben ausgedrückt ist, oder die aufgeprägten Symbole der Völker und Städte. Die römischen Münzen lassen sich zwar an Inschrift und Gepräge leicht erkennen, die Münzstätte selbst hingegen läßt sich schwer bemerken. Bei den modernen Münzen hat es hierin eben so wenig Schwierigkeit, als in Ansehung des Alters, weil dieses meist durch die Jahrzahl, jenes durch die Aufschrift und, wenn ein Land mehrere Münzstätten hat, durch ein besondres Zeichen bestimmt wird. Das Gepräge auf den Münzen besteht entweder aus Bildwerk oder Schrift, und zwar, die Bracteaten oder Hohlmünzen ausgenommen, auf beiden Seiten, deren eine die Vorderseite, Avers, die andre die Kehrseite, Revers, genannt wird. Auf der Vorderseite findet man die Bilder von Göttern, Helden, berühmten Weisen und Gelehrten, Regenten, Frauenzimmern und verschiednerlei Symbole und Monumente. Die Bilder der Fürsten prägten schon die Griechen auf ihre Münzen, bei den Römern erst die Kaiser seit Julius Cäsar. Die Consularmünzen trugen indeß als Hauptfigur das Bild des berühmten Urhebers eines römischen Geschlechts, z. B.

die Julische Familie die Venus, die Familie Calpurnia den Numa u. s. w. Auf der Kehrseite der ältesten Münzen waren Thiere oder Schiffsschnäbel (daher pecunia und nummi ratiti von ratis), dann prägte man verschiedne Gottheiten und ihre Attribute darauf, oder als Siegeszeichen eine im Wagen fahrende Victoria (nummi Victoriati, Bigati, Quadrigati), allerlei Denkmale und Denkzeichen, Triumphe, Gebäude u. s. w., und wenn sich ein Gegenstand nicht auf natürliche Weise bildlich darstellen ließ, allerhand symbolische Zeichen, worunter eine Menge personificirter Tugenden und andre Abstracta sich befinden. Bei den modernen Münzen füllen Wappen diese Stellen aus, die ebenfalls als Sinnbilder von Ländern und Städten zu betrachten sind. Außerdem findet man auf den Münzen, mit Ausnahme der allerältesten, auch Schrift, und zwar kreisförmig am Rand umherlaufende Umschrift, welche man Legende nennt, und horizontale Inschrift auf der Mitte. Die Legende der Vorderseite stellt Namen, Titel oder Würde dessen dar, dessen Bild die Münze trägt, und wenn die Kehrseite keine Fortsetzung davon ist, so enthält sie entweder Erklärung des Symbols, oder einen Wahlspruch und dergl. Bei den griechischen Münzen findet man viel ohne Legende auf der Vorderseite, besonders wenn sie das Bild einer Gottheit tragen; seltner findet sich dies bei den römischen. In der Regel sind diese Legenden schwer zu entziffern, weil sie meist mit bloßen Anfangsbuchstaben geschrieben, und wohl auch mit Monogrammen untermischt sind. (S Barthelemy Essai d'une paléographie numismatique.) Es bedarf wohl nicht erst der Versicherung, daß diese Münzkunde für den Geschichtforscher von erheblicher Wichtigkeit ist, allein sie ist es auch für den Alterthumsforscher, den Künstler und Archäologen, und man hat deshalb nicht Unrecht gethan, die antike Numismatik als einen Theil der Archäologie zu betrachten. Natürlich kommen hier nicht blos die Geld-, sondern auch die Denkmünzen in Betrachtung, die vor andern eine ästhetische Würdigung verdienen. Aus diesen und jenen aber lernen wir mit größerer Sicherheit als sonst die Gottheiten der Alten mit ihren Attributen und Beinamen, die Ceremonien und Geräthschaften ihres Cultus, das Costum ihrer Priester, kurz fast alles, was mit ihren religiösen, bürgerlichen und militärischen Gebräuchen in Beziehung steht, kennen. Auf Denkmünzen findet man mehrere berühmte Kunstwerke des Alterthums dargestellt, z. B. den Farnesischen Hercules, die Knidische Venus u. a. m., und auch hier findet man Gelegenheit, die verschiednen Epochen des Styls zu unterscheiden, die Fortschritte der Kunst bei den civilisirten Völkern zu beobachten, und sie mit dem Zustande bei den Barbaren zu vergleichen. Grund genug, eigne Sammlungen von ihnen anzulegen. Die berühmtesten Cabinets dieser Art sind zu Paris, Wien und Gotha. (Stieglitz Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläut. der Gesch. der Kunst des Alterthums. Leipz. 1809.) Ueber die Literatur dieses Zweigs der Gelehrsamkeit und Kunst etwas zu sagen, ist um so weniger nöthig, da man in den Werken von Banduri, Hirsch und Lipsius Befriedigung findet. Ueber die alte Numismatik sind die Werke von Jac. Geßner, Spanheim, Morelli, Frölich, Wachter, Eckhel (s. d. Art.) dem Schöpfer der Numismatik als Wissenschaft, Millin, Dominico Sestini und Rasche's Lexicon, über die Numismatik überhaupt, die von Jobert, Olearius, Praun, Hirsch und

Joachim, über die neuere die von Döderlin, Köhler, Ludewig u. A. die namhafteſten. Mit ihnen kann man verbinden Harls Encyclopädie der Geldwiſſenſchaft, erſter Theil (Erlangen 1806). Wichtig ſind für dieſes Studium die Beſchreibungen verſchiedner Münzſammlungen von Lazara, Beger, Liebe, Venuti, Havercamp, Pelerin, Eckhel, Seſtini Hayn, Zoega u. A. m. Eben ſo die Beſchreibung einzelner Arten von Münzen, z. B. Lilienthals Thalercabinet, das Köhlerſche Ducatencabinet, das Hölleſche Groſchencabinet u. A. dd.

Münzreduction, ſo viel als Münzdevalvation, ſ. Devalvation.

Münzregal. Es iſt höchſt zweckmäßig, daß das Recht, Münzen zu ſchlagen, ein Regal (ſ. d. Art.) ſey. Denn da die Münze mit dem Wohlſtand eines Volks in ſo naher Verbindung ſteht, und Credit dazu gehört, den Münzen einen Cours zu verſchaffen, welchen die Regierung in der Regel mehr als Privatleute beſitzen, im Gegentheil aber mit dem Recht zu münzen durch Eigennutz ſo leicht Mißbrauch getrieben werden kann, wenn der wirkliche Gehalt der Münzen geringer iſt, als der auf dem Stempel angezeigte Werth, auch die Aufſicht hierüber, wenn dies Recht mehreren Privaten zuſtehen ſollte, ſchwer, ja faſt unmöglich ſeyn würde, ſo wird daſſelbe weit ſichrer und zum Wohl des Ganzen von der anerkannten Regierung gehandhabt. Daraus ergiebt ſich aber auch zugleich die Pflicht der letztern (ſ. d. Art. Münzfuß).

Münzſtätte, der Ort wo Münzen geſchlagen werden, die Münze. Man erkennt die Stadt, wo eine Münze geſchlagen worden, gewöhnlich an einem darauf geſetzten Buchſtaben, der ihr eigen iſt. So bezeichnet A auf franzöſiſchen Münzen Paris, auf öſterreichiſchen Wien, auf bayriſchen Bamberg, auf preußiſchen Berlin; B auf franz Rouen, auf preußiſchen Breslau, auf öſterreichiſchen Kremnitz; BB auf franz. Straßburg; C auf franz. Caen, auf preuß. Cleve, auf öſterreich. Prag; CC auf franz. Beſançon; D auf franz. Lyon, auf preuß. Aurich, auf öſterreich. Grätz; E auf franz. Tours, auf preuß. Königsberg, auf öſterreich. Carlsburg; F auf franz. Angers, auf preuß. Magdeburg, auf öſterreich. Hall in Tyrol; G auf franz. Poitiers, auf preuß. Stettin, auf öſterreich. Nagy-Banya in Ungarn; H auf franz. Rochelle, auf öſterreich. (ſonſt) Günzburg; I auf franz. Limoges; K Bordeaux; L. Bayonne; M Toulouſe; N Montpellier; O Riez; P Dijon; Q bis 1709 Narbonne, nachher Perpignan; R Orleans; S Troyes; T Nantes; U Pau; V Troyes; W Lille; X Amiens; Y Bourges und Z Grenoble.

Münzumlauf (gewöhnlich, wiewohl unrichtig, Geldumlauf genannt). Die Münze läuft um, ſofern ſie wiederholt veräußert wird, jede Veräußerung derſelben macht gleichſam einen Schritt oder ein Moment ihres Umlaufs und die Aufeinanderfolge ſolcher Veräußerungen macht den Umlauf ſelbſt aus. Die Menge der Veräußerungen und folglich auch die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs hängen größtentheils ab von der Theilung der Arbeit, der Verbreitung des Wohllebens, dem Anwachſe des Nationalvermögens und der Zunahme der Bevölkerung. Die Maſſe der bei einer Nation vorhandenen, zur Ausgleichung der in den Verkehr gebrachten Güter beſtimmten Münzen iſt die Umlaufsmünzmaſſe

der Nation. Mit der Zunahme und Abnahme der Umlaufsmünzmasse eines Volks hat die Zunahme und Abnahme seiner Capitalmünzmasse durchaus nichts gemein, beide beruhen vielmehr auf völlig verschiedenen Grundsätzen. Es kann in einem Lande die Masse der umlaufenden Münze bedeutend zunehmen, während die Masse der Münzcapitale abnimmt, und umgekehrt kann die Masse der Münzcapitale einer Nation sich vermehren, während die Masse der bei ihr umlaufenden Münze sich vermindert. Die Beantwortung der Frage, ob die Masse von umlaufender Münze bei einem Volke groß oder gering sey? beruht auf einer Kenntniß sowohl des Umfangs und der Ausdehnung der Tauschgeschäfte, als auch der Beschaffenheit des Umlaufs, die Größe oder Geringfügigkeit des Capitalmünzvorraths hingegen ist lediglich zu beurtheilen nach dem Verhältnisse, welches Statt findet zwischen Angebot und Nachfrage von Münzcapitalen. Die Verwechslung der Begriffe von Capitalmünzvorräthen und Umlaufsmünzvorräthen hat häufig zu Irrthümern und Mißverständnissen Anlaß gegeben. Manchem wird es bei aller Sicherheit, welche er zu leisten vermag, schwer, zu geringen, wenigstens mäßigen, Zinsen Münzcapitale zu erborgen, während alle Tauschgeschäfte im Lande mittelst gewöhnlicher Münze abgemacht werden und es einem Jeden, welcher Waaren anzubieten hat, leicht wird, dieselben zu hohen Preisen zu verkaufen. Die Schwierigkeit, welche jener Münzsuchende antraf, ist nicht im Mangel an Münze überhaupt, sondern vielmehr in dem Umstande zu suchen, daß entweder gerade zu der Zeit, da er das Darlehn zu erhalten wünschte, wenige Münzcapitale unbenutzt vorräthig lagen, oder darin, daß viele Staatsbürger Gelegenheit finden, Münzcapitale auf eine vortheilhafte Weise anzulegen, oder endlich darin, daß beide Ursachen vereint wirkten. Dagegen können in demselben Lande, zu einer andern Zeit, wenn weit weniger Münze überhaupt dort vorhanden ist, Münzcapitale zu geringern Zinsen und mit mehr Leichtigkeit, als vorher, zu bekommen seyn, weil gerade entweder viele Münzcapitale unbenutzt in den Händen der Nation befindlich sind, oder weil weniger Gelegenheit als vorher sich zeigt zu nützlicher Anlegung von Capitalen. In staatswirthschaftlicher Hinsicht hat die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs nur in so fern einen Werth, als die Veräußerungen einen solchen haben, von welchen jener Umlauf die Folge ist. Geschehen die Veräußerungen ohne allen, oder wenigstens ohne hinlänglichen Gegenwerth, wie z. B. bei zweckwidrig verwandten öffentlichen Abgaben, bei Theurung ꝛc., geschehen sie so, daß das Nationalcapital dabei gefährdet ist, so sind sie keineswegs zu rühmen und die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs ist vielmehr eine traurige als erfreuliche Erscheinung. Geschehen dieselben auf solche Weise, daß dabei das Capital und eben dadurch das Einkommen der Nation vermehrt wird, so sind die Veräußerungen und der durch sie veranlaßte Münzumlauf höchst preiswürdig. Ein lebhafter Münzumlauf beweist auch nicht immer einen hohen Wohlstand des Volks, sondern vielmehr nur einen bedeutenden Umfang von Tauschgeschäften, welcher bei ihm Statt hat. Zu einer Zeit, da der Wohlstand des Volks im höchsten Grade zerrüttet ist, kann ein starker und lebhafter Münzumlauf bei ihm Statt finden, während zu einer andern, da derselbe in seiner Blüthe steht, nur wenig Münze in Umlauf seyn kann. So ist während eines das Land mit allen ersinnlichen Drangsalen heimsuchenden Kriegs viel Münze

in Umlauf und dennoch sinkt der Nationalwohlstand von Tag zu Tag tiefer herab, während in den glücklichen Zeiten des Friedens, wenn der Wohlstand im Wachsthum begriffen ist, wenigstens still steht, weit weniger Münze umläuft. Die Zunahme des Münzumlaufs kann zwar eine Folge des erhöhten Nationalwohlstandes seyn und ist es in der That auch gewöhnlich, aber sie kann auch in ganz andern Ursachen ihren Grund haben. Der Irrthum, als ob die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs an sich wohlthätig auf den Nationalreichthum wirke, hat öfters die Regierungen zu den verkehrtesten und abgeschmacktesten Maaßregeln verleitet. Man wähnte, die Nation schon bereichern zu können, wenn man nur den Münzumlauf verstärkte, und diesen Zweck suchte man insbesondere dadurch zu erreichen, daß man die ländlichen und städtischen Gewerbe und die verschiedenen Gewerbsarten selbst scharf von einander trennte und auf solche Weise die Bürger zu häufigen Ausgleichungen mittelst Münze nöthigte. Auch meinte man die Finanzüberschüsse nicht nützlicher verwenden zu können, als auf öffentliche Bauten und Anstalten ähnlicher Art, wobei eine große Masse von Münze in Umlauf gesetzt wird, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, in wie fern die Anstalten selbst nothwendig, wenigstens nützlich, waren oder nicht. Selbst Friedrich der Große wähnte den Nationalwohlstand in dem lebhaften Umlaufe der Münze zu finden und verwendete einen großen Theil des Staatseinkommens auf Errichtung öder Palläste und andere nutzlose Bauten. Der Nationalreichthum kann auf keine andere Weise erhöht werden, als durch Vermehrung der Güter, von der Vermehrung der letztern aber ist die Belebung des Münzumlaufs stets die unmittelbare und natürliche Folge. Denn jemehr Güter oder Genußmittel vorhanden sind, desto stärker ist auch der Reiz zum Genuß, desto mehr Ausgleichungen und Veräußerungen müssen Statt finden. Auf diesem Wege wird daher immer der Zweck, den Münzumlauf zu verstärken, am sichersten und schnellsten erreicht. Aber Auflagen erheben, also den Staatsbürgern einen Theil ihres Privateigenthums entziehen, um es ihnen für Müssiggang oder werthlose Arbeit wieder zurückzugeben, ist eine Taschenspielerei, durch welche die werthschaffende Arbeit gelähmt wird und bei der auf jeden Fall die Erhebungs- und Verwaltungskosten für den Nationalreichthum verloren gehen. Besser wäre es, wenn der Staat dergleichen Auflagen gar nicht erhöbe, sondern die Münze in den Händen der Bürger ließe, welchen es wohl nie an Gelgenheit fehlen wird, davon einen für den Nationalwohlstand, nützlichern Gebrauch zu machen, als der Staat. Mit der Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufs ist jedoch nicht die Schnelligkeit oder Raschheit desselben zu verwechseln. Es kann nämlich bei einem Volke wenig Münze im Verkehre seyn, aber sie kann schnell umlaufen, und umgekehrt kann viel Münze im Verkehre seyn, aber sie kann langsam umlaufen. Die Lebhaftigkeit des Münzumlaufs richtet sich nach der Menge und dem Umfange der Veräußerungen überhaupt, welche mittelst Münze vorgenommen werden, die Schnelligkeit desselben hingegen beruht auf der Menge von Veräußerungen, welche während eines gewissen Zeitraums mittelst eines und desselben Münzstücks geschehen. Wenn, wie oben angezeigt worden, die Lebhaftigkeit oder Stärke des Münzumlaufs an sich keinen Einfluß auf den Nationalwohlstand hat, so ist dagegen der wohl-

thätige Einfluß, welchen die Schnelligkeit des Umlaufs in dieser Hinsicht äußert, ganz unverkennbar. Es bewirkt derselbe nämlich, daß die Münzmasse nicht in demselben Verhältnisse vergrößert zu werden braucht, als die Masse der Veräußerungen zunimmt, daß also ein Volk, wenn die Masse der Veräußerungen sich verdoppelt, die Münzmasse nicht ebenfalls zu verdoppeln, sondern vielleicht nur um die Hälfte zu vermehren braucht, also die Anschaffungskosten der Hälfte von der vorigen Münzmasse zu ersparen und auf andere Gattungen der Wertherzeugung zu verwenden im Stande ist. (S. Münze.) KM.

Münzwardein (Guarbein), das Amt dessen in der Münze, welcher das Korn und Schrot der Münzen (s. Münzfuß) bestimmt, berechnet und probirt. Er ist von dem Münzmeister verschieden, der die Aufsicht über das Mechanische des Münzens führt, aber oft mit jenem eine Person.

Murat (Joachim), der Sohn eines Gastwirths zu Cahors, geb. den 25sten März 1771, war ein schöner Mann voll Feuer und Leben, allein er besaß mehr Muth und Einbildungskraft, als Scharfblick und Charakter, daher wurde er endlich ein Opfer seines abenteuerlichen Schicksals. Als Knabe entlief er aus der Schule, wurde gemeiner Chasseur und desertirte; diente dann in der Garde Ludwigs XVI., stieg als eifriger Jacobiner in der Armee bis zum Obristlieutenant, ward als Terrorist abgesetzt, und irrte hin und her, bis ihn sein Stern in Bonapartes Nähe führte. Er war sein Adjutant 1796 in Italien, zeichnete sich als Cavallerieoffizier durch kühne Entschlossenheit aus, und folgte dem Feldherrn nach Aegypten. Hier entschied er den Sieg bei Abukir gegen die Türken, und kehrte als Divisionsgeneral mit Bonaparte zurück. Am 18ten Brumaire vertrieb er mit dem Bajonnet die Fünfhundert aus dem Saale in St. Cloud, und wurde darauf (1800) des Oberconsuls Schwager. So trat er in die Laufbahn des glücklichen Corsen. Er kämpfte für ihn bei Marengo, und ward durch ihn 1804 Reichsmarschall, Großadmiral und Prinz des französischen Reichs. Der Feldzug von 1805 gegen Oesterreich, wo er an der Spitze des Heers in Wien einzog, gab ihm 1806 das Großherzogthum Berg; der Krieg mit Preussen 1806 und mit Rußland 1807, wo er mit der Cavallerie unaufhaltsam die Siege seines großen Meisters verfolgte, gab ihm die Auszeichnung, mit einem französischen Heere 1808 Madrid zu besetzen, und die Krone Ferdinands nach Bayonne auszuliefern. Dafür erhob ihn Napoleon 1808 (den 15ten Julius) auf den Thron von Neapel. Hier regierte Murat, als König Joachim I. genannt, klug und thätig. Viele Mißbräuche wurden abgestellt; aber der Eroberungszug gegen Sicilien 1810 mißlang. Dagegen beförderte seine Gemahlin, Caroline, eine Frau von Geist und Charakter, manches Gute in der innern Verwaltung; denn Murat selbst mußte, an der Spitze der gesammten Reiterei, mit Napoleon 1812 nach Rußland ziehn. Hier ward er bei Tarutina (den 18ten October) geschlagen. Auf dem Rückzuge gab ihm der fliehende Napoleon im December den Oberbefehl über die Trümmern des Heers. Es war unmöglich, die Weichsel zu behaupten; aber der Kaiser klagte deshalb im Moniteur die Unfähigkeit des Königs Joachim an. Voll Unmuth kehrte Murat nach Neapel zurück, und suchte seitdem Oesterreichs Freundschaft. Noch einmal mußte er 1813 den Entscheidungskampf in Deutschland mit-

kämpfen. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich mit seinem Contingent in sein Königreich zurück, und unterhandelte für dessen Fortdauer mit Oesterreich und England. Jenes schloß auch wirklich mit ihm (den 11. Junius 1814) einen Bund, dem 1815 Preußen und Rußland beitraten; allein England ging nur einen Waffenstillstand ein, denn Ferdinand von Sicilien, Englands Bundsgenosse, wollte für Neapel keine Entschädigung annehmen. Dadurch wurde Murats Lage zweideutig. Zwar rückte er mit seinem Heere im Februar 1814 bis an den Po vor; aber sein Zögern, die Franzosen anzugreifen, erregte eben so sehr Englands Mißtrauen, als Englands Zögerung, ihn als Bundesgenossen anzusehen, das seinige erregt hatte. Daher sein diplomatisches Abenteuer auf dem Wiener Congresse, wo die Bourbons seine Entthronung verlangten, und England ihn des Verraths beschuldigte. Er trat also, während er noch in Wien unterhandelte, im J. 1815 mit Napoleon auf Elba in geheime Verbindung, und machte Plane, Italiens (wenigstens bis an den Po) sich zu bemächtigen. Als nun Napoleon in Frankreich eingefallen war, rückte er mit einem Heere über Rom, Florenz und Modena vor, griff die Oesterreicher an, und rief die Völker Italiens zur Unabhängigkeit auf, und das in demselben Augenblicke, wo endlich Oesterreich und die Verbündeten in Wien, auf Murats im März wiederholte Versicherung, daß er dem Bunde mit ihnen gegen Napoleon treu bleiben wolle, ihn als König von Neapel anzuerkennen sich entschlossen hatten. Es war zu spät! Also mußte Oesterreich gegen ihn zu Felde ziehn. Zurückgeschlagen von Bianchi (den 12ten April) bei Ferrara, umgangen von Nugent, geschlagen von Bianchi bei Macerata (den 2. und 3. Mai), ward Murat vom größten Theile seines Heeres verlassen. Als ein Flüchtiger kam er den 19ten Mai nach Neapel. Das Land war in vollem Aufstand. Also entwich er verkleidet auf die Insel Ischia, von wo er nach Frankreich absegelte. Seine Familie begab sich auf die Englische Flotte und fand Schutz und Aufenthalt in Oesterreich. Ihm selbst erlaubte Bonaparte nicht, nach Paris zu kommen. Er unterhielt also von Toulon aus einen Briefwechsel mit seinen Anhängern in Italien. Nach Bonapartes Sturz rettete er sich aus vielfacher täglicher Lebensgefahr nach Corsika, während sein Agent Macirone für ihn bei den Verbündeten um einen Zufluchtsort unterhandelte. Aber in Corsica als Rebell verfolgt, von seinen Anhängern in Neapel zur Rückkehr eingeladen; und von kühnen Offizieren, die ihn umgaben, dazu aufgemuntert, entschloß er sich, mit 250 Anhängern auf einigen Schiffen nach der Küste von Neapel zu segeln, um die verlorne Krone wieder zu ergreifen. Schon war alles bereit, als Macirone ihm österreichische Pässe und das Anerbieten eines Schutzorts in Oesterreich brachte. Abermals zu spät! In derselben Nacht (den 28sten September) segelte Murat ab. Ein Sturm zerstreute seine Fahrzeuge. Mit 30 Offizieren ging er endlich bei Pizzo den 8ten October ans Land. Aber sein Ruf: Ich bin Joachim, euer König! bewirkte keinen Aufstand. Man verfolgte ihn. Er schlug sich durch, warf sich in ein Boot, um zu seinem Fahrzeuge zu gelangen, ward aber eingeholt, und gefesselt nach Pizzo geführt, wo man ihn vor ein Kriegsgericht stellte. Er ward nach dem Ausspruche desselben den 13ten October erschossen, und starb mit dem Muthe eines Königs. (Vergl. die Skizze vom Leben Murats in den Zeitgenossen, Heft XVI.) K.

Muratori (Lodovico Antonio), war zu Vignola im Modenesischen im J. 1672 geboren. Die Natur hatte ihm die glücklichsten Fähigkeiten ertheilt; geschickte Lehrer entwickelten sie. In einem Alter von 22 Jahren wurde er von dem Grafen Carlo Borromeo nach Mailand berufen, und trat an die Spitze des Ambrosianischen Collegiums und der damit verbundnen Bibliothek. Hier studirte er die Alten und machte sich mit dem Vorzüglichsten der neuern Zeit bekannt. Im Jahr 1700 rief ihn der Herzog von Modena als seinen Unterthanen zurück, und machte ihn zu seinem Bibliothekar und Archivar. In diesem doppelten Amte widmete sich Muratori mit dem größten Eifer seinen Studien. Die Zahl seiner Freunde vermehrte sich. Der berühmte Cardinal Noris, die Ciampini und Magliabecchi, die Benedictiner Madillon und Montfaucon, der Jesuit Papebrock, der Marquis Maffei, der Cardinal Quirini und viele andre ausgezeichnete Männer zogen ihn bei ihren gelehrten Arbeiten zu Rathe. Die Akademien wetteiferten um die Ehre, ihn unter ihren Mitgliedern zu zählen. Die Akademie der Arkadier, die Akademie der Crusca, die etruscische Akademie zu Cortona, die königliche Gesellschaft zu London, die kaiserliche Akademie zu Olmütz übersandten ihm fast zu gleicher Zeit das Diplom. Die Verleumdungen seiner Feinde, daß er ein Ketzer und Atheist sey, fanden bei einem so aufgeklärten Papste, wie Benedict XIV., keinen Eingang, welcher Muratori sogar in einem eignen Schreiben darüber beruhigte. Muratori starb im J. 1750. Er besaß die umfassendsten Kenntnisse in der Jurisprudenz, Philosophie, Theologie, Poesie, Alterthumskunde, neuern Geschichte u. s. w. Sechsundvierzig Folio-, vierunddreißig Quart- und dreizehn Octavbände enthalten seine zahlreichen Werke, von denen wir nur folgende namhaft machen wollen: 1. Anecdota quae ex Ambrosianae bibliothecae codd. nunc primum eruit L. A. Muratorius; 2. Anecdota Graeca; 3. Rerum italicarum scriptores; 4. Antiquitates Italicae medii aevi; 5. Novus thesaurus veterum inscriptionum; 6. Annali d'Italia dal principio dell' era volgare fino all' anno 1500; 7. Della perfetta poesia italiana.

Murcia, ein ehemaliges Königreich, jetzt eine Provinz Spaniens. S. Spanien.

Muret, mit der lateinischen Endung Muretus (Marc Antoine), wurde am 12ten April 1526 zu Muret, einem Dorfe bei Limoges (von welchem er auch seinen Namen haben soll), geboren. Seine ersten Studien trieb er wahrscheinlich zu Limoges. Von seinem achtzehnten Jahre an lehrte er die humanistischen Wissenschaften zu Agen, dann zu Villeneuve, Poitiers, Bordeaux, Paris und Toulouse, an welchem letztern Orte er sich auch auf die Jurisprudenz legte. 1554 ging er nach Venedig. Hier und zu Padua lebte er wechselsweise sechs Jahr, und theilte seine Zeit zwischen Unterricht und Bücherschreiben, bis ihn der Cardinal Hippolyt von Este zu sich nach Rom berief, um ihn zu verschiednen Geschäften zu brauchen. Mit ihm machte er 1562 eine Reise nach Frankreich, und fing nach seiner Rückkehr nach Rom im Jahr 1563 an, sowohl über Classiker und Philosophie, als über das bürgerliche Recht öffentlich zu lehren. 1576 ließ er sich zum Priester weihen, 1584 legte er seine Lehrstelle nieder, und brachte in stiller und frommer Ruhe sein übrigens Leben zu, das er am 4ten Juni 1585 in seinem neunundfunfzigsten Jahre beschloß. Er war ohne Widerrede einer der

trefflichſten lateiniſchen Styliſten neuerer Zeit, ein Mann von Scharfſinn und Geſchmack, und verdient unter den Philologen und Kritikern einen ausgezeichneten Rang. Neben ſeinen variis lectionibus (von F. A. Wolf zu Halle, 1791, gr. 8. neu herausgegeben) und Erklärungen einzelner Claſſiker hat er ſich vorzüglich durch ſeine Reden berühmt gemacht, welche ganz das Gepräge des claſſiſchen Alterthums an ſich tragen. Seine ſämmtlichen Werke ſind zuſammengedruckt zu Verona 1727, 5 Bände 8., welche Sammlung aber kaum die Hälfte derſelben enthält, und äußerſt nachläſſig gemacht iſt. Weit vollſtändiger, genauer und kritiſcher iſt die ſchöne von David Ruhnken zu Leyden 1789, in 4 Großoctavbänden beſorgte Ausgabe. A — s.

Murias (franzöſiſch muriate) wird in der Chemie die Verbindung der Salzſäure mit Metallen, oder der in Säuren auflöslichen Erden genannt; daher muriatiſch, z. B. muriatiſche Waſſer, Salzſäure enthaltend.

Murillos (Bartholomeo Eſteban), ein berühmter ſpaniſcher Mahler, geboren zu Sevilla im Jahr 1618, zeigte ſchon früh eine außerordentliche Kunſtanlage, empfing den erſten Unterricht im Zeichnen von ſeinem Anverwandten, Juan del Caſtillo, machte ſchnelle Fortſchritte, arbeitete, als ſein Lehrer ſich in Cadix niedergelaſſen hatte, für ſich allein, was ihm aufgetragen wurde, und erwarb ſich eine große Fertigkeit des Pinſels und ein gefälliges, jedoch etwas manierirtes Colorit. Außer dieſer erſten Periode ſieht man mehreres von ihm zu Sevilla. Eine Menge ſeiner Heiligenbilder gingen nach Indien; von dem daraus gelöſten Gelde erſparte er ein hinlängliches Reiſegeld, um nach Madrid zu gehn, wo ſein Landsmann Velasquez ihn 1643 ſehr wohlwollend aufnahm, und ihm die Erlaubniß verſchaffte, die Meiſterwerke eines Titian, Rubens, Van Dyk, Ribera, ſo wie ſeine eignen, zu copiren. Im J. 1645 kehrte Murillos nach Sevilla zurück, wo er durch ſeine Gemählde im Kloſter Francisco allgemeines Erſtaunen erregte. Sie waren in dem den Spaniern noch unbekannten Style der Van Dyk, Spagnolet und Velasquez ausgeführt, und erwarben ihm viele Aufträge. Seine ruhmvollſte Periode war indeß von 1670 — 80, während welcher er neben andern acht große Werke für die Kirche des Hoſpitals San Jorge della Caridad mahlte. In dieſen Bildern zeigt ſich ſein großes Verdienſt; ſeine gründliche Kenntniß der Anatomie in der Figur des Gichtbrüchigen; die ſchönen Maſſen ſeines Licht- und Schattenſpiels in der Erſcheinung der Engel bei Abraham; der Adel in dem Charakter ſeiner Köpfe, beſonders des Chriſtus und Moſes und in dem Vater des verſchwenderiſchen Sohns; der Ausdruck in der innigen Reue dieſes Letztern; die herrliche Compoſition, die richtige Perſpective, und das Colorit in allen. Eine Arbeit von ähnlicher Vollkommenheit war diejenige für die Kirche de los Venerables, ferner in dem Kloſter der Capuziner. Für eben dieſen Orden mahlte er zu Cadix ein großes Altarblatt, aber noch vor Vollendung deſſelben that er einen unglücklichen Fall, der ihm eine gefährliche Krankheit zuzog. Er kehrte nach Sevilla zurück, und ſtarb daſelbſt 1682. Er brachte aber nicht allein durch ſeine zahlreichen und trefflichen Arbeiten die Mahlerkunſt in Spanien in Aufnahme, ſondern auch durch eine Akademie, deren Stiftung ihm trotz aller Hinderniſſe gelang, und deren Präſident er ſeit 1660 war. Seine Schüler wichen jedoch nur zu bald von dem großen Styl

ihres Meisters ab, um sich einem bequemern Naturalismus zu überlassen. Viele seiner Werke sind nach Frankreich und England gegangen. Auch in der königlichen Dresdner Gallerie findet sich von ihm eine herrliche Madonna mit dem Kinde.

Murky ist eine veraltete Art kleiner Tonstücke für das Clavier, in welchen der Baß durchgehends aus gebrochnen Octaven besteht, daher Murkybässe. Ihr Charakter ist lustig. In dem 36sten der kritischen Briefe über die Tonkunst findet man eine sehr genaue Angabe der Entstehungsart dieser Tonstücke, deren Grundlosigkeit aber schon dadurch bewiesen wird, daß bereits Shakspeare des Murky erwähnt.

Murmelthier (mus marmotta, mus alpinus, franz. marmotte), ein Thier, das vornehmlich in Rußland im Kasanschen Gouvernement, und an der Wolga, so wie an dem Donflusse, in Menge zu finden und an Größe und Farbe sehr verschieden ist. Die gemeinsten haben braungelbe Felle, seltner sind die schwarzen, am seltensten die weißen. Die Felle werden gemeiniglich schwarz gefärbt und liefern ein gutes Pelzwerk. Auch Amerika, besonders Canada liefert dergleichen. Die Schweiz liefert die Häute für die Rauchhändler und das Fett für die Apotheken. Das Murmelthier lebt gesellig auf den höchsten Schneegebirgen in der Schweiz, Tyrol, den Pyrenäen und Apenninen, baut sich in die Erde, und schläft in seinen Höhlen während des kalten Wetters. Sie werden bei hartem Froste aufgesucht, und sind leicht zu zähmen, aber heftige Feinde der Hunde. Man richtet sie leicht zu Kunststücken ab.

Murner (Thomas), als deutscher Satiriker des sechzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet. Er war, wie sein Muster in der didactischen Satire, Sebastian Brand, zu Straßburg geboren und zwar im Jahr 1475. Er studirte Theologie, wurde dann Franziscaner, und hatte die Ehre, vom Kaiser Maximilian I. 1506 als Dichter gekrönt zu werden. Seine satirischen Schilderungen, besonders seine Angriffe auf die damals verderbten Geistlichen zogen ihm viele Verfolgungen zu. Doch war er ein eifriger Catholik und Gegner Luthers, wie seine Invectiven gegen diesen und sein Kirchen- und Ketzeralmanach von 1536 zeigen. Auch folgte er der Einladung Königs Heinrich VIII. nach England und nahm an den Disputationen über Catholicismus und Protestantismus Theil. Nachher hielt er sich in der Schweiz auf, predigte gegen den Protestantismus, wurde aber auch von den catholischen Cantonen dieses Landes verwiesen, und starb als Doctor der Theologie um 1536, nach Einigen schon 1531. Er war überhaupt ein unruhiger Kopf, voll redlichen Eifers, aber heftig, ungestüm, derb, grob und persönlich, und in dem Bedürfniß, seinen Witz auszuschütten, umständlich und geschwätzig. Seine Sprache ist kräftig und oft neu. Die vorzüglichste seiner Satiren ist die Narrenbeschwörung, Straßburg 1512 und nachher mehrmals; hier zeigt er sich als Kenner der menschlichen Narrheiten, die er ohne Schonung geißelt, und liefert manches kräftige Sittengemählde seiner Zeit. Seine Schelmenzunft (1512. 4. und ebenfalls in mehreren spätern Ausgaben, mit Erklärungeu und Glossen, Halle 1788. 8.) entlarvt den Orden der Betrüger. Zu seinen übrigen Schriften, die man in Kochs Compendium der deutsch Lit. Th. I. S. 154 findet, gehört auch die Gäuchmatt oder die Geckenwiese, und

ſeine geiſtliche Badefahrt (Straßb. 1514), ein religiöſes Gedicht in Reimen. Auch hat er den Tyll Eulenſpiegel bearbeitet. Vergl. Waldau von Th. Murners Leben und Schriften, Nürnberg 1775.

Murphy (Arthur), ein engliſcher Dramatiker, geboren zu Elphin in Irland 1730. Er wurde in einem franzöſiſchen Seminar zu St. Omer erzogen, und ſollte dann in London die Handlung erlernen. Allein Garricks Ruhm zog ihn zum Theater. Er ſpielte 1752 und 1753 zu Drury-Lane, fiel aber durch, entſagte der Bühne und wurde Schriftſteller. Sein Antheil an dem Journal, The Gray's-Inn Journal, machte ihn bekannt und verſchaffte ihm Johnſons Freundſchaft. Er zeigte ſich in den öffentlichen Blättern als einen der heftigſten Feinde des unglücklichen Admiral Byng; dies erwarb ihm die Gunſt des Lord Holland, der ihm die Aufnahme unter die engliſchen Advocaten, wiewohl mit großer Mühe, verſchaffte. Aber auch als Rechtsgelehrter machte er kein Glück; er fing alſo nun an für das Theater zu ſchreiben, und verpflanzte viele ausländiſche Producte glücklich auf engliſchen Boden. Seine Stücke gefielen. Sein griechiſches Mädchen gehört zu den beliebteſten Trauerſpielen in England; ſein Styl iſt edel, einfach und elegant, aber wenig kräftig. Seine beſten Komödien ſind: Alle Welt hat Unrecht; die Schule der Vormünder; der Feind ſeiner ſelbſt; die Wahl u. ſ. w. Sie ſind ziemlich treue Sittengemählde in einem leichten und correcten Styl. Mehr komiſches Talent hat der Verfaſſer in ſeinen Farcen als in ſeinen Luſtſpielen gezeigt. Die beſte derſelben iſt betitelt: Drei Wochen nach der Hochzeit. (Works, Lond. 1786. Voll VII. 8.) Seiner Ueberſetzung des Tacitus fehlt es an Genauigkeit und Treue, doch hat ſie ihm in England mehr Ruhm gebracht, als ſeine andern Arbeiten und ſelbſt die Biographie Johnſons (Essay on the life and genius of S. Johnson, Lond. 1792. 8.). In den letzten Jahren ſeines Lebens genoß er eine jährliche Penſion von 200 Pf. St. Er ſtarb 1805 in London.

Murr (Chriſtoph Gottlieb von), als Geſchichts- und Alterthumsforſcher berühmt, wurde in Nürnberg im Jahr 1733 geboren, bildete ſich zum künftigen Gelehrten anfangs in Nürnberg, ſpäterhin auf der hohen Schule zu Altorf, und kehrte nach vollendeten Studien an den erſtern Ort zurück, wo er in der Folge die Stelle eines Zollamtmanns bekleidete. Das erſte größere Werk, wodurch er ſich in der literariſchen Welt bekannt machte, war ſeine Bibliothèque de Peinture etc., welche im Jahr 1770 erſchien. Vor allen ſeinen Schriften aber zeichnet ſich ſein im Jahr 1775 angefangnes, und bis zum Jahr 1789 fortgeführtes „Journal zur Kunſtgeſchichte und zur allgemeinen Literatur" aus. Es umfaßt ſiebzehn Theile; eine in den Jahren 1798 und 1799 angefangne Fortſetzung dieſes Werks, unter dem Titel: Neues Journal ꝛc." wurde ſchon mit dem zweiten Bande beſchloſſen. In dieſem Journal iſt ein großer Schatz von einzelnen Abhandlungen über die älteſte Geſchichte der Oelmahlerei, der Kupferſtecher- und Formſchneidekunſt, Beſchreibungen ſeltner Werke, Beurtheilungen der vorzüglichſten in fremden Sprachen erſchienenen Bücher, oder Auszüge aus den koſtbarſten derſelben, Nachrichten über die neueſten Fortſchritte der Künſte und Wiſſenſchaften ꝛc. enthalten, die ſich durch Gründlichkeit, kritiſchen Geiſt, Unpartheilichkeit und würdige Darſtellung

aufs vortheilhafteste auszeichnen. Vorzüglich reichhaltig und brauchbar sind die Forschungen über die Geschichte der deutschen Kunst; denn Nürnberg, als die Vaterstadt der deutschen Kunst, bot dem Verfasser eine reiche Fundgrube dar, um Untersuchungen darüber anzustellen. Man muß Murr das Verdienst lassen, daß er die Bahn zu dergleichen, in den neuesten Zeiten mit so vielem Glück behandelten, Untersuchungen hat brechen helfen. In spätern Jahren gab der unermüdete Litterator noch andere sehr interessante Schriften heraus: die Abbildungen der Herculanischen Alterthümer; eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs; die Beschreibung der Merkwürdigkeiten Nürnbergs und Altorfs, und noch im J. 1805 eine Schrift: die Mediceische Venus und Phryne. Er starb im Jahr 1809. BC.

Murrhinische oder Murrhenische Gefäße, vasa murrhina, gehören zu den Prachtgefäßen der Alten, welche sich durch Kostbarkeit des Stoffes, wie durch Schönheit der Bearbeitung auszeichneten. Sie waren durch Pompejus aus Asien nach Rom gebracht worden, als dieser den Mithridates besiegt hatte, und wurden mit ungeheuren Preisen bezahlt. Ueber ihren Stoff sind die Alterthumsforscher verschiedener Meinung. Einige haben denselben für ein Fossil aus der Classe der Sardonyxe und Achate, Andere für ein Artefact, eine Art Porzellan, gehalten. (S. Plastik.)

Murten (französisch Morat, lateinisch Muratum), eine in der Schweiz, im Kanton Freiburg, an dem durch die Broye mit dem Neuburger See verbundenen Murter-See gelegene Stadt, sechs Stunden von Bern, mit einem alten Schlosse, in welchem der Landvogt (hier Schultheiß genannt) residirt. Im letzten Viertel des funfzehnten Jahrhunderts entspann sich eine heftige Fehde zwischen der Eidgenossenschaft und Carl dem Kühnen, Herzoge von Burgund. Die nähere Veranlassung gab ein dem Hause Savoyen angehöriger Graf von Romont, der zwei Wagen mit Kaufmannswaaren, das Eigenthum Nürnbergischer Kaufleute, anhalten ließ. Drei Tage nachher waren acht Bürger aus Freiburg und Bern in dem wälschen Schweizerlande, oder dem sogenannten Waatlande (Pays de Vaud) ermordet worden. Der Verdacht fiel auf den Grafen, und mochte wohl nicht ungegründet seyn, denn dieser begab sich nach Bern, und bot eine vollkommne Genugthuung an. Bei der Zurückkunft in seine Grafschaft fand er aber die erfreuliche Nachricht vor, daß Carl der Kühne ihn zum Marschall bestellt habe. Dies war genug, um ihn für seinen neuen Herrn zu gewinnen. Den Schweizern entfiel bei den Zurüstungen und dem Andringen ihres mächtigen Feindes der Muth. Sie erboten sich zur Zurückgabe dessen, was sie ihm bereits abgenommen hatten, und sprachen den König Ludwig XI. um seine Vermittelung an. Diese blieb aber erfolglos und der Krieg begann. Carl ging über den Berg Jura, drang bis Lausanne vor, belagerte Grandson, eine Stadt an einer Anhöhe beim Neuburger See, nahm sie ein, und ließ einen Theil der Besatzung aufhängen, indem er den andern Theil in die Tiefe des Neuburger Sees zu stürzen befahl. Diese Barbarei erbitterte die bedrohte Schweiz. Achtzehn- bis zwanzigtausend Mann stellten sich dem tyrannischen Sieger entgegen, dessen Heer mehr als funfzigtausend betrug. Es kam am 2ten März 1476 zur Schlacht. Die Burgunder hatten die Unvorsichtigkeit, sich in einen schmalen von Anhöhen eingeengten Weg zu begeben, die Schweizer fielen sie

an, schlugen todt, was nicht weichen wollte, nahmen dem Herzoge sein Geschütz, sein Kriegsgeräth, seine ganze Feldcasse, selbst seine Edelsteine wurden ihnen zu Theil. Grandson wurde von ihnen wieder genommen, doch leider! berichtet die Geschichte, daß sich die Schweizer, statt den Herzog durch Edelsinn zu beschämen, sich auf das grausamste rächten. Auch sie hängten zum Theil die gefangen genommene burgundische Besatzung auf, und ertränkten den Rest in dem Neuburger See. Nun nahm der Krieg einen noch feindseligern Charakter an. Der erbitterte Carl ersetzte so gut, als es sich bewirken ließ, seinen Verlust. Vierzigtausend Mann waren in kurzem wieder zusammengebracht, und schon am 10ten des Brachmonats zeigten sie sich vor den Thoren von Murten. Zur Hülfe der Schweizer eilten die Contingente der mit ihnen verbundenen rheinischen Städte, Straßburg, Basel, Colmar, Schlettstadt, Kaisersberg, des Sundgaus und der Grafschaft Pfridt in Eilmärschen herbei. Den Oberbefehl erhielt Renatus, Herzog von Lothringen, ein kluger und herzhafter Mann. Ihnen gegenüber stand Carl von Burgund. Die Annalen jener Zeit geben seinen Vortrab auf 80,000, und seinen Nachzug auf 30,000 Mann an. Renatus von Lothringen fürchtete dennoch den Verwegnen nicht. Durch einen Ueberläufer von der Stellung des Feindes benachrichtigt, rückte er ihm mit schnellen Schritten entgegen, drang auf die Verwachen ein, brach durch, stürzte sich mit den ihm voraneilenden Flüchtigen in das Lager der Burgunder, wurde durch die Besatzung von Murten verstärkt, und erkämpfte so einen Sieg, deren es wenige giebt. Er wurde Herr des feindlichen Lagers, Geschützes und Reichthums. Auch hätte er beinahe den besiegten Carl als Gefangnen zu seinen Füßen gesehn, aber der Vernichtete sprengte, von zwölf ihm übrig gebliebenen Reitern begleitet, mit verhängtem Zügel davon, und sah nicht eher rückwärts, als bis er sich zu Solane, einer sechzehn Meilen von Murten entfernten, in der Champagne belegenen Stadt, befand, von da er nach Besançon ging. Die dankbaren Sieger machten dem braven Renatus mit des Besiegten Zelte, so wie mit seinem Geräthe und allem Geschütze ein Geschenk, versprachen ihm Hülfe, wo und wann er sie brauchen werde, und hielten als Männer von Treue und Glauben ihr gegebnes Wort. So hat sich Murten in der Geschichte der Eidgenossenschaft und des funfzehnten Jahrhunderts einen Namen gemacht. Nach ältern Geographien befindet sich in einem, eine Viertelstunde von der Stadt an der Reichsstraße belegenen Dorfe Merlach eine verschlossene Capelle mit vielen Todtenbeinen und Hirnschädeln, an welcher man folgende Inschrift liest: Caroli inclyti et fortissimi Ducis exercitus, Muratum obsidens, ab Helvetiis caesus, hoc sui monumentum reliquit. Anno 1476. Und weiter unten folgende Reime:

Dies Gebein ist der burgundischen Schaar,
Im vierzehnhundert siebzig und sechsten Jahr,
Vor Murten durch ein Eidgenoßschaft
Erlegt mit Beistand Gottes Kraft.
Auf der zehntausend Rittern Tag
Geschah dies große Niederlag.

Von dem Herzoge von Burgund sagte man: „Er habe in der Schlacht bei Grandson seinen Reichthum, bei Murten seine beste Mannschaft, und bei Nancy sein Leben verloren." DII.

Musagetes, Musenführer, ein Beiname des Apollo, den er gleichsam als Vorsteher und Lehrer der Musen führt. Indeß findet man in spätern Zeiten diesen Beinamen nach öfter dem Hercules sowohl in Inschriften, auf Gemmen u. s. w., als auch bei Schriftstellern ertheilt; in neuern Zeiten gibt man diesen Ehrennamen auch einem Gönner der Wissenschaften und Künste.

Musaische Mahlerei, s. Mosaik.

Musäos, Musäus, ein berühmter griechischer Dichter aus dem mythischen Zeitalter. Er war aus Athen gebürtig. Einige nannten ihn einen Sohn des Eumolpus und der Selene, Andre des Antiphemus und der Selene, noch Andre des Linus oder Orpheus. Ein Sohn des Orpheus heißt er wahrscheinlich nur, weil er dessen Nachfolger und Schüler war. Er war nicht nur Dichter, sondern auch Philosoph und soll die gottesdienstlichen Gebräuche nach der Vorschrift des Orpheus, insbesondre bei den Eleusinien und andern Mysterien, eingeführt haben. Die Alten schreiben ihm mehrere Werke zu, von denen nur einige Verse auf uns gekommen sind. — Von einem spätern Musäus, der in den Handschriften der Grammatiker genannt wird, und wahrscheinlich im vierten oder fünften Jahrhundert nach Chr. Geb. gelebt hat, haben wir ein erotisches Epos von der Liebe der Hero und Leanders (Ausgaben von Witford, Lond. 1655, von Röwer, Leyden 1737 u. A. und neuerdings von Heinrich, Hannov. 1793; Passow, 1810; und Möbius Halle 1814. 12.), dem es nicht an Schönheiten fehlt, und welches mehrmals ins Deutsche übersetzt worden ist (z. B. von Fulda und von Passow).

Musäus (Johann Carl August). Dieser originelle deutsche Schriftsteller war 1735 zu Jena geboren, studirte daselbst viertehalb Jahre Theologie, wurde darauf Magister und Mitglied der deutschen Gesellschaft, kehrte sodann zu seinen Aeltern zurück und lebte einige Jahre in Eisenach als Candidat des Predigtamts. Auch sollte er Landpfarrer bei Eisenach werden, aber die Bauern widersetzten sich — weil er einmal getanzt hatte. — Richardsons Grandison machte damals allgemeines Aufsehn und verrückte manchem schwachen Leser den Kopf. Gegen dieses Unwesen schrieb Musäus im J. 1760 seinen Grandison den Zweiten, eine satirische Parodie, Eisenach 1760, 3 Th., umgearb. 1780 8., welche viel Beifall fand. Im J. 1764 wurde er Pagenhofmeister am Weimarschen Hofe und sieben Jahre nachher Professor am dortigen Gymnasium. Dabei gab er Privatunterricht und nahm Kostgänger zu sich. Nach langem Zwischenraume trat er von neuem als Schriftsteller auf, um eine andre Thorheit der Zeit, die Verirrungen der Physiognomik zu strafen. Er that dies in seinen physiognomischen Reisen (in vier Heften, Altenb. 1778–79. 8.), die ihm einen verdienten Ruhm erwarben. Aufgemuntert durch den allgemeinen Beifall, faßte er jetzt den Gedanken, Volksmährchen der Deutschen zu schreiben, welchen er auf gleich originelle Weise ausführte. Er sammelte sie unmittelbar aus dem Munde des Volks selbst, und gab sie in ihrer ganzen Kunstlosigkeit und Naivetät wieder. Durch diese Volksmährchen wurde er Nationalschriftsteller. Seine Absicht bei dieser Unternehmung war, der weinerlichen Empfindsamkeit freie Spiele der Phantasie entgegenzustellen und das gelangweilte Publicum durch den bunten Wechsel lieblicher Dichtungen zu ergötzen, die um so mehr gefielen, als sie mit den in der Jugend empfang-

nen Eindrücken übereinstimmten. Sie sind neu von Wieland herausgegeben worden (zuerst erschienen 1782; N. A. 1787. 5 Th. 8.). Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier, die er 1786 herausgab, sind mehr betrachtend als erzählend. Eine neue Reihe von Erzählungen begann er unter dem Titel: Straußfedern, wovon aber nur der erste Band aus seiner Feder kam, denn er starb gleich nach seiner Erscheinung an einer höchst seltnen Krankheit, einem Herzpolypen, den 28sten October 1787. Auf seinem Grabe wurde ihm ein einfaches, aber schönes Denkmal von einem Unbekannten errichtet. Die Gutmüthigkeit, Heiterkeit und Harmlosigkeit, welche Musäus im Leben besaß, sind auch in seinen Schriften ausgedrückt. Er wurde dieser Eigenschaften wegen allgemein geliebt; obgleich er Satiren schrieb, wollte ihm doch niemand übel, denn seine Laune war nie mit Galle gemischt, die Pfeile seines Witzes nie in Gift getaucht. Als Schriftsteller ist er eben so unterhaltend als belehrend. Die gefälligste, munterste Laune, deutsche Offenheit und Biederherzigkeit, ungesuchte Anspielungen und eine Heiterkeit, die zuweilen zur possierlichsten Lebhaftigkeit wird, drückte allem, was er schrieb, den Stempel auf. Dabei hatte er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt und gebrauchte sie mit Leichtigkeit nach seinem jedesmaligen Zweck. Musäus nachgelassene Schriften hat Kotzebue herausgegeben und Nachrichten von seinem Leben hinzugefügt.

Muscateller oder Muscatweine sind eine Art süßer französischer und italienischer Weine. Von jenen sind der Rivesaltes und Lunel die feinsten; ihnen folgt der Frontignan, der Montbasin u. s. w. Von den italienischen nennen wir den Syrakuser von Sicilien, den Moscato, Giro und Cannanao von Cagliari, den Muscat von Alghero und Oliastra in Sardinien; auch Toscana, Lipari, Corfu, Cypern und Candia liefern mehrere Sorten.

Muscatennuß, die gewürzreiche Frucht des Muscatennußbaums, der sonst auf allen moluckischen Inseln wild wuchs, von den Holländern aber an vielen Orten ausgerottet und besonders auf Banda, Neyro, Lantoor und Pulo-ay angebaut wurde. Auch die Engländer und Franzosen haben ihn in ihren Besitzungen, Letztere namentlich auf Cayenne, angepflanzt. Die Blüthen dieses Baums, welche ohne Geruch sind, kommen einzeln nach und nach zum Vorschein. Es sitzen deren mehrere auf einem in Zweige getheilten Blüthenstiele in den Winkeln der Blätter. Die Früchte, welche neun Monate nach der Blüthe zur Reife kommen, gleichen einer mittelmäßigen Pfirsiche an Gestalt und Größe; nach dem Stiel hin aber sind sie zugespitzt, wie eine Birn, und der Länge nach wie die Pfirsiche durch eine Vertiefung getheilt. Bei völliger Reife ist die äußere Haut fettglatt und blaßgelb, nach Andern röthlich. Unter derselben liegt ein dickes, hartes, herbes, weißliches Fleisch, welches unbrauchbar ist. Zur Zeit der Reife zerplatzt dasselbe und läßt die Nuß fallen, welche, wie die welsche Nuß, mit einem markigen, netzartigen Gewebe von röthlicher Farbe umgeben ist. Dieses Gewebe macht die im Handel bekannte Muscatenblüthe oder Macis aus. Der Name Muscatenblüthe ist also uneigentlich. Dieses kostbare Gewürz nimmt man von den ihres Fleisches entledigten Nüssen mit einem Messer sorgfältig ab, trocknet es im Schatten, besprengt es mit Seewasser und trocknet es wieder, wodurch es die röthlich gelbe Farbe erhält. Endlich wird es in Säcke

zum Verkauf eingepackt. Die Nüſſe enthalten unter einer ſchwarzen, holzigen, leicht zerbrechlichen Schale unmittelbar den Saamenkern, den man die Muscatennuß nennt. Sie wird getrocknet, auf Horden gelegt, dem Rauche ausgeſetzt und dann aufgeſchlagen, ſortirt, in Körbe geſchüttet und einigemal in ein Gemiſch von Kalk- und Seewaſſer getaucht, um ſie vor dem Ranzichtwerden zu verwahren. — Man ſammelt die Früchte dreimal des Jahrs, im Julius und Auguſt, im November und im März und April. Die letzte Ernte giebt die reichſte Ausbeute Man preßt aus den Nüſſen das koſtbare Muscatenöl.

Muſcheln, ſ. Schalthiere.

Muſchenbroek (Peter von) oder Muſſchenbroek, war 1692 zu Leyden geboren, und ſtarb daſelbſt 1761. Er ſtudirte an ſeinem Geburtsort Medicin, Phyſik und Mathematik und promovirte daſelbſt 1715. Nachdem er eine Reiſe nach London gemacht hatte, wo er Newton kennen lerute und von Desaguliers manchen Aufſchluß erhielt, kehrte er nach Holland zurück, wo er bald angeſtellt wurde. Die Univerſität Utrecht war ſeit lange durch ihre Rechtslehrer berühmt; Muſchenbroek, der zum Profeſſor der Phyſik und Mathematik ernannt worden, erwarb ſich auch in dieſen Wiſſenſchaften einen Namen. Bald wurde er nach Leyden berufen, um dort denſelben Lehrſtuhl anzunehmen. Mehrere Akademien, namentlich die Pariſer und Londner, ernannten ihn zum Mitgliede. Die Könige von England, von Preußen und von Dänemark verſuchten umſonſt ihn in ihre Staaten zu ziehen. In der Experimentalphyſik erwarb ſich Muſchenbroek bleibende Verdienſte; durch ſeine Bemühungen wurden die Fortſchritte der Naturlehre ungemein befördert. Auch erfand er das nachher von Lambert verbeſſerte Pyrometer. In ſeinen Verſuchen wie in ſeinen Rechnungen ſieht man viel Scharfſinn und Genauigkeit. Seine Werke ſind: Elementa Physices; Tentamina Experimentorum; Compendium physicae experimentalis; Introductio ad philosophiam naturalem; Institutiones physicae.

Muſelmann, verſtümmelt für Moslemin, ſ. d. Art.

Muſen, Musae, die Göttinnen der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, urſprünglich die Nymphen begeiſternder Quellen. Ihre Abſtammung wird verſchieden angegeben. Auch in den Namen und Perſonen der Muſen ſelbſt findet ſich große Verſchiedenheit. Die bekannteſten ſind die Töchter Jupiters und der Mnemoſyne, welche auch Moneta, Memoria und Mens genannt wird. Ihre Pflegemutter ſoll Eupheme geweſen ſeyn. Beim Homer wohnen ſie auf dem Olymp. Eigentlich ſtammten dieſe Göttinnen aus Pierien in Thracien, von da kamen ſie nach Böotien und dann ins übrige Griechenland. Wahrſcheinlich iſt der Grund davon, daß man den Urſprung der Sängercultur nach Nordgriechenland ſetzte. Anfangs kannte man nur drei Muſen: Melete (das Nachſinnen bei der Arbeit), Mneme oder Arche (das Gedächtniß zur Verewigung großer Thaten) und Aoide (der Geſang zur Begleitung der Erzählung) *). Endlich brachte Pierus, ein Macedonier, neun Muſen nach Theſpien, die man für ſeine Töchter hielt, und daher auch nach Pauſanias Pierides (Pierinnen) nannte. Andre leiten dieſen Namen von Pieria am Olympus in Macedonien her, wo ſie am früheſten verehrt wurden. Ihre Namen waren Clio, Euterpe, Thalia, Melpomene, Terpſichore, Erato, Polyhymnia, Urania und Kalliope.

*) Nach Cicero noch eine vierte, Thelxiope (de nat. deor. III, 21).

Die Dichtung erzählt, Jupiter brachte mit der Mnemosyne neun Nächte in Pierien zu, und zeugte in diesen die neun Musen. Gleich nach ihrer Geburt kamen sie singend und tanzend in den Olymp, wo Jupiter sie zur göttlichen Würde erhob. Nicht weit von der Spitze des Olympus ist ihr Palast neben den Palästen der Grazien und des Himeros, wo sie singen und tanzen. Gewöhnlich werden sie als Jungfrauen dargestellt; bisweilen aber werden sie auch Kinder der Musen genannt. Nur Urania bleibt Jungfrau, außer daß sie bei Eustathius die Mutter des Linus genannt wird. — Unter den Begebenheiten der Musen werden vorzüglich drei Wettstreite erzählt, die sie mit den Sirenen, den Töchtern des Pierus, und dem alten Barden Thamyris hatten. Die Sirenen mußten, als sie überwunden wurden, sich die Federn aus den Flügeln rupfen lassen, woraus sich die Musen Kränze fertigten. Die Töchter des Pierus flogen beschämt als geschwätzige Elstern hinweg. Als die Musen in dem Wettstreite mit ihnen sangen, standen der Himmel und die Gestirne, die Flüsse und das Meer still, und der Berg Helikon hüpfte vor Wonne, so daß Neptun, damit er nicht gar bis zum Sitze der Himmlischen steigen möchte, den Pegasus abschickte, der ihm mit dem Fuße auf den Scheitel schlug; bei dem Gesange der unglücklichen Pieriden aber deckte schwarze Finsterniß weit umher die Gefilde. Der Barde Thamyris, der einen Wettstreit mit ihnen einging, hatte als Bedingung festgesetzt, daß, wenn er als Sieger davon ginge, jede von ihnen eine Nacht in seinen Armen ruhen sollte; würde er aber besiegt, so sollten sie ihm eine willkührliche Strafe auferlegen. Der letztere Fall trat ein, und er verlor zur Strafe seiner Vermessenheit die Augen und die Kunst, die Cither zu spielen. Eine gewisse Völkerschaft, erzählt die Sage, hörte den Gesängen der Musen mit so viel Vergnügen zu, daß sie das Essen darüber vergaß, und, dem Hungertode nahe, aus Mitleiden von den Göttinnen in Heuschrecken verwandelt wurde, welche immer singen, ohne wie man glaubte, der Nahrung zu bedürfen. — Die gewöhnliche und gemeinschaftliche Beschäftigung der Musen war Gesang und Tanz. Erst in spätern Zeiten schrieb man jeder einzelnen eine besondre Verrichtung zu, wovon die Alten nichts wußten. Kalliope wurde nunmehr die Göttin des Heldengedichts. Sie war die vorzüglichste unter den Musen, die Beschützerin der Könige, denen sie die Gabe der Beredsamkeit und des Gesanges schenkte. Clio war die Göttin der Geschichte, Euterpe der Flöte, Thalia der Komödie, Melpomene der Tragödie, Urania der Sternkunde, Erato der Liebesgesänge, Polyhymnia der Beredsamkeit und Mimik, und Terpsichore des Tanzes. Wollte man ihre Namen übersetzen, so könnte Erato die Liebliche, Kalliope die Schönredende, Euterpe die Wohlgefallende, Thalia die Fröhlichkeit, besonders bei Gastmählern, Melpomene die Gernsingende, Polyhymnia die Mannichfaltigkeit des Gesanges, Terpsichore die Tanzliebende, und Clio den Ruhm bezeichnen. (Vergl. die besondern Artikel.) Ihre meisten Beinamen erklären sich von ihren Wohnsitzen, dem Helikon, Pindus, Parnassus, und den heiligen Quellen daselbst (daher Castaliden, Pimpleiden ꝛc.). Im allgemeinen werden sie als schöne, bekleidete Jungfrauen mit Kränzen von Palmlaube oder Lorbeern oder Rosen, oder den Federn der Sirenen abgebildet. Sie tanzen im Kreise verbunden um den Apoll. (S. Museum Pio-Clementinum T. I. tab. 17. 28. u. T. IV. tab. 14-15). Ihre Verehrung verbreitete sich von Griechenland nach Italien; die Römer nannten sie eigentlich Camö-

nen. In Rom hatten ſie verſchiedene Tempel und einen heiligen Hain. Von den Thieren waren ihnen die Schwäne, die Nachtigallen und die Heuſchrecken heilig. Sie hatten Kunde der Vorzeit und wurden von dem Dichter am Eingange ſeines Geſanges angerufen.

Muſette (lateiniſch Musa, italieniſch Musetta), bedeutet 1. eine Sackpfeife (ſ. d. Art.). Im vorigen Jahrhundert eignete ſich die Franzoſen die Erfindung derſelben zu, und nannten ſie Muſette de Paris. Ein Schweizer, Hirt, aus Solothurn, brachte das Inſtrument nachher nach Rußland an den Hof der Kaiſerinn Eliſabeth, fand aber durchaus keinen Beifall; 2. ein kleines Tonſtück, das zum Tanzen eingerichtet iſt, gemeinlich in $\frac{6}{8}$ Tact, von etwas langſamer Bewegung, naiver Einfalt und einem ſanften ſchmeichelnden Geſange, oft auch über einen anhaltenden Baßton geſetzt. Tanz und Muſik iſt für ländliche Luſtbarkeit beſtimmt.

Muſeum nennt man eine Sammlung ſeltner und intereſſanter Gegenſtände aus dem ganzen Gebiet der Naturgeſchichte und Künſte, welche in einem Gebäude zur Anſicht der Kenner, zum Genuſſe der Kunſtfreunde, zur Befriedigung der Neugierigen und zur Belehrung von Schülern und Meiſtern aufgeſtellt iſt. Zuerſt wurde dieſe Benennung, die eine Muſengrotte oder einen Muſentempel bezeichnet, dem Theile des königlichen Palaſtes in Alexandrien gegeben, welchen Ptolemäus Philadelphus für die Bibliothek beſtimmte. Im engern Sinne ſind die Muſeen Schatzkammern alter claſſiſchen Kunſtdenkmale, und wurden zur Aufbewahrung der größern plaſtiſchen Werke, und deſſen, was uns von der Bildhauerkunſt der Griechen und Römer blieb, beſtimmt. Die ſchönſten Zwecke der Kunſtwerke, zu begeiſtern und ſinnnig zu ſchmücken, ſind verfehlt, wenn ſie in Muſeen aufgehäuft und eingekerkert werden; hier bleibt die Kunſt wohl Lehrerin, aber ſie iſt nicht mehr Prieſterin, nicht mehr Spenderin der reinſten, entzückendſten Freuden. Als die Urbilder der hohen Götter noch einzeln und in coloſſaler Größe in ihren herrlichen Tempeln thronten, als des Alkamenes Venusbilder unter den Blumenlauben der Gärten, die Hermes-, Eros- und Herculesgeſtalten in den Gymnaſien, Diana mit ihren hochgeſchürzten Nymphen in ſchattigen Hainen, Myron's Nereidenzuge am Seegeſtade, und Apollo, Bacchus und die Muſen in den Theatern wohnten; da war alles an rechter Stelle, wo es erſt die volle, vom Künſtler beabſichtigte Wirkung thun konnte. Eben ſo ging es den neuern Werken chriſtlicher Kunſt, als man ſie dem ſtillen Schatten der hochgewölbten Dome, dem Schutze der Altäre, dem kindlich frommen Kerzenſchein entriß. — Die erſten Kunſtſammlungen finden wir freilich ſchon in den Periſtylen alter Tempel; Delphi mit ſeinen nach Volksſtämmen getheilten Schatzkammern, der Tempel der ſamiſchen Juno und die palladiſche Akropolis zu Athen, waren überreich an Kunſtwerken, aber es waren Weihgeſchenke, ſinnig und ſchicklich geordnet und aufgeſtellt. Alexanders Nachfolger häuften Bildwerke aller Art in ihren Königsſitzen, um ſie bei ihren Siegeszügen in unabſehbaren Prunkzügen herumzuführen; die Kunſt diente, aber ſchmückend und belebend. Aehnlich war das Schickſal der Kunſtwerke im alten Rom; die gefangnen Götterbilder wurden als Sklaven aufgeführt und unter den römiſchen Kaiſern gab es mehr als einen Nero, der allein aus Delphi 500 Statuen zur Schmückung ſeines goldnen Hauſes kommen ließ. Doch Muſeen wurden hier noch nicht errichtet, öffentliche Gebäude und Paläſte wurden mit ſinniger Auswahl geſchmückt, und in das Leben ging immer noch die Kunſt über. Doch

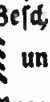
bald ging auch dieſer letzte Schimmer alter Größe unter, und in der guten, allverbergenden Mutter Erde bildete ſich das erſte Muſeum, welches rettend und ſchützend die alten Kunſtwerke vor den Anfeindungen der Vandalen bewahrte. Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts waren in Rom ſelbſt an fünf antike Marmorbilder und eine einzige Statue von Bronze bekannt. Von Florenz aus ging ein neuer Tag für die Künſte auf. Das Zeitalter der Mediceer begann. Cosmus I. ſammelte ſchon Antiken, und legte den Grund zum berühmten Florentiniſchen Muſeum. Bald wetteiferten die andern kunſtliebenden Fürſten hierin. Einer der Mediceer, Papſt Leo X., verpflanzte die ſeinem Hauſe ſo eigne Kunſtliebe nach Rom. Die Villa der Mediceer auf dem Monte Pincio wurde der Mittelpunkt der gefundnen Kunſtſchätze. Ein edler Wetteifer ergriff alle großen Familien Roms und ganz Italiens, durch fleißige Nachgrabungen das Köſtlichſte der Vorwelt zu gewinnen und ihre Paläſte damit zu ſchmücken. Alle dieſe Sammlungen hatten mit Münzſammlungen angefangen. Die Familie Eſte machte die erſte Gemmenſammlung; ſie waren durch ihre Inſchriften beliebt, denn von Buchſtabenſchrift ging die neuere Cultur aus, wie die ältere von Muſik. Von den Münzen ging man zu Sammlungen von Büſten über, doch blieben dieſe meiſt, wo ſie hinpaßten, in Bibliotheken und Thronſälen, ſo wie man die übrigen gefundnen Bildwerke noch gern in geräumige Hallen und offene Höfe vertheilte, wie das Cortile im Belvedere und die Villen in und bei Rom es zeigen. Muſterhaft war in dieſer Hinſicht die Aufſtellung der Antiken in den neun Stanzen der Villa Borgheſe, welche leider bei der Rückkehr der Kunſtwerke nach Italien nicht wieder hergeſtellt werden konnte, da dieſe Borgheſiſchen Kunſtſchätze von den Franzoſen gekauft und nicht geraubt wurden. Unter Italiens Himmel blieb manches möglich, was das rauhe nordiſche Clima ganz verbietet, und mit Recht ruft einer unſerer Schriftſteller ſcherzend: „der Winter hielt Hochzeit mit der Armuth, und erzeugte eine zahlreiche Nachkommenſchaft, unter welcher ſich die Muſeen, Antikengallerien und Alterthumscabinette befinden!“ Die vielen ſinnloſen, nur durch engen Raum und eitle Willkühr geordneten Zuſammenſtellungen ganz heterogener Gegenſtände ſtören bei ſolchen Vorrathskammern und Kunſtſpeichern am meiſten. Doch ſie ſelbſt ſind ein nothwendiges Uebel geworden, deſſen böſer Einfluß aber wieder gehoben iſt, wenn wir nur mit vollem, reinem Sinn und wahrem Enthuſiasmus hineintreten, das Herrliche einzeln genießen und fühlen, das überall, wo göttliche Kunſt waltet, auch ein Tempel iſt! Die berühmteſten Muſeen in Italien ſind: das Muſeum im Vatican, welches faſt alle Zimmer dieſes ungeheuern Palaſtes einnimmt, da alle berühmteſten Gemählde, Statuen, Reliefs, Bücher und Handſchriften hierzu gehören. Die Stanzen und Logen enthalten die berühmten Frescogemählde Rafaels, im Cortile iſt der Apoll und der Laokoon, nebſt unzähligen der herrlichſten Bildwerke, in die Vaticaniſchen Säle kamen Rafaels Transfiguration, ſeine Madonna di Foligno, und die meiſten der berühmten Gemählde, die nach Paris entführt waren. Das Muſeum in Florenz wetteifert mit dem Vaticaniſchen, ſeine ſchönſte Zierde iſt die Mediceiſche Venus und der Farneſiſche Hercules. Das Muſeum in Paris war zu der Zeit, wo alle höchſten Kunſtſchätze darin aufgehäuft waren, das reichſte der Welt; es iſt aber auch jetzt noch beträchtlich. Die herrliche Diana, Apollo's echte Schweſter, die majeſtätiſche Pallas von Velletri und die coloſſale tragiſche Muſe ſind deſſen höchſte Zier-

den. Da man in Frankreich (wohl mit Recht) auch die Gemählde-gallerie mit unter dem Titel Musée versteht, so müssen wir hier der herrlich verzierten Gallerie des Louvre gedenken, die über den Antikensälen vom Pont des Arts bis Pont Royal sich erstreckt, und deren größte Zierden jetzt, außer den von Franz I. erkauften Gemählden von Rafael und Leonardo, die Werke von Poussin, Le Brun und Le Sueur, so wie die Gemählde der ehemaligen Gallerie des Luxemburg von Rubens sind. Außerdem hatte Paris noch ein Museum von Nationaldenkmählern, welches höchst interessant war. Alle die Monumente, welche die Volkswuth während der Revolution den Kirchen entrissen hatte, wurden hier von Le Noir, einem Mann von Kenntnissen und Geschmack, aufbewahrt, und nach Jahrhunderten geordnet in Sälen aufgestellt, wovon jeder im Geschmack seines Jahrhunderts gebaut und verziert war; es war ein Garten dabei zu den Grabmälern, die zu groß für die Säle waren; das Ganze war höchst merkwürdig, und es ist zu bedauren, daß jetzt alles wieder an die alten Stellen zurückkehrte. Unter Englands Museen ist das Oxforder das älteste. Es wurde 1679 angelegt, und verdankt einen großen Theil seiner Schätze dem Elias Ashmole, dessen Namen es auch seitdem führt. Das Brittische Museum in London wird durch Schenkungen sowohl als Ankäufe immer reicher. Sir Robert Cotton legte durch seine schöne Handschriftensammlung den Grund dazu; seitdem ließ die Regierung keine Gelegenheit, das Museum zu bereichern, unbenutzt: so kaufte sie die Sammlungen Hamiltons, die Marmor und Basreliefs Townleys und neuerlich noch die reiche Sammlung des Lord Elgin und die Friesenreliefs von Phigalia. In Deutschland sind die Museen in Dresden die berühmtesten, nämlich die dasige Antikensammlung, das Augusteum genannt, dessen höchste Zierde die drei herrlichen Herculanerinnen sind, die Gemählde-gallerie mit der berühmten Himmelskönigin von Rafael und heiligen Nacht von Correggio, und das Museum der Mengsischen Gypsabgüsse. Ferner sind in München und Wien schöne Museen; an ersterm Orte sind die trefflichen Antiken, welche der kunstliebende Kronprinz kaufte, noch nicht aufgestellt, die Gemählde-gallerie ist an niederländischen und deutschen Meistern besonders reich, ihre höchste Zierde ist Guido's Himmelfahrt der Madonna. In Berlin soll ein Museum geordnet werden, dessen Hauptreichthum die Gemählde sind, die sonst den Prinzen Giustiniani gehörten. In Cöln ist ein in seiner Art einziges Museum altdeutscher Gemählde in der Sammlung der Herren Boisserée. Frankfurt hat den Grund zu einem Nationalmuseum durch die Gemählde-sammlung des Herrn Städel. In Cassel und Darmstadt sind zwar nicht große, aber gutgewählte Museen von Gemählden. In Stuttgart ist ein Museum trefflicher Gypsabgüsse, welche der jetzige König kaufte. In Copenhagen sowohl als in Stockholm sind Museen, doch nirgends im Norden sind so viel Kunstschätze aufgehäuft, und zugleich so schön aufgestellt, als in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg. Wl.

Musik. Unter Musik (μουσικη) verstanden die Griechen die sogenannten Musenkünste, vorzüglich Tonkunst, Dichtkunst, Redekunst, und die ἀγῶνες μουσικοι (musikalische Wettstreite) fanden in allen diesen Künsten Statt. Späterhin wurde der Name Musik und musikalisch blos auf die Tonkunst beschränkt. Wenn wir uns von dem Wesen dieser Kunst einen richtigen Begriff machen wollen, so müssen wir versuchen, ihren Ursprung in der Natur auszuforschen. Die-

ses wird uns dadurch erleichtert, daß wir diese Kunst einigermaßen noch täglich entstehen sehen, so wie wir denn auch den ersten noch ganz rohen Gesang gegenwärtig bei allen noch halb wilden Völkern antreffen. Die Natur scheint eine unmittelbare Verbindung zwischen dem Herzen und dem Gehöre gestiftet zu haben. Jede Stimmung kündigt sich durch eigne, ihr angehörige Töne an, und eben diese Töne erwecken in dem Herzen dessen, der sie vernimmt, die Empfindung, aus welcher sie entstanden sind. Ein Angstgeschrei setzt uns in Schrecken, und frohlockende Töne erzeugen Fröhlichkeit. Ja unter den beiden edlen Sinnen hat das Gehör die größere Kraft, auf das Gefühl zu wirken. Denn wer wird sagen, daß ihm irgend eine Art unharmonischer oder widriger Farben eine so schmerzhafte Empfindung der Seele verursacht habe, als unharmonische Töne. Setzt man nun noch hinzu, daß in vielen Fällen der in Affect versetzte Mensch sich gern in demselben zu bestärken, daß er sich zu bestreben scheint, diesen Affect immer mehr und mehr zu äußern, wie z. B. in der Freude, zuweilen auch im Zorne und in andern Affecten geschieht; so wird es sehr begreiflich, wie auch die rohesten Menschen, wie sogar Kinder darauf verfallen, durch eine Reihe leidenschaftlicher Töne sich selbst in ihrer Stimmung zu bestärken und sie immer mehr zu entflammen. Dieses ist nun freilich noch kein Gesang, aber der erste natürliche Keim dazu. Wenn zu dieser Andeutung noch einige eben so leicht zu machende Bemerkungen und einiger Geschmack hinzukommen: so wird man bald den förmlichen Gesang entstehen sehen. Die Bemerkungen, von denen wir hier reden, betreffen die Kraft der abgemessenen Bewegung, oder des Rhythmus, und die sehr enge Verbindung, welche zwischen diesem und den Tönen vorhanden ist. Die abgemessene Bewegung, die in gleichen Zeiten gleich weit fortrückt, und ihre Schritte durch den Nachdruck, den jeder beim Auftreten bekommt, merklich macht, ist unterhaltend und erleichtert die Aufmerksamkeit, die sonst bald ermüden würde. Daher in allen den Verrichtungen, die eine Anstrengung erfodern, die tactmäßige Bewegung, wie z. B. bei denjenigen, die Schiffe ziehen, oder durch Ruder fortstoßen. Aber noch mehr Aufmunterung giebt diese tactmäßige Bewegung, wenn sie rhythmisch ist, d. h., wenn in den zu jedem Schritt oder Tact gehörigen kleinen Rückungen verschiedne Abwechselungen in Stärke und Schwäche sind und aus mehrern Schritten größere Glieder, wodurch das Fortdauernde mannichfaltig wird, entstehen. Daher das Rhythmische in dem Hämmern der Schmiede und in dem Dreschen, das Mehrere zugleich verrichten. Dadurch wird die Arbeit erleichtert, weil das Gemüth vermittelst der Lust, die es an Einförmigkeit, mit Abwechselung verbunden, findet, zur Fortsetzung derselben ermuntert wird. Diese tactmäßige und rhythmische Bewegung aber kann unmittelbar mit einer Folge von Tönen verbunden werden, weil eine solche Folge stets den Begriff von Bewegung mit sich führt. Und somit ist demnach der Ursprung des förmlichen, mit Tact und Rhythmus begleiteten Gesanges und seine natürliche Verbindung mit dem Tanze begreiflich. Die Musik ist also eine Kunst, die, so wie jede andre Kunst, in der Natur des Menschen gegründet ist. Obige Ideen über die Entstehung der Musik sind die bisher gangbarsten gewesen und aus dem Grunde hier angedeutet worden. So verdienstlich nun auch darin besonders die Nebenbemerkungen über den Ursprung des Tacts und der Ereignisse desselben sind, so möchte der letzte Grund aller Empfindung der Instrumentalmusik doch vielleicht blos in dem Triebe der Nachahmung zu su-

chen seyn. Der Gesang, der vielleicht so alt wie das Menschengeschlecht selbst ist, war ursprünglich der Trieb des Menschen, seine Gefühle und Empfindungen, besonders wenn deren Heftigkeit ihn vorzüglich stark afficirte, gleichsam aus dem Herzen durch den Mund auszustoßen und sich überhaupt des unangenehmen Gefühls sowohl als des angenehmen zu entledigen. Die geistige Natur des Menschen, durch Freude wie durch Schmerz in ihrer Ruhe und in ihrem Gleichgewichte gleich sehr gestört, strebt, beider Empfindungen Herr zu werden und sie zu unterdrücken. Der Gesang, sowohl der der Freude als der des Schmerzens, ist das Bestreben, sich der Empfindungen, die dem Herzen zu mächtig werden, durch das kräftigste Mittel, wodurch die Natur sich zu äußern pflegt, durch die Stimme zu entledigen. Auf welche Weise man nun eine äußere gesetzmäßige Zweckmäßigkeit in dieselbe übergetragen, ist theils durch die oben angedeuteten und bisher gangbaren Ideen erklärt worden, theils ist dabei hier noch nachzuholen, daß der Geist des Schaffens, der in der menschlichen Natur verborgen liegt, stets dahin strebt, das, was er wiederholt thun muß, nach einer gewissen Ordnung und Regelmäßigkeit zu thun. Und somit mußte nun bald in dem Gesange Tact und Rhythmus entstehen, die vielleicht schon in dem Pulsschlage ein natürliches Urbild vorfanden. Eine Nachahmung des Gesanges war nun die Instrumentalmusik (s. d. Art.). — Wir gehen auf die Grundbestandtheile der Musik und ihre Natur über. Da die Musik vorzüglich auf die Empfindung des Menschen wirkt, so ist es dem Zwecke derselben unangemessen, durch sie eigentliche Gedanken und Vorstellungen darstellen zu wollen, und jedes Tonstück, das nicht Empfindung erweckt, ist kein Werk der echten Tonkunst. Nächstdem kommen auch die Mittel in Betrachtung, auf deren Kenntniß und Gebrauch diese Kunst beruht. Sie sind dreifach: die Melodie und mit ihr die Tonart, der Rhythmus, und endlich die Harmonie. Die Melodie (oft auch Gesang im weitern Sinne) ist die Folge einzelner Töne, welche nach der besondern Natur der Empfindung langsamer oder geschwinder fortfließen, geschleift oder gestoßen, in größern oder kleinern Intervallen von einander getrennt, stärker oder schwächer, höher oder tiefer, mit mehr oder weniger Einförmigkeit des Ganges vorgetragen werden. Aus mehrern solcher Töne nun, die in und durch sich selbst zu einem Ganzen verbunden sind, entstehen melodische Sätze, aus mehrern solcher Sätze, deren jeder das Gepräge der Empfindung hat, besteht die Melodie (s. d. Art.). Die Tonart, in welcher eine Melodie vorgetragen wird, ist darum wichtig, weil eine jede Tonleiter ihren besondern Charakter hat. Die Empfindungen des Herzens haben einen sehr starken Einfluß auf die Werkzeuge der Stimme: nicht nur wird die Kehle dadurch mehr oder weniger geöffnet, sondern sie bekommt auch eine mehr oder weniger wohlklingende Stimmung. Dieses empfindet man, wenn man Menschen, die in Affect gesetzt sind, reden hört. Wenn also unter den mannichfaltigen Tonleitern allemal diejenige gewählt wird, deren Stimmung mit dem Gepräge der jedesmaligen Empfindung übereinkommt, so wird dadurch der wahre Ausdruck dieser Empfindung noch verstärkt. Der Rhythmus der Melodien dient dazu, Einheit und Mannichfaltigkeit in denselben zu erhalten. Der Gesang bekommt dadurch jenen Reiz, wodurch das Gehör veranlaßt wird, auf die Folge desselben fortdauernde Aufmerksamkeit zu verwenden. Aber auch zum Ausdruck der Empfindung hat der Rhythmus eine große Kraft, weil die Empfindungen überhaupt eine schnellere oder

langsamere Bewegung bewirken. Die Harmonie, d. h. derjenige Theil der Musik, welcher in den gleichzeitigen Tönen und Tonreihen besteht und die Melodie unterstützt, schließt ungemein viel Kraft zum Ausdruck desselben in sich. Denn ihrer innern Natur nach giebt es beruhigende und beunruhigende Harmonien, und auch durch sie kann Ruhe oder Unruhe, Schrecken oder Fröhlichkeit in dem Gemüthe der Zuhörer erweckt werden. Dies sind, im Ganzen genommen, die Mittel, durch deren Verbindung die Tonkunst ihre unerklärbaren Wirkungen hervorbringt. In Betreff dieser Wirkungen selbst ist die Tonkunst unerklärbar. Wenn jede andre Kunst mehr oder weniger zum Verstande spricht, dieser sich aber der empfangnen Eindrücke stets bewußt ist und die Gründe davon aufzuzählen vermag; so wirkt dagegen die Musik vorzüglich auf das Gemüth und ist im Stande, dasselbe bis zur höchsten Leidenschaftlichkeit zu entflammen. Sie erweckt in uns keine durch den Verstand begreifliche Gesinnungen und Meinungen, sie ist fern von der Hervorbringung logischer Begriffe in unsrer Seele, sie wirkt vielmehr auf das Unbewußte, auf die bloße Ahnung in uns; dies ist das unendliche Gebiet, wo die Musik ihre wunderbare, mit nichts zu vergleichende Herrschaft ausübt, und sie ist darum rein romantischer Natur. Daraus wird auch erklärbar, warum die Griechen in dieser Vollendung keine Musik gehabt haben können. Bei den Werken der Tonkunst unterscheiden wir die musikalische Erfindung (Composition im eigentlichen Sinne, zu welcher Kenntniß der ästhetischen und technischen Bedingungen der Tonkunst, und musikalisches Genie gehört) von der Ausführung (Execution oder Darstellung). Letztere ist durch erstere bedingt, und in Hinsicht der Darstellungsmittel Vocal- oder Instrumentalmusik, oder beides (s. die besondern Art.). In Hinsicht des Orts der Ausführung und des mit damit zusammenhängenden besondern Zwecks derselben ist die Musik Kirchenmusik (oder religiöse Musik) und weltliche Musik; diese Theater-, Concert- oder Kammer- und Tanzmusik. Pq. — Seit Euler ist die Musik als eine Wissenschaft erkannt worden, die ein Anrecht hat, unter die mathematischen aufgenommen zu werden, obschon sie aus diesem Gesichtspunkte noch nicht völlig ausgebildet zu seyn scheint. Sie bewegt sich in dem Elemente des Raumes wie der Zeit auf eine Art, welche im Sinne der Mathematik ausgemessen werden kann. Ihre Töne sind in Bezug auf ihre Dauer und abgesehen von ihrer übrigen Beschaffenheit Zeitgrößen, welche von der ganzen Note 𝅝 bis zum  und in thesi noch weiter, in einer absteigenden, geometrischen Progression stehen, deren Exponent 2 ist: 1. $\frac{1}{2}$. $\frac{1}{4}$. $\frac{1}{8}$. $\frac{1}{16}$. $\frac{1}{32}$. u. s. f. Ihre Tactarten sind durch Brüche ausdrückbar ($\frac{4}{4}$, $\frac{2}{4}$, $\frac{3}{4}$, $\frac{6}{4}$, $\frac{9}{8}$ Tact u. s. w.), welche in Zahlen anzeigen, wie viel Theile von der Zeiteinheit 𝅝 in jeden Tactabschnitt enthalten sind. Im Elemente des Raumes lassen sich ihre Töne als Schallgrößen betrachten, und ihre Entfernungen von einander in der Scala (dem ideellen Raume von Höhe und Tiefe) werden in Zahlen ausgedrückt, die auf eine mathematische Eintheilung dieses ideellen Raumes sich beziehen (Octave, Tertie, Septime u. s. f.) Aehnliche Verhältnisse finden unter den Stimmstufen von Discant bis Baß, und unter den Tonarten (Klanggeschlechtern) Statt. In der Instrumentalmusik hängt die Höhe und Tiefe der Töne von den Verhältnissen der Stärke, Länge und Anspannung der Saiten, der Beschaffenheit und der Entfernung der verschließbaren Schallöff-

nungen u. dgl. ab, und alle diese Verhältnisse lassen sich nach mathematischen Regeln bestimmen und ausmessen. In dieser Regelmäßigkeit ihrer Bewegung in Raum und Zeit, man kann sagen, in der mathematischen Meßbarkeit ihrer wesentlichsten Schritte in jenen beiden elementarischen Anschauungsformen, liegt ihr Hauptunterschied von der lebendigen Rede, und vielleicht der oberste Grund ihrer größeren Wirksamkeit auf unser Nervensystem. Dagegen entbehrt sie natürlich der Freiheit, womit die lebendige Rede im Elemente der Zeit und im Gebiete des Schalles sich bewegt, und darin dürfte die letzte Ursache des Umstandes zu suchen seyn, daß sie unsere Empfindungen nicht so fein abstufen und schattiren kann, als es die lebendige Rede durch das Medium unseres Vorstellungsvermögens vermag. Sie erregt Empfindungen auf einem mehr physischen als psychischen Wege, und überbietet die Qualität der Wirkung, deren die Rede fähig ist, durch Quantität, durch Stärke und Dauer. Diese Ansicht sollte mehr als bis jetzt geschehen ist, berücksichtigt werden, wo von der Verbindung der Musik mit der Rede die Frage ist, zumal in der Oper, die so sehr mit der redenden Dichtkunst über den Fuß gespannt ist. A. Mnr.

Musik (Geschichte der). Die Musik ist eine der ältesten aller schönen Künste; hauptsächlich darum, weil das Darstellungsmittel derselben, der Ton, dem Menschen auf die vollkommenste Weise angehört, und jedes lebhafte Gefühl sich in Tönen zu äußern strebt. Es scheint daher widersinnig, die Erfindung der Musik in eine Nachahmung der Naturtöne und Thierstimmen zu setzen, die doch weit unvollkommner sind, als die des Menschen. Fast eben so gut könnte man den Ursprung der Tanzkunst in eine Nachahmung thierischer Geberden setzen. Eins nur scheint jener Annahme zum Grunde zu liegen, was der Erfahrung und der vernünftigen Reflexion gemäß ist; nämlich, daß die Verschiedenheit der Naturtöne und die Mannichfaltigkeit der Thierstimmen insbesondere auf die Ausbildung des menschlichen Ohres, wie der Einfluß einer Umgebung überhaupt auf die sich entwickelnde Thätigkeit, eingewirkt, und man durch äußere, auf Naturveranlassung erfundene Instrumente zuerst die bestimmten Abmessungen der Töne gefunden habe, auf welcher die Musik beruht. Aber so wie jenes die Musik als Kunst noch nicht erklärt, so setzt dieser mittelbare Einfluß der Natur schon ein ausgebildetes Gehör voraus. Letzteres bestätigt sich aber auch dadurch, daß, wo wir Musik bei einem Volke finden, Instrumente nicht fehlen. Lassen wir also die alten Meinungen, daß z. B. der Wind, das Geräusch der Baumblätter, der Luftzug in dem Schilfrohre, das Geräusch des Wassers, und der sogenannte Gesang der Vögel Veranlassung zur Erfindung der Musik gegeben habe, und gestehen wir ein, was unläugbar ist, daß die Natur auf mannichfaltige Weise auf das Gehör des Menschen einwirken, und durch diese Einwirkung zur Ausbildung desselben, so wie zur Uebung der eigenen Lautfähigkeit beitragen mußte, indem er vorzüglich durch fremde Töne auf das Annehmliche gewisser Klänge aufmerksam gemacht, dieselben selbst hervorzubringen sich bestrebte. Aber gewiß ist es, daß die Musik als Kunst erst begann, als der Mensch in unmittelbarem oder mittelbarem Besitz mannichfaltiger Töne dieselben zum sprechenden Ausdruck seines Innersten auf eine gesetzliche und dem Ohre wohlthuende Art zu verbinden verstand. Dies aber setzt voraus eine Ausbildung des Gehörs, vermöge welcher man den Abstand und die Eigenthümlichkeit einzelner Töne genau zu unterscheiden fähig ist, welche Unterscheidungsfähigkeit, wie wir sagten, durch äu-

ßere Instrumente erleichtert wird, an welchen das Verhältniß der Töne gleichsam sichtbar wahrgenommen werden kann. Hienach scheint allerdings die Vocalmusik, oder die Hervorbringung musikalischer Töne durch die menschliche Stimme, die älteste; und die erste Art der Instrumente scheint bei dem ruhigen Leben des Hirten, den das Windgeräusch im Schilfe, oder eine andere zufällige Veranlassung auf das Tönen hohler Körper durch Einblasen der Luft aufmerksam macht, so wie der Klang ausgespannter Sehnen auf Saiteninstrumente führt, erfunden worden zu seyn. Auch dienten die Instrumente früher nur zur Begleitung. Nach der Bibel soll schon Jubal, Lamechs Sohn, vor der Sündfluth auf Instrumenten musicirt haben. Allein es fragt sich hier wohl, ob nicht die Mosaische Urkunde Vieles aus ihrer Zeit auf die ältere überträgt. Das Gewissere ist folgendes: Wie überall, so auch bei den Hebräern, waren Dichter und Sänger eine Person, und bei ihnen finden wir auch häufig die abwechselnden Liederchöre (2 Mos. 15, 20). Die musikalischen Instrumente, welche diese Gesänge begleiteten, waren Harfe, Cither, Trompete und Pauke oder Trommel. Als einer der ältesten Gesänge mit Instrumentalbegleitung wird der Lobgesang der Mirjam (Moses Schwester), gesungen nach dem Durchgange durchs rothe Meer, angeführt. Zu Davids und Salomons Zeiten hatte die Musik bei den Hebräern ihren höchsten Gipfel erreicht; und ein Theil ihres Gottesdienstes, welcher namentlich den Leviten übertragen war, bestand in singendem Vortrage feierlicher Psalmen mit Instrumentalbegleitung. So viel wir aus den aufbehaltenen Nachrichten und selbst aus der Einrichtung der hebräischen Poesie, bei welcher ein gewisser Parallelismus der Glieder herrschend war, schließen können, so hatte die Musik der Hebräer einen sehr bestimmten Rhythmus, vielfache Melodie, aber eine, wenn auch starke, doch einförmige Begleitung, wie die der meisten alten Völker. Auch hatten sie eigene Musikzeichen, welche über den poetischen Text gesetzt wurden, und nach welchen man auch deklamiete; wovon man mehr lesen kann in Geo. Benzky's Gedanken von den Noten oder Tonzeichen der alten Hebräer (in Mitzlers musik. Bibliothek Thl. III.). Auch hat Anton einen Versuch gemacht, die Melodien der alten hebräischen Gesänge zu entziffern (in Paulus neuem Repert. für bibl. und morgenländische Literatur, 1. Thl. S. 160 u. 2. Thl. S. 80 ff.) Allein die Musik wurde nicht blos zum öffentlichen Gottesdienste angewendet, für welchen Gebrauch es besonders seit David eine große Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten gab, sondern auch bei weltlichen Festen, z. B. bei feierlichen Gastmählern und bei Leichenbegängnissen, fehlte es nicht an Musik. Um diese Zeit hatte sich auch die Zahl der Instrumente selbst vermehrt, unter denen die dreieckige Harfe (Kinnor) und die Cymbel vorzüglich angeführt wird. (Man vergleiche Herder vom Geist der hebr. Poesie, I. Bd., Pfeiffer über die Musik der alten Hebräer, Erlang. 1779, 8.) Wie bei den Hebräern, so auch bei andern Völkern läßt sich keine bestimmte Zeit des Ursprungs der Musik angeben, da die Uebergänge des bei noch ungebildeten Stimmen überall vorkommenden rohen Gesangs und lärmenden Getöses in eine kunstmäßige Musik so mannichfaltig sind, und was die Sagen der Völker über den Ursprung der Musik berichten, entweder sich auf jene rohen Anfänge bezieht, oder spätere Allegorie ist. In Hinsicht der Aegypter aber hat Pauw (Recherch I., 244) übertrieben behauptet, daß sie weder Poesie noch Musik geübt haben. Die Sage, daß Thaut oder Thot (Hermes)

die Musik der Aegypter erfunden habe, kann keine besondere Bedeutung haben, da Thaut überhaupt (nach Creuzer) als Genius der Wissenschaft und Kunst angesehen wird. Die im Grabe des Osymandias bei Theben gefundenen musikalischen Instrumente, aus welchen man schließt, daß die Aegypter bereits 2000 Jahre vor Chr. Geb. Musik gekannt haben müssen, beweist wie die Erfindung der Lyra durch Hermes blos für den Gebrauch musikalischer Instrumente aber gar nichts für die Betreibung der musikalischen Kunst in Aegypten. Ob die Hebräer sie daher von ihnen empfangen haben, ist sehr zweifelhaft. — Daß der Name Musik selbst den Griechen seinen Ursprung verdankt, und daß man unter ihm nicht blos die Tonkunst, sondern überhaupt die Künste und Wissenschaften der Musen, mithin auch die Poesie und den Tanz, oder die dem Gesange ursprünglich verschwisterte lebhafte Mimik, ja selbst die Beredsamkeit, Grammatik und Philosophie darunter verstanden habe, ist eine bekannte Sache. Nach Aristides Quintilianus, der unter Trajan über die Musik schrieb, ist sie eine Kunst des Anständigen in Stimme und Bewegung. Auch Andere erklären sie als die Kunst der schönen Bewegung. Hieraus erhellt schon, daß der Rhythmus, durch welchen der Tanz mit Musik verwandt ist, das Hervorstechendste in der Musik der alten Griechen und Römer gewesen seyn müsse. Die mythischen Nachrichten über die Musik setzen, wie schon angedeutet, die Musen, bald den Apoll (in welchem man sonst den Jubal erblicken wollte), der durch den Klang des Bogens seiner Schwester Diana zur Erfindung des Saitenspiels oder der Cither veranlaßt worden seyn soll, bald den Hermes oder Mercurius, der am Nile die siebensaitige Lyra erfunden haben soll indem er die Schale der getödteten Schildkröte mit Saiten überzogen, bald Minerva als Erfinderin der einfachen Flöte, welche sie aber, da sie sich durch Flötenspiel entstellt gesehen, weggeworfen haben soll, bald den Hirtengott Pan, des Mercurius Sohn, als Erfinder der Hirtenpfeife, welche nach Einigen schon siebenröhrig gewesen seyn soll, mit dem Ursprung der Musik in Verbindung, so wie überhaupt alle Völker den Künsten einen göttlichen Ursprung geben. Dahin deutet auch die Sage von den durch Amphion und seinen Bruder Zethus (ersterm soll Merkur eine siebensaitige Lyra geschenkt haben), durch Orpheus, Linus u. A. bewirkten Wundern der Musik. Was die Ausübung der Musik unter den Griechen anlangt, so weisen uns die Sagen jedoch vorzüglich auf Lydien (wo Amphion seine Kunst erlernt haben soll) und Arcadien, wo das Hirtenleben das Spiel der Flöte, Pfeife und Cyther begünstigte, hin. Aus den Provinzen von Kleinasien schreibt man die verschiedenen Tonarten — die phrygische, die Einige dem Marsyas, der die Flöte der Minerva gefunden, und die Doppelflöte erfunden haben soll; die dorische, die der Thracier Thamyras oder Thamyris verbreitet haben soll, die lydische, äolische und ionische her (s. Tonart). Es ist aber schwer auszumachen, woher die Griechen jedes einzelne Element ihrer Musik erhalten, da sie aus so verschiedenen Colonien zusammengeschmolzen sind. So ist es z. B. wahrscheinlich, daß Cadmus die lärmende Opfermusik, die in einer rhythmischen Bewegung des Krotalon (der Klapper), der Trommel und Klingel bestand, aus Phönicien eingeführt habe. So viel wir ferner aus den Nachrichten der Alten über die griechische Musik abnehmen können, so bestand der Gesang in einer musikalischen Declamation des Gedichts, welche von den Instrumenten einfach und mehr zur Erhöhung des Rhythmus begleitet wurde. Unter den frühern Sängern

und Musikern werden außer den schon genannten mythischen Personen angeführt der Phrygier Olympus, dem Einige die Erfindung des enharmonischen Klanggeschlechts beilegen wollen, der Flötenspieler Saccades u. A. Vom 6. Jahrhundert vor Chr. Geb. an scheint man die Musik schon wissenschaftlich untersucht, und besonders die Töne bestimmt abgemessen zu haben. Lasus von Hermione im Peloponnes, der um 546 vor Chr. Geb. lebte, und der Lehrmeister des Pindarus war, soll schon etwas Theoretisches über die Musik geschrieben haben. Von Pythagoras, der die Musik von den ägyptischen Priestern erlernt haben soll (was aber unwahrscheinlich ist), und der die Sphärenmusik in der Tonkunst wiederfand, ist es bekannt, daß er sich mit den mathematischen Verhältnissen der Töne beschäftigt hat (s. Pythagoras); und eine von Vielen verworfene Sage erzählt, daß er dazu durch den Klang der Schmiedehämmer veranlaßt worden sey. Das Instrument, welches er zur mathematischen Bestimmung der Töne erfand, wurde der Pythagorische Canon genannt. Auch soll er den Saiten der Harfe die achte hinzugefügt haben, denen man nachher in der Höhe und Tiefe mehrere hinzufügte. Damon wird als einer der berühmtesten Musiklehrer zu Perikles und Sokrates Zeiten angeführt. Von ihm behauptete Plato, daß seine Musik nicht geändert werden könne, ohne die Verfassung des Staats selbst zu verändern. Plato selbst soll sich um die Musik sehr verdient gemacht haben. Um seine Zeit wurde die Tonleiter sehr vermehrt; aber man klagte auch schon damals über die Verweichlichung der Musik und der Volkssitten durch diefelbe. Eine solche Klage wird schon gegen Phrynis geführt, der zu Sokrates Zeit lebte. Wahrscheinlich gilt diese Klage selbst der Anwendung der Musik zum Ausdrucke sanfter Empfindungen des Herzens, da früherhin die Musik mehr vorherrschend zur Erweckung religiöser und patriotischer Gesinnung, wie bei den Lacedämoniern, angewendet worden war. Eine wahrscheinlich schon damals bekannte Eintheilung der Musik war die in theoretische und practische. Die theoretische begriff sowohl die arithmetischen und physischen Untersuchungen über Klang und Tonverhältnisse, als auch die musikalische Harmonielehre (harmonische Musik genannt), welche die allgemeinen Regeln von allen Arten der Accorde lehrt. Von ihr hing die Composition und der Gesang ab. Letzterer und mithin die Musik überhaupt wurde nach den Tonverhältnissen, deren man in jeder Gattung bedurfte, in die diatonische, chromatische und enharmonische getheilt. In der diatonischen Musik durfte man nur durch semitonia majora; in der enharmonischen Musik nur durch die halben semitonia; in der später eingeführten chromatischen nur durch die semitonia minora fortschreiten. In Ansehung des Tons, aus welchem die Compositionen gingen, nahm man modos an, und benannte sie, wie schon angedeutet, nach den Ländern, in welchen sie vorzüglich üblich waren. Ferner theilte man die Musik in Hinsicht der Composition, 1. in die Melpöie, Kunst der Verfertigung des Gesanges, d. h. die Kunst, den Gedichten einen eigentlichen Gesang oder musikalische Declamation zu geben, denn die Declamation wurde ebenfalls in Noten verzeichnet; 2. in die Rhythmopöie, Kunst den Bewegungen des Körpers und der Stimme einen bestimmten Rhythmus zu geben, und 3. in die Poetik, als die technische Theorie der Poesie, die mit der Musik innigst verbunden war; wohin die Metrik gehörte. In Hinsicht der Ausübung theilte man die Musik in die organische (Instrumentalmusik, Kunst, die Instrumente zu spielen), ödische

(Vocalmusik, Singekunst) und in die hypokritische (pantomimische, nachahmende, Geberdenkunst in Verbindung mit der Musik). Zur Zeit Alexanders des Großen zeichnete sich Aristoxenus, ein Schüler des Xenophilus und Aristoteles, aus. Er schrieb eine große Anzahl Abhandlungen über die Musik, wovon noch drei übrig sind, und brachte die Tonleiter bis auf achtzehn Saiten, die man nach Tetrachorden und Pentachorden eintheilte. Seine Schüler (die Aristoxenianer genannt) verwarfen die strenge Messung der Verhältnisse des Pythagoras, und bedienten sich der Intervallen von ganzen und halben Tönen blos nach der Empfindung. Auch führte Aristoxenus das chromatische Klanggeschlecht (s. Ton, Tonart ꝛc.), dessen Erfindung in diese Zeit fällt, statt des enharmonischen ein. Euklides (277 v. Chr. Geburt) hat die mathematische Klanglehre zuerst als Schriftsteller wissenschaftlich behandelt. Mit dem Verfall der Freiheit sank auch die Musik bei den Griechen gleich den übrigen Künsten; aber gewiß ist der Schluß, welchen man häufig von der Ausbildung der übrigen schönen Künste auf die Vortrefflichkeit der griechischen Musik gemacht hat, sehr schwankend, und wird durch die vorhandenen Nachrichten über dieselbe nicht bestätigt. Denn die fabelhaften und übertriebenen Erzählungen über die Wunderwirkungen der Musik lassen sich auch aus der Wirkung der bloßen Melodie und des Rhythmus erklären, ja es scheint sogar, als ob die Musik ohne künstliche Harmonie auf den Naturmenschen und auf die Masse des Volks, welches die Musik nicht als Kunst treibt, weit größer sey; wie auch die Anwendung der einfachsten und rohsten Musik bei wilden Stämmen bewährt. Es scheint vielmehr die Musik der Griechen die Harmonie in ihrer ganzen Fülle, und jene durch die virtuosenmäßige Cultur der Instrumentalmusik vermittelte Pracht und Mannichfaltigkeit der neuern Musik entbehrt zu haben. Ferner scheint ihr Gesang vielmehr eine notirte, einfach begleitete rhythmische Declamation, in welcher der Ton weniger eine musikalische, als eine declamatorische Länge hatte, die reine Instrumentalmusik aber noch von beschränktem Umfange gewesen zu seyn. Sonst muß man überhaupt gestehen, daß die so vielfältig angestellten Untersuchungen der Neuern über die alte griechische Musik uns wenig Aufklärung über dieselbe geben, und die vorhandenen Schriften der Alten darüber uns durch vielfache Widersprüche und Dunkelheiten zum größten Theil noch räthselhaft sind. Hieher gehört die von Meibom herausgegebene Sammlung der alten Musiker (Antiquae musicae scriptores VII. Amst. 1652. 4.) und Claud. Ptolomäus. Ueber die Blasinstrumente der Alten hat Casp. Bartholin geschrieben (De tibiis veterum). Die Römer scheinen ihre Opfermusik mit dem Opfercultus von den Hetruskern empfangen zu haben; die Instrumentalmusik aber, deren sie sich auf der Bühne und im Felde bedienten, von den Griechen. Die Saiteninstrumente sollen erst gegen 186 vor Chr. Geb. nach Rom gekommen seyn. Ueberhaupt haben die kriegerischen Römer vorzüglich die Feldmusik ausgebildet, deren es verschiedene Gattungen gab. Früher stand der Kunst im Wege, daß sie hauptsächlich nur von Leibeignen geübt ward. Bei den Römern bezeichnet canere und carmen die musikalische Recitation, welche mit Instrumenten begleitet wurde, und die sich zu der oratorischen Declamation verhalten zu haben scheint, wie der poetische Rhythmus zum Numerus der Prosa, wobei noch zu bemerken ist, daß sich auch Redner beim Anfange und während ihres Vortrags durch Instrumentalisten den Ton angeben ließen. Als No-

tenzeichen bedienten sich die Römer ihrer Capitalbuchstaben. Auf der Bühne begleitete man mit Flöten den Gesang, und zwar präludirten erst die Instrumente, dann begann der Schauspieler, und die Instrumentalbegleitung ging höchst wahrscheinlich nur in einfachen Accorden fort, oder machte kurze Pausen, und unterstützte oder erhöhte dann den emphatischen Vortrag durch neues Eintreten. Die Chöre scheinen anders als der Dialog und Monolog begleitet worden zu seyn. Diese Begleitung bestand aus Flöten und andern Blasinstrumenten, welche die Römer unter dem Namen tibiae begriffen, zuweilen auch Leiern und Cithern. Der Gebrauch der Flöten war auch nach Verschiedenheit des komischen oder tragischen Stoffs verschieden, daher gab es tibias dextras und sinistras, von denen erstere mehr für das Ernsthafte, letztere bei heiteren Stellen und in lustigen Stücken angewendet wurden. Horaz in seiner epistola ad Pisones sagt, daß man sich ehedem nur einfacher Blasinstrumente, die nur wenige Löcher hatten, kleiner Flöten, die mit Ringen von Messing belegt, mit der Trompete (tuba) wetteifern, bedient habe; Rhythmus und Melodie wären ungebundener geworden. Und späterhin klagte man noch mehr darüber, daß die starken Instrumente den Schauspieler nöthigten, sich gewaltig anzustrengen. In allen diesen waren die Griechen den Römern vorangegangen. Die Christen bedienten sich anfänglich, nach Vorgang der Juden, bei ihren gottesdienstlichen Versammlungen nur der heiligen Gesänge, d. h. der Psalmen, Hymnen, welche in den Büchern des alten Testaments befindlich, und an welche die Judenchristen schon gewöhnt waren. Auch wurde bei den Liebesmahlen oder Agapen gesungen, dann auch beim Abendmahle. Daß man in den Versammlungen der Christen auch vielen alten griechischen Melodien geistliche Gesänge unterlegte, ist unbezweifelt, und einige unserer Choralmelodien sollen noch daher stammen. Auf der Kirchenversammlung zu Laodicea 364 nach Chr. Geb. wurden regelmäßige Gesänge eingeführt, welche von besondern Cantoren und Canonicis nach Noten gesungen werden sollten. Der Kirchengesang bildete sich aber im Occident verschieden von dem im Orient. Für den im Occident hat Ephrem der Syrer, zur Feststellung und Verbesserung des occidentalischen vorzüglich Ambrosius (der Erzbischof von Mailand) im 4. Jahrhundert gewirkt. Dieser sammelte die authentischen Melodien. Im 4. oder 5. Jahrhundert kamen die Antiphonien (kirchliche Wechselgesänge) auf. Im 6. und zu Anfange des 7. Jahrhunderts gab Gregor der Große dem Kirchengesang eine neue Form, so daß er daher der Gregorianische oder Römische genannt wurde, und sorgte für den Unterricht in der Musik durch Errichtung einer Gesangschule. Mehrere Päpste ahmten ihm in Beförderung der Kirchenmusik nach. (S. übrigens die Art. Kirchenmusik und Italienische Musik.) Die Choralmusik, welche einstimmig oder in Octaven vorgetragen wurde, ist die Grundlage der neuern Musik. Spätere Erfindung ist die mehrstimmige Musik (Figuralmusik oder figurirte Musik). Dem englischen Mönch Dunstan (starb um 988) schrieben Mehrere die erste vielstimmige Composition zu. Die Musik war im Mittelalter vorzüglich dadurch begünstigt, daß sie dem Gottesdienst gewidmet war, und zu dem Quadrivium gehörte, welches auf den Schulen getrieben wurde. Eben deshalb wurden auch mehrere Untersuchungen über dieselbe angestellt, welche man in Mart. Gerberti scriptoribus ecclesiasticis de musica sacra findet (vergl. Forkels allgem. Lit. der Musik 2c. Leipz. 1792). Guido von Arezzo (dessen Schriften über

die Muſik man ebenfalls in der eben angeführten Sammlung findet) hat große Verdienſte um die neuere Muſik. Die Berichtigung und Erweiterung des Tonſyſtems, Abtheilung der Tonleiter in Hexachorde, Verbeſſerung der Notenſchrift und Erfindung der Solmiſation (ſ. d. Art.) wird ihm gemeiniglich zugeſchrieben. Johann de Muris ſoll im 14. Jahrhundert die Notenſchrift und die Figuralmuſik verbreitet und vervollkommnet haben. Franco von Cöln im 11. Jahrhundert aber wird als Erfinder des muſikaliſchen Zeitmaaßes und der ſogenannten Menſuralmuſik genannt (ſ. d. Art.), einer der wichtigſten Erfindungen für die Ausbildung der neuern Muſik, wovon die Erfindung des Contrapunkts und der Fuge abhing. Im 15. Jahrhundert wurde die Muſik wiſſenſchaftlich in Italien und Frankreich betrieben. Die Orgel unterſtützte den Geſang, und trug zur Ausbildung der Harmonie viel bei. Doch herrſchte bis dahin die Kirchenmuſik in feſter Regelmäßigkeit. Vom 16. und 17. Jahrhundert an bildete ſich aber der freiere Concert- und Theaterſtyl, und die Erfindung der Oper im 16. Jahrhunderte iſt es vorzüglich, welche die Pracht und den Reichthum der neuern Geſangsmuſik, ſo wie die bewundernswürdige Ausbildung der mannichfaltigſten Inſtrumente, welche die Inſtrumentalmuſik, und damit zugleich die Harmonie in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den höchſten Gipfel gehoben hat. (S. darüber d. A. Italieniſche, Franzöſiſche u. Deutſche Muſik.) Erſteres eignen ſich vorzüglich die Italiener, letzteres die Deutſchen und Franzoſen zu. Was die neueren mathematiſchen Syſteme der Muſik anlangt, ſo ſind hier als Erfinder derſelben zu nennen: Huygens, Saveur (um 1701), Rameau (um 1722) und Euler (Mathematiſche Unterſuchungen über die Muſik). Die Geſchichte der Muſik iſt von Giamb. Martini (Storia della musica, Bologna 1757 u. f.) Marpurg (kritiſche Einleitung in die Geſchichte und Grundſätze der alten und neuern Muſik, Berlin 1759, 8.), Burney, Hawkins, J. N. Forkel (allgemeine Geſchichte der Muſik. 2 Bde. 4., leider unvollendet) ausführlich behandelt worden. Von der Muſik anderer weniger Epoche machenden Völker giebt es faſt nur Beiträge in Reiſebeſchreibungen. Beiträge zur Geſchichte der orientaliſchen Muſik giebt v. Hammer in den Fundgruben des Orients IV. Bd. S. 383 aus dem Perſiſchen; vergl. de Paw's Recherches, und über Aegypten und Abyſſinien einen Brief von Bruce in Burneys allgemeiner Geſchichte der Muſik.

Muſikaliſche Automate, ſ. Automate und Kaufmann (J. G. und F.)

Muſikaliſche Mahlerei. Die Verwandtſchaft der Töne und Farben, welche auch eine Verwandtſchaft der Mahlerei und Tonkunſt begründet, und in dem Gebiete der erſtern verſchiedne Ausdrücke, welche von Tönen hergenommen ſind (z. B. Farbentöne, Harmonie der Farben), eingeführt hat, begründet auch eine Vergleichung der Tonkunſt mit der Mahlerei, und ſo redet man nicht mit Unrecht von einem Tongemälde, wodurch eine ausgeführte und treffende Schilderung gewiſſer Seelenzuſtände verſtanden wird. Von dem Tongemählde aber, dergleichen jedes größere Tonſtück eigentlich ſeyn ſollte, iſt wohl zu unterſcheiden die muſikaliſche Mahlerei, womit man tadelnd die Schilderung ſichtbarer Gegenſtände durch Töne, oder die Nachahmung ſolcher Töne verſteht, welche unvollkommen ſind, als die der Muſik. Die Muſik iſt eine Kunſt der Zeit und kann an das Räumliche nur mittelbar erinnern, d. h. in ſo fern es zu-

gleich etwas Hörbares iſt, oder eigenthümliche Stimmungen gewiſſer Perſonen veranlaßt, welche der Tonkünſtler auszuſprechen vermag (ſo z. B. die Morgenſcene in der Schweizerfamilie von Weigl). In der Nachahmung des Hörbaren aber, ſo fern dies niedriger ſteht als die Muſik, und nicht ſcherzend oder nur andeutend aufgefaßt (Donner, Rollen des Waſſers, Stampfen der Mühle), ſondern zum Zwecke gemacht wird (wie in den ſogenannten Schlachtgemälden oder Schlachtmuſiken, in welchen man das Getös einer beſtimmten Schlacht vergegenwärtigen will), erniedrigt ſich die Muſik durch dieſe kleinliche Mahlerei zu einer bloßen Darſtellung des Hörbaren, die ſelbſt bei der größten Vollkommenheit der Nachahmung immer noch etwas Unvollkommnes bleiben würde. Aus dieſem Grunde antwortete der König Ageſilaus von Sparta einem Manne treffend, welcher ihm rieth, einen Künſtler zu hören, der die Nachtigall täuſchend nachahme: „ich habe die Nachtigall ſelbſt gehört.“ In einigen muſikaliſchen Werken, wo die muſikaliſche Mahlerei ins Kleinliche übergeht, z. B. in Haydns Schöpfung und in den Jahreszeiten, trägt der zum Grunde gelegte Text einen Theil der Schuld. T.

Muſivgold, iſt ein Product, welches größtentheils aus Zinn, dann aus Queckſilber, Salmiak und Schwefelblumen bereitet und blos wegen der ſchönen goldgelben Farbe zum Vergolden, Mahlen und Verzieren von den Mahlern gebraucht wird, welche es auch meiſtentheils ſelbſt bereiten. Auf gleiche Weiſe wird auch das Muſivſilber von Zinn, Wismuth und Queckſilber zuſammengeſetzt und angewendet.

Muſiviſche Arbeit, ſ. Moſaik.

Muskeln (von musculus), ſind eigentlich alles dasjenige, was wir Fleiſch nennen, und worauf die Bewegung beruht. Die Muskeln beſtehen aus walzenförmigen, parallel neben einander liegenden feuchten, weichen, nur wenig elaſtiſchen, halb durchſichtigen Fäden von röthlicher Farbe, und ſind durch Zellſtoff in einander verwebt. Durch ſie hin laufen in mannichfaltigen Richtungen Puls-, Blut- und Saugadern und Nerven. Im Ruheſtande ſind ſie ſchlaff, äußern aber im lebenden Zuſtande bei der Berührung eine eigne Bewegung. — Ueberhaupt iſt die Bewegung des thieriſchen Körpers doppelter Art, willkührlich und unwillkührlich; als eine dritte Art kann man die gemiſchte Bewegung anſehn. Unwillkührlich iſt z. B. die Bewegung des Herzens, des Magens, der Gedärme u. ſ. w. Die willkührlichen Bewegungen bedürfen keiner Erläuterung. Zu den gemiſchten rechnet man das Athmen, das Winken mit den Augen u. ſ. w. Alle dieſe Bewegungen geſchehen durch ein wechſelweiſes Zuſammenziehn und Erſchlaffen der Muskeln. Sobald irgend ein Reiz auf ſie wirkt, ziehn ſie ſich zuſammen, d. i. ſie verkürzen ſich, werden breiter, dicker, runzlich oder erzittern auch. Die Zuſammenziehung geſchieht allemal nach der Richtung, in welcher ſich die Fäden oder Faſern der Muskeln mit den Sehnen vereinigen, alſo meiſtentheils in gerader Linie. Dieſes Spiel der Muskeln iſt wahrhaft bewundernswürdig. Wenn nach Hallers Verſuchen eine Perſon in einer Minute Worte von 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo erfodert dies in derſelben Zeit wenigſtens 1500 Zuſammenziehungen mit eben ſo viel Erſchlaffungen der Zungenmuskeln. Nicht weniger erſtaunenswürdig als die Schnelligkeit iſt die Kraft, mit welcher ſich die Muskeln bewegen. Doch iſt dieſe Kraft nicht in allen Muskeln gleich ſtark. Zu den ſtärkſten gehören die Muskeln, welche die Kinnladen in Bewegung ſetzen. Es

giebt Menschen, welche Pfirsichkerne zerbeißen, die ein Gewicht von 300 Pfund erforbern, um zerbrückt zu werden. Ferner gehören hieher die Arm- und Beinmuskeln, die um so mehr unser Erstaunen erregen müssen, wenn wir erwägen, daß die durch sie in Bewegung gesetzten Knochen als Wurfhebel zu betrachten sind, wobei die Kraft eine sehr geringe Entfernung vom Ruhepunkte und eine schiefe Richtung, mithin ein sehr geringes Moment oder Product der bewegenden Kraft hat, weßhalb die angewandte Kraft sehr groß seyn muß, um nur einen geringen Widerstand zu überwältigen. — Sowohl die Muskelkraft als die Reizbarkeit ändert sich mit den Jahren. Geschwächte Körper sind in der Regel in ihren Muskeln reizbarer als ungeschwächte. Dies gilt auch von natürlich schwächern; daher ist der weibliche Körper im allgemeinen reizbarer als der männliche. Man kann die Reizbarkeit der Muskeln stärken und schwächen; jenes geschieht durch mäßige, dieses durch übermäßige Spannung oder Zusammenziehung — Die Frage, wovon die Reizbarkeit der Muskeln abhängt, ist noch nicht befriedigend beantwortet worden. Wollte man sie von dem Einflusse der Nerven herleiten, wofür allerdings manche Erscheinungen zu sprechen scheinen, so setzt das Herz, der allerreizbarste Muskel, nicht geringe Schwierigkeit entgegen, da in demselben bekanntlich fast gar keine Nerven sind. Bei den willkührlichen Bewegungen scheint der Einfluß der Nerven erforderlich zu seyn, denn wenn man den in einem Muskel sich verbreitenden Nerven abschneidet oder unterdrückt, so ist der Muskel gelähmt. Die Frage aber: wann äußert der Nervenstamm seinen Einfluß auf den Muskel, hat man nur durch Hypothesen zu beantworten gesucht. Andre haben geglaubt, die Reizbarkeit der Muskeln aus dem Einflusse des Bluts herleiten zu müssen, wogegen jedoch der Augenschein bei Insecten und Würmern streitet. Neuerlich hat man die Ursache der Muskelbewegung in einem eignen chemischen Prozesse finden wollen, der im thierischen Körper vorgehen soll. Dies ließe sich hören; aber wo ist dieser Prozeß und worauf beruht er? Sauvages nimmt die Electricität als Ursache an. Nach Girtanner ist die Reizbarkeit der Muskelfibern das Lebensprincip und der Grundstoff dazu der Sauerstoff, der sich während des Athmens mit dem Blute in den Lungen verbinde und durch den Umlauf desselben allen Theilen mitgetheilt werde. Wollte man dieser Meinung auch beitreten, so bleibt doch wieder die Frage zu beantworten: durch welchen Mechanismus wirkt der Sauerstoff auf das Lebensprincip? — Die neuern Entdeckungen des Metallreizes (s. Galvanismus) scheinen diesen Gegenstand einigermaßen ins Licht zu setzen. Versuche haben dahin geleitet, eine eigne Flüssigkeit im thierischen Körper anzunehmen, die man einstweilen Galvanisches Fluidum genannt hat, welche von den Nerven bei ihrer Berührung mit Metallen hergegeben werde und in genauer Verbindung mit dem Lebensprincip stehe. — Mit dem Leben hört sowohl die Reizbarkeit als die Bewegung auf. Indeß dauert beides nach Absonderung gesunder Muskeln von einem lebendigen oder frisch getödteten Körper noch so lange fort, als sie noch einen merklichen Antheil der natürlichen Lebenswärme besitzen.

Muskete, der Name der gemeinen Soldatenflinte, welcher von dem neulateinischen Muschetus, der Sperber, herkommen soll, indem man anfänglich die Geschosse nach allerlei Raubthieren benannte, z. B. Feldschlangen, Falconet u. s. w. Schon im J. 1521 waren die Musketen bei den spanischen Armeen eingeführt, und sogenannte Hand-

büchsen waren noch früher im Gebrauch. Mousquetaires hießen die Reiter von der ehemaligen königl. französischen adelichen Leibgarde.

Musketon, s. Mousqueton.

Musseline, s. Mousseline.

Mustag (bei den Alten Imaus), ein hohes Gebirge Asiens, das sich durch ganz Dschagatai erstreckt, aber noch wenig untersucht ist.

Mustapha Bairaktar. Dieser in der neuern Geschichte der Türkei merkwürdig gewordene Mann war zu Rasgrad von armen Aeltern geboren, und anfangs Bauer, hernach Pferdehändler gewesen. Der Umstand, daß er in dem vorletzten Türkenkriege eine Fahne, deren Träger gefallen und die in Feindeshände gerathen war, wieder nahm und ungeachtet seiner Wunden behauptete, hatte ihm den Namen Bairaktar (Fahnenträger) und das Vertrauen seines Vorgesetzten, des Ayan von Rustschuk, erworben, dem er in allen seinen Fehden, vorzüglich wider Paswan-Oglu, zur Seite war und dem er 1804 in seiner Statthalterschaft folgte. Er wollte den entsetzten Sultan Selim III. wieder auf den Thron erheben, aber Mustapha IV. ließ ihn ermorden. Doch verrückte dies des Mustapha Bairaktar Plan nicht. Das Serail wurde erstürmt, Mustapha IV. vertauschte den Thron am 28. Julius 1808 mit dem Kerker, und Bairaktar hob dessen Bruder Mahmud auf den Thron. Von diesem zum Großvezier ernannt, verfolgte er mit Energie die Einschränkung der Janitscharen und die Organisirung der türkischen Armee auf europäischen Fuß, worüber Selim den Thron und das Leben verloren hatte. Aber auch er unterlag nach einer viermonatlichen Herrschaft, während welcher er viel Einsicht, Kraft und Consequenz gezeigt hatte, indem er sich am 14. November 1808, um den eindringenden Janitscharen nicht in die Hände zu fallen, selbst in die Luft sprengte.

Mustoxidi (Andreas), Correspondent der Akademie der Inschriften zu Paris, ein gelehrter Grieche, geboren auf Corfu im J. 1785. Er besuchte 1797 Venedig, und begab sich von da nach Mailand, das er in der Folge zu seinem Wohnorte wählte. Sein italienisch geschriebnes Werk Notizie per servire all' istoria Corcirese dai tempi eroici al secolo XII. verschaffte ihm 1806 von Seiten der Regierung der sieben Inseln die Ernennung zu ihrem Historiographen. Zu Paris, das er besuchte, wurde er von Napoleon mit besonderer Achtung ausgezeichnet. In den Jahren 1811 und 1814 gab Mustoxidi die zwei ersten Bände seiner Illustrazioni Corciresi heraus, wofür er viel Lob erntete. Im J. 1816 erschien zu Padua ein Brief von ihm, worin er zu beweisen suchte, daß die vier bronzenen Pferde zu Venedig auf der Insel Chio seyen verfertigt worden. Er begann in demselben Jahre in Gemeinschaft mit einem andern jungen Griechen, Demetrius Schinas, zu Venedig eine periodische Sammlung noch ungedruckter griechischer Schriften. Sein neuestes Werk ist ein italienisch geschriebenes Leben Anakreons, das mit Lob erwähnt wird. Er erwartete den Ruf als Professor bei der in seinem Vaterlande zu errichtenden Universität.

Muth ist die aus Kraftgefühl entspringende Empfänglichkeit für Unternehmungen, die nicht nur das Maaß gewöhnlicher Kräfte übersteigen, sondern auch mit Hindernissen und Gefahren verbunden sind, oder die Stärke des Gemüths, vermöge welcher man entgegenstehende Gefahren mit Ueberlegung übernimmt. Ehre, Pflichtgefühl, Gewohnheit oder Affect haben auf den Muth und seine Aeußerung großen Ein-

fluß. Aus dem Muthe ſtammen wie aus ihrer Wurzel Geduld, Unerſchrockenheit und Beſtändigkeit. Die Geduld iſt die ruhige und vernünftige Ertragung aller Beſchwerden und Schmerzen, die in dem menſchlichen Leben vorkommen; Unerſchrockenheit iſt die Gegenwart und Feſtigkeit des Geiſtes in der Mitte der Gefahr. Beſtändigkeit iſt das Beharren in allen Beſtrebungen, die er mit Ueberlegung gewählt oder übernommen hat. Wer nicht leicht in Furcht geſetzt wird, iſt unerſchrocken. Das Gegentheil iſt Feigheit. Wer nicht erſchrickt, iſt herzhaft; deſſen Muth in Gefahren anhaltend iſt, heißt tapfer. Wer ſich leichtſinnig in Gefahr begiebt, iſt ein Wagehals; wer bei ſichtbarer Unmöglichkeit, der Gefahr zu entkommen, ſich darein begiebt, iſt tollkühn.

Muthen, ein altdeutſches Wort, welches ſo viel bedeutet, als um eine Sache förmlich anhalten, etwas verlangen. So heißt bei Handwerkern muthen, wenn ein Geſell um das Meiſterrecht oder um die Aufnahme in die Innung förmlich anſucht (daher auch das Muthjahr); im Lehnsweſen, ein Lehen muthen ſo viel, als bei dem Lehnsherrn um Ertheilung des Lehns (Inveſtitur) anſuchen; im Bergbau, eine Fundgrube muthen, um Erlaubniß anhalten, eine aufgefundene Grube bauen zu dürfen, und damit belehnt zu werden. Daher heißt auch der Muthzettel im Bergbau ein Zettel, worin der Muther genau den Ort, Gang u. ſ. w. anzeigt, den er zu muthen gedenkt; bisweilen heißt aber auch Muthzettel, Muthſchein, ein dem Lehnmann, wenn er um die Lehnsreichung gehörig angeſucht hat, von der Lehnskanzlei ertheilter Schein, worin das geſchehene Anſuchen beſcheinigt wird.

Mutiren (von mutare, verändern), ſagt man vorzüglich von dem Uebergange der Discantſtimme der Knaben in die männliche zur Zeit der Pubertät. Man ſollte um dieſe Zeit gar nicht ſingen, ſondern die Stimme ruhen laſſen, damit ſich die Natur ſelbſt für eine andere Stimme entſchiede.

Mutter, ein weibliches Weſen in Beziehung auf ein anderes von ihm zur Welt gebrachtes lebendiges Weſen; im Bergbaue die Lagerſtätte der Erze. Bei einer Form heißt Mutter der hohle untere Theil (vergl. Matrize), ſo auch bei einer Schraube die mit Schraubengängen verſehene Höhlung, welche die Schraube aufnimmt.

Mutterkirche, ſ. Filial.

Mutterlauge, in der Chemie diejenige Lauge, woraus alles, was von den darin befindlichen Salzen ſich cryſtalliſiren läßt, geſchieden worden iſt. Der Seifenſieder nennt Mutterlauge diejenige Lauge, die er ſchon einmal zum Seifenkochen gebraucht hat. So auch der Vitriolſieder und Salpeterſieder, bei denen ſie Hecklauge heißt.

Muttermahle. Wenn neugeborne Kinder gewiſſe Beſonderheiten der Farbe, Flecken auf der Haut u. ſ. w. mit auf die Welt bringen, ſo hat man dies Muttermahle genannt. Für die Sache ſelbſt ſpricht die Erfahrung, und die gemeinen Leute ſchreiben dies einem Verſehen der Mutter zu. Bringt das Kind einen dunkelrothen Fleck auf der Haut mit, ſo heißt es, die Mutter müſſe in ihrer Schwangerſchaft an dem Orte, wo das Kind den Fleck hat, eine Kirſche getroffen haben. Zum Beweiſe beruft man ſich ſogar auf Jacobs Kunſt, bunte Lämmer zu erzielen. Die Philoſophen haben verſucht, nicht allein die Muttermähler, ſondern auch andere Beſonderheiten, als Verſtümmelung, Geſtalt, Vermehrung oder Verminderung der Gliedmaßen u. ſ. w. aus dem Einfluſſe der Einbildungskraft

den eignen Vater reizte. Nachdem die Unglückliche lange mit ſich gekämpft hatte, ward ſie durch Vermittelung ihrer Amme ihres Wunſches gewährt. Der Vater umarmte ſie zu wiederholtenmalen, ohne ſeine geheime Geliebte zu kennen. Als er aber durch ein heimlich mit ſich genommenes Licht ſie erkannt hatte, griff er im Zorne zu ſeinem Schwerte, die Frevelhafte zu tödten. Da verwandelte ſie Venus aus Mitleid (nach Einigen ſogleich, nach Andern erſt nach neunmonatlicher Verfolgung) in einen Myrrhenbaum; ihr Vater durchbohrte ſich ſelbſt. Sie aber gebar noch nach ihrer Verwandlung den Adonis.

Myrte (myrtus), die bekannte Zierpflanze, welche ihrer immergrünen Blätter und ihres gewürzhaften Geruchs wegen beliebt iſt. Man findet davon mehrere Spielarten, als die italieniſche mit weißgerandeten, mit großen oder mit Buchsbaumblättern; die andaluſiſchen und portugieſiſchen ſchmalblätterigen, rosmarindlättrigen, thymianblättrigen, lorbeerblättrigen Myrten. Die Früchte ſind Beeren, die unreif grün, dann roth, bei der Reife aber ſchwarz ausſehen und ehedem als Arzneimittel gebraucht wurden. Die Blätter können als Gerbemittel dienen.

Myſien (Myſia), ehemals eine Landſchaft Kleinaſiens, getheilt in Kleinmyſien, worin Lampſacus, und Großmyſien, worin Pergamus.

Myſore (Mayſur), ein ſonſt anſehnlicher, aber bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa wenig bekannter Staat in der vordern oſtindiſchen Halbinſel, weſtlich von Carnatik, innerhalb der Gauts oder großen Gebirgsketten, welche durch die ganze Halbinſel von Norden nach Süden laufen. Myſore hatte eigne Regenten (Rajahs), die früher von den benachbarten Reichen abhängig waren. Die Fürſten, welche im Anfange des vorigen Jahrhunderts regierten, waren aus braminiſchem Stamme, die Unterthanen aber meiſtens Mohammedaner. Hyder Aly (ſ. d.) ſetzte ſie 1760 ab, und bemächtigte ſich der Herrſchaft. Ihm folgte ſein Sohn Tippo Saib (ſ. d.), welcher 1799 Leben und Reich durch die Engländer verlor. Dieſe theilten nun den Staat von Myſore, behielten, nebſt der Hauptſtadt Seringapatnam, ungefähr 800 Quadratmeilen Land, mit 2½ Millionen Lack Rupien Einkünfte für ſich, einen faſt gleichen Antheil überließen ſie ihren Bundesgenoſſen, dem Subah von Dekan und den Maratten, und aus dem Reſte des Landes, von 1190 Quadratmeilen mit 1,500,000 Einwohnern und etwas über vier Millionen Rupien Einkünften, wurde das jetzige Reich Myſore gebildet, zu deſſen Regenten die Engländer einen Nachkommen des ehemaligen, von Hyder Ali abgeſetzten Regentenſtammes, einen fünfjährigen Prinzen, machten, der jedoch ganz von der Willkühr der Engländer abhängt. Die wichtigſten Städte dieſes Reichs ſind: Myſore, die Haupt- und Reſidenzſtadt, und Hydernagor.

Myſtagog, bei den Myſterien derjenige, der den Einzuweihenden einführte, ſo wie auch derjenige, der das Innere des Tempels zeigte — daher bei uns ein Geheimnißvoller, oder Geheimnißkrämer.

Myſterien, waren bei den Griechen und in der Folge auch bei den Römern geheime religiöſe Zuſammenkünfte, ein geheimer Gottesdienſt, denen kein Ungeweihter ſich nahen durfte. Ihre Entſtehung fällt in die allerälteſten Zeiten. Ihr Zweck war Aufklärung ſolcher Lehren und Gebräuche der Religion, deren eigentlichen Sinn man

vor dem Volke dunkel und verborgen zu halten für gut fand. Sie wurden daher für nützlich und wohlthätig für den Staat gehalten, und waren auch vielleicht ein nothwendiges Bedürfniß in einem Zeitalter, worin man dem Volke seinen Aberglauben, seine Unwissenheit und seine Vorurtheile ohne Nachtheile für die öffentliche Ruhe nicht entreißen durfte. Aus dem Grunde wurden sie auch von den Regierungen nicht allein geduldet, sondern auch geschützt. Ihr erstes Grundgesetz war tiefe Verschwiegenheit. In allen Mysterien gab es dramatische Vorstellungen, die sich auf die Thaten der Gottheiten bezogen, zu deren Ehren sie gefeiert wurden. Die wichtigsten griechischen Mysterien waren: 1. die eleusinischen, über welche der Art. Eleusis nachzusehen ist. 2. Die samothracischen Mysterien stammten aus Creta und Phrygien her, und wurden im ersten Lande dem Jupiter zu Ehren gefeiert. Aus diesen Ländern kamen sie zu den Thraciern oder Pelasgern auf der Insel Samothracien, und pflanzten sich von da weiter in Griechenland fort. Man feierte sie bald zu Ehren des Zeus, bald des Dionysus, bald der Ceres. 3. Die Dionysischen kamen aus Thracien nach Theben, und haben mit den vorigen große Aehnlichkeit. Man feierte sie ein Jahr um das andere, und es sollte in ihnen gleichfalls der Uebergang des Menschen aus der rohen Wildheit zu der Cultur vorgestellt werden. Die Weiber kleideten sich in Thierhäute, nahmen mit Epheu umwundne Stäbe (Thyrsus) in die Hände, und zogen so auf den Berg Cithäron, wo nach begangnen religiösen Ceremonien wilde Tänze angestellt wurden, die sich mit Zerstreuung der Priesterinnen und der Eingeweihten in die nahen Wälder endeten. Auch sie hatten Symbole, die sich größtentheils auf den Bacchus oder Dionysus bezogen, welcher der Held dieser Mysterien war. Sie wurden als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig schon zu Epaminondas Zeiten in Theben und in der Folge in ganz Griechenland verboten. 4. Die Orphischen zeichnen sich, als wahrscheinliche Grundlagen der eleusinischen, von diesen nicht aus. Die Mysterien der Isis (s. d. Art.) fanden in Griechenland nie, wohl aber in Italien, besonders in Rom vielen Beifall. Die heidnischen Mysterien verschwanden im zweiten und dritten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nach und nach, wie die Orakel. — Auch nannte man vormals in manchen christlichen Ländern die geistlich-komischen Schauspiele, worin Gott, Engel, Heilige und Teufel auftraten, Mysterien (s. Französische Literatur). In einer guten Mysterie dieser Art mußten wenigstens vier Teufel erscheinen, woher das französische Sprichwort entstanden ist: Faire le Diable à quatre, einen teuflischen Lärm machen. DH.

Mysticismus, in religiöser Hinsicht, ward bisher allgemein diejenige Verirrung des religiösen Gefühls genannt, vermöge welcher der Mensch das Göttliche, das er nur nur im Glauben zu ergreifen vermag, entweder durch den innern oder auch durch den äußern Sinn anschauen zu können wähnt und in eine fühlbare Verbindung mit der übersinnlichen Welt zu treten strebt. Einige neuere Schriftsteller indeß wollen alles das, was in der Religion Sache des Gefühls oder wie sie sich lieber ausdrücken, des Gemüths ist, Mysticismus genannt wissen, und da die Religion aus dem Gefühle eben so wohl als aus dem Verstande hervorgeht, so ist der Mysticismus, wenn man das Wort in diesem Sinne nimmt, mit der Religion unzertrennlich verbunden. Gewöhnlich aber versteht man unter Mysticismus die beschriebene Verirrung des religiösen Gefühls, welche aus einer unge-

zügelten Phantasie und einem überspannten Gefühle entsprungt, durch sinnliche Religionsvorstellungen genährt wird, und oft mit der Flucht der Welt und der Ertödtung des Fleisches verbunden war. Nicht immer indeß ist der Mysticismus finster und in sich zurückgezogen, es giebt auch einen heitern, das Gemüth beglückenden Mysticismus; die Sprache aber, welche er redet, ist allemal, aus leicht erklärbarem Grunde, dunkel und bilderreich, oft verworren und spielend. Am besten lernt man den Mysticismus theils aus der Geschichte des Neuplatonismus, theils aus der Kirchengeschichte kennen. Spuren der Mystik zeigen sich schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeit. Vorzüglich aber ward sie durch die unter dem Namen Dionysius des Areopagiten im vierten Jahrhundert verbreiteten Schriften befördert. Als die Scholastiker im Mittelalter die Religion ausschließend als Verstandssache behandelten, war es sehr heilsam, daß neben ihnen Mystiker auftraten, und unläugbar haben ein Johann Tauler und ein Thomas a Kempis mehr als ein Petrus Lombardus oder ein Albertus Magnus für die Beförderung der Religiosität gewirkt. — Daß auch unsere Zeit in Poesie, Naturwissenschaft und Religion sich zu den Ansichten des Mysticismus hinneigt, ist unläugbare Thatsache. Geschieht dies in so fern, daß wir in allen Erscheinungen der sichtbaren Welt nur Andeutungen des Unendlichen sehn, und in den vergänglichen Formen, Farben und Tönen derselben nur das unendliche in ihnen verborgne Leben anschaun, den ewigen Geist, der sich überall auf das Mannichfaltigste abbildet, aber nur dem in Andacht beschauenden Gemüthe offenbar werden kann, so ist dies die Mystik poetischer Geister, ohne die kein Kunstwerk, kein Naturgebilde vollkommen verstanden werden kann, und die, ohne das Einzelne zu vernachlässigen, dennoch das Gemüth in fortdauernder Beschauung des Ganzen erhält. Nur hüte man sich vor jenem groben Mysticismus, der den Geist lähmt, den Verstand irre führt, die Urtheilskraft befängt, die Vernunft zur Dienerin der Phantasie und des Gefühls herabwürdigt, und an die Stelle einer freithätigen edlen Wirksamkeit eine unsichere Gefühlstugend setzt, die allen Verirrungen ausgesetzt ist, da ihr jedes feste Princip fehlt. N.

Mystificiren, die Leichtgläubigkeit eines Menschen benutzen, um ihm allerlei lächerliche Dinge aufzuheften. Man vergleiche den Art. Poinsinet.

Mythen, Mythologie. Der aus dem Griechischen entlehnte Ausdruck Mythus, Mythen, bedeutet im Grunde nichts anders als Sage (wie Fabel, fabula, von fari, sagen), Sagenerzählung, Sagengeschichte. Gewöhnlich aber macht man bei diesem Begriffe eine Einschränkung, die aus Griechenland stammt, und zwar aus der Zeit, wo Sagenerzählung, in der Poesie vorgetragen, der eigentlichen Geschichte (ἱστορια) wich, die durchaus auf Wahrheit der erzählten Thatsachen ging. Da befaßte man nämlich unter Mythologie eine Sammlung mündlicher Ueberlieferungen alles dessen, was die Vorwelt bis auf die Zeit, wo man andre Mittel kannte, Geschehenes auf die Nachwelt zu bringen, in ihrer Vorstellungsart und Sprache Denkwürdiges aufbewahrt hatte. Dieses Denkwürdige bestand in Allem, was der ungebildete Naturssohn über Welt, Natur und Leben fühlte und dachte, was er erfahren hatte, was er als Vorstellung und Erfahrung der Väter wußte, und von der Zukunft zu wissen glaubte; und dies wäre also der In-

halt der Mythologie. Man sieht, daß sie aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt, und auf eine eigne Weise vorgetragen seyn muß. Die Bestandtheile der Mythologie sind: 1. historisch, denn sie bewahrte die Begebenheiten der Urzeit auf, wo sie den Enkeln von den Vätern überliefert wurden; 2. philosophisch, denn sie enthält die frühesten Versuche des menschlichen Denkvermögens, sich die mannichfaltigen Erscheinungen der Natur am Himmel und auf der Erde, die Ursachen dieser Erscheinungen, die Triebfedern des menschlichen Willens, die Fügungen und Verkettungen des in Dunkel gehüllten Schicksals zu erklären. Man könnte deshalb den philosophischen Bestandtheil der Mythologie wieder zerlegen in den physikalischen oder naturphilosophischen, den astronomischen, moralischen und metaphysischen. Hieraus folgt, daß in der Mythologie enthalten ist: 1. die älteste, in Dunkel gehüllte, Geschichte unsers Geschlechts, und 2. die älteste Philosophie. Beides wird ursprünglich religiös gefaßt. Schon in dieser doppelten Beziehung erscheint sie ungemein wichtig; noch wichtiger aber, wenn wir die Art des Vortrags der Mythologie berücksichtigen. Ist Mythologie Erzählung der Begebenheiten oder Meinungen der Nationen in ihrem Kindesalter, in der Sprache dieses Kindesalters vorgetragen, so fragt sich: wie war diese Sprache beschaffen? Da hier der Verstand noch ungeübt ist im abstracten Denken, so zeigt sich bei dem Naturmenschen die Phantasie desto lebhafter, sie, die alles Innere veräußert, alles Aeußere verinnert. Anfangs mangelt der eigentliche Ausdruck des Geistigen gänzlich. Was in dieses Gebiet gehört (Empfinden, Vorstellen, Begreifen, Schließen u. s. w.), wird in die Körperwelt übertragen. Aber auch, was als äußere Erscheinung sich den Sinnen darstellt, muß meistentheils erst umgeprägt werden, ehe es Eigenthum dieses dürftigen Beobachters werden kann. Die Einbildungskraft trägt auf Gegenstände der Natur oder menschlichen Kunst die innern Zustände des Menschen über, leiht ihnen menschliches Gefühl, Bewußtseyn und Sprache. In dem einen Falle wird der Verstandesbegriff als Anschauung dargestellt, in dem andern ein Gedanke aus einer Sphäre in eine andere übergetragen, also symbolisirt, allegorisirt. Der Kreis von Wahrnehmungen, woran jeder Naturmensch sein Bezeichnungsvermögen übt, ist so enge, daß auch das minder Seltne aus Mangel einer Benennung für die Erinnerung verloren wäre, wenn es sich dasselbe nicht durch ein Symbol in seine Nähe rückte. So wird in dieser Sprache der Mensch der Maaßstab aller Dinge, und stellt gleich die Phantasie das Unbekannte als übernatürlich vor, so wird doch selbst das Uebernatürliche vermenschlicht. Nichts als anschauliche Vorstellungen der Einbildungskraft also, und nichts als anschauliche, für den Sinn bezeichnende, Ausdrücke finden wir in jener Sprache, die deshalb die Sprache der Poesie ist. Der Mensch lernte also in der Poesie zuerst seine Gedanken und Empfindungen ausdrücken und ordnen; ihr übergab jedes frühere Zeitalter den ganzen Schatz seiner Erfahrungen und Gedanken. Daß hiedurch die historischen Sagen zu poetischen wurden, springt in die Augen, aber eben diese poetische Ansicht und Darstellungsart der Dinge wurde auch die Mutter jener ältesten Philosophie, die man mit Recht die poetische nennt. Auch sie ermangelte natürlich der abstracten Begriffe, und verkürzte sich daher ihre Untersuchungen durch dichterischen Ausdruck. Da ihr nun für die sehr abstracten Begriffe von Ursache und Wirkung der Ausdruck mangelte, so

gab die Phantaſie das Gegenbild von Vater und Sohn, wodurch die ganze Speculation über Entſtehung der Dinge und Wechſelwirkung derſelben zur Genealogie wurde, die, wenn die Speculation ſich zur Weltentſtehung erhob, nothwendig die Cosmogonie (Weltentſtehungslehre) in Theogonie (Göttererzeugung) verwandeln mußte, da alle Kräfte zu einer menſchenähnlichen Kraft geworden waren. Unausbleiblich mußte nun dieſe Philoſophie zu einer Theologie werden, nach welcher, wenn die Speculation den höchſten Punkt erreichte, die Natur der Körper des Göttlichen, die Gottheit Seele der Welt, der Menſch aber Maaßſtab der Gottheit wurde. Durch ſolche Theologie wurde der Menſch des mythiſchen Zeitalters der Religion in die Arme geführt, und mehrere Umſtände vereinigten ſich, dieſer einen bleibenden, alles beſiegenden Einfluß zu verſchaffen. Glaube an eine Gottheit iſt dem Menſchen natürlich, Ergreifen einer Religion unentbehrlich. Mag nun, wie ein Alter ſagt, Furcht die Götter geſchaffen haben, oder Dankbarkeit, oder überwältigende Bewunderung, ſo kam der Menſch zur Idee von höheren Weſen doch gewiß immer auf dem Wege des Gefühls. Einmal von dem Gefühl erzeugt, hielt die Begierde dieſe Idee feſt; Hoffnung und Furcht feſſelten Menſchen an ſie. Wohlſeyn iſt der Wunſch des Menſchen, den er nur mit dem Leben ſelbſt aufgiebt, und ahnet oder weiß er nun, ſein Wohlſeyn hänge von unſichtbaren, höheren Mächten ab; ſo iſt ſein Verhältniß zu ihnen unauflöslich, und dringend der Wunſch, ſich jene Mächte geneigt zu machen. Wer, wenn der Menſch bis auf dieſen Punkt geführt war, über den Andern durch eine größere Kraft des Geiſtes ſtand, der unterwarf ſich jetzt den ungebändigten Sinn. Wer zuerſt ordentlich zu beten, durch Zauberformeln zu wirken vermochte, der erſchien jetzt als ein Vertrauter jener höheren Mächte und ſelbſt ein Weſen höherer Art. Der Prieſter entſtand, Schamane, Seher, als Mittler zwiſchen Gottheit und Menſchheit, zugleich Arzt, Richter, Prophet, Dichter und Aufbewahrer deſſen, was die Vorzeit wußte. Im Geſange ließ er die Sagen der Vorzeit leben, gab in Liedern Rath, Lehre, Warnung, Geſetz, und dichtete den feierlichen Hymnus am geweihten Feſttag. So entſtand denn aus dieſer poetiſchen Philoſophie, die öffentliche Religion, die in ihren Elementen eben ſo poetiſch als die Philoſophie, alſo keineswegs eine Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, ſondern eine Religion der Einbildungskraft war. Entblößt von allem, was eine tiefere Betrachtung, langbewährte Erfahrung, Erkenntniß der Natur ihr bieten können, ſtand auch ihr nichts zu Gebot, als eine dürftige Kenntniß der Menſchennatur in ihrem Begehren und Verabſcheuen, Streben und Wirken, und dieſe Erkenntniß trug die Einbildungskraft über in die Natur, dichtend, wo die wirkliche Erkenntniß noch verſagt war. Ein Schein trat an die Stelle des Weſens, ein ſchöner Traum an die Stelle der Wahrheit. Alle Religion jener Zeiten konnte nichts anders als Mythologie werden, weil die Cosmogonie ſich als Genealogie der Götter geſtaltet hatte. Demnach erſcheint als einer der wichtigſten Beſtandtheile der Mythologie noch z. der religiöſe, der bald ſo vorherrſchend darin wurde, daß er der alleinige ſchien, weshalb man Mythologie geradezu als Götterlehre oder Theologie der politheiſchen Religionen erklären zu können glaubte. Der Grund jenes vorherrſchend Werdens liegt in der unbezweifelbaren Hierarchie jener Zeiten. Durch die Prieſter und ihr Amt trat die eigentliche Sagengeſchichte,

die Philosophie, die Astronomie in enge Verbindung mit der Religion, alles erhielt ein religiöses Colorit, Sagengeschichte und Philosophie wurden dadurch geheiligt, und verflossen endlich zu der Zeit, wo man nöthig fand, das bisher Vereinzelte in ein System zusammenzufassen, so ganz in die Religion, daß sie nun wirklich Theile derselben ausmachten. Daß dies bei verschiednen Nationen auf eigenthümliche Weise geschah, läßt sich leicht denken, im Ganzen und Wesentlichen aber geschah es überall, und daher kommt es, daß die Mythologie zugleich als älteste Religionsgeschichte betrachtet werden muß. Nach dieser Entwickelung des Wesens der Mythologie springt ihr Nutzen und ihre Wichtigkeit von selbst in die Augen; freilich aber wird sie in einem ganz andern Geiste behandelt werden müssen, als sie fast gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts behandelt wurde, wo man die Mythologie nur bei den Griechen und Römern, höchstens noch bei den Aegyptiern suchte, und bald als ein Spielwerk für müßige Köpfe, bald als ein nothwendiges Uebel zum Verständniß der alten Dichter betrachtete. Heyne, mag er auch im Einzelnen mannigfaltig geirrt haben, hat hier um besseres Verständniß und Würdigung unsterbliche Verdienste sich erworben, so wie auch Meiners durch seine zusammenstellenden Vergleichungen. Nur nach solchen Vorarbeiten waren Untersuchungen möglich, wie sie jetzt Böttiger und Creuzer anstellen. Allerdings giebt es noch überall im Einzelnen gar viel zu thun; weshalb man mit reinem Danke allem begegnen wird, was hier ein Voß, Eichel, Zoega, Dornedden, Buttmann, Lobeck, Manso, Kanne, Gurlitt, Hermann u. A. geliefert haben und noch leisten; allein einzig auf dem historischen Wege ist doch am Ende zu gewinnen, was hier gewonnen werden kann und soll. Die Mythologie hat keinen geringern Umfang als die Geschichte selbst, denn jede Nation, die sich aus sich selbst herausgebildet hat, hat ihre Mythologie, andere Nationen haben zwar keine ursprüngliche, aber eine climatisch umgebildete. Ob alles von einer einzigen Urmythologie ausgegangen sey, ist freilich noch problematisch. Wagners Ideen zu einer allgemeinen Mythologie und Görres Mythengeschichte der asiatischen Welt, obschon im Detail noch nicht völlig befriedigend, zeigen doch beide den Weg, der fortan zu verfolgen seyn dürfte. Zur näheren Kenntniß des Details nach dem jetzigen Zustande der Mythologie dient das allgemeine mythologische Lexicon, dessen erste Abtheilung von F. Majer die indische, tibetanische, chinesische, japanische, persische, hebräische und nordische Mythologie, nebst der der Völkerschaften Amerika's und Afrika's, die zweite Abtheilung aber von J. G. Gruber die Mythologie der Aegypter, Araber, Phönicier, Syrer, Babylonier, Phrygier, Lydier, Scythen, Griechen, Etrusker, Römer und Gallier, oder die classische Mythologie enthält. Thöricht würde es seyn, die ganze Mythologie als ein Gewebe willkührlicher Erdichtungen anzusehen, alle Mythen entweder wörtlich zu verstehen, oder sie sämmtlich auf eine und dieselbe Art (historisch, astronomisch, physikalisch, moralisch u. s. w.) zu deuten, oder überhaupt sich anzumaßen, alle ohne Unterschied erklären zu können. dd.

Siehe Nachträge. Heft 3. Jahrg. 26.

N.

N, der vierzehnte Buchstabe des deutschen Abc, welcher mit Anstoßung der Zunge an den Gaumen und die Zähne, und Ausstoßung der Luft durch den Mund und die Nase ausgesprochen wird. Zugleich ist er der dritte der sogenannten Halblauter oder fließenden Buchstaben.

Nabe, der ausgehöhlte Cylinder in der Mitte des Rades, woran die Speichen befestigt sind, und durch den die Achse geht.

Nabis, ein spartanischer König um 200 vor Chr. Geb., berüchtigt als einer der grausamsten Tyrannen, der zugleich schlau genug war, anfangs sich ruhig zu verhalten und selbst den Schein eines gerechten Fürsten anzunehmen. Er ahmte übrigens in seinem ganzen Aeußern den asiatischen Despoten nach, wußte die Einen durch Schmeicheleien und Versprechungen zu gewinnen, die Andern durch Drohungen zu schrecken. Eine bewaffnete Leibwache umgab ihn, und eine Menge geheimer Auflaurer stand in seinem Dienst. Jeder Verdächtige wurde sofort gemordet oder verbannt. Messina und Argos ließ er plündern, und würde seine Herrschaft über den Peloponnes durch List und Gewalt immer weiter ausgebreitet haben, wenn nicht die Römer endlich in Verbindung mit den Achäern ihm den Krieg erklärt hätten. Doch vermochte Quint. Flaminius nicht, ihn zu bezwingen; glücklicher war Philopömen gegen ihn mit dem Heere des achäischen Bundes. Endlich wurde der Tyrann durch seine eignen Bundesgenossen, die Aetolier, die er zu Hülfe gerufen, in Sparta getödtet, und erhielt so den verdienten Lohn für seine Grausamkeit und Treulosigkeit.

Nabob. Unter diesem Worte, welches eigentlich eine Verfälschung von Nawaud ist, und einen Deputirten bedeutet, versteht man in Indien den Statthalter einer Provinz, oder den Befehlshaber über die Truppen derselben, wiewohl in Indien auch viele Personen den Titel Nabob annehmen, ohne ein Recht dazu zu haben. Die Nabobs waren nach der alten indischen Verfassung dem Soubadar, dem Vicekönig einer großen Landschaft, untergeordnet; dennoch dienten sie zu einer Stütze des Throns gegen die möglichen Anmaßungen der Soubadars. Die Nabobs machten sich zwar seit dem Einfalle des persischen Shahs Nadir unabhängig vom Großmogul, allein blos um in eine viel drückendere Abhängigkeit von England zu gerathen. In der Conversationssprache, vorzüglich in England, nennt man jeden Großen, der außerordentliche Reichthümer in Indostan erworben hat, oder überhaupt mit einer gewissen orientalischen Pracht lebt, einen Nabob.

Nabonassar, ein König von Babylon, mit dessen Regierungsantritt eine neue Jahrrechnung (aera Nabonassarea) anfängt, weil er an der Spitze der alten Regentenverzeichnisse steht, die man unter des Ptolemäus Namen besitzt. Man setzt ihren Anfang 747 vor Chr. Geb. den 26. Februar, nach Andern 746, oder noch höher hinauf.

Nachahmung, die Nachahmung, welche häufig ein Gegenstand der Unterhaltung und des Streits wird, wenn von schönen Künsten und Künstlern die Rede ist, kann aus einem doppelten Gesichtspunkt, einem objectiven und einem subjectiven, betrachtet werden. Im ersten Falle wird untersucht, in wie fern die Nachahmung an sich zum Wesen der schönen Künste gehöre, im zweiten, in wie fern der Künstler nachahmen dürfe. Was nun die Nachahmung als etwas Objectives in den Künsten betrifft, so hat es Aesthetiker gegeben, welche die Theorie der schönen Künste auf den Begriff der Nachahmung der Natur überhaupt, oder der schönen Natur zurückführen wollten. Selbst das Vergnügen, das uns Werke der schönen Kunst gewähren, wollte man aus dem Wohlgefallen über die gelungene Nachahmung der Natur herleiten. Allein diese Ansicht war zu wenig in der Sache selbst begründet, als daß sie sich lange hätte behaupten können, auch hat sie im dramatischen Fache vieles Unheil angerichtet. Wenn aber auch das Wesen der Kunst nicht auf der Nachahmung der Natur im gewöhnlichen Sinne, das ist, in ihren einzelnen Erscheinungen beruht, so ist doch nicht zu läugnen, daß die ersten rohen Anfänge der Kunst in solcher Nachahmung der Natur ihren Ursprung haben (s. d. Art. Kunst). In subjectiver Hinsicht, wo gefragt wird, in wie fern der Künstler andere Werke und Meister seiner Gattung nachahmen dürfe, unterscheidet man die freie Nachahmung von der sklavischen und von der kindischen Nachäffung. Nachäffungen oder kindische Nachahmungen waren z. B. so viele neuere Anakreontische Trink- und Liebeslieder. Der sklavische oder ängstliche Nachahmer ist der bloße Mann von Talent, der, ohne Genie, oft ohne Vermögen, das Wesentliche von dem Außerwesentlichen zu unterscheiden, mit Mühe und Absicht irgend einem Vorbilde nachstrebt. Von dieser Art waren schon im Alterthum die meisten rhetorischen Stücke nach Untergang der alten Verfassungen. Der freie Nachahmer ist der Mann von Genie, der, von einem fremden Vorbild begeistert, oft ohne es zu wollen, den Geist desselben in seine eignen Hervorbringungen aufnimmt (s. d. Art. Copie). In der Musik nennt man Nachahmungen mehrere ähnliche melodische, auf einander folgende Sätze in verschiedenen Stimmen. Die strengern Nachahmungen dieser Art kommen gewöhnlich in den Fugen und fugenartigen Sätzen, die freiern in allen figurirten Musikstücken vor.

Nachdruck, in der Rede, so wie in den Künsten der Rede und des Tons, jeder Ausdruck von besonderer Kraft und Bedeutsamkeit, wodurch der auf das Gemüth zu bewirkende Eindruck erhöht oder verstärkt, dem ersten Druck gleichsam ein zweiter hinzugefügt wird. Daß dies nur in Fällen von Wichtigkeit geschehen solle, springt in die Augen; denn wer wird sich selbst überbieten, wenn er es um den ersten Preis haben kann? Die Mittel, Nachdruck zu bewirken, sind sehr verschieden, allein wir zweifeln nicht, daß alle unter folgende vier Classen zu bringen seyn werden: 1. Wiederholung, sey es, um nur überhaupt etwas dem Gedächtnisse tiefer einzuprägen und dem Herzen näher zu legen, oder um die Nebenideen, die sich bei einer Hauptidee aufdrängen, mehr hervorzuheben, wobei sogar eine Art von Zergliederung Statt finden kann, wie z. B. in Hamlets berühmtem Monolog; Seyn oder Nichtseyn; 2. Verstärkung des vorigen Ausdrucks, weil er noch nicht genugsam angemessen scheint; hieher rechnen wir zugleich die Steigerung (Klimax, Gradation): 3. Abbrechung (Aposiopesis), sey es, um durch befehlende Kürze

zu imponiren, wie z. B. in Virgils Quos ego! oder weil der Redende im Begriff war, etwas Gefährliches zu sagen, es aber nur so weit sagt, daß es errathen werden kann. In vielen Fällen wird 4. ein Gleichniß (Fabel, Parabel) alle Wirkungen des Nachdrucks hervorbringen. Lessings Nathan, Schillers Fiesko, Göthe's Tasso werden dies jedem zur Genüge beweisen. Den Nachdruck, welcher durch diese Mittel hervorgebracht wird, nennen wir den Gedankennachdruck, von welchem noch unterschieden werden kann der Nachdruck des Tons, welcher dadurch entsteht, daß das Bedeutende des Ausdrucks durch den Accent hervorgehoben wird, je nach seiner größern oder geringern Bedeutsamkeit (s. Accent). Daß der Nachdruck des Tons aber mit dem Gedankennachdruck zusammenfallen müsse, versteht sich übrigens von selbst, so wie es von selbst in die Augen springt, daß die Musik des Nachdrucks so fähig sey als die Poesie. Falsch ist es hingegen, von einem Nachdruck in den bildenden Künsten zu reden, die nur des Ausdrucks fähig sind; die Mimik allein, als eine successiv darstellende Kunst, theilt diesen Vorzug mit der Musik und Poesie. Die ganze Lehre von dem Nachdruck ist aber eine von denen, worin noch die irrigsten Meinungen herrschen, weil man Nachdruck theils mit Ausdruck, theils mit dem verwechselte, was die griechischen Rhetoriker Emphasis nannten. Daß diese aber keineswegs mit dem, was wir Nachdruck nennen, einerlei, sondern höchstens entfernt mit ihr verwandt sey, hätte jedem schon die Erklärung Quintilians zeigen können, der zufolge Emphasis ein Ausdruck ist, der einen höhern Sinn bei sich führt, als die Worte an sich bezeichnen. Er nimmt zwei Arten derselben an, eine, welche mehr bedeutet, als sie sagt, und eine andere, die auch etwas bedeutet, was sie nicht sagt. (Instit. or. 8. 3. 83. 9. 2. 64.) Da die erste Art Quintilians offenbar auf einer versteckten Vergleichung beruht, die andre aber auf der Abbrechung, so könnte man allenfalls diese der dritten, jene der vierten der obigen Classen zurechnen, jedoch nur allenfalls, obschon es eher gebräuchlich ist, Emphase für Nachdruck, und emphatisch für nachdrücklich zu nehmen dd.

Nachdrucker, eine Spießgesellschaft übel berüchtigter Leute, die mitten unter den ehrlichen Deutschen das Drucken und Verkaufen fremder Verlagswerke öffentlich ungestraft, sich zueignen, um durch den Schaden des ehrlichen und rechtmäßigen Unternehmers dieser Werke, ohne Kunst und Mühe, mit Sicherheit reich zu werden. — Vor lauter Buchstabenwitz und Formelnkram verkennt nehmlich der deutsche „beider Rechte" Doctor oft die nackte Wahrheit des kleinen Catechismus des gesunden Menschenverstandes, oder er sieht am hellen Tage die Sonne und den Wald vor lauter Bäumen nicht. Daher die unbegreifliche, mit der Druckerpresse fast zu gleicher Zeit entstandene Umkehrung der einfachsten Begriffe von Besitz, Recht und Eigenthum in literarischen Dingen. „Was soll das seyn, meine liebe Druckerherren, frazte schon Luther, daß einer dem andern so öffentlich raubet und stiehlt das Seine, und ihr unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe worden?" — Gefährlicher als die Wegelagerer und Raubritter im Mittelalter, welche vom Stegreife lebten, — denn diesen Unholden konnte der Kaufmann, wenn auch nicht sein gutes Recht, doch sein gutes Schwert entgegenhalten — sicherer als der Freibeuter auf offner See — denn dieser wird, wenn ein ehrlicher Schiffer ihn bewältigt, an den Mastbaum seines Raubschiffes gehenkt — machen die Nachdrucker, insbesondere unter der

Flagge Würtembergs (wir wollen mit ihren Namen dieſes Buch nicht beſudeln) in ganz Deutſchland auf alle Bücher Jagd, die neue Auflagen hoffen laſſen. Die Eigenthümer—Schriftſteller und Verleger— verlieren aber dadurch nicht etwa eine Ernte ihrer Ausſaat, ſondern alle Ernten, und der Verleger noch die Saatkoſten obendrein; höchſtens bleibt dem letzteren eine Stoppelleſe. Und dies iſt nicht die einzige Schuld jener Harpyienzunft mit Geierflügeln und großen krummen Nägeln. Sie rauben dem Verleger nicht blos das Eſſen von dem Tiſche weg, ſondern beſchmeißen auch alles mit ihrem Unflathe auf das Häßlichſte! Oder ſollen wir die Fälle einzeln anführen, wo die Geiſteswerke unſerer erſten Schriftſteller auf grau Papier nachläſſig gedruckt, oft verſtümmelt, dem In- und Ausländer zu niedrigen Preiſen dargeboten worden ſind, ſo daß der rechtmäßige Verleger auf die würdige Ausſtattung derſelben keine Koſten weiter verwenden konnte, vielmehr, um nur einiges zu retten, den Preis ſeines gefährdeten Verlags höher, als er gewollt, ſtellen mußte? Sollen wir erſt daran erinnern, daß Schiller ſtarb, ohne ſeinen Kindern ein Erdtheil zu hinterlaſſen, er, der die ganze Nation bereichert hat? Im 18. Artikel der deutſchen Bundesacte vom Jahr 1815 wurde endlich feſtgeſetzt, daß ſich der Bundestag in ſeinem erſten Zuſammentritt mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Sicherſtellung der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen ſolle. Dieſes Fürſtenwort wurde aber nicht gehalten, und namentlich iſt der Verleger dieſes Werks in dieſem Zeitpunkte auf die ſchamloſeſte Weiſe durch den berüchtigten Nachdrucker Macklot (ſeinem eigentlichen Namen nach Carl Erhard) in Stuttgart, unter dem Schutz, ja unter förmlicher Autoriſation ſeiner Regierung durch einen zweimaligen Nachdruck deſſelben auf eine unerhörte Weiſe verletzt und beraubt worden. Doch iſt jetzt (im April 1819) einiger Anſchein vorhanden, daß das Verſprechen der Bundesacte in Erfüllung gehen wird. Die deutſche Bundesverſammlung hat nämlich im J. 1818 auf den Vorſchlag des oldenburgiſchen Geſandten, des Herrn von Berg, als Referenten in der Sache, zwei Commiſſionen ernannt, welche nach Anleitung der Bundesacte Vorſchläge machen ſollen, wie in Deutſchland das literariſche Eigenthum gegen den Nachdruck geſichert und die Freiheit der Preſſe mit den Rechten der Privatperſonen ſowohl als ganzer Geſellſchaften in Einklang zu bringen ſeyn möchte. Die erſtere Commiſſion, welche aus den B. T. Geſandten, den HH. von Berg, von Berkheim und von Martens beſteht, hatte hierauf einen vorläufigen Bericht erſtattet, der eine Ueberſicht der zeitherigen Geſetzgebungen in den deutſchen Bundesſtaaten, das Verlagsrecht und den Nachdruck betreffend, enthielt. Endlich ward von dem genannten Ausſchuſſe, den 11. Febr. 1819, der Bundesverſammlung ein Geſetzentwurf gegen den Nachdruck vorgelegt, der das Recht des literariſchen Eigenthums — die Ernte für den, welcher das Feld beſtellt und ausſäet — in Schutz nimmt. Wir wollen den Inhalt jenes Entwurfes, der mit den trefflichen franzöſiſchen Geſetzen über dieſen Gegenſtand in vielen Punkten übereinſtimmt, hier nicht anführen, da er, wiewohl er im Ganzen allgemeinen Beifall gefunden hat, noch nicht von den einzelnen Souverainen des Bundes als ein allgemeines deutſches Bundesgeſetz angenommen worden iſt. Hoffentlich wird dies bald geſchehen, damit endlich das Verlagsrecht gegen offnen Raub geſichert, dadurch aber dem hohen Bücherpreiſe (den allein die Unſicherheit des mit Koſten, Mühe und Gefahr ver-

bundenen rechtmäßigen Buchhandels erzeugt hat) gesteuert, und die würdige Ausstattung classischer Nationalwerke zur Ehre der deutschen Literatur befördert werde. In jedem Falle aber wird die Nachwelt es unbegreiflich finden, daß der gesunde Menschenverstand vieler deutschen Rechtsgelehrten so spät zur Ueberzeugung gelangen konnte, auch für das Schriftsteller- und Verlagseigenthum, für das Kostbarste und Edelste der höheren gesellschaftlichen Thätigkeit, müsse das uralte Gesetz gelten: „Du sollst nicht stehlen!“*) K.

Nachschlag, wird in der Musik theils der Anhang, welcher dem Triller beigefügt wird, theils überhaupt eine oder mehrere kleine Noten genannt, welche einer melodischen Hauptnote als Verzierung angehängt und nach ihr angeschlagen werden. Ihre Dauer wird von der Hauptnote abgezogen.

Nachsteuer, so viel als Abzugsgeld, s. Abzugsrecht.

Nacht. In der Astronomie bezeichnet man mit dem Worte Nacht den Zeitraum vom Untergang bis zum Wiederaufgang der Sonne, wo die Erde von diesem Weltkörper nicht erleuchtet wird. Dieser Zeitraum ist bekanntlich eben so verschieden in Hinsicht der verschiednen Jahreszeiten, als in Hinsicht der verschiednen Länder, welches von dem verschiednen Stande der Erde gegen die Sonne herrührt. Unter der Linie herrscht beständig Tag- und Nachtgleiche, so daß der Tag zwölf Stunden und eben so viel die Nacht dauert. Hingegen verursacht die Schiefe der Ekliptik zwischen den Polen und dem Aequator eine ungleiche Dauer der Nächte und Tage. Hier fällt nur zweimal im Jahre, und zwar um den 21sten März und 23sten September, die Tag- und Nachtgleiche ein. Die längste und kürzeste Nacht fällt zur Zeit der Sonnenwenden, den 21sten Junius und den 21sten December. Die Verschiedenheit der Dauer der Nächte ist um so größer, je näher ein Ort nach den Polen zu liegt. Innerhalb der Polarkreise giebt es einmal im Jahre einen Tag ohne Nacht und eine Nacht ohne Tag. Unter den Polen selbst herrscht eine Nacht von einem halben Jahre, welcher am Nordpol um die Zeit der Frühlingsnachtgleiche, und am Südpol um die Zeit der Herbstnachtgleiche ein eben so langer Tag folgt. Die genaue astronomische Bestimmung des Anfangs der Nacht richtet sich nach dem Augenblicke, wo der Mittelpunkt der scheinbaren Sonnenscheibe unter den Horizont herabsinkt, indem bekanntlich ein optischer Betrug die Sonne oft noch schwebend am Horizont erscheinen läßt, während sie schon untergegangen ist. Die darauf erfolgende Abenddämmerung macht die eigentliche Scheidewand der Nacht in astronomischer Bedeutung und in der Sprache des gemeinen Lebens.

Nacht (in der Mythologie), die Tochter des Chaos, Schwester des Erebus, mit welchem sie den Tag und den Aether zeugte. Alles Unbekannte, Dunkle, Schreckliche gehört zu ihrer Nachkommenschaft, mithin Tod und Schlaf, Träume, Schicksale, Krankheiten und Pla-

*) Der königl. würtemb. Minister von O—o hat dagegen den Grundsatz, daß die Nachdrucker die wackersten Staatsbürger seyen, und Würtemberg ihnen insbesondere die hohe Stufe der Aufklärung verdanke, auf der es (seiner Meinung nach) steht. Man sehe meine kleine Schrift über die Geschichte des Nachdrucks dieses Lexicons, die sich hinter dem 10. Bande der frühern Auflagen, und hinter dem 1. Stück des Hermes befindet. Bei solchen Grundsätzen über die Elemente dessen, was Recht und rechtmäßig ist, erklärt sich auch in der neuern und neusten Geschichte dieses Staats vieles, was sonst zu den Unbegreiflichkeiten zu zählen seyn möchte. B.

gen; ferner Zank, Streit, Zwietracht, Krieg, Mord, Betrug und Tadelsucht. Sie bewohnt abwechselnd mit dem Tage einen schauervollen Pallast in der Unterwelt. Die neuere Mythologie läßt sie auf einem Wagen über den Himmel fahren, und giebt ihr einen bestirnten Schleier.

Nachtfalter, Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtgleiche, s. Aequinoctium.

Nachtgleichepunkte, s. Astronomie.

Nachtigall (luscinia), eine Art der Gattung Motacilla. Sie ist ein Zugvogel und kommt muthmaßlich aus Asien zu uns; mit Ende Augusts verläßt sie unsre Gegenden wieder. Ihr Gesang, worin sie alle Singvögel übertrifft, hört schon zu Johannis wieder auf.

Nachtrab, s. Arrieregarde.

Nachtschatten, Solanum L., ist ein Pflanzengeschlecht, das sehr viele Arten umfaßt, und sich durch seine Blume auffallend unterscheidet. Diese ist nämlich fünftheilig-spitzig, flach ausgebreitet, und aus ihrer Mitte ragen die anders gefärbten Staubbeutel kegelförmig zusammengelegt hervor. Mehrere Arten zeigen betäubende Wirkungen; die merkwürdigsten sind die Kartoffel, Sol. tuberosum, und die Arakatscha, andere, wie das Bittersüß, Sol. dulcamara, und der gemeine Nachtschatten, Sol. nigrum, dienen zu Arzneimitteln. F.

Nachtstücke, sind Gemählde oder Zeichnungen, in denen die Scene nicht von der Sonne oder dem gewöhnlichen Tageslichte, sondern vom Monde oder einem künstlichen Lichte, als Fackeln u. dergl. erleuchtet wird. Ein solches Nachtstück erfodert eine besondre Kunst, vorzüglich deswegen, weil in ihm alle Farben wegfallen, deren eigentliche Stimmung von dem Tageslicht herrührt, und die Farbe sich größtentheils nach Beschaffenheit der Materie richtet, wodurch das brennende Licht unterhalten wird. Unter allen vorhandenen Nachtstücken ist das berühmteste das von Correggio, welches vorzugsweise unter dem Namen der Nacht bekannt ist. Unter den deutschen Mahlern, welche sich in Nachtstücken ausgezeichnet haben, wird Gottfried Schälken besonders geschätzt.

Nachtvögel, s. Schmetterlinge.

Nachtwandler, s. Mondsüchtig.

Nacktes. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man in der bildenden Kunst 1. den von Kleidung entblößten menschlichen Körper, und sagt dann: das Nackte studiren, zeichnen, Kenntniß des Nackten haben, das Nackte unter der Draperie bemerken (s. d. Art. Plastisch). Daß das Studium des Nackten auch dann unerläßlich sey, wenn drapirte Figuren dargestellt werden, erhellt daraus, weil der Bekleidungen Form und Verhältnisse durch das Nackte bestimmt werden. Von einer ganz vorzüglichen Wichtigkeit aber erscheint 2) das Nackte in der Mahlerei — Fleisch. Man nennt die Farbengebung, in so fern sie sich mit der Nachahmung des Nackten, d. h. hier, der Farbe und materiellen Beschaffenheit des Fleisches beschäftigt, die Carnation, und wem braucht es gesagt zu werden, wie viel auf sie bei mahlerischer Darstellung menschlicher Figuren ankomme? Will der Künstler hierin den Anforderungen der schönen Kunst Genüge leisten, so muß er zuvörderst die Localtöne richtig treffen, d. h. die natürliche Farbe des Gegenstandes so wiedergeben, wie sie auf ihrem Standort erscheint. So sind an einem gesunden Körper gewöhnlich die Wangen lebhaft geröthet, Brust, Nacken und Oberarme von zarter Weiße, der Unterleib gelblicher; an den äußern Theilen wird die Farbe allmählig kälter, und geht an den Gelenken derselben,

wegen des durchscheinenden kühleren Blutes, in eine veilchenröthliche Dinte über. Diese verschiedenen Abstufungen müssen aber in dem Haupttone der Carnation harmonisch vereint seyn. Uebrigens kann der Ton der Fleischfarbe unendlich verschieden seyn. Der Nord- und Südeuropäer haben ein verschiedenes Colorit, Weiber und Kinder ein zartereres als Männer und Alte; jedes Temperament zeichnet sich durch seine besondere Farbe aus, und jeder einzelne Mensch hat einen eigenthümlichen Farbenton. Bei all diesen unendlichen Modificationen aber bleibt der Stoff immer Fleisch, und es kommt daher ferner darauf an, den materiellen Charakter dieses Stoffes richtig auszudrücken. Hier kann gegen die Wahrheit gefehlt werden, entweder durch zu viel Härte, wie in den Werken der ältern Mahler des 15. Jahrhunderts, oder durch zu große Mürbheit (morbidezza), die sich vornehmlich bei Guido Reni findet, dessen Fleisch häufig blutleer, schleimig, grünlich aussieht. Die französische Schule ist darin bis zur Verblasenheit gegangen, daß man nicht mehr Fleisch, sondern Porzellan oder Wachs zu sehen meint. In der wahren Carnation ist bis jetzt Tizian immer noch ein unübertroffenes Muster. dd.

Nadel (kalte), s. Kupferstecherkunst.

Nadelholz, oder auch Schwarzholz, Pinus. Die Nadelhölzer bilden im Linneischen System die neunte Ordnung der 21. Classe, und begreifen alle diejenigen Bäume, deren Blätter die Gestalt der Nadeln oder Tangeln haben (daher auch Tangelholz), und deren Frucht in einem holzartigen Zapfen besteht, welcher unter jeder Schuppe zwei mit Flügeln versehene Nüsse oder Saamenkerne hat. Die männlichen Blumen, welche von den weiblichen getrennt, jedoch auf Einem Stamme mit ihnen stehen, und gleich ihnen keine Krone haben, stehen in einem vierblätterigen Kelch, während das Kätzchen, welches die weibliche Blüthe bildet, aus spitzigen Schuppen besteht, deren jede zweiblumig ist. Man kennt 30 Gattungen Nadelhölzer, welche wieder in vier Familien eingetheilt werden. Das unterscheidende Kennzeichen der ersten ist, daß die Nadeln in Büschein zusammenstehn (Lerchenbaum, Ceder); bei der zweiten kommen zwei bis fünf Nadeln aus einer Scheide (Kiefer, Krummholzbaum); in der dritten stehen die weichen und breiten Nadeln einfach und kammartig auf zwei Seiten der Zweige (Tanne); in der vierten sitzen die Nadeln, welche hier schmal und steif sind, rund um die Zweige (Fichte).

Nadeln. Vor Erfindung der Nadeln und noch jetzt bei uncultivirten Völkern mußten und müssen Fischgräthen, zugespitzte Knöcheichen und Dornen die Stelle der Nadeln vertreten. Die Erfindung der Nadeln wurde bei den Alten so hoch geachtet, daß sie gleich andern wichtigen Erfindungen einer Gottheit und zwar nach Hygin der Bellona zugeschrieben wurde. Da die Babylonier und Phrygier schon den Luxus der gestickten Kleider kannten, so müssen auch bei ihnen die Nähnadeln in Gebrauch gewesen seyn. Schon um das Jahr 1370 findet man in Nürnberg Nadler, welche sich bloß von diesem Erwerbszweig nährten. (Die Nadler, welche ein geschenktes Handwerk haben, müssen in Nürnberg als Meisterstück in einer bestimmten Zeit 3000 Nadeln mit viereckigen Oehren verfertigen.) Lange Zeit halten kleine hölzerne Stiftchen statt der Stecknadeln dienen müssen. Die ersten metallenen Stecknadeln wurden in England um das Jahr 1543 gemacht.

Nadir, ein arabisches Wort, bezeichnet in der Astronomie den Fußpunkt oder Fersenpunkt, welcher sich ergiebt, wenn wir von unserm Standpunkte in Gedanken eine gerade perpendiculäre Linie

durch die Erdkugel hindurch in die entgegengesetzte und von uns nicht gesehene Hemisphäre des Himmels ziehen. Dem Nadir ist das Zenith oder der Scheitelpunkt entgegengesetzt. Jeder Punkt auf der Erde hat also ein eignes Nadir und Zenith.

Nadir Shah, s. Kulichan.

Nägelein, s. Gewürznelken.

Nagelflühe, eine Art von Mengsteinen, welche aus Kieseln von verschiednen Farben bestehen, und aus Jaspis oder verhärtetem Thon zusammengesetzt sind, auch Nagelfels.

Nagelklavier, ein 1792 von Träger in Dessau erfundenes Tonwerkzeug, an welchem eiserne, in einem Stimmstock befindliche Stifte durch ein mit Geigenharz bestrichenes, vermittelst Schwungrades und Fußtrittes in Umtrieb gesetztes Band gestrichen werden. Der Umfang ist von fünf vollen Octaven und der Ton dem der Harmonica ähnlich. Die von Wilde in Petersburg erfundene Nagelgeige besteht aus einem Brettchen mit eisernen oder messingenen Stiften verschiedener Länge, die mit einem Violinbogen intonirt werden.

Näherrecht, s. Retractrecht.

Nahl (Johann August), ein zu seiner Zeit sehr geschätzter Bildhauer, wurde im Jahr 1710 zu Berlin geboren. Er bildete sich daselbst unter dem berühmten Schlüter. Nachdem er sich auf einer Reise durch Frankreich und Italien weiter ausgebildet, und zu Straßburg einige Zeit aufgehalten hatte, kehrte er im Jahr 1741 nach Berlin zurück, wo man noch jetzt, so wie in Potsdam, Sanssouci und Charlottenburg, viele seiner Arbeiten findet. Von 1746 an hielt er sich neun Jahre in der Schweiz, und zwar meistens zu Bern auf. Hier machte er sich vorzüglich berühmt durch das Gradmahl des Schultheißen von Erlach in der Kirche zu Hindelbank, noch mehr aber durch das Denkmahl, welches er in derselben Kirche der verstorbenen Pastorin zu Hindelbank errichtete, und welches von Haller und Wieland besungen, so wie von unzähligen Reisebeschreibern geschildert worden, von keinem Reisenden aber unbesucht gelassen werden darf, um so mehr, da die schlechte Beschaffenheit des Steins, woraus es gearbeitet ist, die allmählige Vernichtung desselben befürchten läßt. Im Jahr 1755 wurde er Professor an der Akademie der Künste zu Cassel, welche damals unter Leitung des kunstliebenden Landgrafen Friedrich blühte. Hier verfertigte er um das Jahr 1778 die Bildsäule des Landgrafen, welche mitten auf dem schönen Friedrichsplatz in Cassel, dem Museo Fridericiano gegenüber, aufgestellt wurde, und daselbst einen vortrefflichen Effect machte. Nachdem der König von Westphalen das Museum in den Ständepalast verwandelt und dem Friedrichsplatz den Namen Ständeplatz gegeben hatte, wurde diese Statue von dem Postament heruntergenommen, und in einen Stall neben der Post hingeworfen, wo sie bei offnen Thüren von Pferden, Postknechten und Vorübergehenden verunreinigt und verstümmelt wurde. Nahl erlebte indessen dieses Schicksal seines Werks nicht, indem er schon im Jahr 1781 zu Cassel starb.

Nahrungsmittel sind alle Producte des Naturreichs, die der Mensch zu seiner Ernährung gebrauchen kann. (S. d. Art. Ernährung.) Man nennt sie auch Lebensmittel (s. d. Art.), indessen sollte man doch den Unterschied zwischen beiden Benennungen so bestimmen, daß man unter der letztern alles das, was überhaupt das Leben zu erhalten dient, verstände. Die Nahrungsmittel werden den

Verdauungswerkzeugen übergeben, damit diese die nährenden Stoffe ausziehen, welche alsdann in das Blut übergehn, und sowohl zum Ersatz der verlornen Theile, als auch zur Ausbildung und zum Wachsthum des Körpers verbraucht werden. (Vergl. den Art. Verdauung.) Man nennt die Nahrungsmittel Speisen, wenn sie in fester, oder halb fester Gestalt, Getränke, wenn sie in flüssiger genommen werden; roh, wenn sie so, wie die Natur sie liefert, zubereitet, wenn sie durch Kunst verfertigt genossen werden. Sie sind theils aus dem Pflanzenreiche, vegetabilische, theils aus dem Thierreiche, animalische Nahrungsmittel. Die vegetabilischen bestehen entweder aus den Wurzeln (Rüben, Zuckerwurzeln), den an den Wurzeln sich bildenden Knollen (Erdäpfel, Erdbirnen), oder aus den Stengeln (Spargel), oder aus den Blättern (die verschiednen Gemüse), den Blüthen (z. B. den Blumenkohl), den unreifen Früchten (die Gurken), oder den reifen Früchten, deren eine unzählige Menge ist, und bei denen theils das die Saamen umgebende Fleisch, oder das säuerlich-süße Mark, theils die mehligten oder öligen Saamen selbst zur Nahrung dienen. Die animalischen Nahrungsmittel werden beinahe aus allen Thierclassen genommen, manche Thiere werden ganz, von andern werden nur besondre Theile genossen. Nach Gewohnheit und Herkommen, Clima und Bedürfniß, sind auch die Nahrungsmittel bei verschiednen Völkern sehr verschieden. Bei manchen Nationen sind gewisse Nahrungsmittel sehr gewöhnlich, die bei andern unter die seltenen gehören; bei manchen sind Dinge sehr beliebt, vor denen andre einen Abscheu haben. Noth und Hunger machen manche Dinge zu Nahrungsmitteln, welche außerdem nicht dazu gebraucht werden, z. B. in lange belagerten Städten, auf Schiffen, welche länger zur See seyn müssen, als ihre Nahrungsmittel berechnet waren, fängt man oft Mäuse und Ratten zusammen, um sie zu essen. Das Hundefleisch wird in China gewöhnlich gegessen; in verschiednen Gegenden von Afrika gehört das Fleisch der Schlangen, namentlich der Klapperschlange und Riesenschlange, unter die Nahrungsmittel. Auch die Heuschrecken werden fast überall in Afrika verzehrt, so wie die Neger auf der Guineaküste außer diesen auch Eidechsen, Mäuse, Ratten, Schlangen, Raupen und andre Insecten und Gewürme gern verzehren. Von den Otomaken erzählt Humboldt, daß sie eine Art von Letten oder Thonerde sammeln, und sie in der Regenzeit, ihrem Winter, verzehren. Von allen diesen ungewöhnlichen Nahrungsmitteln kehren wir zu den bei uns gewöhnlichen zurück. Die Nahrungsmittel, welche ihrem Zwecke entsprechen sollen, müssen nährende, d. h. solche Stoffe in sich enthalten, welche, durch die Verdauung ausgezogen, in das Blut übergehn, assimilirt und zur Ernährung des Körpers verbraucht werden können. (S. d. Art. Assimilation.) Hierzu gehört, daß alles, was als Nahrungsmittel dienen soll, solche Theile in sich enthalte, welche den thierischen Stoffen gleich kommen oder in selbige verwandelt werden können. Darin unterscheiden sich die Nahrungsmittel von den Arzneimitteln, daß letztere ihre eigenthümliche Qualität gegen den Organismus behaupten, sich durch die Verdauungsorgane nicht überwältigen lassen, nicht den thierischen Stoffen gleich werden, sondern als fremdartige Stoffe besondre Organe oder Systeme des Organismus aufregen. Alle Dinge, welche als Nahrungsmittel dienen sollen, müssen demnach einen Antheil von den leicht aufzulösenden Stoffen besitzen, welche den allgemeinen Grundstoffen des Körpers entsprechen, und

ihre eigenthümlichen Qualitäten durch den Einfluß der Verdauungsorgane vernichten lassen. Diese Stoffe in ihrer Einfachheit sind Schleim, Gallerte, Kleber, Eiweißstoff, Mehl-, Faser- und Zuckerstoff. Davon enthalten die Pflanzenspeisen am meisten Schleim-, Zucker- und Mehlstoff, welcher besonders in Verbindung mit dem Pflanzenkleber, wodurch beide zur Gährung geschickt und so zur Auflösung und Verdauung vorbereitet werden, die Grundlage von sehr nahrhaften Speisen ist. Die Obstarten sind blos vermöge ihres Antheils an Zuckerstoff und etwas Schleimstoff nährend. In den animalischen Speisen ist besonders die Gallerte reichlich enthalten. Die Nahrhaftigkeit der Speisen richtet sich also nach dem größern oder geringern Antheil von jenen Stoffen, und der Verbindung unter einander, welche ihre Auflöslichkeit befördern oder erschweren. Verdauungsorgane, deren Kräfte noch ungeschwächt sind, zerlegen die Nahrungsmittel leichter in ihre einfache Stoffe, und nehmen die abgesonderten nahrhaften reichlicher auf, als solche, deren Energie schon herabgesetzt ist, welche folglich die eigne Natur der Nahrungsmittel nicht überwältigen, und deren chemische Entwickelung nicht beschränken können. Die Bestimmung, welche Nahrungsmittel gesund oder ungesund seyen, bleibt daher immer relativ, und kann nur in Beziehung auf die Nahrhaftigkeit, auf die Auflöslichkeit der Nahrungsmittel und den Zustand der Verdauungskraft einer Person angegeben werden. Oft nennt man eine Speise oder ein Getränk gesund, weil es eine bestimmte Wirkung auf den Körper äußert, und gerade diese Bestimmung ist falsch, denn alsdann wirkt dasselbe nicht als Nahrungsmittel, sondern als Medicament, und kann daher nur solchen Personen zuträglich seyn, deren körperliche Beschaffenheit diesem Medicament entspricht. Die Auflöslichkeit eines einfachen Nahrungsmittels wird aber auch oft durch die künstliche Zubereitung vermindert, und daher ein an sich gesundes Mittel zu einem schwer verdaulichen und ungesunden gemacht. Besonders sind hierin die schon für sich zu fetten, oder mit vielem Fett zubereiteten Speisen ungesund, weil das Fett schwerer von dem Magensaft aufgelöst und verdaut wird. Eben so macht der Zusatz von zu vielem Gewürze sonst gesunde Nahrungsmittel ungesund, weil die Gewürze gar keine ernährenden Stoffe sind, sondern ihre eigne Natur gegen die Verdauungskraft behaupten, und als besondre Reize auf besondre Theile des Organismus wirken. Den Gebrauch der Gewürze hat der Luxus und verwöhnte Geschmack leckerhafter Menschen eingeführt, die nicht mehr um sich zu ernähren, sondern um den Gaumen zu kitzeln, aßen, und die Eßlust auch ohne das Bedürfniß aufzuregen suchten. Endlich ist bei Bestimmung der Gesundheit eines Nahrungsmittels noch die Rücksicht auf den Stand der Verdauungskraft nothwendig. Für einen ganz gesunden kräftigen Menschen ist manche Speise noch leicht verdaulich und nahrhaft, die ein schwächlicher nicht gut verdauen und zur Ernährung benutzen kann. Im Allgemeinen kann man also nur sagen, ein Nahrungsmittel sey gesund, wenn es hinlänglich mit ernährenden Stoffen versehen, leicht auflöslich, mithin verdaulich und der Verdauungskraft des Menschen angemessen sey. Es ist eine Pflicht der Polizei, darauf zu sehen, daß Nahrungsmittel, welche zum Verkaufe gebracht werden, keine schädlichen Eigenschaften haben. Besonders ist dies bei den allgemein nothwendigen Nahrungsmitteln der Fall, welche Volksbedürfnisse sind. Daher muß eine gute Polizei darüber wachen, daß das Getraide nicht verdorben, stockend und

angelaufen, das Korn besonders nicht mit dem sogenannten Mutterkorn oder Kornzapfen, mit Schwindelhafer (der sich vorzüglich oft in der Gerste befindet) und dergleichen verunreinigt sey. Das Mehl darf nicht mit frembartigen Theilen, Sand, Gyps u. dergl., verfälscht seyn. Das Brot muß gut gesäuert und völlig ausgebacken, nicht mit Alaun, um es weiß zu machen, und mit Jalappenpulver, um die stopfende Eigenschaft wieder aufzuheben, versetzt seyn. Unter den Gemüsen dürfen keine giftigen seyn, z. B. Schierling anstatt der Petersilie, Schierlingswurzeln anstatt der Pastinakwurzeln, giftige Schwämme unter den eßbaren. Beim Verkauf des Obstes muß darauf gesehen werden, daß es gehörig reif und nicht zu bald eingesammelt worden sey, wie z. B. häufig mit den Heidel-, Preiselsbeeren, Erdbeeren, Pflaumen u. m. a. geschieht. In Ansehung der Fleischnahrung muß die Polizei darauf sehen, daß kein krankes Vieh geschlachtet werde, daher jedes Stück von eigens dazu bestellten Fleischbeschauern erst untersucht werden sollte, ehe es geschlachtet werden darf. Auch den Förstern sollte es durchaus verboten seyn, das sogenannte Fallwildpret, das oft schon in Fäulniß übergegangen und der Gesundheit höchst nachtheilig ist, aus Gewinnsucht verkaufen zu lassen. Auch auf den Verkauf der Fische muß die Polizei Acht haben, damit todte Fische und Krebse, kranke, eingesalzene und verdorbene Fische, solche, die durch betäubende Mittel gefangen worden sind, u. s. w., nicht verkauft werden. Die Nahrungsmittel haben bestimmten und wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, das Leben, selbst auf den Charakter des Menschen. Er ist seiner physischen Anlage nach sowohl zur vegetabilischen als animalischen Nahrung angewiesen. Indessen lehrt sowohl Theorie als Erfahrung, daß animalische Kost die festen Theile des Blutes, den Faserstoff und daher die Energie des Muskelsystems schneller vermehrt, zu entzündlichen, fauligen und scorbutischen Krankheiten geneigt macht, und selbst zu einer merklichen Rohheit und Heftigkeit des Charakters beiträgt; dagegen Pflanzennahrung ein leichteres, flüssigeres Blut erzeugt, aber schwächere Muskelfasern bildet, zu Krankheiten von Erschlaffung und Schwäche geneigt macht, und selbst zu Sanftheit und Gelassenheit im Charakter Anlaß giebt. Nordische Nationen sind meistens mehr zu Fleischnahrung, südliche mehr zu Pflanzenkost geneigt. Die südlichen und morgenländischen Nationen sind überhaupt, wenigstens im natürlichen, durch Uebercultur noch nicht verderbten Zustande, zu mäßigerm und einfacherm Genuß der Nahrungsmittel geneigt. H.

Nahum, einer der sogenannten zwölf kleinen Propheten, dessen Gesang die Zerstörung Ninive's zum Gegenstand hat, die er in einem geschichtlichen Gemählde, mit poetischen Farben ausgeschmückt, zu schildern scheint. Der Zweck Nahums scheint nach neuern Untersuchungen gewesen zu seyn, seinem seufzenden Volke unter einer sich ganz natürlich darbietenden Vergegenwärtigung der schrecklichen Leiden, welche sie unter den Assyrern erduldet hatten, den grausenvollen Untergang der stolzen Monarchie durch die gänzliche Zerstörung der übermüthigen Hauptstadt als ein gerechtes Strafgericht Jehova's in ergreifenden Zügen zu schildern. Sonst setzte man sein Leben gewöhnlich vor diese Begebenheit und betrachtete sein Buch als eine Weissagung derselben. Wahrscheinlicher aber war er Zeitgenosse derselben, und lebte als hebräischer Exulant in Elkosch auf der Ostseite des Tigris in der Nähe von Ninive. Die neuesten besondern Uebersetzungen des Nahum sind von Mibdelborpf (Hamburg 1808. 8.)

und Neumann (Breslau 1808. 8.) beide mit Anmerkungen; die Abhandlung von Everard Kreenen (Nahumi vaticinium philologice et critice expositum etc. Harderwyk 1808) folgt noch der alten Meinung.

Najaden, Najades oder Naiides (aus dem Griechischen von νάω, ich fließe), eine Gattung von Nymphen (s. d. Art.), welche die Schutzgöttinnen oder Bewohnerinnen der Quellen und kleinern Landgewässer waren. Die Begriffe und Sagen, die man von den Najaden hatte, gleichen in manchen Punkten denen, die in Hinsicht unsrer sogenannten Wassernixen herrschen, besonders darin, daß beide zuweilen einen schönen Gegenstand (so die Najaden den Hylas, den Liebling des Hercules) entführen. Man stellt sie als reizende Mädchen dar, das Haupt mit Schilf bekränzt, und auf Urnen liegend aus welchen Wasser strömt.

Naiv, Naivetät. Dieses Wort, welches Gellert zuerst aus dem Französischen (naïf, naïveté) uns zugebracht hat, ist lateinischen Ursprungs, von nativus (angeboren, natürlich), im Mittelalter naivus. Viele haben es erklärt für den höchsten Grad des Natürlichen im Ausdrucke der Gedanken und Empfindungen; allein der Begriff, der mit diesem Worte bezeichnet wird, ist viel zusammengesetzter, und diese Zusammensetzung selbst veranlaßt einige Nebenbedeutungen, die außerdem nicht füglich vorhanden seyn könnten. Die wesentlichen Bestandtheile der Begriffe, welche durch das Wort Naivetät ausgedrückt werden, sind: natürliche, ungekünstelte Empfindungen und Gedanken einer arglosen, unverstellten und anspruchlosen Seele, geäußert ohne Rücksicht auf das, was durch Uebereinkunft für schicklich oder unschicklich gehalten wird, durch Ausdrücke, welche mehr zu erkennen geben, als die ausdrückende Person selbst dabei gedacht hat. Wollen wir nun die Erklärung des Naiven ganz kurz fassen, so werden wir wenigstens sagen müssen, es sey das Natürliche im Gegensatz des Künstlichen (blos durch Uebereinkunft Geltenden). Daraus ergiebt sich denn, daß das Naive nur aus einem besondern Standpunkt als solches erscheint, und daß es der am künstlichsten gebildete (oder verbildete) Beobachter am leichtesten bemerkt, weil ihm der Contrast am fühlbarsten ist; dem Naiven selbst ist seine Naivetät Natur. Aus dem Verhältnisse des naiv Handelnden oder Redenden zu dem künstlich gebildeten Beobachter erklären sich alle Eigenschaften, die man mit dem Ausdruck des Naiven und der Naivetät zu bezeichnen gewohnt ist. 1. der künstlich gebildete Mensch ist dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, wie ein Mann dem Kinde. Diese Verstandesüberlegenheit ist die Ursache, warum ihm die Aeußerungen der Naivetät, die den Stempel der natürlichen Einfalt an sich tragen, als Einfältigkeit erscheinen. Aus derselben Ursache müssen sie ihm als lächerlich erscheinen, zumal wenn sie als Abweichungen von der Verstandesregel ihn bei Personen überraschen, bei denen er eine Kenntniß und Betrachtung derselben voraussetzen zu müssen geglaubt hätte. Dessen ungeachtet ist das Naive keineswegs lächerlich an sich, und man kann es nur unter Einschränkungen, die doch vielmehr einer Abart desselben gelten, als eine Art des Lächerlichen ansehn. Ist aber der künstlich gebildete Mensch dem Naiven an Verstand und Welterfahrung überlegen, so steht hingegen 2. der Naive eben so hoch an Gesinnung und Empfindung über dem künstlich Gebildeten, denn Unschuld der Sitten und Begierden, Offenheit und Treuherzigkeit,

reines Mitgefühl, hat er voraus, wie das Kind vor dem Manne. Schien er in Hinsicht des Verstandes kindisch, so erscheint er in Hinsicht des Gemüths kindlich, und hat etwas unaussprechlich Anziehendes, aber zugleich auch Rührendes. Wie ferner Nachhall verschwundener Kinderjahre tönt uns seine Stimme, denn was er ist, das waren auch wir einst, und sind es nicht mehr, durch Schuld und Unglück. Die Unbefangenheit eines unschuldigen, arglosen und reinen Herzens öffnet uns einen Blick in das verlorne Paradies, und der Contrast desselben mit unserer Beschaffenheit und Lage, die uns mit Zurückhaltung, Verstellung, Falschheit, Verschlagenheit, Argliſt und Lüge in gefährlichen Kampf gestellt haben, ist die Quelle jener Rührung. „Das Naive," sagt Schiller, „verbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die letztere giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, wodurch wir unsre theoretische Ueberlegenheit zu erkennen geben. Sobald wir aber Ursach haben, zu glauben, daß die kindische Einfalt zugleich eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht Unvermögen, sondern eine höhere practische Stärke, ein Herz voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die Hülfe der Kunst aus innrer Größe verschmähte; so ist jener Triumph des Verstandes vorbei, und der Spott über die Einfältigkeit geht in Bewunderung der Einfachheit über. Wir fühlen uns genöthigt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt haben, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, uns zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entsteht die ganz eigne Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröhlicher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfließen." Indeß bringt das Naive doch nicht überall diese gemischte Empfindung hervor, denn in den Fällen, wo es unsre Ehrfurcht, unsre Bewunderung in Anspruch nimmt, da hat es alle Wirkung des Erhabenen, mit welchem es dann auch in Wahrheit verwandt ist. Fassen wir alle diese Umstände genau ins Auge, so erkennen wir, daß zur Naivetät gehöre Unwissenheit des Welttons bei gesundem Menschenverstand, und eine gewisse treuherzige Zuversicht auf die Güte der Menschen, weil ein gutes wohlwollendes Herz seine ursprüngliche Einfalt bewahrte. Diese Eigenschaften sind aber theils nicht jedesmal alle vereinigt, theils erscheinen sie dem Beobachter nicht immer in demselben Lichte, und daher kommen mehrere Nebenvorstellungen, die man häufig, wiewohl nicht eben richtig, mit dem Naiven zu verbinden pflegt. Man findet entweder nur ein Naives des Verstandes, oder nur ein Naives des Herzens; jenes und dieses scheint seine Natur zu verändern, wenn der künstlich gebildete Beobachter ihm seine Ansichten, seine Ueberzeugungen, seine Erfahrungen unterlegt, oder das Naive nach ihnen beurtheilt. So tritt z. B. bei dem Naiven des Verstandes der sonderbare Fall ein, daß man bald die Dummheit und Albernheit, bald einen gewissen Witz für Naivetät erklärt, und daß die naive Dummheit und Albernheit selbst in gewissem Betracht als witzig erscheint, und man Naivetät beinahe als Witz des Dummen erklären könnte. Mit nicht größerm Rechte hat man gewisse unanständige Zweideutigkeiten für Naivetäten erklärt; was kann die Unschuld dafür, daß der Verdorbene ihre reinen Aeußerungen unrein deutet? In dieser Deutung, dieser Unterlegung liegt es aber überhaupt, daß die Aeußerungen des Naiven mehr zu erkennen geben, als der Naive selbst dabei gedacht hat, und es wäre sonderbar zu glauben, daß keine Aeußerung naiv seyn könne,

die nicht einen verborgnen Sinn enthalte, oder gar eine epigrammatische Pointe habe. Wie aber, hat denn jede Naivetät ihre Quelle in der Unschuld und Reinheit eines Herzens, welches sich bewußt ist, daß es nichts zu verhehlen brauche? Entwischt nicht auch bisweilen, aus Mangel an Ueberlegung, in der Verblendung einer nichtswürdigen Leidenschaft, einem Menschen ein Ausdruck, der, ihm selbst unbemerkt, eine Gesinnung offenbart, die so niedrig ist, daß er das größte Interesse gehabt hätte, sie zu verbergen? — Es wäre hier so ziemlich derselbe Fall mit dem Naiven des Herzens, wie er es vorhin mit dem Naiven des Verstandes war; allein wir müssen auch hier sagen, daß nicht jede Unüberlegtheit eine Naivetät ist, obschon jede Naivetät in den Augen des künstlich gebildeten Beobachters den Schein der Unüberlegtheit haben wird. Hier haben Einige eine Naivetät genannt, was von Seiten des Verstandes eine wahre Dummheit und von Seiten des Herzens ein roher Ausbruch des Affects ist, worin das Natürliche uns nicht gefallen kann, weil es uns mit Abscheu gegen den moralischen Charakter der Person erfüllt. Es ist eine Aufrichtigkeit hier, aber diese unwillkührliche Aufrichtigkeit hat ihre Quelle nicht in der schönen Einfalt des Herzens, und wir fühlen uns nicht angezogen, sondern abgestoßen; es ist ein Sieg der Natur und Wahrheit hier über Kunst und Verstellung, aber diese Natur ist verdorben, und die Wahrheit darum empörend. Wollte vielleicht jemand in diesem Fall an Schiller appelliren, so zweifeln wir doch, daß er den Prozeß gewinnen würde. Bekanntlich hat Schiller zwei Arten des Naiven unterschieden. „Zum Naiven," sagt er, „wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon trage, es geschehe dies nun wider Wissen und Willen der Person, oder mit völligem Bewußtseyn derselben. Im ersten Fall ist es das Naive der Ueberraschung und belustigt; in dem andern ist es das Naive der Gesinnung und rührt." Jenes Naive würde demnach ein Naives der Ueberraschung seyn, aber — belustigt es? Wer auch nur diesem kleinem Fingerzeige weiter nachgehen will, der wird finden, daß alles Naive der Ueberraschung ein Naives des Verstandes seyn müsse, denn nur als solches kann es belustigen oder aus einem andern Gesichtspunkt als lächerlich erscheinen. Ein Naives der Gesinnung, das zugleich ein Naives der Ueberraschung wäre, ist, nach Schiller selbst, im Widerspruch, indem etwas nicht zugleich wider Wissen und Willen und mit völligem Bewußtseyn geäußert werden kann. Es dürfte daher wohl bei der oben gegebenen Erklärung bleiben, und Schillers Erklärungen werden einige Modificationen erhalten müssen. dd.

Näke (Gustav Heinrich), ein hoffnungsvoller Historienmahler, oder vielmehr, wie die Franzosen sich ausdrücken, peintre de genre, geboren zu Dresden im Jahre 1786, Sohn des dasigen Hofraths und Oberamtmanns. Sein schon frühzeitig offenbartes Talent zur Kunst bildete er auf der dortigen Mahlerakademie, die er von dem Jahre 1802 an besuchte, und späterhin unter besondrer Leitung Grassi's aus. Schon in seinem 20sten Jahre erhielt ein öffentlich ausgestelltes Gemählde, „Amor, der dem Jupiter den Donnerkeil raubt," vielen Beifall; und im J. 1808 wurde dieser ihm ungetheilt gezollt, als er mit einem „Besuch der Elisabeth bei Maria" hervortrat. Die Einfachheit der Darstellung, die besondre Anmuth, Gemüthlichkeit und Lieblichkeit, welche dieses Gemählde umschweben, wirkten auf alle Beschauer gleich mächtig, ungeachtet noch manche

Mängel daran zu finden waren. Es ist dieses Bild durch einen zwar kleinen, aber netten Kupferstich in dem Taschenbuch Urania für 1810 bekannt. In dem darauf folgenden Jahre stellte der junge Künstler ein zweites Gemählde, welches denselben Gegenstand unter bedeutenden Veränderungen behandelte, aus, und bewährte durch die Fortschritte, welche man im Vergleich seiner frühern Arbeit darin fand, die gemachten Hoffnungen. Nach einer mehrjährigen Pause erschien endlich das Gemählde, welches seinen Beruf zur Kunst vollkommen bewährte, und seinen Ruf begründete: „Faust und Gretchen," nach Göthe's Dichtung. Kenner sowohl als Nichtkenner waren von dem edlen Charakter, der Wahrheit und Einfachheit der Darstellung, dem tiefen Gefühl, welches überall hervorleuchtete, der Anmuth des Colorits, der ganzen seelenvollen und fleißigen Behandlung, überrascht und entzückt. Gleichen Beifall fand es auf der Kunstausstellung zu Weimar im Jahr 1812, ja selbst der Dichter des Faust hat ihm diesen Zoll nicht versagt. Es ist dieses Bild ebenfalls in der Urania für 1815 in Kupfer gestochen zu finden, desgleichen eine von Räke gezeichnete andre Scene aus dem Faust. Außerdem hat er diesen Gegenstand in einigen größern Bildern vortrefflich behandelt. Auch als Mitarbeiter an dem Beckerschen Auzusteum, zu welchem er eine Menge Zeichnungen nach den besten Antiken lieferte, hat sich Räke in der Kunstwelt bekannt gemacht. RL.

Namur, vormals eine Grafschaft und eine der siebzehn Provinzen der Niederlande, welche, größtentheils Oesterreich unterwürfig, durch den Lüneoiller Frieden mit an Frankreich abgetreten wurde; jetzt eine zum Königreiche der Niederlande gehörige Prooinz, zu welcher noch einige Theile von Lüttich, Luxemburg, Brabant, Hennegau und Altfrankreich gekommen sind. Nach diesem Umfange enthält sie auf 44½ Quadratmeile eine Bevölkerung von 156,000 Seelen. Der Boden, von außerordentlicher Fruchtbarkeit, ist theils eben, theils erhebt er sich zu niedrigen Hügeln, die man als die Vorberge der Ardennen ansehen kann, und die mit ansehnlichen Waldungen bedeckt sind. Außer den Producten des Ackerbaues und ansehnlicher Viehzucht, giebt es auch viel Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Steinkohlen und Marmor. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt am Einflusse der Sambre in die Maas, ist befestigt, und enthält eine Kathedralkirche, 16 andre Kirchen und 16,000 Einwohner, welche besonders viele und gute Messer verfertigen und einen bedeutenden Handel mit denselben, so wie mit andern Eisenwaaren unterhalten. Auch sind hier Leder- und Tabaksfabriken, eine Glashütte und sechs Messinghütten. Namur ist der Sitz eines Bisthums, welches unter dem Erzbischof von Mecheln steht. Vom Jahr 1715 bis 1782 gehörte Namur zu den sogenannten Barrierepläzen. Die Stadt ist in den Kriegen zwischen Frankreich, Deutschland und Holland verschiedenemal belagert und eingenommen worden.

Nancy, vormals die Haupt- und Residenzstadt der Herzoge von Lothringen, jetzt die Hauptstadt des französischen Departements Meurthe, enthält 6000 Häuser und über 28,000 Einwohner. Die Altstadt ist schon im Jahre 1070, und die Neustadt 1591, zu bauen angefangen worden. Die von Natur schöne Lage der Stadt zur Linken der Meurthe in einer angenehmen Ebene wird durch die Schönheit der Gebäude noch erhöht, die sie vorzüglich dem König Stanislaus (dem Schwiegervater Ludwigs XV.), welcher hier seine Residenz hatte, zu verdanken hat. Die Altstadt ist zwar unregelmäßig gebaut und

finster; die Neustadt aber eine der schönsten Städte, von einer ganz regelmäßigen Anlage, mit prachtvollen Gebäuden, schönen öffentlichen Plätzen und reizenden Spaziergängen. Besonders zeichnet sich der Königsplatz aus, von welchem eine Triumphpforte in den Platz Carriere führt, in dessen Mitte eine Promenade und an dessen Ende der Gouvernementspalast ist, und von welchem ein schönes Thor in die Altstadt und ein anderes in die Pepiniere, einen reizenden Spaziergang, führt. Ferner ist der Allianzplatz zu bemerken, welcher von zwei Säulen den Namen hat, die zum Andenken der berühmten Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich von 1756 errichtet wurden. Unter den Kirchen sind vorzüglich die Hauptkirche und die Franciscanerkirche mit ihrer Rotunde sehenswürdig, worin der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne, ruht. Von wissenschaftlichen Anstalten befinden sich hier eine Akademie, ein Lyceum, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, ein physikalisches Cabinet und ein botanischer Garten. Die Industrie besteht in Fabriken von wollenen Zeugen, Strümpfen und gemahlten Papieren; besonders berühmt sind die Lichter von Nancy, welche wegen ihrer vorzüglichen Güte bis nach Rußland versendet werden.

Nangasaki, wichtige Handelsstadt im japanischen Reiche, auf der Insel Kiu-Siu (Saikof, auch Ximo) mit einem Seehafen in der Mitte der durch zwei Vorgebirge gebildeten Bai Kiusju, ist mit sehr hohen Bergen umringt. Die innere Stadt besteht aus 26 Straßen und hat 62 Tempel, unter welchen der Suwatempel der berühmteste ist. Die Gassen sind enge, krumm und uneben. Die Fremden werden in die Vorstädte verwiesen, und dort wie Gefangene bewacht; die Niederländer auf der Insel oder Klippe Desima, welche durch eine Brücke mit der Stadt verbunden ist; die Chinesen auf Jakujin, am südlichen Ende der Stadt. Im ganzen japanischen Reiche ist dieser Hafen allein den Chinesen und den Niederländern geöffnet; denn diese letztern sind unter den Europäern die einzigen, welchen die Japaner erlauben, mit ihnen zu handeln, doch auf so harte Bedingungen, daß die in Japan befindlichen Niederländer mehr Gefangenen als freien Leuten gleichen, die mit einem befreundeten Staate in Handelsverkehr stehen. Die Niederländer bringen hieher Zucker, Gewürze, Elfenbein, Eisen, Arzneimittel, Salpeter, Alaun, Farben, Tuch, Glas, Uhren, Spiegel, mathematische Instrumente. Dagegen erhalten sie Kupfer, Lack, Reiß und einige Erzeugnisse der japanischen Fabriken, als lackirte Waaren, Porzellan ꝛc. Sobald ein chinesisches oder niederländisches Schiff in Nangasaki einläuft, werden nach Beendigung der gewöhnlichen Ceremonien und der gebräuchlichen Fragen, die Waaren ausgeladen. Dann untersuchen die kaiserlichen Beamten (denn der auswärtige Handel ist ein Monopol des Kaisers) die Güte und Menge der Waaren, und setzen den Preis dafür in denjenigen Waaren fest, welche die Eigenthümer der Schiffe dagegen verlangen. Diese müssen sich dann entweder in die Vorschläge der Japaner fügen oder ihre Waaren zurückführen; denn Dingen ist unmöglich. Auf diese Art kauft der Kaiser durch seine Commissionäre ausländische Waaren, und verkauft sie im Großen an die japanischen Kaufleute, die dann im Kleinen mit ihnen handeln. Nach den hohen Preisen zu urtheilen, die man in Japan für die niederländischen Waaren giebt, muß man glauben, daß

entweder die Niederländer sehr theuer dafür bezahlt werden oder daß der Kaiser und seine Kaufleute hohe Preise setzen.

Nänie, Nänia, bedeutet 1. den Trauer- und Klaggesang, welcher im Alterthum bei dem Begräbnisse der Verstorbenen gesungen wurde. Gewöhnlich wurden diese Leichengesänge von Weibern gesungen, welche dazu gedungen waren, und sie selbst verfertigt hatten. Da diese Lieder meistens keinen großen Werth hatten, so wurde das Wort Nänie oft für jedes ungereimte Lied von Ammen und Kindern, einen weinerlichen, klagenden Gesang u. dergl. gebraucht; 2. bedeutet Nänie die Klagegöttin, welche beim Begräbnisse der Greise angerufen wurde, und deren Capelle außerhalb Rom vor dem Viminalischen Thore stand.

Nankin, Nanking oder Nanquin, ein ostindischer baumwollner, glatter Zeug von gelblicher, auch röthlicher Farbe. Er hat seinen Namen von der Stadt Nanking in China, woher ihn die Portugiesen zuerst brachten; jetzt bringen ihn die Holländer, Engländer und Franzosen in großer Menge zum Verkauf. Die Baumwolle, welche zu diesem Zeuge verarbeitet wird, ist von Gossypium religiosum L. Die Farbe derselben ist die natürliche und daher auch echt. Englischer Nankin ist feiner von Gespinnst, wird aber aus weißer Baumwolle bereitet und gefärbt; weshalb seine Farbe verbleicht. In Frankreich, in der Schweiz und in Sachsen macht man jetzt den Nankin häufig nach. In der Schweiz druckt man verschiedne Farben und Muster darauf, und schickt viele davon nach Amerika. F.

Nanking, oder Kiangning-fou, die Hauptstadt der chinesischen Provinz Kiangnan, am Ausflusse des Yang-tse-kiang, war die alte Residenz der chinesischen Kaiser, ehe Peking dazu erwählt wurde. Ungeachtet ein Drittheil der Stadt in Ruinen liegt, so soll sie doch noch eine Million Einwohner enthalten. Die Einwohner sind mit den feinern Künsten des Luxus bekannt, und zeichnen sich durch ihre Sitten und Cultur aus. Sie hat schöne Thore, mehrere Bibliotheken, medicinische Akademien, Fabriken in einfachen und geblümten Atlassen, baumwollenen Zeugen (daher Nankin), Porzellan, Lack und vielen andern Waaren, überhaupt lebhafte Gewerbe und Handel. Das merkwürdigste Gebäude ist der sogenannte Porzellanthurm, welcher von Backsteinen, mit Porzellan ausgelegt, erbaut, achteckig, neun Stockwerke hoch und von außen mit Schellen behangen ist. Jedes Stockwerk ist mit einer Gallerie umgeben, die mit Götzenbildern und Gemählden ausgeschmückt ist. Die Materialien dieses schönen Gebäudes sind so innig mit einander verbunden, daß es scheint, als ob es aus einem Stücke gemacht wäre.

Nannini (Agnolo), bekannter unter dem Namen Firenzuola, den seine Familie von ihrem Stammorte angenommen hatte, ein berühmter italienischer Schriftsteller, war 1493 zu Florenz geboren. Er studirte zu Siena und Perugia, begab sich darauf nach Rom, trat in den Orden von Vallombrosa und erhielt nach und nach die beiden Abteien von St. Maria di Spqleto und S. Salvador de Vajano. Er war von Jugend auf ein Freund des mehr berüchtigten als berühmten Pietro Aretino, dem er trotz seines geistlichen Standes in Ansehung der Sitten ähnlich war. Die Zeit seines Todes ist unbekannt. Seine Werke, die nach seinem Tode erschienen, tragen das Gepräge eines lebhaften, zur Satire

und Zügellosigkeit geneigten Geistes, sie sind theils in Versen, theils in Prosa, und werden häufig von der Crusca angeführt. Man findet darunter zwei Lustspiele, eine Nachahmung von Apulejus goldnem Esel, acht Novellen, ein Gespräch über die Schönheiten der Frauen, u. s. w. Die vollständigste Ausgabe erschien 1763 zu Florenz, 3 Bde. 8.

Nantes, eine ansehnliche französische Stadt von 13,000 Häusern und 75,000 Einwohnern, liegt am rechten Ufer der Loire, in einer sehr schönen Gegend, zehn französische Meilen von der Mündung derselben. Die Loire nimmt innerhalb der Stadt die Erdre und Chozinne auf. Nantes, sonst zu Oberbretagne gerechnet, ist jetzt die Hauptstadt des Departements der niedern Loire, mit geebneten Wällen umgeben, und hat fünf Vorstädte, welche die Stadt an Umfang und Schönheit übertreffen, ein festes Schloß zur Beschützung des Hafens, elf öffentliche Plätze, siebzehn Kirchen und überhaupt viele ausgezeichnete Gebäude. Von wissenschaftlichen Anstalten befinden sich hier: ein Lyceum, eine anatomische und chirurgische Schule, eine Schiffahrtsschule, eine öffentliche Bibliothek, ein naturhistorisches Cabinet und ein botanischer Garten. Sehr wichtig ist die Industrie; denn es werden ansehnliche Fabriken in Piké, Kattun, gedruckter Leinwand, Hüten, Leder, Marokin, große Seilereien, Spinnmaschinen, eine Zuckerraffinerie, Likörfabriken ꝛc. unterhalten. Auch verfertigt man viele Nägel, Plantagengeräthschaften, Zuckermühlen und Kessel für die Colonien. Der Handel, sowohl mit Landesfabrikaten und Producten, als auch der Speditions- und Zwischenhandel mit dem innern und südlichen Frankreich, und besonders der Seehandel, welcher mit 800 Schiffen betrieben wird und nach mehreren Theilen von Europa, Westindien und Afrika geht, ist von großer Wichtigkeit. Die Lage der Stadt ist für den Handel sehr bequem. Die größten Schiffe können zur Mündung der Loire hereinkommen, und gehen bis Paimboeuf, wo die Waaren abgeladen und auf kleinern Schiffen zu dem nicht weit davon entlegenen Nantes gebracht werden. In der Geschichte ist die Stadt vorzüglich wegen des Edicts von Nantes berühmt, durch welches König Heinrich IV. im Jahr 1598 den Reformirten des Königreichs die freie Ausübung ihrer Religion gestattete, welches Edict aber von Ludwig XIV. im Jahre 1685 widerrufen wurde. In der Zeit der Revolution hat diese Stadt theils durch den bis unter ihren Thoren geführten Krieg der Vendée, theils durch die grausamen Executionen des berüchtigten Carrier, theils durch die völlige Unterbrechung des Handels sehr gelitten. Eine besondre künstlerische Merkwürdigkeit von Nantes sind die mit den 56 Wunderwerken Christi bemahlten Fensterscheiben der Kirche zu St. Nicolas, die von Liebhabern und Kennern der Glasmahlerei sehr geschätzt werden.

Napäen, s. Nymphen.

Naphtha, auch Bergbalsam genannt, ist die feinste Art des Bergöls, welches an durchdringender Feinheit beinahe dem Weingeiste gleich kommt, und wegen seiner Leichtigkeit selbst auf geistigen Flüssigkeiten schwimmt. Vorzüglich zeichnet sie sich durch die anziehende Kraft aus, die sie gegen das Feuer zeigt, wodurch sie sich entzündet. Diese Eigenschaft der Naphtha ist von jeher häufig zu Feuerkünsten und Taschenspielereien benutzt worden. Sie verdünstet schnell, riecht stark und durchdringend, ist vollkom-

men durchsichtig, und hat gewöhnlich eine gelbliche Farbe. Die weiße Naphtha ist die seltenste und vorzüglichste, und scheint in ihrer besten Güte ein eigenthümliches Product von Asien zu seyn, wo sie in Persien und auf einer Insel des caspischen Meers, deren Namen Kämpfer, Hanway, und andre Reisende verschieden angeben, gefunden wird. Die gewöhnliche Naphtha findet man auch in vielen Gegenden des südlichen Europa, z. B. Italien (bei Modena) und Frankreich (besonders Elsaß und Lothringen), wo sie, wie andres Bergöl, aus Felsenritzen quillt. Die Chemiker nennen auch den Vitriolæther Naphtha, und andre verwechseln dieses Wort mit der mineralischen Mumie (einer seltnen Art des Erdpechs oder Asphalts), welches in Persien gefunden, und hier oft mit Gold aufgewogen, ja sogar demselben vorgezogen wird.

Napier oder Naper (John), war der älteste Sohn des Barons Archibald von Marchiston in Schottland, und wurde im J. 1550 geboren. Nachdem er von seinem Vater eine sorgfältige Erziehung erhalten, und auf der Universität St. Andrews seine Studien vollendet hatte, machte er eine große Reise durch Frankreich, Italien und Deutschland. Weit entfernt, nach seiner Rückkehr die Bahn des Ehrgeizes in der öffentlichen Verwaltung zu betreten, überließ er sich ganz der gelehrten Muße, deren Früchte die Welt in den mannichfaltigen Entdeckungen erkennt, die er machte. Mathematik war sein Hauptstudium. Nächst diesem machte die Bibel einen vorzüglichen Gegenstand seiner Forschungen aus. Die Entdeckung der Logarithmen in der Trigonometrie, welche von so großem Einfluß auf die Astronomie, Schiffahrt und practische Geometrie gewesen ist, hat ihn am meisten berühmt gemacht. Der Titel des Handbuchs, worin er seine Lehre von den Logarithmen aus einander gesetzt hat, ist: Mirifici Logarithmorum canonis constructio etc., wovon seit der ersten vorzüglichen Herausgabe von 1619 noch viele andre Ausgaben erschienen sind. Auch diejenigen, welche nicht in das Innere der mathematischen Wissenschaften eingedrungen sind, kennen Napier wenigstens als den Erfinder der Naperschen Stäbchen, auf deren jeder Seite ein Stück vom Einmaleins steht, wodurch man auf eine leichte Art multipliciren, dividiren und die Wurzeln ausziehen kann. Napier legte diese Erfindung in dem Werke: Rhabdologia seu numerationis per virgulas libri duo 1517 nieder. Wie angesehn Napier schon bei seinen Lebzeiten im Auslande war, kann man daraus sehen, daß der große Astronom Kepler ihm seine Ephemerides dedicirte. Napier starb auf seiner Baronie zu Marchiston im Jahre 1617.

Napoleon, s. Buonaparte (Napoleon).

Narbonne (Louis), aus dem Geschlechte der alten Grafen von Narbonne, deren Stammtafel bis in das zehnte Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, war vor der Revolution Oberst eines piemonteser Infanterieregiments. Als diese ausbrach, schlug er sich auf die Seite der Gemäßigten, welche eine constitutionelle Monarchie wollten, ward Oberster der Nationalgarde von Besançon, bald darauf Maréchal de Camp, und wurde 1791 von Ludwig XVI. zum Kriegsminister ernannt. Als solcher machte er im Jahr 1791 in Gesellschaft der Frau von Staël eine militärische Inspectionsreise an die Gränzfestungen vom Rhein und die festen Küstenplätze an der See. In seinem Ministerium erhielt er sich trotz aller An-

fechtungen, die er erfahren mußte, durch die Unterſtützung ſeiner Freunde, und beſonders des Abbé Fauchet, bis im März 1792, wo er ſich mit Bertrand de Moleville, dem Miniſter der Marine, entzweite, und vom König, der Letztern ſehr ſchätzte, entlaſſen wurde. Ein gerichtlicher Angriff, den man auf ihn machte, war fruchtlos, und er erhielt bei ſeinem Abgange vom Miniſterium eine ehrenvolle Erklärung der Nationalverſammlung. Nach einer kurzen Dienſtzeit bei der damals errichteten Armee des Centrums kam er nach Paris zurück, wo er einer gegen das Finanzielle ſeiner frühern Miniſterialverwaltung gerichteten Anklage aufs neue glücklich entging. Um jedoch ähnlichen Stürmen auszuweichen, flüchtete er nach London, wo er, während Ludwigs XVI. Prozeß in Paris verhandelt wurde, eine Rechtfertigungsſchrift dieſes Monarchen herausgab. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in der Schweiz kehrte er in Folge der Revolution des 18ten Brumaire, gleich einer Menge andrer Emigranten, nach Frankreich zurück. Im Jahre 1802 wurde er Diviſionsgeneral, im Jahre 1809 auf kurze Zeit Commandant der Feſtung Raab, nach Beendigung des Kriegs von 1809 franzöſiſcher Geſandter in München, und im Jahre 1812 an der Stelle des Grafen Otto franzöſiſcher Ambaſſadeur in Wien. In demſelben Jahre vor Ausbruch der Feindſeligkeiten gegen Rußland ſchickte ihn Napoleon zum Kaiſer Alexander nach Wilna, um Verwilligungen zu erhalten, die den Krieg verhindern ſollten. Von dieſer fruchtloſen Miſſion zurückgekehrt, machte er den Feldzug gegen Rußland mit Auszeichnung mit, ward dann nach Berlin zum Könige von Preußen geſchickt, um denſelben in der Allianz mit Frankreich feſtzuhalten, und ging hierauf 1813 als Geſandter nach Wien. Im Julius deſſelben Jahrs befand er ſich beim Prager Congreß, und als dieſer aus einander gegangen, folgte er wieder der Armee. Endlich ward er Commandant der Feſtung Torgau, wo er den 17ten November 1813 an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde ſtarb.

Narciſſe, ein bekanntes Blumenzwiebelgewächs, wovon mehrere Sorten in Deutſchland einheimiſch ſind. Man liebt ſie theils wegen des angenehmen Geruchs, theils wegen der zeitigen und ſchönen Blüthe. Den Vorzug verdienen die kleine gelbe Jonquille, die größere Tazette, die im Freien dauernden weißen (Narcissus poeticus) und gelben gefüllten (N. Bulbocodium).

Narciſſus. Narciſſus war nach der alten Mythologie der Sohn des Flußgottes Cephiſus und der Nymphe Liriope (oder nach einer ſeltneren Angabe Lirioeſſa). Tireſias, der Seher, hatte ihm nur dann ein hohes Alter prophezeiht, wenn er ſich ſelbſt nicht kennen lernen würde. Die ſchöne Geſtalt des jungen Narciß bewegte die Herzen aller Jünglinge und Nymphen. Echo verzehrte ſich und ward zur bloßen Stimme, als ihre Liebe zu ihm keine Gegenliebe fand. Aber da hatte auch ſeine Stunde geſchlagen. Von der Jagd erhitzt, will er aus einer Quelle trinken, erblickt in derſelben zum erſtenmal ſeine eigne Geſtalt, und nichts kann nun den unglücklichen Jüngling von dieſer Quelle trennen. Die raſende Leidenſchaft zu ſich ſelbſt verzehrt ihn, und die mitleidigen Götter verwandeln ihn in die Narciſſe mit gelben Blättern. Dieſes iſt die gewöhnliche Sage, die am reizendſten von Ovid in den Metamorphoſen Lib. III. 339 — 510 beſungen worden iſt. Noch ſpät zeigte man bei Thespiä in Böotien (in einer Gegend, wo

noch jetzt nach Aussage der Reisenden viele Narcissen wachsen) die unglückliche Quelle, die den Narciß zuerst sich selbst gezeigt hatte. Man sieht, daß es eigentlich ein Mißbrauch dieser alten Sage ist, wenn die neuere Conversationssprache oft einen selbstgefälligen, in seine Gestalt verliebten jungen Menschen einen Narciß nennt.

Nardini (Pietro), einer der größten Violinisten seiner Zeit, ward geboren zu Livorno im Jahre 1725. Er bildete sich zu Padua unter Tartini, und brachte es bald dahin, daß er für den vorzüglichsten Schüler dieses Künstlers, dem ganz Europa den Rang des ersten Virtuosen auf der Violine zugestand, gehalten wurde. Im Jahre 1762 wurde er bei der damals glänzenden Capelle an dem herzoglich-würtembergischen Hof zu Stuttgart angestellt. Als diese indessen im Jahre 1767 eine bedeutende Reduction erlitt, ging Nardini nach Livorno zurück. In dem darauf folgenden Zeitraum schrieb er seine meisten Compositionen. Im Jahre 1769 besuchte er seinen Lehrer Tartini zu Padua, und pflegte ihn in seiner letzten Krankheit mit einer wahrhaft kindlichen Zärtlichkeit. Unter sehr vortheilhaften Bedingungen ging er 1770 als erster Violinist der Capelle des Großherzogs von Toscana nach Florenz, wo er den 7ten Mai 1796 starb. Wir haben von ihm viele Compositionen für die Violine, und auch einige Trio's für die Flöte. Seine Compositionen haben im Ganzen einen ernsten Charakter, und verlieren, wenn sie nicht im Geiste der alten Tartinischen Schule vorgetragen werden. Nardini glänzte vorzüglich im Vortrage des Adagio, hier glaubte man oft mehr Gesang, als ein Instrument zu hören.

Narkotisch, betäubend (von dem griechischen Worte ναρκοω). Es giebt mehrere Pflanzen, deren Geist die Verrichtungen des Nervensystems in so hohem Grade stört, oder gar unterdrückt, daß die Empfindung verändert wird oder ganz aufhört, bei fortgesetzter Wirkung aber der belebende Einfluß des Nervensystems auf den Organismus aufhört und das Leben selbst zerstört wird. (Vergl. den Art. Gift.) Diese Pflanzen enthalten ein solches narkotisches Gift theils rein und hervorstechend, theils mit andern scharfen oder aromatischen Säften vermischt, denen es untergeordnet ist. Die Wirkung der narkotischgiftigen Pflanzen ist daher auch nicht gleichförmig; manche wirken geradezu betäubend und störend auf das Nervensystem, wie das Bilsenkraut, der Schierling; andre wirken zuerst auf das Blutsystem und selbst auf das Gehirn erregend und hinterher oder nur in größern Gaben erst betäubend, wie das Opium. Die äußern Erscheinungen von diesen Wirkungen sind verschieden, je nachdem die Portionen des genossenen Giftes groß oder klein, die Wirkung desselben sich mehr auf die Empfindungs- oder auf die Bewegungsnerven wirft Manche narkotischen Gifte erregen Schwindel, Dunkelheit der Augen, andre heftige convulsivische, oft sehr wunderliche Bewegungen aller Glieder, oder reizen zum unwillkührlichen heftigen Lachen; andre machen die Menschen toll und rasend, andre versetzen sie in stille Verzuckungen; auf alle aber folgt endlich Lähmung und gänzliches Absterben der angegriffenen Nerven. Die Anwendung narkotischer oder nervenbetäubender Mittel bedarf daher der größten Vorsicht. H.

Narr. Dieses Wort bezeichnet zuerst einen Menschen, der durch allerhand lustige Streiche, Reden und Possen sich vor andern auffallend macht. In dieser Bedeutung zeigt es sich häufig in den

Zuſammenſetzungen, wie z. B. Hofnarr, Schalksnarr, und wird im Diminutiv, wo man es beſonders vom weiblichen Geſchlecht gebraucht, als Närrchen oft etwas liebenswürdiges. Zweitens verſteht man unter Narr einen Menſchen, der willkührlich den Regeln des geſunden Menſchenverſtandes oder der Klugheit zuwider handelt. Ein ſolcher iſt beſonders Gegenſtand des Lachens. Dieſer Begriff iſt in der Anwendung auf einzelne Individuen oft ſchwer zu behaupten, indem oft einzelne Menſchen von ihrem Zeitalter oder von ihrer Nation für Narren gehalten worden ſind, die von einem andern Volk oder von einer andern Zeit vergöttert wurden, oder vergöttert worden ſeyn würden, wenn man ſie gekannt hätte. Zu dieſer zweiten Bedeutung des Worts Narr, wo es ein Ueberſchreiten der gewöhnlichen Straße anzeigen ſoll, gehören die Ausdrücke Weibernarr, Putznarr u. dgl. In einem engeren Sprachgebrauch bezeichnet endlich Narr einen Menſchen, der des Gebrauchs ſeiner Vernunft gänzlich unfähig iſt, und iſt dann gleichbedeutend mit Wahnwitziger, Wahnſinniger. Ueber die pſychologiſchen Erſcheinungen der Narrheit vergleiche man die Art. Geiſteskrankheiten, Melancholie, Irreſeyn, Wahnſinn.

Narrenfeſt nannte man das Feſt, welches vom fünften bis zum ſechzehnten Jahrhundert in mehrern chriſtlichen Ländern Europa's regelmäßig mit den größten Narrheiten von Geiſtlichen und Laien gefeiert wurde, und eine der merkwürdigſten Erſcheinungen der Culturgeſchichte bleibt. Zu den Feſten der Heiden, welche die chriſtliche Religion nicht ſobald verdrängen konnte, gehörten die bekannten Saturnalien, die in der völligen Miſchung und Umkehrung aller Stände und der ausgelaſſenſten Fröhlichkeit ſelbſt unſere freieſten Carnevals übertrafen. Die Narrenfeſte waren eine chriſtliche Nachahmung der Saturnalien, die auch in der Zeit wenig von einander verſchieden waren, da dieſe im December, die Narrenfeſte um Weihnachten gefeiert wurden. Die Hauptfeierlichkeiten fielen auf den Tag der unſchuldigen Kindlein oder auf den Neujahrstag; ſie dauerten aber im Ganzen von Weihnachten bis auf den letzten Sonntag nach Epiphanias. Nachdem anfangs nur Chorknaben und junge Sakriſtanen die Hauptacteurs dabei gemacht hatten, nahmen bald alle Unterbedienten der Kirche und ſelbſt Laien Antheil daran, während der Biſchof oder der vornehmſte Geiſtliche des Orts mit den übrigen Canonicis die Zuſchauer abgaben. Die jungen Leute, welche die Hauptrolle bei dieſem Narrenfeſte, welches die Schriftſteller der damaligen Zeit auch das Feſt der Unterdiakoni, die Decemberfreiheit oder das Feſt der Kalendi nennen, ſpielten, wählten aus ihrer Mitte einen Biſchof oder Erzbiſchof der Narren, und weihten ihn unter vielen lächerlichen Ceremonien in der Kathedralkirche ein. Der erwählte Narrenbiſchof nahm hierauf den gewöhnlichen Sitz des Biſchofs auf dem Thron ein und ließ in ſeiner Gegenwart das Hochamt halten, wenn er nicht vorzog, es ſelbſt zu halten und dem Volke unter lächerlichen Grimaſſen den Segen zu geben. Während dieſer Zeit übten die in allerlei Maskenkleidungen eingehüllten Narren in der Kirche tauſend Thorheiten und Poſſenſtreiche aus; man ſang in der Kirche die obſcönſten Lieder, führte die üppigſten Tänze auf, und nahm die verdächtigſten Stellungen an. Wie ſich dieſes alles mit der ſo gerühmten echten Religioſität des Mittelalters reimen läßt, mag man ſich ſelbſt beantworten. Wir haben noch die Ceremonienbücher oder Ritualien,

nach welchen an vielen Orten das Narrenfeſt begangen wurde. In einem derſelben wird die Proſe, die man an dem St. Stephanstage auf dem Narrenfeſte in der Kirche ſang, Eſelsproſe, und die, welche an dem Tage Johannes des Evangeliſten geſungen wurde, die Ochſenproſe genannt. Nach dem Ritual des Narrenfeſtes in der Stadt Sens ſpielten die Prieſter, während der Narrenbiſchof das Hochamt hielt, auf dem Altar mit Würfeln und warfen ſtinkendes Räucherwerk in das heilige Rauchfaß. Die erſte Entſtehung dieſes Feſtes ſoll in Frankreich zu ſuchen ſeyn. Was Deutſchland betrifft, ſo haben wir nur noch von den am Rhein befindlichen Städten Nachricht, daß das Narrenfeſt daſelbſt gefeiert worden, woraus man aber nicht ſchließen darf, daß es in den übrigen deutſchen Kirchen nicht gefeiert worden ſey. So allgemein herrſchend indeſſen das Narrenfeſt geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo iſt es doch von einzelnen Päpſten, Biſchöfen, franzöſiſchen und ſpaniſchen Concilien häufig verdammt und verboten worden. Auch die Sorbonne verbot es im J. 1444. Aber alle dieſe Verbote rühren erſt aus einer Zeit her, wo die Dämmerung des neuen Lichtes ſchon angebrochen war, welches Europa vom ſechzehnten Jahrhundert an völlig erleuchtete. Indeſſen fehlte es auch zur Zeit dieſer Verbote nicht an eifrigen Vertheidigern des Narrenfeſtes von denen einer erklärte, daß das Narrenfeſt eben ſo heilig und Gott angenehm ſey, als das Feſt der unbefleckten Geburt der Mutter Gottes.

Narrenkappe, Narrenkolben, ſ. Hofnarren.

Narrenſchiff, ſ. Brant (Sebaſtian).

Narſes, ein Verſchnittener am Hofe des Kaiſers Juſtinian I. zu Conſtantinopel, deſſen Vaterland unbekannt iſt. Durch ſeine Talente ſchmeichelte er ſich bei dem Kaiſer ſo ein, daß dieſer ihn zum Kammerherrn und kaiſerlichen Privatſchatzmeiſter machte. Im Jahre 538 wurde er an die Spitze eines Corps geſtellt, welches den kaiſerlichen Feldherrn Beliſarius in Italien bei der Vertreibung der Oſtgothen unterſtützen ſollte. Allein die Uneinigkeit, welche ſich bald zwiſchen ihm und Beliſarius zeigte, veranlaßte ſeine Zurückberufung. Indeſſen wurde er im Jahr 552 aufs neue nach Italien geſchickt, um den Fortſchritten des Gothen Totila Einhalt zu thun. Er eroberte Rom, nachdem er den Totila geſchlagen hatte. Mit gleichem Glück beſiegte er den Tejas, den die Gothen an die Stelle des Totila zu ihrem Könige erwählt hatten, und im Frühjahr 554 den Anführer der Alemannen Buccellinus. Nachdem Narſes auf dieſe Weiſe faſt ganz Italien von den Oſtgothen und andern mit ihnen verbündeten Barbaren gereinigt hatte, erhielt er die Statthalterſchaft über dieſes Land, welche er funfzehn Jahre lang verwaltete. Indem er den öffentlichen Schatz auf alle Weiſe zu bereichern ſuchte, erregte er das Mißvergnügen der ihm untergebnen Provinzialen, die ihre Klagen durch Deputirte von Rom vor den Thron des Kaiſers Juſtinian II. brachten. Narſes wurde in ſchimpflichen Ausdrücken ſeiner Statthalterſchaft entſetzt, und rächte ſich an dem kaiſerlichen Hofe dadurch, daß er die Lombarden zu jenem Einfall in Italien einlud, welcher nicht lange nachher unter dem Lombarden-König Alboin erfolgte. Doch haben einige Schriftſteller und insbeſondere Muratori gezweifelt, ob Narſes wirklich Antheil am Einfall der Lombarden gehabt habe. Nach ſeiner Entſetzung

hielt er sich in Neapel und Rom auf, und starb in hohem Alter im Jahre 567.

Naruszewicz (Adam Stanislaus), als Dichter und Historiker in der Literargeschichte Polens gleich ausgezeichnet, war am 20sten October 1733 aus einer alten Familie in Litthauen geboren, trat 1748 in den Jesuiterorden, und ward nach seiner Rückkehr von einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien Vorsteher bei dem damaligen Collegium nobilium der Jesuiten in Warschau. Nach Aufhebung dieses Ordens trug ihm der König, welchem seine vorzüglichen Talente nicht unbemerkt geblieben waren, im J. 1773 auf, von den ersten wichtigen Theilungsverhandlungen Polens alles gehörig zu Papier zu bringen. Seine Arbeit, von welcher nichts gedruckt erschienen ist, fand bei dem König solchen Beifall, daß dieser ihn zu einer vollständigen Geschichte von ganz Polen ermunterte, und ihn bei ihrer Ausarbeitung auf das großmüthigste unterstützte. Dieses mit scharfsinniger Kritik, ausgebreiteter Belesenheit, und in einem gedrängten, schmucklosen und nach dem Tacitus gebildeten Style abgefaßte Geschichtswerk ist das wichtigste, das je über die polnische Geschichte erschienen ist, und zugleich ein Meisterstück der polnischen Literatur. Es enthält die Geschichte der Piasten. Leider ist es bei weitem nicht beendigt. Der erste Band, der ungewissen frühesten Geschichte Polens bestimmt, welcher am Schlusse des Ganzen nachgeliefert werden sollte, ist nie erschienen. Naruszewicz hinterließ eine Sammlung von Materialien zu diesem Werke, die er aus verschiednen öffentlichen und Familienarchiven zusammengetragen hat, in 360 Foliobänden. Sie ist nach den Regierungsjahren der einzelnen Könige geordnet, und befindet sich jetzt bei dem berühmten Thabäus von Czaky, dem Verfasser eines trefflichen Werks über die litthauischen Gesetze, der Naruszewicz Geschichte fortsetzen wird. Als Dichter zeichnete sich Naruszewicz in mehrern Gattungen höchst rühmlich aus, besonders fanden seine Idyllen großen Beifall. Noch besitzt man von ihm eine polnische Uebersetzung des Tacitus in 4 Bänden, in welcher er nicht nur den Geist des Originals sehr richtig aufgefaßt, sondern auch die kräftige Kürze des Styls zum Bewundern glücklich nachgebildet hat; ein Leben des litthauischen Feldherrn Joh. Carl Chodkiewicz (Warschau 1805, 2 Bde. 8.); Tauryka oder Geschichte der Tatarn und mehrere andre Schriften. Er starb aus Gram über das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes am 8. Julius 1796 zu Warschau im 63sten Jahre, und wurde auch wegen seines edeln und menschenfreundlichen Charakters allgemein betrauert. A—s.

Narwa, russische Stadt und Festung zweiter Classe, im Gubernium St. Petersburg, am westlichen Ufer der Narowa, die aus dem Peipussee kommt, und zwei Meilen von hier in den finnischen Meerbusen fließt. Sie hat einen Hafen, eine Börse, ein Zeughaus 450 Häuser von guter Bauart und 3600 Einwohner, größtentheils Deutsche, welche eine Nägelfabrik, eine Reppschlägerei und sieben Sägemühlen unterhalten. Wichtiger ist der Handel. Jährlich kommen an 100 Schiffe an. Man versendet vornehmlich Balken, Bretter, Flachs, Hanf und Getraide. Die Narwaschen Neunaugen und geräucherten Lachse sind bekannt und beliebt. Auch ist diese Stadt merkwürdig durch den großen Sieg, welchen König Carl XII. von Schweden über die Russen im Jahre 1700 erfocht.

Nase ist ein Theil des Gesichts und enthält das Organ des Geruchs. Ihr äußerer, zwischen den Backen hervorragender Theil hat zur Hälfte eine aus zwei Nasenknochen bestehende Grundlage, die sich zwischen den Augen an das Stirnbein ansetzen. Die Spitze aber ist von Knorpel und macht den Eingang zur Nasenhöhle. Die Höhle wird durch eine knöcherne Wand der Oberkinnlade und durch die Gaumenbeine vom Munde getrennt, öffnet sich aber hinter den Mandeln und dem Zapfen mit ihm gemeinschaftlich in den Schlund; nach oben steht sie mit den Stirnhöhlen in Verbindung, so wie mit den Zellen des Siebbeines (Labyrinth), womit sie gleichsam eine Höhle auszumachen scheint, indem nicht nur die papierdünnen Seitenknochen des Siebbeines nebst den Thränenbeinen, die Augen und Nasenhöhlen trennen, sondern auch die mittlere Scheidewand des Siebbeines (senkrechte Platte) sich in den Pflugschaar, d. i. die Scheidewand der Nase, fortsetzt. Noch stehen zu beiden Seiten die in der Oberkinnlade befindlichen Highmorshöhlen und die hintern Höhlen des Keilbeins mit der Nasenhöhle im Zusammenhange. Vom Labyrinthe des Siebbeins ragen zwei Paare muschelförmig gewundene Knochen parallel mit der Scheidewand in die Nase herab, ein drittes Paar steht tiefer und bedeckt gerade die Oeffnungen der Highmorshöhlen. Die ganze innere Fläche der Nase und ihrer Seitenhöhlen ist mit einer schleimabsondernden Haut (der Schneiderschen Haut) ausgekleidet, in der sich der Nerv für das Geruchsorgan verbreitet. Er zeichnet sich durch große Weichheit aus, bringt durch die obern Oeffnungen des Siebbeins aus der Schädelhöhle herab, zertheilt sich hier in 12 bis 14 Aeste, und geht von hier, wo seine Masse die Härte anderer Nerven angenommen hat, in die Schneidersche Haut größtentheils in die Mitte der Nase und ihre Scheidewand. Hier ist demnach hauptsächlich der Ort, wo das Geruchsorgan die Düfte der riechenden Körper appercepirt, auch müssen die muschelförmigen Knochen, die zu beiden Seiten herab liegen, darauf großen Einfluß haben, denn ihre Gestalt ändert sich auffallend in den Thieren, nachdem die Natur ihnen die Nase zum Wegweiser für thierische oder vegetabilische Speise gab. Vergl. den Art. Geruch. F.

Nashorn, Rhinoceros, ein großes vierfüßiges Thier, welches sich in allen Gegenden der alten Welt findet, die an und zwischen den Wendekreisen liegen. Es ist fast so lang als der Elephant, aber niedriger. Seine Haut ist sparsam mit Haaren besetzt; auf der Nase sitzt ein krummes zurückgebognes Horn, dessen sich das Thier als Angriffs- und Vertheidigungswaffe bedient. Dasselbe ist zwei Fuß lang, von Farbe dunkelgrün, und wie ein Pflugschaar gekrümmt. Aus diesen Hörnern werden viele kleine Werkzeuge, und am Vorgebirge Becher gedrechselt, die eine gifttreibende Kraft besitzen sollen. Man findet sie auch in Kunst- und Naturaliensammlungen. Die Haut wird zu Schilden, Messerscheiden ꝛc. benutzt. — Im Innern von Afrika hat vor kurzem ein englischer Reisender eine Nashornart mit zwei Hörnern entdeckt und Rhinoceros simus benannt.

Nassau. Die Wiege des Hauses Nassau ist das Schloß Laurenburg an der Lahn, in der seit 1643 so benannten Grafschaft Holzapfel. Als den Stifter des Geschlechts nennt man mit großer Wahrscheinlichkeit Otto von Laurenburg, den Bruder des Königs Conrad I. (im zehnten Jahrhundert). Unter seinen Nach-

kommen wurde Walram I. (st. 1020) durch seine Söhne der Stifter zweier Linien. Der ältere, Walram II., pflanzte die Linie Laurenburg fort, die in der Folge nach dem 1181 gebauten Schlosse Nassau sich nannte; der jüngere Otto vermählte sich mit der Erbin von Geldern, und stiftete die Linie Nassau-Geldern, welche 1523 erlosch. Die nassauischen Erblande theilten 1255 die Söhne Heinrichs II. des Reichen. Walram, der ältere, nahm die südlichen; Otto, der jüngere, nahm die nördlichen Länder. Diese beiden Linien, die Walramische und Ottoische, blühen noch jetzt; die jüngere, welche durch Heirath und Testament 1531 auch das kleine Fürstenthum Orange (Oranien in der Dauphiné) erwarb, regiert über die Niederlande. Walrams Sohn Adolf wurde zum deutschen Kaiser erwählt 1292, und verlor das Leben in der Schlacht bei Gellheim 1298, durch seinen Mitbewerber Albrecht von Oesterreich. Seine Nachkommen theilten sich in mehrere Zweige, von denen der jüngste endlich 1605 in der Person des Grafen Ludwig II. alle Länder wieder vereinigte. Seine Söhne gründeten drei Linien: a) Saarbrück, die sich 1735 in die Aeste Saarbrück-Usingen (starb aus 1816) und Saarbrück-Saarbrück (starb aus 1797) spaltete; b) Idstein, welche schon 1721 erlosch; und c) Weilburg, welche seit 1816 alle Besitzungen der Walramischen Linie wieder vereinigt hat. Die Grafen der Walramischen Linie machten zuerst 1688 und 1737 Gebrauch von der erneuerten, aber schon 1366 von Carl IV., einem Grafen von Nassau, ertheilten Fürstenwürde; doch konnten sie erst 1803 Sitz und Stimme im Fürstencollegium auf dem Reichstage erlangen. Durch die französische Revolution hatten sie die Grafschaft Saarbrück und mehrere Aemter auf dem linken Rheinufer (zusammen 20 Quadratmeilen mit 53,000 Einwohnern) verloren. Dafür entschädigte der Receß von 1803 die Linie Usingen mit 36 Quadratmeilen und 93,000 Einwohnern. Nassau-Weilburg erhielt für 8 Quadratmeilen mit 19.000 Einwohnern, die es verlor, 16 Quadratmeilen mit 37,000 Einwohnern. Auch der Rheinbund, den sie 1806 mit stiften halfen, vergrößerte ihr Gebiet mit 31 Quadratmeilen und 84,500 Einwohnern, und gab dem Senior des Hauses den Herzogstitel. Sämmtliche nassauische Länder wurden zu einem souverainen vereinten und untheilbaren Herzogthum erklärt. Durch Tauschverträge, den 31sten Oct. 1815, mit Preußen erhielten der Herzog und der Fürst von Nassau einen Theil der Länder der Ottoischen Linie (Dietz, Hadamar, Dillenburg ohne Burbach, einen Theil von Siegen u. s. w.) und die niedre Grafschaft Katzenelnbogen. Auch bestätigte die Wiener Congreßacte ihr Erbrecht auf das Großherzogthum Luxemburg, nach dem Aussterben der Ottoischen Linie. Als souverainer Fürst des deutschen Bundes theilt der Herzog von Nassau mit Braunschweig den dreizehnten Platz. Im Plenum hat er zwei Stimmen und den vierzehnten Platz. — Das Herzogthum Nassau gränzt an die preußische Provinz Niederrhein, das Großherzogthum Hessen, und Frankfurt. Der Rhein umfließt südlich das Land, und nimmt bei Lahnstein die schiffbar gemachte Lahn auf. Es besteht 1. aus den alten nassauischen Besitzungen: Usingen, Weilburg, Dietz, Dillenburg ohne Burbach; aus Hadamar, Antheil an Siegen, Beilstein und Antheil an Hachenburg, 50 Quadratmeilen mit 161,000 Einwohnern; 2. aus neuen Erwerbungen im Mainzischen, Trierschen u. s. w., dann Sulzbach, niedre Grafschaft Katzenelnbogen, Soden,

Weiperfelden u. a. Reichsrittergüter, 45 Quadratmeilen mit 120,000 Einwohnern, 3. die Souverainetäts- oder ſtandesherrlichen Länder: Antheil an Runkel, Holzapfel und Schaumburg, Weſterburg und Schadeck, 9 Quadratmeilen mit 21,000 Einwohner. Das Ganze enthält 104 ½ Quadratmeilen mit 302,769 Einwohnern. Ein Drittel davon ſind, wie der Hof, reformirt; ein Drittel Lutheraner; beide haben ſich 1817 zu einer „evangeliſch-chriſtlichen Kirche" vereinigt, die übrigen ſind catholiſch. Das mehr bergige als ebene Land, welches der Taunus mit ſeinen Waldhöhen und romantiſchen Thälern ſchmückt, iſt ſehr fruchtbar. Es erzeugt im Rheingau die edelſten Weine zu Hochheim, Rüdesheim, Johannisberg, u. ſ. w. Auch ſind die Mineralquellen zu Wiesbaden, der Hauptſtadt, Niederſelters, Fachingen, Ems, Langenſchwalbach und Schlangenbad berühmt. Die Einkünfte des Herzogthums wurden 1817 auf 1,557,784 Gulden geſchätzt, die Staatsſchuld auf 3 Millionen Gulden. Als Contingent zur Bundesarmee werden 1680 Mann geſtellt; 3000 Mann aber gehalten. Der regierende Herzog Wilhelm (geboren 1792) von Naſſau reſidirt zu Weilburg und in dem ſchönen Schloß Biberich, trat den 25ſten April 1817 zu dem heiligen Bunde, und gab ſeinem Lande den 27ſten Januar 1818 eine landſtändiſche Verfaſſung in zwei Kammern; der Adel bildet die Herrenbank; und zweiundzwanzig Deputirte werden vom Lande gewählt. Zur Landesuniverſität iſt, nach einem Vertrage mit der hannöverſchen Regierung, Göttingen erklärt worden. Von der Uſingiſchen und von der Saarbrückiſchen Linie ſind nur noch Prinzeſſinnen am Leben. Ueber die jüngere Linie des Hauſes Naſſau, die Ottoiſche, ſ. d. Art. Niederlande.

Nation. Nationalität. Nationalcharakter. Die Natur begründet mancherlei Verſchiedenheiten unter den Menſchen, welche erſt bei erreichter höherer Cultur erkannt, und immer freier ausgebildet werden. Zu dieſer gehört auch die Nationalität (das Nationalſeyn) oder das Leben der Menſchen unter der Form und Eigenſchaft einer Nation, woraus dann der Nationalcharakter, oder die in dem Leben und in der Geſchichte der Nation ausgebildete Eigenthümlichkeit einer Nation hervorgeht, welche wir in gewiſſen übereinſtimmenden und unwillkührlich wiederkehrenden Aeußerungen ihrer Glieder wahrnehmen. Die Beſtandtheile der Nationalität aber, oder das, was die Nationalität begründet, iſt die gleiche Abſtammung und Sprache der auf verſchiednen Erdtheilen wohnenden Menſchen; daher man auch die Nation beſchreiben kann als einen durch gleiche Abſtammung und Sprache ausgezeichneten Theil der erdbewohnenden Menſchheit. Alſo angeſehen iſt die Menſchheit die Idee, welche alle Nationen umſchlingt, und die Nationalität ſollte nur als Form der Menſchheit erſcheinen. Wie nun aber vorzüglich Abſtammung und Sprache ſo große Verſchiedenheiten begründen, kann ſchon aus folgenden Andeutungen einleuchten. Die Abſtammung iſt es, welche in Verbindung mit beſondern Climaten und Erdtheilen, in welche die anwachſende Menſchenmenge ſich verbreitete, eine beſondere Bildung der Körper vorzüglich begünſtigt. Letztere tritt als Allgemeines der Familienähnlichkeiten einer Nation, z. B. in den Nationalphyſiognomien, ſichtbar hervor. Dieſe Beſonderheit der Bildung ſteht dann wieder mit einem beſondern Verhältniſſe der Menſchen zur Natur, mit beſondern Neigungen, herrſchenden Temperamen-

ten u. ſ. w. in Verbindung. Vorzüglich wichtig aber iſt der Einfluß auf die Sprachorgane, ohne deren Verſchiedenheit unter den Menſchen mehrere Sprachen nicht möglich ſeyn würden. Deſſen ungeachtet wäre es thöricht, dieſe Verſchiedenheit der Sprachen blos von dem Aeußern, und nicht auch vorzüglich von der unter Raum- und Zeitverſchiedenheiten ſich entwickelnden Eigenthümlichkeit des innern Zuſammenlebens aller durch Abſtammung und gemeinſamen Erdaufenthalt vereinigten Menſchen ableiten zu wollen. Denn wie das Innere und Aeußere überall in Wechſelwirkung ſteht, ſo muß eben ſowohl die gemeinſame und verſchiedne Bildung der Sprachorgane und des hiermit in natürlicher Verbindung ſtehenden Gehörs die Verſchiedenheit der Sprachelemente, als die gemeinſame und verſchiedne Richtung, welche das Denken, Fühlen und Begehren nimmt, auf die Bildung, Verbindung und Gliederung dieſer Sprachelemente zu einem gemeinſchaftlichen Bezeichnungsſyſtem des innern und äußern Lebens einen unverkennbaren Einfluß äußern. Die Sprache iſt es alſo vorzüglich, welche die Glieder einer Nation verbindet, und ſie von andern Nationen unterſcheidet; denn in der Sprache wird, namentlich in der Aſſociation der Worte mit Begriffen, und in den ihr eigenthümlichen Geſetzen der Wortbildung und Wortfügung, ſo wie in den gangbaren Sprüchen und Redensarten eines Volks, die in ihr herrſchende Denk- und Gefühlsweiſe gegenſtändlich und zur Norm erhoben. In der Sprache wird das Edelſte mitgetheilt, und wie ſich Wiſſenſchaft, Poeſie, Gewerbe und Privatleben ihre Sprache bilden, verſchieden durch die Herrſchaft des Begriffes oder der Anſchauung, ſo beſtimmt auch wieder die Sprache das Denken und Dichten des gelehrten, Künſtlers und Geſchäftsmannes auf verſchiedne Weiſe und meiſt unwillkührlich. Allgemein iſt dies auch in unſerer Zeit ausgeſprochen worden in dem Satze: die Sprache iſt Nationaleigenthum und Nationalheiligthum eines Volks und dasjenige, was alle Glieder deſſelben auf das innigſte verbindet. Hier muß jedoch bemerkt werden, daß die Begriffe des Volks und der Nation oft verwechſelt werden. Denn wenn man unter Volk nicht überhaupt eine unbeſtimmte Menſchenmaſſe oder eine Vereinigung mehrerer Familien verſteht, welche in einem gewiſſen Landſtriche verbunden lebt, ſo fällt auch der Begriff des Volks mit dem Begriffe der Nation keineswegs zuſammen. Denn nicht immer beſteht ein Volk aus einer Nation, ſo wie nicht immer eine Nation ein Volk bildet. Der Begriff des Volks im engern Sinn nämlich deutet auf einen Staat hin, welcher (wie der preußiſche) eben ſowohl mehrere Nationen begreifen kann, als eine Nation (z. B. die deutſche) mehrere Völker oder Staaten umfaßt. Das günſtigſte Geſchick iſt einer Nation dann zu Theil geworden, wenn ſie (wie die franzöſiſche) zugleich nur einen Staat, mithin ein Volk bildet, das, unter einer Verfaſſung und Oberherrſchaft vereinigt, ſtark und kräftig jedem äußern Feinde widerſtehen kann und mit mächtigem Anſehn ausgerüſtet iſt. Dann wird auch ihr Nationalcharakter und die Nationalehre feſter und entſchiedner ſich ausſprechen, ohne durch Trennungen und innere Reibungen der Glieder der Nation verwiſcht oder geſchwächt zu werden, wie dieſes z. B. bei den Deutſchen der Fall iſt. Letzteres iſt oft der Grund, warum man einer Nation ſogar den Nationalcharakter völlig abgeſprochen hat; obgleich, wie ſchon aus dem obigen hervor-

geht, wo nur immer eine Nation besteht, sie auch nicht ohne diesen gedacht werden kann, nur daß derselbe sich mehr oder weniger ausgezeichnet äußert und hervortritt. Ja das Bestehen einer Nation scheint nur durch Staatseinheit, Nationaltugend und Religion vollkommen gesichert. — Von dem Nationalcharakter scheint noch wichtig anzuführen, welchen Einfluß er auf das Individuum habe, oder wie er sich zur Individualität verhalte, und wie man ihn demnach aufzufassen hat. Was Ersteres anlangt, so ist der Nationalcharakter nicht etwas, das sich dem Individuum so nothwendig aufdringt, daß nicht ein Individuum durch seine Richtung demselben mehr oder weniger entgegenwirken könnte. Daher giebt es auch Individuen verschiedner Nationen, welche sich in nationellen Zügen ähnlich sind, wie Glieder einer Nation. Am meisten wirkt der Nationalcharakter auf diejenigen ein, welche sich desselben nicht bewußt werden, mithin auf die kräftige und unverdorbene Masse des Volks, welche (wenn nicht selbst gesellige Cultur die Hauptseite des Nationalcharakters ist) durch gesellige Verhältnisse den kräftigen Charakter ihrer Nation noch nicht abgeschliffen hat. Daraus folgt also das Zweite, daß man das Edle des Nationalcharakters in dem kräftigern und unverdorbnern Volke, seine Schattenseiten aber unter den höhern Ständen finde und aufzufassen habe. Weil aber eine Nation nicht blos aus allen ihren gleichzeitigen, sondern auch aus allen ihren nach einander lebenden Gliedern besteht, und jeder Charakter, also auch der Nationalcharakter, oder die besondre Richtung und Individualität, welche eine Nation als Ganzes zeigt, und wodurch sie eben sowol ihre Glieder verbindet, als sie sich eben dadurch von andern Nationen unterscheidet, in dem Leben der Nation sich allmählig entwickelt; so muß, wer den Charakter einer Nation entwickeln will, auch ihre Vergangenheit und Gegenwart kennen. Im letztern Falle ist es erst vollkommen möglich, die ursprünglichen Züge des Nationalcharakters von den abgeleiteten, so wie das Wesentliche von den zufälligen Aeußerungen einer Nation, und was einer Nation eigenthümlich angehört (das Nationale) von dem, was sie mit andern gemein hat, zu unterscheiden. (Ueber verschiedne Nationalcharaktere siehe Kants pragm. Anthropologie, S. 295.) Hier bleibt noch immer die Frage übrig, ob der Nationalcharakter etwas sey, was die Natur aus der Nation gemacht, oder vielmehr etwas, was die Nation aus sich selbst gemacht und gegeben habe. Denn ob zwar Abstammung und Sprache die Grundlagen der Nationalität sind, welche jedes Nationalglied ohne sein Zuthun empfängt, so läßt sich doch das Gegebne weiter fortbilden und zur eigenthümlichen Gestalt erheben. Darum pflegen wir auch z. B. zu sagen: Dichter und Philosophen bilden die Sprache. Allein auch hier darf die herrschende Wechselwirkung zwischen Freiheit und Naturnothwendigkeit nicht übersehen werden. Wo nämlich in irgend einer Nation ein großer Mann aufsteht, der nach außen lehrend, bildend oder herrschend wirkt, und dem Staate, der Kunst, der Wissenschaft auf lange Zeit seinen unsterblichen Geist einhaucht, und seiner Sphäre einen neuen Schwung giebt, da wird derselbe erst aus dieser Nation entwickelt und gebildet, und das Gesammtleben der Nation wirkt auf ihn (denn in dem Genius sind Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit in gleicher Energie vorhanden) eben so kräftig ein, als er mit Freiheit das Gesammtleben seiner

Nation ergreift, es eigenthümlich gestaltet oder in irgend einer Sphäre kräftig ausprägt. Von großen Geistern sagt man, sie stehen über einer Nation. Dies heißt eben sowohl: in ihnen lebt und sammelt sich die Nationalkraft in eigenthümlicher Form (Individualität), und wirkt in der besondern Sphäre, als: sie bilden und leiten die Nation, und bestimmen so den Nationalcharakter durch ihr freies Wirken. Was ersteres anlangt, so finden wir oft, daß auch die größten Geister, selbst wo es darauf ankam, die Beschränktheit ihres Nationalcharakters in Beziehung auf Gehalt oder Form zu überwinden (z. B. die französischen und deutschen Dichter), ihre Nationalität nicht verläugnen konnten, und derselben häufig ihren Zoll abtrugen. Eben so finden wir auf der andern Seite Kunst, Wissenschaft, und jedes wahrhaft Menschliche einer Nation, was in ihr äußeres Leben eingreift, wenn wir die Geschichte derselben überblicken, an das Leben und die Erziehung ihrer genialen Geister angeknüpft, und von ihnen gleichsam ausgehend und verbreitet. Hier also zeigt sich, was die Freiheit aus der Nationalität macht, und wie sie zu der Bildung des Nationalcharakters einwirkt. Und hier treffen Freiheit und Nothwendigkeit abermals zusammen. Denn einen großen Mann nennen wir wahrhaft den, welcher Ideen in gegebnen und geschaffnen Verhältnissen mit eigenthümlicher, ungemeiner Energie durchführt und zu realisiren sich bestrebt. Die Natur oder das Schicksal hat ihm vorgearbeitet, er findet Verhältnisse, und sein Platz ist ihm in seiner Nation bestimmt, die er nicht wählen, sondern als die seinige, als mit ihm verwandt, umfassen soll. Auch die hier gegebnen Verhältnisse und das Eigenthümliche seiner Nation faßt der große Geist mit scharfen Blicke und im Lichte der Ideen auf, die ihn beseelen. Er betrachtet sie nicht als etwas Zufälliges und Willkührliches, sondern als etwas Nothwendiges und Ehrwürdiges; er sieht in dem Gegebnen der Nation Anlage und Bestimmung; er durchschaut, was die Nation in irgend einem Kreise werden kann und er leitet nun mit gottähnlicher Kraft und durch freieres Eingreifen in die gegebnen Verhältnisse seine Nation in Thaten und Werken unverrückten Blicks zu diesem Ziele hin. Darum scheint in Zeiten, wo unter einer Nation große Männer entstanden sind, dieselbe ein schnelleres und bewegteres Leben zu führen, und sich rascheren Ganges ihrer Bestimmung zu nähern, als sonst in Jahrhunderten. Lange dauert noch der Schwung in dem Nationalleben fort, wenn der Beweger nicht mehr ist, und es entwickelt sich eine Zukunft, die der Genius schon gesehen; denn vor ihm schließt sich Vergangenheit und Zukunft auf. In dieser Entwickelung aber tritt der Nationalcharakter vorzüglich in der Masse hervor, auf die sein Geist belebend wirkte. — Aus dem oben Gesagten kann auch klar seyn, wie sich die Bildung des Individuums zu der Nationalbildung und Erziehung verhält und wie diese zur Menschheit. Denn wenn Nationalität die Menschheit ist, sofern sie sich bei einer Nation in einer besondern Form oder bestimmten Beschaffenheit findet, mithin die Menschheit über oder vielmehr in der Nationalität seyn soll, so darf auch der Nationalcharakter nie so weit gehen, und Erziehung und Bildung ihn dahin führen wollen, daß er dem freien Verkehr der Völker und Menschheit Eintrag thut, und steten Haß zwischen ihnen nähre. Eine Nation, welche sich auf diese Weise abschließt und von der Gemeinschaft in der Mensch-

heit absonbert, würde selbst geistig zurückbleiben, und sich eine freie humane Entwickelung verschließen. Ein warnendes Beispiel stellt die alte Zeit in der hebräischen Nation auf. In das entgegengesetzte Extrem fällt die Volksbildung und Erziehung, wenn sie aus vorgeblicher Humanität zu einer schwächlichen Allerweltsliebe erhoben wird, die oft, beschönigend Universalität genannt, sich ohne Haltung und Kraft jedem Fremden anschmiegt und anhängt, wodurch der Nationalcharakter mit der Nationaleinheit zerfallen und verschwinden muß. Die wahre Erziehung ist daher Erziehung des Individuums unter der Form der kräftigen Nationalität zur Menschheit. Sie ist individuelle Erziehung sofern sie die schon gegebne Individualität nicht vernichten, sondern berücksichtigen und zu einer eigenthümlichen Menschheitsform erheben will. Sie ist Nationalerziehung, sofern dies unter dem Charakter der Nation geschieht, und in so fern sie hauptsächlich das Gefühl der Nationalehre und Nationaleinheit ohne Haß und Verblendung zu beleben und zu erhalten sucht. Eine solche ist auch den Deutschen Noth! T.

Nationalbewaffnung, s. Landwehr.

Nationalbildung. Gemeinsame Eigenthümlichkeiten der Abstammung, der Landesart des Wohnsitzes, der Sprache und Sitte drücken den Gliedern jedes zur Nation zusammengewachsenen Menschenvereins das Gepräge einer besondern Nationalität auf, deren Merkmale sich in demselben Grade allmählig zu verwischen pflegen, in dem der Verkehr mit andern Nationen die Ansichten freier und das Emporsteigen der Cultur zur reinen Humanität die Formen des Lebens milder und idealischer macht. Eben so wenig, als einem vernünftigen Erzieher einfallen kann, ein Kind zu der Individualität, mit der es geboren ist, erst bilden zu wollen, wird die Nationalität (s. d. vorigen Art.), welche bei einer ganzen Nation dasselbe ist, was bei dem Einzelnen die Individualität, zum Endzwecke der Nationalbildung gemacht werden dürfen; denn wenn Bildung überhaupt ein absichtliches Richten des Strebens der gesammten Menschenkraft zum Vollkommneren und dieses wiederum immer das Allgemeine und Ideale ist, so hat das Besondre der Natur und Art des Individuums, indem alle seine Unarten und Mängel wurzeln, für den Bildner nur den Werth einer Grundlage, auf die er bauen, oder einer rohen eckigen Form, die er veredeln und abrunden soll. Diese von der Natur gegebne Grundlage und Form, die Nationalität, muß der Nationalbildner sorgfältig erforschen, als den Gegenstand seines Geschäfts behandeln und bei der Wahl der anzuwendenden Bildungsmittel genau berücksichtigen, um sowohl die Idee der Menschenbildung (s. d. Art.) mit dem Leben seiner Nation in ungezwungnen Zusammenhang zu setzen und ihre Ausführung unter den Localitäten, die seine Wirksamkeit bedingen, möglich zu machen, als auch jede Einmischung von Elementen einer fremden Nationalität, die die Persönlichkeit und Freiheit der seinen zugleich gefährden würde, abzuwehren. Wahre Nationalbildung ist daher das von dem Character seiner Nationalität bedingte Streben eines Volks, die Idee der reinen Menschheit in allen seinen Gliedern möglichst zu verwirklichen und dadurch eine intellectuell, sittlich und bürgerlich vollkommne Nation zu werden, dies Streben gehe nun ohne Verabredung und Absicht durch selbstständiges Fortschreiten einzelner Genien und freie, gelegentliche Mittheilung

der von ihnen geschaffnen Bildungsmittel an die Uebrigen oder unter der Leitung öffentlicher, für einen gesetzlich aufgestellten Zweck berechneten Anstalten durch Uebereinkunft, Gewöhnung und Zwang von Statten. Der erste dieser beiden Fälle ist der gewöhnliche und der glücklichere. Die Cultur der Originalvölker des Alterthums wuchs und entwickelte sich zugleich mit ihrer Nationalität, und nur darum wurde die Nationalbildung der Griechen so musterhaft, weil sie aus dem innern Leben dieses glücklich organisirten Volkes selbst hervorgehend mit genialischer Kraft und in behaglicher Freiheit zum Ziele der Menschheit fortschritt. Minder glücklich gedeiht die Nationalbildung in dem andern Falle, wo sie als eine Angelegenheit der Regierung behandelt, unter die Leitung der Fürsten gestellt und wohl gar mit politischen Nebenzwecken vermengt wird. Welche Früchte der asiatische Despotismus, der scheu vor dem Lichte ausländischer Bildung und eifersüchtig auch auf einheimische hervorragende Kräfte unaufhörlich beschäftigt ist, abzuschneiden und niederzudrücken, für die Bildung der Völker hervorbringt, ist auch unsern Zeiten bekannt und um den engherzigen Sinn und das steife kleinliche Wesen, das er erzeugt, in der Nähe zu sehen, dürfen wir nicht erst zu den Chinesen und Japanern gehen. Andrer nicht zu gedenken zeigt das unglückliche Spanien, wie die schönsten nationellen Anlagen und Kräfte unter den Fesseln einer inhumanen, finstern Regierung verkümmern müssen. Aber auch selbst da, wo der gute Wille der Fürsten ministerielle Bureaux der Aufklärung und Volksbildung in Thätigkeit setzte, hat man bis jetzt nur spärliche Treibhauspflanzen gesehen, und noch immer leidet die deutsche Nation an den Nachwehen jenes Mißgriffs ihrer Großen, ihr einen überrheinischen Nationalgeist einzuimpfen, der sie in Widerspruch mit sich selbst verwickelte und über ihre eigne Nationalität ungewiß machte. Die gegenwärtige Organisation der Staatsverfassungen und das mächtige Vordringen des Zeitgeistes erlaubt den Regierungen freilich nicht bei dem Streben ihrer Völker zur Bildung, wie wohl sonst häufig geschehen, müßige Zuschauer abzugeben; aber soll ihr Einfluß wohlthätig bleiben, so mögen sie sich damit begnügen, den Communen, aus denen ihr Volk besteht, hinreichende Fonds zur Unterhaltung ihrer Bildungsanstalten zu lassen, über die Einstimmigkeit der Tendenz dessen, was in diesen Anstalten geschieht, zur veredelten Menschheit zu wachen, den in ihrer Gewalt stehenden Geist der bürgerlichen Verfassung und Verwaltung dieser eines Volkes allein würdigen Tendenz immer mehr anzupassen, das vaterländische Große und Gute ins Licht zu stellen und der egoistischen Präponderanz einzelner Classen und Stände nicht minder sorgfältig, als dem Einschleichen fremdartiger, unverträglicher Elemente in das Leben des Volks zu wehren. Wie aber eine Nation, die in mehrere sich gegenseitig mit unbrüderlicher Eifersucht betrachtende Staaten zerfallen und dadurch jeder fremden Willkühr blos gestellt ist, je dahin kommen soll, sich eines gemeinsamen nationalen Lebens zu erfreuen und inniger, als bisher durch das Band gleicher Sprache und Literatur geschehen konnte, für den Zweck einer in allen Provinzen gleichmäßig fortschreitenden Nationalbildung zu vereinigen, läßt sich nicht absehen. Das Wiederaufregen ihrer alterthümlichnationalen Kunst und Poesie, das Dringen und Ermahnen ihrer Schriftsteller wird wenig vermögen, so lange die directen und indirecten Gegenwirkungen fortdauern, die

von den Mächtigen ausgehen und durch das Privatinteresse der Einzelnen unterhalten werden. Was in diesem Artikel von der Nationalbildung gesagt ist, gilt größtentheils auch von der Bildung eines Volks im engern Sinn, in so fern der Volkscharakter im engern Sinn, der auf der Gemeinschaft einer bürgerlichen Verfassung (oder darin, daß eine Menschenmasse einen Staat ausmacht,) beruht, mit dem Nationalcharakter (s. d. vorigen Art.) zusammenfällt. E.

Nationalconvent, s. Frankreich.

Nationalfeste. Der glücklichste Himmelsstrich für die schöneren Keime der Bildung des geselligen Menschen ist die Freude; daher greifen National- oder Volksfeste tief in die heitre Entwickelung des Volkslebens und des Nationalcharakters zur Gutmüthigkeit und zum Gefühle der Gesammtkraft. So wie jene Feste aber aus dem Volksleben selbst und aus dem Nationalcharakter hervorgehen, eben so müssen sie auch in dieser doppelten Hinsicht von der Regierung beachtet und geachtet, gehegt und gepflegt, und wenn nun einmal die Polizei um dieselben sich bekümmern soll, durchaus nur auf Volksleben und Nationalcharakter bezogen werden. Man zeige also dabei dem Volke Vertrauen; man lasse es nach eigener Lust gewähren; man bewache nicht die innere Ordnung, den Gang des Festes, sondern nur die Gränzen der Freiheit, innerhalb deren sich die Volksfreude unbelauert und ungestört bewegen darf. Alle Volksfeste waren in ihrem Ursprunge religiös; oft auch in ihrer Form. Dann bezogen sie sich auf das Schicksal des Vaterlandes, und was damit zusammenhing, auf die Großthaten der Altvordern, oder auf folgenreiche Ereignisse; noch andre waren der Feier der Natur, dem Wechsel der Jahreszeiten und der Freude gemeinschaftlich vollbrachter Werke geweiht. Wohl dem Volke, daß viel solcher Feste in seinem Schoße erzeugt hat! Darum ordneten alle Erzieher roher Völker, und die weiteren Gesetzgeber der alten und der neuen Zeit öffentliche Feste an, in denen der Einzelne sich als das Glied eines Ganzen erkennen und dieser edleren Genossenschaft sich erfreuen lernte. Durch solche Feste verband Moses die Stämme der Israeliten; daher die Wallfahrten der Christen und der Mohammedaner; daher das große Fest der Sonne, durch welches Manco Capak die Peruaner entwilderte. Doch vor allen verstanden es die lebensfrohen Griechen, durch Volksfeste und Volksspiele den Nationalsinn zum gemeinsamen Streben für alles Gute, Schöne und Große anzuregen. Bekannt sind ihre olympischen, pythischen, isthmischen und nemeischen Festspiele, wo Wettkämpfe aller Art den Genuß eines frischen, kräftigen Lebens erhöhten, und das Gefühl der Volkseinheit in den verschiedenen Staatsgesellschaften lebendig und rege erhielten. Bei den Römern arteten die früheren religiös-politischen Volksfeste, als Mittel einer herrschsüchtigen Politik der Imperatoren, nur zu bald in bloße Schauspiele roher Sinnenlust aus. Unter den neueren Völkern besitzt keine Nation so viel Sinn und Gemüth (nichts weniger als bloße Schaubegier) für die Feste des öffentlichen Gesammtlebens, als die deutsche. Sie hat es bewiesen bei der Feier des 18ten Octobers, am Jubelfeste der Reformation, bei dem Feste der Freiwilligen in dem preußischen Staate; und wie mancher deutsche Fürst hat nicht bei Regierungs- und Hoffamilienfesten die Liebe seines fröhlichen Volks in den rührendsten

Aeußerungen erkannt! Das frohſte Volk in Deutſchland iſt wohl das öſterreichiſche, ſo wie unter den größeren Städten Europa's Wien gewiß die fröhlichſte iſt. Aber keine Stadt hat auch ſolche volksfeſtliche Tage als Wien; daher die große Gutmüthigkeit ſeiner Einwohner, und doch dabei welche Kraft, welche Charakterſtärke in den Zeiten der Gefahr, und welche Anhänglichkeit an ihre milde Regierung! Nur für die deutſche Nation als ſolche giebt es noch kein allgemein veranſtaltetes Nationalfeſt. Die Aufrichtung des deutſchen Bundes iſt freudelos vorübergegangen, als ob er nichts ſey, denn eine kalte publiciſtiſche Form! Die Feier des 18ten Octobers ſogar wurde in manchen Ländern ungern geſehen, oder verhindert. So wenig hat man die Vorſchläge beherzigt, welche von mehrern Seiten her zur Anordnung allgemeiner deutſcher Volksfeſte gemacht worden ſind! K.

Nationalgarden. Was ehemals in Deutſchland die noch jetzt in mehrern europäiſchen Staaten übliche Landmiliz, d. i. ein zum Feldbienſt auf den Nothfall beſtimmter, heerpflichtiger Volkstheil, welcher das ſtehende Heer ergänzen und unterſtützen ſoll, auf keine Art leiſtete, und was die neuere Form der Landwehr und des (z. B. im Großherzogthum Weimar) wieder aufgehobenen Landſturms eben ſo wenig beabſichtigt *): — das unnatürlich erweiterte Heerweſen, eine Erfindung der Machtpolitik, welche die Streitkraft des Volks vom Volke und von der Conſtitution, wo eine vorhanden iſt, gänzlich getrennt, und in ein blindes Werkzeug der höchſten Gewalt verwandelt hat, auf die urſprüngliche Idee einer geſetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, Volksbewaffnung zum Dienſte und Schutze der Nation zurückzuführen, — das hat zuerſt die franzöſiſche conſtituirende Nationalverſammlung in der Bildung der Nationalgarden auf eine dem Begriffe des wahren Bürgerthums angemeſſene Art beſtimmt und geſetzlich aufgeſtellt. Sie erklärte ſchon den 12ten Junius 1790, daß nur derjenige die Rechte eines wirklichen Bürgers ausüben könne, welcher ſeine Dienſtpflicht in der Nationalgarde erfülle. Hierauf wurde den 29ſten September 1791 eine ſtehende (sédentaire) Orts- und Departements-Nationalgarde organiſirt, welche aus einer freien Werbung — je Ein Mann von zwanzig Bürgern — gebildet, ihre Offiziere ſelbſt wählte, und Sold, Waffen und Uniform erhielt; damit ward die feierliche Erklärung der Nationalverſammlung (den 29ſten Dec. 1791) verbunden: „die franzöſiſche Nation entſage jedem Eroberungskriege, und werde nie ihre Streitkräfte gegen die Freiheit irgend eines Volks gebrauchen.“ Im Mai 1792 ward die Zahl der Bataillone der Departements-Nationalgarden auf 216 beſtimmt. Allein bald nöthigten die diplomatiſchen Maaßregeln Oeſterreichs und Preußens, ſo wie die Rüſtungen der Emigranten an den Gränzen Frankreichs, die franzöſiſche Regierung ebenfalls eine kriegeriſche Stellung anzunehmen; das ſtehende Heer wurde der Hebel der neuen Republik, und der Ruhm der franzöſiſchen Waffen erweckte wiederum die alte erobernde Staatskunſt. So geſchah es, daß die Nationalgarde ſelbſt ein bloßes Mittel wurde, um das ſtehende Heer gegen in-

*) Beide ſind nämlich nichts als Surrogate, um die Maſſe der koſtbaren ſtehenden Heere, ohne große Koſten, im Nothfalle ſchnell zu verdoppeln und zu vervielfachen.

nere und äußere Feinde, zur Unterdrückung wie zur Eroberung, zu verstärken. Dies bewirkte vorzüglich der 13. Vendemiaire (5te October 1795), — an welchem Tage Buonaparte mit den Linientruppen des Convents die Nationalgarden der Pariser Sectionen (welche sich gegen den Terrorismus, d. i. den Despotismus der vollziehenden Gewalt, erklärt hatten) besiegte, und das stehende Heer wieder zu einem blinden Werkzeuge der höchsten Gewalt erhob. In Folge dieses Tages ward (den 8ten October.) der Generalstab der Pariser Nationalgarde aufgelöst, und ihre oberste Leitung dem General der Armee des Innern übergeben, dadurch aber die Idee einer gesetzlichen, der Civilbehörde untergeordneten, zum Schutz und Dienst der Bürger bestimmten, Volksbewaffnung vernichtet. Nun konnte, einige Monate später, das Directorium mobile Colonnen aus der stehenden Orts-Nationalgarde errichten. Endlich, im August 1797, gelang es den beiden gesetzgebenden Räthen, der stehenden Nationalgarde wiederum eine gesetzliche Organisation zu geben. Bei dieser ließ es auch Napoleon der Form nach; doch unterwarf er das ganze Institut seiner Militärpolitik. Denn indem er mit den conscribirten Heeren das Ausland überzog, bildete er aus den Nationalgarden zahlreiche Legionen, welche die Küsten und Grenzfestungen bewachten, oder den Dienst im Innern versahen; für eine schnelle und durchgreifende Polizei aber errichtete er eine, in dem Heerwesen mit begriffene, von der Nationalgarde gänzlich getrennte, zahlreiche Gensdarmerie. Allmählig wußte er auch der Nationalgarde den kriegerischen Stolz der Linientruppen einzuflößen. Als er nämlich im Jahr 1810 aus den Nationalgarden der nördlichen Departements, welche bei den Landungen der Engländer sich brav gehalten hatten, ein Regiment von vier Bataillonen bildete, und dasselbe der kaiserlichen Garde unter dem Namen Nationalgarde der Garde einverleibte, galt dies in Frankreich als Ehre und Belohnung! Im Jahr 1812 aber ging er noch weiter. Denn am 13ten März erfolgte das merkwürdige Senatsdecret zur Bildung der Nationalgarde in drei Bans, wovon der erste alle jungen Männer von 20 bis 26 Jahren, die nicht zum activen Dienste berufen worden, der zweite alle waffenfähigen Männer von 26 bis 40 Jahren und der dritte, oder Arriere-Ban alle tüchtige Leute von 40 bis 60 Jahren umfaßte. Doch berief er aus dem ersten Ban nur 100 Cohorten, jede zu 1000 Mann, zum activen Dienste, auch sollten sie nicht außer dem Gebiete des Reichs fechten, wozu sie jedoch (1813) theilweise freiwillig sich zu erklären bewogen wurden. Zugleich nahm er durch die Verordnung vom 14ten März 1812, welche seine Staatsgewalt in eine vollendete Militärgewalt umschuf, die ganze Kraft des waffenfähigen Theils der Nation in seine Hand. Darum erhielten auch sämmtliche Schulen eine militärische Disciplin. Gleichwohl konnten alle diese Einrichtungen seinen Sturz nicht aufhalten! Nach der Rückkehr der Bourbons suchte die Partei der Royalisten die Bildung der Nationalgarde von ihrem Einflusse abhängig zu machen. Der Bruder des Königs erhielt den Oberbefehl über dieselbe in ganz Frankreich. Sie durfte nicht einen ihrer Offiziere ernennen u. s. w. (Siehe Frankreich im Jahr 1818). Endlich siegte auch hier die Macht der öffentlichen Meinung, und die Nationalgarden erhielten eine der Constitution angemessenere Einrichtung. Es wurde nämlich 1818 der Generalstab der Nationalgar-

den in Frankreich aufgelöst und Monsieur legte die Stelle eines Generaloberſten derſelben nieder; ſie ſelbſt wurden wieder den Präfecten und dem Miniſterium des Innern untergeordnet. Werden ſie nach ihrer urſprünglichen Idee vollends geſetzlich ausgebildet, und wird das ſtehende Heer auf den nothwendigen Stamm beſchränkt, ſo giebt Frankreich das erſte Beiſpiel, wie der Schutz der Bürger und der Ordnungsdienſt für die Nation den Bürgern ſelbſt am zweckmäßigſten geſetzlich anzuvertrauen ſey. K.

Nationalgeld iſt der Vermögensmeſſer, welcher beſtimmt iſt, den Werth der beim Nationalverkehre in den Tauſch kommenden Waaren zu meſſen und mit einander zu vergleichen. Dieſer Vermögensmeſſer kann in ſinnlichen Dingen (Realgeld), er kann aber auch in bloßen Begriffen (Idealgeld) beſtehen. Wie die edlen Metalle zum Weltgeld (ſ. d. Art.) ganz vorzüglich geſchickt ſind, ſo ſind ſie es auch zum Nationalgeld, ſie machen jedoch nicht die einzigen Genußmittel aus, welche dieſe Fähigkeit beſitzen, ſondern alle Güter von einem dauerhaften und ziemlich gleichförmigen Werthe laſſen ſich dazu anwenden. So diente bei allen Völkern älterer Zeit das Vieh, und bei den Römern, zu Julius Cäſars Zeiten, ſogar das Grundeigenthum als allgemeiner Vermögensmeſſer der Nation. Von den beiden Hauptgattungen der edlen Metalle aber, dem Golde und Silber, eignet ſich Letzteres weit mehr zum Nationalgeld als Erſteres, denn die größere Menge dieſes Metalls iſt auf der Erdoberfläche gleichmäßiger vertheilt und läßt den Preis deſſelben beſſer überſehen und verfolgen, der größere Raum, welchen es einnimmt, macht die Verſendung, ſo wie das Einſchmelzen, ſchwieriger und den Gewinn dabei unbeträchtlicher, es iſt alſo ſeiner Natur nach träger und aus demſelben Grunde muß in einem gegebenen Zeitraum der Goldpreis allenthalben viel größern Schwankungen unterworfen ſeyn, als der Silberpreis. (S. Geld.) KM.

Nationalgüter, im ſtaatswirthſchaftlichen Sinne, ſind Grundſtücke, über welche die Nation als Eigenthümerin vermittelſt eines Geſetzes verfügen kann. Dieſe Benennung kann nur in repräſentativen Staaten vorkommen. In allen übrigen heißen Landgüter, die dem Staate gehören, Domainen oder Kammergüter. (S. d. Art. Domainen). Die Nationalgüter gehören alſo nicht zu dem Nationalvermögen (d. i. zu dem Vermögen, das alle Staatsglieder als ihr Privateigenthum zuſammen beſitzen), ſondern zu den unmittelbaren Quellen des öffentlichen Eigenthums, oder des Staatsvermögens. Wenn man das letztere, der Natur der Sache gemäß, in ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen für unveräußerlich anſehen muß, ſo hören Nationalgüter, die durch ein Geſetz für unveräußerlich erklärt worden ſind, auf, Nationalgüter zu heißen: ſie werden dadurch Staatsgüter oder unveräußerliche Domainen. Indeß unterſcheiden die Staatswirthſchaftslehrer dieſe Begriffe nicht ſo genau, als es die franzöſiſchen Geſetzgeber gethan haben. Dieſe haben gewiſſe Nationalgüter für unveräußerliche Staatsgüter erklärt, z. B. die Krondomainen; andre dagegen, z. B. die Staatswaldungen, ſind (mittelſt eines Geſetzes, das im Budget beſonders enthalten ſeyn muß) veräußerlich, oder Nationalgüter geblieben. — Die Geſchichte der Nationalgüter in Frankreich iſt wichtig, um zu begreifen, wie die Revolution mit

dem von Sieyes ausgesprochenen Worte zusammenhing: il faut que les propriétés restent, mais que les propriétaires changent, und wie der veränderte Zustand der Grundeigenthümer in Frankreich jetzt eine Wiederherstellung der Ordnung vor 1789 unmöglich macht, wenn man nicht Land und Volk in eine neue Revolution stürzen will. In Frankreich entstanden die Nationalgüter durch mehrere constitutionelle Beschlüsse, welche das dringende Bedürfniß, der Finanznoth abzuhelfen, nothwendig gemacht hatte. Daher bestätigte der König den Beschluß der Nationalversammlung vom 2ten Nov. 1789, daß alle geistliche Güter (man schätzte sie auf mehr als 3000 Mill. Livres) zur freien Verfügung der Nation ständen, und den Beschluß vom 19ten Dec. 1789, nach welchem alle königliche Domainen (bis auf neun Lustschlösser) in die Masse der Nationalgüter geworfen wurden. Zugleich erlaubte ein Gesetz den Verkauf dieser Güter bis auf den Belauf von 400 Mill., und wies darauf eben so viel Assignaten (s. d. Art.) an, welche nach Mirabeau's Vorschlag (den 17ten April 1790) als National-Papiermünze in Umlauf kamen. Kurz vorher, (den 13ten Febr.) war die Masse der Nationalgüter durch die Einziehung der Klöster vermehrt, und zugleich (den 18ten März) beschlossen worden, eine Anzahl Nationalgüter den verschiedenen Municipalitäten zu verkaufen; ein wichtiger Beschluß, der alle Städte an die neue Staatsform fesselte. Endlich erklärte man, noch vor Neckers Abgang, den 29sten Junius, alle Nationalgüter, mit Ausnahme der Krondomainen und der Waldungen, für veräußerlich. Damit wuchs auch die Zahl der Assignate. Diese wurde den 12ten Septbr. 1790 bis auf 1800 Mill. gesetzt, stieg aber nach und nach bis auf nahe an 40,000 Mill. Livres (im Febr. 1796). Hierdurch wurde der größte Theil der Käufer der Nationalgüter zu eifrigen Anhängern der Revolution gemacht, und eine beinahe gänzliche Umwälzung in dem Privatvermögen bewirkt. Damit begann aber auch der unsichere Stand des Papiergeldes und die Spielwuth der Agiotage. Endlich kam noch dazu die Unsicherheit des Besitzes solcher Nationalgüter, die zu den am 27sten Julius 1792 eingezogenen Gütern der Emigranten gehört hatten. Denn im Westen und Süden war der Ankauf derselben beinahe unvermeidlich mit der äußersten Gefahr verknüpft. Auch erfolgten Ausstreichungen von der Emigrantenliste, und die Zurückkehrenden erhielten zum Theil ihre Güter zurück, wenn sie noch nicht verkauft waren. Die ersten Käufer von Nationalgütern suchten daher dieselben bald wieder zu verkaufen, so daß fast nur der dritte, vierte Besitzer sein Eigenthum an denselben für gesichert hielt. Auch wurden sie in dieser Absicht zerstückelt und theilweise verkauft. Als Ludwig XVIII. auf den Thron zurückgekehrt war, unterließ er durch eine besondre Erklärung die Sicherheit des gegenwärtigen Besitzstandes der Grundeigenthümer feierlich anzuerkennen und zu gewähren. Vielmehr wurde die Zurückgabe der unverkauften Emigrantengüter durch ein Gesetz ausgesprochen. Sofort verbreitete sich die Meinung, den zurückgekehrten Emigranten müßten ihre sämmtlichen Güter zurückgegeben werden. Nun stand das Interesse von wenigstens drei Millionen Menschen, in deren Händen solche Güter waren, auf dem Spiel, und dies trug nicht wenig zu der Catastrophe vom 20sten März 1815 bei. Ein Glück war es, daß die Kammern vom Jahr 1816 u. fgg. und daß das Ministerium Ludwigs

XVIII. im Geiste der Constitution die Rechtmäßigkeit der Käufe von Nationalgütern anerkannten. Seitdem hat die Legislatur die noch vorhandenen Nationalgüter als Staatsdomaine von der Krondomaine getrennt, und nur von jener in außerordentlichen Fällen, z. B. zur Bezahlung der Contribution an die fremden Mächte, und zur Dotation des Majorats des Herzogs von Richelieu, eine Veräußerung mittelst besondern Gesetzes gestattet. Ueber die deutschen Domainenkäufe s. d. Art. K.

Nationalhypothekenbank. Wir verdanken die Idee zu dieser, besonders für alle Grundeigenthümer wichtigen, das gesammte Grundvermögen einer Nation umfassenden Creditanstalt dem um die Vervollkommnung der Nationalökonomie hochverdienten Grafen von Soden. (S. dessen Nationalökonomie B. 2. S. 430, und dessen zwei Nationalökonomistische Ausführungen: 1. das idealische Getraidemagazin und 2. die Nationalhypothekenbank. Leipz. 1813.) Die Hauptgrundsätze, worauf dies Institut beruht, sind folgende: 1. Es wird ein allgemeines Nationalgrundbuch errichtet, in welches das gesammte Grundeigenthum der Nation mit Einschluß der Gebäude nach dem zu ergründenden Werthe des Ertrags der Rente bei einem gewöhnlichen Anbau und nach dem mittlern Grade des verglichenen Werths der Metallmünze (als Vermögensmessers) eingetragen wird. 2. Jeder Grundeigenthümer erhält auf Verlangen für den vollen Betrag dieses Werths Bankzettel, die an den Inhaber zahlbar sind und in kleinen Summen nach den Ortsverhältnissen z. B. bis auf zehn Rthlr. abgetheilt werden. 3. Diese Zettel tragen den gewöhnlichen höchsten Zins hypothekarischer Anlehen, z. B. Fünf vom Hundert. 4. Die Bank kann diese Noten, wenn sie ihr angeboten werden und wenigstens sechs Monate im Umlaufe gewesen sind, mit Metallmünze einlösen; nur dann kauft sie, sie verkauft nur diejenigen, welche sie eingelöst hat. 5. Um der Bank das zur Realisirung ihrer Noten erfoderliche Münzmetall auf jeden Fall zu verschaffen, müssen alle gerichtlich hinterlegte, alle vormundschaftliche Vorräthe, so wie auch alle Kapitale milder Stiftungen in Banknoten umgewechselt werden; alle andere gerichtliche Hypothekverschreibungen müssen aufhören, alle außerordentliche ohne rechtliche Wirkung seyn. 6. Die Bank verkauft keine Noten, als die sie den Grundeigenthümern ausgestellt hat, und kauft keine, als die bei ihr wieder zur Zahlung eingereicht werden. Jeder Grundeigenthümer kann also seine eigenen Banknoten im Verkehre zu jeder Zeit wieder ankaufen oder auch andere kaufen und diese der Bank zurückbringen, welche sie dann vernichtet und ihm eine gleiche Summe gut schreibt. 7. Die Banknoten werden auf bestimmte Zeit, z. B. drei oder sechs Jahre güttig ausgestellt. Nach deren Ablauf müssen sie gegen neue ausgetauscht werden. 8. Die Zinsen sind von sechs Monaten zu sechs Monaten zahlbar; im Verkehre vergüten sich dieselben die Umtauschenden; wer die Banknoten nach sechs Monaten in Besitz hat, hebt von dem Grundeigenthümer die Zinsen ein und dieser bemerkt die Zahlung auf der Rückseite der Note. 9. Um den Credit dieser Noten zu erhöhen, zahlt die Bank vier Wochen nach der Verfallzeit die Zinsen für den Grundeigenthümer, indem sie für ihn auf deren Betrag neue Banknoten ausstellt, wenn die Zahlung nicht auf der Note bemerkt ist. Um diese Zinszahlung zu sichern, erhält jeder Grundeigenthümer den Betrag

dreijähriger Zinsen weniger an Banknoten, als er nach dem geschätzten Werthe seines Grundeigenthums zu gut hat. Hat die Bank dreijährige Zinsen auf diese Weise bezahlt, so werden zwar die Banknoten erneuert, aber auch das Grundeigenthum von der Gerichtsstelle in Beschlag genommen und für Rechnung der Bank verpachtet; dieser Beschlag hört auf, sobald der Betrag dreijähriger Zinsen berichtigt und gedeckt ist, er wird also nie auf den Hauptstock erstreckt. 10. Die mit dem Grundeigenthume vorgehenden Veränderungen durch Erbfälle oder Veräußerungen interessiren die Bank gar nicht. Im Falle der Veräußerung, sie geschehe im Ganzen oder theilweise, ist es die Sache eines jeden neuen Erwerbers, sich bei ihr zu unterrichten, wie viel Banknoten auf das Grundeigenthum ausgegeben sind, und den Betrag entweder einzulösen oder stehen zu lassen, eben so viel aber auch am Kaufschillinge zurückzubehalten. 11. Um den Banknoten den Charakter eines lebendigen Capitals, ja selbst eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels (Münze) zu geben, um sie für den Verkehr brauchbar zu machen, müssen dieselben auf den Inhaber sprechende Papiere seyn; um aber zugleich das Nachtheilige, was in dem Verluste dieser Papiere läge, zu mindern, kann man die Ausstellung einer neuen Banknote Statt finden lassen, wenn das Eigenthumsrecht des letzten Besitzers und der Verlust bewiesen, die alte Banknote aber öffentlich für vernichtet erklärt ist. 12. Alle Geschäfte und Unternehmungen der Bank tragen den Charakter der größten Oeffentlichkeit, ihre Bücher stehen Jedem, der ein Interesse beweist, also jedem Grundeigenthümer, jedem Banknoteninhaber, stets zur Einsicht offen. — Unberechenbar groß sind die Vortheile, welche aus einer Creditanstalt dieser Art für die Nation, bei der solche eingeführt worden, entspringen müssen; wir wollen nur einige der Bedeutendsten erwähnen. I. Der Preis des Grundeigenthums wird dadurch gegen den von so manchen zufälligen Verhältnissen abhängigen Wechsel der Masse von allgemeinen Werthausgleichungsmitteln (Münze) und namentlich der Masse von Metallmünze gesichert; die Nothwendigkeit dieser Sicherung aber fällt von Tag zu Tag mehr in die Augen. II. Dem Landbauer wird dadurch die zur Aeußerung seiner schaffenden Kraft unentbehrliche Masse von lebendigem Kapitale verschafft, dies ist höchst nützlich, denn außerdem wird gerade die thätigste und arbeitsamste Volksclasse, die dürftige, vom Besitze des Grundeigenthums ausgeschlossen, das Grundeigenthum in die Hände der Reichen, der Kapitalisten gewaltsam gedrängt, mithin die Urproduction ausnehmend gehindert. III. Es wird dadurch auf eine dem allgemeinen Wohle höchst vortheilhafte Weise unter den niedern Volksclassen die Sparsamkeit, das so wichtige Zurücklegen von Vorrath oder Kapital, gar sehr begünstigt. Nach den zeitherigen hypothekarischen Einrichtungen konnte nur der Besitzer einer beträchtlichen Münzmasse auf Hypothek darleihen, es konnte ferner nur derjenige sein Münzcapital auf hypothekarische Anleihen hingeben, welcher es eine lange Zeit hindurch zu entbehren vermochte; bei der Nationalhypotheken-Bank kann jeder Unbemittelte sein kleines Eigenthum, seine Ersparnisse in kleinen Summen, jeden Augenblick sicher und auf eine Gewinn bringende Weise hingeben, er kann es eben so jeden Augenblick wieder zurückbekommen und zu beliebigem Gebrauche verwenden. IV. Durch die Mobilisi-

rung des Grundeigenthums der Nation wird eine alle Gattungen der Wertherzeugung, also auch den Verkehr überhaupt, erhöhende Masse von festbegründeten Werthausgleichungsmitteln herbeigeschafft, eben dadurch aber alle andere, minder fest begründete, mehr vom Zufalle abhängige, Tauschmittel, z. B. die Papierideal-münze, entbehrlich gemacht. — Einen auf Sobens Idee gestützten, aber genauer bestimmten und nach Localverhältnissen modificirten Plan einer Nationalhypothekenbank für das ehemalige Königreich Westphalen hat Murhard in seiner Schrift: Ueber Geld und Münze überhaupt und in besondrer Beziehung auf das Königreich Westphalen, (Cassel und Marburg 1809) in Vorschlag gebracht. (Vergl. d. Art. Hypothekarische Creditinstitute.) KM.

Nationalinstitut, s. Institut.

Nationalkapital oder Volkskapital ist der Vorrath von Gütern oder Genußmitteln, welche im Besitze einer Nation oder eines Volks sind, also die gesammte Verlassenschaft sowohl früherer Geschlechter des Volks, als auch früherer Jahre und Tage, welche auf den jetzigen Augenblick herabgekommen ist und dem jetzigen Geschlechte zur Benutzung dargeboten wird, um Zwecke in der Zukunft zu erfüllen. Diese Verlassenschaf früherer Geschlechter und früherer Epochen begreift demnach Alles in sich, was dem Volke von den Erzeugnissen der Natur und der menschlichen Thätigkeit bei dem Genusse (der Consumtion) übrig geblieben ist, damit es die neue Thätigkeit des Menschen verstärke, vermehre und beflügele. (S. Kapital.) KM.

Nationalmünze, Staatsmünze, Volksmünze, ist diejenige Gattung von Münze, welche von der Regierung eines Landes gewählt worden ist, um bei sämmtlichen zwischen den Bürgern des Staats unter einander vorkommenden Tauschgeschäften den Dienst der Werthausgleichung zu verrichten. Gleich der Privatmünze kann auch die Nationalmünze eben sowohl zur Classe der Idealmünze, als zu der der Realmünze und der der Idealrealmünze gehören, denn es kann die Regierung irgend einem Dinge ohne allen Tauschwerth, oder einem Dinge, dessen Tauschwerth dem der Güter, worauf dasselbe die Anweisung enthält, gleichkommt, oder einem solchen, dessen Tauschwerth den dieser Güter nur zum Theil ausgleicht, zur Münze für den Nationalverkehr wählen. — Wäre nicht der Verkehr aller Staaten neuerer Zeit zugleich mehr oder weniger Weltverkehr, wäre der Handel gegenwärtig nicht das Band, daß alle Völkerschaften der Erde mit einander vereint, so könnte die Nationalmünze einzig und allein aus Idealmünze bestehen, es hinge dann lediglich von der Regierung ab, irgend einem beliebigen Gegenstande, möge derselbe einen eigenthümlichen Tauschwerth besitzen oder nicht, den Charakter der Münze beizulegen. Anders aber verhält sich die Sache, wenn, wie es bei allen cultivirten Völkern der Erde jetzt der Fall ist, die Bürger eines Staats nicht bloß unter sich, sondern zugleich mit dem Vaterlande in Verkehr stehen. Im Auslande fehlt der Idealmünze der im Inlande anerkannte Charakter eines allgemeinen Werthausgleichungsmittels, es können daher auch die Fremden niemals geneigt seyn, ihre Waaren dafür wegzugeben, es sey denn in der Absicht, jene Idealmünze dem Lande, wo sie als Nationalmünze umläuft, entweder unmittelbar oder mittelbar wieder

zuzuführen und auszutauschen gegen dessen einheimische Waaren. Eine Nation, welche sichs zum Gesetz machen wollte, blos mittelst der Idealmünze ihren Verkehr zu treiben, würde sich allen den Unbequemlichkeiten im Handel und Wandel unterwerfen müssen, welche in den ältern Zeiten bei Völkern, die keine Weltmünze kannten, den Verkehr erschwerten. Daher ist bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Staaten unter einander eine gewisse Masse von Realmünze, oder wenigstens von Idealrealmünze und namentlich von solcher, deren Stoff zugleich sinnlicher Stoff der Weltmünze ist, für eine jede Nation dringendes Bedürfniß. (S. Münze, Weltmünze.) KM.

Nationalökonomie, Nationalwirthschaftslehre oder Volksbereicherungskunde ist die Wissenschaft derjenigen Form und Verwaltungsart des Staatsvereins, bei welcher die größtmögliche Zahl der Glieder desselben den höchstmöglichen Grad von Wohlstand zu erringen und zu bewahren vermag, ohne alle Rücksicht jedoch auf die besondern Verhältnisse eines bestimmten Staates. Sie beschäftigt sich eines Theils mit der Analyse des Nationalreichthums, d. h. mit Untersuchungen über die Elemente und Ursachen, woraus derselbe besteht und erzeugt wird, andern Theils mit Darstellung der Gesetze und Vorschriften, welche aus jenen Untersuchungen hervorgehen, damit Nationalreichthum entstehen und bewahrt werden könne. Wenn man, belehrt durch Geschichte und Erfahrung, in Erwägung zieht, welchen unzuberechnenden nachtheiligen Einfluß dunkle und undeutliche Vorstellungen vom Nationalwohlstand und dessen Quellen auf das physische und moralische Wohl der menschlichen Gesellschaft gehabt haben und hin und wieder noch gegenwärtig haben, so kann man nicht lange zweifelhaft bleiben über die hohe Wichtigkeit der Wissenschaft, welche die Untersuchung und Aufhellung dieser Begriffe zum vorzüglichsten Gegenstand hat. Die Ausdrücke Nationalökonomie und Staatswirthschaft werden häufig mit einander verwechselt; beide Wissenschaften sind aber, wenn gleich nahe verwandt, doch wesentlich von einander verschieden; jene verhält sich zu dieser gewissermaßen wie das Naturrecht zum positiven Rechte. Die Nationalökonomie hat es mit dem Wohlstande der geselligen Menschheit überhaupt, die Staatswirthschaft mit dem eines Staatsvereins zu thun. Die Nationalökonomie ist eine über alle Zweige der Staatshaushaltung waltende Wissenschaft und erhält eben dadurch diesen Rang, weil sie alle ihre Lehren aus der Natur und dem physischen sowohl als moralischen Organismus des Menschen ableitet. Das Studium der Nationalökonomie ist: den leisen, aber sichern, Gang des Naturgenius zu belauschen, der, gleich einem freundlichen Wesen, nur durch Wohlthaten sichtbar, unter der Menschheit einherschreitet, dessen Hand zu fassen und nicht von seiner Seite zu weichen. — Der Wirkungskreis der Staatswirthschaft ist durch die Gesetze der Nationalökonomie beschränkt, sie muß dieselben in Rücksicht des Wohlstandes der Einzelnen mit heiliger Ehrfurcht schonen und Alles, was ihrem Spielraume im Wege steht, zu entfernen suchen. Lange Zeit hindurch konnte die Staatswirthschaft nichts als eine rhapsodische Zusammenstellung mancherlei zum Theil wahrer, zum Theil irriger oder halbwahrer Lehrsätze seyn, weil man ihr oberstes Princip, nämlich die Nationalökonomie,

nicht als eine eigene Wissenschaft anerkannt hatte. Die Nationalökonomie darf vermöge ihres Princips idealisiren, die Staatswirthschaft hingegen muß allenthalben, wo es Natur und Verhältnisse gebieten, zu der prosaischen Wirklichkeit zurückkehren. Die Nationalökonomie schließt alles Empirische aus, sie ist eine rein geistige Abstraction, die auf richtig abgewogenen Grundsätzen unbeweglich ruhend, in den menschlichen Verhältnissen und Leidenschaften den allgemeinen Regulator aufsucht, nach ihm gleich dem allwaltenden Genius der Weltschöpfung die Räder ordnet, dann aber sie ruhig rollen läßt und nur ihren stillen, aber festen, Gang sorglich beobachtet. Dagegen muß in der Staatswirthschaft alles Empirie seyn, was nicht als unmittelbares Resultat jener Wissenschaft rein in diese herübergetragen werden kann, die letztere muß die Formen, welche Gewohnheit, Sitten und Verfassung geheiligt haben, achten, aber rastlos dahin streben, sich die Gesetze der Nationalökonomie anzueignen, so wie es der Zeitgeist, die Regierungsform, der Charakter des Volks ohne gewaltsame Erschütterung gestatten. Was Nationalökonomie verbietet, darf in der Staatswirthschaft keine Stelle finden und die Gesetze jener müssen der Markstein des staatswirthschaftlichen Zwangsrechts seyn, jene muß daher allenthalben diese in die Gränzen der Rechtlichkeit ihres Princips zurückbannen. — Die Frage: was Wohlstand und Reichthum sey, wie derselbe entstehe und vermehrt werde, hat seit mehrern Jahrhunderten die denkendsten Köpfe beschäftigt und ist auf höchst verschiedene Weise beantwortet worden. Den Völkern des Alterthums hat es durchaus an richtigen Begriffen in dieser Hinsicht gefehlt, ihre Gesetzgebung im Innern, ihre Verträge mit dem Auslande und ihre Verwaltung der eroberten Provinzen beweisen ihre gänzliche Unbekanntschaft mit den Urquellen des Nationalreichthums. Mit Verachtung blickten die Römer auf Künste und Gewerbe, nur den Ackerbau schätzten sie; ihre Verordnungen über das Münzwesen sind die schlechtesten von allen. Auch die Völker der neuern Zeit, selbst noch nach der Epoche des Mittelalters, waren hierin nicht viel weiter gekommen, dies beweist ihre alberne Gesetzgebung hinsichtlich der Juden, des Geldzinses und der Münze. Erst durch die glücklichen Handelsunternehmungen der Portugiesen und Spanier im funfzehnten Jahrhunderte, durch die lebendige Gewerbsthätigkeit der Einwohner von Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Flandern, so wie der deutschen Hansestädte in jener Periode, wurden nach und nach die Ideen einiger Philosophen auf die Lehre vom Reichthum geleitet. Italien machte auch hier, wie seit der Epoche des Wiederaufblühns der Cultur in fast allen Zweigen der Wissenschaften und schönen Künste, den Anfang. Im Jahr 1613 erschien von Antonio Serra eine Schrift unter dem Titel: Breve Trattato delle cause che possono far abbondare li regni d'oro e d'argento, dove non sono miniere, worin die productive Kraft der Industrie dargethan werden sollte, aber schon der Titel des Werks deutet auf dessen Irrthümer, denn nur Gold und Silber galten dem Verfasser als Reichthum. Bald nach ihm schrieb Davenzati über Münze und Wechselbriefe und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bewies Bandini von Siena mittelst Theorie und Erfahrung, daß von jeher nur in den Ländern Getraidemangel Statt gefunden, deren Regierungen sich in die

Versorgung des Volks mit Getraide eingemischt haben. Im Jahre 1750 gab der römische Bankier Belloni eine Schrift über den Handel heraus, welche zwar einen in Wechsel- und Münzsachen erfahrenen Geschäftsmann verräth, aber in Vorurtheilen befangen hinsichtlich der Handelsbilanz; dennoch ernannte ihn der Papst wegen dieser Schrift zum Marquis. Dagegen suchte Carli in einer andern Abhandlung darzuthun, daß die Handelsbilanz zu nichts führe und nichts beweise. Auch Algarotti, welcher uns besonders durch Voltaire bekannt geworden, schrieb über Nationalökonomie und was er davon dem Publikum übergeben, zeugt von einem guten Vorrathe positiver Kenntnisse und richtiger Beurtheilung. Im Jahre 1750 erschien von dem durch seine Dialogen über den Getraidehandel berühmt gewordenen Galiani eine Abhandlung über die Münze, welche ausgebreitete Kenntnisse und großes Talent verräth; diese Schrift ist besonders dadurch merkwürdig, daß sie bereits mehrere Hauptgrundsätze der erst später auf die Bahn gebrachten Smithischen Theorie enthält, unter andern den Satz: daß menschliche Arbeit die einzige Quelle des Werths der Dinge, folglich auch des Reichthums sey. Im Jahre 1764 eröffnete Genovesi in Neapel zuerst einen besondern Lehrvortrag über die Nationalökonomie; seitdem sind in Mailand und fast auf allen deutschen, französischen, englischen und russischen Universitäten Lehrstühle für diese Wissenschaft errichtet worden. — In Spanien haben Alvarez Osorio und Martinez de Mata nationalökonomistische Abhandlungen geschrieben, deren Herausgabe man dem aufgeklärten Patriotismus von Campomanes (s. d. Art.) verdankt; auch von Moncada, Navareta, Ustariz Ward und Ulloa sind ähnliche Druckschriften erschienen. Alle diese spanischen Schriftsteller haben, gleich den italienischen, in ihren Werken treffliche Ideen an den Tag gelegt, wichtige Thatsachen begründet und schätzbare Berechnungen geliefert, aber außer Stande, ihre Behauptungen auf echte Grundprincipien der Nationalökonomie zu stützen, woran es damals noch mangelte, haben sie häufig in Zweck und Mitteln gefehlt und über die Wissenschaft selbst ein nue unvollkommnes und trügerisches Licht verbreitet. — In Frankreich hat man lange Zeit hindurch die Nationalökonomie blos in Beziehung auf die Finanzen bearbeitet. Der edle Minister Sully erkannte zwar Ackerbau und Handel als die Hauptquellen des Staatseinkommens, aber seine Begriffe darüber waren dunkel und verworren; auch der berühmte Kriegskünstler Vauban, in Trauer versetzt über das Unglück, in welches Ludwigs XIV. Verschwendung Frankreich gestürzt, brachte Mittel in Vorschlag, durch eine gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Abgaben den Druck der Völker zu erleichtern. Allmählig bildete sich inzwischen unter des großen Colberts Ministerium dasjenige Staatsverwaltungssystem, welches unter dem Namen des mercantilischen (s. d. Art.) allgemein bekannt geworden; dieses System, von wahrem Wohlwollen seines berühmten, für seiner Mitbürger Glück rastlos thätigen Stifters in Ausführung gebracht und nachher fast in allen Staaten nachgeahmt, ist jedoch so wenig mit glücklichem Erfolge gekrönt worden und hat so unselige Resultate hervorgebracht, daß man es mit Recht die schreckliche Geißel des achtzehnten Jahrhunderts nennen kann. Es ging dasselbe von der täuschenden Voraussetzung aus: edles

Metall allein sey Reichthum und folgerte, daß davon so viel nur möglich ins Land gezogen, das bereits vorhandene aber im Lande erhalten werden müsse. Deshalb schränkte das System die Einfuhr von Gütern ein, wofür man ja Metallmünze weggeben mußte, begünstigte dagegen die Ausfuhr, für die man ja dem Anschein nach immer Metallmünze erhielt, und als Folge davon diejenigen Gewerbe, welche für die Ausfuhr am meisten zu arbeiten schienen, also die städtischen Gewerbe vor den ländlichen, folglich die Manufacturen und den Handel; besonders den auswärtigen; der innere Handel ward nur als ein Mittel begünstigt; durch das man zum Ausfuhr- oder Zwischenhandel gelangen konnte. Es ward diese irrige Ansicht zum Theil durch die Täuschung unterstützt, daß man sah, wie schnell sich oft überhaupt, und noch mehr gerade mit Hülfe des Systems, die Manufacturisten und Kaufleute bereicherten; denn man glaubte nun, durch dies schnelle Reichwerden einer einzelnen Classe von Staatsbürgern müsse die ganze Nation an Reichthum gewinnen. Aus jener Theorie, die nur gar zu dreist und ungeschickt ins Werk gesetzt worden, ging dann hervor die Erschwerung des Handelsverkehrs der eigenen Nation mit Fremden, die Hintansetzung aller übrigen Classen gegen die Classe der Reichen, der Kapitalisten, Kaufleute und Manufacturherrn, die Unterdrückung der Colonien in fremden Welttheilen, die Beneidung des Wohlstandes anderer Völker, das Streben nach Begünstigung im auswärtigen Verkehre, die Schließung darauf zielender Handelsverträge und gar mancher blutige Krieg; aber dieser unseligen Wirkungen ungeachtet läßt sie nicht läugnen, daß die rein und entschieden ausgesprochene Aufstellung und durchgängige Einführung des Mercantilsystems das eigentliche Signal gegeben habe zu allen spätern, mit glücklicherm Erfolge gekrönten Untersuchungen über den Nationalreichthum. — Nach Ludwigs XIV. Tod, während der Regentschaft des Herzogs von Orleans, geriethen in Frankreich die Ideen über Nationalökonomie in gänzliche Verwirrung; Sparsamkeit ward lächerlich und Verschwendung zum Grundsatz erhoben, der Luxus galt sogar als das sicherste Mittel, die Nation zu bereichern. Von dem unglücklichen Zustande, in welchen Frankreich durch Verkennung der echten nationalökonomistischen Grundsätze gestürzt worden, konnte sich dieser Staat während einer langen Friedensepoche nur allmählig wieder erholen. Inzwischen äußerten die Fortschritte, welche zu jener Zeit der menschliche Geist in den Wissenschaften überhaupt machte, auch auf die Nationalökonomie ihren wohlthätigen Einfluß. Montesquieu, der die Gesetze in aller Beziehung zu prüfen unternommen, bemühte sich auch, ihre Wirkungen auf den Nationalwohlstand zu erforschen; in dieser Hinsicht mußte er damit anfangen, die Natur und Quellen des Reichthums zu erörtern, aber leider fehlte es ihm gerade hierüber an richtigen Begriffen; dennoch verdankt man es diesem ausgezeichneten Schriftsteller, die Philosophie in das Gebiet der Gesetzgebung eingeführt zu haben, und eben dadurch hat er auch der Nationalökonomie einen sehr wesentlichen Dienst geleistet. Weil indessen der Reichthum so oft bei den einzelnen Staatsbürgern unter der Gestalt des Geldes (oder vielmehr der Metallmünze) erscheint und fast immer nach Geldeswerth berechnet wird, so hat man, irre geführt durch die Grundsätze des Merkantilsystems, eine lange Zeit hindurch sich verleiten lassen,

Geld und Vermögen mit einander zu verwechseln, bis es endlich einem Locke, Hume und besonders Stewart (Inquiry into the principles of political oeconomy II. Voll. Lond. 1764. 4. übers. Hamburg 1769 — 72. 3 Bde.) gelang, die Vorstellungen vom Gelde zu berichtigen und aufzuklären. Dennoch vermochten diese berühmten Schriftsteller durch ihre Untersuchungen dem Gelde nur einen Theil seines bisherigen Ansehens zu nehmen, denn sie selbst waren noch nicht von dem blendenden Irrthume, daß Geld allein wahrer Reichthum sey, ganz zurückgekommen. Nachdrücklicher und mit besserm Erfolge ward dieses System gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhundert angegriffen und der theoretische Götzendienst des Geldes gleichsam umgestürzt von der staatswirthschaftlichen Schule der französischen Oeconomisten oder Physiokraten (s. Physiokratisches System), an deren Spitze Ludwigs XV. Leibarzt Quesnay (Tableau économique avec son explication, 1758; erläutert unter dem Titel: La Physiocratie ou constitution naturelle du Gouvernement le plus avantageux au genre humain. Paris 1767 — verbessert Iverdun 1768, 6 Bde.) stand. Dieser letztere und nach ihm vorzüglich du Pont, le Trosne, de la Riviere, Turgot, Mirabeau der Aeltere ꝛc. leiteten allen Reichthum von der Natur ab und behaupteten, in den Gütern sey kein anderer Werth enthalten als der, welcher von den in sie verwandelten Erzeugnissen der Natur herrühre. Eine Zeit lang richtete die physiokratische Schule die Blicke von ganz Europa auf sich und es glückte ihr, die Fehler des Mercantilsystems in ihrer ganzen Blöße darzustellen, aber auf der andern Seite ließ sich ebenfalls nicht verkennen, daß auch ihrer Lehre große Irrthümer zum Grunde lagen und das Verunglücken von practischen Versuchen, welche ihre Theorie veranlaßte, zog viele Gemüther wieder von derselben ab. Voltaire, welcher recht gut verstand, die lächerliche Seite an jeder Sache zu entdecken, spottete zwar in seinem: Homme aux quarante écus, recht derb über das System der Oekonomisten, aber er vermochte nicht zu sagen, worin dasselbe eigentlich Unrecht habe. Seit dem Jahre 1760 sind fast alle französische Staatsphilosophen von einigem Rufe mehr oder weniger in die Fußstapfen der Physiokraten getreten; so z. B. Raynal, Condorcet und selbst Condillac; aber nicht blos in Frankreich, sondern auch in Italien und Deutschland, ist der Einfluß dieser Schule auf die Wissenschaft sichtbar geworden. In Italien lehrte Beccaria zuerst in einem zu Mailand gehaltenen öffentlichen Vortrage die eigentlichen Wirkungen der productiven Kapitale, und dessen Freund Verri ist in seinen Meditazioni sulla economia politica mehr als irgend einer seiner Vorgänger den wahren Gesetzen der Entstehung und Vernichtung der Güter nahe gekommen; späterhin im Jahre 1780 sind Varri's Grundsätze von Filangieri in dessene drühmtem Werke über Gesetzgebung weiter ausgeführt und entwickelt worden. In Deutschland haben besonders der letzverstorbene Großherzog von Baden, Iselin, Schlettwein, Mauvillon, Springer, Schmalz und Krug durch ihre Schriften zur Verbreitung der physiokratischen Grundsätze beigetragen. Allein, wie geschickt auch immer das physiokratische System war, die großen Mängel des mercantilischen aufzudecken, so überzeugte man sich doch bald, daß auch jenes in mehrfacher Hinsicht keine volle

Befriedigung gewähre. Da trat im Jahre 1776 der Schotte Adam Smith auf und suchte, sich gleichsam in die Mitte stellend zwischen Mercantilisten und Physiokraten, ein System zu begründen, Beider Vorzüge theilend und frei von ihren Fehlern. Der hochgefeierte Britte suchte einen andern Grund des Werths der Güter und des Reichthums auf, als seine Vorgänger, und glaubte ihn zuletzt in der menschlichen Arbeit gefunden zu haben. Von der Erscheinung seines berühmten Werks über den Nationalreichthum (Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations, Lond. 1776, und seitdem öfters von neuem aufgelegt; — ins Deutsche übersetzt von Garve und Dörrien, Breslau 1794, 2te Ausg. 1799. 3 Bde. 8.) hebt eine neue Epoche an in der Literatur der Nationalökonomie. Bis auf den Augenblick, da dieses Werk erschien, hatte man die Lehre von der Natur und den Ursachen des Nationalreichthums gleichsam nur als einen Anhang der Politik oder der Staatswissenschaft betrachtet. Da der Staat Abgaben verlangte und man einsah, daß diese um so leichter und sicherer erhoben werden könnten, je wohlhabender und reicher die Unterthanen wären, so wurde man natürlicher Weise aufmerksam auf die Mittel, wodurch der Reichthum des Volks vermehrt werden kann und nahm die Lehre von diesen Mitteln in die Staatswissenschaft auf, hauptsächlich aber nur in der Absicht, um den Regierungen eine Anweisung zu geben, wie sie durch Beförderung des Nationalwohlstandes ihre eigene Stärke vermehren können. Diese Anweisung bestand größtentheils in Vorschriften, wie die Regierung gewisse Gewerbe, die man vorzüglich für gewinnbringend hielt, begünstigen und andere einschränken sollte; es war dieselbe mehr ein rhapsodisches Chaos mannichfaltiger, mitunter richtiger Bemerkungen, die man bei Entwicklung der Finanzgrundsätze vorbrachte, als eine wissenschaftliche Auflösung der letzten Ursachen der Entstehung und Vermehrung des Reichthums der Völker. Adam Smith war es, der zuerst die Lehre von den Elementen und Ursachen des Nationalreichthums abgesondert von der Finanz- und Polizeiwissenschaft zu zergliedern unternahm und eben dadurch die Bahn brach zur Gründung einer neuen Wissenschaft. Wird gleich der Smithischen Theorie in mehrfacher Hinsicht mit Recht der Vorwurf der Einseitigkeit gemacht, und ist sie gleich nicht ganz frei zu sprechen von Irrthümern und Mängeln, so besitzt dieselbe doch unläugbar große Vorzüge vor allen frühern nationalökonomistischen Theorien und ist der Wahrheit ungleich näher gekommen als sie. — Vor dem Ausbruche der französischen Revolution hatte man in Frankreich zwar Smith längst gepriesen, aber nur wenig gelesen; in jener Epoche vorzüglich ward die Aufmerksamkeit der Franzosen auf sein Werk geleitet; man brachte eine alte Uebersetzung von Blavel wieder in Gang, bearbeitete und erläuterte das Original von neuem und war bemüht, dessen Grundsätze zu befolgen. In Deutschland ist Smith oft genannt worden, aber erst die Literatur der neuesten Zeit beweist, daß man ihn gelesen und gehörig verstanden habe. Bald nach Erscheinung des Smithschen Werks schrieb Büsch (Abhandlung von dem Geldumlaufe in anhaltender Rücksicht auf die Staatswirthschaft und Handlung, 2 Thle. Hamb. 1780. — 2. Aufl. Hamburg und Kiel, 1800); er hatte Manches von Stewart, aber nicht Alles, benutzt, sprach in der ersten Ausgabe

seines Werks von Smith, gestand aber doch in der zweiten, dessen Buch vor jener ersten nicht hinlänglich gelesen zu haben, und gab dann wieder in dieser zweiten neue Beweise, daß er blos darin geblättert habe. Nur etwa Schmalz, der jedoch in der Hauptsache Physiokrat geblieben, gab schöne Beweise seiner Bekanntschaft mit der Smithischen Theorie. Die Periode eines allgemeinen Studiums des Smithischen Werks in Deutschland fängt erst an mit der Erscheinung des Auszugs von Sartorius (Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauch bei akademischen Vorlesungen nach Ad. Smiths Grundsätzen, Berlin 1796 — 2te veränderte Aufl. unter dem Titel: Von den Elementen des Nationalreichthums und von der Staatswirthschaft nach Smith, Göttingen 1806.) Auf dem Wege, welchen Smith eröffnet, ist man seitdem in Frankreich und Deutschland mit gutem Erfolge fortgeschritten. In Frankreich sind es vorzüglich Canard (Principes d'économie politique, Paris 1801, — ins Deutsche übersetzt, Ulm 1806.) Garnier, (Recherches sur la nature et les causes de la richesse des nations, par Ad. Smith, traduction nouvelle avec des notes et observations, Paris 1802. V. Voll.). Say (Traité d'économie politique ou simple exposé de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses. Paris 1803 2. Voll. — ins Deutsche übersetzt v. L. H. Jakob, Halle 1807. — 2te Aufl. des Orig. Paris 1815. — 3te Aufl. Paris 1817.) und Sismondi (De la richesse commerciale, ou principes d'économie politique appliquée à la législation du commerce, Paris 1803. (N. Al. 1819.) 2 Voll.; in Deutschland Kraus (Staatswirthschaft, nach dessen Tode herausgegeben von H. v. Auerswald, Königsberg 1808. 5 Bde.), Lüder (über Nationalindustrie und Staatswirthschaft nach Ad. Smith. Berlin 1800 — 1804. 3 Bde.), Murhard (Ideen über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Nationalökonomie und Staatswirthschaft. Göttingen 1808.) Sartorius, (Staatswirthschaftliche Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und die Staatswirthschaft betreffend. Göttingen 1806), Christian von Schlözer (Anfangsgründe der Staatswirthschaft oder die Lehre vom Nationalreichthum. Riga 1805 — 1807. 2 Bde.) und Voß (Handbuch der Staatswissenschaft. Leipz. 1798), welche zur Verbreitung und Vervollkommnung der Smithischen Theorie kräftig beigetragen haben. Insbesondere gebührt Lüder das Verdienst, diese Theorie gereinigt von einzelnen Irrthümern, erläutert durch neue treffende Beispiele und zusammengerückt zu einem leichter zu übersehenden Ganzen, in einer neuen Gestalt dargelegt zu haben. Auch verdient eine kleine Schrift von Fulda (über Nationaleinkommen, Stuttgart 1805) ausgezeichnet zu werden, worin das physiokratische System mit dem Smithischen in Verbindung gesetzt und gegen viele ungegründete Vorwürfe siegreich vertheidigt wird. — In Großbritannien ist das Smithische Werk wiederholt von neuem aufgelegt und bearbeitet worden, aber die Grundsätze desselben sind dort bisher nur höchst selten zur praktischen Ausführung gekommen, und es läßt sich fast behaupten, daß die ganze brittische Gesetzgebung in geradem Widerspruch mit ihnen stehe. — Einen Hauptgegner fand Smith an seinem Landsmann, Lord Lauderdale, dessen Werk (An inquiry into the nature and origin of public wealth and into the means

and causes of its increase. Edinb. and Lond. 1814. — ins Deutsche übersetzt, Berlin 1808) nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den gänzlichen Umsturz der Smithischen Lehre. Scharfsinn, aber auch sophistischen Witz, kann man diesem Schriftsteller nicht absprechen, und wenn der letztere, so wie die Anhänglichkeit an eine politische Partei seines Vaterlandes, ihn öfters verblendete und zu Irrthümern verleitete, so ist doch die Verbreitung mancher seiner Ansichten und deren Erörterung der Wissenschaft förderlich gewesen. Insbesondere ist Lauderdale's Angriff auf Smith gegen dessen Ansicht vom Werthe der Dinge und seine Behauptung gerichtet, daß menschliche Arbeit allein einen sichern Maaßstab des Werths abgebe; diese Behauptung ist allerdings ein Flecken in Smiths Theorie und es bleibt immer verdienstlich, darauf aufmerksam gemacht zu haben, denn auch die Sonne hat Flecken, und wer sie zeigt, benimmt ihr nichts von ihrem Glanze. — So groß und allgemein anerkannt inzwischen die Verdienste sind, welche sich Adam Smith durch die Herausgabe seines unsterblichen Werks um die Nationalökonomie erworben hat, so ist dieses Werk doch weit entfernt, auf den Namen eines eigentlichen Systems dieser Wissenschaft Anspruch machen zu können; die Begründung eines solchen Systems war vielmehr dem Grafen v. Soden vorbehalten. Die Ueberzeugung, daß für die Staatswirthschaftskunde ein allgemeines, die ganze gesellige Menschheit umfassendes Grundprincip oder Gesetz vorhanden sey, welches von jeder Nation, unter jedem Verhältnisse, in Beziehung auf die ganze Menschheit, beachtet werden müsse, wenn der Zweck der Staatswirthschaft, nämlich Bereicherung der Nation, erfüllt werden solle, führte den Grafen v. Soden auf die Idee, der Staatswirthschaft müsse noch eine eigene Wissenschaft zum Grunde liegen, die jenes Gesetz umfasse und die Gränzen der Staatswirthschaft bezeichne: diese Wissenschaft nannte er zuerst Nationalökonomie. Das Lehrgebäude, welches der Graf v. Soden unter diesem Namen (die Nationalökonomie, ein philosophischer Versuch über die Quellen des Nationalreichthums und über die Mittel zu dessen Beförderung, Leipz. 1805 — 1811 und Aarau 1816 — 1817. 7 Bde.) aufgestellt hat, beruht auf dreierlei zum Theil verschiedenartigen Grundsätzen; nämlich 1. auf ethischen, indem untersucht wird, ob der Staat in Ansehung des Wohlstandes der Nation Pflichten habe und welches das Princip dieser Pflichten sey. Das Resultat dieser Untersuchung ist, daß der Staat allerdings verpflichtet sey, nicht blos für innere und äußere Sicherheit, sondern auch dafür zu sorgen, daß sich die Staatsgesellschaft nicht von ihrem Zwecke, dem allgemeinen Wohlstande, entferne, vielmehr dem höchstmöglichen Grade desselben nachstrebe; 2. auf juridischen, indem untersucht wird, was für Rechte dem Staate in Beziehung auf seine Pflichten, den Wohlstand der Bürger durch Gesetze zu befördern, zustehe. Das Resultat davon ist: alle diejenigen Rechte, welche sich mit dem Begriffe des allgemeinen Willens im Bürgerverein vertragen, müssen auch dem Staate zukommen; der allgemeine Wille aber ist, daß kein Stand durch gesetzliche Unterdrückung des andern reich werden solle, daß folglich auch kein Verhältniß der Personen und des Eigenthums als rechtsbeständig geduldet werden müsse, was diesem Willen widerspricht; 3. auf physischen und psychologischen, indem

theils die Elemente des Nationalreichthums bestimmt, theils die Ursachen desselben, welche sowohl in der Natur und dem Menschen als in den geselligen Verhältnissen liegen, entwickelt werden. — Gleichzeitig mit dem Grafen v. Soden hat Jakob die Aufführung eines wissenschaftlichen Gebäudes unter dem Namen: Nationalökonomie (Grundsätze der Nationalökonomie oder Nationalwirthschaftslehre. Halle, 1805) versucht. Auch dieser Schriftsteller versteht darunter gleichsam eine Physik des Nationalreichthums, eine Untersuchung über die Elemente und Ursachen desselben; nur glaubt er die ethischen und juridischen Grundsätze in das Gebiet des Staatsrechts und der Politik der Gesetzgebung verweisen zu müssen, läugnet indessen nicht, daß die Nationalökonomie durch Verbindung mit jener Theorie noch mehr Interesse gewinnen müsse. — Was die Gegenstände betrifft, welche in der Nationalökonomie abgehandelt werden, so sind es vorzüglich folgende: I. Entwicklung der Grundbegriffe: Güter, Vermögen, Reichthum, Werth, Preis, Stoff, Kapital, productive Kraft, Bevölkerung. II. Untersuchung über die Art und Weise, wie die productive Kraft verwandt wird: 1. auf den Urstoff, Urproduction (Landbau, Fischerei, Jagd, Bergbau); 2. auf Verarbeitung und Veredlung der Urproducte, industrielle Production (Künste, Manufacturen, Fabriken und Handwerke); 3. auf den Umsatz und Vertrieb der Ur- und industriellen Producte, commerzielle Production (Handel, Schifffahrt, Canäle, Heerstraßen). III. Darstellung und Prüfung der Bewegmittel der gesammten productiven Kraft der Nation (Geld, Münze, Kreditinstitute, Banken). IV. Erörterung der productiven Kraft der Nationalgesammtheit (nationalökonomistische Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung, hinsichtlich a) der Justiz, b) der Polizei, c) der Finanzen, Nationalschuld, öffentlicher Kredit). — Höchst erfreulich ist es, wahrzunehmen, mit welchem regen Eifer und zugleich glücklichen Erfolge in unsern Tagen mehrere der wichtigsten und interessantesten Zweige der Nationalökonomie in Deutschland bearbeitet worden und wie sich die Zahl ihrer Verehrer mit jedem Tage vermehrt; man möchte beinahe behaupten, dieses wissenschaftliche Feld sey ein Lieblingsgegenstand der Beschäftigung unserer denkendsten Köpfe geworden. Insbesondere haben in der neuesten Zeit die eigentlichen Elemente dieser Wissenschaft, die Lehren von der Natur und dem Wesen der Güter, vom Werthe und Preise ꝛc. einer sorgfältigen Pflege sich zu erfreuen gehabt und bedeutend sind die Verdienste, welche sich in dieser Hinsicht Hufeland (neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst. Gießen und Wetzlar, 1807 — 1813. 2 Thle.), Lotz (Revision der Grunddegriffe der Nationalwirthschaftslehre. Coburg und Leipzig 1811 — 1814. 4 Thle.) und Adam Müller (die Elemente der Staatskunst, Berlin 1809. 3 Thle.) erworben haben. Aber das Feld ist groß, ja unermeßlich, und vieles bleibt noch zu leisten übrig, ehe ein durchaus befriedigendes System für diesen Zweig der Staatswissenschaften aufgeführt werden kann. Dagegen hat man lieder auf der andern Seite täglich Gelegenheit, die schmerzliche und niederschlagende Erfahrung zu machen, daß in demselben Verhältnisse, als diese Wissenschaft unter uns rasche Fortschritte macht, die Regierungen sich immer mehr von deren Grundsätzen entfernen zu wollen scheinen, ihre Vorschriften gleichsam nur aus-

nahmsweise befolgen und hochwichtige Wahrheiten derselben oft gänzlich unbeachtet lassen. Betrachtet man insbesondere die Fesseln und Hindernisse, welche unweise Gesetzgebungen so häufig der freien Anwendung des Fleißes und der freien Benutzung des Kapitals der Nationen in den Weg legen, so darf man weniger sich wundern über die niedrige Stufe, worauf wir in unsern Tagen fast alle Zweige der Werthschaffung (Production) erblicken, als vielmehr über die Höhe, welche manche derselben trotz jenen widrigen Verhältnissen hin und wieder wirklich erreicht haben. Nicht befremden aber kann es zugleich, daß in Ländern, wo dergleichen Hemmnisse und Schranken unbekannt und, wie z. B. im freien Amerika, die Nation mit raschen Schritten dem Wohlstande und Reichthume zueilt. Die Hauptursache jener traurigen Erscheinung ist ohne Zweifel in der geringen Verbreitung gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse unter den Geschäftsmännern neuerer Zeit zu suchen uud diese Ursache muß fortfahren, Unheil zu verbreiten und die schönsten Entdeckungen der Theorie großentheils fruchtlos zu machen, so lange von Seiten der Regierungen noch so wenig Bedacht darauf genommen wird, daß Alle, welchen der hohe Beruf zu Theil werden soll, über Gewerbe und Handel, über öffentliche Leistungen, Industrie und Wohlstand des Volks die Aufsicht zu führen und Verfügungen zu treffen, mit theoretischen Kenntnissen gehörig ausgestattet und in die Grundsätze der Nationalökonomie eingeweiht sind. Auch verdient bemerkt und gerügt zu werden, daß diese erhabene Wissenschaft noch zur Zeit nur auf wenigen Akademien Deutschlands zweckmäßig, auf manchen selbst gar nicht gelehrt und vorgetragen wird. So lange die Regierungen fortfahren, hierin ihre Pflicht zu versäumen, darf es Niemand Wunder nehmen, wenn er so häufig die öffentliche Geschäftsführung den Vorschriften der Theorie geradezu entgegenhandeln, der Nationalökonomie heiligste Gesetze mit Füßen treten, und elende Routine und Schlendrian über Vernunft und Wissenschaft das Haupt erheben sieht. (Vergl. den Art. Staatswirthschaft.) K. M.

Nationalreichthum, s. Nationalkapital.

Nationalschuld ist unterschieden von Staatsschuld. Wenn das von der Regierung auf Zinsen oder auf Werthzeichen (Papiergeld) geborgte Kapital durch den Kredit des Staats unmittelbar gesichert wird, d. h. durch das Vermögen der Regierung (ausdrücklich, mittelst eingesetzten Pfandes von Einkünften oder Staatsgütern oder stillschweigend durch das Vertrauen der öffentlichen Meinung auf dies Worthalten der Regierung und auf die Weisheit ihrer Finanzverwaltung), so nennt man es Staatsschuld. Wird aber das von der Regieruug aufgeborgte Kapital durch das Nationalvermögen gesichert, ausdrücklich, mittelst bestimmter Abgaben zur Deckung der Zinsen, oder stillschweigend, mittelst des Vertrauens der öffentlichen Meinung auf den Werth der Staatspapiere im Handel (in England Stocks), so heißt es Nationalschuld. Auch versteht man unter letzterem Ausdrucke die von den Ständen genehmigten und verbürgten oder übernommenen Schulden der Regierung, und nennt sie daher Landesschulden. Eine Nationalschuld im eigentlichen Sinne des Worts, die von der Regierung für die Nation und mit Einwilligung der Nation gemacht, die ferner aus dem Vermögen der Nation genommen, und durch dasselbe gesichert ist, besitzen Großbritannien und der nordamerikanische Freistaat. Die brittische Nationalschuld entstand zu gleicher

Zeit mit Großbritanniens Weltmacht im Handel und auf der See, und stieg, so wie der brittische Volksreichthum und mit ihm Englands politische Macht stieg (seit Wilhelms III. Thronbesteigung im J. 1689); denn der Volksreichthum ist die Säule des brittischen Staatskredits, auf diesem aber ruht wiederum das Anleihsystem, welches Großbritanniens Einfluß auf die Angelegenheiten des Festlandes aufrecht erhalten hat. Bei der brittischen Nationalschuld ist nicht die Frage davon, wenn und wie sie wiederbezahlt, sondern wie der öffentliche Kredit durch sie nicht erschüttert wird. Das eine Mittel, die Schuld zu fundiren, d. h. ihre Verzinsung auf gewisse Abgaben zu begründen, ohne daß das Kapital zurückgefodert werden kann, welches nun eine Waare für den Rentenhandel wird, — reichte aber nicht hin, um diese Waare (die Stocks) in Werth zu erhalten. Daher errichtete Pitt den Tilgungsfonds (sinking fund) zur Einlösung der Stocks, oder zur Abbezahlung der Staatsschuld. Dieser Fonds kann die eingelösten Stocks entweder vernichten, oder sie als rentetragende für sich benutzen; mittelst des letztern wächst er durch sich selbst und die Tilgung der Schuld ist nur scheinbar, während der Werth der Stocks in der Höhe gehalten wird. So lange nun der Welthandel den Nationalreichthum der Britten aufrecht erhält, daß die Nation die Steuern für die Zinsen bezahlen kann und die Stocks nicht zu tief fallen, so lange ist an einen Staatsbankerott in England nicht zu denken. Colquhoun hält vielmehr die englische Staatsschuld für eine Wohlthat, denn sie verdoppelt die Masse und den Umlauf des beweglichen Nationalkapitals. Er sieht daher ihre schnelle Abzahlung für ein Unglück an. Auch hat der Wohlstand bisher mit der Staatsschuld zugenommen. Im J. 1689 betrug letztere 1,054,925 Pf. St., im J. 1697 21,515,742 Pf. St., im J. 1714 53,683,076 Pf., im Jahre 1763 133,959,270 Pf., im Jahr 1783 238,231,248 Pf., im J. 1802 499,753,063 Pf. Bis auf 17 Mill. ist das Volk zugleich Gläubiger und Schuldner. Die Zahl aller Staatsgläubiger Englands beläuft sich auf 900,000; die fundirte Schuld betrug im J. 1815 780,686,658 Pf. St., ungefähr 4684 Mill. Thaler, und nach dem Bericht des Parlaments vom 1. Febr. 1817 über 900 Millionen Pf. St. mit Einschluß der Schuld von Irland. Die Zinsen beliefen sich auf 32,392,889 Pf., davon erfoderte die englische Schuld allein 27,996,585 Pf. Das Ausland besitzt nur 18,598,666 Pf. in den Stocks. Das Uebrige gehört inländischen Gläubigern. Irlands fundirte Staatsschuld verhält sich zur englischen wie 1: 6; das Einkommen des Tilgungsfonds in Irland hingegen zu dem in England wie 1: 62. Irlands fundirte Staatsschuld betrug im J. 1815 127,865,000 Pf. Der Tilgungsfonds überhaupt 2,087000 Pf. Während des Krieges hatte der englische Tilgungsfonds für 260 Mill. Pf. Stocks eingelöst und seit 1786 bis 1816 überhaupt 320,384,000 Pf. St. Der Betrag des Sinking Fund ist jährlich 14 Mill. Pf., die zu 5 Procent Zinsen, auf Zinsen in 10 Jahren, sich zu 176,325 000 Pf. erhoben, womit in 3 Procent Renten, zu 70 Procent gerechnet, in 27 Jahren die ganze Schuld getilgt werden kann. Die Verwaltung der Nationalschuld ist der Bank von England (errichtet 1694) anvertrauet (s. d. Art Londoner Bank); denn das erste Kapital der gegenwärtigen Nationalschuld ward der Regierung von der Bank geliehen, und belief sich auf 1,200,000 Pf. Dieser sogenannte Bank-Stock ist bis auf 11,642,400 Pf. St. angewachsen, und bildet die Grundlage des erstaunlichen Gebäudes, auf welchem alle übrige Stocks

(die 3. 4. 5. p. C. consolitaded Annuities, und die Leibrenten oder terminable Annuities) ruhen. Die schwankende Schuld (floating Debt), der man noch keinen bestimmten Platz in einem jener Stock- oder Schuldfächer angewiesen hat, ist aus den Cassenscheinen (Exchequer Bills) und aus den noch nicht liquidirten und fundirten Schulden entstanden. Vergl. Jos. Hamiltons's Inquiry concerning the national dept, 3te A. Edinb. 1818 so wie die Art. Amortisiren, Exchequer, Fonds und Großbritannien. K.

Nationaltheater. In den letzten Decennien sprach man in Deutschland viel von Nationaltheatern, und insbesondere die Berliner nannten ihr deutsches Schauspielhaus gewöhnlich das Nationaltheater. Es scheint, daß dieses einer jener dunkeln Begriffe gewesen sey, von welchen diejenigen vielleicht am wenigsten Rechenschaft geben könnten, die den Ausdruck Nationaltheater am häufigsten brauchten. Nur dann, wann eine Nation eine eigenthümliche dramatische Literatur besitzt, kann sie ein Nationaltheater haben. Eine eigenthümliche nationelle dramatische Literatur setzt aber Nationalsitten, Nationalcharakter, Nationalinteresse, große Nationalbegebenheiten, eine vollständig gebildete Nationalsprache, einen Nationalgeschmack voraus. Ein Theater, auf welchem die Stücke einer dramatischen Literatur, die auf diesen Grundlagen beruht, aufgeführt werden, kann ein Nationaltheater genannt werden. In diesem Sinne ist das Théâtre français zu Paris ein wahres Nationaltheater, ungeachtet es von den Franzosen nicht so genannt wird.

Nationalvermögen, Nationalreichthum, Volksvermögen, Volksreichthum, ist die Masse der im Besitze der Bürger eines Staats vorhandenen, sowohl sinnlichen als geistigen Güter. Nicht die Masse von Dingen überhaupt, in deren Besitz ein Volk sich befindet, sondern lediglich die Masse von Gütern, welche dasselbe besitzt, bestimmt die Größe des Volksvermögens. So lange nicht die in einem Lande vorhandenen Dinge von dessen Bewohnern als Güter, d. h. als Mittel zur Beförderung ihrer Zwecke sind anerkannt worden, können diese Dinge weder dem Lande einigen Vortheil gewähren, noch seinen Reichthum befördern. Im Schooße der reichsten Natur, und umringt von ihren Schätzen, bleibt ein Volk arm und dürftig, welches entweder keine Zwecke hat, zu deren Erreichung jene Schätze brauchbar sind, oder dem die Kenntniß fehlt, wie diese Schätze als Mittel zu seinen Zwecken angewandt werden können. Das Bestreben einer Regierung, welche den Nationalreichthum zu befördern wünscht, muß daher nicht sowohl auf die Hervorbringung von Dingen überhaupt, als vielmehr auf die Hervorbringung solcher Dinge gerichtet seyn, welche zugleich Güter sind, und sie muß in dieser Hinsicht durch Gesetze dahin zu wirken suchen, daß auf der einen Seite der Kreis der Zwecke möglichst erweitert werde, zu deren Erreichung die im Besitze des Volks befindlichen Dinge anwendbar sind, und auf der andern Seite die Tauglichkeit dieser Dinge zur Erfüllung bereits bekannter Zwecke immer mehr vom Volke anerkannt werde. K. M.

Nationalversammlung, s. Frankreich.

Nativitätstellen, s. Horoscop.

Natolien, Anadoli, eine türkische Provinz in Asien. S. Osmanisches Reich.

Natrum, ist das feuerbeständige Mineralalkali (s. d. Art. Alkali). In Sibirien, Ungarn und vorzüglich in Aegypten finden sich

mehrere Seen, an deren Ufern, wenn sie einzutrocknen anfangen, eine Menge Natrum in Crystallen anschießt. Der Kalksteinboden, der den Seegrund ausmacht, zersetzt nämlich das im Seewasser befindliche Kochsalz, und macht das Natrum frei, das sich dann in Crystallform an feste Körper, als Steine, Schilf, ansetzt. Nater oder Sadium ist das Metall, welches mit Sauerstoff verbunden das Natrum darstellt.

Natter (Johann Lorenz) einer der berühmtesten Steinschneider seiner Zeit, ward 1705 zu Biberach in Schwaben geboren. Als gelernter Juwelier ging er erst in die Schweiz und dann nach Italien, wo er, vorzüglich auf Ermunterung des großen Gemmenkenners, Baron von Stosch, sich auf die Nachahmung der alten geschnittenen Steine legte, in welcher er eine solche Uebung erlangte, daß einige seiner Copien von den Originalien kaum zu unterscheiden sind. Bald wurde der Werth seiner Arbeiten so allgemein anerkannt, daß fast alle Fürsten Europa's ihm Beschäftigung gaben. Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in verschiedenen Städten Italiens (von 1732 — 35 war er in Diensten des Großherzogs von Toscana) ging er nach London (wo er die Stempel des Königs schnitt, und Mitglied der Gesellschaft zur Erklärung der Alterthümer ward), und machte dann verschiedene Reisen nach Holland, Dänemark, Rußland und Schweden, wo er überall fürstlich belohnt wurde. Im Jahr 1762 wurde ihm unter vortheilhaften Bedingungen der Antrag gemacht, sich in Petersburg niederzulassen, den er auch annahm. Aber kaum angekommen, endigte er am 16. October 1763 sein Leben. Seine Sammlung von geschnittenen Steinen, Abdrücken, Medaillen, Büchern und Kupferstichen wurden für den Großfürsten um 1140 Pf. St. erkauft. Er schnitt vorzüglich Bildnisse. Zu seinen Hauptwerken gehören eine Schaumünze zu Ehren des Sir Robert Walpole, und eine siegende Britannia auf einer Gemme. Er hat sich an den schwersten Theil seiner Kunst gewagt, indem er einmal für den Lord James Cavendish zu London ein Gefäß auf einen kleinen Diamanten grub; und er würde auch Bildnisse in Diamanten geschnitten haben, wenn er dazu Aufmunterung gefunden hätte, über deren Mangel er oft klagte. Auch hat er zu mehrern Medaillen die Stempel geschnitten, und einige Zeit lang die Stelle eines Obermedailleur der Staaten von Holland verwaltet. Geist und Natürlichkeit bei fleißiger Ausführung bezeichneten seine Werke. Er kannte die Alten genau und kann als Wiederhersteller seiner Kunst angesehen werden. Er hat auch geschrieben. Sein Traité de la méthode antique de graver en pierres fines, comparée avec la méthode moderne (Lond. 1755. kl. Fol. mit 37 Kupferstichen, auch in englischer Sprache), ist eben so trefflich, als er selten ist, weil Natter kein Exemplar unter zwei Guineen verkaufte, daher nur wenig Absatz hatte, den Rest aber verbrannte. Der zweite Theil des Werks liegt noch zu Petersburg in der Handschrift. A—s.

Natur. Schon dem frühesten Alterthum erschien die Sinnenwelt mit allen ihren mannichfaltigen Elementen und Geschlechtern, theils (und hier war eigentlich zunächst nur von ihrem Urbild die Rede) als eine Offenbarung und Erzeugung aus Gott (als Dionysos und Zagreus der ältesten Geheimlehren), ein Wort, eine Sprache Gottes zu dem Menschen, theils (und hier war mehr die jetzige Natur gemeint) erkannten die alten Geheimlehren in dem bunten Sinnenreich des Dionysos den einstweiligen, vorübergehenden Aufenthaltsort der

zu ihrem ewigen Ursprung heimkehrenden Seelen, reich sowohl an Hülfsmitteln, welche jene Heimkehr begünstigen, die Sehnsucht dazu erwecken, als auch an Mitteln, welche die Seele durch ihren falschen Reiz fesseln, von der Heimkehr abführen, und sie derselben in sinnlicher Trunkenheit vergessen machen konnten. Auch unserm Gefühle offenbart sich die Natur in beiderlei Bedeutung. Die Schriftsteller über thierischen Magnetismus erzählen, daß nach der Aussage der Clairvoyanten diesen in den Zuständen ihrer Entzückung öfters schöne Gegenden, reizende Naturansichten vor den Augen der Phantasie erscheinen, und bei mehrern bestand das Angenehme jenes Zustandes vorzüglich in dem Erscheinen und geistigen Beschauen jener Naturbilder. Auch der ehrwürdige Stilling erzählt von sich selbst, daß ihm bei dem Schreiben seines merkwürdigen Heimwehbuchs vorzüglich oft himmlisch schöne Landschaften, reizende Naturansichten vor der Seele geschwebt hätten, und hält diese innern Erscheinungen für Einwirkungen und Rührungen aus einer höheren Region. Die Sprache der Poesie und des Prophetenthums besteht vorzüglich in solchen Naturbildern, und auf der höchsten Begeisterungsstufe des letztern verwandeln sich die Worte ganz in Naturbilder und Gestalten, worin sich einem solchen Clairvoyanten höherer Art die Begebenheiten der Zukunft und die Worte einer höheren Region kund thun. Auch zu uns spricht zuweilen die äußere Natur bei dem stillen einsamen Betrachten einer schönen, großartigen Landschaft, oder einer vorzüglich imposanten Naturerscheinung, eine solche, nicht leicht in Worte zu übersetzende Geistersprache, und das Sehnen, die Vorahnungen, die dann zuweilen in uns erwachen, finden wohl ihre Befriedigung und Erfüllung nicht in dem jetzigen Daseyn, sondern sind uns Boten aus einer fernern höhern Zukunft. Sie sind uns jene bessere Becher des Dionysos, der uns die Augen über Gegenwart und Zukunft von neuem öffnet, und die Sehnsucht nach der Heimkehr wieder in uns erweckt. Von dieser Seite ist uns demnach die Natur noch immer, was sie den Lehrern des Alterthums war: eine Bilder- und Hieroglyphensprache, worin die Gottheit mit und zu uns redet, uns ermahnt, erweckt, belehrt und tröstet, obgleich von jenen hohen Hieroglyphen viele verwischt und unkenntlich, viele entstellt und zu einer gerade umgekehrten Bedeutung gemißbraucht worden. Aber auch in der andern oben erwähnten Bedeutung zeigt sich uns die Natur noch jetzt als bergender und wohlthätiger, aber auch zugleich als verführerischer, gefährlicher Aufenthaltsorts auf der Pilgerreise der Seelen zur Heimath. Ein Theosoph und Philosoph der neuern Zeit (St. Martin) vergleicht die Natur mit einer bergenden Decke, welche eine höhere wohlthätige Hand über die Schrecken und Gefahren eines furchtbaren Abgrundes, die sich öfters durch jene Decke hindurch zu uns herauf erheben, hinweggebreitet und gebaut habe, welche aber zugleich auch von oben die Strahlen einer höhern Sonne zwar leicht hindurch ließe, aber dieselben auf mannichfaltige Weise bräche und trübe. In der That kennt jeder von uns aus der frühern phantastischen Zeit der Kindheit jenes Gefühl der Sicherheit und des Schutzes, welches uns nach dem Erzählen und Anhören gespensterhafter Mährchen dann anwandelt, wann wir von dem grausenerregenden einsamen Orte in eine geräuschvolle, lebhafte Umgebung kommen; jenes Gefühl, das uns auch dann erfüllt, wann nach der lebhaften Furcht einer in Einsamkeit durchwachten Nacht auf einmal der helle Tag andricht, der uns die ganze lebendige Umgebung in ihrer bunten Mannichfaltigkeit wieder sichtbar macht.

In ſolchen nächtlich einſamen oder ſonſt Furcht erfüllten Augenblicken war es uns, als ob jener Abgrund; jene Region des Schreckens mit ihren Furchtgeſtalten uns näher getreten wäre, und in den darauf folgenden wieder beruhigenden Momenten, als ob die bergende, ſchirmende Decke wieder über jenen Abgrund hinweggezogen, die Zwiſchenmauer zwiſchen ihm und uns von neuem aufgeſtellt würde. Auf der andern Seite haben die Myſtiker der höhern und niedern Art zu allen Zeiten behauptet, daß die möglichſte Erhebung über jene Decke, die möglichſte Enthüllung derſelben nöthig ſey, wenn die Strahlen der höhern Region rein und ungetrübt zu uns gelangen ſollen. Jene verhüllende Decke, welche in den Geheimlehren des Alterthums als der eine, der Taumelbecher des Dionyſos (des Repräſentanten und Herrſchers der Sinnenwelt) erſcheint, muß in unſrer Zeit durch die über alle Theile der Naturkunde ſo reiche Aufſchlüſſe gebende Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens und der damit verwandten Erſcheinungen eine neue Deutung erhalten. Wenn die Seelen jenen einen Becher des Dionyſos leeren, heißt es, vergeſſen ſie der Heimath, erliſcht in ihnen die ſchmerzliche Sehnſucht nach ihrem Urſprung, verlieren ſie die Kenntniß ihrer Vergangenheit, bis der andere, beſſere Becher ihnen gereicht wird, der auf einmal die entſchlafene Sehnſucht nach Rückkehr, die verloren gegangne Erinnerung an die Heimath wieder aufweckt. Auch der gewöhnliche (ſogenannte wache) Zuſtand des Lebens ſcheint im Vergleich mit jenem des Hellſehens, wobei gewöhnlich eine deutliche Erinnerung aller im Wachen längſt vergeßnen Momente der Vergangenheit, und ein ungewöhnlich klarer und deutlicher Blick in alle höhern und niedern Geheimniſſe des Lebens und in das Räthſel ſeiner Beſtimmung Statt findet, in einem beſtändigen Vergeſſen und nur momentanen Wiedererinnern des eigentlichen Loſungswortes unſers Daſeyns zu beſtehen. Beim Erwachen aus dem Zuſtand des Hellſehens wiſſen die magnetiſch Hellſehenden nichts mehr von Allem, die Decke, welche alle jene geiſtigen Erkenntniſſe verhüllt, zieht ſich von neuem vor, und nur der Tod nimmt dieſelbe ganz hinweg. Hierin erſcheint die zerſtreuende, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende äußere Umgebung des alltäglichen Lebens, wie der Taumelbecher des Dionyſos zu wirken, das ſtärkere Geräuſch macht das leiſere unhörbar, das hellere Licht überglänzt das ſchwächere, das ſinnliche Leben in uns armen beidlebigen Weſen das erſt aufkeimende geiſtige. Der Zuſtand des magnetiſchen Hellſehens wird dadurch möglich, daß die Seele von der äußern Sinnenwelt zurück in ihr Innres gezogen wird. Dieſe Zurückgezogenheit ins Innere wird hier nicht durch den freien Willen und durch einen höhern Act der Selbſtverläugnung bewirkt, ſondern geſchieht unwillkührlich, nach dem Wirkungsgeſetz körperlich-organiſcher Kräfte. (Man ſehe den Art. Magnetismus.) Es giebt aber eine andere, freiwillige Zurückziehung aus dem die innere leiſe Stimme übertäubenden Geräuſch der Sinnenwelt ins Innere, welche nur durch Selbſtüberwindung möglich wird; und durch jene freiwillige Zurückziehung gelangt die Seele zu einer ganz neuen, höheren Art des Hellſehens, welche durch kein Wiedererwachen unterbrochen wird, weil ſie ſelbſt der eigentliche und urſprüngliche Zuſtand des Wachens unſrer Natur iſt. In der That, nur Erfahrungen dieſer Art ſind es, welche jenen andern, für uns ſehr demüthigenden, daß z. B. ſchon der volle Magen, Unverdaulichkeit und andre krankhafte Zuſtände dieſer Art uns auf einmal die Region unſrer Erkenntniſſe verengern und unzugänglicher machen können, ein tröſten-

des Gegengewicht zu halten vermögen. Der Taumelbecher, den uns Dionysos als Herrscher der Sinnenwelt reicht, ist Liebe und Anhänglichkeit zu dem Sinnlichen; der im jetzigen Zustand des Daseyns meist überwiegenden Anneigung zum Sinnlichen muß die höhere Liebe (und mit ihr das höhere Erkennen) weichen. Sobald aber im reinern Menschen ihrer Seits die höhere Liebe das Uebergewicht gewinnt, kehrt auch mit ihr das höhere Erkennen (das oben erwähnte Hellsehen höherer, besserer Art) wieder. Wenn demnach schon nach den Lehren des Alterthums die uns umgebende Sinnenwelt auf doppelte, ganz entgegengesetzte Weise auf uns einwirkt, einmal als Sprache und Stimme einer höheren Region, die durch ihre dunkeln, aber das Gefühl mächtig ergreifenden Hieroglyphen die Sehnsucht nach dem Höhern und Bessern (das Heimweh) mächtig in uns weckt und verstärkt, auf der andern Seite aber als betäubender (jene höhere Stimme übertäubender) Schlaftrunk; so steht dieses mit der eben so alten Ansicht, nach welcher die Sinnenwelt durch den Kampf zweier sich entgegengesetzter Kräfte, der bösen und guten, des Lichts und der Finsterniß, entstanden und ein Zusammenfluß aus beiden ist, in tiefem Zusammenhang, und unser eignes Gefühl, unsre innerste Erfahrung widerspricht jenen alten Lehren und Ansichten nicht. Wir haben uns mit Absicht hier länger, als es vielleicht vielen Lesern erwünscht war, bei den Ansichten der ältesten Zeit über die Natur und das Verhältniß derselben zum Menschen verweilt, weil in der That das Alterthum in dieses Geheimniß tiefere Blicke gethan als die letzten Menschenalter, und die eben erwähnten Ansichten, über welche man das Nähere in Creuzers Symbolik und Mythologie nachlesen kann, jenen Gegenstand mit vollkommener Wahrheit und Helle auffassen. Auch das, was der Mensch der Natur ursprünglich war und seyn sollte, hatte die alte Zeit richtig erkannt, und es ließe sich bei dieser Gelegenheit viel über eine Magie höherer und niederer Art sagen, wenn dieser Artikel hierzu hinlängliche Gelegenheit darböte. In neuerer Zeit ist das Verhältniß des Menschen zur Natur, und der Natur zum Menschen zum Theil auf andere Weise aufgefaßt worden. Indeß hat es auch von diesem Gesichtspunkte aus einem aufmerksamen Auge nicht entgehen können, wie sehr die Natur ein gesetzgebendes und belehrendes Wort der Gottheit an den Menschen sey. Besonders hat Herder in dem trefflichen ersten Theile seiner Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit genügend gezeigt, wie der Mensch so oft äußere Einrichtungen, Künste und Kunstfertigkeiten der ihn umgebenden äußern Natur, besonders der Thierwelt abgelernt, wie das bauende Thier dem Menschen bauen (ein kleiner Käfer ihm das Begraben der Todten) gelehrt habe. In so weit jene Ansicht in der Wahrheit begründet ist, zeigt sich hier abermals, daß der Mensch, erst durch Zurückstrahlung aus einer untergeordneten Region das ihm ursprüngliche, jetzt verloren gegangne Licht wieder empfangen konnte. — Vergl. übrigens die Art. Kunst, Welt, Physiologie, Naturgesetze u. s. w. Eg.

Naturalien, Naturaliencabinet (Naturalienkammer, Naturaliensammlung). Naturalien, Naturproducte, sind alle von der Natur hervorgebrachten Körper, in so fern sie besonders durch die Kunst noch keine wesentliche Veränderung erlitten haben; dann aber nennt man so die seltenern oder wohl erhaltenen Naturerzeugnisse, welche in Naturaliensammlungen aufgenommen werden. Hierzu gehören daher Muscheln, Steine, getrocknete,

in Weingeist gesetzte, oder ausgestopfte Thiere, Kräuter. Ein Naturaliencabinet ist daher eine Sammlung von allerlei Gegenständen aus den drei Reichen der Natur, welche entweder öffentliche Anstalt ist, oder von Privatpersonen angelegt wird. Die erste Veranlassung solcher Sammlungen scheint im Alterthum die Sitte gewesen zu seyn, außerordentliche Werke oder seltne Naturgegenstände in den Tempeln aufstellen zu lassen. So ließ König Philipp von Macedonien die Hörner jenes wilden Ochsen, welcher lange das Land verheert hatte, im Tempel des Hercules aufhängen. So untersuchte Plinius in einem Tempel zu Rom ein großes Stück Wurzel des Zimmtbaums. Daß bei diesen naturhistorischen Gegenständen in den Tempeln viel Mythologisches unterlief, begreift sich leicht, und man braucht sich desfalls nur an den Schulterknochen des Pelops zu erinnern, der im Tempel zu Elis gezeigt wurde. Wer aber im Alterthum zuerst eigne naturhistorische Sammlungen zur Beförderung der Wissenschaft angelegt, ist unbekannt. Wahrscheinlich ist es, daß Aristoteles eine solche Sammlung hatte, da ihm auf Alexanders Befehl das seltenste aus allen drei Reichen der Natur zugeschickt werden mußte. Was indessen im Alterthum der Einrichtung von Naturaliencabinetten vorzüglich entgegengestanden haben muß, scheint die Unzulänglichkeit der Mittel gewesen zu seyn, die man damals zur Aufbewahrung der der Fäulniß unterworfenen Gegenstände hatte. Noch unbekannt mit dem Gebrauch des Weingeistes, welcher alle Fäulniß abhält, und bei seiner Durchsichtigkeit die vollkommne Beschauung des in ihm aufbewahrten Körpers verstattet, legte man die faulbaren Naturalien in Salzwasser oder in Honig, oder man übergoß sie mit Wachs. Im Mittelalter war die Anlegung von Naturaliensammlungen gewöhnlich die Sache der Kaiser, Könige und Fürsten, denen man aus dem Auslande seltne Naturgegenstände zum Geschenk mitbrachte, wozu die Ausbreitung des Handels immer mehr Gelegenheit gab. Als sich die Vorurtheile verloren, welche sich anfangs der Anatomie entgegensetzten, und die Akademien die Erlaubniß bekamen, menschliche Körper zu zerlegen, scheint man zuerst den Nutzen des Weingeistes zur Aufbewahrung faulbarer Naturalien erkannt zu haben. Erst später wurden Naturaliensammlungen von Privatpersonen angelegt. Solche Oerter, wo ein lebhafter Handelsverkehr herrschte, waren hierzu vorzüglich geeignet. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, was Herr von Stetten in seiner Kunstgeschichte von Augsburg sagt, daß dieser Sammlungsgeist in Deutschland in dem vor Entdeckung des Seewegs nach Ostindien durch seinen Handel so blühenden Augsburg zuerst rege geworden sey. Die ersten einigermaßen bedeutenden Privatsammlungen kommen indessen erst im 16. Jahrhundert vor. So hatten H. Corn. Agrippa von Nettesheim, Paracelsus, Cardanus, Conrad Gesner, Georg Agricola u. A. nicht unbedeutende Naturaliensammlungen. Den ersten Catalog von Privatsammlungen gab Samuel Quickelberg, ein Arzt aus Antwerpen, der um das Jahr 1553 in Ingolstadt in großem Ansehen stand, im Jahre 1565 zu München in 4. heraus. Jetzt ist ganz Europa mit öffentlichen und Privatnaturaliencabinetten angefüllt. Als die vorzüglichsten bemerken wir dasjenige, welches einen Theil des Museums zu Paris ausmacht, das Naturalieneabinet der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, das auf dem königlichen Schlosse zu Berlin, und das der Gesellschaft naturforschender Freunde ebendaselbst, das kaiserlich königliche Cabinet der Naturgeschichte zu Wien, die Cabinette zu Jena, Dresden, Hannover und Zelle, das Cabi-

net, welches einen Theil des drittiſchen Muſeums in London ausmacht, das Naturaliencabinet von Banks ebendaſelbſt, die Cabinette in Haag, Barcelona, Madrid, das kaiſerliche Naturaliencabinet in St. Petersburg. In Dänemark und Schweden giebt es keine ausgezeichnet großen Naturalienſammlungen, und blos in dem letztern Reiche iſt das auf der Univerſität Upſala befindliche Cabinet zu bemerken, um welches ſich der berühmte Linné beſonders verdient gemacht hat. Der mannichfaltige Nutzen ſolcher Sammlungen ſpringt von ſelbſt in die Augen.

Naturaliſiren (zuweilen auch nationaliſiren), heißt jemand in einem Lande einheimiſch machen, oder ihm als Fremden die politiſchen Rechte eines im Lande Gebornen mittheilen. Das Recht, welches dem Naturaliſirten auf dieſe Weiſe ertheilt wird, heißt das jus indigenatus, oder das Recht eines indigena (eines im Lande Gebornen). Sehr ſelten ſchließt aber die Naturaliſirung oder die Ertheilung des Indigenats (ſ. d.) die Mittheilung aller politiſchen Rechte eines Eingebornen oder Landeskindes in ſich, und oft iſt der Indigenat noch vom eigentlichen Bürgerrecht verſchieden. In jedem Lande ſind gewöhnlich die Fälle, in welchen man naturaliſirt werden kann, durch allgemeine Landesgeſetze beſtimmt, von denen jedoch in monarchiſchen Staaten die Gunſt des Fürſten häufig dispenſirt. Gewöhnlich giebt eine Reihe von Jahren, die man in einem Lande zugebracht oder eine Stelle, die man darin erlangt, oder ein Verdienſt, das man ſich darum erworben hat, den Indigenat. Bei den Republiken des Alterthums bemerkt man, daß ſie in ihrer erſten Entwickelungsperiode, um ſich in der Zahl zu verſtärken, mit Ertheilung des Bürgerrechts eben ſo freigebig waren, als ſie ſtreng und ſparſam damit wurden, wenn der Staat feſt gegründet und in ſeiner blühenden Periode war. Der Verfall der alten Republiken führte auch mit ſich, daß man mit Ertheilung des Bürgerrechts wieder äußerſt freigebig wurde, indem der Luxus, die vermehrten Communicationen, der verminderte Werth einer ſinkenden Freiheit, das Iſorlirungsſyſtem ſchwächte und das Bürgerrecht weniger ſchätzbar machte. Wenn man in England naturaliſirt wird, ſo erhält man damit noch weder das Recht, Parlamentsmitglied oder Glied des Miniſterconſeils oder irgend ein öffentlicher Beamter zu werden. Die Handelsvortheile, welche der gebornen Engländer im Handel mit auswärtigen Nationen genießt, könnten jedoch allein viele Ausländer bewegen, ſich naturaliſiren zu laſſen. Auch dafür iſt in England geſorgt. Erſt ſieben Jahre nach der geſchehenen Naturaliſation darf der Naturaliſirte an jenen Handelsprivilegien der gebornen Engländer in fremden Ländern Theil nehmen. In einer übertragenen Bedeutung gebraucht man das Wort naturaliſiren auch von Naturproducten eines Landes, welche in ein anderes verpflanzt werden, und von Wörtern einer fremden Sprache, welchen man das Bürgerrecht in einer andern ertheilt.

Naturalismus. Unter dieſem Worte verſteht man gewöhnlich die Ausübung einer Kunſt, nicht nach Studium oder den bewußten Regeln derſelben, ſondern nach natürlicher Anlage. So iſt z. B. derjenige ein Naturaliſt im Fechten, der dieſe Kunſt nie nach den Regeln gelernt hat und doch mit einem andern zu fechten unternimmt. So iſt man Naturaliſt ſogar in der Philoſophie, wenn man blos mit Hülfe des geſunden Menſchenverſtandes, ohne hiſtoriſche und theoretiſche Kenntniſſe dieſer Wiſſenſchaft, die Probleme derſelben zu unterſu-

chen und zu unterſcheiden unternimmt. Alle Künſte ſind in dieſem Sinne von Naturalismus oder Naturaliſterei ausgegangen; früher waren die vom Inſtinct oder zuweilen von Genie eingegebnen Verſuche, aus deren wiederholter Beobachtung ältere Beobachter mit der Zeit die Kunſtregeln entwickelten. Die erſten Künſtler waren alſo Naturaliſten (d. i. ſie arbeiteten ohne regelmäßige Anweiſung nach natürlicher Anlage), die nachfolgenden bildeten die Kunſt ſo aus, daß es oft ſchien, als ob man ſie ohne natürliche Anlage, und blos durch Kunſtregeln erlernen könne. So gebildete mittelmäßige Künſtler haben im Gegenſatz geiſtvoller und genieller Naturaliſten oft den im Grunde thörichten Streit veranlaßt, ob es beſſer ſey, Naturaliſt oder Künſtler in einer Sache zu ſeyn (vergl. d. Art. Naturdichter). In einer jetzt ſeltener gewordnen und wiſſenſchaftlichen Bedeutung verſteht man unter Naturalismus, im Gegenſatz des Supernaturalismus (ſ. d. Art.), die Anſicht, daß der Menſch durch Gebrauch und geſchickte Anwendung ſeiner natürlichen Kräfte, ohne eine offenbarte Religion, zur Vollendung in dieſem und zur Seligkeit in jenem Leben gelangen könne.

Naturaliſt, ſ. Naturalismus und Naturdichter.

Naturbeſchreibung, ſ. Naturgeſchichte.

Naturdichter, Naturpoeſie. Daß man dieſen Namen in unſrer Zeit ſehr gemißbraucht hat, darin ſind alle Gebildeten vollkommen einverſtanden. Indeſſen könnte man noch fragen, ob dieſer Name überhaupt einen verſtändigen Sinn gewähre, und darum wird die genauere Entwickelung der Begriffe über dieſen Gegenſtand nicht überflüſſig ſeyn. Wenn die Poeſie, wie allgemein angenommen werden muß, eine Kunſt iſt, ſo kann, ſcheint es, kein Dichter ein Naturdichter ſeyn, und wenn jeder Dichter, wie man ſagt, „geboren wird," oder „ein geborner Dichter ſeyn muß," ſo muß jeder Dichter auch Naturdichter ſeyn. Wahr iſt es nun, daß die Dichtkunſt ein Naturell vorausſetzt, welches kein Menſch ſich geben kann; es giebt aber auch manches an der Kunſt, was nur durch Fleiß, Uebung und freie Richtung des Naturells erworben werden kann. Wo aber beide, Natur und Freiheit, glücklich zuſammentreffen, iſt das Höchſte in der Poeſie möglich. Jeder iſt alſo zwar durch ſeine Natur, aber keiner durch bloße Natur Dichter, und es giebt in dieſer Beziehung gar keinen Naturdichter, weil jeder iſt einer. Aber es laſſen ſich Grade der Kunſtbildung unterſcheiden, mit welchen jemand die Kunſt ausübt. Der eine empfängt eine ſchulmäßige Anleitung in dem Gebrauch ſeines Kunſtmittels, oder übt ſich ſelbſt nach beſtimmten Grundſätzen in der fehlerfreien und richtigen Anwendung deſſelben, um es dereinſt zur freien Darſtellung des Schönen zu erheben; einem Andern wird ohne Studium und fremde Anweiſung ſchon der Verſuch zu einem gelungnen Werke, und jede Uebung eines ſpielenden Kraftriebes ein angenehmes, gefälliges Produkt. Wollte man dieſen Naturdichter nennen, ſo würde entweder der höhere Grad der Genialität das Charakteriſtiſche deſſelben, oder der Naturdichter nichts anders, als ein Naturaliſt in der Dichtkunſt ſeyn. Denn es ließe ſich wohl auch denken, daß jener, der die vollkommne Schule (das eigentlich Technſche oder Grammatiſche oder Erlernbare der Kunſt) mit Ernſt und Freiheit mehr oder minder ſchnell durchlaufen, deſſelben Grades der Energie ſich rühmen dürfte, und daß er den, welcher ſchon früh faſt ſpielend und ohne planmäßige Anleitung und Uebung ein angenehmes, gefälliges Product hervorbringt, ſpäter

hin durch Tiefe, Gründlichkeit und Klarheit seiner Werke weit übertreffe. In dieser Rücksicht würden wir einen Naturalisten in der Poesie als einen noch nicht fertigen und ausgebildeten Dichter betrachten, der, wenn ihn der oberflächliche Reiz seines Products und der Beifall der Menge bezwingt, vielleicht niemals zur höhern Ausbildung gelangt, wie man überhaupt Jeden Naturalisten zu nennen pflegt, dem die kunstmäßige Ausbildung seines Talents mangelt, und welcher in den mehr oder weniger sichern Uebungen desselben das aufstellt, was er für Kunstwerk hält oder im Kunstgebiete zu leisten entschlossen ist. Wer also seinen Talenten alles überläßt, und mit flüchtiger Einsicht in das Kunstgebiet, ohne tieferes Studium der Kunst und ihrer Gegenstände zum Darstellen eilt, wo er noch üben sollte, der ist Naturalist. In der Poesie, Declamation und in den mimischen Künsten zeigt sich hauptsächlich dieser Naturalismus, weil in diesen das Kunstmittel von dem darstellenden Subject ungetrennt ist, und jeder im Leben schon unwillkührlich gebraucht. Deshalb entsteht so leicht die Meinung, als sey in diesen Künsten das Studium nicht nöthig, und deshalb könnte es auch scheinen, als sey ein jeder Dichter und Schauspieler Naturalist. Blicken wir aber in das Leben der größten Dichter, so ergiebt sich bald, mit welchem gewissenhaften Studium, mit welcher wahrhaft religiösen Vertiefung in die Gegenstände der Dichtkunst sie ihren Naturberuf entfaltet, und ihrer Kunst obgelegen haben; und wir würden, wenn auch die meisten, welche als Dichter täglich auftreten, das Studium der Sprache, der Rhythmik u. s. w. nicht betrieben hätten, und also Naturalisten wären, doch unzweckmäßig und nur mißbrauchsweise den Namen des Naturdichters auf sie übertragen. Sonach würde derselbe zunächst denjenigen bezeichnen, der, mit einem hohen Grad der poetischen Anlage ausgestattet, auch ohne eignes, tiefes Studium, ohne fremde Anweisung (als Autodidact) zu dem Charakter des Dichters gelangt. — Endlich scheint sich dieser Name, so wie der Ausdruck Naturpoesie, auf die verschiedenen Arten der Bildung zu beziehen, unter deren Bedingung die Poesie geübt wird; denn ohne alle Cultur hat es nirgends und zu keiner Zeit Poesie gegeben. Es giebt nämlich eine Art der Bildung, welche mehr den Charakter der lebendigen Anschauung und der allseitigen Vertiefung in die Gegenstände trägt. Sie ist dem Künstler vorzugsweise eigen und förderlich. In Beziehung auf die Persönlichkeit des Künstlers aber ist sie mehr bewußtlos und hat den äußern Anschein eines instinctartigen, aber freien Hingebens und Hingezogenseyns an die Gegenstände. Sie findet sich unter Menschen und Völkern da, wo ihre Einbildungskraft, der klare Spiegel der Natur, die Dinge in ihrem reinen, ungetrübten Schimmer lebendig auffaßt, wo sich der Mensch nur erst allmählig über die Naturgewalt erhoben hat, und wo er also der Natur noch näher steht. Eine andere entgegengesetzte Art der Cultur findet Statt, wo einseitige, das Geistige und Körperliche, Idee und Wirklichkeit trennende Reflexion herrschend geworden ist. Man kann sie die künstlichere Bildung nennen. Bei jener herrscht überhaupt die Kunst, bei dieser die Wissenschaft vor. Dieser Gegensatz aber tritt ein 1. in Hinsicht ganzer Geschichtsperioden, z. B. der alten (d. i. vorchristlichen), und der neuern Zeit, so daß man die griechische Poesie im Gegensatze der Poesie der neuern Völker überhaupt vorzugsweise Naturpoesie, letztere Kunstpoesie nennen könnte, in so fern

sie eine künstlichere Bildung voraussetzt; dann 2. in Hinsicht der Geschichtsperioden einzelner Völker, so daß die Homerische Poesie durch ihren reinnatürlichen Charakter im Gegensatze der spätern und ausgebildetern Lyrik und Dramatik, ferner die altdeutsche Poesie, namentlich die Poesie der Volkslieder oder die volksmäßige Poesie, im Gegensatze der Dichtungen späterer und unserer Zeit Naturpoesie genannt werden dürfen; endlich 3. in einer und derselben Zeit bei verschiedenartiger Bildung der Individuen, in denen entweder jene oder diese Ansicht, die poetische und lebendige, oder die verständige und reflectirende Ansicht vorherrscht. So könnte man z. B. Bürger, ja selbst Göthe, als wahren Naturdichter einem Schiller, als mehr reflectirendem Dichter (Einige sagen philosophischem Dichter), entgegenstellen. Erstere nämlich fassen ihre innere Welt im Drange ihres poetischen Gefühls in lebendigen, scharf beschlossenen Zügen und Gestalten auf; in Schillers Poesien findet man dagegen oft nur eine erhabne und geistvolle Reflexion über die Gegenstände, ja über die Poesie selbst, statt Darstellung derselben, ferner einen Gegensatz des Idealen und der Wirklichkeit, welche der Dichter in seiner Welt vereinigen muß, und überhaupt ein Schwanken zwischen Poesie und Philosophie, das freilich erst nach seinem Hingang an Dichtern von weniger Energie und Gedankenfülle besonders unangenehm bemerkt, und zum Gegensatz der Poesie in der Poesie geworden ist. Aus dieser Culturverschiedenheit ist es auch begreiflich, warum die wahren Dichter unter uns so selten sind, und immer seltner erscheinen werden, da im Gegentheil die Kunstphilosophen und Kritiker sich vermehren. Denn die Reflexion über das Geschaffene folgt dem Schaffen nach, und erscheint vorherrschend, je mehr die Schöpfungskraft eines Volks sich erschöpft. Ferner ist es auch erklärbar, warum erst zu unsrer Zeit der Unterschied der Naturpoesie und des Naturdichters von der Kunstpoesie gemacht worden ist. Denn da der Naturdichter als solcher weniger über sich selbst reflectirt, was erst der Charakter einer spätern Cultur ist, in welcher der Verstand zum vorherrschenden Princip erhoben wird, so konnte eben auch der Charakter der Naturpoesie den Menschen jener Zeit nicht zum Bewußtseyn kommen, wohl aber der spätern Zeit, der Zeit der herrschenden Reflexion, die jenen Gegenstand erst bildet und begreift. Zu den Merkmahlen der Naturpoesie in der zuletzt angeführten Bedeutung würden wir es rechnen, daß sie mehr oder weniger volksmäßig ist, und alle Classen und Stände einer Nation gleich anspricht, begeistert und erhebt; dahingegen die Kunstpoesie einen höhern Grad, besonders der intellectuellen und geselligen Cultur verlangt, und daher mehr für die höhern Stände geeignet ist. Wenn jene mehr an sich selbst erhebt und erfreut, so muß man sich zu dieser erheben und bilden. Endlich kann der Name Naturpoesie und Naturdichter auch auf den Gegenstand der Dichtung bezogen werden, doch nicht ohne Rücksicht auf die bisher angeführte Bedeutung dieser Ausdrücke. Denn die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen kann nur da selbstständig von der Poesie gefaßt und behandelt werden, wo sie nicht im Gegensatze des Geistes und blos durch Reflexion, sondern symbolisch, und gleichsam als Personificirung des Geistigen durch Phantasie aufgefaßt wird. Dieses ist gewöhnlich in der beschreibenden oder mahlenden Poesie am allerwenigsten der Fall; sie ist im Gegentheil öfter Product einer einseitigen Reflexion, welcher die Phantasie kümmerlich untergeordnet wird, als ein freies Resultat der

gefühlvollen und phantasiereichen Naturanschauung, daher wir das beschreibende Gedicht, wie es ist, am wenigsten zur Naturpoesie und den beschreibenden Dichter am wenigsten zu den Naturdichtern rechnen möchten. Wir würden aber in Verlegenheit gerathen, wenn uns jemand um ein fehlerfreies Muster der Naturpoesie in letzterm Sinne fragte. Was man übrigens heutzutage hier und da mit dem Namen Naturdichter belegt hat, können unsre Leser aus dem Art. Hiller ungefähr ersehen.

Naturell. Unter diesem oft schwankend, bald für Temperament, bald gar für Charakter genommenen, Ausdruck befaßt man am richtigsten alle jene Eigenthümlichkeiten der Menschennatur, die aus den körperlich-organischen Anlagen hervorgehen. Vom thierischen Leben geht alles bei uns aus; unser erstes Leben ist bloße Vegetation. Aber auch wenn das Empfindungs- und geistige Leben sich entwickelt hat, dauert das vegetative fort, und hat einen wesentlichen Einfluß auf das höhere Empfindungs- und geistige Leben. Wie oft sind wir ein Spiel unsers Mechanismus! Kann aber schon ein vorübergehender Zustand Veränderungen in uns bewirken, wie viel mehr wird es nicht eine bleibende Beschaffenheit; Menschen, die schon in der physischen Anlage nichts mit einander gemein haben, können unmöglich in Gefühl, Meinung und Vorstellung sich gleichen. Bei Beurtheilung eines Menschen hat man demnach Rücksicht zu nehmen auf seinen Organismus, die besondre Beschaffenheit der festen und flüssigen Theile, deren Verbindung und Verhältniß, und alles dasjenige, was dadurch Veränderungen im geistigen und moralischen Menschen hervorbringt. Man kann auch sagen, daß man Rücksicht zu nehmen habe auf die Constitution, Bau und Beschaffenheit der festen Theile des Körpers, und die Complexion, d. i. das Flüssige, durch die Lebenskraft gesetzmäßig Bewegliche im Körper, mit Inbegriff der Wärme oder Kälte in Bearbeitung dieser Säfte. Beide sind noch nicht das Naturell selbst, sondern nur die Bedingungen desselben, denn je nach dem diese verschieden sind, kommen auch verschiedne Erscheinungen des Gemüths zum Vorschein. S. auch den Art. Temperament. dd.

Naturforschung, s. Naturgesetze.

Naturgeschichte, richtiger Naturbeschreibung (in so fern der Begriff Geschichte sich auf Veränderungen und Begebenheiten in der Menschheit bezieht), ist diejenige Naturwissenschaft, welche die Schilderung aller Naturkörper zum Gegenstand hat. Andere unterscheiden die Naturbeschreibung als bloße Schilderung der Gestalt der classificirten Naturkörper von der Naturgeschichte, als Wissenschaft der Veränderungen, welche mit den Geschöpfen vorgehn (d. i. des Entstehens, Wachsthums und Vergehens der Erdgeschöpfe), so wie ihrer Eigenschaften. Da letzteres das erstere voraussetzt, indem die Geschichte der Geschöpfe nicht zuverlässig seyn kann, bevor man nicht die Geschöpfe erkennt, und die Naturbeschreibungen auf sie angewendet hat, beides aber die Naturgeschichte umfaßt, so kann man auch jenen Namen beibehalten. Doch muß bemerkt werden, daß man von der Naturbeschreibung die Schilderung des innern Baues der Geschöpfe (wenigstens die Zergliederung des menschlichen Körpers — Anatomie), von der Naturgeschichte in engerer Bedeutung die Untersuchung über das Leben der Naturkörper durch Zusammenarten ihrer innern Theile (Physiologie), so wie die Untersuchung der Grundstoffe der allgemeinen Veränderungen der Körper (Physik und Chemie) als besondere Wissenschaften abgesondert hat. So lehrt uns also die Naturgeschichte die zusammengesetzten Erzeugnisse der Erde nach ihrer

äußern Gestalt, den Gebrauch, welchen der Mensch von ihnen machen kann, und den Schaden, welche sie anrichten, kennen. Die unzählige Menge der Erdgeschöpfe aber, welche kein Gedächtniß zu umfassen im Stande ist, und eine Verwirrung vermeidende Uebersicht macht eine Eintheilung derselben nothwendig, welche in der allgemeinen Naturgeschichte nach festen Principien angenommen werden muß. Hierbei werden die Verhältnisse von Geschlechtern, Gattungen, Ordnungen, Classen, Familien, zur Aufstellung eines Systems angewendet, welche jedoch ohne vorhergegangene treue und möglichst vollständige Beobachtung des Einzelnen und seiner Verhältnisse zu andern Geschöpfen ohne Werth ist. Ein solches System ist künstlich einseitig, wenn es einzelne willkührlich herausgehobene Unterscheidungspunkte festhält und durchführt; es ist natürlich (Natursystem), wenn es sich an die Unterschiede, welche die Natur selbst darbietet, und an die wahrnehmbare Verwandschaft der Naturkörper anschließt. Die drei Hauptclassen der Erderzeugnisse, welche man die drei Naturreiche nennt, sind die Classe der unorganischen Wesen (Mineralien im weitern Sinne); und unter den organischen die empfindungslosen und die empfindenden (Pflanzen und Thiere). Die specielle Naturgeschichte verfällt daher in Mineralogie, Botanik und Zoologie, wovon besondere Artikel handeln. Wir führen noch als allgemeine Handbücher über die Naturgeschichte an; Blumenbachs Handbuch der Naturgeschichte, Göttingen, seit 1779 in mehreren Auflagen; J. M. Bechsteins kurzgefaßte gemeinnützige Naturgeschichte des In- und Auslandes, 2 Thle. Leipz. 1797 zum Unterrichte; Funke's Naturgeschichte und Technologie ꝛc. 4. Aufl. Braunschw. 1802. 3 Bde., Okens Lehrb. der Naturgeschichte, Leipz. 1812 u. 15, und Wrede's Anfangsgründe der Naturgeschichte. Berl. 1806. x.

Naturgesetze. Der forschende Menschengeist sucht eigentlich in allen Gegenständen des Wissens und Erkennens nur jene ewige Wahrheit, zu welcher ihn ein seiner Natur eingepflanztes, unwiderstehliches Sehnen hintreibt. Nur wo er ihre Spuren findet, vermag er sich zu beruhigen; anders findet er in allen seinen Bestrebungen und Forschungen kein Genüge, keine Zufriedenheit. Auch in der Natur sucht der forschende Geist nur die Gottheit, und die Spuren ihres ordnenden, liebenden Einflusses, und erst, wo er diese gefunden, gewährt ihm die Naturbetrachtung Genüge und Freude. So lange uns die Natur noch ein nach zufälliger Begegnung zusammengefügtes Gemenge der Atomen ist, das sich gegenseitig ausweicht oder an einander reibt, begünstigt oder auffrißt, ein vielbeweglicher und bewegter Klumpen, ohne Seele, ohne ein allbelebendes und alliebendes Auge der Gottheit; so lange muß der nach Wahrheit strebende Geist in ihr ein offnes Todtengrab, das ihn anekelt, finden. Wie aber der Liebende sich an allem herzlich freut, woran er die Spuren seiner Liebe und ihrer Berührung und Einwirkung erkennt; so wird auch die Natur dem reinen Menschengemüth theuer und werth, wenn es in ihr die Gesetze und die Einwirkung einer höhern Liebe wieder erkennt. Die chaotische Masse, ohne Gott, entstanden aus Zufall, wäre auch ohne Ordnung und ohne Gesetz; ein Gesetz bei der Bildung und Aneinanderfügung der Atome voraussetzen, heißt auch zu gleicher Zeit einen höhern, ordnenden (göttlichen) Einfluß annehmen, und das, was wir Naturgesetze nennen, sind die Spuren einer ewigen Ordnung, Weisheit und Liebe. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, und abermals ein Zeichen, daß dem Geiste unsrer ehrwürdigen Nation

jenes Sehnen nach der höhern Wahrheit, jene höhere Liebe vorzüglich tief und lebendig eingepflanzt sey; es ist, sagen wir, nicht ohne Bedeutung, daß vorzüglich Deutsche es waren, welche in allen Theilen der Naturwissenschaft zuerst ein höheres Gesetz anerkannten. Von ungemeinem Einfluß auf das gesammte Gebiet der Naturkenntniß waren besonders die von unserm großen Keppler entdeckten Gesetze der Bewegung der Planeten um die Sonne; und die gesammte höhere Astronomie der neuern Zeit hat ihr Gebäude auf den Grund jener großen Entdeckungen gerichtet. Keppler, der in den drückendsten Zeiten des 30jährigen Kriegs, arm und nur Wenigen bekannt, lebte und starb, entdeckte nach mehrjährigem unermüdet fortgesetzten Forschen zuerst an dem Planeten Mars, dann auch an allen andern Planeten unsers Sonnensystems, das Gesetz, daß die Bahnen, welche die Planeten bei ihrem Laufe um die Sonne beschreiben, keinen Kreis bilden, sondern (eiförmig) eine Ellipse seyen, in deren einem Brennpunkte die Sonne liege. Die Planeten sind demnach an dem einen Punkte ihrer Bahn der Sonne näher als an dem andern (jenes die Sonnennähe, dies die Sonnenferne), und wenn sie der Sonne näher sind, bewegen sie sich schneller als in der Sonnenferne. Aber auch für diese hier schnellere, dort langsamere Bewegung fand Keppler ein Gesetz; jenes nämlich, daß eine von der Sonne aus nach dem jedesmaligen Stande des Planeten hingezogene Linie (der Radius vector genannt) immer in derselben Zeit (z. B. in einem Tage) denselben Raum abschneidet, der Planet mag in der Sonnennähe oder in der Sonnenferne stehen, indem im letztern der radius vector länger ist, und deshalb schon ein geringeres Weiterrücken des Planeten auf seiner Bahn ein eben so großes Stück der Bahnfläche abschneidet, als der kürzere in der Sonnennähe bei einem schnellern Fortrücken des Planeten. Ein drittes Gesetz, das Keppler fand, war, daß sich die Quadrate der Umlaufszeiten der Planeten verhalten wie der Cubus ihrer Entfernungen, und daß z. B. ein Planet, der viermal so weit von der Sonne entfernt wäre, ein achtmal längeres Jahr habe (das Quadrat von 8 wie der Cubus von 4 ist beides 64), ein Gesetz, das den Astronomen bei ihren Berechnungen auf vielfältige Weise zu Hülfe kommt. Keppler hatte während seines Lebens zwar mit Galilei in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden und scheint von diesem, so wie noch von einigen andern wenigen Zeitgenossen anerkannt worden zu seyn, aber dennoch scheinen seine großen Entdeckungen anfangs wenig Aufmerksamkeit erregt zu haben; er starb fast ungekannt. Etwas mehr Aufsehen erregte gleich bei seiner Entdeckung das Galileische Gesetz des Falles, nach welchem sich die von einem Körper in seinem Herabfallen durchlaufenen Räume verhalten, wie die Quadrate der dazu gebrauchten Zeiten, indem z. B. ein Körper in zwei Secunden viermal, in dreien neunmal, in vieren sechzehnmal so viel Raum durchlaufe, als in einer. Aus diesen, so wie aus den Kepplerischen Gesetzen, leitete im darauf folgenden Jahrhundert der berühmte Newton sein Gesetz der Schwere ab (daß diese sich umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung verhalte, und z. B. ein viermal so weit von der Sonne entfernter Planet als die Erde von der Sonne sechzehnmal weniger angezogen werde, gegen dieselbe eine sechzehnmal geringere Schwere habe als die Erde). Dieses Gesetz der Schwere ist es denn vorzüglich gewesen, was von den rechnenden Astronomen der neuesten Zeit aufs scharfsinnigste und fruchtbarste angewendet worden. Fast gleiches Schicksal mit Keppler hatte der Kepp-

ler der Chemie, unser großer Richter, auf welchen die deutsche Gelehrtenwelt gleiche Ursache hat, stolz zu seyn. Er lebte, selbst in der Nähe des geistvollen und gebildeten Berlins nur wenigen bekannt, ja von den meisten verkannt, ein Mißgeschick, zu welchem vielleicht eine gewisse Unbehülflichkeit seiner äußern Natur, nicht aber eine Gebrechlichkeit seines innern Menschen Veranlassung gegeben; denn Naturgesetze kann nur ein reines, frommes Auge, ein redliches Gemüth erkennen. So wie es in der Astronomie ein den Deutschen nahe verwandtes Volk, die Engländer, waren, welche die Entdeckungen Keplers freundlich aufnahmen und weiter bildeten, so waren es auch diesmal vorzüglich nächst dem trefflichen Schweden Bergoldus, englische Chemiker, welche die Richterischen Entdeckungen weiter bei sich ausbildeten und vervollkommneten. Durch diese fortgesetzten Bemühungen ist jetzt die Richterische Entdeckung zu einem bereits von den größten Chemikern unsrer Zeit anerkannten Naturgesetz erhoben worden. Der Inhalt dieses Naturgesetzes ist: daß irgend zwei chemische Stoffe sich nicht nach ganz zufälligem Verhältnisse mit einander verbinden, so daß z. B. dasselbe Metall einmal 10 Hundertheile Sauerstoff oder Schwefel, ein andermal 12, 13, 14 oder auch nur 9 Hundertheile zur Sättigung aufnehme, sondern dasselbe Metall verbindet sich immer zur Sättigung z. B. mit 10 Hundertheilen Sauerstoff, oder gerade mit dem Doppelten, Dreifachen, Vierfachen (20, 30, 40) und ein Metall, das im gewählten Beispiel 10 Hundertheile Saueestoff bedarf, braucht gerade das Doppelte, Vierfache, Sechsfache an Schwefel zu seiner Vererzung, nämlich 20, 40, 60 u. s. Hundertheile; daß demnach bei allen wahehaft chemischen Vermischungen bestimmtes Maaß und Zahlen Statt finden. So ist denn auch aus dem für die gesammte Naturkunde so wichtigen Gebiet der Chemie der blinde Zufall verscheucht, die höhere göttliche Ordnung anerkannt worden, und dies abermals durch einen redlichen, oft verkannten Deutschen. Jacob Böhme hält die Sonne so wie die Fixsterne nicht für eigne Weltkörper, sondern für Oefnungen der Lichtwelt; mit demselben Ausdruck könnte man solche Entdeckungen, wie die Keplerischen und Richterischen, ein Eröffnen, ein Durchsichtigwerden einer bis dahin undurchsichtig gewesenen Region des Wissens nennen, Oeffnungen, durch welche das im Dunkeln weilende Menschenauge die Strahlen des ewigen Lichts seines Ursprungs zu sich herabfallen sieht, und durch welche dasselbe mit freudiger Sehnsucht hinaufblickt in seine ewige Heimath. Mit jenen eben erwähnten Gesetzen verwandt, aber zum Theil noch nicht ganz zum Range von Naturgesetzen erhoben, sind jene, nach welchen die Entfernungen der Planeten von der Sonne fast nach einer geometrischen Proportion wachsen (wie 2, 4, 8, 16 u. s.). Hierher gehören auch die Perioden und Gesetze der Wirkungen des Magnetismus und der Electricität, welchen letzteren jetzt durch Oerstedt eine neue Berichtigung und Erweiterung bevorsteht. Weitere Belehrung sowohl über jene von Richter entdeckten, als die zuletzt erwähnten Gesetze kann man in Schweiggers Journal der Chemie, besonders in mehreren Heften des Jahrgangs 1814, finden. Daß auch in der organischen Natur ähnliche Gesetze herrschen, wie jene in der anorgischen Natur aufgezeigten, läßt sich aus mehrern Thatsachen schließen, obgleich sie in jener noch nicht so in bestimmter Zahl und Abgränzung nachgewiesen sind als in dieser. Dem von Richter entdeckten Verhältnisse der chemischen Verbindung analog, bemerkt man, daß die Pflanzenarten der einen natürlichen Familie entweder 2 oder 4

Staubfäden, die einer andern entweder 5 oder 10, die einer 3ten entweder 3 oder 6 oder 9 oder 12 haben. Pflanzen, welche 10 Staubfäden haben, haben auch meist 5 oder 10 Blumen und Kelchblätter, Pflanzen mit 8 Staubfäden haben meist 4 oder 8 solche Blätter, die mit 6 oder 9 u. s. haben 3 oder 6 u. s., kurz immer fast eine Zahl, welche in die geometrische Reihe der Zahl der Staubfäden paßt. Selbst den Ausnahmen scheint wieder eine merkwürdige Regel zum Grunde zu liegen. — Im Thierreich bemerkt man ein ähnliches Verhältniß der Zeiten. Die Eier der Schmetterlinge und andrer Insecten kriechen nach Rösel, zum Theil schon am 7., oder auch am 14., 21. u. s. Tage aus. Die Raupen häuten sich bei vielen Schmetterlingsarten am 7., 14., 21, 28. u. s. Tage. Auch bei den Vögeln findet sich zum großen Theil die Periode des Brütens in Tagen als ein Multiplum der Zahlen 7 oder 9, und viele Krankheiten haben nach ältern Beobachtungen eine siebentägige Periode zum Grunde liegen; entscheiden sich meist am 7., 14., 21. u. s. Tage, so wie auch die drei und viertägige Periode durch die meisten hindurchgeht und auch in den Perioden des Trächtiggehens, Säugens, Wachsthums und der Lebenslänge der Thiere sich ähnliche Verhältnisse finden. Wir wären auch in den Forschungen dieser Art viel weiter, wenn sich nicht bei vielen (sogenannten) Naturforschern, besonders in den nächst vorhergehenden Menschenaltern, ein Geist des Widerspruchs gegen alles, was auf Gesetz und höhere Ordnung in der Natur hindeutet, gefunden hätte. Der Grund jenes Widerwillens mag tiefer gelegen haben, als man glaubte, und wenn wir den Begriff der Naturgesetze auf die oben geschehene Weise fortsetzen, muß jener Grund als eine Art von feinem Atheismus erscheinen, welcher, ohne sich seiner selbst immer klar bewußt zu werden, allgemeiner verbreitet war, als das vorige Zeitalter es wußte. Daher auch die Weise, wie jener Streit geführt wurde. Naturgesetze andrer Art, welche, obgleich sie sich nicht so auf Zahl und fest bestimmtes Maaß zurückführen lassen, wie die Gesetze Keppelers, Galilei's, Newtons und Richters, dennoch auf eine höhere und ewige Ordnung der Dinge hindeuten, sind zum Theil mehrere entdeckt, theils läßt sich auf ihr Daseyn aus verschiednen Beobachtungen schließen, wozu die frühere, ernster gesinnte Zeit mehr aufgelegt war, als die spätere. Jedem Wesen in der Natur ist sein bestimmter Ort, eine bestimmte Zeit des Entstehens u. s. angewiesen, und seine ganze innere und äußere Einrichtung verbietet ihm streng, über die Gränzen des natürlichen Clima's und die ihm bestimmten Zeiten weit hinauszuweichen. Wie in gewisser Hinsicht alles auf den Menschen sich bezieht, als auf ein gemeinschaftliches Centrum, so findet sich vorzüglich über alle Theile der Erde jene merkwürdige Vertheilung der Thiere und Pflanzen, vermöge welcher keiner ohne die nothwendigste Nahrung für den Menschen erscheint, den in den nördlichsten Gegenden der Erde zahllose Heerden von Wasservögeln und Fischen mit Fleisch, Liliengewächse mit ihren mehlichten Zwiebeln versorgen, und für dessen Bequemlichkeit selbst in jenen Ländern durch den treuen Hund und das Rennthier, so wie in den Sandwüsten der heißen Welt durch das ganz für diese Gegenden gemachte Kameel gesorgt ist. Für jene höhere Ordnung sprechen auch besonders Beobachtungen der Art, wie die von Steller, nach welchen z. B. in Kamtschatka, wo die vorzüglichste Nahrung einiger Küstengegenden in Fischen und den

Zwiebeln eines Liliengewächses besteht, die letztern allezeit in den Jahren in vorzüglicher Menge gedeihen, in denen die Ausbeute des Fischfangs geringer ist, und umgekehrt, weniger gut gerathen, wenn das Jahr in Hinsicht auf Fischfang sehr reich ist; so daß jedes Jahr auf seine eigne Weise für die Ernährung jener Küstenbewohner sorgt. Selbst in der Vertheilung der schädlichen und giftigen Thiere und andrer Naturplagen für den Menschen erkennt man jene Polizeiordnung einer höhern Art, nach welcher jene Plagen nur in solchen Ländern am häufigsten sind, worin die Natur den Menschen auf andre Weise durch eine Fülle von Genüssen und Bequemlichkeiten entschädigt. Ein Streben nach Gleichgewicht, das sich, nach ältern Beobachtungen, auch darin zeigte, daß nach gewissen allgemein verheerenden Pestkrankheiten eine desto größere Fruchtbarkeit eintrat, so daß die entstandne Minderzahl des Menschengeschlechts bald wieder ausgefüllt wurde. Auch die größere Fruchtbarkeit, größere Körpermasse und zum Theil längere Lebensdauer der pflanzenfressenden Thiere im Vergleich mit den minder zahlreichen, kleinern, kürzer lebenden fleischfressenden gehört hieher. — Naturgesetze einer andern Art, denen zum Theil noch eine weitere Begründung und innere Verbindung mit einander bevorzustehen scheint, sind das Camperische, nach welchem der untere und vordere Theil des thierischen und menschlichen Gesichts in Beziehung auf Stirn und Schädel desto mehr zurücktritt, je vollkommner organisirt und geistvoller die Wesen sind; das Sömmerringische, nach welchem das Gehirn im Verhältnisse zur Masse und Dicke des Rückenmarks und der Nerven an Größe und Masse um so bedeutender ist, je vollkommner organisirt die Thiere sind; das Gallische, nach welchem der äußere Gehörgang bei pflanzenfressenden Thieren hinter, bei fleischfressenden vor jener Mittellinie liegt, durch welche man den Hirnschädel der Länge nach in zwei gleiche Theile theilen kann, und noch mehrere andere, die bis jetzt zum Theil noch zu sehr isolirt stehen. Im Einzelnen lassen sich an jedem einzelnen organischen Wesen seine eignen Gesetze, nach welchen ihm gerade diese Nahrung, dieses Maaß derselben; dieses Verhältniß zur übrigen Natur angewiesen ist, nachweisen. Die Wanderungen, gesellschaftlichen Vereine, natürlichen Feindschaften, Kunstfertigkeiten und ihre Ausübung stehen vornehmlich unter jenen Gesetzen. Außer jenen allen giebt es nun auch noch eine höhere Art von Naturgesetzen, welche eigentlich schon in das Gebiet der geistigen Natur herüber gehören, z. B. jenes, daß die sinnliche Liebe, sinnliche Wollust im ganzen Thierreich, und selbst noch beim Menschen, in genauester Verwandschaft mit Blutdurst und Grausamkeit stehen; daß die wollüstigen Völker und Individuen zugleich die grausamsten, die Thiere in der Zeit der Brunst am streitsüchtigsten und grimmigsten sind, und selbst die Waffen und Werkzeuge der Vertheidigung und des Zorns bei ihnen in Verbindung mit den Secretionen der Zeugungsorgane in Wechselverhältnisse mit diesen stehen sollen, so daß dem Hahn die Sporen, dem Hirsch das Geweih nicht wachsen, sobald sie an jenen Organen von Natur oder durch Kunst verstümmelt sind. Hieher gehört auch die Verwandtschaft des Hochmuths mit Wahnsinn und überhaupt die Verwandtschaft des einen Lasters mit andern Lastern, einer Tugend mit andern Tugenden. In dieses Gebiet und in die Erkenntniß solcher höchsten Naturgesetze dringt nur das geschärftere Auge ein, welches

sich nicht gescheut, jene Augensalbe zu gebrauchen, welche jetzt niemand mehr kaufen mag. *Eg.*

Naturlehre oder Physik heißt der Theil der Naturkunde, welcher die allgemeinen Eigenschaften, Kräfte und Wirkungen der Naturkörper kennen lehrt. Die Gränzen dieser Wissenschaft lassen sich jedoch nicht mit völliger Bestimmtheit ziehen, da sie auf vielen Seiten mit der Mathematik, Chemie und Naturgeschichte zusammenfließt. Der Grund zur Naturlehre wurde schon im frühen Alterthume gelegt. Der häufige und unentbehrliche Gebrauch der Naturkörper führte von selbst dahin, ihre Eigenschaften und Kräfte kennen zu lernen. Diese Kenntniß aber war unvollständig, oberflächlich. Es verstrich über ein Jahrtausend, bis man die gemachten Beobachtungen wissenschaftlich ordnete. Dies geschah zuerst von den Chaldäern und Aegyptern, die auch in der Kenntniß der Naturkörper und ihrer Kräfte sich vor den übrigen Völkern der Vorwelt auszeichneten. Die Griechen, welche von ihnen lernten, ließen sie bald hinter sich zurück. Sie waren, so viel wir wissen, die ersten, welche die vorhandenen physikalischen Kenntnisse als eine besondre Wissenschaft behandelten und studirten, die ihnen ein Theil der Philosophie war. Was ihnen an Beobachtungen und Erfahrungen fehlte, suchten sie durch Hypothesen, Speculationen und Subtilitäten zu ersetzen und geriethen dadurch auf unzählige Abwege. Von den Römern wurde die Naturlehre wenig bearbeitet. Sie schlummerte darauf, wie alle übrigen Wissenschaften, bis zu den Zeiten der Araber. Diese schöpften sie aus dem Aristoteles, dessen Werke sie vielfältig bearbeiteten und commentirten. Unter den Christen des Mittelalters hinderte religiöser Aberglaube das Aufblühn der Naturlehre; der Verdacht der Zauberei traf denjenigen, der sich nur einigermaßen durch Kenntniß der Natur über sein Zeitalter erhob. Außerdem aber befand man sich auf durchaus falschem Wege; statt die Natur zu beobachten, verfolgte man die leeren Aristotelisch-scholastischen Grillen. Erst zu Anfange des 17. Jahrhunderts fing man endlich an, die richtige Methode zu befolgen. Damals bemühte sich Baco von Verulam mit Nachdruck zu zeigen, wie nothwendig es sey, sich, um die Natur kennen zu lernen, von der Erfahrung leiten zu lassen. Schon vor ihm hatten Copernicus und Tycho de Brahe das Aristotelische Lehrgebäude angegriffen und die Schwächen desselben aufgedeckt. Bald traten nun auch Galilei, Keppler u. A. auf, und eiferten muthig für die Wahrheit. Sie öffentlich zu behaupten, war indeß in jenem Zeitalter mit großer Gefahr verbunden. Nur langsam siegte die Wahrheit, wozu die Erfindung mehrerer physikalischen Instrumente nicht wenig beitrug, indem man mit Hülfe derselben genauere Versuche anzustellen vermochte. Cartesius stürzte das alte System gänzlich, wiewohl seine Begierde, alles zu erklären, ihn auf andre Abwege führte. Das meiste Licht verbreitete in der Naturlehre unstreitig Newton am Ende des 17. Jahrhunderts. Seine scharfsinnigen Entdeckungen in der Lehre vom Lichte, von der Strahlenbrechung, seine Farbentheorie und die Auffindung des Gesetzes von der allgemeinen Anziehung oder Schwere haben die Naturlehre zu der Höhe erhoben, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet.

Natürliche Magie, s. Magie.

Natürliches Recht, s. Naturrecht.

Natürliche Religion, natürliche Theologie, s. Religion, Religionsphilosophie und Physicotheologie.

Naturphilosophie heißt überhaupt philosophische Naturwissenschaft im Gegensatz der Naturkunde, jede Speculation über die Natur, mag sie abgesondert als ein besonderer Theil der Philosophie, oder als ein Capitel der besondern Metaphysik abgehandelt werden. Im engern Sinne hat man Schellings philosophische Naturwissenschaft, welche die erste von ihm ausgebildete Seite seines philosophischen System ausmacht, ja oft aus Mißverstand oder Unverstand sein ganzes philosophisches System Naturphilosophie, und seine Schüler Naturphilosophen genannt (s. Schelling). Gemeine Empiriker und unpoetische Verstandesmenschen haben diese Ansicht am meisten befehdet, und ihr, größtentheils wegen der Ausschweifungen, welche jede große Ansicht veranlaßt, Oberflächlichkeit und Mysticismus vorgeworfen. Indessen scheint jetzt, da der lebhafte Streit der Anhänger und Gegner dieser Ansicht sich etwas gelegt hat, dieselbe immer mehr als allgemeine Grundansicht von der Natur, selbst bei denen durchzubrechen, welche sie befeindet haben, meist ohne mit ihr bekannt zu seyn.

Naturrecht ist die Wissenschaft, welche die Idee des Rechts oder des von der Vernunft gebotenen rechtlichen Verhältnisses unter den Menschen, abgesehen von den im Staate geltenden Rechten entwickelt. Sie ist also eine Vernunftwissenschaft, oder eine philosophische Wissenschaft, und weil sie sich auf das bezieht, was Menschen durch Handeln bewirken sollen, ein Theil der practischen Philosophie. Schicklicher wird sie Rechtsphilosophie, oder philosophische Rechtslehre genannt. Der obige Name aber schreibt sich von einer irrigen Vorstellung her, welche beim Entstehen dieser Wissenschaft und lange nachher noch herrschend war. Man glaubte nämlich, um das, was an sich Recht sey (das Wesen des Rechts) zu fassen, müsse man untersuchen, was vor allem positiven Rechte, in dem sogenannten Naturstande der Menschen, gegolten habe. So hing diese Wissenschaft von den vielen und mancherlei Vorstellungen eines Naturstandes (s. d. Art.) ab, der bald als Zustand der ganzen Menschheit, bald als Zustand der einzelnen, nicht in Staaten lebenden Völker, bald dichterisch und moralisch, bald historisch vorgestellt wurde. In einem dichterischen und moralischen Naturstande war kein Recht nöthig, weil jeder aus freiem Willen, ohne äußern Zwang, die Pflichten gegen andre erfüllte und von keinem Conflicte der Handlungen die Rede war, welcher die Bestimmung des Rechts nothwendig macht; im gewöhnlich sogenannten historischen Naturstande, d. h. im wilden Zustande der Völker, herrschte nur die Gewalt oder das Recht des Stärkern, welches im strengen Sinne kein Recht ist. Da es nun sehr willkührlich seyn würde, die bloße Abstraction vom Staate Naturstand zu nennen, so haben die einsichtsvollern Philosophen den zweideutigen Namen Naturrecht oder natürliches Recht durch andere Benennungen zu ersetzen gesucht, und die philosophische Wissenschaft des Rechts z. B. Vernunftrecht genannt, weil die Vernunft (versteht sich, in Beziehung auf die Sinnlichkeit) Grund und Quelle des Rechts ist. Das positive Recht ist hiernach zwar nicht ohne Vernunft gesetzt, — im Gegentheil erfodert die Auf-

stellung einer Rechtsgesetzgebung im Staate außer dem Bewußtseyn jener Idee noch eine Menge von Kenntnissen und Einsichten, in deren Anwendung sich ein höchst vernünftiger Geist offenbart; — aber es ist doch nicht blos durch die Vernunft gesetzt, wie die Idee des Rechts und rechtlicher Verhältnisse, und die Willkühr hat bei der Aufstellung wirklicher Gesetzgebungen immer einen bedeutenden Einfluß. Dieses Vernunftrecht nun, oder, um bei dem weniger zweideutigen Namen zu bleiben, diese Rechtsphilosophie hat zu entwickeln: 1. die Idee des Rechts, 2. die dadurch gesetzten Bedingungen jedes Rechtsverhältnisses oder die aus der Idee der Menschheit fließenden Rechte. Die reine Wissenschaft des Rechts hat man nun auf den Staat angewendet, und bald die Idee des Staats aus dem Begriffe des Rechts einseitig ableiten wollen (da doch das Recht nur als Form der Menschenverbindung in dem Staate anzusehen ist), bald richtiger aus der Idee des Staats die nähern Bestimmungen des Rechts, oder die aus der Natur des Staats entspringenden Rechtsverhältnisse und Rechte abgeleitet. Beides hat man angewandtes Naturrecht, richtiger angewandte oder hypothetische Rechtsphilosophie genannt. Da nun die Rechtsverhältnisse, welche aus der Natur des Staats hervorgehen, entweder Rechtsverhältnisse der Einzelnen im Staate unter einander und in Beziehung auf den Staat, in welchem sie leben, oder Verhältnisse der Staaten und ihrer Glieder gegen andre Staaten sind, so hat man diese Lehre wieder in das Staatsrecht und Völkerrecht abgetheilt (s. d. Art.). — Was die Geschichte dieser Wissenschaft und ihre vorzüglichsten Bearbeiter anlangt, so ist klar, daß vorzüglich die Vergleichung, oft die Mangelhaftigkeit der positiven Gesetzgebung die Theorie einer idealen Rechtsgesetzgebung begründete. In den neuern Zeiten sonderte sich vorzüglich das Rechtliche, Moralische und Politische, als verschiedene Elemente des menschlichen Handelns und Lebens, ab, die neuere Zeit also hat auch die Betrachtung des Rechts an sich zu einer besondern wissenschaftlichen Aufgabe gemacht. Lange blieb diese Wissenschaft noch mit der positiven Jurisprudenz, besonders der römischen, verbunden, nach ihrer Trennung von derselben näherte sie sich bald der Moral und positiven Theologie (in ihrer ersten Periode), bald der Politik (in ihrer letzten Periode) an. Das Völkerrecht gab die nächste Veranlassung zur Entstehung des Naturrechts. Grotius, der die völkerrechtlichen Verhältnisse im Krieg und Frieden (in seinem berühmten Werke jus belli et pacis) behandelte, und aus allgemeinen Betrachtungen über das Recht abzuleiten versuchte, wird daher als Vater des Naturrechts gemeiniglich angesehn. Noch mehr verdient diesen Namen Sam Pufendorf, der über alle Rechtsverhältnisse eine selbstständige Betrachtung anstellte, welche er auf moralische Ansichten gründete. Chr. Thomasius schied das Rechtliche (justum) von dem sittlich Guten, und charakterisirte das Recht als das vernünftiger Weise Erzwingbare. Durch Nic. Hieron. Gundling u. A. wurde diese Trennung des Rechts von der Moral weiter ausgeführt, und so hieß das Naturrecht seit Achenwall die Wissenschaft der Zwangs- oder Rechtspflichten und Zwangsrechte. Wolf, Nettelbladt u. A. suchten bis auf Meister das Systematische zu vervollkommnen. Durch Kant und Fichte hauptsächlich begann eine neue Epoche dieser Wissenschaft. Beide suchten die

Wissenschaft unmittelbar auf Principien der practischen Vernunft und in derselben zu gründen; Letzterer noch selbstständiger, indem er es nicht aus dem Sittengesetz herleitete. Die Wahrnehmung, daß ein abstractes, vom Staate, der Sittlichkeit und Politik getrenntes Recht leer und ohne Anwendung sey, bewog die neuern Bearbeiter der philosophischen Rechtslehre, das Recht wieder in seiner Verbindung mit Moral und Politik darzustellen, so daß sie von Einigen als Theil der Staatslehre, von Andern in Hobbes Geiste als Politik im engern Sinn behandelt worden ist. Zu diesen gehören die geistvollsten Bearbeiter, nämlich Fries, Hugo, der nur eine Philosophie (oder Kritik) des positiven Rechts gestatten will, und Gottlob Ernst Schulze. Der Verfasser dieses Artikels glaubt, daß man die Idee des Rechts und der darauf gegründeten allgemeinen rechtlichen Verhältnisse des Menschen zwar in Verbindung, aber ohne Vermischung mit den politischen und moralischen Beziehungen entwickeln könne und hat einen Versuch in seinen Grundzügen der philosophischen Rechtslehre (Leipz. 1811) aufgestellt; auch ist er der Hoffnung, daß das richtige Verhältniß jener Beziehungen auch in der Wissenschaft leichter und richtiger werde aufgefaßt werden, wenn in der Wirklichkeit sich Sitte, Recht und Klugheit wieder inniger verbinden, und Fürsten und Völker immer mehr eins werden. T.

Naturreiche, s. Naturgeschichte.

Naturstand. Daß die Völker und die Menschheit, wie der Einzelne, sich aus dem Schooße der Natur entwickeln, und die Natur über Menschen ihre Herrschaft äußert, bis sich diese durch Freiheit und Bewußtseyn über sie erheben, und durch Erkenntniß ihrer Gesetze den Zauber löseu, der sie immerfort gefangen hielt, dies ist der Grund, warum wir einen Naturstand der Völker und Menschheit annehmen. Daß man von diesem Zustande sehr verschieden denkt, davon liegt der Grund in mehrern Umständen; hauptsächlich darin, ob man ihn mehr philosophisch, poetisch oder historisch auffaßt, und im erstern Falle, welcher philosophischen Ansicht man folgt, im letztern, in welcher Periode seiner früheren Entwickelung der Mensch betrachtet wird. Die poetischen Schilderungen aber laufen alle auf das Lob eines goldnen Zeitalters hinaus. — Ferner könnte doch zwischen dem Naturstande der Menschheit (oder der ersten Menschen) und dem Naturstande einzelner Völker eine Verschiedenheit angenommen werden, wenn man, wie die heiligen Urkunden, an eine unmittelbare Leitung der Menschen durch die Gottheit und einen Sündenfall oder Abfall glaubt. Auch scheint diese Annahme durch Vergleichung des Lebens der Menschheit mit dem Leben des Einzelnen gewissermaßen bestätigt zu werden, indem die Hülflosigkeit erster Menschen bei dem Mangel eines menschlichen Erziehers auf eine solche unmittelbare Erziehung durch die Gottheit hinzudeuten scheint. Durch dieselbe Vergleichung vermögen wir auch die Periode eines solchen Zustandes zu erkennen, deren Verwechselung mit andern viele Streitigkeiten und entgegengesetzte Meinungen über diesen Gegenstand erzeugt hat. Der primitive Zustand der Völker nämlich ist den Gesetzen der Natur zufolge ein Zustand der Kindheit; ein Zustand, der von dem Knabenalter wohl zu unterscheiden ist, welches sich durch Hef-

tigkeit und Wildheit dem thierischen Instincte in dem Maaße nähert, als sich jene durch Sanftheit und Milde von ihm unterscheidet. Dies ist ohne Zweifel der Grund, warum mehrere Psychologen und Bearbeiter der Geschichte der Menschheit einen sogenannten Stand der Unschuld und der Wildheit unterschieden haben. Letzterer ist eigentlich mit dem Naturstande gemeint, wie ihn ein Hobbes vorstellte, als Krieg Aller gegen Alle, richtiger Herrschaft der Gewalt und des Triebes, oder der physischen Kraft. Ersterer aber würde dennoch nicht mit dem von Rousseau geschilderten Naturstande zusammenfallen, dessen Schilderung aus einer hypochondrischen Ansicht der bürgerlichen Cultur hervorging. Denn da die Erhebung des Menschen über die Natur die natürliche Bestimmung des Menschen in sich faßt; so ist es eine irrige und der Menschheit unwürdige Behauptung, daß der Mensch, um seine Bestimmung zu erreichen, die erworbne Cultur aufgeben und zum Naturstande zurückkehren müsse. Wir enthalten uns übrigens einer ausgeführten Schilderung dieses Zustandes, da bei einer solchen die individuelle Ansicht, und die durch Cultur modificirte Denkweise sich unvermerkt einzumischen pflegen, und beschreiben den Naturstand im Allgemeinen nur als den Zustand der Menschen und Völker, vermöge dessen sie ohne gesellige und höhere Cultur, die nur im Staate eintritt, unter Herrschaft des Naturtriebes einzeln oder zusammen leben, und sich mithin dieses Lebens nicht bewußt sind. Daß in diesem Zustande der Mensch auf Vieren gezangen sey ꝛc., ist eine durch nichts zu beweisende Hypothese, welche schon der Bau des Menschen widerlegt. Mit dem, was wir im anthropologischen Sinne Naturstand genannt haben, fällt auch das zusammen, was man im Naturrechte (s. d. Art.) den Naturstand genannt hat; obgleich weder ein fingirter noch historischer Naturstand nothwendig ist, um das Naturrecht, oder richtiger die philosophische Rechtslehre zu begründen. Denn der Naturstand in diesem Sinne ist dem bürgerlichen, oder dem Zustand im Staate entgegengesetzt, und ein außerrechtlicher. In Beziehung auf einzelne Thätigkeiten des Menschen, welche durch Kunst zur Vollkommenheit erhoben werden, könnte man ebenfalls bei jedem einzelnen, selbst im Staate lebenden Menschen einen Naturstand annehmen, z. B. einen philosophischen, in welchem der gemeine Menschenverstand sich befindet, oder der Mensch, so lange er sich noch nicht von der Natur durch Bewußtseyn absondert, und über den Gegensatz des Bewußtseyns fragt, mit welchen Fragen und Untersuchungen die Philosophie entspringt, welche keinem angeboren wird, sondern Werk der freiesten Selbstthätigkeit des Erkennens ist; ferner einen künstlerischen und poetischen, den man auch den Naturalismus in der Kunst zu nennen pflegt (s. d. Art. u. Naturdichter). T.

Naubert (Benedicte), Deutschlands fruchtbarste Romanendichterin, war die Tochter des Doctor Hebenstreit zu Leipzig, und gegen das Jahr 1760 daselbst geboren. Verheirathet an einen Kaufmann in Naumburg, lebte sie in stillbürgerlicher Eingezogenheit bis an ihren Tod 1818 und erfreute die Lesewelt mit einer großen Anzahl geist-, phantasie- und gemüthreicher Romane. Ihr erster Versuch in dieser Gattung war Walther von Montbarry, in welchem die Geschichte der Rosamunde und der Gefangenschaft und Befreiung des Richard Löwenherz mit hoher Darstellungskunst

behandelt sind. Diesem folgten Thekla von Thurn, woraus selbst Schiller in seinem Wallenstein manches, sogar wörtlich, benutzte; Amalgunde, Königin von Italien; eine höchst interessante Geschichte aus der ersten christlichen Zeit; Elisabeth, Erbin von Toggenburg, Herrmann von Unna, Conradin von Schwaben, Hatto, Bischof von Mainz, Gebhard, Truchseß von Waldburg und viele andere, von denen wir hier nur noch ihre lieblichen Volksmährchen und ihr letztes Werk: Azaria zu nennen uns begnügen müssen.

Naumachie (aus dem Griechischen von *ναῦς*, das Schiff, und *μάχομαι*, ich streite), war die Nachahmung eines Seetreffens, oder ein künstliches Seegefecht, welches eine Gattung der feierlichen und öffentlichen Spiele bei den Römern ausmachte. Cäsar war der erste, der dem römischen Volke das Schauspiel eines solchen Seegefechts gab, und das Volk liebte bald dieses Schauspiel mit eben der Leidenschaft, mit der es an seinen übrigen öffentlichen Spielen hing. Da der Circus Maximus, in welchem zuweilen diese Seegefechte gegeben wurden, zu unbequem dazu war, so wurden unter den Kaisern eigne Plätze dazu eingerichtet, welche man daher Naumachien (und dieses ist die zweite Bedeutung des Worts) nannte. Diese Naumachien glichen in der äußern Form der Bauart den Amphitheatern. Sie wurden, wie diese, anfangs aus Holz erbaut. Der Kaiser Domitian soll der erste gewesen seyn, der eine Naumachie von Stein anlegte. Schon aus dem Gebrauche, wozu die Naumachien bestimmt waren, kann man schließen, daß es Gebäude von ansehnlichem Umfange seyn mußten. Die Länge einer Naumachie, welche August anlegen ließ, und in welcher außer vielen kleinen Fahrzeugen 50 Schiffe mit drei Reihen von Ruderbänken Platz hatten, betrug 1800, und die Breite 200 Fuß. Die Naumachien wurden, so wie der Circus Maximus, wenn eine Naumachie darin gegeben wurde, durch unterirdische Canäle plötzlich unter Wasser gesetzt, so daß sich oft vor den Augen der Zuschauer die auf dem Trocknen liegenden Schiffe in die Höhe hoben. Dieses Wasser wurde gewöhnlich aus der Tiber (daher die Naumachien oft in der Nähe derselben angelegt wurden), zuweilen aber auch durch Wasserleitungen zugeführt, und floß mit eben der Schnelligkeit wieder ab, mit der es herbeigeströmt war. Diejenigen, welche in diesen Naumachien fochten und daher Naumachiarii hießen, waren, wie gewöhnlich die Gladiatoren, Sklaven, oder Leute aus der niedrigsten Classe, Gefangne und zum Tode verurtheilte Verbrecher. Ihre Bestimmung war zu sterben, und nur ein günstiger Zuruf des Volks oder des Präsidenten der Spiele konnte sie, wie die Gladiatoren, retten. Blos am Fuße des Berges Griffone bei Salerno in Sicilien hat man in der Bildung eines kleinen Sees Spuren einer alten Naumachie zu entdecken geglaubt.

Naumann (Joh. Gottlieb oder Amadeus), einer der größten Kirchencomponisten, churfürstlich sächsischer Capellmeister zu Dresden, ward in der Nähe dieser Stadt zu Blasewitz im Jahre 1741 geboren. Sein Vater ein unbemittelter Landmann erlaubte ihm, da er die vorzüglichen Anlagen des Knaben zur Musik bemerkte, statt der Schule seines Dorfes eine Schule in Dresden zu besuchen, wohin er jeden Morgen ging und wo er bessern Unterricht und mehr Gelegenheit fand, seine musikalischen Talente auszubilden. Ein Mitglied der königlich schwedischen Capelle zu Stockholm,

durch Zufall in das Haus seines Vaters geführt, erstaunte, hier ein Clavier und Musikstücke zu finden, deren Ausführung er für sehr schwer hielt, erfuhr von diesem, daß sein dreizehnjähriger Sohn diese Stücke spielte, und erbot sich, den jungen Menschen, der so viel Anlage verrieth, mit sich nach Italien zu nehmen. Der Vater gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu. Das neue Verhältniß, in welches der junge Naumann trat, war mit vielen Unannehmlichkeiten verknüpft. Er mußte bald seinem Herrn die niedrigsten Dienste leisten und war oft dem Mangel Preis gegeben. Kaum konnte er Zeit finden, sich auf der Bratsche auszubilden. Zu Fuß folgte er seinem Herrn, der mit der Post reiste, im Jahre 1758 nach Italien, und während dieser zu Padua den Unterricht Tartini's benutzte, mußte Naumann seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Einst als er, wie gewöhnlich, das Instrument seines Herrn zu Tartini trug, wagte er es, diesen großen Virtuosen um die Erlaubniß zu bitten, an der Thür seines Zimmers der Lehrstunde zuhören zu dürfen. Tartini nahm ihn sogleich unter seine Schüler auf. Bald darauf erhielt er einen gütigern Herrn. Nach einem Aufenthalte von drei Jahren und zwei Monaten zu Padua verließ er diese Stadt, um in Gesellschaft des Herrn Pitscher, der auf Kosten des Prinzen Heinrich eine Reise durch Italien machte, sich weiter auszubilden. In Neapel, wo er sich 6 Monate aufhielt, erwachte seine Vorliebe für theatralische Musik. In Bologna benutzte er die Freundschaft des berühmten Pater Martini und des nach Italien geflüchteten Hasse, um seine Kenntnisse zu erweitern. Als Pitscher seine Rückreise antreten mußte, ließ sich Naumann, da ihm der fortdauernde siebenjährige Krieg die Rückkehr nach Sachsen widerrieth, in Venedig nieder, wo er Unterricht ertheilte, und mit Beifall einige theatralische Compositionen gab. Der Wunsch, seine Aeltern und sein Vaterland wiederzusehn, indem er Dienste zu erhalten hoffte, bewog ihn, nach einem Aufenthalte von acht Jahren in Italien, seinen Aeltern eine seiner Compositionen mit der Bitte zuzuschicken, sie dem sächsischen Hofe vorlegen zu lassen. Naumanns Mutter überbrachte die Compositionen der Churfürstin Mutter, Maria Antonia. Diese Fürstin zweifelte anfangs, als Kennerin der Kunst, ob der Sohn der Bäuerin diese Composition gemacht habe; allein durch Erkundigungen, die sie in Italien einziehen ließ, davon überzeugt, berief sie den jungen Naumann nach Dresden, wo er im Jahre 1765 als churfürstlicher Kirchencomponist mit 220 Thalern Gehalt angestellt wurde. Bald darauf erhielt er die Stelle als churfürstlicher Kammercompositeur und den Auftrag, eine zweite Reise nach Italien zu machen, die er in Gesellschaft Schusters und Seidelmanns antrat. Auch auf dieser Reise verweilte er am liebsten zu Neapel. Hier componirte er für das Theater zu Palermo den Achilles in Scyros, arbeitete dann in Venedig an der Oper Alexander. Im Jahre 1769 kehrte er nach Dresden zurück, um zur Vermählung des Churfürsten die große Oper: la Clemenza di Tito, zu componiren. Im Jahre 1772 machte er, um seinen Bruder, einen Mahler, zu Mengs nach Rom zu führen, seine dritte Reise nach Italien, wo er sich zwei Jahre aufhielt, und binnen 13 Monaten 5 Opern componirte, nach deren Beendigung er zum Capellmeister mit einem Gehalt von 1200 Thalern ernannt wurde, welche Besoldung später auf 2000 erhöht ward. Zur Geburtstagsfeier des Königs von Schweden,

Gustavs III., componirte er im Jahre 1776 die große Oper Amphion, zur Einweihung des neuen Theaters zu Stockholm 1780 die Oper Cora, seine berühmteste Oper, und Gustav Wasa, welche Oper er selbst dirigirte. Auch organisirte er das Orchester zu Stockholm, welches eins der ausgezeichnetsten in Europa wurde. Für den dänischen Hof componirte er im Jahre 1785 die Oper Orpheus. Die Könige von Schweden, Dänemark und Friedrich Wilhelm II., König von Preußen, gaben ihm besondere Merkmale ihrer Gewogenheit. Er wurde mehreremale bei besondern Gelegenheiten nach Berlin berufen, führte hier mehrere seiner Compositionen (Medea, Protesilaus ꝛc.) auf, und erwarb sich um die berliner Capelle noch ein besonderes Verdienst durch die Bildung des nachherigen Capellmeisters Himmel und der Demoiselle Schmalz. Als eine Entschädigung für die abgelehnten Vocationen ertheilte ihm sein Churfürst 1786 die Stelle eines Obercapelldirectors mit 3000 Thalern Gehalt. Zu seinen vorzüglichsten Opern gehören auch Tutto per amore und la Dama Soldato. In spätern Jahren wurde Kirchenmusik immer mehr sein Lieblingsfach, wiewohl er noch im Winter 1800 seine Oper Acis und Galatea, eine Composition voll jugendlicher Munterkeit und männlicher Fülle aufs Dresdner Theater brachte. Am 21. October 1801 wurde er auf einem einsamen Spaziergange in dem großen Garten zu Dresden vom Schlage gerührt, blieb die ganze Nacht betäubt und hülflos liegen, woran er den 23. desselben Monats starb. Das in der Geschichte der Künstler und insbesondere der Musiker seltne Schicksal, unter glücklichen Verhältnissen seine Tage beschlossen zu haben, verdankt Naumann vorzüglich der Sanftheit und Mäßigung seines Charakters. Er hat eine Menge von Compositionen für die Kirche, worunter wir besonders sein Vater unser (Text von Klopstock), mehrere Psalmen und Missen, Oratorien und Vespern auszeichnen, (größtentheils Eigenthum der Dresdner Hofcapelle), für das Theater und die Kammer hinterlassen. Auch auf der Harmonica hatte er eine bewundernswürdige Fertigkeit, und setzte für dieses Instrument sechs Sonaten, die einzigen, die überhaupt in dieser Gattung existiren. (Vergl. A. G. Meißners Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumanns, Prag, 1803 u. f. 2 Theile.)

Naumburg, mit dem Beisatze an der Saale, eine alte, aber ansehnliche Stadt, mit ungefähr 1100 Häusern und 8000 Einwohnern, in einer sehr angenehmen Gegend, unweit des Einflusses der Unstrut in die Saale, sonst zum thüringischen Kreise des Königreichs Sachsen, jetzt zum Regierungsbezirk Merseburg des preußischen Herzogthums Sachsen gehörig. Unter den öffentlichen Gebäuden ist die ungefähr 1028 erbaute Domkirche merkwürdig. Die hiesige Domschule hat immer in gutem Rufe gestanden. Die Einwohner beschäftigen sich mit verschiednen Fabrikarbeiten, vorzüglich mit Tuch- und Leinweberei, Seifesieden ꝛc. und mit Handel. Einige Häuser machen bedeutende Geschäfte im Wollhandel. Es wird jährlich zu Peter Paul eine Messe gehalten, die seit einigen Jahren häufiger besucht wird, auch ist im Jahr 1818 von der preußischen Regierung der Stadt eine zweite oder Wintermesse bewilligt worden, welche den 1sten December anfängt. Das hier gewöhnliche jährliche Kinderfest, das Kirschfest genannt, soll durch einen Angriff der Hussiten auf die Stadt im J. 1432 veranlaßt worden

seyn. Diese Sage ist von Kotzebue zu dem bekannten Schauspiel benutzt worden. — Das hiesige Stift war ehemals ein Bisthum, welches 1029 von Zeitz hieher verlegt worden war. Nach dem Tode des letzten catholischen Bischofs, des bekannten Julius Pflug (1564), kam die Administration des Stifts an Churſachsen, welches immer die Schutzgerechtigkeit über daſſelbe behauptet hatte. Im J. 1656 wurde es der Seitenlinie des sächsischen Hauses, Sachsen Zeitz, zugetheilt, nach deren Absterben es, vermöge einer besondern Capitulation, 1726 wieder an Churſachsen kam. Der Sitz der vormaligen Bischöfe war gewöhnlich in Zeitz, des Domcapitels aber in Naumburg. Das vereinigte Stift von Naumburg und Zeitz hatte, wie Merseburg, bis zum Jahr 1814 seine eigene Verfassung, Regierung, Kammer, Consistorium u. s. w. Das Domcapitel besteht aus 21 Mitgliedern, worunter zwei Leipziger Professoren sind. — Der rothe Wein, der in der Gegend um Naumburg wächst, ist gut, und wird zum Theil ausgeführt.

Nautik, s. Schifffahrtskunde.

Navarra. Das Königreich Navarra entstand, als die Nachfolger Carls des Großen die nach Westen bis zum Ebro ausgedehnte Monarchie dieses großen Fürsten nicht zu behaupten verstanden. Ungeachtet es aus zwei Theilen, Obernavarra auf der Südseite der Pyrenäen, und Niedernavarra auf der Nordseite dieses Gebirges, bestand, so standen beide Theile doch unter einem Könige, bis Ferdinand von Aragonien Obernavarra im Jahre 1512 an sich riß. Von dieser Zeit an hatten die Könige von Navarra nur Niedernavarra. Als Heinrich IV., König dieses Landes, den französischen Thron bestieg, wurde es auf diese Weise mit Frankreich (zu dem es schon unter Carl dem Großen gehört hatte) vereinigt, und die Könige von Frankreich nennen sich daher Rois de France et de Navarra. Obernavarra, welches auch jetzt noch das Königreich Navarra heißt, ungeachtet es eine Provinz der spanischen Monarchie ist, gränzt gegen Süden an Aragonien, gegen Osten an die Pyrenäen, gegen Norden an Biscaya und gegen Westen an Altcastilien. Es enthält auf 157 Quadratmeilen 227,000 Einwohner, ist also eins der gut bevölkerten Länder, und ungeachtet es bergig ist, doch ziemlich fruchtbar. Hier entspringt der Ebro, der die Arga und den Aragon aufnimmt. Das Clima ist gemäßigt und gesund. Metalle, Getraide, Salz, Holz, Wein, Oel, Wildpret, Bären, Wölfe und Gemsen machen die Hauptproducte des Landes aus. — Das zu Frankreich gehörende Niedernavarra, von ungefähr 21 Quadratmeilen, machte vor der Revolution mit Bearn ein besonderes Gouvernement aus, und bildet jetzt einen Theil des Departements des basses Pyrénées. Diese Provinz ist bergig, und nicht sehr fruchtbar. Ehemals wurde sie von den Basken bewohnt, und die so merkwürdige baskische Sprache wird hier noch gesprochen. — Neunavarra ist eine Provinz von Neu-Mexico, im spanischen Nordamerika.

Navigationsacte. Dieses berühmte englische Schifffahrts- und Seehandelsgesetz, die Grundlage aller nachherigen, wurde von Cromwell, dem nachmaligen Protector im englischen Parlamente 1651 eingeleitet und durchgesetzt. Diese Acte war besonders gegen die Holländer gerichtet. Der Geist der Handlungspolitik Englands, die unter der Königin Elisabeth den ersten Grad der Ausbildung erlangt hatte, war von dem umsichtigen Cromwell sehr gut

durchdrungen, und für das Interesse der Britten weislich benutzt. Die dort entstandene Idee der Alleinherrschaft auf dem Meere, zu welcher der Besitz der Ostseefahrt eine unerlaßliche Bedingung war, die dazu nothwendige Vernichtung der holländischen Schifffahrt nach England und den Colonien, die seit dem Verfall der Hanse sich so sehr ausgebildet hatte, verbunden mit dem persönlichen Hasse Cromwells gegen die Holländer, wegen ihrer Theilnahme, die sie für die Stuarte gezeigt hatten, gab die Veranlassung zur Navigationsacte, deren Wirkungen die ihr unterliegende Absicht ganz erreichten. In ihr wurde verordnet: 1. daß kein fremdes Schiff Güter nach englischen Häfen führen sollte, als die Producte des Landes, von denen das Schiff herkomme; 2. daß ein solches Schiff in brittischen Staaten gebaut seyn, und dessen Mannschaft wenigstens zu zwei Drittheilen, nebst dem Capitain, geborne oder naturalisirte Britten seyn müssen; 3. daß kein fremdes Schiff eine Rückfracht von England, jedes englische Schiff aber doppelte Fracht von andern Ländern solle nehmen dürfen. Diese Acte verursachte der Handlung der Holländer einen unersetzlichen Verlust, sie mußten aber der überlegnen Macht Cromwells nachgeben, und bei dem Friedensschlusse mit ihm (1654) sich diesen und andern Bedingungen unterwerfen. Als Carl II. den väterlichen Thron (1660) wieder bestieg, war es eine seiner ersten Handlungen, die Navigationsacte, aus Haß gegen die Holländer, zu erneuen. Für die drei Hansestädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, und für Danzig hob er jedoch im J. 1661 die Wirkungen dieser Acte wieder auf. Allein schon im Jahre darauf (1662) verlor Lübeck diese Befreiung wieder, da es (wie vordem Holland) den Britten dadurch gefährlich zu werden drohte, daß es einen bedeutenden Theil der Ostseefahrt und Handlung an sich gezogen hatte. Für Hamburg, Bremen und Danzig blieb jedoch Carls II. Befreiungsbrief bestehen, indem diese immerfort auf jeden Hafen Großbritanniens schiffen durften, nur daß in der Folge durch einzelne Parlamentsbeschlüsse der Vortheil davon sehr beeinträchtigt wurde, da die Einfuhr deutscher Waaren auf englischen Schiffen begünstigt ward. So ungültig nun an und für sich Carls II. Befreiungsbrief nach dem englischen Staatsrechte auch war, da der König ohne das Parlament ihn eigentlich nicht geben konnte, so wurde er doch in dem ersten von Wilhelm III. (1689) gehaltenen Parlamente, neben der Bestimmung daß fernerhin keine solche Privilegien mehr ertheilt werden sollten, ohne weitere Untersuchung bestätigt und er blieb auch in seiner Gültigkeit, bis die Maaßregeln, welche Großbritannien, nach dem Ausbruche der Revolution in Frankreich, gegen dieses Land und namentlich gegen dessen nachheriges sogenanntes Continentalsystem ergreifen mußte, jenes Privilegium in sich selbst vernichteten. So wie aber früher aus dem herrischen Gedanken, der in der Navigationsacte ausgesprochen worden ist, die strengen englischen Handelsverbote in jenem durch den Ryswiker Doppelfrieden (20. Sept. und 30. Oct. 1699) beendigten neunjährigen Kriege, und the rule of 1756, geflossen sind, so ist sie auch als die Hauptgrundlage aller der berühmten Geheimenrathsverordnungen (ordres of council) zu betrachten, welche in der neuesten Geschichte des europaischen See- und Landhandels eine so tief eingreifende Rolle gespielt haben. Zur ausführlichern Kenntniß von der Geschichte dieser merkwürdigen Acte empfehlen wir die Abhandlung des Prof. Büsch im 2. Bde.

der von ihm und Ebeling herausgegebnen Handlungsbibliothek und Engelbrechts Corpus juris nautici. Der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika hat seit kurzem auch eine Navigationsacte bekannt gemacht, die nach dem Muster der englischen eingerichtet ist, und derselben in Allem gleicht. Sie wurde am 1. März 1817 von dem Präsidenten der vereinigten Staaten unterzeichnet, und der 1. October 1817 wurde als der Termin festgesetzt, an welchem sie in Wirksamkeit treten sollte. Die Acte besteht aus sieben Artikeln; in dem ersten derselben ist festgesetzt, daß kein Schiff Waaren oder Producte in die Vereinigten Staaten einführen darf, die nicht aus dem Lande stammen, welchem das Schiff angehört. Eine gewisse feindliche Absicht gegen England ist dabei nicht zu verkennen; es läßt sich aber auch mit Grunde erwarten, daß die stets wachsende Seemacht der vereinigten Staaten dadurch noch mehr gewinnen werde. I.

Naxos, in den ältesten Zeiten Dia und Strongyle, in der jetzigen neugriechischen Sprache Naxia genannt, ist die größte Insel in der Inselgruppe der Cykladen im Aegeischen Meer. Sie ist berühmt theils wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit, theils wegen ihrer Beziehung auf die Mythologie des Bacchus. Sie war reich an Getraide, an Wein, der zu dem besten von ganz Griechenland gerechnet wurde, an edlen Baumfrüchten und an Marmor, von welchem vorzüglich die unter dem Namen Ophaltes oder Ophites bekannte Gattung häufig gebraucht wurde. Man nannte sie, um ihre Fruchtbarkeit zu bezeichnen, oft Kleinsicilien. Dem Bacchus, als dem eigentlichen Schutzgott der Insel, schrieben ihre Bewohner diese außerordentliche Fruchtbarkeit zu. Bacchus hatte hier die vorzüglichsten Feste, Tempel und Altäre. Hier war es, wo er die vom Theseus verlassene Ariadne (s. d. Art.) tröstete; eine Mythe, welche von einigen Gelehrten so erklärt worden ist, als ob Ariadne bei einigen Flaschen Wein (Bacchus steht bekanntlich oft für Wein) die Treulosigkeit des Theseus vergessen habe. — Die ersten Bewohner der Insel sollen Thracier gewesen seyn, welche später von Thessaliern unter Anführung des Otus und Ephialtes unterjocht wurden. Nachdem die Thessalier wegen einer anhaltenden Dürre die Insel wieder verlassen hatten, ließen sich bald nach dem trojanischen Kriege Carier, deren Anführer Naxos geheißen haben soll, daselbst nieder. Pisistratus unterwarf die Insel der athenienſischen Oberherrschaft. Nach dem Tode des Pisistratus erlangte Naxos seine Freiheit wieder, und wurde außerordentlich blühend und mächtig. Bald aber theilte auch Naxos das Schicksal der meisten Inseln des Archipelagus, indem es unter die Oberherrschaft der Perser gerieth. Als diese indessen unter Xerxes das eigentliche Griechenland zu unterjochen versuchten, benutzten die Naxier diese Gelegenheit, um in den Schlachten bei Salamis und Platäa auch ihre Freiheit zu begründen. Als Athen jedoch in der Folge und besonders während des peloponnesischen Kriegs die kleinen Inseln des Archipelagus und auch Naxos unter dem Namen der Bundesgenossenschaft zu sehr bedrückte, versuchten die Naxier vergeblich, sich dieser Oberherrschaft zu entziehen. Während des Mithridatischen Kriegs geriethen sie unter die Herrschaft der Römer. Der Triumvir Antonius unterwarf die Insel dem Protectorat der Rhodier, entzog sie jedoch diesem bald wieder, als sie ihre Oberherrschaft zu sehr mißbrauchten. So blieben sie in einem Zustand

von Freiheit bis zu den Zeiten Vespasians, der sie zu einer römischen Provinz schlug. Nachdem sie hierauf dem Schicksale des oströmischen Kaiserthums gefolgt war, gerieth sie nach dem Sturz desselben, wie die übrigen Inseln des Archipelagus, unter die Oberherrschaft der Türken, denen sie noch jetzt gehört.

Nazarener wurden die ersten Christen bisweilen von ihren Gegnern genannt, und noch jetzt gibt es im östlichen Asien christliche Gemeinden, bei denen sich dieser Name erhalten hat. Die schon zu Anfang des zweiten Jahrhunderts in Palästina entstandene Secte der Nazarener glaubte, das jüdische Ceremonialgesetz mit den Vorschriften Jesu vereinigen zu müssen, und hielt sich an ein hebräisches Evangelium des Matthäus. Noch weiter gingen die Ebioniten (Arme, Dürftige) in der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes, verwarfen dabei die Briefe des Apostels Paulus und zweifelten an der Gottheit Christi, den sie nur für einen vorzüglichen Menschen hielten. Wie die Nazarener, mit denen die Ebioniten Vaterland und Zeitalter der Entstehung gemein hatten, aber durchaus nicht zu verwechseln sind, besaßen sie auch ein hebräisches Urevangelium. Beide übrigens unbedeutende Secten scheinen im vierten Jahrhundert erloschen zu seyn. E.

Nazareth, ein Landstädtchen in Galiläa, lag zwölf deutsche Meilen nördlich von Jerusalem auf einem Gebirge, dessen schöne Gegenden von den Reisenden noch jetzt gerühmt werden. Merkwürdig war es als der Aufenthaltsort der Aeltern Jesu, die nach ihrer Rückkehr aus Aegypten dahin zurückkehrten, und ihn daselbst erzogen. Daher wurde er bisweilen von den Juden spottweise der Nazarener genannt, weil dieses Städtchen nicht im Rufe besondrer Bildung stand. Dieß zeigte sich an der Unempfänglichkeit der Nazarener für seine Lehren, und er hatte Ursache, sich nach dem Antritte seines Lehramts nicht weiter daselbst aufzuhalten. E.

Neapel, Königreich, s. Sicilien (Königreich beider).

Neapel, Stadt und Umgebung. Diese Hauptstadt des Königreichs beider Sicilien gehört ihrer einzigen Lage, ihrer Volksmenge und mannichfacher Schätze wegen zu den herrlichsten Städten der Welt. Prachtvoll am Rande des majestätischen Golfs gelagert, aus dem die Inseln Capri und Ischia in kühnen Umrissen nicht allzufern sich emporheben, rechts vom Vesuv bewacht und bedroht, links in den Arm des Posilip geschmiegt, scheint sie, des Genusses nimmer müde, in den reichen Segnungen zu schwelgen, welche der Himmel auf das glückliche Land herabströmt. Schon die Alten erkannten den Zauber dieser Gegend, und fabelten von dem hier befindlichen Tempel und Grabe einer Sirene, Namens Parthenope; doch deuten Mythus und Benennung wohl nur auf die magischen Reize der jungfräulichen Schönheit dieses Eldorado's. Auch der heutige Neapolitaner ist stolz auf sein Vaterland; er nennt es ein auf die Erde gefallenes Stück Himmel, oder ruft in seiner patriotischen Begeisterung: Sieh Neapel und stirb dann! (Vedi Napoli e poi muori!) Und wirklich ist kein Erdstrich im Besitz so vieler Vorzüge wie dieser. Die Luft milde, balsamisch und gesund; die Hitze des Sommers gemildert durch die Kühlung des Meeres, dessen blauer Spiegel ewig den Blick anzieht und erfreut, wie sein Schooß reiche Gaben aller Art spendet; die Felder prangend und blühend von Getraide und Wein, der in mahlerischen Gewinden sich um Ulmen und edle Obstbäume rankt; ein reges, betrieb-

sames Volk, kurz Leben und Fülle überall und aller Glanz und Reichthum des Südens entfaltet. Mehr als 350,000 Menschen tummeln sich in den Straßen der Stadt, in welcher Nacht und Tag der rauschende Lärm nicht schweigt; die Straße Toledo, die größte und prächtigste unter allen, gleicht einem beständigen Markte, durch dessen Gewühl man sich drängen und stets der Gefahr ausweichen muß, von den blitzschnellen Curricoli (einspännigen Cabriolets) überfahren zu werden. Im Hafen, der übrigens nicht groß ist, wimmelt es von Schiffen aus allen Welttheilen, und der Hafendamm oder Molo ist stets von Menschen voll, die entweder Geschäfte treiben, oder müßig vor einer Pulcinellenbude oder um einen Taschenspieler, oder Sänger und Improvisator versammelt sind. Die vornehme Welt wohnt und bewegt sich, zumals des Abends, in prächtigen Wagen in den längs dem Meere sich erstreckenden Straßen S. Lucia und Chiaja; namentlich ist letztere reich an stattlichen Palästen, vor denen unmittelbar am Meere Villa reale, ein königlicher Garten, sich hinzieht, den unter andern die berühmte Gruppe des Farnesischen Stieres schmückt. Die Aussicht von hier über das Meer hin nach dem Vesuv und den Küsten von Sorrento ist einzig. Aber auch nur die Natur und die Regsamkeit des gegenwärtigen frischen Lebens nebst den mancherlei Denkmalen eines verflossenen macht Neapel und seine Umgebung so bezaubernd; der sinnige Reisende, der, von Florenz und Rom kommend, dort die Wunder der Kunst und die in ihren Trümmern noch großen Monumente einer stolzen Vergangenheit beschaut hat, findet hier nur sparsame Anregungen, aber desto häufigere Beleidigungen seines Gefühles für Schönheit und Kunst. Die üppige Triebkraft der Natur scheint hier auch dem Styl der Kunst sich mitgetheilt und denselben zu Ausartung und Uebertreibung angeregt zu haben. Dieß gilt namentlich von der Baukunst; wir kennnen kein bedeutendes Gebäude in Neapel, das nicht mehr oder minder von außen wie von innen durch Ueberladung, Schnörkeleien und andere unangemessene Zuthaten den entarteten Geschmack verriethe, oder im Gegentheile durch Kahlheit, Nüchternheit und Einförmigkeit das Gepräge der Bedeutungslosigkeit an der Stirn trüge. Nicht glücklicher sind Bildhauerkunst und Mahlerei; größere Gunst ward der Musik, der es hier nie an geweihten Priestern fehlte, doch ist uns seit Paesiello's Tode († 1816) kein namhafter bekannt. Jene trefflichen Zierden Roms, die Obelisken und Springbrunnen, erscheinen hier in fratzenhafter Nachbildung; statt der ersten sogenannte Aguglie, wunderliche, überladene Zwitterformen von Säule, Obelisk und Pyramide, statt der letzten kleinlich und geschmacklos verzierte Brunnen, den römischen auch nicht von Ferne vergleichbar. Ja selbst die öffentlichen Inschriften, namentlich die aus der spanischen Zeit, zeugen von dem übertriebensten Style und sind mit orientalischem Schwulste abgefaßt. Nach dieser Bemerkung wenden wir uns zu einer nähern Ansicht der Stadt, jedoch nur Bedeutendes aushebend und für das übrige den Wißbegierigen auf ausführliche Beschreibungen verweisend (z. B. Napoli antica e moderna di Romanelli, 1815, 3 Vol.). Unter den 300 Kirchen in Neapel, von denen keine einzige sich durch ihre Bauart empfiehlt, steht oben an die des heil. Januar oder der Dom. Sie ward nach der Zeichnung des Nicolò Pisano im J. 1299 erbaut, doch hat man sich bemüht, ihren gothischen Charakter so viel als möglich auszutilgen. In einer unterirdischen Capelle

unter dem Chor ruht der Leichnam des Heiligen; sein Blut wird in der prächtigen Capelle des Schatzes aufbewahrt, die durch vier Altargemälde von Domenichino geschmückt ist. Für die schönste Kirche in Neapel hält man il Gesu nuovo; wenigstens hat sie die beste Kuppel, doch ist sie auch mit sinnlosen Zierrathen überladen. Die Kirche des reichen Frauenklosters S. Chiara gleicht eher einem Ballsaal als einem Tempel; ehemals besaß sie Frescobilder von Giotto, die jetzt verschwunden sind. S. Domenico ist groß, S. Filippo Neri reich an Marmor und Malereien, S. Paolo maggiore zeigt an seiner Vorderseite noch Reste eines ehemaligen Tempels des Castor und Pollux, bewundert wird SS. Apostoli. Klein, aber durch Sannazars Grabmal geweiht, ist die von ihm gestiftete Kirche S. Maria del Parto in Mergellina. Wir erwähnen zuletzt noch der Carthause S. Martino, die auf einem Berge unter dem Castell S. Elmo liegt, der herrlichsten Aussicht genießt und jetzt die Wohnung der Invaliden ist. Das ganze Gebäude ist überaus prächtig, und die Kirche kostbar geschmückt vor allen andern. Ueber der Carthause liegt das Schloß S. Elmo, welches die ganze Stadt beherrscht und mit seinen Kanonen jede frevelnde Bewegung der Lazzaroni zur Ruhe verweist. Aber auch gegen äußere Feinde ist Neapel gesichert, besonders nach dem Meere zu; denn östlich erhebt sich das Castello nuovo, westlich erstreckt sich auf einem Felsen Castello dell' Uovo (so von seiner eiförmigen Gestalt genannt) in das Meer. Unter den Palästen zeichnet sich das königliche Schloß durch seine ziemlich edle Bauart vortheilhaft aus; ein anderer königlicher Palast zu Capo di Monte ist unvollendet, enthält aber viele Gemälde und andere Kunstsachen. Die alte Residenz der Beherrscher Neapels, la Vicaria, ist jetzt der Sitz des Tribunals, mehrerer Dikasterien und Gefängnisse. Unter den übrigen Palästen nennen wir noch Maddaloni, Francavilla, Gravina, Tarsia, welcher letztere eine ansehnliche, auch dem Publikum geöffnete Bibliothek besitzt, und uns zu den Anstalten für Wissenschaft und Kunst in Neapel überführt. Die bedeutendsten Sammlungen enthält das Gebäude degli Studj, dessen untere Räume die antiken Statuen einnehmen, aus deren Menge wir blos den Farnesischen Herkules, die Farnesische Flora, die Ritterstatuen der beiden Balbus, die Venus καλλιπύγος (aux belles fesses) und einen trefflichen Aristides namhaft machen. Im zweiten Stockwerk befindet sich eine bedeutende Sammlung hetrurischer Vasen, eine Gemäldegallerie und die königliche Bibliothek. Die Universität ist — als Gebäude bedeutend, aber die wissenschaftliche Bildung der Studirenden scheint daselbst eben nicht vorzüglich zu gedeihen. Auch sie besitzt manche gute Sammlung, z. B. eine mineralogische; der botanische Garten hebt sich immer mehr und mehr. In Hinsicht der Anzahl frommer und wohlthätiger Stiftungen kann sich schwerlich eine andere Stadt mit Neapel messen; denn sie beläuft sich auf sechzig. Unter diesen sind zwei große Spitäler: degli Incurabili, wo übrigens Kranke aller Art aufgenommen werden, und della Sma. Annunziata, welches sehr reich ist, und meistentheils Findlinge, weibliche Büßende ꝛc. aufnimmt und versorgt. Außerdem sind noch fünf Spitäler, viele fromme Brüderschaften und mehrere Conservatorien vorhanden, welche letztere eine Zeit lang die berühmten Pflanzschulen der Musik für

ganz Europa waren. Das Albergo de' Poveri gehört zu den größten Gebäuden dieser Art. Wenn demnach der Ernst des Lebens unter dem regsamen Volke seine Rechte behauptet, um wie viel mehr wird erst der Freude gehuldigt werden? Allerdings aber nicht in eigens errichteten Tempeln, denn Leben und Lust herrschen dort überall und Genuß ist die allgemeine Losung. Für das müßige Volk fehlt es nirgends an Kurzweil, Pulcinellen, Musik, Orangen, Maisknchen nnd einem Plätzchen sich hinzustrecken nnd auszuschlafen, denn der Reiz des Far niente ist groß. Für die gebildeten Stände giebt es vier Theater, nnter welchen S. Carlo das größte im J. 1815 abgebrannt, aber wieder ans seinen Trümmern prächtig erbaut ist; bei voller Beleuchtung gewährt das Haus einen zauberischen Anblick. Außerdem bestehen noch Teatro nuovo, de' Fiorentini nnd S. Carlino. Sie sind sämmtlich in Hinsicht auf Musik und Darstellung kaum mittelmäßig zu nenuen, doch die Ballette glänzend. In keiner andern italienischen Stadt sind die Zuschauer während des Stücks so laut, aber anch nirgends stiller und andächtiger bei Lieblingsarien, wie hier. — Der Adel ist größtentheils reich und prachtliebend, unter den Bürgern herrscht Wohlstand, nnd die völlig unbemittelten der untersten Volksklasse oder die Lazzaroni sind in der Regel so mäßig, daß sie bei der Wohlfeilheit der Lebensmittel mit dem geringsten Erwerbe oder Almosen bequem nnd sorglos den Tag verleben, etwas noch für divertimenti auf dem Molo erübrigen, und wenn sie kein anderes Obdach haben, der Milde des Clima's vertrauen und unter dem Portal eines Palastes oder Porticus einer Kirche die Nacht zubringen können. Manufacturen und Fabriken sind im Verhältnisse zur Anzahl der Einwohner unbedeutend; auch der Handel könnte für die Lage des Orts sich auf einer höheren Stufe befinden. Frauenschönheit gehört in Neapel zu den größten Seltenheiten, desto edler und kräftiger ist die Bildung der Männer, besonders in den Jahren der Reife. Der Charakter des Volks ist übrigens nicht so arg, als manche Reisende ihn geschildert haben. Im Ganzen herrscht viel Gutmüthigkeit, drollige Treuherzigkeit und nachahmenswerthe Mäßigkeit; bei aller Leidenschaftlichkeit hört man nur selten von Ermordungen. Die Unsittlichkeit ist hier nicht größer als in andern Hauptstädten, und der Hang zur Trägheit wie zum Genusse findet seinen Grund und seine Entschuldigung in der Natur des Südens:

Das Land der Reize, Lust und üpp'gen Fülle
Bringt ähnlich die Bewohner auch hervor.
Tasso's befr. Jerus. I. 62.

Neapels Umgebung ist reich an Wundern der Natur, Kunst und unzähligen Ueberresten des Alterthums. Wir beginnen unsere Wanderung von der Abendseite der Stadt, wo der Bergrücken des Posilippo sich hinzieht. Seiner Schönheit, bei deren Anblick aller Gram schweigt, soll er den Namen verdanken (*απο της παυσεως της λυπης*). Merkwürdig ist die Grotte desselben, oder ein gewölbter, durch ihn geführter, wohl tausend Schritt langer dunkler Weg, dessen die Alten öfter erwähnen, den aber Alfons I. erweitern, und der Vicekönig Peter von Toledo pflastern ließ. Ueber derselben liegt in einem Garten das sogenannte Grabmal des Virgil, ein Columbarium mit mehreren Nischen, worin sonst Urnen gestanden. Der Lorbeer, der ehedem darauf grünte, aber

sein Laub jedem Reisenden Preis geben mußte, ist ausgegangen. Den Weg durch die Grotte des Posilippo verfolgend, gelangt man bald an den See von Agnano, der malerisch von Bergen eingeschlossen wird, unter welchen derjenige, auf welchem das Kloster Camaldoli liegt, der höchste ist. Die Aussicht von dieser Höhe, die niemand zu ersteigen unterlasse, erstreckt sich über die ganze Campania Felix, weit hinaus über die Inseln und das Meer, und gehört unstreitig zu den erhabensten, reichsten und entzückendsten der Welt. Der Agnaner See besitzt die Eigenschaft, an einzelnen Stellen aufzuwallen, ohne jedoch heiß zu seyn. Im Sommer, wo aller Hanf der ganzen Nachbarschaft in seinem Wasser geröstet wird, ist die Luft hier äußerst ungesund. An seinen Ufern befinden sich ferner die Schwitzbäder von S. Germano, verschiedene Gewölbe, in welchen ein schwefeliger Dunst aus der Erde emporsteigt, und die berühmte Hundsgrotte (Grotta del cane), deren Boden eine Schicht von kohlensaurer Luft bedeckt, in welche die Führer gewöhnlich einen Hund tauchen, und ihn dann, wenn er eben ersticken will, hervorziehen und an der freien Luft wieder zu sich kommen lassen. Durch einen Hohlweg kommt man von hier in ein anderes, wildes, von den leukogäischen Felsen umschlossenes Thal. Am Fuße dieser Berge trifft man die Acqua delle Pisciarelle, ein mit Geräusch aus dem Boden hervorquellendes, schwefelhaltiges, sehr warmes Wasser. Von der andern Seite der Felsen liegt die Solfatara (Forum Vulcani, Campi Phlegraei), ein höchst merkwürdiges vulkanisches Thal. Wahrscheinlich ist einst ein feuerspeiender Berg hier zusammengestürzt, aber nicht völlig erloschen. Unter dem Boden, der mit einer weißlichen Thonerde bedeckt ist und beim Auftreten erzittert, ist alles hohl; aus allen Löchern und Ritzen dringen dichte Schwefeldämpfe hervor, die im Finstern leuchten sollen; der Ansatz des natürlichen Schwefels mit bunten, schillernden Farben an dem wilden Gestein erhöht vollends das Grausige dieser Gegend. Wie man sie aber verläßt und sich gen Pozzuoli wendet, wird man wieder durch alle Reize südlicher Fluren und den Anblick des Meeres entschädigt. Man nähert sich Pozzuoli auf den Resten einer alten Straße und bewundert unterweges manches Ueberbleibsel ehemaliger Pracht, namentlich die Ruinen einer Piscina (gemeinhin Labyrinth genannt), eines großen Amphitheaters, und der Thermen. Die alte Via Campana ist zu beiden Seiten mit den malerischen Trümmern alter Grabmäler eingefaßt, die größtentheils aus Columbarien bestehen und noch Spuren von Malerei aufweisen. Die Stadt Pozzuoli liegt auf einer kleinen Halbinsel und zählt ungefähr 10,000 Einwohner. Der Dom war einst ein dem August geweihter Tempel und enthält noch mehrere antike Säulen; von einer Statue des Tiberius hat sich blos der überaus schöne Piedestal auf dem Markte erhalten. Bei weitem das schönste Andenken an das römische Alterthum zu Pozzuoli machen die Ruinen eines Tempels des Jupiter Serapis aus, der unter Domitian erbaut wurde. Nur drei Säulen von Cipollinmarmor stehen noch aufrecht und schauen über ein Chaos schöner Bruchstücke traurig hin. Die sogenannte Brücke des Caligula im Hafen zu Pozzuoli besteht aus einer Reihe von Pfeilern, die aus der See hervorragen und wahrscheinlich die Trümmer eines Molo sind. Von der andern Seite der Stadt liegt der Monte Barbaro (der ehemals wegen seiner köstlichen Weine berühmte Mons Gaurus) an

dessen Fuß Cicero's Akademie und Cumanum standen. An diesen reiht sich der Monte nuovo, welcher 1538 in einer Nacht bei einem Erdbeben entstand und das naheliegende Dorf Tripergole ganz zu Grunde richtete. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der benachbarte Lucriner-See, dessen Austern und Fische bei den leckern Alten in so hohem Ansehen standen, fast ganz verschüttet, so daß er jetzt nur einen kleinen Teich ausmacht. Unfern von hier sind die Schwitzbäder von Tritola, auch Stufe di Nerone genannt, eine Reihe von Grotten, die ein erstickend heißer Dunst erfüllt, wohin viele Kranke aus Neapel wallfahrten. Durch die Höhle der cumanischen Sibylle, deren Virgil erwähnt, gelangt man vom Lucriner an den Averner-See, der ein rundes, von waldigen Hügeln umfaßtes Becken darstellt, welches wahrscheinlich der Krater eines ausgelöschten Vulkans ist. Verfolgt man den Weg längs dem Puzzolanischen Meerbusen, so kommt man nach Baja, dem bei den Römern so hochgefeierten Bajä, dessen Herrlichkeiten die alten Dichter nicht genug zu erheben wußten. Noch haben sich hier mehrere Ruinen erhalten, die nicht sowohl Tempel, wofür man sie ausgibt, als vielmehr Reste der berühmten Thermen zu seyn scheinen. In der Nähe liegt der Lago di Fusaro, der in dieser mythenreichen Gegend den Alten der Acheron war (Acherusia palus bei Virgil), und in der Gegend zwischen diesem und dem Avernus Cuma, nur wenig Spuren des alten Cumä noch aufweisend. Zwischen Baja und dem Dorfe Bacola (das Bauli der Alten) trifft man auf die Piscina mirabile, merkwürdige Reste eines alten Wasserbehältnisses und die sogenannten Cento Camerelle (hundert Kammern), eine Reihe von 12 bis 13 unterirdischen Gemächern, die höchst wahrscheinlich zur Grundlage eines großen Gebäudes gehörten. Seitwärts von Bacola liegt ein See, Mare morto genannt und nur durch eine schmale Enge mit dem Meere zusammenhängend, an dessen Ufer man die elysäischen Felder verlegte. An der östlichen Spitze des Golfs von Pozzuoli endlich liegt das Cap Miseno, wo ehemals eine Stadt war und jetzt die räthselhafte Grotta Dragonara das erheblichste ist. — Zwischen Cuma und dem Fluß Vulturno zeigt man noch an einem großen Sumpfe, Lago di Patria, einen Thurm, Torre di Patria genannt, den man für das Grabmal Scipio's des Afrikaners hält. Wir wenden uns jetzt nach der Ostseite Neapels, und betreten den Weg, der zum Vesuv, nach Herculanum und Pompeji führt (man s. diese Art.). Wir verweilen indeß nur in dem drei Miglien von Neapel entfernten Lustschloß Portici, dessen Bauart höchst geschmacklos und obenein unhaltbar ist; lächerlich war der Einfall, die Heerstraße mitten durch den Hof gehen zu lassen. Merkwürdig ist hier die in 16 Zimmern enthaltene Sammlung von mehr als 1500 herculanischen Wandgemälden; wahrscheinlich werden auch die andern aus Herculanum gewonnenen Schätze des Alterthums jetzt aus Sicilien, wohin man sie vor der französischen Besitznahme geflüchtet hatte, zurückgekehrt seyn. In Caserta hat Carl III. ein prächtigeres Schloß durch Vanvitelli erbauen lassen, das zwar durch seine Größe imponirt, aber mit seiner geistlosen Gleichförmigkeit eher einem Hospital und einer Caserne, als einer fürstlichen Wohnung gleicht. Herrlich ist die Lage; einzig in ihrer Art und dem kühnsten Römerwerke vergleichbar ist die berühmte Wasserleitung (Aquedotto Carolino), welche

zwölf Meilen weit das Wasser vom Monte Taburno nach Caserta bringt. — Wenn das Land um Neapel einem blühenden Wundergarten zu vergleichen ist, so ist auch das Meer hier reicher als sonst irgendwo mit heiligen Reizen ausgestattet. Eine Fahrt im Golf von Neapel längs der Küste oder nach den Inseln gehört zu den herrlichsten Genüssen der ganzen italienischen Reise. Capri, welches so wunderbar den Blick fesselt, ist entfernter (s. d. Art.); bequem zu näheren Ausflügen liegen die kleinen Inseln Lazaretto und Nisida, und unfern von Baja und Miseno Procida und Ischia. Wem wäre die romantische Eiland durch den Titan J. Pauls nicht vertraut und werth! Und gewiß, der phantasiereiche Dichter konnte als Scene für den glänzendsten Theil seines Romans keine reizendere Stätte ersinnen, als hier die Wirklichkeit gewährt. Vignen, Gärten, Haine und Dörfer wechseln freundlich mit einander ab; in ihrer Mitte erhebt sich majestätisch der Berg Epomeo oder Nicolo, vormals ein Vulkan; doch seit dem Jahr 1302 hat er den Frieden der schönen Insel nicht gestört. Kranke finden in den hiesigen Bädern Genesung, wie überhaupt jeder nicht ganz Unempfängliche von hier und dem festen Lande eine Fülle von Erquickung und einen Bilderreichthum mitnimmt, die ihm den Aufenthalt zu Neapel und in dessen Umgebungen ewig unvergeßlich machen. xx.

Nebel (aus dem Lateinischen) sind die zuweilen über der Oberfläche der Erde sichtbar schwebenden Dünste, welche eigentlich ein Niederschlag der Auflösung des Wassers in der Luft oder niedriger stehende Wolken sind. Da dieser Niederschlag nur dann Statt finden kann, wenn die obere Luft schon mit Wassertheilen hinlänglich gesättigt ist, so zeigen sich die Nebel nur bei sehr feuchter Luft. Die auf Wärme erfolgende Erkältung der Luft ist die gewöhnliche nähere Veranlassung der Nebel, die daher bei uns im Herbste, wo die Tage oft noch sehr warm und die Nächte kalt sind, am häufigsten bemerkt werden, weßhalb auch die aufgehende Sonne durch die Kraft der wiederkehrenden Wärme sie gewöhnlich wieder zerstreut. Hier tritt ein doppelter Fall ein: ist durch die Sonnenwärme die Auflösungskraft der Luft hinlänglich verstärkt, so fällt der Nebel als Heu- und Staubregen zur Erde nieder, und es wird heiteres Wetter; wird hingegen die Luft in den obern Regionen schwerer, ohne mehr Auflösungskraft zu erhalten, so zieht sich der Nebel in die Höhe und wird zur Wolke, welche dann sehr oft als Regen wieder herabkommt. In den Ländern, wo der Boden stärker ausdünstet, z. B. wo viele Sümpfe, Flüsse und Seen sind, zeigen sich natürlich die Nebel häufiger. — Mit den eigentlichen Nebeln muß der Höherauch oder Heiderauch nicht verwechselt werden. (S. d. Art.)

Nebelsterne, Nebelflecke, sind gewisse, einem weißen Wölkchen ähnliche kleine Flecke, die man am gestirnten Himmel wahrnimmt und die, durch das Fernrohr betrachtet, eine dreifache Verschiedenheit zeigen. Es sind entweder einzelne in Nebel gehüllte Sterne, oder sie werden aus kleinen Sternhaufen gebildet, oder sie zeigen nichts als einen lichtähnlich schimmernden Nebel. Dieß sind die eigentlichen Nebelsterne, welche die Astronomen für Fixsternsysteme halten, deren es unzählige in dem unermeßlichen Weltenraume geben mag. Herschel will nicht alle für Sterngruppen gehalten wissen. Man kennt ihrer ein Paar tausend.

Nebensonnen, Nebenmonde, eine Lufterscheinung, wenn neben der Sonne oder dem Monde noch mehrere Abbilder derselben erscheinen. S. Meteor.

Nebenwohner nennt man die Bewohner solcher Oerter auf der Erde, die unter gleichen Breiten, aber unter entgegengesetzten Meridianen liegen. Sie haben einerlei Jahreszeiten, aber entgegengesetzte Tageszeiten.

Nebukadnezar, König von Babylon und großer Eroberer in Asien, regierte von 606 bis 563 vor Christo. Er war der Sohn jenes Nabopolassar, welcher (630 — 626) das babylonische Reich aufs neue von der assyrischen Monarchie unabhängig gemacht hatte. Nebukadnezar erweiterte das babylonische Reich durch seine Eroberungen bis zu den westlichen Gränzen von Asien. Er schlug den König von Aegypten Necho bei Karchemisch, eroberte und zerstörte Jerusalem, Tyrus und Sidon. Nach Art der asiatischen Eroberer, welche besiegte, unruhige Völkerstämme in andre Gegenden versetzten, ließ er eine große Anzahl von Juden nach Babylonien verpflanzen, deren Aufenthalt daselbst unter dem Namen des Exils, oder der babylonischen Gefangenschaft bekannt ist. Fabelhaften Sagen zufolge soll er durch Libyen bis zur Westküste von Afrika vorgedrungen seyn. Die Sage, daß er sieben Jahre lang ein Ochse gewesen sey, scheint weniger aus der Krankheit der Lykanthropie (eine Krankheit, nach welcher ein Mensch sich in einen Wolf oder ein andres Thier verwandelt glaubt) hergeleitet werden zu müssen, als vielmehr mit irgend einer orientalischen Symbolik in Verbindung zu stehen. Vergl die Art. Assyrien und Babylon.

Necho, oder Neko, einer der berühmtesten ägyptischen Könige, um das Jahr 600 vor Chr. Geb. Er machte sich berühmt vorzüglich durch seinen Versuch, das mittelländische Meer mit dem rothen durch einen Canal zu verbinden, was ihm jedoch mißlang. Nach einer alten Nachricht, die wir bei Herodot finden, sollen die Aegypter unter seiner Regierung Afrika umsegelt haben. Auch als Krieger war er anfangs glücklich und unterwarf sich Syrien und Palästina; aber er wurde in der Folge von Nebukadnezar besiegt und verlor seine Eroberungen sämmtlich wieder.

Neckar, einer der beträchtlichsten Flüsse im südlichen Deutschland, entspringt oberhalb des Dorfes Schwenningen im Schwarzwalde, nicht weit von der Quelle der Donau, nimmt viele Bäche und kleine Flüsse, als Murr, Kocher, Enz, Jart, Filz, in sich auf, wird bei Kanstadt im Würtembergischen schiffbar, daher der Handel durch ihn, vorzüglich bis Heilbronn, sehr lebhaft wird, und ergießt sich bei Mannheim in den Rhein. Sowohl im Würtembergischen als im Badischen bietet der Neckarfluß die reizendsten und malerischesten Umgebungen dar. Von ihm hat im Badischen der Neckarkreis seinen Namen.

Neckarweine, deren Vaterland die vom Neckar durchströmten Landschaften sind, sind leichte, gesunde und wohlschmeckende Weine. Die besten Sorten wachsen im Würtembergischen, im Badischen und der Unterpfalz, namentlich bei Affenthal, Baaden, Durbach, Eyburg, Gretzingen, Mündelsheim im Neckarthal, Remsthal, bei Stuttgart, Sulzberg, Wangen und Weinsberg.

Necker (Jacques), Ludwigs XVI. Finanzminister, geb. 1734 zu Genf, wo sein Vater (ein geborner Brandenburger) Professor des deutschen Staatsrechts war, kam früh als Commis nach Paris zu seinem Oheim Vernet, dann zu dem Banquier Thelysson, und erwarb sich durch seine Klugheit und Geschicklichkeit sehr bald die Ach-

tung der größten Handelshäuser und das Vertrauen Thelussons, dessen Compagnon er wurde. In Zeit von 12 bis 15 Jahren übertraf er an Vermögen die reichsten Banquierhäuser. Geschickte Contracte mit der indischen Compagnie und Speculationen auf die englischen Fonds im Augenblick des Friedens von 1763, von dem er früher als Andre unterrichtet war, vermehrten sein Vermögen bis auf sechs Millionen. Da ihn die ostindische Compagnie, deren Mitglied er war, erwählt hatte, um ihre Sache bei der Regierung zu führen, so gab er 1769 ein Werk über die indische Compagnie heraus. Er vertheidigte diese Compagnie, indem er an die Dienste erinnerte, die sie dem Staat in den bedrängtesten Zeitpunkten geleistet hatte. Morellet und Lacretelle waren seine Gegner, welche, indem sie die ausschließlichen Privilegien angriffen und die Freiheit des Handels foderten, der öffentlichen Meinung schmeichelten, die allem, was der Regierung widersprach, günstig war. Dennoch gewann Necker zahlreiche Anhänger, und selbst die Tadler seines Systems ließen seinen Talenten Gerechtigkeit wiederfahren. Er legte darauf seine Handelsgeschäfte nieder, und nahm die Stelle eines Residenten der Republik Genf am französischen Hofe an; in dieser Eigenschaft kam er in Geschäftsverhältnisse mit dem Herzog von Choiseul, dem er sich durch seine Talente zu empfehlen wußte. Um durch einen literarischen Ruf die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, schrieb er seine Eloge de Colbert, welche 1773 von der franz. Akademie gekrönt wurde. Sein Werk: Essai sur la législation et le commerce des grains 1775 (in etwa 20 Auflagen) machte Aufsehen und wurde von den Oekonomisten (Physiokraten) lebhaft angegriffen, weil er sich für einige Einschränkungen der Getraideausfuhr erklärt hatte. Trotz der Incorrectheit und Schwulst seines Styls, trotz des Unbestimmten in seinen Ideen, gefiel er dem großen Haufen der Leser durch die Popularität, womit er die Gegenstände der Finanzen zu behandeln wußte. Necker wußte seinen Ruf noch zu vermehren, indem er den Marquis von Pezay, der mit Ludwig XVI. eine geheime Correspondenz hatte, in sein Interesse zog. Er ließ durch denselben dem Könige eine Denkschrift zustellen, in welcher er von den Hülfsquellen des Staats ein zu vortheilhaftes Bild entwarf. Dieses Mittel beschleunigte die Erreichung seiner Plane. Am Ende des J. 1776 wurde er dem Generalcontroleur Taboureau als Director des königl. Schatzes zugegeben, der nach achtmonatlicher Amtsführung sich genöthigt sah, ihm im Juli 1777 seinen Platz einzuräumen. Maurepas, der ungeachtet seines hohen Alters, seiner anscheinenden Sorglosigkeit und seinem Epicurismus auf eine lang gewohnt Macht nicht verzichten konnte, begünstigte seine Erhebung, indem er einen unterwürfigen Diener in einem Manne zu finden glaubte, der durch seine Gebürt die Großen zu Gegnern und durch seine Religion die Geistlichen zu Feinden haben mußte. So wurde Necker in dem schwierigsten Zeitpunkte Director der Finanzen. Die Veruntreuungen unter der letzten Regierung hatten in den Finanzen des Staats einen großen Ausfall verursacht, der amerikanische Krieg führte neue Ausgaben herbei; durch neue Auflagen hätte er leicht seine Popularität verlieren können; er bemühte sich durch Anleihen und Verbesserungen zu helfen. Aber die Anhänger Turgots, die er durch seine Grundsätze über den Getraidehandel von sich entfernt hatte, tadelten seine

Neuerungen. Turgot selbst ging in den Streit ein. Man warf Neckern eine übertriebene Vorliebe für die Caisse d'escomte vor; man stellte die Abschaffung der Generaleinnehmer als eine treulose Maßregel dar, den König unter die Vormundschaft der Financiers zu setzen; die Abschaffung der Tresoriers als die Erneuerung einer Idee des Schotten Law, dessen Name die schrecklichsten Erinnerungen weckte; die Reform des königl. Hauses als das Attentat eines republikanischen Geistes gegen die Majestät des Thrones; die Anleihen als einen zur Untergrabung des Staats geeigneten Ausweg. Der Plan, Provinzialversammlungen zu berufen, den Necker nach Turgot erneuerte, beunruhigte die Anhänger der Monarchie und die Parlamenter, die er zu bloßen Gerichtsbehörden zu machen drohte. Doch fand Necker auch zahlreiche Vertheidiger, besonders unter den Gelehrten. Im J. 1781 gab er seinen Compte rendu au roi (deutsch von Mylius, mit Anm. von Dohm, Berlin 1781) über seine Verwaltung heraus; mehr als 200,000 Exemplare wurden von dieser Broschüre in Umlauf gesetzt, die man ihres blauen Umschlags wegen spottweise le Comte bleu nannte. Jetzt suchte Necker, von Ehrgeiz getrieben, in das Conseil einzutreten. Man machte wegen seiner Religion Schwierigkeit; er glaubte, unentbehrlich zu seyn, und drohte, seinen Platz verlassen zu wollen, ward aber nicht wenig überrascht, als man in seine Entlassung willigte. Dieß geschah im Mai 1781. Er begab sich in die Schweiz, wo er die Baronie Copet kaufte und sein Werk über die Administration des Finances, 3 Bde. 8., herausgab, wovon in wenig Tagen 80,000 Exemplare verkauft wurden. Diejenigen, die schon mit seinem Compte rendu unzufrieden gewesen waren, erbitterte er durch dieses Werk noch mehr. Sie schilderten ihn als einen Ehrgeizigen, der die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, der die Volksgunst durch Geständnisse erkaufte, der die Grundlagen der Monarchie durch Enthüllung der Regierungsgeheimnisse verriethe, und der, die Rolle eines Rathes des Fürsten mit der Rolle eines Tribunen vertauschend, von dem Monarchen an das Volk zu appelliren schien. Calonne's Fehler und Freigebigkeiten vermehrten Neckers Ruf. Dieser kehrte 1787 nach Frankreich zurück, und schrieb gegen Calonne, der ihn als den Urheber des Deficits angeklagt hatte. In Folge dieses Streits wurde Necker exilirt. Als aber im J. 1788 die Angriffe auf Brienne den Hof in Schrecken setzten, rief man ihn als Generalcontroleur zurück; indeß nahm er diese Stelle nur unter der Bedingung an, nicht mit dem Premierminister arbeiten zu dürfen. Aus Ueberzeugung erklärte er sich für die Berufung der Reichsstände, welche der Wunsch der Nation war. Der Bericht, den er am 27sten Decemb. 1788 über die Zusammenberufung der Generalstände abstattete, kann als der erste Funke betrachtet werden, der den schon lange vorbereiteten Brennstoff entzündete. Auch stimmte er für die doppelte Zahl der Deputirten des Tiers-Etat; der Adel und der Klerus sollten nämlich jeder 300, der dritte Stand dagegen 600 Abgeordnete schicken. Allein er vergaß, die Form der Berathung und Abstimmung im voraus gesetzlich zu bestimmen. So geneigt er übrigens der Sache des Volks war, so wenig wollte er der Monarchie etwas vergeben; daher das Schwankende in seinen Maßregeln. Fand man doch in seinen Schriften Stellen genug, welche ihn der Neigung zum Despotismus verdächtig machten. Gewiß ist es, daß er

ohne festen Plan handelte, und daß er oft mit zu wenig Voraussicht öffentlich sich aussprach. Im Jahre 1789 warf man ihm vor, zur Hungersnoth beigetragen zu haben, indem er ungegründete Besorgnisse an den Tag legte. Seine Feinde behaupteten, daß von den 39 Millionen, für die er Getraide aufgekauft habe, 28 Millionen aus dem Verkauf dieses Getraides wieder eingekommen wären, und daß er darüber nicht Rechnung abgelegt; ja man ging so weit zu behaupten, daß er sie für seine ehrgeizigen Absichten angewendet habe. Am 5ten Mai hielt er bei Eröffnung der Reichsstände eine lange Rede, und legte darin einen Plan für die Arbeiten dieser Gesellschaft vor, die er nach seiner Willkühr leiten zu können hoffte. Den 11ten Julius, als die Regierung Maßregeln gegen die Factionen nehmen zu müssen glaubte, wurde Necker, der sich entschieden gegen diese Maßregeln erklärt hatte, besonders durch den Einfluß des Baron Breteuil entlassen, und bekam den Befehl, in vierundzwanzig Stunden das Königreich zu verlassen. Kaum aber wurde seine Entfernung bekannt, als ganz Paris in Flammen stand. Die Erstürmung der Bastille erfolgte, und es zeigten sich solche Symptome von Volkswuth, daß der König sich genöthigt sahe, ihn auf der Stelle zurückzuberufen. Necker empfing die Einladung in Basel, und beschloß ihr zu folgen. Seine Reise bis Paris glich einem Triumphzug. Sein erstes Geschäft war, seinen Einfluß zur Stillung der Unruhen anzuwenden, und Sicherheit der Person und des Eigenthums wieder herzustellen. Allein er mußte als Finanzminister Mittel vorschlagen, die der Menge nicht gefallen konnten. Seine gemäßigten Meinungen über Staatsverwaltung hielten mit den Grundsätzen derer, die an der Spitze des Volks standen, nicht gleichen Schritt. Vor allem untergrub Mirabeau, der bei seiner Schonungslosigkeit allerdings fähiger war, die öffentliche Meinung zu beherrschen, Neckers Ansehen bei der Nation. Bei den Berathungen über eine neue Constitution schlug Necker ein suspendirendes Veto, das der König haben solle, vor, und widersprach der Abschaffung der Adelstitel. Auch trug er auf Errichtung einer Nationalbank an. Als die Nationalversammlung das sogenannte rothe Buch (das Privatverzeichniß der königlichen Pensionen und Ausgaben) bekannt machte, erklärte er sich heftig gegen dieses Verfahren und vertheidigte den Inhalt dieser Liste. Aus allen diesen Umständen aber entstand die Meinung, daß er ein Aristokrat sey; seine eigne Sicherheit war bedroht, sein Einfluß vernichtet. Dadurch schlug auch sein Plan zu einer Anleihe auf 4½ Procent Zinsen fehl. In dieser beunruhigenden Lage schrieb er im September 1790 an die Nationalversammlung, und bat um seine Entlassung. Er erbot sich, die der Regierung vorgeschoßnen zwei Millionen Livres nebst seinem Hause und Zubehör als ein Unterpfand seiner Rechtschaffenheit in ihren Händen zu lassen. Man nahm seine Resignation mit Gleichgültigkeit auf und Necker verließ Paris mit dem schmerzlichen Gefühl, seine ehrgeizigen Plane und glänzenden Aussichten vernichtet zu sehen. Seine Tochter, die Frau von Staël, (s. d. Art.) hat in ihren Considérations das Betragen ihres Vaters als Staatsmann überall als vollkommen darzustellen versucht; allein Bailleul hat in seinem Examen critique dieses Werks die Schwäche und Unzulänglichkeit der Maßregeln Neckers in den kritischen Momenten hinlänglich gezeigt. Necker irrte besonders darin, daß er die Nation für eine Partei hielt. Nicht ohne Schwie-

rigkeit, sogar vom Volke an mehreren Orten beschimpft, reis'te Necker durch Frankreich und begab sich nach Copet, wo häusliche Unglücksfälle seinen Kummer noch vermehrten. Er verlor nach einer langen Krankheit seine geliebte Gattin. Sich aufzurichten, nahm er zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schreiben, seine Zuflucht. Er schrieb eine Vertheidigung seiner Verwaltung: Sur l'Administration de M. Necker par lui-même. Den König vertheidigte er in seinen Réflexions adressées à la Nation française. Seine Ideen über die ausübende Gewalt legte er in einer Abhandlung: Du pouvoir exécutif dans les grands états, 2 Voll. 8. 1792. nieder, die selbst von denen empfohlen wird, die ihm eben nicht geneigt sind. Nicht minder interessant ist sein Werk: De la révolution française, 1796. 4 Voll. 8. Sein Cours de la morale religieuse, 1800 in 3 Bänden ist nicht ohne Beredtsamkeit geschrieben, so wie die vielgelesene Schrift: De l'importance des opinions religieuses (Lond. et Par. 1788. 8.) u. a. m. Noch 1802 gab er ein Werk gegen die consularische Gewalt heraus, das damals viel Aufsehen machte. Seine Schreibart ist stets sorgfältig, aber oft einförmig und gezwungen, wiewohl es ihm nicht an wahrer Beredtsamkeit fehlt. Er starb zu Genf den 8ten April 1804 mit Hinterlassung eines Vermögens, das trotz der großen Verluste, die er erlitten hatte, noch sehr bedeutend war. Seine Tochter hat mehrere seiner hinterlassenen Werke, wie auch Memoiren aus seinem Leben herausgegeben.

Necker (Susanne), des Vorigen Gattin, war die Tochter des evangelischen Predigers Naaz zu Genf, nach Andern des Predigers Curchod zu Nyon im Canton Bern. Ohne Vermögen, hatte sie eine treffliche Erziehung genossen, und wurde von Mad. Vermenoux nach Paris mitgenommen, um ihren Sohn im Lateinischen zu unterrichten. Hier lernte sie Necker kennen. Beider Verbindung (1765) war die Folge gegenseitiger Zuneigung, welche ungeschwächt bis an ihren Tod fortdauerte. Madam Necker war eine Frau von dem trefflichsten Charakter, unter allen Umständen eine zärtliche, liebevolle, treue Gattin, Mutter und Freundin, an Geist und Herzen gleich ausgebildet. Als das Glück ihren Gemahl erhob, bediente sie sich ihres Ansehens und Vermögens nur zu Zwecken der Wohlthätigkeit und Menschenliebe. Sie hatte in der Nähe von Paris auf eigne Kosten ein Hospital gegründet, dem sie ihre ganze Sorgfalt widmete. Unter den Gelehrten hatte sie ihres gebildeten Geistes wegen viele Freunde und Verehrer, besonders gehörten dahin Thomas, Buffon und Marmontel, welcher letztere sie sehr genau geschildert hat. Sie starb zu Copet im Jahre 1794, und ist die Verfasserin folgender Werke: 1. Des Inhumations précipitées 1790; 2. Mémoire sur l'établissement des hospices; 3. Réflexions sur le divorce, 1793. Sie behauptet, den Grundsätzen der protestantischen Religion entgegen, die Unauflöslichkeit der Ehen. Man findet im Ganzen in dieser Schrift mehr Gefühl als Räsonnement und oft eine schwülstige, überladne Schreibart; 4. Mélanges extraits des manuscrits de Mad. Necker, 1798, 3 Bde. und Nouv. Mélang. 1801, 2 Bde. 8. sind nach ihrem Tode herausgegeben. Im Allgemeinen findet man in ihren Werken viele wahre und feine Bemerkungen, verständige und gut ausgedrückte Rathschläge, aber auch eben so bedeutende Mängel.

Neefe (Christ. Gottlob), ein zu seiner Zeit geschätzter Componist und Musikdirector. Er war gebürtig aus Chemnitz, (geboren 1748) und studirte in Leipzig Jurisprudenz, womit er unter Hiller Musik verband. Letzteres Studium zog in der Folge allein seine Neigung an, besonders da ihn Hiller in derselben ermunterte. Hierauf kam er zurück nach Leipzig, machte mehrere Versuche in der komischen Operette, welche damals auf der deutschen Bühne Eingang fand, und componirte einige Sammlungen Lieder, worunter eine Melodien zu Klopstockschen Oden (1776) enthält. Nachdem er Leipzig verließ, wurde er bei der Großmannschen Operngesellschaft Musikdirector und Hoforganist in Bonn. In späterer Zeit war er Musikdirector der herzoglich Dessauischen Gesellschaft. Er hat einige musikalische Abhandlungen in verschiedene Journale geschrieben.

Neefs (Peter), zwei berühmte niederländische Maler, Vater und Sohn. Der Vater, welcher berühmter geworden ist, ward zu Antwerpen 1580 geboren und lernte die ersten Anfangsgründe der Malerei bei Steenwyk. Er legte sich besonders auf Architektur und Perspectivmalerei, und hat sich durch seine gothischen Kirchenperspective den größten Ruhm erworben. Van Tulden und Teniers malten gewöhnlich die Figuren in seine Bilder.

Negativ heißt überhaupt so viel als verneinend, daher auch eine Negative, d. i. verneinende Antwort oder Meinung. — In einem höhern und philosophischen Sprachgebrauch bedeutet negativ dasjenige, was, ohne selbst irgend etwas zu bestimmen, blos etwas andres Bestimmtes (oder Positives) ausschließt. So sind z. B. Mensch, schwarz, klug etwas Bestimmtes, es sind positive Begriffe; die negativen Begriffe davon sind Nicht-Mensch, Nichtschwarz, Nicht-klug. Indem man einen dieser negativen Begriffe setzt, giebt man schlechterdings nichts Bestimmtes; ein Nicht-Mensch, kann ein Tisch, ein Buch, ein Haus u. s. w. seyn; man schließt blos den positiven Begriff Mensch aus. Es ergiebt sich hieraus, daß eine solche negative Vorstellung etwas entgegenstehendes Positives (oder Bestimmtes) voraussetzt und ohne dasselbe nicht gedacht werden kann. — Negative Urtheile sind in der Logik solche, in denen ausgesagt wird, daß die Materie (der Stoff) des Urtheils, d. h. die Vorstellungen, deren Verhältniß durch das Urtheil ausgesprochen wird, sich nicht im Bewußtseyn vereinigen lasse; nach Andern solche, deren Prädicat ein negativer Begriff ist. — Negative und positive Größen in der Mathematik sind solche, welche einander in so fern entgegengesetzt sind, als sie auf die einander entgegen gesetzten Seiten des Indifferenzpunktes fallen. Der Indifferenzpunkt der Reihe aller möglichen Zahlen ist 0. Drückt man nun z. B. die Activschulden und die Passivschulden einer Person in Zahlen aus; so fallen jene auf die eine, diese auf die andere Seite der Null, jene sind positive, diese negative Größen. Denkt man sich einen Winkel, dessen einer Schenkel um den Punkt der Winkelspitze herum beweglich ist; so lassen sich durch dessen Bewegung alle im Flächenraume mögliche Winkelgrößen darstellen. Der Indifferenzpunkt dieser Größenreihe ist der Zusammenfall beider Schenkel in eine gerade Linie. Auf beiden Seiten desselben (auf beiden Seiten des unbeweglichen Schenkels) werden nun Winkel durch die Drehung des beweglichen Schenkels dargestellt, und in der Mathematik oft als positive und negative Größen betrachtet. Ueberhaupt wird ein Winkel bald als hervorspringend, bald als hohl angesehen, und nach Graden ausgemessen.

Die Grade der Höhlung und die Grade des Vorsprungs bedingen einander wechselseitig; 45° Höhlung geben auf der entgegengesetzten Seite 315° Vorsprung (angle saillant). Eine geschlossene, geradlinige und gezackte Figur z. B. hat innere und äußere Winkel, und wo in der Mathematik von beiden die Rede ist, da nennt man, oft nach willkührlicher Annahme, die eine Art positive, die andere negative Winkel, und bezeichnet sie mit + und — (plus und minus), um sie in der Vergleichung nicht zu verwechseln. In demselben Verhältniß stehen in der Mechanik Last und Kraft (am Hebel), in der Statik Druck und Widerstand u. s. f. Die höhere Arithmetik dehnt die Lehre von den vier Rechnungsspecies, Addition, Subtraction, Multiplication und Division, auf die Rechnung mit positiven und negativen Größen aus, welches denn das Hauptfundament der sogenannten Buchstabenrechenkunst ausmacht. Die ganze fruchtbare Lehre von den vier Rechnungsspecies mit Größen verschiedener Zeichen ist in folgenden allgemeinen Formeln enthalten: $(+a)+(-b)=a-b$. $(-a)+(+b)=b-a$. $(+a)-(-b)=a+b$. $(-a)-(+b)=-(a+b)$. Ferner: $+a\times-b=-(a\times b.)$ $+a:-b=-(a:b)$. Sind hingegen in der Aufgabe die Zeichen gleich, so ist die Addition ganz wie in der gemeinen Rechnenkunst, und das Aggregat (die Summe) behält das Zeichen beider Größen. Eben so in der Subtraction, wenn das Kleinere von dem Größeren subtrahiret werden muß. Ist das Größere vom Kleineren zu subtrahiren; so sucht man blos nach der gemeinen Rechnenkunst die Differenz ohne Rücksicht auf die Zeichen, und giebt ihr dann das entgegengesetzte. In der Multiplication und Division geben gleiche Zeichen das Product und den Quotienten allezeit positiv. Sind die Zeichen +, so ist dieß von selbst klar; sind sie —, so folgt es aus dem strengen Begriffe der Multiplication und Division, nach welchem eine verneinte Größe mit einer verneinten multipliciren oder dividiren nichts anders heißen kann, als jene mit dieser unter Aufhebung der Verneinung multipliciren oder dividiren. Die Vergleichung dieser Lehren der höheren Arithmetik mit denen der gemeinen Rechnenkunst ist geeignet, über das Wesen der Begriffe von Satz und Gegensatz, von Wechselbedingung und von Relativität die Philosophie aufzuklären, welche überhaupt in der neueren Zeit um so leichter in das Leere sich verirrt, je mehr sie von der Methode der Mathesis sich entfernt. A. Mnr.

Neger nennt man eine Menschenrace in Afrika, die sich durch mittlere Statur, plattgedrückte Nase, schwarzes krauses Haar, platten Hirnschädel und schwarze Farbe auszeichnet, und hauptsächlich auf der Nordwestküste von Afrika, in Nigritien, Ober- und Unterguinea, Monomotapa, Aethiopien, Sofala und Zanguebar gefunden wird. Ihre Feinde, die Mohren, unterscheiden sich von ihnen durch Farbe, Haare, Gesichtsbildung und Sitten. Schon das Aeußere des Mohren in Afrika ist viel schöner und edler. Auch steht der Neger in Hinsicht auf geistige Kraft unter dem Mohren. Die Neger sind meist Fetischanbeter, die Mohren Mohammedaner; diese unterhalten vielfache Verbindungen mit den Küstenländern und mit gebildeten Völkern; jene leben an den einsamen Ufern des atlantischen Meers, oder in den öden Binnenländern eines von dem Völkerleben der alten wie der neuen Welt fast gänzlich geschiedenen und wichtiger Lebensbedürfnisse (z. B. des Salzes) entbehren-

den Erdtheils; daher, die Einflüsse des tropischen Clima's ungerechnet, der allgemeine Stumpfsinn der Negervölker, welchen manche Beobachter, doch ohne Grund, für eine natürliche Unfähigkeit gehalten haben. Diejenigen, welche, wie Meiners verschiedne Menschenracen behaupten, suchen sowohl aus der physischen Organisation, als aus den Aeußerungen der Neger zu erweisen, daß sie nie den vollkommnen Culturzustand werden erreichen können, den andere günstiger organisirte Nationen, z. B. die celtischen Völkerschaften, erreicht haben. Im Allgemeinen sind die Neger indolent; sie weinen daher höchst selten und bei ihnen äußern sich der moralische Schmerz durch ein tiefes Stillschweigen, der physische durch Geschrei oder Gesang. Doch sind sie rachsüchtig, und scheinen nur zu mechanischen Arbeiten geschickt. Ueberhaupt ist eine Mischung von Regsamkeit und Schlaffheit Character aller Südvölker. Wenn indeß die Vertheidiger der Neger einige Züge von Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, kindlicher Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland anführen, so vergessen sie, daß diese Tugenden, welche zum Theil im höhern Grade bei gewissen Thiergattungen gefunden werden, noch keine Anlage zu einer höhern Ausbildung verrathen. Wenn sich auf einem Sklavenschiff von 130 Negern einmal 25 fanden, welche arabisch schreiben konnten, so beweis't dieses nur das mechanische Talent dieser Menschen. Welchen Geschmack mag wohl der Reisende gehabt haben, welcher schreiben konnte: Les Nègres ont du goût. Eher wollen wir glauben, was derselbe schreibt: Les femmes sont toujours bonnes et complaisantes, ohne daß wir jedoch hierin eine höhere Culturanlage finden können. Dagegen beweisen mehrere Beispiele, daß dem Neger keine geistige Anlage fehlt. Nur der Umstand, daß die Negervölker, seit undenklichen Zeiten in größere oder kleinere Haufen zerstreut, ohne feste Gränzen gelebt haben, und daß sie durch den sinnlosesten Aberglauben mit dem gröbsten Despotismus im Bunde in einem fast thierischen Naturstand niedergedrückt worden sind, erklärt ihr einförmiges Pflanzenleben, in das höchstens die Karawanenzüge der Mohren und innere Raubkriege einige Bewegung bringen. Wenige Stämme machen eine Ausnahme durch geringe Kunstbildung, und diese mißhandeln die übrigen. Zu ihrer gänzlichen Verwilderung hat der Sklavenhandel (s. d. u. d. Art. Wilberforce) das meiste beigetragen, indem er Krieg, Betrug und Raub unter ihnen vervielfältigte. Die Uebel der despotischen Verfassung der kleinen Negerstaaten, in welchen der Despotismus der kleinen Könige nicht einmal Ruhe im Innern gewährt, waren schon von Anfang an vorhanden, und schwerlich möchten die Neger, sich selbst überlassen, zu einer erträglichen Verfassung kommen. Zwar hat sich seit mehrern Jahren in England eine afrikanische Gesellschaft gebildet, welche die Ausbildung der Neger zum Zweck hat (s. d. Art. Sierra Leona) allein ihre Resultate sind bis jetzt sehr unbedeutend. Der beredteste Vertheidiger der Neger ist der Bischof Gregoire (s. d. Art.) in seiner Schrift: De la Littérature des Nègres, ou recherches sur leurs facultés intellectuelles, leurs qualités morales etc. (Paris 1809, und 2 Uebers. Tüb. und Berl. 1809.) Nur vermischt er oft Mohren- und Negervölker. — Die bekanntesten Nationen der Neger sind: die Mandingoes, ein zahlreiches Volk, das sich von der Küste wahrscheinlich bis zum Ursprung des Gambia hinzieht; die Jalofi oder Qualofi an der Nordseite des Gambia in Senegambien; die Dahomer, welche seit 1724

sich auch der kleinen Reiche Whidah und Ardoa bemächtigt haben; die Kongier in Niederguinea, wozu auch noch die Angolaer nnd Bengualer gehören; die Karrous in Oberguinea, welche sich von den Fulahs getrennt haben und das Land vom Cap Monte bis zum Fluß Sierra Leone behaupten; die Anzisko's im obern und niedern Aethiopien auf der östlichen Seite von Kongo; die Jagga's, welche von Einigen mit den Anzisko's verwechselt werden, von den Gränzen von Abyssinien bis zum Gebiete der Kaffern; die Galla's, deren Sprache mit keinem äthiopischen Dialect übereinkommt, bilden sechs Völkerschaften in ihrem ursprünglichen Gebiet an den Gränzen von Abyssinien und Ajan (ein Theil von ihnen besitzt seit 1537 die südlichen Provinzen von Abyssinien); die Mambo's und Zimbo's in Mono Emugi; die Mokaranjis, der herrschende Stamm in Monomotapa, aus welchem die Kaiser dieses Reichs gewählt werden; die Sarnkotez in Galani, einer Landschaft in Nigritien. Außer diesen Hauptsitzen der Neger befinden sich auch noch Reste und Zweige dieser Nation in Marocco, Biledulgerid, auf der Küste von Ajan, in Tunis, wo sie unter den Abucheſs (1206 — 1575) herrschend wurden; in dem größern Theile von Madagaskar, auf mehreren ostindischen nnd in den Südseeinseln, wo sie die ältesten Einwohner zu seyn scheinen. In Amerika führen viele von ihnen, denen es gelang, sich in Freiheit zu setzen, in einem wilden und unabhängigen Zustand, da wo unzugängliche Gebirge und Waldungen es erlauben, einen kleinen Krieg mit der benachbarten Civilisation. Dagegen haben sie sich in Hayti (s. d. Art.) theils republikanisch, theils monarchisch bürgerlich geordnet.

Nehemiah, ein vornehmer und frommer Hebräer, der in der Gefangenschaft geboren, aber von Artaxerxes Longimanus zum Mundschenken ernannt worden war. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil seiner unglücklichen Landsleute, deren Wohlthäter er ward. Auf seine Bitte ward er als Statthalter nach Jerusalem geschickt, mit dem Auftrage, die Mauern und Thore dieser Stadt wieder aufbauen zu lassen. Nicht ohne Schwierigkeiten, die theils aus der Armuth der niedern Volksclassen, theils aus den Gegenwirkungen der Moabiter und Ammoniter hervorgingen, erreichte er seinen Zweck binnen zweiundfunfzig Tagen. Darauf traf er Maßregeln, die Stadt mit mehr Einwohnern zu bevölkern und wieder zu ihrem vorigen Glanz zu erheben, was ihm ebenfalls wohl gelang. Auch traf er viele andre nützliche Einrichtungen. Nachrichten darüber gab er selbst in einem Buche, welches von jeher zum jüdischen Canon gerechnet worden ist und als eine Fortsetzung der im Buche Esra enthaltenen Erzählung anzusehen ist. Es umfaßt einen Zeitraum von 49 Jahren.

Neigung. Daß die Neigungen sich auf das Vermögen der Seele, zu begehren, gründen und eine Art der Begehrungen ausmachen, wird allgemein angenommen. Nicht so übereinkommend sind die Bestimmungen dieses Begriffs selbst. Kant erklärt die Neigung als eine habituell (d. i. zur Gewohnheit) gewordne sinnliche Begierde. Abgesehen davon, daß man den Ausdruck Begierde nur von starken, sinnlichen Begehrungen gebrauchen sollte, so geht nicht jede Neigung blos auf das Sinnliche an einem Gegenstand (z. B. Liebe, Freundschaft), wohl aber überhaupt auf einen individuellen Gegenstand, oder eine bestimmte Art der Thätigkeit (z. B. Spiel). Wir möchten daher die Neigung lieber

bezeichnen als die positive und habituelle Begehrung eines individuellen Gegenstandes. Es geht hieraus hervor, daß nicht dem Thiere, sondern nur dem Menschen Neigungen beigelegt werden dürfen. Denn das Thier wird instinctmäßig zu dem Gegenstande hingezogen, der ihm nicht als individueller gilt; im Menschen aber, dessen Trieb die Heftigkeit des thierischen Instincts abgelegt hat, und in dem die Willkür hervortritt, vermöge welcher sich das Individuum mit Bewußtseyn für den individuellen Gegenstand entscheiden und an ihn gewöhnen kann, entsteht die Neigung (inclinatio), die, wie das Wort andeutet, nur ein Hinneigen ist, das auf dem Gewichte (Interesse) beruht, welches für den mit Willkür begabten Geist nach Maßgabe seiner ganzen Entwickelung und Bildung ein vorgestellter Gegenstand empfängt. Daher ist auch die Neigung, so wie die ihr entgegengesetzte Abneigung von dem ganzen übrigen Leben und Wesen eines Menschen abhängig, und gehört zu seinem psychologischen Charakter; und daher haben wohl Einige (obschon unrichtig) den innern fortdauernden Grund etwas zu begehren oder zu verabscheuen, statt der Begehrung selbst, Neigung oder Abneigung genannt. In dem hier von uns entwickelten Sinne kann es nun keine angebornen Neigungen geben, indem kein Mensch eine entschiedene Hinneigung zu einem individuellen Gegenstand, als solchem, mit auf die Welt bringt: — denn ihm mangelt noch die Willkür, Erkenntniß und Bewußtseyn; — auch ist die Begehrung des Menschen nicht mit seiner Geburt habituell. Man müßte also, um angeborne Neigungen zu behaupten, entweder den Ausdruck angeboren in einem sehr weiten Sinne nehmen und so verstehen, daß es Neigungen gebe, welche in der besondern Anlage des Menschen, z. B. in der individuellen Beschaffenheit des Körpers, mit welcher der Mensch geboren wird, wenigstens mittelbar ihren Grund haben; oder eben so den Ausdruck Neigung in einem sehr unbestimmten Sinne für menschliche Begehrungen überhaupt nehmen, oder mit den Trieben verwechseln, — dann könnte man den Trieb eine geborne Neigung nennen, und umgekehrt. Allein auch die Erfahrung scheint dagegen zu sprechen. Neigungen nehmen wir erst wahr, wo der Mensch sich geistig zu entwickeln anfängt, und sein Wesen immer bestimmter wird; Triebe zeigen sich mit der Geburt. — Durch fortdauernde Gewöhnung wird die Neigung zum Hang, wenn sie immer wiederkehrt und ihren Gegenstand nicht ändert. Der Hang ist eine heftige, fortdauernde Neigung. Von der Leidenschaft unterscheidet sich die Neigung dadurch, daß sie an sich sanft ist, verändert werden kann, und mehrere Neigungen wohl neben einander bestehen; die Leidenschaft aber eine herrschende, überwiegende, alles andre Interesse verschlingende und durch fortdauernde Gewöhnung fast unwillkürlich gewordne Begehrung ist, wodurch, wie der Name aussagt, die Selbstthätigkeit des Geistes, oder der Wille gestört und unterdrückt wird, und die Seele sich in dieser Hinsicht mehr leidend verhält.

Neigung in mathematischer Bedeutung, s. Inclination.

Neigung der Magnetnadel, s. Magnetnadel.

Neipperg (Graf), kaiserlich österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, hat sich sowohl durch diplomatische Verhandlungen als durch

Waffenthaten in den letzten italienischen Feldzügen ausgezeichnet. Am 11ten Jan. 1814 schloß er mit Murat, damaligem Könige von Neapel, eine Off- und Defensiv-Allianz ab, durch welche sich letzterer verbindlich machte, mit einer Armee von 30,000 Mann die Alliirten zu unterstützen. Im Feldzug von 1815 commandirte er eine Division gegen Murat und trug zu dem glänzenden Ausgange dieses kurzen Feldzugs durch die Klugheit seiner Dispositionen wesentlich bei. Nach der Besitznahme der Hauptstadt wurde er vom Obergeneral Grafen Bianchi zum Commandanten von Neapel ernannt, jedoch bald nachher zu dem österreichischen Corps, welches das südliche Frankreich besetzt hatte, versetzt. Er zeichnete sich hier durch energische Maßregeln aus; so ließ er in Nimes und der Umgegend die ganze Bevölkerung entwaffnen. Späterhin wurde Neipperg nach Parma zur Erzherzogin Marie Louise abgeordnet.

Neisse, schlesisches Fürstenthum, wovon der größere Theil preußisch ist, und zu dem Regierungsbezirke Oppeln, der kleinere Theil zum österreichischen Schlesien gehört. Der jedesmalige Bischof von Breslau besitzt dieses Fürstenthum als Standesherrschaft. Die Hauptstadt, welche gleichfalls Neisse heißt, liegt in dem preußischen Antheile dieses Fürstenthums, und ist eine der wichtigsten Festungen des preußischen Staates, am linken Ufer der Neisse gelegen, wo sie die Biela aufnimmt. Die Friedrichsstadt zwischen der eigentlichen Festung und dem Fort Preußen ist allein königlich, die ganze übrige Stadt aber bischöflich. Ganz Neisse enthält 600 Häuser und 7800 Einwohner. Die Festungswerke sind sehr weitläuftig, und werden hauptsächlich wegen ihrer vortrefflichen Wassergräben für die stärksten in Schlesien gehalten; auch kann durch eine Schleuse die umliegende Gegend unter Wasser gesetzt werden. Das Fort Preußen und eine kasemattirte Batterie, die mit der Festung verbunden sind, beherrschen die Höhe jenseits der Neisse vollkommen. Unter den fünf catholischen Kirchen der Stadt ist die Stadtpfarrkirche die merkwürdigste. Sie hat ein majestätisch hohes Gewölbe, welches auf ungewöhnlich dünnen Pfeilern ruht, und enthält verschiedene gute Gemählde. Die inwendig al Fresco gemahlte Kreuzkirche enthält ebenfalls gute Gemählde. Auch das vormalige Jesuiten-Collegium ist ein schönes Gebäude. Man findet ferner hier ein fürstbischöfliches Schloß, ein catholisches Gymnasium, die fürstbischöfliche Mediatregierung, eine evangelische Kirche, ein ansehnliches Hospital und sechs Kasernen. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in einem starken Gemüsebau, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, und Handel mit Garn, Getraide und Wolle. Unter den zahlreichen Handwerkern befinden sich auch viele Leinweber, Tuchmacher und Strumpfstricker.

Neïth, Neïtha, eine der jüngern Gottheiten Aegyptens, deren Dienst zu Sais (in Unterägypten) blühte, als dessen Gründerin und Schutzgöttin sie betrachtet wurde. Plato nennt sie im Timäus die Athene der Griechen. Auch soll eine Colonie in Sais (Cekrops) die Neïth nach Athen gebracht haben. Sie scheint späterhin mit der Isis indentificirt worden zu seyn. An ihrem prächtigen Tempel zu Sais, welcher an ihrem Feste jährlich erleuchtet wurde, stand die berühmte Inschrift: „Ich bin alles, was war, was ist und was seyn wird; kein Sterblicher enthüllte meine Schleier. Die Sonne war mein Kind.“

Nekrolog, Nekrologie, aus dem Griechiſchen, wo es überhaupt ein Todtenverzeichniß bedeutet, nennt man die Nachrichten von dem Leben verſtorbener merkwürdigen Männer. Am häufigſten ſind die Nekrologe, welche verſtorbene Gelehrte betreffen. In Deutſchland iſt der von Schlichtegroll herausgegebene Nekrolog beſonders geſchätzt worden. In den Klöſtern und geiſtlichen catholiſchen Stiftungen nennt man Nekrolog das Verzeichniß der Aebte, Vorſteher und derjenigen, die ſich durch Wohlthaten und Vermächtniſſe beſonders um die Stiftung verdient gemacht haben.

Nekromantie, aus dem Griechiſchen von *νεκρομαντεία* (auch *νεκυομαντεία* ſagt man), bezeichnete im Alterthum das Vorherſagen der Zukunft durch Befragung der Todten, und war eine Art der Divination bei den Alten. Dieſe Sitte ſtammt, wie faſt alle abergläubiſch ſcheinenden Gebräuche, aus dem Orient, und verliert ſich in das graueſte Alterthum. So lange wir über die Entſtehung desjenigen, was wir Aberglauben nennen, und ſeinen Uebergang aus Aſien und Aegypten in die griechiſchen Sitten noch keine vollſtändigen und genugthuenden Aufſchlüſſe haben werden, ſo lange werden wir auch nicht im Stande ſeyn, den urſprünglichen Begriff, die Beſchaffenheit und mannichfaltige Abartung der alten Nekromantie genau anzugeben. Einige haben zwar behauptet, daß die Nekromantie nicht erſt aus Aegypten oder Perſien nach Griechenland gekommen, ſondern in dieſem Lande ſelbſt entſtanden ſey. Allein dieſes möchte ſchwer zu beweiſen ſeyn. Der erſte griechiſche Schriftſteller, bei dem wir ein Beiſpiel der Nekromantie finden, iſt Homer, der im eilften Buch ſeiner Odyſſee den Schatten des Tireſias vom Ulyſſes aus der Unterwelt hervorrufen läßt. Die Gebräuche, welche daſelbſt beſchrieben werden, enthalten durchaus nichts Zauberiſches, und beſtehen im Grunde blos in einem mit beſondern Ceremonien vollzogenen Opfer. Die Beſchreibung dieſer Nekromantie beim Homer beweiſ't indeſſen, daß dieſe Art der Divination ſelbſt ſchon weit früher in Griechenland üblich geweſen ſeyn muß. In manchen Orten dieſes Landes gab es Todtenorakel, deren Urſprung ſich in das Dunkel der Geſchichte verlor, und ſelbſt die Sage vom Herabſteigen des Orpheus in die Unterwelt iſt von Einigen auf Nekromantie bezogen worden. Indeſſen ſcheint es zweifelhaft, ob der von vielen griechiſchen Heroen vorkommende Ausdruck, ſie ſeyen in die Unterwelt hinabgeſtiegen, ſo viel bedeute, als ſie hätten ein Todtenorakel befragt. Während im übrigen Griechenland die Nekromantie unter Leitung der Prieſter oder gottgeweihter Perſonen im Tempel ausgeübt wurde, beſchäftigten ſich in Theſſalonien, dem Vaterlande aller Zauberei, damit eigne Perſonen, welche *ψυχαγωγοι* (Heraufführer der Schatten) genannt wurden, und zauberiſche Gebräuche dabei anwandten. Dieſe zauberiſchen Gebräuche führten in ſpätern Zeiten in dieſem Lande zu den größten Grauſamkeiten, indem die Zauberer dem menſchlichen Blute und allem, was vom Galgen und aus Gräbern kam, eine höhere Kraft zuſchrieben, und dadurch zu den empörendſten und widerlichſten Handlungen verleitet wurden. So riſſen ſie halbverbrannte Menſchen vom Scheiterhaufen, begruben andre lebendig, ſchnitten unzeitige Früchte aus dem Mutterleibe und dergl. Oft ſchlachtete man Menſchen, um ihre Geiſter, noch ehe ſie zur Unterwelt hinabeilen könnten, zu befragen. In ſo fern die hervorgerufenen Schat-

ten (und dieß war die alte und gewöhnliche Sitte) sich dem Beschwörer wirklich zeigten, nannte man die Nekromantie auch σκιομαντεία und ψυχομαντεία, d. h. Wahrsagen der Schatten (σκίαι) oder abgeschiedenen Seelen (ψυχαί.). Erst zur Zeit des gänzlichen Verfalls des Heidenthums begnügte man sich zuweilen mit derjenigen Art der Nekromantie, bei der man bloß die Stimme des Abgeschiednen aus dem Grabe hervortönen hörte.

Nektar, der süße, balsamisch duftende Göttertrank, der im Olympus gespendet wurde und Unsterblichkeit verlieh; dann hieß auch ein aus reinem Honig und süßem Weine bereiteter Trank Nektar, und alles vortreffliche, dem Sinne wohlthuende ward nektarisch genannt. Auch noch jetzt führt den Namen Nektar ein griechischer süßer Wein, der auf der Insel Scio gewonnen, und aus getrockneten Trauben bereitet wird.

Neleus, Sohn Hippokoons oder Neptuns und der Tyro, und Zwillingsbruder des Pelias, zog vertrieben von seinem Bruder nach Messenien und baute Pylos. Vermählt mit Chloris, des Amphion und der Niobe Tochter, erzeugte er zwölf Söhne, unter welchen der berühmteste Nestor. Homer preis't den Neleus als des Zeus Liebling, und den ritterlichsten Helden. — Mit seinem Bruder Pelias soll er die olympischen Spiele erneuert haben. In einem Streit mit Hercules, den er wegen des Iphitos Ermordung zu sühnen verweigert hatte, verlor er fast alle seine Söhne. Dann führte er einen Krieg mit den Arkadiern. Auch nennt man ihn unter den Argonauten. Er soll nach Pausanias zu Corinth begraben seyn, wo ihm Sisyphos ein Grabmal errichtete.

Nelken (caryophyllum) wachsen theils wild, theils werden sie in den Gärten gezogen. Die gefüllten Nelken sind besonders wegen ihrer mannichfaltigen Farben, ihres angenehmen Geruchs und ihrer Dauer unstreitig unter die schönsten Blumenarten zu zählen. Es wird deshalb auch mit ihnen eine sehr ausgebreitete Liebhaberei getrieben. Es giebt verschiedene Sorten der wilden Nelken, z. B. gemeine Federnelken mit weißen Blumen, Feldnelken mit bunten Blumen und breiten, auch schmalen Blättern; Berg- oder Steinnelken u. s. w. Der Gartennelken zählt man einige hundert Sorten. Mit Nelkensaamen wird aus Holland nach verschiedenen Ländern Handel getrieben.

Nelson (Horatio), Lord Viscount, einer der tapfersten und siegreichsten Seehelden in den brittischen Annalen, war der fünfte Sohn des Pfarrers Edmund Nelson von Burnham-Thorpe in der Grafschaft Norfolk, und daselbst im September 1758 geboren. Sein Schulunterricht, den er zu Norwich und North Walsham empfing, wurde schon in seinem 12. Jahre unterbrochen, indem sein Oheim Suckling, Capitain des Reasonable von 64 Kanonen, ihn als Midshipman an Bord nahm. Dieses Schiff wurde in Folge des Streits mit Spanien über die Falklandsinseln mit andern ausgerüstet, und wiewohl dieser Zwist bald beigelegt wurde, so gewann doch Nelson in der kurzen Zeit eine entschiedne Vorliebe für das Seeleben. Sein Oheim gab ihn daher zu dem Capitain eines Westindienfahrers, der eben in die See gehen wollte. Mit ihm machte der Jüngling seine erste Seereise, von der er 1772, mit mancher Kenntniß bereichert, zurückkehrte. Bald darauf nahm Capitain Suckling ihn an Bord seines Schiffs, the Triumph, welches damals zu Calham lag. Hier war sein Hauptgeschäft, den Cutter in den

Canal der Themse zu führen. Die im J. 1773 ausgerüstete Expedition, um möglichst weit gegen den Nordpol vorzudringen, wirkte so mächtig auf den unternehmenden Geist des jungen Nelson, daß er seinen ganzen Einfluß bei dem Capitain Lutwidge, einem der Befehlshaber, anwandte, um sein Cockswain (Führer des Beischiffs) zu werden. Dieß gelang ihm, und er ging in demselben Sommer mit der Expedition ab, deren Resultate der Welt bekannt sind. Als Nelson von dieser Reise zurückgekommen war, verschaffte ihm sein Oheim eine Station unter Capitain Farmer, der ein Schiff in dem unter Sir Edward Hughes Befehl nach Ostindien bestimmten Geschwader führte. Er segelte dahin; da aber das Clima nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte, fand man es nöthig, ihn nach England zurückgehen zu lassen, wo er 1776 ankam. Wiewohl er damals erst achtzehn Jahr alt war, so hatte er doch schon bedeutende Erfahrungen zur See gemacht, und wurde im September desselben Jahrs ausgewählt, als Lieutenant an Bord des Worcester von 64 Kanonen zu dienen, mit der Bestimmung nach dem mittelländischen Meere. Nelson blieb bis zum April 1777 in See; bald darauf bestand er die Prüfung zur Lieutenantsstelle und wurde sogleich als zweiter Lieutenant auf dem Lowestoffe von 32 Kanonen angestellt. Dieses Schiff kreuzte vor Jamaica, und zwang, bei einem heftigen Sturme, einen Amerikaner, die Segel zu streichen. Der erste Lieutenant, der an Bord des eroberten Schiffs gehen sollte, kam unverrichteter Sache zurück, da er bei der hochgehenden See es zu gefährlich fand. Unwillig rief der Capitain: „Habe ich denn keinen Offizier, der die Prise besteigt?" — Der Schiffsmeister wollte in's Boot springen, als Nelson ihn mit der Aeußerung zurückhielt, die Reihe sey an ihm. Seine Geschicklichkeit überwand alle Schwierigkeit. Er erhielt darauf das Commando des zu der Fregatte gehörigen Schoners. Im J. 1778 nahm ihn Sir Peter Parker, der ihn schätzte und liebte, als dritten Lieutenant an Bord seines eignen Flaggenschiffs, und machte ihn in kurzer Zeit zum ersten Lieutenant. Noch vor Ablauf des Jahrs gab er ihm das Commando der bewaffneten Brigg Badger, mit welcher er zur Beschützung der Honduras-Bay und der Mosquitoküste kreuzte. Im J. 1779 wurde Nelson Postkapitain, und erhielt bald darauf den Befehl des Hinchinbroke. Die Unternehmung gegen die spanischen Besitzungen in Südamerika, welche im J. 1780 von Jamaica ausging, gab Nelson die erste Gelegenheit, seinen kriegerischen Muth zu zeigen; doch würde er, wie alle seine tapfern Gefährten, eine Beute des unter diesem Himmelsstrich gewöhnlichen Fiebers geworden seyn, wenn er nicht nach Jamaica wäre berufen worden, um daselbst das Commando des Janus von 44 Kanonen zu übernehmen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn bald zur Niederlegung dieses Commando's, um nach England zurückzukehren. Im Winter 1781 kreuzte er in der Nordsee, segelte den nächsten Frühling nach Quebek und kreuzte den Sommer vor Boston. Bei Annäherung des Winters wurde er nach Neu-York beordert, von wo er zu Lord Hood in Westindien stieß. Nichts Merkwürdiges begegnete ihm bis zum Frieden 1783. Im März 1784 wurde er zum Befehl der Fregatte Boreas berufen, die als Kreuzer unter dem Oberbefehl von Sir Edward Hughes nach den Inseln unter dem Winde bestimmt war.

Die Strenge, mit der er die Navigationsacte in Anwendung brachte, verwickelte ihn in einen Prozeß auf Schadenersatz, in welchem er aber losgesprochen wurde. Im J. 1787 verheirathete er sich zu Nevis mit einer Westindierin, der Wittwe des Doctors Nesbit, und kam noch in demselben Jahre nach England zurück. Hier führte er zu Norfolk ein häusliches und zurückgezogenes Leben, bis der 1793 gegen Frankreich ausgebrochene Krieg ihn wieder auf den Schauplatz rief. Er bekam das Commando des Norfolk von 64 Kanonen. Man führt, um seine Sinnesart zu bezeichnen, an, daß er dem Sohn eines Freundes, den er als Midshipman mit sich nahm, damals folgende Ermahnungen gab: „Drei Dinge mußt du beständig im Sinne haben: erstlich mußt du stets blindlings den Befehlen gehorchen, ohne eine eigne Meinung über ihre Zweckmäßigkeit haben zu wollen; zweitens mußt du jedermann als deinen Feind ansehen, der schlecht von deinem König spricht; drittens mußt du jeden Franzosen eben so sehr hassen als den Teufel." Er segelte nach dem mittelländischen Meere unter dem Befehle des Lords Hood, von dem er im August 1793 mit Aufträgen an Sir W. Hamilton nach Neapel geschickt wurde. Hier schloß er mit diesem und der Gemahlin desselben jene vertraute Freundschaft, die in der Geschichte seines Privatlebens von großer Wichtigkeit ist. Nachdem er einige neapolitanische Truppen nach Toulon geführt hatte, ging er nach Corsika, wo er zur Einnahme von Bastia und Calvi thätig mitwirkte. Vor letzterem Orte hatte er das Unglück, ein Auge zu verlieren. Nach Lord Hoods Rückkehr nach England fuhr Capitain Nelson fort, im mittelländischen Meere unter dessen Nachfolger, Lord Hotham, zu dienen, und bekam zufällig das Commando eines Geschwaders von Fregatten, womit er so wichtige Dienste leistete, daß er zur Belohnung zum Marineobersten ernannt wurde. Als Sir John Jarwis, (Lord St. Vincent) im November 1795 im Commando folgte, wurde er von diesem zum Comodore ernannt und erhielt den Befehl des Captain von 74 Kanonen. In der Schlacht vom 14. Februar 1797 bei dem Vorgebirge St. Vincent that sich Nelson auf das glänzendste hervor, und trug wesentlich zu den großen Erfolgen dieses Tages bei. Er eroberte ein Schiff von 64 und ein anderes von 112 Kanonen, und empfing auf dem Verdeck des Letztern den Degen des spanischen Capitains. Ihm wurde dafür der Rang eines Contreadmirals und der Bathorden zu Theil. Nachdem er den Auftrag, die Garnison von Porto Ferrajo abzuführen, vollzogen hatte, erhielt er das Commando des innern Blokadegeschwaders vor Cadix. Auf die Nachricht, daß ein überaus reiches spanisches Schiff in dem Hafen von Santa Cruz liege, wurde Nelson im Juli 1797 mit drei Linienschiffen und einigen Fregatten abgeschickt, die Wegnahme desselben zu versuchen. Obgleich die Unternehmung mit großer Klugheit geleitet wurde, so schlug sie doch fehl, da die Spanier zu wohl vorbereitet waren. Nelson selbst, der sich dem furchtbarsten Feuer aussetzte, erhielt einen Schuß in den rechten Arm, und mußte sich der Amputation unterwerfen. Um seine Wunde zu heilen, kehrte er nach England zurück, und erhielt zur Belohnung ein Jahrgeld von 1000 Pfund. Im folgenden December wurde ihm befohlen, seine Flagge am Bord des Vanguard aufzustecken, und in's mittelländische Meer zu gehen; er traf im April mit Lord St. Vincent vor Cadix zusammen. Nelson bekam den Auftrag, mit einigen Schif-

sen Toulon zu bewachen, wo die ägyptische Expedition ausgerüstet wurde. Während ein Sturm ihn zwang, seine Station zu verlassen, war die französische Flotte ausgelaufen. Am 8. Junius stieß Capitain Trowbridge, den Lord St. Vincent augenblicklich zu Nelsons Verstärkung detachirt hatte, mit acht Linienschiffen zu ihm, und überbrachte ihm den Befehl, die französische Flotte sofort aufzusuchen und anzugreifen. Die in Sicilien eingezogenen Nachrichten wiesen ihn nach der ägyptischen Küste; er kam daselbst früher als die Franzosen an, und kehrte, da er den Hafen von Alexandrien leer fand, nach Sicilien zurück. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß die feindliche Flotte nach Aegypten gesegelt sey, eilte zum zweitenmale dahin, fand sie bei Abukir vor Anker, und lieferte ihr jene denkwürdige Schlacht, die mit ihrer gänzlichen Zerstörung endigte. (S. Abukir.) Die politischen Folgen dieses großen Sieges der Britten waren außerordentlich. Der Dank beider Häuser, seine Erhebung zur Pairwürde unter dem Titel Baron Nelson vom Nil und eine Pension von 2000 Pfund waren die wesentlichen Beweise von der Dankbarkeit seines Fürsten und Vaterlandes. Von dem türkischen Kaiser erhielt er eine Aigrette von Diamanten nebst einem kostbaren Pelz, vom Kaiser Paul dessen in Diamanten gefaßtes Bild, eine goldene Dose und ein eigenhändiges Schreiben, und von dem König von Neapel und Sicilien mehrere reiche Geschenke. In Neapel wurde Nelson mit großen Festlichkeiten empfangen, und offen erklärte sich dieser Hof gegen Frankreich. Allein das Glück entschied sich für die Franzosen, und Nelson führte, als er die Hauptstadt bedrängt sah, die königliche Familie nach Palermo über. Sein Eifer war eben so unbegränzt, als seine Anhänglichkeit an den neapolitanischen Hof. Als daher bald nach der Umschaffung des Königreichs Neapel in die parthenopeische Republik eine Gegenrevolution sich vorbereitete, wirkte Nelson kräftig mit, und beorderte den Capitain Trowbridge, in der Bay von Neapel zu kreuzen, und die naheliegenden kleinen Inseln wegzunehmen. Am 24. Junius 1799 erschien Nelson selbst in der Bay, vernichtete den von Cardinal Ruffo und dem Comodore Foote mit den Republikanern eingegangenen Waffenstillstand, zwang die Forts zur Uebergabe und ließ mehrere Neapolitaner als Rebellen gegen ihren König hinrichten; ein Benehmen, das mit Recht getadelt worden ist, wie überhaupt Nelson in Palermo und Neapel unter einem seinem Ruhm nicht immer günstigen Einfluß stand. Nachdem Lord Keith das Commando im mittelländischen Meer erhalten hatte, reis'te Nelson mit Lady Hamilton über Triest durch Deutschland, schiffte sich zu Curhafen ein und kam nach einer dreijährigen Abwesenheit den 6ten November 1800 zu Yarmouth an. Allenthalben wurde er mit ausgezeichneten Ehren aufgenommen. In den ersten Tagen des J. 1801 wurde er Viceadmiral der blauen Flagge, und bald wehte die seine vom San Josef von 112 Kanonen, den er selbst erobert hatte. Das englische Cabinet beschloß damals, um die nordische Seeconföderation zu trennen, eine große Flotte unter Sir Hyde Parker in die Nordsee zu schicken; Nelson willigte ein, als der zweite im Commando der Unternehmung beizuwohnen. Er pflanzte seine Flagge auf dem St. Georg von 98 Kanonen auf. Die Flotte passirte ohne Verlust den Sund und kam vor dem Hafen von Copenhagen an, der von 19 Linien- und Blockschiffen und ausgedehnten Batterien gedeckt wurde. Nelson erhielt den Befehl, mit 12 Linien-

und zerſchmetterte das Rückgrath. Mit Ruhe hörte er von dem Wundarzte, daß keine Rettung möglich ſey. Noch erkundigte er ſich angelegentlich, wie die Schlacht ſtehe, lächelte, als er vernahm, daß ſchon zwölf feindliche Schiffe geſtrichen hätten, und verſchied als ein chriſtlicher Held in freudiger Hoffnung, einzig bedauernd, daß ihm nicht vergönnt ſey, die engliſche Flotte noch in Sicherheit zu bringen. Der Leichnam des gefeierten Helden wurde in Spiritus geſetzt, auf dem Schiffe Victory, wo er gefallen war, in dem Sarge nach England gebracht, den er ſich ſelbſt nach der Schlacht bei Abukir aus dem großen Maſt. des franz. Admiralſchiffes L'Orient hatte fertigen laſſen. Unter den rührendſten Trauerfeierlichkeiten wurde er den 8ten Jun. 1806 auf der Themſe nach London geführt, und in der St. Paulskirche mit dem ſeinen hohen Verdienſten angemeßnen Gepränge beſtattet. Sieben Prinzen von Geblüt waren in dem Gefolge. Das dankbare Vaterland ertheilte den Verwandten des Verſtorbenen Ehrenzeichen und Belohnungen. Der Lordstitel ging auf ſeinen Bruder über. Die Lebensbeſchreibungen Nelſons von J. Charnock und J. White ſind auch ins Deutſche überſetzt worden. Am ausführlichſten iſt die von Clarke; gedrängter und lesbarer die von Rob. Southey (2 Bde. 12. Lond. 1813.) Die neueſte iſt von Harriſon.

Nemeiſcher Löwe, ſ. Hercules und d. folgenden Art.

Nemeiſche Spiele. Die nemeiſchen Spiele hatten ihren Namen von dem kleinen Ort, wo ſie gefeiert wurden, Nemea (jetzt Nemeo) im Argolis, einer Landſchaft des Peloponnes. Ihre Entſtehung hatten ſie nach der Sage in Leichenſpielen, die zu Ehren des in ſeiner Jugend von einem Drachen getödteten Opheltes (ſ. Hypſipyle), welcher nachher Archemorus hieß, und ein Sohn des Lykurgus und der Eurydile war, gehalten wurden. Leichenſpiele am Grabe berühmter Männer oder geliebter Perſonen waren bekanntlich im Alterthum gewöhnlich genug. Die des Opheltes hatten, wenn jene Sache gegründet iſt, nur das Eigenthümliche, daß ſie auch in der Folge von Zeit zu Zeit, und zwar alle drei Jahre, erneuert wurden. Nach einer andern Sage hingegen waren die nemeiſchen Spiele vom Hercules nach Beſiegung des nemeiſchen Löwen, der in einer Entfernung von funfzehn Stadien von Nemea ſeine Höhle gehabt hatte, zu Ehren des Jupiter geſtiftet worden. Eine dritte Angabe vereinigt dieſe beiden Sagen dahin, daß die nemeiſchen Spiele zwar aus den Leichenſpielen des Archemorus entſtanden, aber vom Hercules erneuert und dem Jupiter gewidmet worden ſeyn ſollen. Da die nemeiſchen Spiele weniger feierlich und berühmt waren, als die olympiſchen und pythiſchen, ſo hatte die Sitte, nach Nemeaden die Zeit zu beſtimmen (wie man ſie bekanntlich nach Olympiaden und Pythiaden beſtimmte), nie allgemein und gebräuchlich werden können. Indeſſen giebt das Chronicon des Euſebius das zweite Jahr der 53ſten Olympiade als die Anfangsepoche der Nemeaden an. Die nemeiſchen Spiele ſelbſt waren theils gymnaſtiſch (körperlich), theils muſikaliſch (geiſtig), und glichen in ihrer Einrichtung den berühmten olympiſchen Spielen (ſ. d. Art.) Die Kampfrichter (Agonotheten) bei den nemeiſchen Spielen waren aus Argos, Sicyon und Corinth gewählt und trugen zum Andenken des Urſprungs der Feier ſchwarze Trauerkleider. Sie waren wegen ihrer ſtrengen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit berühmt. Anfangs war der

Preis des Siegers in diesen Spielen ein Kranz von Oelzweigen, später von grünem Epheu.

Nemesis. Eine philosophisch-moralische Aneinanderreihung der oft sehr feinen Begriffe, welche das Alterthum mit dem Namen dieser Göttin verband, hat Herder in den zerstreuten Blättern (II. 221.) und eine mehr historisch-kritische Manso im N. deutschen Mercur (1810, Stück 7.) versucht. Die Nemesis ist die Göttin des Maßes und des Einhalts, der Vergeltung, die Zähmerin der Begierden, die Feindin des Uebermuths und des Stolzes, die Bewahrerin der Scheu und Achtung gegen Andere, die Herstellerin des Gleichgewichts zwischen dem Glücklichen und Unglücklichen, die Belohnerin guter Handlungen und die göttliche Rächerin der aus Uebermuth entsprungenen Unthaten. Ein besondres Attribut ist, daß sie über die den Todten schuldigen Ehrenbezeigungen wacht, weshalb das zum Andenken der Todten jährlich in Griechenland gefeierte Fest Nemesia hieß. Die Angabe ihrer Genealogie ist so mannichfaltig, wie die der meisten mythologischen Personen. Bald ist sie eine Tochter des Erebus und der Nacht, bald eine Tochter der Nacht allein, bald der Dike, bald des Oceans und der Nacht, bald Jupiters und der Nothwendigkeit. Sie wurde abgebildet in der Gestalt einer majestätischen Frau mit der Tunica und dem übergeworfenen Peplum, mit einer Krone auf dem Haupte, auf welcher zuweilen Hirsche und eine Victoria befindlich sind. In der linken Hand hält sie bald eine Schale, bald einen Zaum, bald einen Eichenzweig, in der rechten einen Maßstab, zuweilen sieht man auch das Glücksrad und einen Greif daneben zu ihren Füßen. Auf Münzen erscheint sie auf einem mit zwei Greifen bespannten Wagen, zuweilen mit einer Mauerkrone, zuweilen mit einem Scheffelmaß auf dem Haupte. Am seltensten erscheint sie geflügelt. Wie ausgebreitet und angesehn ihre Verehrung war, sieht man aus der Menge der Münzen und Gemmen, auf denen sie erscheint. Sie führt auch den Namen Adrastea, von Adrastos, welcher ihr, nach der einen Sage in Adrastea, nach der andern in Kyzikus, den ersten Tempel errichtete. Da bei Rhamnus, einem Flecken in Attica, welcher nur 16 Stadien von Marathon entfernt lag, die Bildsäule stand, welche Phidias aus demselben parischen Marmor, welchen die Perser unter Datis und Artaphernes, um damit ein Siegeszeichen aufzurichten, mitgebracht hatten, der Göttin Nemesis als Denkmal des bestraften Uebermuths der Barbaren gefertigt hatte, so bekam diese Göttin auch den Beinamen Rhamnusia. Ob sich auf verschiedene Localverehrungen dieser Art die Erwähnung und Abbildung mehrerer Göttinnen unter dem Namen Nemesis bezieht, ist noch ungewiß. — Eine eigne Classe von Mythen bilden diejenigen Sagen, welche die Nemesis als die Geliebte des Jupiters aufführen, der sie in Gestalt eines Schwans verfolgte und von dem sie ein Ei gebar. Ob und wie diese Sagen mit der obigen Ideenreihe, die bei dem Begriffe der Nemesis zum Grunde liegen, zusammenhängen, gehört zu den vielen noch nicht aufgeklärten Punkten der alten Mythologie.

Nenndorf, ein Dorf im churhessischen Antheile der Grafschaft Schaumburg in Westphalen, welches wegen seines Bades und kalten Schwefelwassers berühmt ist. Die Quelle des Bades entspringt an der Landstraße, welche von Hannover in die Grafschaft Lippe und das Fürstenthum Minden führt und die umliegende Gegend ist

von der Natur besonders begünstigt. Schon der Arzt Georg Agricola erwähnt in einer Schrift vom Jahre 1546 diese Bäder als sehr alt. Die jetzigen Gebäude und Anlagen wurden erst in den Jahren 1789 und 1790 zu einiger Vollkommenheit gebracht. An schönen Spaziergängen fehlt es nicht. Der Brunnenarzt hält sich vom Mai bis zum September hier auf. Ungeachtet das Wasser kalt aus der Quelle kommt, gefriert es doch im Winter nie. Es riecht wie faule Eier und schmeckt durchdringend, schwefelicht, balsamisch, gelind bitterlich, etwas salzig. Die Farbe desselben ist in der obern Quelle nach Beschaffenheit der Witterung bald hell und klar, bald milchicht, bläulich, grünlich und schwärzlich, hingegen in dem untersten sogenannten Trinkbrunnen meistens klar. Seinen Nutzen zeigt es in Brustbeschwerden, verschiednen Hautausschlägen, ausbleibendem Monatsfluß, in Hämorrhoidalbeschwerden, Cacherie, Bleichsucht, Gicht, Lähmung, Steifigkeit der Gelenke und bei fehlerhafter Verdauung.

Nenner ist diejenige Zahl in einem Bruche, welche das Ganze nennt oder anzeigt, von welchem ein oder mehrere Theile genommen werden sollen, während der Zähler anzeigt, wie viele Theile von diesem Ganzen genommen werden sollen. Der Nenner eines Bruchs wird unter den Zähler geschrieben und durch einen Strich davon getrennt. So ist z. B. in dem Bruche $\frac{1}{10}$tel die Zahl 10 der Nenner, indem sie das Ganze nennt oder bezeichnet, von welchem etwas genommen werden soll. Die Zahl 9 ist der Zähler, indem sie anzeigt, daß 9 Theile von jener Größe (10) genommen werden sollen.

Nennwerth, s. Nominalwerth.

Neologie (aus dem Griechischen) bezeichnet ursprünglich eine Sprachneuerung. In jeder geschlossenen Sprache, in jeder Literatur, die eine classische Epoche aufzuweisen hat, sind die Kritiker äußerst streng gegen den Gebrauch neuer Redensarten, Ausdrücke und Wendungen. Schon die Rhetoriker des Alterthums suchten Grundsätze darüber aufzustellen, in wie fern die glückliche Kühnheit des Genies sich Sprachneuerungen erlauben könne. Unter den neuern Sprachen ist man in keiner so strenge gegen Neologien, als in der französischen, selbst dann, wenn sie, wie zuweilen die der Frau von Staël, einen gewissen Anstrich von Genialität haben. Die Unempfindlichkeit gegen Neologien findet sich gewöhnlich in den beiden entgegengesetzten Endpunkten der Bildung einer Sprache, einmal in der ersten Periode, wo sie noch mit sich selbst kämpft und sich zu bilden und zu fixiren strebt, und dann in der Periode des gänzlichen Geistesverfalls. — In einer abgeleiteten Bedeutung bezeichnet man mit dem Worte Neologie Neuerungen überhaupt, jedoch gewöhnlich mit einer gehässigen Nebenbedeutung des Gefährlichen, Verderblichen und Verächtlichen. Dieser Nebenbegriff des Worts neu findet sich schon in den alten Sprachen bei novus und νεος, und rührt daher, daß die alten Staaten in ihrer blühenden Periode hauptsächlich auf Erhaltung des Alten, der alten Sitten, Gebräuche, Verfassung und Staatsmaximen beruhten, welche durch jede Neuerung gefährdet werden. Nach dieser Maxime handeln noch jetzt mehrere Staaten Asiens, welche aus dieser Ursache jede Verbindung mit Fremden sorgfältig vermeiden. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts brandmarkten die

Orthodoxen die Meinungen der Heterodoxen (Neologen) oft mit dem Worte Neologie.

Neoptolemus, s. Pyrrhus.

Nepaul oder Nepal, ein asiatisches Land, welches man gewöhnlich zu Hindostan rechnet, und erst durch die neuesten Kriege mit dem Rajah oder Beherrscher desselben bekannter geworden ist, welche die Britten von ihren ostindischen Besitzungen aus gegen denselben geführt haben. Der Rajah wurde 1815 von dem brittischen General Sir David Ochterloup überrascht, welcher schon am 28sten Februar vor Mukwampoor, der Hauptfestung der Nepalesen, erschien. Sie wichen, wollten zwar am 29sten die aufgegebenen wichtigen Anhöhen wieder nehmen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen, und am folgenden Tage eroberte die brittische Armee die Vormauer von Mukwampoor, das Fort Hurriapor mit Sturm. Durch dieses schnelle Vordringen beendigte der General Ochterloup einen Feldzug, dessen Erfolg bei den unter den brittischen Truppen herrschenden Krankheiten zweideutig schien, und nöthigte den Rajah, Mahara, Sah Bikam Sah, sich zu dem schon früher von seinem Bruder unterzeichneten Frieden, den er aber bisher nicht hatte ratificiren wollen, zu bequemen, wodurch die Kette von Forts an der südlichen Gränze nebst mehreren Districten an die ostindische Compagnie abgetreten und derselben die Marschroute durch Nepal nach China verstattet wurde. Auch versprach der Rajah, nie weder Europäer noch Nordamerikaner in seine Dienste zu nehmen. Der Raiah von Nepaul besitzt auch noch die Ghorkaländer, welche eigentlich das Stammland der jetzt regierenden Dynastie sind, denn bis 1768 stand Nepaul unter verschiedenen Newarfürsten, denen aber durch die Ghorkafürsten die Herrschaft entrissen wurde. Nepaul selbst ist ein 4000 Fuß hohes angenehmes Alpenland zwischen zwei gegen Norden und gegen Süden mit einander parallel laufenden Gebirgen, und gränzt gegen Norden und Osten an Tibet und gegen Süden und Westen an die brittischen Besitzungen in Hindostan zur Präsidentschaft Calcutta gehörig und an Rasbutenfürstenthümer. Da es von allen Seiten mit Gebirgen (gegen Norden zieht sich besonders das Himallehgebirge, welches man für das höchste auf der Erde hält) umgeben ist, so kann man nur durch Gebirgspässe in dieses Land eindringen. Diese Abgeschiedenheit von den übrigen Ländern ist daher auch die Ursache gewesen, daß bisher dieß Land den Europäern so wenig bekannt war. Man braucht von der bengalischen Ebene von Behar aus drei bis vier Tagereisen, die Gränzgebirge zu ersteigen. Dann gelangt man zu dem Hochpasse, von welchem aus man das Thalland von Nepaul, die reichste Schweizerlandschaft, erblickt. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, das Clima heiter und gesund, im Sommer, wenn die Sonne von den hohen Gebirgen abprallt, sehr heiß. Der Winter bringt wenig Frost. Nie weht der Nordwind in diesen Thälern. Die Jahreszeiten sind dieselben, wie im höhern Hindostan; nur fangen die Regen früher an. Die Producte sind: indische Hausthiere, vortrefflicher Honig, Reiß, Ingwer, Spezereien, Oel, Baumwolle, Kupfer, Eisen, Jaspis, Marmor und Bergkrystall. Die Hauptclassen der Einwohner bestehen aus Hindus und Newars, welche letzteren wahrscheinlich von mongholischer oder chinesischer Abkunft sind. Außer diesen beiden Hauptclassen giebt es noch verschiedene andere wenig

bekannte Stämme. Die Einwohner zeichnen sich durch Einfachheit des Charakters und der Sitten aus, vornehmlich die Newars, größtentheils Handwerker. Die Religion der Einwohner weicht wenig von der der Hindus in Bengalen ab. Auch herrscht die grausame Sitte, daß sich die Frauen mit den Leichnamen ihrer Männer verbrennen. Die Hauptsprachen sind die nepalische, die viel Aehnlichkeit mit der Hindusprache hat, und die Nogari, die noch älter als die Sanskritta seyn soll. Die Industrie besteht in Verfertigung grober Baumwollenwaaren und Eisen- und Kupferarbeiten. Ihre Messer, Säbel und Degen sind gut; sie zeichnen sich im Vergolden aus, und gießen für ihre Tempel große Glocken. Aus der Rinde einiger Bäume und Pflanzen machen sie Papier, und destilliren Brantwein aus Reiß und Wein. Der Handel zwischen der englisch-ostindischen Compagnie und Tibet wird durch dieses Land betrieben. Die Regierung ist despotisch, aber gemäßigter, als in andern Ländern Asiens. Das reguläre Heer zählt ungefähr 7000 Mann, welche zum Theil mit Flinten bewaffnet sind, und sich durch Tapferkeit auszeichnen. Die Hauptstadt des Landes heißt Khatmandu, am Bischmutty, mit 50,000 Einwohnern.

Nepenthe, ein Mittel, das auf eine Zeit lang von allem Seelenschmerze entbindet, wie die Homerische Helena einst ihren Gästen bot.

Aber ein neues ersann die liebliche Tochter Kronions:
Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächeniß.
Kostet einer des Weins, wie dieser Würze gemischet,
Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen.

Odyss. IV, 219 ff. Für ein ägyptisches Mittel, und zwar aus dem Pflanzenreiche, giebt es die Dichtung selbst aus. Ob es aber eine Art Opium, oder etwas dem Aehnliches sey, darüber haben die Gelehrten verschiedene Meinungen aufgestellt. F.

Nephele, s. Athamas.

Nephthys, eine ägyptische Gottheit, die Schwester des Osiris und der Isis, und Gemahlin des Typhon. Sie zeugte mit Osiris den Anubis.

Nepomuk (Johann von), Johannes Nepomucenus, einer der berühmtesten Heiligen und Schutzpatron des Königreichs Böhmen. Er wurde im Jahr 1320 zu Nepomuk, einer kleinen Stadt in Böhmen, geboren, studirte zu Prag, und wurde daselbst Prediger in der Altstadt und Canonicus. Aus christlicher Demuth und Bescheidenheit wollte er kein Bischofthum annehmen, und wurde in der Folge Dechant an der Collegiatkirche Aller-Heiligen, königlicher Almosenier und Beichtvater der Königin. Da einige Hofleute dem König Wenceslaus die eheliche Treue des erhabnen Beichtkindes Nepomuks verdächtig gemacht hatten, verlangte der König von Nepomuk den Inhalt der Beichte seiner Gemahlin zu wissen, und ließ den Beichtvater auf seine Weigerung erst ins Gefängniß und dann an Händen und Füßen gebunden am 16ten Mai 1383 in die Moldau hinabwerfen. Als Märtyrer wurde hierauf Nepomuk in ganz Böhmen verehrt. Der Papst Innocenz XIII. erkannte ihn nach der vorhergegangenen gewöhnlichen Untersuchung im Jahre 1721 für einen Heiligen, und diese Canonisation wurde auf Instanz Kaiser Carl VI. von Benedict XIII. im Jahre 1729 vollzogen. — Man hat ihm zu Ehren eine eigne Brüderschaft er-

richtet. Als Heiliger wurde er gegen Verleumdungen, Anschwärzungen und Verkleinerungen angerufen. Der Jesuit Balbin hat in seinen Miscell. hist. Boh. sein Leben beschrieben, welches auch in französischer Sprache von dem Jesuiten de Marne bearbeitet worden ist. Neuerlich hat man behauptet, daß nie ein Nepomuk, sondern Johann von Pomuk existirt habe, welcher 1393 Erzbischof zu Prag gewesen. Jene Sage von der Beichte aber wird für eine Fabel gehalten.

Nepos, s. Cornelius Nepos.

Nepotismus. Unter Nepotismus wird die übertriebne Begünstigung eigner Verwandten und Freunde auf Kosten Dritter verstanden. Es ist der Ausdruck von den Päpsten hergenommen, die ihre Neffen oder Nepoten (unter diesem Worte wurden nicht nur ihre sonstigen Anverwandten, sondern auch ihre natürlichen Söhne begriffen) gewöhnlich auf Kosten des Staats und anderer Familien übertrieben zu begünstigen pflegten, sie auf jede Weise zu bereichern und in den Besitz der besten Aemter und Pfründen zu setzen suchten u. s. w. Es mußte dieß Gebrechen vor allen immer in geistlichen Staaten fühlbar seyn, da hier der Besitz der Regierung auf die Lebensdauer des erwählten Fürsten beschränkt blieb, seine Familie aber nach seinem Tode durchaus in den Privatstand zurückkehrte. Daher ging das Bestreben dieser Fürsten hauptsächlich immer darauf, ihren Familien, so viel sie nur konnten, bleibende Vortheile zuzuwenden. Doch hat man auch in andern Staaten häufig Klagen über Nepotismus gehört, vorzüglich in solchen, deren Regent nicht selbst gegenwärtig war. Nepotismus ist allerdings ein oft drückendes, aber unvermeidliches Gebrechen in der bürgerlichen Gesellschaft. Es ist sehr natürlich, daß jeder zuerst für seine Familie, für seine Freunde zu sorgen suche, seinen Einfluß zuerst und vornehmlich zu ihrem Vortheile verwende. Bei Gleichheit der Verdienste zumal kann es niemand unbillig finden, daß der Mächtige seinen Verwandten und Freunden vor Unbekannten und Fremden den Vorzug gebe. Ersetzt freilich Verwandtschaft und freundschaftliche Verbindung bei ihm auch den Mangel an Verdienstenz wird der verdiente Mann, der in keiner solchen Verbindung steht, vernachlässigt und zurückgesetzt: so ist dieß allerdings ein nie zu duldender Mißbrauch, der aber nie ganz aufhören wird, so lange es noch Menschen giebt, — und deren wird es immer geben, — die ihr Privatinteresse dem öffentlichen Besten vorziehen.

Neptun scheint von den Römern in den ältesten Zeiten nur als Gott der Pferde gekannt und verehrt, und als solcher anfänglich mit dem alten italienischen Gott Consus vermischt worden zu seyn. Als die Römer eine Art von Seemacht bekamen und mit der griechischen Mythologie bekannt wurden, trugen sie die in dieser Mythologie vorhandenen Ideen vom Poseidon auf ihren Neptun über, so daß Neptun und Poseidon für verschiedne Namen einer und derselben Gottheit galten. Neptun war ein Sohn des Kronos (Saturns) und der Rhea oder Opis; über die Art, wie ihn seine Mutter dem Schicksal entzog, das sein alles verschlingender Vater seinen Kindern bereitet hatte, sind die Sagen verschieden; nach der einen wird er von Kronos wieder ausgespien, nach andern erhält Kronos ein Füllen zum Verschlingen, und Neptun wird heimlich in Böotien erzogen u. s. w. Nach der Empö-

rung, welche sein Bruder Jupiter gegen ihren gemeinschaftlichen Vater unternahm, fiel dem Neptun bei der Theilung der Welt die Herrschaft über das innere Meer zu. Ob die Sage, daß er im Wettstreit mit der Minerva über den Besitz von Attica das Pferd zuerst geschaffen, daher entstand, daß der Gebrauch des Pferdes zugleich mit der Verehrung Poseidons, einer ursprünglich phönicischen Gottheit, von Seeräubern dieses Volks zuerst auf den Küsten des Peloponnes, Attica's und Thessaliens bekannt worden war, oder ob das aus dem Meere geborne Roß sich auf eine eigne Symbolik von Ideen bezieht, muß unentschieden bleiben. Er bewegt, beruhigt, erschüttert und besänftigt das Meer, und selbst zuweilen die Erde. Auf Inseln (besonders auf der Insel Euböa) und Küstenplätzen war daher seine Verehrung am häufigsten. Ihm wurden zu Ehren die isthmischen Spiele (s. d. Art. Isthmus) gefeiert. Außer den Delphinen und Seethieren waren ihm das Pferd und zuweilen auch die Eule geheiligt. In den ältesten Kunstdarstellungen wird er nackt, in mehr furchtbarer Gestalt mit spitzem Bart abgebildet. In der Hand hält er den Dreizack (tridens), dessen sich schon in den ältesten Zeiten die Seefahrer des mittelländischen Meers zum Harpuniren, und als eines Zeichens der Besitznahme einer Küste bedienten. Auf einem mit zwei Rossen bespannten Wagen von Nereiden und Seeungeheuern umgeben, wird er, die Oberfläche des Meeres befahrend, vorgestellt. Mit seiner Gemahlin Amphitrite zeugte er den Triton und die Rhode. Die Kinder, welche man ihm außerdem beilegt, erklärt man aus der Gewohnheit, die durch Seeräuber geschehenen Entführungen dem Neptun zuzuschrieben. Schon Größe, Stärke, Rohheit und eine Heldenthat zur See gaben Ansprüche, für einen Sohn des Neptun gehalten zu werden. Die Beiwörter, welche die Dichter dem Neptun beilegen, beziehen sich meist alle auf die See und die Schifffahrt, auf die Erschaffung des Pferdes und die Beschützung der Wettrennenden, so wie auf seine Macht, Erdbeben zu erregen. Nachdem er an dem unglücklichen Versuche der Götter, sich gegen Jupiter zu empören, Theil genommen hatte, wurde er von diesem verdammt, in Gemeinschaft mit Apoll dem König von Troja Laomedon zu dienen. Neptun baute dem Laomedon die Mauern von Troja, und als er den bedungnen Lohn nicht erhielt, schickte er eine Ueberschwemmung und ein furchtbares Seeungeheuer. Im trojanischen Kriege war er auf Seiten der Griechen und im Götterstreite vor Troja stand er dem Apollo gegenüber.

Neptunisten nennt man diejenigen Geologen, nach deren Ansicht oder System (Neptunismus genannt) die Revolutionen, die unsre Erde gestaltet und namentlich die Flötzgebirge erzeugt haben, durch Wasser und Ueberschwemmungen bewirkt worden sind, im Gegensatz der Vulcanisten, welche das Feuer für die Ursache derselben halten. Daher sagt man auch, ein Gebirge ist neptunischen Ursprungs (hat seine Gestalt durch die Wirkung des Wassers erhalten). Zu den Neptunisten gehört Werner nebst seinen zahlreichen Anhängern.

Nereus, ein Untergottheit des Meers, oder das Meer, in so fern es still und ruhig ist. Er war der älteste Sohn des Pontus und der Gäa (Erde). Die Dichter schildern ihn als wahrhaft und milde, als einen Freund des Rechts, der Billigkeit und Mä-

ßigung, und als einen Feind der Gewaltthaten. In einem höhern Grade als alle Götter der drei Grundelemente, Luft, Erde und Wasser, hat er die Gabe zu weissagen, und, gleich andern Wassergöttern, verwandelt er sich in allerlei Gestalten. Mit der Doris, der Tochter des Oceanus, seiner Gemahlin und andern Göttinnen zeugte er die Nereiden (s. d. folg. Art.) Seine Wohnung ist im Aegeischen Meere. Als Paris mit der geraubten Helena dieses Meer durchschiffte, weissagte ihm, nach jener schönen Ode des Horaz, Nereus den Untergang von Troja. In den alten Kunstdarstellungen sowohl als von Dichtern wird er als ein bärtiger mit Schilf bekränzter Greis, auf den Wogen sitzend mit einem Scepter in der Hand, vorgestellt.

Nereiden, Meernymphen, die funfzig Töchter des Nereus, welche gleich ihrem Vater die Gabe der Weissagung und Verwandlung besaßen (vergl. Meergötter).

Nero (Lucius Domitius Ahenobarbus, nach seiner Adoption Claudius Drusus), war der Sohn des Cajus Domitius Ahenobarbus und der Tochter des Germanicus, Agrippina, und wurde zu Antium den 15ten December 37 nach Christo geboren. Als Agrippina später den Kaiser Claudius heirathete, wurde er von diesem adoptirt und folgte ihm in der Regierung im Jahr 54 nach Christo. August, der erste römische Kaiser aus der Familie der Cäsarn, hatte seine Regierung grausam begonnen, aber gemäßigt und mild geendigt. Nero, der letzte römische Kaiser aus der Familie der Cäsarn, begann mild und endigte grausam. Er hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten. Burrhus hatte ihn mit allen Kenntnissen und Grundsätzen ausgerüstet, die den großen Feldherrn und Staatsmann bilden, während Seneca ihn mit der Philosophie und schönen Literatur bekannt machte. Der Anfang seiner Regierung übertraf selbst die Erwartungen, die man sich nach einer solchen Erziehung von seinen großen Talenten machen konnte. Als man ihm ein Todesurtheil zur Unterzeichnung vorlegte, äußerte er den Wunsch, nicht schreiben zu können. Allein der siebzehnjährige Herr der Welt sollte sich nicht lange in diesen Schranken halten. Die Schmeicheleien und Verführungen der Höflinge, besonders des Freigelassenen Narcissus, brachten einen Charakter, der bis dahin nur geschlummert zu haben schien, bald zum Ausbruch. Bald ergab er sich den gröbsten Ausschweifungen der Wollust und Grausamkeit. Zuerst ließ er den Britannicus, den Sohn des Claudius, zu dessen Nachtheil er durch Begünstigung der Agrippina den Thron bestiegen hatte, vergiften, und endlich auch seine Mutter, deren Herrschsucht er fürchtete, ermorden. Unter allen Leidenschaften aber beherrschte ihn vorzüglich die lächerliche Begierde, für einen großen Künstler der Musik gehalten zu werden. Er ließ sich öffentlich hören, und durch ausgestellte Soldaten diejenigen beobachten, welche nicht geneigt schienen, seine Stimme und sein Spiel zu bewundern. Auch im Wagenrennen wollte er glänzen. Er durchzog mit einem Gefolge von Künstlern ganz Griechenland und gewann natürlich in allen feierlichen Wettkämpfen und Spielen dieses Landes die ersten Preise. Der Genuß machte ihn erfinderisch in der Schwelgerei und in der Befriedigung unnatürlicher Lüste, die Verschwendung habsüchtig, die Gefahr grausam. Die berühmtesten Opfer seiner Grausamkeit sind, außer dem Britannicus und der Agrippina, seine Lehrer

Burrhus und Seneca, der Dichter Lucan und seine Gemahlinnen Octavia (Tochter des Claudius und der Messalina, die er unter dem Vorwande der Unfruchtbarkeit verstieß, um die Poppäa zu heirathen, dann auf die Inseln Pandataria verwies und ihr hier bald darauf die Adern öffnen ließ) und die Poppäa Sabina. Meine Vorgänger, sagte er, haben die Rechte der Alleinherrschaft noch nicht gekannt. Man mag mich hassen, wenn man mich nur fürchtet. Er ließ in einer unsinnigen Laune Rom anzünden, blos um, wie man sagt, eine lebendige Vorstellung des Brandes von Troja zu bekommen. In diesem Brande, welcher neun Tage dauerte, gingen die schönsten Denkmäler der Kunst und der Geschichte zu Grunde. Auf die Christen wälzte er die Schuld dieses Brandes, und ließ sie dafür im ganzen Reiche auf das heftigste verfolgen. Den eingeäscherten Theil der Stadt ließ er schöner und herrlicher wieder aufbauen, denn die gewöhnliche Leidenschaft der Großen, die Bauwuth, beherrschte auch ihn im höchsten Grade. Das merkwürdigste Denkmal dieser Bau- und Verschönerungswuth wurde der Palast, den er sich selbst in Rom erbauen ließ, und der unter dem Namen domus aurea bekannt ist. Seine Verschwendung in andern Dingen, in seinen Kleidern, Jagdgeräthschaften u. s. w., war eben so gränzenlos, als die Freigebigkeit gegen das Volk in Rom, das er in der erweiterten Form der (zur Zeit der Republik nur bei gewissen Gelegenheiten üblichen) Spendungen (largitiones) durch die kostbarsten Geschenke bereicherte, während die Provinzen von der Last der Abgaben zu Boden gedrückt wurden. Mehrere Verschwörungen in Rom selbst endigten zum Verderben derjenigen, die sie begonnen hatten. Endlich glückte die Empörung des Galba, des Statthalters in Spanien, für welchen sich auch der Senat erklärte. Der Tyrann kam der gerechten Strafe zuvor, die ihn erwartete, und ermordete sich selbst im Jahre 68. So groß und gerecht auch die Freudensbezeigungen über Nero's Sturz waren, so fehlte es ihm doch auch nicht an solchen, die ihn selbst nach seinem Sturz noch bewunderten, vergötterten und zurückwünschten. Man bestreute sein Grab mit Blumen, man stellte seine Statue neben die Rednerbühne; kurz Nero's Andenken war einem großen Theile des Volks und der Soldaten, bei dem er sich durch seine Freigebigkeit und Nachsicht beliebt gemacht hatte, so theuer, daß mehrere Betrüger eine Zeit lang Glück machten, indem sie sich für Nero ausgaben. Gegen geistreichen Spott war Nero um so weniger grausam gewesen, als er selbst viel Geist besaß, ungeachtet er der erste römische Kaiser war, der sich zu den Reden, welche er hielt, einer fremden Feder bediente. Wir müssen es beklagen, daß derjenige Theil des Tacitus, worin die genauere Schilderung des Charakters und der Regierung des Nero enthalten war, nicht auf uns gekommen ist.

Nerva, Domitians Nachfolger auf dem römischen Kaiserthron, einer der tugendhaftesten unter den Imperatoren. Er bekleidete früher schon das Consulat, und war ein Mann von gebildetem Geiste, auch nicht ohne Dichtertalent. Er hatte wirklich die Absicht, sich den Ruhm eines guten Regenten zu erwerben; leider aber war er schon ein Greis, als er im Jahre Roms 849 den Thron bestieg. Doch machte er manche wohlthätige Verordnungen, sorgte für die öffentliche Ruhe und die Handhabung der Gerechtigkeit, und unterstützte die Armen. Gleichwohl waren Viele un-

zufrieden mit ihm, besonders von den Soldaten der Leibwache, und es bildete sich sogar eine Verschwörung gegen ihn. Er starb, nachdem er nicht viel über ein Jahr regiert hatte.

Nerven. Nervensystem. Nerven sind weißliche markige Fäden in dem thierischen Körper, die in Bündeln gleichlaufend neben einander liegen, so daß mehrere solcher Bündel einen Nerven ausmachen. Jedes Bündel ist mit einer besondern zarten Scheide umgeben, das Neurilem genannt, welches der Gefäßhaut des Gehirns ähnlich, und eben so voll von Blutgefäßen ist, deren feinste Zweige sich in die Substanz des Nerven selbst endigen. Diese Nerven sind im ganzen thierischen Körper verbreitet und stehen durch mannichfaltige Verbindung mit einander in Gemeinschaft. Nur die Hirnhäute, das Oberhäutchen, die Haare und Nägel haben, wenigstens im gesunden Zustande, keine Nerven. Die Nerven selbst sind von verschiedner Stärke, je nachdem mehrere oder wenigere Markbündel sich zu einem Nerven vereinigen. An bestimmten Stellen des Körpers nähern sich mehrere Nerven einander so, daß sie gleichsam an einander geklebt erscheinen, und die Bündel des einen mit denen des andern sich so durchkreuzen und verflechten, daß ihre Verbindung ohne gewaltsame Trennung nicht aufgehoben werden kann. Dieß sind die Nervengeflechte, die vorzüglich im Unterleibe, hinter dem Magen und in der Gegend der Herzgrube, bei der Leber, Milz, dem Gekröse, so auch bei dem Herzen u. s. w. sich finden. (S. d. Art. Gangliensystem.) Die letzten Enden der Nerven sind verschieden, besonders die der Sinneswerkzeuge. In dem Gehörorgan z. B. verliert sich der Nerve in eine dreiartige, mit Feuchtigkeit umgebne Masse; der Sehnerve endigt sich in eine markige Haut; der Geschmacksnerve in kleine Wärzchen; eben so endigen die Gefühlsnerven in den Fingerspitzen; die zu den Muskeln gehörigen Nerven verlieren sich in das Gewebe derselben, so daß man ihre Endigungen nicht bestimmt wahrnehmen kann. Alle Nerven des ganzen Körpers begreift man unter dem Namen des Nervensystems. Dieß hängt aufs genaueste mit dem Gehirn und dem Rückenmarke, als einer verlängerten Fortsetzung des Gehirns, zusammen, welches als der oberste Centralpunkt des Ganzen anzusehen ist, von welchem alles im Nerven Wirkende ausgeht, und in welchem, als dem Mittelpunkte, sich alles sammelt. Die Masse der Nerven selbst ist übrigens der nämliche markige Stoff, aus welchem das Gehirn besteht, eine Art eiweißartiger Stoff, welcher stärker oxydirt ist, als der im Blute befindliche, und welcher seine Nahrung aus dem ihm zugegebnen und ihn umkleidenden Gefäßnetze zieht. Der feinste, ätherähnliche Stoff des Blutes dient dazu, das Nervenmark zu erhalten, die materiellen, durch die Verrichtungen desselben zersetzten und unbrauchbar gewordnen Theile wieder zu ersetzen. Der Reichthum des Neurilems an arteriellen Blutgefäßchen und deren Endigung in das Nervenmark zeigt deutlich an, daß die Nerven von demselben und nicht vom Gehirn ernährt werden, daß folglich das Leben des Nerven unabhängig vom Gehirn existirt, ja daß jede Nervenpartie als das Gehirn des Theils anzusehen ist, zu welchem sie geht. So wie das ganze Nervensystem seine Centralendigung im Gehirn und Rückenmark hat, so ist dagegen die peripherische Endigung theils auf der Haut, theils im Innern der Organe ausgebreitet. — Das Nervensystem ist durch die höhere Stufe des Le-

bens, auf welchem das Thier und der Mensch steht, bedingt. Diese erforderte nämlich vollkommnere Organisation, kräftigere Behauptung der Individualität, größere, freiere Thätigkeit der Functionen, eine vollkommnere Absonderung von der gesammten übrigen Natur, von der Außenwelt. Diese Absonderung führt nothwendig eine Trennung mit sich, eine Veränderung im Raum, eine willkürliche Bewegung, einen Gegensatz zwischen der Außenwelt und dem Individuum, welches stufenweise von einem dunkeln Gewahrwerden des eignen Körpers und der Umgebung, bis zur hellen Anschauung der Außenwelt, bei dem Menschen bis zur klarsten Unterscheidung derselben von der innern Empfindung und bis zum Bewußtseyn seiner selbst, oder der Vorstellung dieser innern Empfindungen und ihres Unterschiedes von der Außenwelt steigt. Alle diese Erfordernisse des thierischen und menschlichen Lebens werden durch das Nervensystem vermittelt. Denn 1. die so mannichfaltigen, isolirten, zum Theil fremdartigen Gebilde des thierischen Körpers, die durch Zellgewebe, Membranen und Bänder mechanisch zusammengeknüpft sind, werden durch das Nervensystem ein zusammenhängendes Ganzes. Das Gefäßsystem verbindet sie nur in so fern mit einander, als es allen den zu ihrer Ernährung und ihrer eigenthümlichen Verrichtung erfoderlichen Antheil von Blut zuführt; allein das Nervensystem ist es eigentlich, welches allen das Leben mittheilt, ihre Verrichtungen regiert, zu einem gemeinschaftlichen Zwecke hinleitet, sie in wechselseitige Beziehungen stellt und ihre Mitleidenschaften und gegenseitigen Einwirkungen auf einander gründet. Die Besorgung dieser Functionen des Nervensystems ist dem Theil desselben zugetheilt, welcher im Unterleibe ausgebreitet ist, viele Netze und Geflechte bildet und das reproductive oder vegetative Nervensystem genannt wird, weil der Wachsthum und die Erhaltung des Körpers durch dasselbe regulirt wird. Dieser Theil des Nervensystems ist durch die Nervenknoten oder Ganglien gewissermaßen isolirt und von dem Gehirnsystem abgesondert, so daß er gleichsam eine für sich bestehende Region, das Gangliensystem, ausmacht, welches vom Gehirn unabhängig ist, indem seine Thätigkeit weder vom Gehirn aus regiert wird, noch auf dasselbe reflectirt, oder von ihm empfunden wird. 2. Ein anderer Theil des Nervensystems bewirkt den vollkommensten Gegensatz zur Außenwelt, die willkürliche Bewegung und Veränderung im Raum, und die Anschauung der Außenwelt bei dem Menschen bis zum Bewußtseyn. Dieß ist das Gehirn- oder Cerebralsystem, welches alle Nerven begreift, die aus dem großen und kleinen Gehirn, und zum Theil aus dem verlängerten Mark und Rückenmark entspringen. Ihre Verrichtung hängt von der Willkür ab, indem bestimmte Willensreize von dem Gehirn, als dem Centrum aus, auf diejenigen Nerven wirken, welche zu den zu bewegenden Muskeln hingehen. Andre Nerven des Cerebralsystems kehren sich nach der Oberfläche des Organismus, nach der Außenwelt hin, um die mannichfaltigen Eindrücke der Gegenstände derselben aufzunehmen, bis zum Gehirn fortzupflanzen und daselbst die Vorstellungen hervorzubringen. Dieß sind die Sinnesnerven, welche paarweise von dem Gehirn zu den verschiedenen Sinnorganen abgehen. So ist das erste Nervenpaar für die Nase bestimmt, und heißt der Geruchsnerv, indem er in der Nasenhöhle sich ausbreitet, und für die Ausdünstungen empfänglich ist. Das zweite Ner-

venpaar ist der Sehnerve (nervus opticus). Dieser ist von beträchtlicher Dicke, rund, geht gegen die Augenhöhle hin, bringt an der hintern Seite des Augapfels durch eine runde, mit vielen kleinen Löchern versehene Platte der festen Haut des Augapfels in denselben ein und bildet größtentheils die Nervenhaut des Auges, welche zum Auffassen der Bilder im Auge bestimmt ist, und Netzhaut (retina) heißt. (S. d. Art. Auge.) Das achte Nervenpaar bildet die Gehörnerven, welche in dem Innern des Ohrs sich ausbreiten, und für die Bewegung der Luft empfänglich sind. Von den vielfachen Verästelungen des fünften Nervenpaars kommen die Nerven der Zunge, welche den Sinn des Geschmacks bilden. Das Gefuhl im Allgemeinen ist der unterste Sinn und vielmehr die Wurzel aller andern Sinne, welche nur besondere Qualitäten und höhere Stufen des Gefühlssinnes sind. Insbesondere ist es aber in die äußere Haut, und vorzugsweise in die Spitzen der Finger gelegt, als die eigentlichen Betastungsorgane, durch welche die Seele die materielle Existenz und Form der äußern Gegenstände mittelst unmittelbarer Berührung wahrnimmt. Das Gefühl wird durch viele Nerven, welche in der Haut sich verbreiten, bewirkt, und diejenigen Stellen, wo das Gefühl sich am zartesten äußert, sind auch mit den meisten Nerven versehen, welche ganze Reihen von neben einander liegenden Nervenpapillchen bilden, wie z. B. an den Lippen, den Fingerspitzen u. s. w. Endlich wird noch durch das gesammte Nervensystem, besonders aber durch das Gangliensystem das Gemeingefühl vermittelt. (Ueber dessen Function s. d. Art. Gemeingefühl.) So ist also die Thätigkeit des Nervensystems wechselseitig von außen nach innen, und von innen nach außen. Von außen, indem die Sinneseindrücke (Anschauungen) sich von den Nerven zum Gehirn fortpflanzen und zu Vorstellungen und Empfindungen werden; von dem Centrum nach der Peripherie, indem von dem Gehirn aus die willkürlichen Bewegungen erregt werden, während das reproductive Nervensystem in stiller Thätigkeit die Erhaltung der ganzen Maschine regiert, und in gesundem Zustande nur durch die Wirkungen des Gemeingefühls, durch Wohlbefinden, durch Instinct, die Triebe, den Hunger und Durst, im krankhaft erhöhten Zustande durch Uebelbefinden und Schmerz sich offenbart. In der Thätigkeit des gesammten Nervensystems unterscheiden wir die Reizbarkeit oder Empfänglichkeit (Receptivität), und die Energie (Reaction) desselben. Von der Reizbarkeit hängt die Schnelligkeit ab, mit welcher die Thätigkeit desselben erregt wird, von der Energie hängt die Stärke und Ausdauer der Thätigkeit selbst ab. Die Idee des Nervensystems und seiner Functionen und Kräfte wird auch begriffen unter der Benennung Sensibilität, und das Nervensystem selbst in dieser Hinsicht als die reelle Offenbarung der Sensibilität ausgesprochen. Das Verhältniß der Receptivität und Energie der Sensibilität bedingt die Verschiedenheit der Temperamente sowohl der Individuen als ganzer Nationen. (S. d. Art. Temperament.) Die Kraft des Nervensystems hat aber auch selbst keinen festen Punkt, sondern ist beweglich und veränderlich selbst in einem und demselben Subjecte. Im Schlafe z. B. ist die Reizbarkeit des Cerebralsystems geschwächt, hingegen die des reproductiven Nervensystems erhöht. Daher ruhen im gesunden Schlafe die Sinne, und die willkürlichen Bewegungen hören auf, hingegen die Thätigkeit der

Organe des Athmens, des Blutlaufs, der Verdauung, Absonderung und Ernährung gehen kräftiger von Statten. Das Gemeingefühl dagegen ist im Schlafe eben deswegen erhöht, und es wird lebhafter afficirt, als im wachenden Zustande. (S. d. Art. Traum.) — Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß das Nervensystem ein eigenthümliches Leben besitzt, ja daß alles Leben von ihm ausgeht, daß alle Thätigkeit der Seele selbst erst auf dem Leben des Nervensystems beruht. Die Thätigkeit des Organismus aller einzelnen Organe wird von ihm belebt und regulirt; Gefühl, Empfindungen, Sinnesanschauung, Vorstellung werden durch dasselbe vermittelt; reges Leben des Nervensystems hat abwärts reges Leben des Körpers, und aufwärts reges Leben des Geistes zur Folge. Auch im Materiellen stellt das Nervensystem ein abgesondertes, in den übrigen Organismus gleichsam eingeschobenes System dar, welches nur auf zwei Berührungsflächen mit jenem sich verbindet: einmal um die Blüthe desselben, die feinsten und zartesten Entfaltungen des Arteriensystems um sich zu versammeln, und den ätherischen Nahrungsstoff aus ihm zu saugen, und dann um seinen belebenden Geist über den ganzen Organismus wieder auszuhauchen, alle Verrichtungen desselben zu beherrschen, damit sie alle regelmäßig zu seinem höhern Dienst, dem Vermittelungsgeschäft zwischen Geist und Welt, und im Dienst des Geistes wirken könnten. Das Nervensystem erscheint uns also als der wahre Leib unsers Ichs, und der übrige Körper als der Leib dieses Leibes, als seine schützende, nährende und ihm dienende Rinde. Selbst das sichtbare, als weißliches Mark erscheinende Gewebe dieses Systems ist nur die Wohnung des ihm verwandten, zugegebenen unsichtbaren Nervengeistes, dessen höhere Natur unsern Sinnen entgeht, und nur irgend einen, der Seele verwandten ätherischen, vielleicht verkörperten Lichtstoff ahnen läßt. Daß dieser ätherische Nervengeist nicht völlig an die bis jetzt bekannten Gesetze der Körperwelt gebunden ist, daß ihm unter gewissen Umständen ein freieres Walten zukommt, beweis't schon der Umstand, daß der Wirkungskreis der Nervenenden sich über ihre körperliche Existenz erstreckt, und eine Art von sensibler Atmosphäre des Nervenfluidums um sich bildet, wie schon gewöhnliche Wahrnehmungen am Organismus zeigen. So z. B. gehen zwar Nervenfäden in die Muskeln, ohne jedoch sich so subtil zu vertheilen, daß jede Muskelfaser einen eignen Nervenfaden bekäme; dessen ungeachtet ist der ganze Muskel dem Einflusse des Nerven unterworfen, und zieht sich in allen seinen Fasern zusammen. Jeder Punkt der Haut ist empfindlich, ungeachtet diese nicht mit einem zusammenhängenden Blatt von Nervenmark versehen ist, sondern nur ein Gewebe von Fäden bekommt. Von Humboldt hat diesen sensiblen Kreis von Lebensfluidum um die Nerven auch durch Galvanische Versuche erwiesen. Noch auffallendere Beweise davon zeigen manche Erscheinungen des animalischen Magnetismus. (S. d. Art.) II.

Nervenkrankheiten sind solche Krankheiten, welche ursprünglich im Nervensystem ihren Grund haben, in einer Abweichung der Organisation oder der Function desselben von der Norm bestehen, und sich durch eine Störung seiner eigenthümlichen und für uns wahrnehmbaren Verrichtungen offenbaren. Die wirklich vorhandene Nervenkrankheit ist entweder in einer verletzten Organisation oder Veränderung ihrer Kräfte gegründet. Beide können

in einander übergehen und auch zugleich vorhanden seyn. Das feine Gefäßnetz des Neurilems kann zu reizbar werden, zu viel Blut und Nahrung den Nerven zuführen oder zu unthätig seyn, wodurch die Ernährung der Nerven leidet, es können von geschwächter Einsaugung Stockungen und Anhäufungen schädlicher Stoffe an den Nervenfäden Statt finden, welche hartnäckige Schmerzen, Krämpfe, Lähmungen verursachen. Ist die Reizbarkeit des Nervensystems zu groß, die Sensibilität also krankhaft erhöht, so machen alle Eindrücke zu schnelle und heftige Empfindungen, erregen eine heftige, aber ungeregelte Thätigkeit. Daher sind gewöhnliche Gefühle schon schmerzhaft, die Sinne bewirken unangenehme Empfindungen, die Vorstellungen sind grell und folgen in stürmischer Unordnung, die Imagination ist zu lebhaft, die Bewegungen sind unwillkürlich, zuckend. Ist die Kraft des Nervensystems zu sehr vermindert, so gehen auch die Verrichtungen desselben zu schwach von Statten, oder hören ganz auf. Gewöhnliche Eindrücke erregen keine Empfindungen, die Sinne werden stumpf, die Imagination wird gelähmt, die Muskelbewegung erschlafft. Die Kräfte des Nervensystems können aber auch ohne Ab = oder Zunahme eine krankhafte Stimmung erhalten, so daß gewisse Eindrücke ganz andre als die gewöhnlichen Reactionen erregen. Dieß sind die sogenannten Idiosynkrasien. Die wahrnehmbaren Zufälle der Nervenkrankheiten sind verschieden, je nachdem gewisse Partien und Regionen desselben vorzüglich leiden. Trifft dieß die Nerven des reproductiven Systems des ganzen Körpers, so entsteht ein Schmerz, der sich nach Verschiedenheit der Theile unter verschiednen Formen, als Hunger, Durst, Müdigkeit, Ekel, Frost, Hitze, Angst, als juckender, ziehender, drückender, schneidender, stechender, klopfender, bohrender, nagender Schmerz, die Empfindung der Taubheit und des Einschlafens der Glieder, das Prickeln in denselben, wie Nadelstiche, äußert; besondre krankhafte Regungen des Instincts, Appetit nach Kreide, nach säuerlichen Dingen, die sonderbaren Gelüste mancher Schwangern; Krankheit des Gemeingefühls, wodurch die Theile des Körpers anders vorgestellt werden, als sie wirklich sind, wie z. B. Kranke sich vorstellten, sie seyen halb getheilt, oder ein zweites Ich läge neben ihrem eigentlichen Körper, oder sie beständen aus Glas oder Wachs, hätten Beine von Stroh. In Rücksicht der krankhaften Sinnesäußerungen giebt es gleichfalls mehrere Verschiedenheiten, nach Verschiedenheit der Theile selbst und den Veränderungen ihrer Nervenkräfte. Bei Manchen ist das Gefühl in der Haut so stumpf, daß sie weder warm noch kalt, weder hart noch weich unterscheiden können. Andere haben ein zu zartes Gefühl; Geruch und Geschmack können zu stumpf oder zu scharf werden. Andre können gewisse Gerüche durchaus nicht vertragen, lieben dagegen andre, welche andern Menschen gewöhnlich zuwider sind. Eben so ist es mit dem Gehör. Noch mannichfaltiger sind die Erscheinungen von Krankheit der Gesichtsnerven. Uebermäßige Empfindlichkeit, so wie Schwäche und Stumpfheit der Augen, Flecken, Funken, Bogen, Perlenschnüre u. s. w., Doppelsehen, Phantasmen und Figuren vor den Augen. Von der Erkrankung des innern Sinns, der Empfindungen, Vorstellungen und Imagination giebt es gleichfalls mannichfaltige Aeußerungen. Krankhafte Empfindungen erzeugen falsche Vorstellungen und fehlerhafte Bilder der Phantasie.

Dieſe können die Stärke wirklicher Sinnesanſchauungen erhalten, und wenn die Krankheit ſich bis auf das Gehirn und das Seelenorgan fortpflanzt, ſo unterſcheidet der Kranke ſeinen ſubjectiven Zuſtand nicht mehr von Objecten außer ihm, die kranken Vorſtellungen regieren dann ſelbſt den Willen und erregen die ihnen entſprechenden Begierden. Daher die krankhaften Empfindungen ohne äußere hinlängliche Veranlaſſungen, Traurigkeit und Luſtigkeit in ausſchweifender Art, periodiſche Muthloſigkeit, ängſtliche lebhafte Träume, Delirien, die Erſcheinungen des Alpdrückens. Mannichfaltig ſind auch die Aeußerungen der Nervenkrankheiten in dem Muskelſyſtem, die ſich als Zuckungen, Krämpfe und Convulſionen zeigen, bald nur örtlich, bald allgemein, vorübergehend oder anhaltend ſind. In manchen Fiebern, z. B. in denen die Nerven mit angegriffen ſind, kommt ein beſtändiges krankhaftes, unwillkürliches Spiel der Geſichtsmuskeln zum Vorſchein, eben ſo an andern Theilen des Körpers, z. B. das ſogenannte Sehnenhüpfen. Die Augen werden mannichfaltig bewegt. Auch in den unwillkürlichen Muskeln entſtehen allerhand Krämpfe, z. B. der Magenkrampf, krampfhaftes Erbrechen, krampfhafte Bruſtbeklemmungen, Krampf des Zwerchfells, Herzklopfen u. ſ. w. Die Anlage zu Nervenkrankheiten kann angeboren, ſie kann aber auch durch fehlerhafte Lebensart, übertriebenen Luxus, Verweichlichung, übermäßige Anſtrengung des Nervenſyſtems erworben ſeyn. Die Gelegenheitsurſachen ſind theils unter den vielfältigen Einflüſſen der Außenwelt zu ſuchen, z. B. die Luft und ihre verſchiednen Miſchungen, ihr Antheil von electriſchem Stoff, ihre elaſtiſche Spannung, ihr Grad von Trockenheit oder Feuchtigkeit; die Nahrungsmittel, z. B. Fleiſchſpeiſen, erhitzende gewürzte Speiſen und Getränke erhöhen die Reizbarkeit der Nerven, vegetabiliſche Nahrungsmittel vermindern ſie. Die mehrſten animaliſchen, und alle vegetabiliſchen Gifte bewirken heftige Nervenkrankheiten (vergl. des Art. Narkotiſch). Theils wirken fremde Dinge im Körper als Urſachen der Nervenkrankheiten, z. B. ſehr oft Würmer im Darmcanal, eingeſperrte Luft, ſelbſt ſcharfe Unreinigkeiten mancherlei Art in demſelben. Endlich ſind auch oft Affectionen des Körpers ſelbſt, und des ganzen Nervenſyſtems Urſachen nachfolgender Nervenkrankheiten, z. B. zu vieles Wachen, das die Nervenkraft erſchöpft; Krankheiten, beſonders Fieber; gewiſſe Perioden des weiblichen Geſchlechts, während deren die Reizbarkeit des Nervenſyſtems erhöht iſt; Anſtrengung der Gehirnthätigkeiten durch übertriebene Geiſtesarbeit; Schwangerſchaft, allzuheftige Affecten und Leidenſchaften. H.

Neſſeln ſind Pflanzen mit ſtechenden Haaren, die beim Berühren in die Haut eindringen, abbrechen und einen beißenden Saft unter ſie ergießen, der ſtarkes Brennen verurſacht. Mehrere Neſſeln haben urintreibende Kräfte, viele dienen als geſundes Futterkraut, andre geben fadenartige Faſern, die gleich dem Flachs verſponnen werden können und ſehr dauerhaft ſind. Daher auch das Neſſelgarn, ein zartes, aus dem Baſte von den Stengeln der großen Neſſel geſponnenes Garn, und daher überhaupt ein zartes, gleiches Garn. Die Wogulen am Twodafluß bereiten aus Neſſeln ungebleichte Leinwand, Netze und Stricke, daſſelbe thun die Baſchkiren, Samojeden und die Tatarn am Jeniſei.

Neſſelrode (Graf Carl Robert), Miniſter-Staatsſecretär Sr. Maj. des Kaiſers Alexander, iſt gegen 1780 in Liſſabon, wo

sein Vater sich als russischer Gesandter befand, geboren. Er erhielt unter Gedicke's Leitung in Berlin seine Bildung, machte dann verschiedene Reisen und trat hierauf unter Paul, der ihm günstig war, in die militärische und diplomatische Laufbahn. In dem Jahre 1806 war er noch als Legationssecretär bei der russischen Gesandtschaft im Haag. Alexander zog ihn nach dem preußischen Kriege in seine Nähe und beehrte ihn mit dem größten Vertrauen, besonders von der Zeit an, wo neue Spannungen mit Frankreich eintraten. In dem Feldzuge von 1812 — 1814 verließ er den Kaiser nie, der ihm die wichtigsten Geschäfte übergab, und ihn förmlich zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte. Am 15ten Junius 1813, nachdem er früher den unbekannt gebliebenen Frieden von Kalisch mit Preußen abgeschlossen hatte, schloß er in Reichenbach mit Lord Cathcart einen Subsidienvertrag ab, dann mit dem Fürsten Metternich den wichtigen Tractat über den Beitritt Oesterreichs zur großen Coalition. In Chaumont unterzeichnete er am 1sten März 1814 für den Kaiser die sogenannte Quadrupel-Allianz. Nesselrode und Graf Par bekamen am 29sten März die wichtige Sendung, Paris zur Uebergabe aufzufodern, und von dem Erstern waren sämmtliche Declarationen contrasignirt, welche in diesem ewig wichtigen Zeitpunkt von Alexander ausgingen. Auf gleiche Weise nahm er späterhin an den Unterhandlungen auf dem Wiener Congresse Antheil, obgleich in dieser Zeit Capo d'Istria eigentlicher Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Gegenwärtig bekleidet Nesselrode den wichtigen Posten eines Staatssecretärs.

Nesseltuch, Netteltuch, ist der deutsche Name für das französische Wort Mousseline (s. d. Art.). Man machte ehemals in der Picardie aus den großen Brennnesseln, die wie Flachs behandelt wurden, eine graue Leinwand, die aber jetzt nicht mehr gefertigt wird. Eben so machte man auch ehemals in Deutschland und in der Schweiz Nesselzwirn und Nesselgarn.

Nessus, einer der Centauren (s. d. Art.), ein Sohn des Irion und der Nephele (oder Wolke). Bei dem Gefechte der Centauren und Lapithen auf der Hochzeit des Pirithous rettete er sich mit der Flucht. Ueber seinen Tod s. d. Art. Dejanira.

Nestel, Nestelknüpfen. Unter Nestel, einem im Hochdeutschen etwas veralteten und mehr im Oberdeutschen üblichen Worte, versteht man sowohl die Nestform, welche das weibliche Geschlecht zuweilen den Haaren des Kopfes giebt, als auch die Schnüre oder schmalen Riemen, deren man sich zum Zuschnüren und Zubinden der Kleidungsstücke bediente. In dieser letzten Bedeutung von Schnüren ist das Wort Nestel in Nestelknüpfen genommen. Man verstand unter dieser Handlung die magische Operation, wodurch man jemanden durch Knüpfung von Nesteln zum Beischlafe untüchtig machen wollte. Gewöhnlich machte man zu diesem Behufe drei Knoten unter Hersagung gewisser Zauberformeln an einem Leichenstein oder andern heiligen Orte. Eben so hatten diejenigen eigne Gebräuche zu beobachten, welche von der furchtbaren Wirkung des Nestelknüpfens erlöst seyn wollten. Die Sitte des Nestelknüpfens verliert sich in das graueste Alterthum. Welche Vorfälle dadurch zuweilen in der neuern Zeit veranlaßt worden sind, kann man in Franks medicinischer Polizei B. IV. S. 554 finden.

Neſter, indianiſche Vogelneſter, ſind Neſter von indianiſchen Vögeln, die in ſo fern einen Gegenſtand des Handels ausmachen, weil dieſelben für Leckereien geachtet und jährlich zu Tauſenden in die Küchen indianiſcher und ſineſiſcher Großen, auch wohl nach Europa verkauft werden. Der Vogel, der ſie baut, iſt eine Schwalbe (Hirundo esculenta), wohnt auf Java, den Philippinen, zu Tunking, Cochinchina ꝛc., und befeſtigt ſein Neſt in den Höhlen am Meeresufer. Die beſten und geſuchteſten ſind weiß, durchſcheinend, wie Hauſenblaſe, von der Größe eines Enteneies und beſtehen faſt ganz aus einer nahrhaften, gallertartigen Subſtanz, die der Vogel aus halbverdauten und ſo gegen Fäulniß geſchützten Würmern erzeugen ſoll. Man ſtößt ſie entweder zu Pulver und miſcht dieſes andern Speiſen bei, oder kocht ſie mit Fleiſchbrühe weich. F.

Neſtor iſt derjenige unter den griechiſchen Helden vor Troja, der ſich durch ſeine Klugheit, die Frucht ſeines hohen Alters (daher der Ausdruck ein Neſtor), eben ſo ſehr als durch ſeine ſanfte und eindringende Beredtſamkeit auszeichnete. Dieſes ſind die Eigenſchaften, die ihm Homer in der Iliade beilegt. Neſtor war der Sohn des Neleus und der Chloris, wurde zu Geranja erzogen und folgte ſeinem Vater als Fürſt von Pylos. In ſeinen jungen und männlichen Jahren zeichnete er ſich, gleich andern Helden ſeiner Zeit, durch allerlei Großthaten und kühne Unternehmungen aus, erwarb ſich aber auch ſchon früh den Ruhm eines klugen Rathgebers und eindringlichen Redners. So zeigte er ſich unter andern den Lapithen, denen er im Kampf gegen die Centauren beiſtand. Nachdem Lynceus und Idas, die Söhne des Aphareus, von den Dioscuren getödtet worden waren, wurde er auch König von Meſſenien. Ungeachtet er ſchon zwei Menſchenalter durchlebt hatte, als der Kriegszug gegen Troja unternommen wurde, ſo nahm er dennoch Antheil an demſelben, und führte die Mannſchaft ſeines Gebiets in 20 oder nach andern Sagen in 90 oder 92 Schiffen nach Troja. Wenn man auch das Wort Menſchenalter nicht, wie ſchon einige Alte gethan haben, für einen Zeitraum von hundert Jahren hält, ſondern, wie dieſes jetzt gewöhnlich iſt, nur eine Zeit von ungefähr dreißig Jahren darunter verſteht, ſo war Neſtor ſchon zu alt, um großen perſönlichen Antheil an den Gefechten vor Troja zu nehmen. Die Rolle, die ihm daher in der Iliade zugetheilt wird, iſt vielmehr die eines klugen und beredten Greiſes und erfahrnen Rathgebers. Er ſucht den Agamemnon zur Verträglichkeit mit Achill zu bewegen, er ermuntert, warnt, belehrt und tadelt die griechiſchen Helden. Ohne ihn würden die Griechen mehr als einmal Troja unverrichteter Sache verlaſſen haben. Nach der Eroberung von Troja ſegelte er wieder nach Hauſe. Nach der Odyſſee beſuchte ihn hier Telemach, um Nachrichten vom Ulyſſes einzuziehen. Seine Gemahlin war nach Homer Eurydice, die älteſte Tochter der Clymene, nach Andern Anaxibia, die Tochter des Craticus. Es werden auch mehrere ſeiner Söhne und Töchter genannt, die jedoch in den Sagen nicht merkwürdig ſind. Nachdem Neſtor drei Menſchenalter durchlebt hatte, ſtarb er ruhig zu Pylos, wo man noch ſpät ſein Haus und Grabmal zeigen zu können behauptete.

Neſtor, ein berühmter ruſſiſcher Geſchichtſchreiber, geboren in Rußland um 1056, lebte als Mönch im petſcheriſchen oder Höh-

lenkloster in Kiew, und starb nach 1116. Außer den Lebensbeschreibungen einiger Aebte und andrer frommen Bewohner seines Klosters (welche nur in interpolirten Fragmenten vorhanden sind) schrieb er in seiner Muttersprache eine Chronik, welche für die Geschichte des Nordens von höchstem Interesse ist, mit sichtbarer Benutzung und Nachahmung byzantinischer Historiker in Rücksicht der ältesten Geschichte. Die übrigen Quellen, aus denen er schöpfte, sind unbekannt; vieles schrieb er als Zeitgenoß oder aus der mündlichen Ueberlieferung eines alten Mönchs seines Klosters, Jan. Die Darstellung ist dem Geiste seiner Zeit angemessen, fromme Betrachtungen und biblische Sprüche sind in die Erzählung häufig verwebt und die Personen werden gewöhnlich redend eingeführt. Da der Urtext seiner Chronik verloren und durch die Interpolationen seiner Fortsetzer (des Abts Sylvester zu Kiew und mehrerer Ungenannten) in unglaublichem Grade entstellt ist, so läßt sich kein sichres Urtheil über sein historisches Verdienst fällen, bevor nicht sorgsame kritische Untersuchungen ausgemittelt haben, wie viel von dem jetzt Vorhandnen des alten Nestors Eigenthum ist. Es läßt sich nicht einmal mit Gewißheit bestimmen, bis zu welchem Jahre seine Arbeit reiche. Ein unsterbliches Verdienst um diesen Vater der russischen Geschichte hat sich Schlözer nach mehrern frühern Vorarbeiten in dem, leider nicht vollendeten, Werke erworben: Nestor's russische Annalen in ihrer slavonischen Grundsprache verglichen, von Schreibfehlern und Interpolationen möglichst gereinigt, erklärt und übersetzt, Göttingen 1802 — 1809, 5 Bde. 8., womit als Auszug und Verbesserung zu verbinden ist: Joseph Müllers altrussische Geschichte nach Nestor, mit Rücksicht auf Schlözers russische Annalen, die hier berichtigt, ergänzt und vermehrt werden, Berlin 1812. 8. A — s.

Nestorius, Nestorianer, s. Secten, Syrische Christen und Thomaschristen.

Netscher (Caspar), einer der vorzüglichsten Mahler seiner Zeit, wurde zu Heidelberg im Jahre 1639 geboren. Da er seinen Vater (Johann Netscher), einen Bildhauer, sehr früh verlor, so ward er von Tullekens, einem Arzte zu Arnheim bei Utrecht, an Kindesstatt angenommen. Sein Pflegevater bestimmte ihn zur Arzneikunde, allein seine Neigung und sein Talent entschied für die Malerei. Den ersten Unterricht soll er von Roster, einem Vögel- und Wildpretmaler, erhalten haben, und sich später unter Gerard Terburgh und Gerard Douw, den er an Genie und Geschmack bald weit übertraf, weiter ausgebildet haben. Um diese Bildung zu vollenden, unternahm er eine Reise nach Italien, blieb aber schon zu Bordeaux, wo er sich verheirathete, und von da nach Holland zurückging. Hier ließ er sich im Haag nieder. Die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Familie zu ernähren, bestimmte ihn, Porträtmalerei zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung zu machen, ungeachtet er, wie schon allein seine Mort de Cléopatre beweisen kann, Talent und Neigung genug hatte, sich in höhern Gattungen auszuzeichnen und sich über den Geschmack der niederländischen Schule, zu welcher er gehört, zu erheben. Auch in dem, worin diese Schule eine eigenthümliche Stärke besitzt, in der getreuen Nachahmung der Natur, besonders der Stoffe, übertraf er die niederländischen Maler. Der weiße Atlas in den Gewändern und Draperien seiner Gemälde

und das Haarichte der türkischen Teppiche hat eine täuschende Wahrheit. Er hat einen frischen Pinsel und einen vortrefflichen Fardenton. Seine kleinen Cabinetsstücke werden am meisten geschätzt. In der historischen Malerei wählte er seine Gegenstände gewöhnlich aus der römischen Geschichte. Er starb zu Haag im Jahre 1684 und hinterließ zwei Söhne, Constantin und Theodor, genannt der Franzose, welche beide sich ebenfalls als verdienstvolle Maler gezeigt haben, jedoch hinter dem Ruhm ihres Vaters weit zurückgeblieben sind.

Nettelbeck, ein patriotischer Bürger zu Colberg, der als ein Mann von 70 Jahren seine Vaterstadt und ihre Festung 1807 gegen die Franzosen rüstig vertheidigen half, so wie er dieselbe als Jüngling schon in den drei denkwürdigen Belagerungen des siebenjährigen Krieges vertheidigt hatte. Er war überall zur Hülfe bereit. Zündete der Feind durch seine Haubitzgranaten ein Haus an, so stand er mit der Spitze des Schlauchs hoch oben auf der gefährlichsten Stelle, und ging nicht eher von dannen, als bis das Feuer gelöscht war. Griff der Feind eine Schanze oder die Vorposten an, so saß er zu Pferde, ritt wie ein Centaur, ermunterte die Truppen im heftigsten Feuer, holte Munition herbei, und war eben so schnell wieder bei dem Festungscommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Hörte das Feuern auf, so schaffte er Lebensmittel für die ermatteten Truppen heraus. Zeigte sich ein Schiff, auf welchem man Zufuhr von Mund- und Kriegsbedürfnissen vermuthete, so war er ungeachtet des Wellenschlags der erste am Bord, und der erste zurück, um Nachricht davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hielt er Nachsuchungen, damit nicht etwa leicht entzündbare Sachen dort angehäuft würden. Der Commandant übergab ihm die Obhut über die Ueberschwemmungen, welche er auch mit der pünktlichsten Sorgsamkeit verwaltete. Ueberall feuerte er durch Einsicht, Muth und Patriotismus seine Mitbürger an, und zwar ohne Besoldung, und überhaupt ohne Vermögen. Alles bewunderte des Greises jugendliche Kraft und Regsamkeit, den nichts als die Uebergabe der Festung zu Boden gedrückt haben würde.

Netz, jedes aus Fäden künstlich zusammengeschlungene Gewebe. In der Anatomie nennt man den häutigen, von Gefäßen netzförmig durchkreuzten Theil in den Eingeweiden der Säugthiere das Netz oder die Netzhaut. Gemeiniglich erstreckt es sich vom Magen bis nach der Nabelgegend, und dient vermöge seines Fettes dazu, die nahe liegenden Eingeweide beständig schlüpfrig zu erhalten und sie vor dem nachtheiligen Aneinanderreiben bei den Pressungen und Bewegungen der untern Bauchmuskeln zu bewahren. — In der Meß- und Zeichnenkunst nennt man Netz die netz- oder gitterförmig, d. h. in gleichen Entfernungen unter rechten Winkeln kreuzweise gezogenen geraden Linien, welche das genaue Zeichnen und Entwerfen erleichtern. So nennt man auch Netz die auf den Landkarten sich durchkreuzenden Kreise und Linien der mathematischen Geographie. In der Perspective bedeutet Netz eine in kleine Fächer getheilte Figur, entweder wie sie an sich selbst ist, oder auch wie sie von einem Spiegel, geschliffenen Glase oder aus andern optischen Ursachen hingeworfen wird. Im erstern Falle nennt man es craticulam Prototypi, im andern aber craticulam Ectypi. — In der Tuchweberei nennt man Netz die Verwickelung zerrissener und durch Unachtsamkeit

des Tuchmachers nicht wieder zusammengeknüpfter Kettenfäden mit andern Fäden.

Netzhaut, s. d. vor. Art. und d. Art. Auge u. Nerven.

Neu-Albion, eine Landschaft am Australocean, welche die Küste des großen Missurilandes oder Louisiana's ausmacht und von den Nordamerikanern zu ihren Besitzungen gerechnet wird.

Neubeck (Valerius Wilhelm), als Lehrdichter bekannt, wurde zu Arnstadt im Schwarzburg-Sondershausischen, wo sein Vater Hofapotheker war, den 21sten Januar 1765 geboren. Nachdem er die Schule seiner Vaterstadt und die Ritterakademie zu Liegnitz in Schlesien besucht hatte, studirte er zu Göttingen und zu Jena, an welchem letztern Orte er im Jahre 1788 die medicinische Doctorwürde erhielt. Von Liegnitz, wo er nach Beendigung seiner akademischen Studien eine Zeit lang als ausübender Arzt gelebt hatte, wurde er als Kreisphysicus nach Steinau in Niederschlesien berufen. Das Werk, wodurch er sich einen gewissen Ruf in der deutschen Dichterwelt erworben hat, ist das Lehrgedicht, die Gesundbrunnen, welches zuerst zu Breslau 1795 erschien. Der erste Gesang dieses Gedichts enthält die Entstehung der Mineralquellen, der zweite die Beschreibung der vorzüglichsten Quellen dieser Art in Deutschland, und der dritte und vierte Vorschriften für die Brunnencur selbst. Das Gedicht ist in ziemlich wohlklingenden Hexametern. Man hat in diesem Werke alle die Eigenschaften gefunden, wodurch das philosophische Lehrgedicht seinen Gegenstand interessant, lebendig und poetisch machen kann. Außerdem sind von ihm erschienen vermischte Gedichte, die Zerstörung der Erde nach dem Gerichte, und mehrere kleine in Zeitschriften zerstreute Aufsätze und Gedichte.

Neuberin (Friederike Caroline), berühmt durch ihre Verbesserungen der deutschen Schauspielkunst, in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie war die Tochter des Advocaten Weißenborn zu Zwickau, wo sie um das Jahr 1700 geboren wurde. Ihre Neigung zum Theater und ihr Talent für das Tragische entwickelten sich früh. Sie verheirathete sich in der Folge mit einem gewissen Neuber, einem Schauspieler von äußerst mittelmäßigen Talenten, und errichtete eine eigne Schauspielergesellschaft, der sie einen für die damaligen Zeiten in Deutschland ungewöhnlichen, höhern Geist einzuflößen suchte. Der damals sich zum Dictator der deutschen Schöngeister aufwerfende Gottsched verfolgte mit ihr gemeinschaftlich den Hanswurst, der bis dahin noch sein Wesen auf der deutschen Bühne trieb, und beide verbannten ihn feierlich und auf immer vom Theater (1737). Ueber tragische Declamation hat die Neuberin zuerst in Deutschland eigne Ideen aufgestellt und die Ausführung derselben gezeigt. Mit ihrer Gesellschaft spielte sie abwechselnd in den vorzüglichsten Städten von Deutschland; allein der siebenjährige Krieg führte die Auflösung dieser Gesellschaft herbei, und sie selbst starb in den dürftigsten Umständen 1763 in dem Dorfe Laubegast bei Dresden, wo ihr auch ein Denkmal errichtet worden ist. Sie hat selbst für das Theater mehrere Vorspiele und Prologe geschrieben, wovon einige gedruckt worden sind.

Neu-Britannien, 1. der Name von Labrador, s. d. Art.; 2. eine zu Australien gehörige Inselgruppe, welche im Norden der Louisiade und östlich von Neu-Guinea liegt, wovon sie durch die Dampiersstraße getrennt wird. Sie erstreckt sich vom 2° bis

zum 6° 30′ südlicher Breite. Die Holländer Le Maire und Schouten entdeckten zwar schon 1617 einige von diesen Inseln, aber vorzüglich bekannt wurden sie durch den Seefahrer Dampier im Jahre 1699. Noch genauere Bestimmungen über diese Inselgruppe verdanken wir dem Weltumsegler Bougainville und der Dentrecasteaurschen Expedition, welche in den Jahren 1792 — 93 unternommen wurde. Außer vielen kleinern Inseln gehören die größern Inseln Neu-Britannien, Stephens, Neu-Irland und Neu-Hannover dazu. Die Producte dieser Inseln sind: Hunde, Schweine, Tauben, Papageien, viele Fische, Ingwer, Muskatbäume, Pfeffer, Kokosnüsse, Yams, Pisangs, Zuckerrohr, Brotfrucht, Guajaven ꝛc. Die Insel Neu-Britannien ist die größte von diesen sämmtlichen Inseln, und die Südküste derselben erstreckt sich über achtzig Meilen weit. Das Land ist von Bergen durchschnitten, deren Gipfel sich in den Wolken verlieren; allein die Ufer liefern den schönsten Anblick von der Welt, indem sie mit schönen Bäumen geziert und mit einem reizenden Grün bekleidet sind. Der Boden scheint sehr fruchtbar und ist von anmuthigen Thälern und Bächen durchschnitten. Die Einwohner sind mißtrauische und verrätherische Papuas, von gelblicher Farbe, groß, mit langen, schwarzen, wolligen Haaren, sehr lebhaft und streitbar, und haben regelmäßigen Anbau und schöne eingehegte Pflanzungen von Pisang, Yams, Zuckerrohr ꝛc.

Neu-Caledonien, eine 325 Quadratmeilen große australische Insel, welche Cook auf seiner zweiten Entdeckungsreise im Jahre 1772 auffand. Sie ist seitdem nur vom Admiral Dentrecasteaux besucht worden, der die Westseite derselben aufgenommen hat. Sie liegt vom 20° bis 22° 30′ der südlichen Breite und vom 182° bis 185° östlicher Länge, ist 55 bis 60 Meilen lang und 10 bis 15 Meilen breit. Die südlichen, westlichen und nördlichen Küsten sind mit furchtbaren Felsenriffen umgeben, welche den Zugang bis jetzt unmöglich gemacht haben; bloß an der Ostseite können sich die Schiffer mit weniger Gefahr der Küste nähern, obgleich auch da sich mehrere Corallenriffe zeigen. Eine fortlaufende Kette von Bergen, die sich stufenweise 3200 Fuß hoch erheben, durchzieht die ganze Insel, und wird nur an einigen Stellen durch Thäler unterbrochen. Im Ganzen hat die Insel ein trauriges und einförmiges Ansehn. Außer den gewöhnlichen australischen Producten giebt es auch hier Granaten, Sandstein, Asbest, Seifenstein, Serpentin und man vermuthet hier auch Metalle. Die negerartigen Einwohner dieser Insel haben in der Physiognomie viel Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Van-Diemens-Land. Sie gehen fast ganz nackt und tragen nur einen Strick um die Mitte des Leibes. Sie bauen Yams, Arum, Zuckerrohr und Pisangs, welche letztere man in regelmäßigen Alleen gepflanzt fand; genießen aber auch eine Art großer schwarzer Spinnen, welche sie auf Kohlen rösten, und essen selbst Stücke von einem weichen Speckstein, (Steatit). Auch fand Cook die unläugbarsten Anzeigen, daß sie das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren. Ihre Wohnungen gleichen in der Form einem Bienenkorbe, und sind inwendig mit Matten von Kokosblättern bedeckt. Die größte Industrie scheinen die Einwohner auf Verfertigung der Waffen zu verwenden. Sie haben keine Bogen und Pfeile, sondern nur Sagaien oder Lanzen, die bis funfzehn Fuß lang sind; diese werfen sie mit ziemlicher

Kraft und Sicherheit mittelst eines elastischen Stricks, den sie um die Mitte der Lanze legen und dem sie mit dem Daumen einen Schneller geben. Sie haben auch Streitkolben von sehr hartem Holze, die zum Theil artig geschnitzt und polirt sind. Endlich bedienen sie sich auch der Schleudern, und ründen zu diesem Behufe die Steine mit besonderem Fleiße. Ueber den Charakter der Neu-Caledonier weichen die Berichte der beiden Seefahrer, welche die Insel besuchten, von einander ab. Cook schildert sie als gutartig, ohne Mißtrauen und freundlich zuvorkommend. Dentrecasteaux beschreibt sie als freche Diebe, wild und streitsüchtig und als Menschenfresser.

Neu-Dietendorf, nahe bei Alt-Dietendorf, einem Pfarrdorfe von ungefähr 250 Einwohnern, im gothaischen Amt Wachsenburg, ist eine Colonie der evangelischen Brüdergemeine, wurde 1742 angelegt und erhielt 1764 von Herzog Friedrich III. eine förmliche Versicherung des landesherrlichen Schutzes. Dieser Ort liegt in einer angenehmen Gegend, an dem Flüßchen Apfelstedt, und ist regelmäßig und schön gebaut, wohl gepflastert und des Nachts durch Laternen erleuchtet. In allen Häusern herrscht Reinlichkeit, Industrie und Ordnung. Der Ort ist nicht groß, und begreift nur 28 Häuser mit 340 Einwohnern, welche sich durch Kunstfleiß auszeichnen, und viele Fabrikanstalten, als in Wollen- und Baumwollenzeugen, in Strümpfen, Federspulen, Siegellack, buntem Papier ꝛc., eine Flanelldruckerei, eine Schönfärberei, eine Fischbeinreißerei ꝛc. unterhalten.

Neufchatel. Das Fürstenthum Neufchatel, oder Neuchatel, in der deutschen Schweiz Neuenburg oder Welschneuburg genannt, enthält mit der dazu gehörigen Grafschaft Valengin 16½, nach andern Angaben nur 15 Quadratmeilen mit 49,700 Einwohnern, und wird von Frankreich und der Schweiz begränzt. Dieses Land gehörte ehemals der alten französischen Familie Longueville. Als diese im Jahre 1694 ausstarb, wurde der König von Preußen, als Erbe des Hauses Oranien, dessen alte Rechte auf das Fürstenthum anerkannt waren, von den Ständen desselben zur Herrschaft berufen, und die darauf erfolgte Besitzergreifung in dem Utrechter Frieden bestätigt. Im Jahre 1806 trat Preußen dieses Fürstenthum an Frankreich ab, dessen Kaiser den Marschall Berthier, nachherigen Fürsten von Neufchatel-Wagram, damit belehnte. Im Pariser Frieden von 1814 wurde es vergrößert an Preußen zurückgegeben (s. Preußen). Es huldigte am 2ten Julius 1814 dem Könige von Preußen, der ihm von London aus (18ten Junius 1814) eine Charte constitutionelle gegeben, und ihm die Rechte eines für sich bestehenden, von dem preußischen Staatsinteresse ganz getrennten Staats erneuert hat. Das Fürstenthum selbst ist ein Theil der Schweiz, und den 12ten September 1814 als der 22ste Canton in die Eidgenossenschaft aufgenommen worden. Es ist der einzige monarchische Canton des Schweizerbundes. Mehrere Ketten des Juragebirges durchziehen das Land; der neuenburger See, welcher sechs Meilen lang, 1½ Meile breit, 300 Fuß tief und sehr fischreich ist, verbindet es durch mehrere andre kleine Seen und Flüsse mit dem Rhein. Je ärmer das Land an Naturproducten ist, indem es zwar beträchtliche Rindviehzucht hat, auch Wein, Obst, Hanf und Flachs, aber bei weitem nicht hinlängliches Getraide erbaut, desto mehr zeichnet es sich durch seine Fabrikarbeiten aus. Mit Spitzen, Borten, Messern, mecha-

nischen Instrumenten, Zitz und andern Baumwollenstoffen, vorzüglich mit Uhren, wird ein sehr einträglicher Handel getrieben. Die von uralten Zeiten an hier bestehende Freiheit und Milde der Verfassung zieht eine Menge von Fremden und Arbeitern hieher. Man zählt in diesem kleinen Lande über 4000 Uhrmacher, deren Arbeiten durch ganz Europa verbreitet werden. — Die Religion ist die reformirte, und die Landessprache französisch, doch wird auch Deutsch gesprochen. Die jährlichen Einkünfte des Landesherrn sollen 30 bis 40,000 Thaler betragen. Die Hauptstadt des Landes, Neufchatel, liegt am Fuß des Jura, da wo der kleine Fluß Seyon sich in den neuenburger See ergießt, in einer sehr schönen Gegend. Die Stadt selbst ist nicht übel gebaut und zählt 547 Häuser mit 3486 Einwohnern. Sie ist der Hauptsitz des Handels im Fürstenthum. Die Vorzüglichkeit der hiesigen Erziehungsanstalten ist vornehmlich den reichen Dotationen eines Legats von zwei Millionen Gulden beizumessen, welches ihnen ein gebornet Neufchateler, der später in Lissabon etablirte Kaufmann Pury, gemacht hat. Zu der königlich preußischen Garde in Berlin gehört gegenwärtig auch ein Bataillon Neufchateler.

Neu-Foundland, eine große Insel von 2090 Quadratmeilen und 26,000 Einwohnern, welche von Nordamerika durch die Straße Belleisle getrennt wird. Schon im Jahr 1497 wurde sie von Johann und Sebastian Cabotto entdeckt, und ist also eine der ersten englischen Entdeckungen. Als im Laufe des 16ten und 17ten Jahrhunderts sich auch die Franzosen hier festsetzten, welche ihr den Namen Terre-neuve gaben, entstanden unaufhörliche Streitigkeiten, welche im Jahre 1713 durch den Utrechter Frieden beendigt zu werden schienen, indem durch diesen Frieden die ganze Insel an England abgetreten wurde. Da indessen die Franzosen sich zugleich das Recht vorbehalten hatten, an den Küsten der Insel von Bonavista bis Cap Riche an dem so äußerst einträglichen Fischfang Antheil nehmen, und deshalb an denselben auch Gebäude und Hütten anlegen zu dürfen, so dauerten die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich über die Ausführung dieses Punktes fort. Durch den Pariser Frieden von 1783, welcher auch den Nordamerikanern Antheil an dieser Fischerei gab, erlangten die Franzosen einige vortheilhafte Bedingungen in Ansehung dieses berühmten Fischfangs von Terre-neuve, der aber seit dem Revolutionskriege ganz in die Hände der Engländer gekommen ist. Ungeachtet alle Küsten dieser Insel den reichlichsten Fischfang darbieten, so ist doch in dieser Hinsicht am ergiebigsten die sogenannte große Fischbank, welche in einiger Entfernung von Cap Race, als der südlichsten Landspitze, liegt, und fast immer von kalten dichten Nebeln bedeckt ist. Ungeachtet hier eine ungeheure Menge von Fischen aller Art gefangen werden, so geht man doch hauptsächlich auf den Fang der Stockfische aus, welche durch Fische, die ihnen zur Nahrung dienen, hieher gezogen werden. Die vorzüglichsten Geschäfte dieser Art werden von Anfang des Februars bis in den Julius in den mittäglichen Gegenden der großen Bank gemacht. Der eingesalzene und ungetrocknet nach Europa verführte Stockfisch heißt Kabeljau. Von der Wichtigkeit dieses Handelszweigs kann man sich daraus einen Begriff machen, daß zu der Zeit, als England und Frankreich sich noch in diese Fischerei theilten, England allein jährlich über 600,000 Centner Stockfische verführte, deren Werth

auf drei bis vier Millionen Thaler angeſchlagen wird, während ſelbſt die Franzoſen in der Periode, wo ſie in der Theilnahme an jener Fiſcherei ſehr eingeſchränkt waren, gegen drei Millionen Livres jährlich mit dieſem Handel gewannen. Schon damals beſchäftigte dieſer Zweig des Handels in England allein über 20,000 Menſchen. — Nur der nördliche und weſtliche Theil der Inſel zeigt einen heitern Himmel. Der Winter iſt äußerſt rauh und ſtrenge, der Sommer kurz und unerträglich heiß. St. Jean und Plaiſance oder Placentia ſind die beiden Hauptorte der Inſel. Der Hafen von St. Jean faßt an 500 Schiffe, und hier wird die ſtärkſte Fiſcherei getrieben. Das Land iſt unfruchtbar, voller Berge, Sümpfe und Moräſte.

Neu-Granada, ſ. Südamerika und Weſtindien.

Neugriechiſche Sprache iſt diejenige verfälſchte griechiſche Sprache, deren die Bewohner des heutigen Griechenlands, in ſo fern ſie von den alten Griechen abſtammen (denn es gibt hier auch Türken, Albaneſer u. dgl.) ſich bedienen. Die erſte Veranlaſſung zur Verfälſchung der alten griechiſchen Sprache lag darin, daß Byzanz unter dem Namen Conſtantinopel die zweite Hauptſtadt des römiſchen Reichs und die Reſidenz eines urſprünglich lateiniſchen Hofes wurde. Daher erklären auch die griechiſchen Grammatiker des Mittelalters das Wort Barbarismus gewöhnlich durch: Graeco-Latinum. Wie konnte dieß auch anders ſeyn, da die Griechen ſich von jener Zeit an *Ρωμαῖοι* und ihre Sprache *ρωμαϊκὴ* nannten. Die Kreuzzüge trugen noch mehr dazu bei, das reine Griechiſche durch Einführung ausländiſcher Wörter, Redensarten und Wendungen zu verfälſchen. Die Concilien, welche der Patriarch von Conſtantinopel in dieſer Stadt hielt, und bei welchen ſich auch die in dem aſiatiſchen Theil ſeiner Diöceſe befindlichen Biſchöfe einfinden mußten, wirkten ebenfalls zum Verderben der Sprache, indem ſie ſogar orientaliſche Barbarismen in dieſelbe brachten. So wurde die griechiſche Sprache im gemeinen Leben ſchon vor der Eroberung von Conſtantinopel durch die Türken (1453) und die dadurch erfolgte gänzliche Vernichtung des griechiſchen Kaiſerthums verderbt, und blos aus dem Munde der Weiber, welche im ganzen Alterthum bei ihrer Abſonderung die urſprüngliche Echtheit der Sprache am getreueſten bewahrten, und in den höhern Ständen zu Conſtantinopel hörte man noch einen reinen griechiſchen Dialect, deſſen ſich nach der Verſicherung des Philelphus, der kurze Zeit vor Eroberung von Conſtantinopel daſelbſt lebte, kein Athener aus der blühenden Zeit würde zu ſchämen gehabt haben. Außerdem erhielt ſich das echte Griechiſche noch immer als Bücherſprache durch die Sorgfalt der Grammatiker in großer Reinheit. Die Unterjochung Griechenlands durch die Türken vollendete das Verderbniß der griechiſchen Sprache, welche in dieſer verdorbenen Geſtalt auch ſogar Bücherſprache zu werden anfing. Da es indeſſen noch immer gelehrte Griechen gibt, die ſich im alten Dialect zu ſchreiben bemühen, und da die Sprache der Liturgie der griechiſchen Kirche nicht ganz und gar durch das allgemeine Verderbniß der griechiſchen Sprache gelitten hat; ſo gibt es jetzt dreierlei Arten von Griechiſch: 1. das gewöhnliche Neugriechiſche, wie es jetzt von den Griechen (zwei bis drei Millionen Menſchen) geſprochen und in vielen ihrer Bücher geſchrieben wird; 2. die Kirchenſprache (lingua ecclesiastica), deren ſich die Prieſter

und zuweilen auch die Gelehrten in ihren Schriften bedienen; 3. das echte alte reine Griechische, dessen viel neugriechische Gelehrte noch jetzt sehr kundig sind. Die Reisenden, welche in neuern Zeiten Griechenland besucht haben, richteten ihre Aufmerksamkeit mehr auf die Reste der alten Denkmäler, als auf jene selbst in ihrer Verdorbenheit noch immer interessante Sprache. Erst seit einigen Jahren hat sich ein lebhafteres Interesse dafür gezeigt. Mehrere Engländer, die durch das Continentalsystem vom übrigen Europa ausgeschlossen waren, richteten ihre Wanderungen nach Griechenland, und wendeten hier ihre Aufmerksamkeit vorzüglich auch auf die neugriechische Sprache. So ist z. B. eins der vorzüglichsten Werke entstanden, das wir über diesen Gegenstand besitzen, in den Researches in Greece by William Martin Leake, London 1814. 4. Während die neugriechische Sprache reisende Engländer beschäftigte, arbeiteten einige gelehrte Neu-Griechen, vorzüglich von Wien aus, für diese Sprache, ihre Reinigung, ihre Ausbildung in Griechenland selbst größeres Interesse zu erregen. Korai hat sich unter diesen Neu-Griechen am meisten ausgezeichnet. Es hat sich ein großer Bund unter dem Namen: „Gesellschaft der Menschenfreunde," gebildet, der schon zwei Lyceen, eins zu Athen, das andere am Pelion in Thessalien, errichtet hat. Wer jährlich drei Conventionsthaler zahlt, wird Mitglied und erhält einen kupfernen Ring mit einer Inschrift; wer mehr zahlt, kommt in die Classe der Wohlthäter und erhält einen goldnen Ring. Diejenigen, welche beitreten wollen, senden ihre Namen mit den Geldbeiträgen an den Archimandriten Anthimos Gazi zu Wien, ersten Vorsteher des thessalischen Lyceums. Bis jetzt hat sich diese Gesellschaft mit ihren Lyceen bloß durch die Großmuth reicher Britten erhalten. Es würde höchst undankbar seyn, wenn das übrige Europa nichts für eine Nation und Sprache thun wollte, der sie die ersten Anfänge ihrer eignen Cultur zu verdanken hat. Seit 1816 erscheint auch in Wien ein neugriechisches Journal: *Ερμης ὁ λογιος.*

Neu-Guinea, große australische Insel, welche südlich durch die Torresstraße von Neu-Holland, und östlich durch die Dampiersstraße vom Archipel Neu-Britannien geschieden wird. Obgleich diese Insel unter allen Ländern Australiens am frühesten entdeckt wurde, so ist sie doch bis jetzt noch sehr unbekannt. Man weiß nicht, ob sie aus einer oder mehreren Inseln besteht. Nur Forrest legte sich in einer Bai an dem nördlichen Ufer vor Anker, und Cook landete an der Südküste. Dampier, Carteret, Bougainville, Dentrecasteaux, welche diese Gewässer befuhren, traten nicht ans Land, sondern besuchten nur einige benachbarte Inseln. Le Maire und Schouten, welche den größten Theil der Nordküste beschifften, hatten mehrere Zusammenkünfte mit den Eingebornen der benachbarten Inseln, aber landeten auch nicht auf der Hauptinsel. Man kann daher die Größe derselben bloß vermuthen, und schätzt sie gewöhnlich auf 13,000 Quadratmeilen. Die Nordküste hat mit allen ihren Ausbeugungen wahrscheinlich eine Länge von 450 Meilen. Ganz Neu-Guinea erstreckt sich vom Aequator bis zum 10° südlicher Breite und vom 148° bis zum 170° östlicher Länge. An dem westlichen Ende desselben liegen mehrere kleine Inseln, die im Zusammenhange mit den molukkischen Inseln stehen. Die Küsten erscheinen hoch und bergig. Im Innern zeigen sich hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Berge und rauchende

Vulkane. In einigen Gegenden erheben sich Gebirge in dreifacher Ordnung über einander. Von welcher Art diese Gebirge seyn mögen, welche Schätze sie enthalten, ist zur Zeit noch völlig unbekannt. Es ist eine alte Sage, daß hier Gold zu finden sey, indessen haben die Schiffer keins gesehen. Die Producte bestehen in Schweinen, Hunden, Paradies- und Promeropsvögeln, Tauben, Papageien, Meergänsen, Fischen, Gewürznelken, Ingwer, Muskatnüssen, Kokos, Betel, Sago, Brotfrüchten, Pisangs, Platanen, Bambus ꝛc. Die Einwohner gehören zu der negerartigen Race, und haben aufgeworfene Lippen, platte, breite Nasen, einen großen Mund, große Augen und glänzend schwarzes Wollhaar. Sie sind stark gebaut und haben eine sehr schwarze, rauhe Haut. Sie gehen fast nackt. Einen dünnen Zeug, welcher aus den Fasern der Kokosnüsse verfertigt wird, und einem groben Tuche ähnlich ist, binden sie vorn um die Mitte des Leibes, und schlagen ihn nach hinten zwischen die Schenkel durch zurück. Die Wohnungen sind auf Pfählen gebaut, und aus denselben geht eine lange Art von Brücken, so weit als die Fluth zu steigen pflegt. Eine solche Wohnung dient für mehrere Familien. Der Hausrath besteht in einigen Matten, einem Heerde, einem irdenen Topfe ꝛc. Die Männer scheinen sich bloß mit Jagd und Kriegen zu beschäftigen. Sie haben Pfeile und Bogen von Bambusrohr. Eine gar sonderbare Waffe bemerkte Cook in einer Gegend bei den Einwohnern, indem sie kurze Stöcke in der Hand hatten, welche sie zu beiden Seiten schwenkten; in demselben Augenblicke sah man Feuer und Rauch, wie wenn eine Flinte losgeschossen wird, aber es gab keinen Knall, und dauerte nur kurze Zeit. Durch die Chinesen, welche mit den Einwohnern Handel treiben, scheinen einige Gebräuche der Religion des Fo hier Eingang gefunden zu haben. Die Reisenden unterscheiden dreierlei Arten von Einwohnern, nämlich Papuas (von der negerartigen Race), Haraforas, die auf Bäumen im Innern der Insel leben sollen, und Badschuer oder Oran-Badschus, ein wanderndes Fischervolk, die theils an den Mündungen der Flüsse, dicht an den Küsten, theils auf den benachbarten Inseln leben, und sich mit dem Fischfange beschäftigen.

Neuhof (Theodor, Baron von), König von Corsica. Dieser merkwürdige Mann stammte aus einer adelichen Familie in Westphalen. Sein Vater, Leopold von Neuhof, Hauptmann der bischöflich-münsterschen Garde, starb 1695. Theodor von Neuhof lag anfangs im Jesuitercollegio zu Münster, und dann zu Cöln am Rhein den Studien ob. Er flüchtete von hier, nachdem er einen jungen Menschen aus einem bedeutenden Hause im Zweikampf getödtet hatte, und nahm seinen Weg über Leiden und Utrecht nach dem Haag. Hier wendete er sich an den spanischen Gesandten, durch dessen Fürwort er vom Könige in einem Regiment, das zur Besiegung der Mohren in Afrika bestimmt war, eine Lieutenantsstelle erhielt, und worin er bald wegen seines Wohlverhaltens zum Hauptmann befördert wurde. Sein Unstern wollte aber, daß er bei einem Ausfall aus der Festung in Oran in die Hände der feindlichen Mohren gerieth, von denen er dem Dey nach Algier ausgeliefert wurde, wo er achtzehn Jahre als Dolmetscher Dienste geleistet, und überdies zu den wichtigsten und geheimsten Angelegenheiten gebraucht worden seyn soll. Als die Corsicaner nach früher mißlungenen Versuchen, sich und ihre Insel von

den Bedrückungen Genua's zu befreien, im J. 1735 einen Plan zu einer gänzlich von Genua getrennten Regierungsform entworfen hatten, sprachen sie die Deys von Tunis und Algier um Hülfe an, die ihnen auch, unter des Barons von Neuhof Oberbefehl, zwei Regimenter und alle Kriegsbedürfnisse, die ihnen mangelten, zukommen ließen. Neuhof wurde von den Corsicanern mit Dank und Freude empfangen, und im Jahre 1736 von ihnen zum Herrn und König ihrer Insel erklärt. König Neuhof wurde mit einer Krone von Lorbeeren gekrönt, ließ als Beweise seiner königlichen Macht und Gewalt Münzen von Kupfer und Silber schlagen, und stiftete einen Ritterorden unter dem Namen des Ordens der Erlösung. Bald nachher, im November 1736, verließ er, um auswärtige Hülfe zu suchen, Corsica, kam auch schon im folgenden Jahre, und zwar mit vielem Kriegsgeräthe zurück, das er in Holland von einigen dortigen Handelshäusern, denen er zu einem vortheilhaften Baumölhandel mit Corsica Hoffnung gemacht hatte, zu erhalten so glücklich gewesen war. Im Jahr 1738 kamen französische Hülfstruppen auf Corsica an, unter deren Mitwirkung die Ruhe hergestellt wurde. Als aber diese im Jahr 1741 abzogen, entstanden daselbst, in des Königs Abwesenheit, der sich bald in Holland, bald zu Florenz, bald in Venedig sehen ließ, neue Unruhen, die sein Brudersohn, den er zu einem Prinzen von Geblüte hatte erklären lassen, eben so wenig, als sein Vetter, der Baron von Droste, der auf einer neapolitanischen Felouque auf der Insel ankam, und zum Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen ernannt wurde, zu dämpfen im Stande war. Baron Neuhof, oder vielmehr König Theodor, kam endlich im Jahr 1743 aus England an, beförderte und unterhielt die Bestrebungen der Corsicaner, der genuesischen Partei zu widerstehen, sah sich aber bald, das Königreich zu verlassen, genöthigt, und fand in einem Gefängnisse in London, das ihm seine unbefriedigten Gläubiger zum Aufenthalt angewiesen hatten, seinen Tod.

Neu-Holland, das Continent Australiens (s. d. Art.), und die größte Insel der Erde, hat ihren Namen von den Holländern, die man gewöhnlich für die Entdecker derselben hält, aber mit Unrecht, denn es ist wahrscheinlich, daß dies Continent beinahe ein Jahrhundert früher von den Portugiesen entdeckt wurde, als die Holländer die Küsten desselben befuhren. Neu-Holland liegt zwischen 130° bis 171° östlicher Länge und zwischen 10° 37′ bis 39° südlicher Breite, wird durch die Straße des Torres von Neu-Guinea (wovon es nur dreißig Meilen entfernt ist) und durch die Bassesstraße von Van-Diemensland geschieden, an seinen nördlichen, westlichen und südlichen Küsten vom indischen, und an seinen östlichen Küsten vom sogenannten stillen Meere oder dem großen Ocean umflossen. Die Größe wird auf mehr als 150,000 Quadratmeilen geschätzt, ist also wenig von der Größe Europens verschieden. Man kennt nur schmale Küstenstriche dieses großen Landes. Viele Gegenden der Küste erlauben wegen Untiefen oder heftiger Brandungen den Schiffen keinen Zugang. Einige Küsten haben ein rauhes, unfruchtbares Ansehen; andere enthalten große, fruchtbare Strecken, wo Pflanzen und Thiere, die dahin versetzt worden sind, trefflich gedeihen. Das Innere ist fast ganz unbekannt, und zeigt viele Gebirge, von welchen man nur die blauen Berge kennt, eine im Westen der brittischen Colonie von Norden nach Süden fortstreichende, wilde Gebirgskette, die jedoch die Schneelinie nicht erreicht. Sie bietet überall unzugängliche

Schluchten, sehr hohe und steile Felsenwände und schauerliche Abgründe dar, die bisher das Vordringen unmöglich machten. Allein seit 1815 ist es den Britten gelungen, von ihrer Colonie Sidney aus, diese Gebirge zu übersteigen und 500 englische Meilen weit von der Küste ins Innere einzudringen, wo sie fruchtbare Gegenden gefunden und auch eine neue Stadt, Bathurst genannt, angelegt haben. Das Clima ist im Ganzen angenehm und dem Menschen höchst zuträglich. Oft ist die Hitze im Sommer außerordentlich. Im Winter fallen häufige Regen. Auch Stürme sind nicht selten, und Donnerwetter sind beinahe zu allen Jahreszeiten außerordentlich häufig und heftig; auch Erdbeben hat man gespürt. An großen Strömen fehlt es sehr. Als der größte war bisher der Hawkesbury bekannt. Kürzlich jedoch haben die Britten einen Fluß der ersten Größe entdeckt, der eine Gegend von ungemeiner Schönheit durchströmt, die reich ist an fettem Boden, Kalkstein, Schiefer und gutem Bauholze. Die Britten nennen diesen Fluß Lachlan, und man glaubt, daß es der schon früher nach den Quellen zu entdeckte Fluß Macquari ist. Dieser neu entdeckte große Fluß ist schiffbar und nimmt mehrere beträchtliche Flüsse auf. Es wird jetzt eine neue Expedition ausgerüstet, um den ganzen Lauf dieses Flusses zu entdecken, der für das Land von unendlicher Wichtigkeit werden kann. An Meerbusen, Baien und Buchten fehlt es Neu-Holland nicht. Der größte Meerbusen ist der von Carpentaria, der sich an der Nordküste befindet, und 80 Meilen breit und 120 Meilen lang ist. Die Producte sind: das Känguruh, der Wombat, das Schnabelthier, die Schweifthiere, der Dingo oder neu-holländische Hund, das neu-holländische fliegende Eichhorn, die Beutelmaus, Papageien, der neu-holländische Casuar, die prächtige Manura, das weiße Wasserhuhn, der schwarze Schwan und andere Vögel, an den Küsten Seeelephanten, Haifische, Wallfische, Robben, Stachelrochen, Perlmuscheln; aus dem Pflanzenreiche Palmbäume, Sago-, Pfeffermünz-, rothe und gelbe Gummibäume, eine Art Mahagonyholz, eine neue Art von Kajaputbaum, Yams, wilder Flachs ꝛc. Man hat auch Spuren von Eisen und Kupfer, Granit, Porphyr, Basalt, Kalkstein, Steinkohlen, die in Bengalen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnnng abgesetzt werden, und Steinsalz gefunden. In den europäischen Colonien gedeihen sehr gut die europäischen Hausthiere, Getraidearten und Gartengewächse, Obst, Wein, Tabak, der dem westindischen nichts nachgiebt, edle Südfrüchte, Hanf, Flachs und aus der heißen Zone hieher verpflanzte Gewächse. Die Ureinwohner stehen auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung, und gehören zu der negerartigen Race. Sie gehen nackt oder leicht mit Thierfellen bekleidet, verzehren fast alles roh, schlafen meist unter freiem Himmel, oder in einer erdärmlichen Hütte, oder verkriechen sich in Felsenhöhlen, und ziehen ihre meiste Nahrung aus den Flüssen und dem Meere. Die Ostküste von Neu-Holland heißt Neu-Süd-Wallis, und hier haben die Britten seit 1787 eine Verbrechercolonie angelegt, die sich nach und nach sehr erweitert hat, so daß jetzt mehrere Städte und Oerter sich hier befinden, und ein Gouvernement von 3300 Quadratmeilen entstanden, welches kürzlich durch die Uebersteigung der blauen Gebirge noch mehr vergrößert worden ist, und wozu auch die Colonien auf Van-Diemens-Land gehören. 1817 zählte man 20,379 Einwohner, davon 3214 in Van-Diemens-Land. In Neu-Süd-Wallis waren 27,450 Acres Land bebauet, und an Vieh zählte man 2850 Pferde, 38,650 Stück Rindvieh, 66,700

Schafe, und 11,400 Schweine. Die Hauptstadt dieser Colonie heißt Sidney, wo auch kürzlich eine Bank errichtet worden ist. Diese Stadt liegt an der Südseite der herrlichen Port-Jacksons-Bai, ist der Sitz des Gouverneurs, und hat einen Hafen, eine Sternwarte, Magazine, 250 Häuser und 2600 Einwohner, welche mehrere Fabriken, besonders in Leinwand und Tuch, unterhalten.

Neujahrsgeschenke. Noch jetzt kann man im Orient niemanden, am wenigsten einer höhern Person, einen Besuch abstatten, ohne ein Geschenk mitzubringen. Wie sollte dieses also nicht schon früh am ersten Tage des Jahres der Fall gewesen seyn. In Rom gehörte es zu den Vorrechten der Patricier, daß jeder Client dem Patricier, welchen er als Patron angenommen hatte, am Neujahrstage ein kleines Neujahrsgeschenk bringen mußte. Die römischen Kaiser verlangten einen Tribut dieser Art von allen Bürgern und Einwohnern Roms. Caligula trat sogar in eigner Person vor die Thür seines Palastes, um die Neujahrsgeschenke einzusammeln. Auch die ältesten Deutschen kannten die Sitte der Neujahrsgeschenke, welche sich besonders in Franken und Bayern am längsten erhalten hat. Doch wurden die Neujahrsgeschenke nach Einführung des Christenthums überall durch die Weihnachtsgeschenke vermindert. In neuern Zeiten finden sie meist nur gegen Geistliche (von ihren Beicht- und Pfarrkindern) und Aerzte (von ihren Apothekern) Statt. Daß die Gewohnheit höchst verwerflich sey, welche den geringern öffentlichen Dienern und andern Untergebnen verstattet, Neujahrsgeschenke als eine Accidenz ihrer Besoldung anzunehmen, ist schon längst anerkannt worden.

Neujahrswünsche. Der Ursprung unsrer bis in die neusten Zeiten fortgesetzten und zuletzt durch bloße Visitenkarten erleichterten Neujahrswünsche ist bei den Römern zu suchen. Die öffentlichen Magistratspersonen nahmen schon in den ältesten Zeiten am ersten Tage des Jahres eine feierliche Aufwartung an, die nicht, wie diejenigen, welche sich die Patricier von ihren Clienten an demselben Tage machen ließen, mit Geschenken begleitet, sondern auf eine bloße Ceremonie und Glückwünschung eingeschränkt war. Dieser Gebrauch ging aus dem Heidenthum in das Christenthum über, und da er nicht bloß wie anfänglich, in den Gränzen einer Ehrfurchtsbezeugung gegen Staatsbeamte stehen geblieben war, so wurde er eine wahre Last und in Deutschland besonders höchst pedantisch betrieben. Die gedruckten Neujahrswünsche, welche vor dreißig Jahren sehr stark Mode waren, scheinen nach und nach wieder abzunehmen und zu einem Gegenstand der vertraulichen Sitte oder der sinnreichen Eleganz geworden zu seyn.

Neukomm (Sigismund), ein jetzt lebender genialer Componist, von welchem das musikalische Publicum noch manches Große erwarten darf. Er ist den 10ten Julius 1778 zu Salzburg geboren, und zeigte schon in seinem sechsten Jahre große Fähigkeit und Neigung zur Musik. Sein Lehrer war der wackere Organist Weißauer in Salzburg, welchen er bald in seinem Amte unterstützte. In seinem 15ten Jahre wurde er zum Universitätsorganisten in Salzburg ernannt, wo er seine Studien fortsetzte. Sein Vater, Lehrer der Schönschreibekunst an derselben Universität, trug für seine wissenschaftliche und musikalische Bildung große Sorge. Seine Mutter war mit der Gattin Michael Haydns verwandt, der sich mit dem ihm eigenthümlichen Wohlwollen erbot, dem jungen Neukomm Unterricht in der Composition zu geben, und ihn öfters seine Stelle als erster Hoforganist versehen ließ. Im 18ten Jahre wurde Neukomm als Cor-

repetitor der Oper beim Hoftheater in Salzburg angestellt, welche Beschäftigung in ihm den Entschluß befestigte, sich ausschließend der Tonkunst zu widmen. Im Jahr 1798 verließ er Salzburg und ging nach Wien, wo ihn Joseph Haydn auf Empfehlung seines Bruders zu seinem Schüler aufnahm, und wie seinen eignen Sohn behandelte. Sieben Jahre benutzte er diese glückliche Lage, mit dem steten Bestreben, die Liebe seines Lehrers zu verdienen. Im J. 1804 reis'te er nach St. Petersburg, wo er als Capellmeister und Director der deutschen Oper angestellt wurde. Eine schwere Krankheit nöthigte ihn, diese Stelle aufzugeben, worauf er sich ungestört musikalischen Arbeiten widmete. Er wurde im J. 1807 zum Mitglied der königlichen Akademie der Musik zu Stockholm und im folgenden Jahre zum Mitglied der philarmonischen Gesellschaft in St. Petersburg ernannt. Während seiner Anwesenheit in Petersburg führte er mehrere ausgezeichnete Werke von seiner Composition mit großem Beifall auf, konnte aber erst auf einer Reise in sein Vaterland 1808 auf dringendes Zureden der Kenner und besonders seines würdigen Meisters, Joseph Haydn, zur Herausgabe einiger seiner Compositionen bewogen werden. Hierzu gehört vor allem seine große Phantasie für das ganze Orchester, ein eben so kühnes, als kräftig und sicher ausgeführtes Werk, wodurch er sich eine neue Gattung schuf (Leipz. bei Kühnel). Auch sind von ihm ein schönes Quintett für Clarinette oder Oboe ꝛc. (Leipz. ebendas.) und mehrere kleinere Stücke (z. B. Schäfers Klagelied von Göthe, mit Begleitung des Pianoforte, Leipz. ebendas.) bekannt. Verschiedene Stücke für das deutsche Theater, z. B. eine sehr interessante declamatorische Musik zu den Chören in Schillers Braut von Messina, und eine große Oper Alexander, ferner mehrere Cantaten (z. B. eine Cantate Circe), Psalmen, Arien, Stücke für Pianoforte und blasende Instrumente sind noch Manuscript. Allein seine Producte sind eben so mannichfaltig und anmuthig, als originell kräftig und gründlich behandelt; doch scheint er für die ernste Gattung die meiste Neigung und Anlage zu haben. Sein neustes Meisterwerk ist sein (Leipz. bei Peters erschienenes) Requiem oder Missa pro defunctis. Neukomm ist zuletzt nach Frankreich und von da nach Brasilien gegangen, wo er sich noch gegenwärtig zu Rio Janeiro befindet.

Neu-Mexiko, s. Mexiko.

Neumond, s. Mondphasen.

Neunaugen, Bricken, Steinsauger, Petromyzon fluviatile, gehören zu den Knorpelfischen. Sie sind daumendick und fußlang, werden zu Lüneburg, in Mecklenburg, Liefland, Pommern häufig in Flüssen gefangen, mit Essig, Salz und Gewürzen eingelegt und so in Fässern verschickt. Man liebt sie wegen ihres weichen Fleisches sehr. An der Seite des Kopfes hat die Bricke sieben Oeffnungen, die man sonst für Augen ansah (daher der Name Neunauge), von denen man aber jetzt weiß, daß sie zum Ausspritzen des eingesogenen Wassers dienen. Steinsauger heißen sie deshalb, weil sie sich mit Hülfe vieler kleinen Zähne an Klippen und Steine festsaugen können. F.

Neuplatoniker. Die Philosophie des Plato (s. d. Art.), welche nach ihm in der Kenntniß des Allgemeinen, Nothwendigen und Unbedingten, und des Zusammenhangs und Wesens aller Dinge bestand, enthielt sowohl in den meisten ihrer Sätze, als auch in der Form, in welcher sie zuletzt von ihrem Stifter vorgetragen worden war, den Keim zum Mysticismus und zur Schwärmerei, und aus

Mangel an ſtrenger ſyſtematiſcher Form, Begünſtigung des Synkretismus. Die Secte der Platoniker war unter allen, die aus der Sokratiſchen Schule ſtammten, die zahlreichſte. Allein ihr Eifer erſchlaffte, während andere neben ihnen, vorzüglich die Skeptiker, ein größeres Intereſſe zu erregen anfingen. Im dritten Jahrhundert nach Chriſto erhob ſich aber unter den Platonikern eine eigne Secte, die mit dem Namen der Neuplatoniker, auch der alexandriniſchen Neuplatoniker (weil ſie anfangs vorzüglich zu Alexandria zu Hauſe war) bezeichnet wird. Der Schwung, den die platoniſche Philoſophie in einer veränderten Geſtalt jetzt auf einmal nahm, iſt aus dem Genie der erſten Neuplatoniker, des Ammonius Saccas und Plotinus, aus dem Mangel an Befriedigung, die man im Skepticismus geſucht hatte, aus dem Hinneigen des durch Luxus entarteten Zeitgeiſtes zur Myſtik und orientaliſchen Schwärmerei, und aus dem Beſtreben, dem immer mehr ſiegreichen Chriſtenthum durch eine philoſophiſche Begründung des Heidenthums einen Damm entgegenzuſetzen, zu erklären. Die Neuplatoniker ſtrebten nach dem Höchſten, nach Erkenntniß des Abſoluten und inniger Vereinigung mit demſelben, um dadurch die Beſtimmung des Menſchen, vollkommen gewiſſe Erkenntniß des Alls, Heiligkeit und Seligkeit zu erreichen, wozu nur Anſchauung des Abſoluten (*Θεωρία*) führen ſollte. Ammonius Saccas aus Alexandrien, ein Mann von außerordentlichem Genie, der durch Laſttragen ſeinen Unterhalt verdienen mußte, erfüllte ſeine Schüler, unter denen Longin, der berühmte Kritiker, Plotin, Origenes und Herminius die vorzüglichſten waren, mit demſelben dichteriſch-philoſophiſchen Enthuſiasmus, von dem er ſelbſt durchdrungen war. Plotin, geboren zu Lykopolis in Aegypten 205 nach Chriſto, hat hauptſächlich die Theorie der neuplatoniſchen Philoſophie durch ſeine Schriften begründet. Er ging von dem Gedanken aus, daß Philoſophie nur dann möglich ſey, wenn das Erkennen und das Erkannte, Subjectives und Objectives, identiſch ſind, die Vernunft die Dinge an ſich unmittelbar aus ſich durch intellectuelle Anſchauung erkennt. Die Philoſophie ſoll nach ihm das Eine, was Grund und Weſen aller Dinge iſt, mit welchem ſie ſelbſt zum Theil identiſch iſt, aus ſich ſelbſt, nicht durch Denken und Reflexion, ſondern auf eine vollkommene Weiſe, durch Anſchauung, die dem Denken vorangeht, erkennen. Wie alle Philoſophien den Fehler haben, daß ihre erſten Sätze unerweisbar ſind (eine Philoſophie ohne dieſen Fehler würde mathematiſche Gewißheit haben und alle übrigen verdrängen), ſo hat man auch gefunden, daß die Philoſophie Plotins auf zwei unerweislichen Vorausſetzungen beruhe, daß nämlich das Abſolute, Ueberſinnliche der erkennbare Grund der Welt, und daß es durch intellectuelle Anſchauung, die noch vor dem Denken hergeht, erkennbar ſey. Unter den Schülern Plotins zeichnete ſich Porphyrius (Malchus) und Amelius aus. Jamblichus, ein Schüler des Porphyrius, hatte eine große Anzahl von Schülern, unter welchen Euſtathius, Aedaſius und der Kaiſer Julian die vornehmſten waren. In der Folge wurde Athen der Hauptſitz der Neuplatoniker. Unter den ſpätern Neuplatonikern zeichnete ſich Proklus aus Conſtantinopel (412 — 485) am meiſten aus. — Zwei Dinge ſind es hauptſächlich, wodurch die Neuplatoniker beſonders intereſſant werden. Einmal jene dichteriſch-philoſophiſche Erhabenheit des Gemüths, die dann am mei-

sten anspricht und in der Philosophie auch nur dann erlaubt ist, wenn man alle übrigen dogmatischen Systeme und zuletzt auch den Skepticismus durchwandert hat, ohne die gesuchte Befriedigung gefunden zu haben. Das zweite, was die Neuplatoniker auch dem Historiker interessant macht, ist die Uebereinstimmung, welche sie ihrer Philosophie mit der Urphilosophie der Menschheit, der ältesten Symbolik des Orients, den heidnischen Gebräuchen aller Art (denen ursprünglich eine tiefe Philosophie der Religion zum Grunde lag) und mit den ältesten philosophischen Schulen zu geben suchten. Eben dieses ihres Strebens wegen hat man bisher viele der von ihnen zur Unterstützung dieser Uebereinstimmung beigebrachten historischen Notizen verworfen, und behauptet, daß sie in ihrem spätern Zeitalter nicht mehr Zeugen für Thatsachen abgeben könnten, die sich zum Theil in das Dunkel der Geschichte verlieren. Allein viele dieser antiquarischen und mythologischen Notizen, welche wir zuerst und allein bei den Neuplatonikern finden, tragen zu sehr das individuelle Gepräge der Wahrheit, als daß wir sie als von ihnen erdichtet ansehen könnten, und sie dürften daher leicht aus frühern echten Quellen geschöpft seyn, welche für uns verloren gegangen sind. Der Ueberdruß an der während des Mittelalters herrschend gewesenen scholastischen Verstandesphilosophie und dialectischen Subtilität, und die Sehnsucht nach einer das ganze Wesen des Menschen befriedigenden Philosophie veranlaßten am Ende des funfzehnten Jahrhunderts das Wiedererwachen der platonischen Philosophie in der Umbildung, die sie durch die Neuplatoniker erhalten hatte. Der größte Geist in dieser neuen, von den Mediceern zu Florenz begünstigten italisch-platonischen Philosophie war Marsilius Ficinus.

Neu-Schottland ist der Name eines brittischen Gouvernements in Nordamerika, welches sonst mit dem Gouvernement Neu-Braunschweig den Namen Acadien führte. Das Gouvernement Neu-Schottland begreift eine zwischen 43° 30′ und 48° der nördlichen Breite liegende Halbinsel, die durch die schmale Meerenge Canso im Norden von der Insel Cap Breton getrennt wird, und bloß im Westen mit Neu-Braunschweig zusammenhängt. Der atlantische Ocean, welcher auf drei Seiten Neu-Schottland umgiebt, macht hier tiefe Einschnitte, worunter besonders die Foundybai tief eindringt. Ebbe und Fluth sind hier so reißend, daß das Wasser nicht selten auf vierzig Fuß Höhe steigt. Die Größe von diesem Gouvernement beträgt 653 Quadratmeilen, worauf 80,000 Menschen wohnen, die größtentheils brittischen Ursprungs sind, doch giebt es auch viele Deutsche und Franzosen. Die Halbinsel hat von weitem wegen ihrer hohen und felsigen Küsten ein rauhes Ansehen. Das Innere hat bloß geringe Hügelketten, ist stark bewaldet, und bloß an den Küsten und den Flüssen angebaut; doch ist der Boden sehr fruchtbar. Das Clima ist ziemlich gemäßigt, an den Küsten feucht und nebelig. Da wo der Anbau stärker ist, die Waldungen gelichtet und die Sümpfe ausgetrocknet worden sind, spürt man schon eine merkliche Veränderung und eine gesundere Atmosphäre als zuvor. Schnee fällt genug, aber der Himmel ist, besonders in den südlichen Theilen, klar, und der Sommer heißer als in England. Die Kälte dauert vier bis fünf Monate. An nützlichen Producten fehlt es nicht. Die Wälder liefern im Ueberfluß Eichen, Tannen, Fichten, Cedern, Buchen, Zuckerahorn ꝛc. Man

bauet Getraide, Erbsen, Bohnen, Hanf, Flachs, Gartengewächse, Obst. Besonders wird viel Mais gewonnen. An Vieh, Fischen und Pelzthieren ist kein Mangel. Die benachbarten Sandbänke wimmeln von Stockfischen. Biber, Fischottern, Lachse, Schellfische, Hummern, Makrelen, Störe, Heringe werden in Menge gefangen. Die Hauptartikel des Handels sind: Pelzwerk, Holz, Fische, auch etwas Pottasche. Der Gewerbfleiß ist von keiner Bedeutung. Außer der Viehzucht und dem Ackerbau wird mit Erfolg Fischerei getrieben. Auch werden Schiffe gebaut. Die gewöhnlichsten und unentbehrlichsten Handwerker findet man. Das Land hat viele und gute Häfen, und steht unter einem Gouverneur, dem ein Rath und eine Versammlung beigegeben sind, welche aus zwölf von den dazu berechtigten Gutsherren erwählten Repräsentanten des Volks besteht. Neu-Schottland zerfällt in sieben County's oder Grafschaften. Die erste Entdeckung dieses Landes wurde von Sebastian Cabot im J. 1497 gemacht, einem Venetianer, der in Diensten Königs Heinrich VII. von England stand. Da die Engländer indessen die Cultur des Landes vernachlässigten, so ließen sich auch Franzosen daselbst nieder, welche aber im J. 1613 von den Engländern vertrieben wurden. Sieben Jahre lang blieb das Land jezt ohne alle europäische Niederlassung. König Jacob I. schenkte hierauf das Land (1621) dem schottischen Ritter Sir William Alexander Menstry, nachherigem Grafen von Stierling und Staatssecretär von Schottland, von dem es Neu-Schottland genannt wurde, weil Schotten es anbauen und bevölkern sollten. Allein diese Culturversuche blieben unausgeführt. Nachdem Frankreich vermittelst eines zwischen Carl I., Könige von England, und Ludwig XIII., Könige von Frankreich, geschlossenen Tractats im J. 1632 im Besitz von Neu-Schottland gekommen war, erhielt es sich darin bis zum J. 1654, wo die Franzosen durch Cromwell wieder daraus vertrieben wurden. Indessen wurde das Land durch den Tractat von Breda 1667 von Carl II. abermals an Frankreich abgetreten. Im J. 1690 eroberten während des Kriegs zwischen Frankreich und England die Einwohner von Neu-England die Provinz Neu-Schottland für Frankreich. Die völlige Abtretung von Seiten Frankreichs erfolgte im Utrechter Frieden (1713), jedoch ohne genaue Angabe der Gränzen. Dieses verursachte in der Folge unaufhörliche Streitigkeiten zwischen beiden Mächten, welche endlich sogar den Ausbruch des Kriegs von 1755 veranlaßten; ein Krieg, der von einigen Historikern als die Haupturſache des im folgenden Jahre ausgebrochnen siebenjährigen Kriegs angesehen wird. Dieser Krieg wurde von Seiten Frankreichs so unglücklich geführt, daß es im Frieden von Fontainebleau 1763 Acadien ganz nach den von England bestimmten Gränzen abtreten mußte. Halifax, die Hauptstadt, liegt am Meere, ist gut gebaut, und hat einen prächtigen Gouvernementspalast, einen sehr sichern und guten Hafen, worin Kriegsschiffe liegen können, wichtige Schiffswerfte, 1000 Häuser und 8000 Einwohner, welche Handel mit Nordamerika und Westindien treiben. — Es giebt auch noch ein Neu-Schottland, welches ein Flecken bei Danzig oder eine Vorstadt dieser Festung ist, und in den Belagerungsgeschichten derselben oft erwähnt wird.

Neu-Seeland, ansehnliches Land in Australien, welches vom 34° bis 48° der südlichen Breite und vom 183° bis 197° der

östlichen Länge liegt, und durch die Cooksstraße in zwei Inseln getheilt wird, welche zusammen 4300 Quadratmeilen enthalten, und wovon die nördliche Eaheinomauwe und die südliche Tovy oder Tavai-Poenamoo heißt. Der erste Entdecker war der Holländer Tasman, welcher 1642 an der östlichen Küste hinfuhr, aber nicht landete, weil er von den Einwohnern feindlich empfangen wurde. Die nähere Kenntniß dieses Landes verdankt man besonders dem Seefahrer Cook, welcher auf seinen dreimaligen Weltumsegelungen dasselbe besuchte. Nach ihm ist es noch von mehreren Seefahrern besucht wurden, die uns schätzbare Nachrichten über das Land und die Bewohner geliefert haben. Doch ist das Innere völlig unbekannt, und unsere Kenntniß beschränkt sich bloß auf die Küstenstriche. Die südliche Insel ist ein sehr gebirgiges, unfruchtbares und wenig bevölkertes Land, wo die Gipfel der Gebirge mit Schnee bedeckt sind, und die Felsen, künstlich behauenen Wänden gleich, bis an das Meer reichen, ohne Häfen oder Buchten zu bilden, und ohne irgend eine Spur von der Mündung eines Flusses zu zeigen. Die nördliche Insel hat ein freundlicheres Ansehen. Die Berge, worunter der nach Forster 14,750 Fuß hohe Pic Egmont, sind weniger schroff, und mehr mit Holz bedeckt, und Ebenen nebst von kleinen Flüssen und Bächen bewässerten Thälern bringen eine angenehme Abwechslung hervor. Auch sind an den Küsten Häfen und Baien. Das Clima ist gemäßigt. Stürme, Wasserhosen und Gewitter sind hier so häufig als heftig. Die Winde wechseln oft in der Richtung, welches durch die hohen mit Schnee oder ewigen Nebelwolken bedeckten Gebirge bewirkt zu werden scheint. Die Producte Neu-Seelands sind: wenige Säugthiere (Hunde, Ratten und Fledermäuse), eine große Menge von Vögeln, sehr viele Fische und Schaalthiere, desgleichen Wallfische, Seebären und Seelöwen. Aus dem Pflanzenreiche fand Forster 250 neue Gewächse. Zu den nützlichen Gewächsen gehören: neuseeländischer Flachs, der einen vortrefflichen Faden giebt, wilder Sellerie, Arumwurzeln, Pataten, Theemyrthen, Sproßtannen (die Blätter von beiden geben einen antiscorbutischen Thee), Kohlpalmen, überhaupt nur wenige fruchttragende Bäume. Ferner findet man Marmor, Granit, Quarz, Feuersteine, Chalcedone, Achate, Eisenstein und Ocher. Ein merkwürdiges Product ist der Jade oder orientalische Nierenstein, woraus die Einwohner ihre Waffen bereiten, daher er auch ein Gegenstand des innern Handels ist. Die Einwohner, deren Zahl man auf 100,000 schätzt, gehören zu der zweiten Hauptrace der Australbewohner, die mit der malajischen Aehnlichkeit hat. Sie sind groß und stark, größtentheils von brauner Farbe. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge; in ihrem Betragen gegen einander zeigen sie sich leutselig; nur gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich, und schenken ihnen nie das Leben. Sie führen oft Kriege, und verzehren auch die gefangenen Feinde. Beide Geschlechter tätowiren sich, und bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken und schneckenförmigen schwarzen Furchen, besonders die Männer, wodurch sie ein abscheuliches Ansehen bekommen. Ihre Kleidung besteht in einer groben zottigen Matte, von einer Art von Schwertlilie verfertigt. Ihre Wohnungen sind einfach, und bilden Dörfer, welche sämmtlich auf steilen Landspitzen oder Bergen liegen, und mit einer doppelten Einfassung von Pallisaden und einem Graben, so wie auch mit Thoren, versehen sind. Im Innern des Dorfs sieht man einen freien

Platz mit drei öffentlichen Gebäuden und einer Art Statue, welche die Mitte des Platzes zieret. Sie bauen sich große Piroguen mit allerlei Schnitzarbeit, und beschäftigen sich, besonders in den nördlichen Gegenden, mit Ackerbau und Weberei. Sie haben Oberhäupter, Priester und einige Religionsvorstellungen.

Neusiedler-See, ansehnlicher See in Ungarn, zwischen der Oedenburger und Wieselburger Gespannschaft, ist 4 Meilen lang und 2 bis 2½ Meilen breit, und hat ohne den Hansag dreizehn Meilen im Umfang, und mit diesem doppelt so viel. Das Wasser des Sees ist neun bis dreizehn Fuß tief und salzig. Man findet darin Karpfen, Hechte, Welse, Karauschen und in dem großen Rohrgebüsche eine Menge wilder Gänse und Enten, Rohrhühner, Schnepfen ꝛc. Das Rohrwerk benutzen die Einwohner der benachbarten Ortschaften zur Deckung der Häuser und zur Feuerung. Die gräflich Szechenyische Familie hat über diesen See das Wasserrecht; und die Fischer müssen jährlich etwas Gewisses an die Herrschaft abgeben. Westlich ist dieser See mit Reben, Waldhügeln und Bergfluren bekränzt, östlich aber verflacht er sich in beschilfte Moräste. Die südöstliche Gränze des 5½ Quadratmeilen großen Sees bildet ein sechs Quadratmeilen großer Sumpf, auf ungarisch Hansag genannt. Ein 10,400 Schritt langer Damm, auf dessen Rücken eine Fahrstraße führt, trennt den offenen See von dem Hansag, welcher sich weit in die Raaber Gespannschaft erstreckt, und eigentlich als Theil und Fortsetzung des Sees selbst betrachtet werden muß. Dieser Sumpf ist eigentlich eine kaum drei Fuß hohe schwimmende Erdlage, unter welcher das Seewasser fluthet; er wankt unter den Füßen, und läßt den, der ihn betritt, fürchten, zu versinken. Er hat viele offene Teiche oder vielmehr Seen, unter denen der Königsee der größte und tiefste ist. Auch der Fluß Rabnitz fließt aus demselben hervor, und geht in die Donau. Der Hansag enthält viel Rohrgebüsch und Rasen, auf welchem jährlich viele hundert Fuhren Heu gemacht werden. In strengen Wintern können die Besitzer dieser Wiesen ihr Rohrwerk und Heu bei frostiger Witterung nach Hause führen; ist der Winter aber gelinde, so werden nur Schafe und Hornvieh hingetrieben, die hier überwintern und den Vorrath des Heues verzehren, weil man mit keinem Lastwagen im Stande ist, diese Wiesen zu befahren. An den Ufern des Sees und zwar auf der Seite gegen Wieselburg findet man alkalisches Salz. Es liegt in den Frühlings-, Sommer- und Herbstmonaten vor Sonnenaufgang auf der Oberfläche der Erde als ein frischgefallener Schnee und wird eingesammelt.

Neutralisiren, Neutralisirung, ein Kunstausdruck der Chemie. Wenn wir eine gegebene Quantität Schwefelsäure mit Wasser vermischt nehmen und davon nach und nach einzelne Dosen mit einer Auflösung von Soda vermischen, so werden wir bei der nach jedesmaliger Beimischung anzustellenden Untersuchung finden, daß die Soda die Eigenschaften einer dem Geschmack bemerkbaren Säure annimmt, welche Vegetabilien blau färbt. Diese Eigenschaften nehmen nach jeder neuen Beimischung der alkalischen Auflösung ab und verschwinden zuletzt ganz. Setzen wir die Beimischung zu der Soda fort, so nimmt die Mischung allmälig alkalische Eigenschaften an, verwandelt blaue Vegetabilien in grüne und bekommt einen urinartigen Geschmack. Diese Eigenschaften zeigen sich immer stärker, je größer die Quantität von Soda ist,

mit welcher die Mischung geschieht. Aus diesem ganzen Prozeß geht hervor, daß, wenn Schwefelsäure und Soda mit einander gemischt werden, die Eigenschaften der einen Substanz die der andern nach dem Verhältnisse ihrer Quantität überwiegen, und daß, wenn diese Verhältnisse völlig gleich sind, beide Substanzen ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig zerstören oder die Sichtbarwerdung derselben verhindern. Wenn nun Substanzen auf diese Weise ihre eigenthümlichen Eigenschaften wechselseitig aufheben oder verbergen, so sagt man, daß sie sich neutralisiren (von neutrum, keins von beiden) und nennt diesen chemischen Prozeß Neutralisation oder Neutralisirung. Sie findet bei sehr vielen Körpern Statt, doch zeigt sie sich am stärksten und wurde zuerst beobachtet an Erden, Säuren und Alkalien. Man vergleiche den Art. Mittelsalze. Man hat das Wort neutralisiren zuweilen auch in politischer Bedeutung genommen, in welcher es mit Neutralität zusammenhängt und so viel bedeutet, als jemanden neutral machen. So sagt man, eine gewisse Macht wolle eine andere in gewissen Streitigkeiten oder Kriegen neutralisiren, d. i. in den Zustand der Parteilosigkeit versetzen, oder unthätig, unwirksam machen.

Neutralität nennt man im Allgemeinen denjenigen Zustand, nicht sowohl des Gemüths, als der äußern Verhältnisse, in welchem die Verlautbarung des Urtheils über einen gewissen Gegenstand, sie mag nun durch Thaten oder Worte geschehen, zurückgehalten wird. Man kann die strengste Neutralität beobachten, und doch von der Unparteilichkeit weit entfernt seyn; man kann aber auch vollkommen unparteiisch und doch nicht neutral seyn. Der Unparteiische kann es seinen Umständen, oder gar der Pflicht gemäß finden, sich für eine offenbar gerechte Sache zu erklären; der Neutrale hingegen setzt sich vor, selbst zwischen dem Gerechten und Ungerechten äußerlich nicht zu entscheiden. Im völkerrechtlichen Sinne versteht man darunter den Zustand eines Volkes, welches an dem Kriege zweier benachbarten Völker weder mittelbar noch unmittelbar Antheil nimmt, sondern während des Kampfes beider, über dessen Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit es äußerlich nicht entscheidet, seinen eignen Friedenszustand behauptet. Um sich diese Nichttheilnahme an dem Kriege zu erhalten, muß ein solches Volk oft gegen die benachbarten kriegführenden Völker eine drohende Stellung annehmen, um jeden möglichen Angriff des einen und andern im Nothfalle mit Gewalt abzuhalten; eine solche Neutralität heißt dann eine bewaffnete. Eine solche kam 1780 in dem englisch-französischen Kriege auf Rußlands Betrieb zu Stande. Aus dem neutralen Zustand eines Volkes gegen zwei kriegführende entspringen gewisse gegenseitige Rechte und Pflichten. Das Hauptsächlichste derselben besteht in Folgendem. Ein neutrales Volk darf einem jeden der kriegführenden alles dasjenige leisten, was es ihm nicht nothwendiger Weise in der Absicht leistet, um seine Kräfte gegen seinen Feind zu verstärken, folglich keine Lieferung von Truppen, Waffen, Munition u. s. w., oder es darf wenigstens dem einen nicht abschlagen, was es dem andern bewilligt, z. B. Durchzüge, Lebensmittel u. s. w. Mit jedem der kriegführenden Völker darf das neutrale alle Völkerverträge, selbst während des Krieges, eingehen, wofern sie nicht nothwendig in Beziehung auf den wirklichen Krieg stehen, oder deren Abschließung und Erfüllung nicht

nothwendiger Weise einen Krieg voraussetzt. Damit indeß der neutrale Staat von den kriegführenden auf keinerlei Weise in seinen Rechten gekränkt werden möge, so bleibt stets das gerathenste, durch Neutralitätsverträge mit den kriegführenden Staaten sich in Rücksicht auf die zu beobachtende Neutralität fest zu setzen, indem hier aus leicht begreiflichen Ursachen die streitigen Fälle sich gar sehr häufen. Zu diesen streitigen Fällen gehören vornehmliche folgende: Ob der neutrale Staat den kriegführenden Werbungen, Geldanleihen und Handel gestatten könne; welche Waaren eigentlich als Contrebande zu betrachten seyen; ob man dieselben confisciren dürfe; ob die Durchzüge durch neutrales Gebiet zu gestatten seyen; wie man sich bei Erzwingung derselben zu verhalten habe; welche Sicherheit deshalb zu fodern sey; vom Schadenersatz bei Feindseligkeiten im neutralen Gebiet u. s. w. Bei Seekriegen kommen die Fragen wegen Visitirung neutraler Schiffe, wegen feindlicher Effecten auf einem neutralen und neutraler Effecten auf einem feindlichen Schiff u. s. w. in Anregung. Die neuesten Kriege und das sogenannte Continentalsystem haben vielfache Veranlassung gegeben, alle die streitigen Punkte neuerdings zu besprechen und zu untersuchen. Was aber helfen alle Untersuchungen, wo die Gewalt des Rechts spottet? Gut ist freilich auch schon, daß die Gewalt wenigstens in der öffentlichen Meinung Unrecht behält. — Ueber die bewaffnete Neutralität vom Jahre 1780, zu welcher Verschiedne die erste Idee gegeben zu haben behaupteten, s. Mémoire sur la neutralité armée etc. par le Comte de Goerz, Basle 1801; — Dohm's Materialien für die Statistik Th. VI. 1782. und desselben Denkwürdigkeiten meiner Zeit B. II. K. 12. 1815.

Neutralsalze, s. Mittelsalze.

Neuwied, die Haupt- und Residenzstadt der untern Grafschaft Wied am Rhein, über welchen hier eine fliegende Brücke geht, und welcher in dieser Gegend selten zufriert, eine Stunde von Andernach und drei Stunden von Coblenz, in einer schönen Ebene, wo an beiden Ufern die bis Coblenz den Rhein begleitenden Berge sich zurückgezogen haben, und diese Ebene begränzen. Die kaum ein Jahrhundert alte Stadt hat breite, sich in rechten Winkeln durchschneidende Straßen, freundliche Wohnungen, und ist voll Leben und Gewerbfleiß. Der Fürst Alexander von Neuwied hob den Ort dadurch, daß er allen Ansiedlern freie Religionsübung gestattete: daher findet man hier unter den Einwohnern Protestanten, Catholiken, Herrnhuter, Mennoniten, Quäker, Inspirirte und Juden. Neuwied hat 700 Häuser und 4400 Einwohner, welche vielerlei Fabriken in Seide, Baumwolle, Wolle, Hüten, Tapeten, Strümpfen, Meublen, Blech, Sanitäts- und Kochgeschirr betreiben. Unter den Fabriken hat die Kunsttischlerei vorzüglich durch den berühmten Röntgen einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt. Mit Röntgen hatte sich eine Zeit lang der geschickte Uhrmacher Kinzing verbunden. Mit diesen Fabrikaten, so wie mit Eisen, Gußwaaren, Pottasche, Pfeifenerde, Bleichert ꝛc. treibt die Stadt Handel auf dem Rheine. Sehenswerth sind in der Stadt das Residenzschloß mit einer höchst interessanten Sammlung von römischen Alterthümern, welche in der Umgebung der Stadt gefunden wurder, als Speere, Pfeile, Trinkgläser, Schlüssel, Spiegel, Ringe, Armbänder, Haarnadeln, Schreibgriffel, Inschriften, Götterbilder; ferner der Hofgarten und das Haus der mährischen Brüdergemeinde

oder Herrnhuter. Außerhalb der Stadt verdienen die Aufmerksamkeit eines Reisenden die Ueberreste einer Römerstadt und römischer Straßen, und das Lustschloß Monrepos. Die erstern wurden 1791 entdeckt. Hinter Bider, eine halbe Stunde von Neuwied, auf einer Anhöhe, fand man zuerst die Spuren eines Castells. Das Castell ist 631 Fuß breit, 840 Fuß tief und mit einer 5 Fuß dicken, sehr festen Vertheidigungsmauer, welche vorspringende Thürme hat, umgeben. Im innern Raume desselben ist ein geräumges Badehaus, dessen ehemalige Schönheit noch aus den Ruinen erkannt wird. Das um das Castell herliegende Feld ist voll von Trümmern römischer Architectur, über welche der Pflug hingeht. Das Lustschloß Monrepos liegt auf einem Berge, eine Stunde nordöstlich von der Stadt. Das Schloß ist ein einfaches Gebäude von einem Stockwerk, und bietet eine weite und mannichfaltige Aussicht dar. Hinter demselben ist ein Lustwald, der sich in sieben Schattengänge theilt. Am Ende des einen Ganges wird man durch ein tiefliegendes, romantisches kleines Thal überrascht, wo an einem klaren Waldbache einige freundliche Häuser stehen. Neuwied steht unter preußischer Hoheit, und gehört zum Regierungsbezirke Coblenz der Provinz Niederrhein.

Neu-York, eine von den Provinzen des vereinigten nordamerikanischen Freistaats. Diese Provinz, welche ursprünglich eine englische Colonie und von England abhängig war, erhielt während der stürmischen Regierung des später hingerichteten Carls I. von der niederländischen Compagnie in Holland, welche sich des Landes bemächtigt hatte, den Namen Neu-Belgien oder Neu-Niederland. Indeß kehrte das Land unter der Regierung Carls II. wieder unter englische Herrschaft zurück, anfangs mittelbar, indem Carl II. es seinem Bruder, dem Herzog von York, schenkte, und endlich unmittelbar im Jahr 1689. Von Zeit zu Zeit äußerte sich indessen in der Provinz Mißvergnügen mit der englischen Oberherrschaft wegen der eingeführten Abgaben, besonders bei Gelegenheit der Stempeltaxe im J. 1765. Als endlich 1775 ein fast allgemeiner Aufstand in den englischen Colonien in Nordamerika ausbrach, nahm auch die Prooinz Neu-York Theil daran, ungeachtet die Hauptstadt der Provinz von 1776 an während des ganzen amerikanischen Kriegs von englischen Truppen besetzt war, bis endlich durch den Frieden von 1783 das ganze Land als integrirender Theil des neuen amerikanischen Freistaates anerkannt wurde. — Neu-York gränzt gegen Norden an den Ontario-See und Canada, gegen Osten an Vermont, Massachusets und Connecticut, gegen Süden an den atlantischen Ocean, Neu-Jersey und Pensylvanien und gegen Westen an den Eriesee und Obercanada. Es enthält 2100 Quadratmeilen und zählte (1817) 1,486,739 Einwohner, da es hingegen 1810 nur 918,690 Einwohner hatte. Der sehr abwechselnde Boden ist größtentheils gut, vorzüglich im Westen. Gegen Südosten ist die Oberfläche mit angenehmen Anhöhen untermischt, in der Mitte bergig, indem die Alleghanygebirge sich hindurchziehen; gegen Nordwesten wellenförmig, gegen die Seen hin flach und hügelig am südlichen Ende. Das Land hat eine reichliche Bewässerung, denn außer den Seen Ontario, Erie, Champlain und Oneida, durchfließt der schiffbare Hudson mit dem Mohawk das Land. An der nördlichen Gränze sind der Lorenzstrom und an der südlichen der Susquehannah, Delaware und Alleghany. Das Clima ist im Südosten verän-

derlich, zwischen den Gebirgen ist der Winter lang und streng, im Westen ist das Clima gemäßigter und angenehm. Nur ein Theil des Bodens wird zum Ackerbau benutzt, und bringt vorzüglich Weizen, außerdem andere Getraidearten, Flachs, Hanf, Obst, Gartengewächse und Holz hervor. Es fehlt auch nicht an den gewöhnlichen Hausthieren, Wild, Geflügel, Fischen und Bienen. Vortreffliche Weiden finden sich überall. Das Mineralreich enthält Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Marmor, Quadersteine, Kalkstein, Schiefer, Gyps, Talkstein, Schwefel. Die Industrie liefert vorzüglich Tücher, Leder, Branntwein, Papier, Hüte, Glas, Pulver, Zucker, Oel und Eisengeräthe. Die Ausfuhr ist beträchtlich und überhaupt der Handel sehr bedeutend. Die ausübende Gewalt ist in den Händen eines Gouverneurs und Lieutenant-Gouverneurs, welche beide auf drei Jahre gewählt werden. Die gesetzgebende Gewalt ist einem Senate, dessen Mitglieder auf vier Jahre, und einem Hause der Repräsentanten, die jährlich erwählt werden, anvertraut. Die Hauptstadt dieser Provinz führt ebenfalls den Namen Neu-York, und ist eine der wichtigsten Städte der vereinigten nordamerikanischen Freistaaten. Sie liegt auf einer Insel, an der Mündung des Hudsonsflusses und hat dreiunddreißig Kirchen, darunter sich die Pauls- und Dreieinigkeitskirche auszeichnen, 9000 Häuser und 100,600 Einwohner, darunter 7000 Fremde. Sie ist meistens gut und regelmäßig gebaut; unter den Gebäuden ist Föderalhall der schönste Palast, wo Washington an der Spitze des Congresses den 30sten April 1780 Treue der Constitution schwor. In Neu-York befindet sich der Sitz der Regierung und der hohen Gerichtshöfe. Von den wissenschaftlichen Anstalten bemerken wir: die Universität (Columbia-Collegium), mit einer Bibliothek, Museum, anatomischem Theater und Druckerei, ferner eine lateinische Schule, zwei Zeichnenschulen, eine Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, eine medicinische und ökonomische Gesellschaft. Mancherlei Fabriken werden hier unterhalten, als in Tuch, Hüten, Leder, Zucker, Gold-, Silber- und Eisenwaaren ꝛc. Wichtiger noch als die Industrie ist der Handel, zu dessen Beförderung fünf Banken, neun Assecuranzgesellschaften, das Handelscollegium, der vortreffliche Hafen und Rhede mit schönen Kaien, Docken und die Schiffswerften dienen. Die jährliche Einfuhr steigt auf 56 Millionen Dollars, und in manchen Jahren laufen an 2000 Schiffe ein. Dieser große und ausgebreitete Handel wird nach Europa, Ost- und Westindien und China getrieben. Auch befinden sich dreißig Buchhändler und zwanzig Druckereien hier, und jährlich wird eine Buchhändlermesse gehalten. Viele geschmackvolle Landhäuser umgeben die Stadt.

Nevrologie, die Nervenlehre, s. Anatomie.

Newa, ein fischreicher Fluß in Rußland, und zwar im Gouvernement St. Petersburg, ist eigentlich der Abfluß des Ladoga-Sees, kommt bei Schlüsselburg aus dem Ladoga-See, durchströmt in mehreren Armen (namentlich die große und die kleine Newa) die Hauptstadt Petersburg und ergießt sich nach einem Laufe von überhaupt nur 8 Meilen, von seinem Entstehen an gerechnet, in den kronstädtischen Meerbusen. Die Newa erhält durch den Wora die Gewässer des Saima und durch den Wolchow die Gewässer des Ilmen-Sees. Sie ist ungefähr 200 Faden breit und 2 Faden tief, und kann folglich große Schiffe tragen, die daher auch oft auf der Werfte von Petersburg erbaut werden. Man rühmt das Wasser

dieſes Fluſſes wegen ſeiner Klarheit und Leichtigkeit, weßhalb es in Petersburg ſelbſt zum Trinken und zur Bereitung der Speiſen gebraucht wird. Dieſer Fluß iſt in Petersburg mit herrlichen Brücken geziert, denen der Eisgang, welcher gewöhnlich erſt im April eintritt, oft ſehr gefährlich wird. Jährlich gehen mehr als 1000 Barken aus der Reſidenz auf dieſem Fluſſe in das Innere des Reichs ab, und eben ſo viele verſorgen St. Petersburg mit den Producten des Innern.

Newcaſtle, Hauptſtadt der Shire Northumberland in England, die auch Newcaſtle upon Tyne genannt wird, um ſie von Newcaſtle under Line in Staffordſhire zu unterſcheiden. Sie liegt zehn Meilen von der Mündung des Fluſſes Tyne, am nördlichen Ufer derſelben. Die Anſicht der Stadt iſt ſehr maleriſch. Rechts und links liegen, am diesſeitigen Ufer des Fluſſes hin, zahlreiche Manufacturen und Fabriken, Glashütten und Eiſengießereien. Am jenſeitigen Ufer dehnt ſich bis zu einer beinahe unabſehbaren Weite der breite Kai hin, auf dem ein unaufhörliches Gewühl herrſcht, und der in ſeiner ganzen Länge mit Krahnen beſetzt iſt, welche entweder die Ladung des Schiffes an das Ufer befördern, oder die zahlreichen Fahrzeuge, welche auf dem Fluſſe liegen, befrachten helfen. Dampfboote kommen und gehen, und man ſieht überall ein Gewühl von geſchäftigen Menſchen. Mit der eigentlichen Stadt iſt Gateshead, die Vorſtadt von Newcaſtle, durch eine ſchöne ſteinerne Brücke von neun Bogen verbunden, welche in der Mitte eine Schleuſe von Eiſen hat. Die Stadt liegt größtentheils am Abhange eines ſanft zum Fluſſe hinlaufenden Hügels, und iſt von keiner hübſchen Bauart. Die Zahl der Häuſer beträgt 3300 und die der Einwohner 28,000. Zu den geſchmackvollſten öffentlichen Gebäuden gehört das Sitzungshaus, wo die Gerichtsſitzungen für die Grafſchaft Northumberland gehalten werden. Unter den Kirchen verdient hauptſächlich die am Markte ſtehende Hauptkirche St. Nicolas die Aufmerkſamkeit der Freunde gothiſcher Baukunſt. Der 194 Fuß hohe Thurm derſelben iſt auf der Spitze mit vier kleineren, auf den Ecken ſtehenden Thürmchen verziert, von denen zwei einen leichten Bogen tragen, auf welchem eine ſehr luftige und zierliche Laterne ruht, auf der wiederum zwei kleine Thürme ſtehen, zwiſchen denen ſich eine einzelne hohe und ſchöne verzierte Spitze erhebt, welche das ganze künſtliche Gebäude krönet. In Newcaſtle ſind Zuckerſiedereien, Glashütten, Papiermühlen, Thranſiedereien, Taudrehereien; auch verfertigt man Steinzeug, Leim, Salmiak, Soda und Theer aus Steinkohlen. In der Nähe der Stadt ſind mehrere Bleiweißwerke, wo zugleich Mennige und Silberglätte fabricirt wird, Farbenwerke und viele große Eiſengießereien. Aber der urſprüngliche und fortdauernde Haupterwerb von Newcaſtle beſteht in der vortheilhafteſten Benutzung der unerſchöpflichen Steinkohlengruben, womit dieſe Stadt umgeben iſt. Die Flötze werden an beiden Seiten des Fluſſes Tyne, von Shields bis Lammington bearbeitet. Die beſten liegen auf ungefähr neunzig Lachter Tiefe, und ſind ſelten über fünf Fuß mächtig. Die Lager beſtehen meiſtens aus verſchiedenen Sandſtein- und Schieferarten. Das Waſſer wird mittelſt Dampfmaſchinen weggeſchöpft. In manchen Gruben findet man funfzig bis hundert Pferde zum Transport der Steinkohlen. Dieſer geſchieht auf eiſernen Wegen, von den Gruben bis an das nächſte Ufer des Fluſſes Tyne, wo jedes

Bergwerk sein eigenes Magazin oder Werft hat. Gewisse Personen in Newcastle haben das Recht, Fahrzeuge vom Werft mit Kohlen zu versehen. Sie machen seit undenklichen Zeiten eine eigene Zunft aus. Die größten Schiffe, und insgemein die Kohlenschiffe kommen nicht höher als bis Shields. Zum Transport der Kohlen von den Werften nach den Kohlenschiffen giebt es eigene Flußfahrzeuge mit plattem Boden, die Keels genannt werden. Am Flusse Tyne haben, unter und über Grund, 32,475 Menschen ihre Beschäftigung vom Steinkohlenwesen. Newcastle hat 400 Steinkohlenschiffe mit 1547 Bootsleuten. Die Steinkohlenausfuhr betrug 1800 an siebzehn Millionen Dresdner Scheffel. Sie gehen vorzüglich nach den Niederlanden, Frankreich, Dänemark, Hamburg, Schweden, Norwegen, Rußland, Portugal und Westindien. Newcastle schickt auch Schiffe auf den Wallfischfang und treibt einen bedeutenden Kornhandel. Im Jahre 1800 klarirten 7969 Schiffe von Newcastle aus.

Newgate, das große Gefängnißhaus in London, und zwar im eigentlichen London oder der City, ist berühmt wegen der Menge der Gefangenen, die es fassen kann, nnd wegen der bewundernswürdigen Ordnung, welche daselbst herrscht.

Newmarket, ein Flecken, der eigentlich nur in einer einzigen langen Gasse besteht, von welcher der nördliche Theil zur Grafschaft Suffolk, der südliche aber zu Cambridgeshire gehört, liegt ungefähr 54 englische Meilen von London und ist vorzüglich berühmt wegen der Pferdewettrennen, welche hier oft unter einem großen Zusammenflusse von Menschen gehalten und bei denen die größten Summen in Wetten verloren und gewonnen werden.

Newton (Isaak), einer der originellsten und scharfsinnigsten Physiker und Mathematiker, die jemals gelebt haben, wurde den 25. December 1642 zu Walstrope in Linkolnshire geboren. Er verlor sehr früh seinen Vater; allein seine Mutter, ungeachtet sie sich zum zweitenmale verheirathete, ersetzte ihm diesen Verlust durch die Sorgfalt, die sie seiner Erziehung widmete. Im zwölften Jahre seines Alters bezog er die Schule zu Grantham. Schon hier zeigte er einen großen Hang zu philosophischen und mathematischen Gegenständen. Wenige Jahre nachher wurde er zu seiner Mutter zurückgerufen, um in Gemeinschaft mit ihr das Hauswesen zu verwalten. Allein da hier seine Neigung zu den Studien noch stärker hervorbrach, erhielt er die Erlaubniß, im J. 1660 nach Cambridge zu gehen. Euklid war ihm schon zu leicht. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit Kepplers und Descartes Werken. Im J. 1664 erfand er die Rechnung der unendlichen Größen und wurde Baccalaureus. Die genauere Beobachtung des Prisma führte ihn zu einer neuen Theorie des Lichts. Im J. 1665 nöthigte ihn eine epidemische Krankheit, Cambridge zu verlassen. Während eines kurzen Aufenthalts auf dem Lande veranlaßte ihn der Anblick eines fallenden Apfels, über die Gesetze der Schwere nachzudenken. Im J. 1669 ward er an D. Barrows Stelle Professor der Mathematik zu Cambridge. Hier hatte er die nöthige Muße, seinen höhern Untersuchungen über die philosophischen und mathematischen Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, die erwünschte Reife und Vollendung zu geben. Im J. 1675 sandte er der königlichen Akademie der Wissenschaften zu London sein neuerfundenes Spiegelteleskop zu. Im Winter von 1676 und 1677 ent-

entwickelte er zuerſt vollſtändig ſeine Unterſuchungen über die Centripetalkraft, Unterſuchungen, die ihm durch das Studium Kepplers und deſſen Entdeckungen in Hinſicht der elliptiſchen Bahn der Planeten um die Sonne ſehr erleichtert wurden. Im J. 1680 machte er mehrere aſtronomiſche Beobachtungen über den berühmten Cometen, welcher damals erſchien und welchen er anfangs für zwei Cometen zu halten geneigt war. Seine Unterſuchungen über die Centripetalkraft erſchienen öffentlich erſt im J. 1687 in dem berühmten Werke: Philosophiae naturalis principia mathematica. Dieſes Werk, in welchem Newton auf die tiefſten Abſtractionen der Mathematik ein neues Syſtem der Naturwiſſenſchaft gründete, erhielt nicht ſogleich den Beifall, den es verdiente und den es ſpäter erhalten ſollte. Die Carteſianiſche Philoſophie, welche das, was ihr zuweilen an Tiefe und Gründlichkeit der Unterſuchung abging, durch Imagination erſetzte, war damals an der Tagesordnung. Newtons Werk drang mit philoſophiſch mathematiſcher Strenge in die innerſten Geſetze der Natur ein und entwickelte ſie in einer Kürze und Gedrängtheit, die das Werk dem großen Haufen beinahe unverſtändlich machte. Selbſt die beſten Mathematiker mußten es ſtudiren, ehe ſie es faſſen konnten. Als man es aber würdigen lernte, kannte auch die Bewunderung keine Gränzen mehr. „Ißt, trinkt und ſchläft denn Newton wie ein andrer Menſch?“ fragte der Marquis de l'Hospital, einer der größten Mathematiker ſeiner Zeit, die Engländer, welche ihn beſuchten. „Ich ſtelle ihn mir als einen himmliſchen Genius vor, der nichts mehr mit der Materie gemein hat.“ Der Eifer, womit ſich Newton der von Jacob II. angegriffnen Privilegien der Univerſität Cambridge annahm, verſchaffte ihm im J. 1688 eine Stelle im Parlament. Im J. 1696 wurde er Münzwardein und 1703 Präſident der königlichen Societät der Wiſſenſchaften zu London. Die Reſultate ſeiner Unterſuchungen über Optik und Differentialrechnung, die er ſeit dem J. 1672 fortgeſetzt hatte, gab er erſt im J. 1704 heraus. Dies verwickelte ihn in einen Streit mit Leibnitz, der ſich die Ehre der Erfindung der Differentialrechnung beimeſſen zu können glaubte. Leibnitz appellirte in dieſer Sache an die königliche Societät der Wiſſenſchaften zu London, und dieſe glaubte für ihren Präſidenten entſcheiden zu müſſen. Im J. 1705 erhielt Newton von der Königin Anna die Ritterwürde. Als das hannöverſche Haus im J. 1715 den engliſchen Thron beſtiegen hatte, erwarb ſich Newton die beſondre Gewogenheit der Prinzeſſin von Wales, Carolina, auf deren Aufforderung er auch ein chronologiſches Werk verfaßte, welches ungedruckt zu bleiben beſtimmt war, aber durch die Indiscretion des Signor Conti, eines venetianiſchen Edelmanns, im Druck erſchien. Dieſe chronologiſchen Arbeiten ſind, ſo wie ſeine theologiſchen (z. B. Bemerkungen über den Propheten Daniel und die Offenbarung Johannis), bei weitem des Ruhmes nicht würdig, den er ſich im Felde der Philoſophie und Mathematik mit ſo vielem Rechte erworben hat. Er ſtarb den 20. März 1727 im 85. Jahre ſeines Alters. Newton war von mittler Statur, ſein Aeußeres angenehm und Hochachtung einflößend. Doch erkannte man in ihm nicht den Scharfſinn, den ſeine Werke verrathen. Sein Charakter war ſanft und gleichförmig. — Newton war nie verheirathet; die Liebe, ſowohl die geiſtige als phyſiſche, war ihm ſtets fremd geblieben. Sein Leichnam wurde in die Weſt-

minsterabtei zu London gebracht, und ihm hier ein treffliches Ehrendenkmal errichtet.

Ney (Michel), Herzog von Elchingen, Fürst von der Moskwa, Reichsmarschall und Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, St. Ludwigs- und mehrerer fremden Orden Ritter. Wenn uns der Anblick der Ruinen einst großer und herrlicher Gebäude mit einem niederschlagenden Contrast ergreift, wie viel schmerzlicher muß nicht das Gefühl getroffen werden, wenn wir den schönen Glanz eines langen, ruhmerfüllten Lebens durch eine That moralischer Verirrung beflecken, ja fast verlöschen sehen. Eine Betrachtung, die dem Anwalt des Königs bei dem Eingange seiner Anklage gegen Ney sich aufdrängte, und die auch unzertrennlich ist von der Erinnerung an diesen durch seine Heldenlaufbahn und sein derselben so unwerthes Ende gleich berühmten Mann. Er war den 10ten Januar 1769 in Saarlouis im Moseldepartement von geringen Aeltern geboren, und trat früh in Militärdienste. Vom gemeinen Husaren lief er schnell durch alle Grade, und war 1794 Capitain, als General Kleber seine außerordentliche Tapferkeit und seinen militärischen Ueberblick bemerkte, ihn zum Escadronchef machte und zu sich als Generaladjutant nahm. Er übertraf bald Klebers Erwartungen, und ward 1796 auf dem Schlachtfelde an der Rednitz zum Brigadegeneral erhoben. Auch jetzt noch riß ihn oft sein Muth zu den Waffenthaten eines gemeinen Soldaten fort. Er trug viel zum Siege von Neuwied 1797 bei, ward nach einer tapfern Gegenwehr bei Diersdorf gefangen und nach seiner Auswechselung 1798 Divisionsgeneral. Als solcher commandirte er 1799 am Rhein, und unterstützte durch seine Diversion bei Mannheim Massena's Sieg über den russischen General Korsakow bei Zürich. Auch unter Moreau, und insbesondere an dem heißen Tage von Hohenlinden, zeichnete er sich aus. Die Aufzählung aller einzelnen Fälle, in welchen Ney sich durch tactische Geschicklichkeit oder persönlichen Muth Ruhm erwarb, würde zu weit führen; hier kann nur auf die Hauptmomente seiner kriegerischen Laufbahn hingedeutet werden. Im J. 1802 war er auf kurze Zeit Gesandter bei der helvetischen Republik, und gab dieser die Richtung, zu welcher er nach der französischen Politik sie hinneigen sollte. Nach seiner Rückkehr 1805 commandirte er das Lager bei Montreuil, und ward vom Kaiser zum Reichsmarschall und Großkreuz der Ehrenlegion ernannt. Glänzend eröffnete er 1805 den Feldzug gegen Oesterreich durch seinen Sieg bei Elchingen, wofür er den Titel eines Herzogs von Elchingen erhielt. Seine Manoeuvres führten die Capitulation von Ulm herbei. Er besetzte Tyrol und drang bis Kärnten vor, als der Presburger Friede seinen Lauf hemmte. In dem folgenden Kriege von 1806 und 1807 focht er mit gleichem Erfolge bei Jena, und nachdem er Magdeburg genommen (wozu er freilich, bei dem Unstern, der bekanntlich damals über Preußen waltete, seines militärischen Talentes nicht bedurfte), bei Eylau und Friedland, dessen er sich bemächtigte. 1808 ging er nach Spanien und behauptete auch hier seinen alten Feldherrnruhm. Aber Napoleon, immer mißtrauisch und veränderlich, rief ihn zurück, und hielt ihn bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Rußland in einer gewissen Entfernung. Da erhielt er das Commando des 3ten Armeecorps. In der Schlacht an der Moskwa verdiente er sich den Beinamen le brave des braves; den

Schlag" betrachtet wird, der von dem Inhaber der Anstalt
der Erzdiöse gegen diesen wackern Beamten geschleudert wo
und jetzt ist aus demselben Verlag eine andere Broschüre
dem Titel: „Der kirchliche Streit im Großherzogthum L
und der erzbischöfliche Hirtenbrief vom 11. Nov. d. J." he
gegangen, welche aufs begierigste gelesen wird. Wir glauben
dem Schriftchen schon deßwegen Akt nehmen zu müssen, w
das erste ist, welches, im Lande gedruckt, sich in einläßlicher
über den unglückseiligen Streit ausläßt. Der Verfasser
Vernehmen nach ein bekannter, nicht mehr activer Staatsbea
stellt die Streitfrage in ganz populärer, für Jedermann faß
Weise dar, indem er zugleich irrige Gerüchte abweist, die
dem Volke verbreitet worden sind, und die Hauptstellen de

0, 52,500, 55,000
f.

fl. 3. 30 kr., 1/4 zu
2 1/2 kr., empfiehlt
löckberg,
kollekteur,
, in Frankfurt a. M.

empfohlener cau-
mptoirist, welcher
Buchhalter auf einem
nkheit einbüßte, sucht
erden. — Die Herren

Söhne auf Hir-
ei Ortenberg sind
Aufragen. Auskunft zu
ferten erbittet man un.
No. 18, in Wiesbaden

iet junger Kaufmann,
ie drei letzten Jahre hin-
en Reisen für eine Ma-
beschränkte, sucht ein
ment.
en nördlichen und süd-
ds, wie auch die Schweiz
Hauses, und ist der fran-
Sprache mächtig.
No. 8056 besorgt

Dollmetsche

Anleitung, die englische Sprache in kurzer
ohne Lehrer zu erlernen. Mit einem Wör
buche der englischen und deutschen Spra
nebst Aussprache der englischen Wörter,
durchgängiger Betonungsbezeichnung und ei
Anhange: Briefe und Formulare für Rechn
gen, Quittungen, Contracte ꝛc. enthalten
Nebst einem Rathgeber für deutsche Auswand

Von L. Albert.

Sechste, umgearb. u. starkverm. Aufl
von
Carl Schmidt.

16 1853. Cart. 15 Ngr. = 54 kr.

7956. Ein junger Mann, der die Hand
in einem Manufacturwaaren Geschäft erla
sieben Jahre als Commis servirt hat, dies
sten Zeugnisse besitzt, sucht bis näc
Frühjahr eine Stelle in einem ähnlichen
schäft. Frankirte Offerten unter No. 795
sorgt die Expedition d. Bl.

5186. Junge Leute, die sich der Hand
widmen wollen, können placirt werden d
Jos. Hauser, Allerheiligengasse 48.

Entbindungs-Anstalt in Mainz
Vorsteherin Julie Rauch, Geburtshelferin, Stephansstraße 57 1/2.

Braunschweiger Lotterie-Lotte

derlage eilte er nach Paris, wo er in der Pairskammer dem Rapport des Kriegsministers Davoust, daß 60,000 Mann unter den Mauern von Guise angekommen wären, öffentlich widersprach, und gerade heraus erklärte, daß Alles verloren sey. Nach des Königs Rückkehr traf natürlich auch ihn die Verordnung vom 24sten Julius 1815. Eine Zeit lang entging er glücklich den Verfolgungen der Polizei, indem er sich in dem Schlosse eines Freundes bei Aurillac in Ober-Auvergne versteckt hielt. Bei einem Gastmahl aber, das sein Freund, um keinen Verdacht zu erregen, wie gewöhnlich gab, hatte Jemand einen vorzüglich prächtigen Säbel bemerkt, der, als die Beschreibung davon zu den Ohren des Unterpräfecten kam, für Ney's Säbel erkannt wurde, und nach einer Hausfuchung des Marschalls Arretirung veranlaßte. Er ward nach Paris gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, das sich aber für incompetent ihn zu richten erklärte. So ward sein Prozeß der Kammer der Pairs übergeben. Seine Vertheidigung war schwach: die That sprach zu laut. Am 6sten December ward das Todesurtheil über ihn gesprochen. Mit der besonnenen Ruhe und Unerschrockenheit, die er im ganzen Laufe der Untersuchung gezeigt hatte, und die ihn auch im Tode nicht verließ, hörte er es an, und als der Vorleser, Herr Couchy, an seine Titel kam, unterbrach er ihn und sagte: à quoi ici encore des titres! Michel Ney! et bientôt un tas de poudre! Da man ihm einen Geistlichen anbot, erwiederte er: „ich bedarf keines Priesters, um zu sterben; ich habe es in der Schule der Schlachten gelernt;" ließ sich aber doch, auf Zureden, durch den Pfarrer von St. Sulpice auf seinem letzten Gange begleiten, den er mit den Worten in den Wagen nöthigte: „Steigen Sie nur zuerst ein, Herr Pfarrer; oben komme ich doch früher an als Sie." Am 7ten December, Morgens um 9 Uhr, ward er im Garten des Luxemburg erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden?" wendete sich gegen die Soldaten, erklärte feierlich den gegen ihn ergangenen Urtheilsspruch für unrecht, legte dann die Hand aufs Herz, und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! Es lebe Frankreich! — Feuer!"

Niagara, einer der größten Flüsse in Canada in Nordamerika, kommt aus dem See Erie und ergießt sich in den See Ontario. Am berühmtesten ist er durch den Wasserfall, den er bald nach dem Austritt aus dem See Erie bildet, den schönsten Wasserfall in der bekannten Welt. Er fällt hier nämlich in einer Breite von 2226 Fuß von einer senkrechten Höhe von 200 Fuß mit einer solchen Gewalt herunter, daß man in der Nähe den Erdboden zittern fühlt und das Getöse des Falls in einer Entfernung von 5 Meilen hört. Im J. 1751 erbauten die Franzosen, welche damals im Besitz von Canada waren, am rechten Ufer des Flusses das Fort Niagara, welchem gegenüber auf der westlichen Seite des Flusses sich seitdem die die kleine Stadt Niagara oder Newark, von ungefähr 60 bis 70 Häusern gebildet hat. Dieses Etablissement ist sehr bedeutend, um den Pelzhandel zu unterhalten, welcher mit den Wilden der nordwestlichen Gegenden getrieben wird.

Nibelungenlied ist ein altes deutsches Heldengedicht. Den Namen Nibelungenlied führt es von den Nibelungen oder Niflungen, einem altburgundischen mächtigen Heldenstamme und deutschen Grundvolk — ein Name, der wahrscheinlich auch in den

ältesten mythischen Ideen von einem nordischen Nebellande begründet seyn mag! Das durch große, wilde Leidenschaft, besonders die Liebe zweier Paare herbeigeführte grausige Schicksal dieses Stammes ist Gegenstand des Gedichts. Das eine Paar ist der hörnerne Siegfried, Sohn Königs Siegmund von Heunen- oder Hunnenland, und Chriemhild; das andere Brunhildis und Gunnar, oder Günther. Siegfried wird theils durch beleidigten Stolz der Brunhildis, welche er für Günther gefreiet und als mächtiges Hünenweib, ihr unbewußt, gebändigt, theils um seines ungeheuren Nibelungenhorts oder Schatzes willen, von seinem Schwager, Hagen von Tronege, mit Zustimmung der andern Brüder gemordet. Chriemhild, in unsterbliche Liebe versunken, brütet, als nachmalige Gemahlin Etzels, oder Etzelins (Attila's, einer mythisch in mancherlei Verwandlungen wiederkehrenden ausgebildeten Figur) unversöhnliche blutige Rache, durch welche der ganze Stamm untergeht. Die Zeit, in welche die Begebenheit dieses Gedichts fällt, ist daher die gegen 430 oder 440; die Scene am Rhein und auf Oesterreichs und Ungarns Gränze. Die würdigere und urkundlichere Wiedererscheinung dieses Gedichts ist, auch abgesehen von der innern dichterischen Trefflichkeit, schon deshalb wichtig, weil sie tiefere Forschungen über die germanische Urzeit und deren Zusammenhang mit der großen allgemeinen Weltreligion, so wie über Alter, Bühne, Zeit und muthmaßlichen Verfasser des Gedichts veranlaßt hat. Das Nibelungenlied ruht auf vielfach verschlungnen, in dem Strom der Zeiten zu uns herabgeschwommenen, namentlich auf Veranlassung des norwegischen Königs Hakon durch Biörn von Nidaros (Drontheim) gesammelten, und von Peringsskiold (Stockholm, 1715) herausgegebenen zwei Mähren, der (neuerlich wieder von Hagen in 3 Bänden mitgetheilten) Wilkina und Niflungasaga, welche letztere auch in der Edda vorkommt. So macht es ein Glied der großen Heldenurzeit aus, über deren Zergliederung das nun zu hoffende Heldenbuch uns mehr Aufschluß geben wird. Eine jüngste, vielleicht vierte Umgestaltung und Bearbeitung jener Niflungasaga ist unser Heldenlied, wie einer unserer ersten Kunstrichter aus seinem Gehalt, als Geschichtswerk, aus Vergleichung deutscher mit skandinavischen und ungarischen Sagen, so wie aus manchen die Zeit eines in Oesterreich heimischen Dichters verrathenden Spuren geschlossen hat. Eben so hat dieser Kunstrichter (A. W. Schlegel) gezeigt, daß weder Wolfram von Eschenbach, der offenkundige Gegner und Spötter desselben, noch der unter Rudolph von Habsburg, mithin zwei Menschenalter später lebende Konrad von Würzburg, noch endlich der in der Mitte des 13ten Jahrhunderts blühende Marner Verfasser seyn konnten. Vielmehr hat er aus des Dichters einseitiger örtlicher Kenntniß, die mehr das südliche als nördliche Deutschland, besonders genau aber Oesterreich kannte, aus dem entschiedenen Wohlwollen für Ungarn und Abneigung gegen die Bayern, welche er mit einem herrschenden Fürstenhause theilte, endlich aus schmeichelhaften Beziehungen auf dasselbe (babenbergische) Fürstenhaus auf Klingsohr aus Ungarland, oder Heinrich von Ofterdingen geschlossen, welche beide dem Dichterwettstreit an Landgraf Hermanns Hofe zu Wartburg 1207 beiwohnten. Die Fabel des Gedichts ausführlicher anzugeben, enthalten wir uns um so mehr, da sie auch durch Fouqué's trefflichen Norderheld uns aufs neue vorgeführt worden ist. Wüßte man aber nicht, daß

jedes Dichterwerkes Verständniß und sinnige Aufnahme eine innige Liebe und Hingebung fodert, durch welche man in sein Gefüge eindringen muß, und wäre dies gerade nicht um so schwerer, je entfernter Zeit, Ort und Darstellungsgabe von den unsern liegen; wäre nicht Gesetz aller Welterscheinung, daß das Treffliche und Edle sich am Unedlen und Gemeinen hervorhebt; wäre überhaupt der Deutsche nicht so gleichgültig gegen die eignen Urerzeugnisse seines tiefen Geistes, so müßte allerdings die Herabsetzung befremden, welche dies nur erst wieder erweckte herrliche Dichtwerk zum Theil unter uns erfahren hat, das tiefe stolze Lebenskraft, wie kecke Todeslust, schlichte Gediegenheit mit großartiger feiner Sitte und Zartheit, herztiefe Liebe und Treue in allen, auch den stürmischsten Verhältnissen des Lebens, würdige hohe Männlichkeit, wie anmuthiges, holdseliges Frauenthum in tief verschlungenem großartigen Lebenszusammenhang durchaus offenbart. Da ist nichts Kleines und Unbedeutendes trotz alles kindlichen Spiels und Verweilens in den Zierrathen des Lebens. Die Gemüther enthüllen, ihres unerschöpflichen Liebereichthums gewiß, mit der sichersten, das Herbste nicht scheuenden Kraft selbst die schauerlichste Tiefe, die durch den Ton frommer Hingebung an das Alle Ueberschwebende zum duftigsten Hintergrunde wird. Die hier auftretenden Männer und Frauen sind durch die Weihe der Mähr, in welcher sie leben, die anschaulichsten, gedrungensten Stellvertreter der Urzeit eines großen Volks, das Mark eines urkräftigen Lebens, wogegen die kleinliche Schwäche und lose Zerstreutheit des unsern grell absticht; weshalb, da Alles seinen Gegensatz fodert, gar nicht zu verwundern war, daß endlich die der Gegenwart überdrüßigen Gemüther an jener alten Zeit sich kräftigten und erfreuten. — Die metrische Form dieses Gedichts ist die vierzeilige jambische und trochäische Strophe in Reimpaaren mit sechsfachem Hauptaccent, auch spondeischen, anapästischen und daktylischen Rhythmen und weiblichem Einschnitt in der Mitte. — Der die Klage betitelte Theil ist unstreitig Werk eines andern spätern Dichters und andrer Form. Wa. — Zwei vollständige Handschriften des Nibelungenliedes besitzt die Münchner Bibliothek; eine andre ist in den Händen von Privatpersonen, Letztere und eine der Münchner waren zuvor in Hohenems; eine vierte Handschrift ist in St. Gallen, eine fünfte hat Bernh. Hundeshagen aufgefunden. Aus der Münchner, welche damals in Hohenems war, ließ Bodmer den hintern Theil der Nibelungen und die Klage nebst sieben Fragmenten des vordern Theils abdrucken. Das Ganze theilte zuerst Chr. Heinr. Müller in seiner Sammlung, ohne jedoch dabei die geringste Kritik anzuwenden, mit. Größeres Verdienst erwarb sich von der Hagen, der zuerst eine Uebersetzung des Nibelungenliedes (nach dem Muster von Tiecks Minneliedern) und später (Berlin 1810) eine kritische Ausgabe des Urtextes lieferte. Hierauf gab Zeune in einer kleinen Handausgabe den Urtext mit einem Glossar (1815. 12) heraus. Ein anderes Glossar (von Arndt) erschien abgesondert. Darauf erschien der Nibelungen Lied zum erstenmal in der ältesten Gestalt aus der St. Galler Handschrift mit Vergleichung der übrigen Handschriften herausgegeben von Friedr. Heinr. von der Hagen. Zweite mit einem vollständigen Wörterbuche vermehrte Auflage, Breslau 1816 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Zur neuesten Literatur über dieses Gedicht gehören folgende Schriften: Göttling über das Geschichtliche im

Nibelungenliede, Rudolstadt 1814, und dessélben Nibelungen und Gibelinen, ebendaselbst 1816. Carl Lachmann über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. 8. Außerdem haben wir eine Bearbeitung von Hinsberg, eine prosaische Uebersetzung von Zeune, und eine dem Original treu nachgebildete metrische von Büsching (1815). M.

Nicäa, eine ehemals ansehnliche, jetzt unter türkischer Herrschaft nur noch 225 Häuser zählende Stadt, in der kleinasiatischen Provinz Bithynien, ist durch zwei daselbst gehaltene Kirchenversammlungen merkwürdig. Die erste derselben veranstaltete Constantin der Große 325 hauptsächlich zu Beilegung der Arianischen Streitigkeiten. Sein persönlicher Einfluß hatte, wie die Beredsamkeit des alexandrinischen Diaconus Athanasius, den meisten Antheil an dem Verdammungsurtheile, welches die dabei anwesenden 318 Bischöfe gegen die Arianische Lehre aussprachen. Vergl. d. Art. Arianer. Unter den 20 Canons oder Beschlüssen dieses Conciliums ist der wichtigste das auf den Grund des alten apostolischen Symbolums gebaute Glaubensbekenntniß, welches unter dem Namen des nicänischen mit dem zu seiner Erläuterung später vom Athanasius abgefaßten Glaubensbekenntnisse noch jetzt bei allen christlichen Religionspartzien außer den Antitrinitariern das Ansehen einer unveränderlichen Glaubensregel hat. Außer diesem Symbolum wurde zu Nicäa noch über die Meletianischen Streitigkeiten, zu Gunsten des Patriarchen von Alexandrien, dessen Diöcesanrecht über ganz Aegypten Meletius verletzt hatte, entschieden, die Gleichzeitigkeit der Osterfeier in allen christlichen Gemeinden angeordnet und mehreres über die Verhältnisse des Klerus und die Kirchenzucht festgesetzt. Der Antrag, den Klerus zum Cölibat zu verpflichten, ging jedoch auf diesem Concilium nicht durch, und es erlaubte den bereits verheiratheten Geistlichen die Fortsetzung ihrer Ehe. Das zweite nicänische Concilium hielt die Kaiserin Irene 787, und setzte dabei gegen die Bilderstürmer den folgenreichen Beschluß durch, daß den Bildern zwar kein Gottesdienst, aber doch eine durch Küssen, Kniebeugen, Räuchern und Lichteranzünden zu erzeigende Verehrung zu widmen sey. Auch wurde auf diesem Concilio das Aufbewahren der Reliquien in den Kirchen angeordnet. Carl der Große protestirte gegen die Beschlüsse in seinem Buche de impio imaginum cultu, und untersagte auf der Synode zu Frankfurt a. M. 794 die Bilderverehrung in der fränkischen Monarchie.

Nichols (John), dieser noch lebende gelehrte Veteran Englands, dem wir außer seinen eigenen Schriften (z. B. Gedichte, biographisches Wörterbuch, topographische Bibliothek von England ꝛc.) auch sehr schätzbare Ausgaben von Werken anderer drittischer Schriftsteller (Shakspeare und Swift) verdanken, wurde den 2. Februar 1744 oder 1745 zu Islington geboren, dort in einer Erziehungsanstalt gebildet, und zuerst zum Seedienst unter seinem Mutter-Bruder, den Seelieutenant Wilmot, bestimmt, als aber Letzterer starb, in seinem dreizehnten Jahre in der Officin des berühmten Buchdruckers Bowyer angestellt, der ihm bald die völlige Leitung seiner Druckereigeschäfte überließ, und ihn 1767 zu seinem Compagnon annahm. Nach des Letztern Tode, im August 1778, verband sich Nichols mit David Henry zur Uebernahme des Gentleman-Magazins. Jedes Blatt dieser Zeitschrift lieferte Beweise seiner Thätigkeit und seiner Talente.

1787 wurde er von der antiquarischen Societät zu Edinburg, und 1788 von einer ähnlichen Gesellschaft zu Perth zum Mitgliede erwählt. 1804 wurde er von dem Stadtviertel Farrington zum Mitgliede des Stadtraths erwählt, und 1807 zum Deputirten dieses Viertels ernannt. 1804 war er Vorsteher der Buchhändlergesellschaft, aber den 8. Februar 1808 hatte er das Unglück, seine Buchdruckerei und Buchhandlung in einer Feuersbrunst zu verlieren. Durch dieses Ereigniß wurden viele schätzbare Werke ein Raub der Flammen. Doch seine unermüdete Thätigkeit setzte ihn in den Stand, seine Verbindungen mit dem Publicum auf die ehrenvollste Weise wieder anzuknüpfen.

Nicholson (William), einer der ausgezeichnetsten englischen Mathematiker, geb. 1753, erhielt auf einer Schule im nördlichen Yorkshire seine erste Erziehung, verließ sie im 16. Jahre, und machte bis 1773 zwei Reisen nach Ostindien, besorgte darauf die Handlungsangelegenheiten des verstorbenen Wedgewood auf dem Continent, widmete sich dann ganz den gelehrten Beschäftigungen, errichtete in London und an mehrern Orten Englands Erziehungsinstitute, und hat mehrere mechanische Kunstwerke verfertigt. Auch hat er viele naturwissenschaftliche Werke geschrieben, und andre von Chaptal, Fourcroy ins Englische übersetzt. Eines seiner letzten Werke ist the britisch Encyclopaedia, 6 Voll. 1807 — 1809. 8. Er war wegen Schulden, in die er sich durch viele Entwürfe und übernommene Geschäfte gestürzt hatte, im Gefängnisse, als dieselbe erschien. Er starb im Junius 1815.

Nichtigkeitsklage, s. Nullität.

Nichtleiter, s. Electricität.

Nickel oder Nickelmetall nennt man eine Art Halbmetall, welches der schwedische Akademiker Kronstadt oder Cronstedt zuerst im J. 1751 entdeckt und beschrieben hat. Indeß verdanken wir die genauere Kenntniß desselben erst den Untersuchungen Bergmans, der sich zwanzig Jahre später damit beschäftigte. Ungeachtet nicht jedes Nickelmetall von gleicher Beschaffenheit ist, so kann man doch im Allgemeinen folgende Kennzeichen angeben. Es ist hart, spröde, dicht im Bruche, feinkörnig und glänzend, hält wenig Schwefel, aber Arsenik genug, ist im Feuer beständig und für sich allein eben so schwer zu verkalken, als es von dem beigemischten Eisen und Kobalt zu reinigen ist, zerfällt durch Verkalkung in einen grünen Kalk und giebt ein röthlich braunes Glas, ein hyacinthfarbenes aber, wenn man den Kalk des reinen Nickels mit Borax schmelzt. Das specifische Gewicht des gereinigten Nickelmetalls, welches einen vollkommen metallischen Glanz giebt, ist in Vergleichung mit dem Wasser wie 9000 zu 9333. Es giebt zwei Gattungen des Erzes, welches das Nickelmetall liefert: der Kupfernickel und der Nickelocker. Das erstere, welches am häufigsten ist und gewöhnlich beim Glanzkobalt gefunden wird, ist ungeformt, stumpfeckig, hat meistentheils eine blasse kupferrothe Farbe, zeigt auf dem Bruche gleichsam Facetten, seltner Strahlen, und enthält außer dem Nickel noch Eisen, Arsenik, Kobalt und Schwefel. Indem man glaubte, daß das Wort Nickel vom heiligen Nicolaus komme, hat man den Kupfernickel zuweilen cuprum Nicolai genannt. Allein dieser Name kommt entweder daher, daß man sich in den Versuchen, Kupfer daraus zu schmelzen, immer getäuscht fand, oder, welches wahrscheinlicher ist, daher, weil Nickel im alten

Deutsch so viel als unecht bedeutet (woher man noch jetzt lüderliche Weibspersonen so nennt), daß man auf diese Weise die unechte Kupferstufe ganz passend damit bezeichnen konnte. — Der Nickelocker wird, wie der Kupfernickel, in mehrern Bergen Deutschlands bei diesem gefunden. Er findet sich gewöhnlich nur als Ueberzug bei andern Mineralien, ist mager, apfelgrün, zerreiblich und färbt ab.

Nickhaut, eine dünne, oft durchscheinende und bewegliche Haut, welche mehrere Thiere unter dem obern Augenliede haben, und womit sie das Auge im Schlafe gegen Staub, Licht u. s. w. verwahren. Sie bewegt sich beim Blicken auf und nieder.

Nicolai (Christoph Friedrich), ein berühmter deutscher Schriftsteller und Buchhändler, welcher durch die Gründung der allgemeinen deutschen Bibliothek vorzüglich dazu beitrug, die deutschen Völker durch das Band der wissenschaftlichen Untersuchung zu einem geistigen Interesse zu vereinigen, und den catholischen Theil der Nation mit dem protestantischen in vielfache geistige Berührung zu setzen, der aber auch, indem er nebst seinen Freunden die Freiheit der Untersuchung in wissenschaftlichen Dingen standhaft vertheidigte, mancherlei Reibungen veranlaßte, die Abneigung der Süddeutschen gegen die „freidenkenden" Berliner, aufregte, und, da zumal politische Ursachen hinzukamen, eine Art Volkswiderwillen in Deutschland gegen die Preußen hervorbrachte. Man konnte es ihm nicht vergeben, daß er nicht allein selbst verständiger seyn, sondern auch die gesammte Nation weiter führen wollte. Doch wenn er sich auch dabei viel Anmaßung zu Schulden kommen ließ, so war es ihm doch mehr um die Sache zu thun, als um seine Person. Fr. Nicolai war den 18. März 1733 zu Berlin geboren. Vom fünften Jahre an lebte er, entfernt von jugendlichen Vergnügungen, ziemlich einsam in dem Hause seines Vaters, der ihn an strengen Gehorsam und selbstthätigen Fleiß gewöhnte. Auf den gelehrten Schulen zu Berlin und Halle lernte er bei seiner Fassungskraft und seinem Gedächtnisse vielerlei unter einander. Mehr Befriedigung fand sein Geist in der damals errichteten Realschule zu Berlin. Im J. 1749 schickte man ihn nach Frankfurt a. d. O., um die Buchhandlung zu lernen. Hier fand er durch Entäußerungen und Beharrlichkeit Muße, um für sich lateinisch, griechisch und englisch zu lernen. Er las die besten Dichter in diesen Sprachen; zugleich studirte er Mathematik, Geschichte und Philosophie, am eifrigsten Gelehrtengeschichte. Im J. 1752 kehrte er nach Berlin in die väterliche Buchhandlung zurück. Die deutsche Literatur war damals durch Gottsched und Bodmer in zwei Parteien getheilt. Er entdeckte bald das Einseitige jeder Partei, und stellte seine Ansichten davon auf in den Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften, die im J. 1755 erschienen. Lessing ward sein Freund, und machte ihn mit Moses Mendelssohn bekannt. Die drei Freunde folgten jetzt ganz ihrem wissenschaftlichen Eifer ohne Rücksicht auf das Ansehn der Meinung. Lessing war lebhafter und kühner, Moses bedächtiger und sicherer. Nicolai war ihnen wenigstens gleich an Wahrheitsliebe und Muth. An ihren Bund schlossen sich in der Folge die meisten guten Köpfe Deutschlands an. Im J. 1757 entsagte Nicolai der Handlung, und lebte von einem kleinen Einkommen, das dem Mäßigen genügte, in den theuren Jahren des Krieges, ganz den Wissenschaften. Winckelmanns Schriften machten ihn mit den bildenden Künsten bekannt. Sein Freund Marpurg unterrichtete ihn in der Tonsetzkunst. Uebrigens

trieb ihn seine Wißbegierde von Sprache zu Sprache, von Wissenschaft zu Wissenschaft. Als aber im Herbst 1758 sein Bruder, der Besitzer der väterlichen Handlung, starb, mußte er die Handlung selbst übernehmen. Mit Mendelssohn verbunden, hatte er die Bibliothek der schönen Wissenschaften (4 Bde. Leipz. 1757 bis 1760) herausgegeben. Vom 5ten Bande an übertrugen sie die Herausgabe ihrem Freunde Weiße in Leipzig. Mit dieser Bibliothek hat die bessere Kritik in Deutschland begonnen. Hierauf gaben die drei Freunde, unterstützt von Abbt, Resewitz, Grillo und Sulzer, die Briefe, die neueste Literatur betreffend (24 Thl., Berl. 1761 — 1766) heraus. Im J. 1765 brachte Nicolai den Plan einer allgemeinen deutschen Bibliothek zur Ausführung. In dieser Zeitschrift (107 B. und 21 B. Anhang, Berl. 1765 — 1792) machte die damals sich ausbildende deutsche Gelehrtenrepublik ihr freies Stimmrecht zuerst geltend. Sie unterwarf jedes neue System einer strengen Untersuchung, und wirkte bei einer vierzigjährigen Dauer auf den Fortgang der wissenschaftlichen Cultur aller deutschen Sprachgenossen wesentlich ein. Mit dem 107. B. hörte Nicolai auf, Herausgeber zu seyn. Die Fortsetzung erschien zu Kiel unter dem Titel: Neue allgemeine d. B. Vom 56. Bande an übernahm Nicolai die Redaction aufs neue. Merkwürdig ist seine Vorrede zu diesem Bande. Er schloß das Werk im J. 1805. Der strenge und herbe Ton dieser Zeitschrift verwickelte ihn in viele Streitigkeiten. Wir nennen unter denen, welche gegen ihn schrieben, Garve, Herder, Wieland, Fichte, Lavater, der ihn einen unendlichen Streiter nannte, und Sailer. Am lebhaftesten wurde der Streit, vorzüglich mit dem Oberhofprediger Stark in Darmstadt, als Nicolai, Biester u. a. Gelehrte in der Berliner Monatsschrift u. a. a. O. auf die unmerkliche Verbreitung des Catholicismus und auf das Daseyn verkappter Jesuiten aufmerksam machen wollten. Seit dem J. 1770 wandte Nicolai seine Studien auf die Finanz- und Handlungsverfassung des preußischen Staats. Die charakteristischen Anekdoten von Friedrich II. und von einigen Personen, die um ihn waren, nebst Berichtigungen über schon gedruckte Anekdoten, welche Nicolai zu Berlin in 6 Heften von 1788 — 1792 heraus gab, haben historischen Werth. Der Staatsminister von Herzberg gestattete ihm den Gebrauch des königlichen Archivs, um seine im J. 1769 erschienene topographisch-historische Beschreibung von Berlin und Potsdam zu verbessern. So ward dieses Werk nach seiner dritten Ausgabe Berl. (1786, 8. 3 Bde.) ein Muster für ähnliche Topographien. Hierauf bewährte Nicolai seine historische Kritik in seinen Freimüthigen Anmerkungen über des Ritters von Zimmermann Fragen über Friedrich den Großen (2 Thle. Berl. 1791 und 1792). Seine Romane haben keinen dichterischen Werth, gehören aber dennoch in die Literärgeschichte der damaligen Zeit. Sein vorzüglichster: Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker (4. A. 1799 mit K. von Chodowiecki), sollte die Verfolgungssucht der Orthodoxen in ihrer Blöße zeigen, Schwärmer zur gesunden Vernunft führen und das Zeitalter von seiner Empfindelei heilen. Man übersetzte ihn ins Französische, Dänische, Holländische und Schwedische. Von seinen Widersachern vielfach gereizt, schrieb Nicolai 1794 die Geschichte eines dicken Mannes (2 Bde. mit Kupf. von Meil), in welcher er die Geißel ge-

gegen literarische Gecken schwang. Zu den größern Werken, die ihm heftigen Widerspruch zuzogen, gehört seine in statistischer Hinsicht und wegen ihres freimüthigen Tones verdienstvolle Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im J. 1781 (3. A. 1788). Sie wuchs mit dem J. 1796 bis zu 12 Bänden an. Blumauer schüttete über dieses Werk, das die Eigenliebe der Oberdeutschen etwas unsanft rüttelte, seine Galle in einigen Schmähschriften aus. Doch gab Nicolai, bei allem Wahrheitssinn auch manche Blöße, am auffallendsten, als er sich gegen die kritische Philosophie erklärte, deren Werth er über den Mißbrauch verkannte, welchen die Schule mit dunkeln Kunstwörtern trieb. Durch seinen Umgang mit Mendelssohn an populäre Philosophie gewöhnt, konnte er die neue Sprache der Kritik der reinen Vernunft nicht fassen, ob er gleich dem Scharfsinne ihres Urhebers Gerechtigkeit wiederfahren ließ. In seinem Romane: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen, wollte er die Abschweifungen der Kantischen Schule lächerlich machen (Berl. 1793). Dagegen schrieb Fichte: Fr. Nicolai's Leben und sonderbare Meinungen, herausgegeb. von A. W. Schlegel, Tübing. 1801. Indeß erhielt der verdienstvolle Greis mehrere Beweise der öffentlichen Achtung. Er wurde Mitglied der Akademien zu München, Berlin und Petersburg. Auch viele seiner Gegner ließen seiner guten Absicht Gerechtigkeit wiederfahren. Sein thätig kräftiges Leben ward durch eine feste Gesundheit unterstützt. Doch im J. 1791 griffen Schwindel und heftige Gemüthsbewegungen sein Nervensystem so an, daß er einige Wochen lang, bei vollem Bewußtseyn, mehrere Phantasmen, wie er die unwillkürlichen Gaukelspiele seiner Einbildungskraft nannte, sah und hörte. In seinem 71sten Jahre verlor er den Gebrauch des rechten Auges. Indeß störte nichts so sehr die Lebenskraft des würdigen Greises, als das unglückliche Schicksal seines Vaterlandes. Er starb 1811. Die durch ihn in der Geschichte der deutschen Cultur unvergeßlich gewordene Buchhandlung blüht fort unter der Leitung seiner Erben. Unter Nicolai's vielen Schriften zeichnen wir noch aus: seine biographischen Gedächtnißschriften auf Kleist, Abbt, Möser, Engel und Teller; seinen Versuch, naive Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehen, in dem feynen kleynen Almanach Vol schönerr echterr ljblicherr Volksljder u. s. w. gesungen von Wunderlich ꝛc. Berl. 1777 und 78, 12.; mit Melod. Sein Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimaurer, Berlin 1782, ist gründlich, obgleich nicht ohne zu gewagte Hypothesen, z. B. über den Baffomet der Tempelherren. — Ueberhaupt betraf ein großer Theil der geschichtlichen Forschungen Nicolai's die geheimen Gesellschaften. Man vergl. seine Bemerkungen über die Geschichte der Rosenkreuzer und Freimaurer, Berl. 1806. — Noch verdient seine Schrift: Ueber den Gebrauch der falschen Haare und Perücken genannt zu werden (m. Kupf. Berlin, 1801.). Mehrere schätzbare Aufsätze historischen Inhalts finden sich von ihm in der neuen Berlinischen Monatsschrift. Eine Selbstbiographie von Fr. Nicolai hat Löwe herausgegeben in seinen Bildnissen jetzt lebender Berliner Gelehrten, III. 3. Auch höre man ihn selbst in der Schrift: Ueber meine gelehrte Bildung, über meine Kenntniß der kritischen Philosophie

und meine Schriften, dieselbe betreffend, und über die Herren Kant, J. A. Erhard und Fichte. Berl. 1799. K.

Nicolay (Ludwig Heinrich von), machte seine gelehrten Studien auf der Universität zu Straßburg, wo er den 29sten December 1737 geboren war. Auf derselben Universität wurde er Professor der Logik, nachdem er eine Zeit lang französischer Gesandschaftssecretär gewesen war. Indessen machte er seine eigentliche Laufbahn erst in Rußland, wo er im J. 1770 Cabinetssecretär und Bibliothekar des Großfürsten, im J. 1796 kaiserlicher Staatsrath, im J. 1798 Director der Akademie der Wissenschaften, und nach Niederlegung dieser Stelle im J. 1801 geheimer Rath wurde. Zugleich war er Ritter mehrerer Orden. Alle diese verschiedenen Staatsämter, die er verwaltete, hinderten ihn nicht, seinen Hang zur Dichtkunst in mannichfaltigen Versuchen zu befriedigen. Er versuchte sich in Fabeln, Erzählungen, Elegien, Episteln, Rittergedichten. Alle seine Arbeiten können ihn höchstens in den zweiten Rang der Dichter jener Gattungen versetzen. Im Allgemeinen zeichnet er sich durch feine Beobachtungen, Witz und Einbildungskraft, und vorzügliches Talent für die komische Erzählung aus. Die erste vollständige Sammlung seiner poetischen Arbeiten ist: Vermischte Gedichte und prosaische Schriften, 7 Theile, Berlin und Stettin (1792 — 1795), eine Ausgabe, die durch Ramlers Verbesserungen sehr an Correctheit gewonnen hat. Seine theatralischen Werke erschienen zu Königsberg 1811. 8.

Nicolini, der Name mehrerer italienischen Componisten und Sänger, unter welchen Carlo Nicolini, der mit dem Beinamen dello Cadenze um 1770 in Italien blühte, Francesco, ein Componist, der von 1669 — 1685 zu Venedig lebte und mehrere Opern schrieb, und ein jetzt lebender Theatercomponist, Giuseppe Nicolini, bekannt ist, welcher nebst mehreren Scenen unter andern I Baccanali di Roma 1800 für das Theater von Mailand schrieb.

Nicolo, auch Nicolo Isouard genannt, einer der beliebtesten theatralischen Componisten unsrer Zeit. Sein eigentlicher Name ist Isouard und sein Vaterland Malta, wo er im J. 1777 geboren wurde. Ungeachtet sein Vater, ein angesehener Geschäftsmann, eine zahlreiche Familie hatte, so wandte er doch viele Kosten und Mühe auf die Erziehung seiner Kinder und ließ mehrere derselben in Frankreich erziehen. Constant de Campion, Commandeur des Malteserordens, nahm den jungen Isouard mit nach Paris in eine Pensionsanstalt, in welcher er sich für die Marine vorbereiten sollte. In den Nebenstunden, die ihm seine ernstern Studien übrig ließen, beschäftigte er sich mit dem Fortepiano, auf welchem ihm Pin Unterricht gab. Er war schon als Aspirant der Marine aufgenommen, als ihn der Ausbruch der Revolution bewog, im J. 1790 nach Malta zurückzukehren. Ungeachtet ihn hier sein Vater zum Handel bestimmte und vorbereitete, setzte er doch seine musikalischen Beschäftigungen mit großem Erfolge fort. Michel Angelo Vella und Francesco Azopardi unterrichteten ihn im Accompagnement und der Theorie des Contrapunkts. Von Malta ging er nach Palermo, wo er einige Jahre als Commis zubrachte und in den Nebenstunden seine musikalischen Studien unter Amendola's Leitung fortsetzte. Von hier begab er sich nach Neapel zu den deutschen Banquiers Kutler und Heigelin. Hier vollendete er sein theoretisches Studium der Composition durch den Unterricht des berühmten Sala. Die Empfehlung der Prinzessin Belmonte bewog den großen Guglielmi, ihn in der dramatischen Com-

poſition zu unterrichten. Hierauf entſchloß er ſich, wider den Willen ſeiner Aeltern, ganz ſeiner Lieblingsneigung zu folgen, verließ Neapel und begab ſich nach Florenz, wo er ſeine erſte Oper L'avviso ai maritati componirte, deren außerordentlicher Beifall ihn in ſeinem Entſchluſſe beſtärkte. Um ſeine Aeltern indeſſen nicht zu beleidigen, gab er ſeine Compoſitionen unter dem angenommenen Namen Nicolo heraus, dem erſt ſpäter in Paris der eigentliche Name Iſouard beigeſetzt wurde. Von Florenz begab er ſich nach Livorno, wo er für den Sänger Seneſino die ernſthafte Oper Artaserse componirte. Der damalige Großmeiſter des Malteſerordens, aus dem Geſchlecht der Rohans, berief ihn zu ſich nach Malta, und ernannte ihn nach dem Tode des berühmten Vincenzo Alſoſſo zum Organiſten der Ordenskirche und dann zum Capellmeiſter des Ordens, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Ordens nach Ankunft der Franzoſen behielt. Indeſſen blieb er als Privatmann zu Malta, wo er mehrere kleine franzöſiſche, ins Italieniſche überſetzte Opern, als il Tonneliere, l'Improvisata in campagna, il Barbiere di Seviglia, componirte. Als die Franzoſen Malta wieder räumen mußten, nahm ihn der General Vaubois als ſeinen Privatſecretär mit nach Paris. Hier bildete er ſich nach Monſigny's und Gretry's Compoſitionen noch weiter aus, und verband ſich mit dem bekannten dramatiſchen Dichter Etienne. Beide arbeiten zu ſchnell. Von allen Compoſitionen Nicolo's hat keine ſo ausgezeichneten Beifall erhalten, als die Oper Cendrillon (Aſchenbrödel), welche zuerſt in Paris mehr als 100 Mal hinter einander gegeben wurde; ein Erfolg, der in den Annalen des Théâtre de l'Opéra comique beiſpiellos iſt. Unter ſeinen übrigen Compoſitionen ſind außer den oben genannten noch un jour à Paris, les deux Avares, Michel Ange, le Médecin turc, la Ruse inutile, l'Intrigue au serail, les Rendez-vous bourgeois und die liebliche Oper Joconde. In dieſer leichten dramatiſchen Gattung iſt Iſouard, durch die Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit ſeiner Melodie, durch das Blühende ſeiner Imagination, und eine geſchickte Verſchmelzung des neuern italieniſchen Geſchmacks mit dem franzöſiſchen einer der ausgezeichnetſten Componiſten. Er ſtarb zu Paris 1818.

Nicomedes, ſ. Bithynien und Mithridates.

Nicot (Jean), ſ. Tabak.

Niebuhr (Carſtens), wurde zu Lüdingworth im Lande Hadeln am 17. März 1733 geboren, und 1750 zum Ingenieurlieutenant zu Copenhagen ernannt. Als auf des berühmten Orientaliſten Michaelis Antrag und des Grafen Bernſtorf Empfehlung der König von Dänemark, Friedrich V., eine Geſellſchaft Gelehrter auf ſeine Koſten nach Arabien zu ſchicken beſchloß, um neue Entdeckungen über dieſes bisher nur aus unſichern Nachrichten bekannte Land zu machen, wurde auch Niebuhr für das Fach der Geographie dazu beſtimmt. Dieſe Geſellſchaft ging am 4. Januar 1761 von Copenhagen ab und über Conſtantinopel und durch Aegypten nach Jemen. Allein binnen einem nicht vollen Jahre ſtarben hier und auf dem Wege nach Indien Niebuhrs ſämmtliche Gefährten, (Cramer, Forskål, Baurenfeind, v. Hagen), und der Zweck der ganzen Unternehmung wäre vereitelt geweſen, hätte nicht Niebuhr mit ſeltner Entſchloſſenheit die Reiſe allein fortgeſetzt und die Arbeiten und Beobachtungen aller ſeiner bisherigen Gefährten übernommen und in ſich vereinigt. Erſt 1767 kehrte er zurück, und legte in ſeiner Beſchreibung von Arabien (Copenhagen 1772 4.), Reiſebeſchreibung nach Arabien und an-

dern umliegenden Ländern (ebendaſ. 1774, 78, II. 4. beide Werke ſind auch in das Däniſche, Franzöſiſche, Holländiſche und Engliſche überſetzt) und in ſeinen Ausgaben von P. Forskal descriptiones animalium etc. quae in itinere orientali observavit (Hafn. 1775 4.) und deſſen Flora Aegyptiaco-arabica (ib. 1776 4.) die Reſultate von ſeinen und ſeiner Gefährten Forſchungen nieder. Aeußerſte Genauigkeit, überall bloß auf eigne Anſicht, nie auf fremde Nachrichten gegründete Unterſuchung, hohe Wahrheitsliebe und völlige Entfernung von allem Hang zum Wunderbaren und zur Uebertreibung geben ſeinen Nachrichten einen hohen Werth, und haben ſie zu einer Hauptquelle über die Lage und Verfaſſung der von ihm bereiſ'ten Länder gemacht. Wenn ſie nicht allen Parteien gleich befriedigend ſind, ſo kann dies einem Manne nicht zum Vorwurf gereichen, der weit mehr geleiſtet hat, als ihm aufgetragen war und man von ihm erwarten konnte. Nach ſeiner Rückkehr wurde er 1768 zum Ingenieurcapitän zu Copenhagen, dann 1778 zum königlich däniſchen wirklichen Juſtizrath und Landſchreiber im Süderdithmarſchen zu Meldorf, 1808 zum Etatsrath und 1809 zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Auch nahm ihn das Nationalinſtitut in Frankreich unter ſeine Mitglieder auf. Er ſtarb den 30. April 1815. A—s.

Niebuhr (B. G.), des Vorigen Sohn, königlich preußiſcher geheimer Staatsrath und Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, geboren zu Meldorf in Holſtein. Er vereinigt die gründlichſten gelehrten Kenntniſſe von ſeltnem Umfang (er iſt nicht nur Hiſtoriker, ſondern auch ein ſehr guter Orientaliſt), mit den trefflichſten practiſchen Kenntniſſen der Staatskunde, des Handels ꝛc. Er war eine Zeit lang Director der Bank in Copenhagen, und hat genaue Kenntniß der Finanzverwaltung, daher er auch in den wichtigſten Geldgeſchäften des preußiſchen Staats oft gebraucht worden iſt. In der verhängnißvollſten Periode Preußens hat er ſich im Leben eben ſo wahr und unerſchütterlich treu gezeigt, als er ſich in Schriften kräftig und geiſtvoll ausgeſprochen hat. Seine Geſchichts- und Sprachkunde iſt umfaſſend. Seine Schreibart hat ſich zu ſehr nach dem Engliſchen gebildet, das ihm ganz eigen iſt, und leidet hin und wieder an Härte und Dunkelheit. Außer einzelnen gehaltvollen archäologiſchen und hiſtoriſchen Aufſätzen im Muſeum der Alterthumswiſſenſchaften (Bd. 2. St. 3) und den deutſchen Blättern, hat er in ſeiner römiſchen Geſchichte (Berlin 1811 ff.) ein an Tiefe der Forſchung, Größe des Ueberblicks, Kraft und edler Gediegenheit der Darſtellung eines Gibbons würdiges Werk geliefert. Auch ſind von ihm die Flugſchriften: Preußens Recht gegen den ſächſiſchen Hof (Berl. 1814, 8.) und über geheime Verbindungen im preußiſchen Staate und deren Denunciation (Berl. 1815, 8.). Im J. 1816 zum preußiſchen Geſandten beim Papſte ernannt, beſchäftigt er ſich in Rom zugleich mit literariſchen Arbeiten und Unterſuchungen. Wir verdanken ihm unter andern die Entdeckung von zwei ungedruckten Bruchſtücken des Cicero und eine kritiſche Ausgabe der von Majo ans Licht gezogenen Werke des Fronto.

Niederdeutſch, ſ. Plattdeutſch.

Niederlande (Königreich der). I. Geſchichte der Niederlande: 1. bis zum Jahre 1548 oder bis zur Vereinigung unter dem Hauſe Oeſterreich. Die bezeichnend ſo benannten Niederlande umfaſſen die große Niederung oder den nordweſtlichen Abhang des weiten Beckens, geformt von

Westen nach Osten durch den Ardenner Wald, die Vogesen, den Hundsrück, das Siebengebirge, den Spessart, Odenwald und Harz, in dessen Tiefe der Rhein die Niederlande hinabströmt. Der südliche Theil dieser Niederung gehörte zu Cäsars Zeiten zu Galliens und war damals unter dem Namen des belgischen Galliens (Gallia Belgica) bekannt; dieser große Feldherr erklärte die Einwohner für das streitbarste unter den gallischen Völkerschaften. Der nördliche zwischen der Maas, der Waal und dem Rhein liegende Theil hieß die Insel der Bataver und gehörte nebst Friesland zu Deutschland. Den Namen der Bataver hat man von einem angeblich schon vor Christi Geburt lebenden, wahrscheinlich fabelhaften Stammvater, Namens Bato, dessen Andenken jetzt nur noch bei den holländischen Dichtern lebt, ableiten wollen. Wahrscheinlicher und einfacher ist die von neuern holländischen Geschichtsforschern angenommene etymologische Ableitung vom Zeitworte baaten (Nutzen bringen) und dem davon abstammenden Beiworte: baatig, zusammengesetzt mit dem deutschen, und auch altniederländischen Worte: Auen oder Wiesen, die schon in der Gegend der am linken Rheinufer liegenden Betüwe den Römern als charakteristisches Merkzeichen des Landes erschienen und in dem Namen Batavi latinisirt wurden. Den nördlich vom Rheine liegenden Theil der Niederlande bewohnten die Friesen, gleich den Batavern ein deutsches Volk; beide lernen wir zuerst aus dem Kampfe kennen, den sie unter Civilis Anführung mit den Römern so ehrenvoll bestanden. Späterhin kommen sie theils als handelnde, theils als seefahrende Nationen und als Seeräuber vor, die endlich den Römern unterlagen. Im fünften Jahrhundert wurden die Bataver und im sechsten die Belgier der fränkischen Herrschaft unterworfen; die Friesen aber sehen wir erst im 8. Jahrhundert von den Franken besiegt (s. die Art. Belgier, Bataver und Friesen). Durch den Frieden zu Verdun 843 (s. Frankreich) wurde Batavien und Friesland zu dem neuerrichteten Königreich Deutschland geschlagen und durch Statthalter regiert, die anfangs nur lehnbar, in der Folge aber unabhängig wurden. Vom Jahre 1000 bis ans Ende des 11. Jahrhunderts zerfiel das Land in Herzogthümer, mehrere kleine Grafschaften und Reichsstädte; Brabant oder Niederlothringen, und später auch Luxemburg, Limburg und Geldern werden durch Herzoge; Flandern, Holland, Seeland, Hennegau, Artois, Namur und Zütphen durch Grafen regiert; das eigentliche Friesland blieb eine freie Häuptlingschaft (Heerlykreid); Utrecht ward ein Bisthum, welches auch seine weltliche Herrschaft über Overyssel und Gröningen erstreckte. Unter allen diesen Herrschern waren die Grafen von Flandern die mächtigsten, und nachdem im Jahre 1383 diese Grafschaft an das noch mächtigere Haus Burgund gefallen war, setzte sich dieses theils durch Heirathen, theils durch Gewalt oder scheinbar freiwilligen Abstand in den Besitz der meisten niederländischen Gebiete. Der letzte Herzog von Burgund, Carl der Kühne, fiel 1477 unter den Schwertern der tapfern Schweizer; seine dem Kaiser Maximilian vermählte Tochter Maria brachte die Niederlande an Oesterreich, und Carl V., ein geborner Niederländer, vereinigte alle jetzigen siebzehn Provinzen (1548) unter dem Namen des burgundischen Kreises mit dem römischen Reiche deutscher Nation. Ostfriesland blieb unter der Herrschaft eigner Fürsten beim westphälischen Kreise. —

2. Bis zum Jahre 1810 oder bis zur Vereinigung unter dem französischen Kaiserreiche. — Unter Carls V. Regierung verbreitete sich in den batavischen und belgischen Provinzen der Protestantismus, wiewohl hart bedrückt; denn man rechnet die Zahl derer, die schon unter seiner Regierung in diesen Ländern als Ketzer ums Leben gebracht wurden, auf 100,000. Immer hatten die Beherrscher der Niederlande, selbst der nach der Universalmonarchie ringende Carl V., die Gerechtsame und alten Freiheiten geehrt, wodurch das Land blühend und für die Besitzer eine unerschöpfliche Quelle reicher Beisteuern geworden war; Carls Sohn und Nachfolger, der kalte Tyrann Philipp II., folgte nicht den Grundsätzen seines klügern Vorgängers. Ein geborner Spanier, behandelte er die fernen Niederlande mit stiefmütterlicher Härte. Die alten heiligen Rechte der Provinzen tasteten seine Stellvertreter und besonders der grausame Granvella freventlich an; durch die Inquisition sollte jede freie Religionsmeinung ausgerottet werden. Da erwachte der Grimm des freien Volks; eine große Anzahl gewerbfleißiger Manufactur-, besonders Wollarbeiter, flüchtete in andere Länder, vorzüglich nach England und Sachsen; der Adel trat zum Schutz seiner Rechte zusammen und die Nichtcatholiken feierten mit dem Trotz angefachter Schwärmerei ihren Gottesdienst öffentlich. Als Granvella 1564 zurückberufen wurde, war es schon zu spät, den von ihm angefachten Brand durch gelinde Mittel zu löschen; er sollte also durch Gewalt gedämpft werden. Philipp sandte den blutgierigen Alba, und unter seinem Henkersbeile fielen die Häupter der Edelsten des Volks, Egmont und Horn. Nur der kluge Prinz von Oranien war frühzeitig entwichen, um mit gewaffneter Hand zur Rache wieder zu erscheinen, während Alba seiner fanatischen Wuth Tausende opferte. Selbst seines weisen Nachfolgers, Don Zuniga, Mäßigung konnte, schlecht unterstützt vom spanischen Tyrannen, die empörten Gemüther nicht wieder beruhigen, und der staatskluge Wilhelm von Oranien blieb, zwar oft geschlagen von Don Juan d'Austria und Alexander von Parma, doch zuletzt Sieger in dem ungleichen Kampfe für Freiheit, Religion und vaterländisches Recht. Sicher wäre früher der Kampf beendigt worden, hätten nicht der niederländischen Provinzen verschiedne Localität die Eifersucht der Großen, deren jeder nur seine Zwecke erreichen wollte und der unglücklich angefachte Religionsargwohn der Catholiken und Protestanten gegen einander den Sieg unendlich erschwert. Zwar schlossen sich schon im Jahre 1576 zu Gent fast alle übrige Provinzen dem offnen Aufstande Hollands und Seelands an, allein die ausgezeichnete Gewandtheit des damaligen spanischen Statthalters, Prinzen von Parma, wußte die südlichsten oder sogenannten wallonischen Provinzen zur Unterwerfung unter die spanische Herrschaft zu vermögen und bald auch Brabant und Flandern durch Gewalt der Waffen zu unterjochen, welches ihm durch die Flucht der aufgeklärtesten und einflußreichsten Einwohner, die sich größtentheils nach Holland begaben, sehr erleichtert ward. Erst im J. 1579 schlossen die fünf nördlichen Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Friesland, die berühmte Union von Utrecht, wodurch sie sich von Spanien unabhängig erklärten. Ihnen trat 1580 Oberyssel und 1594 Gröningen bei. So entstand die Republik der vereinigten Niederlande, in der Folge gewöhnlicher, wenn gleich nicht mit staatsrechtlicher Genauigkeit, nach der durch Umfang, Bevölkerung, Reichthum und

Einfluß vorherrschenden Provinz Holland genannt. Als Wilhelm von Oranien durch Meuchelmord im Jahre 1583 fiel, trat Moritz als Statthalter in des Vorgängers Fußstapfen. Seine Siege bei Nieuport und im Brabantischen, der niederländischen Admirale kühne und siegreiche Thaten gegen Philipps II. Seemacht, Frankreichs und Englands gleichzeitige Kriege gegen Spanien und Philipps II. Schlaffheit führten im Jahre 1600 den ruhmvollen Antwerper Frieden herbei. Doch mußten die Holländer, ehe ihre errungene Freiheit durch den westphälischen Frieden ganz gesichert wurde, den furchtbaren dreißigjährigen Krieg noch mit durchkämpfen. Holland bot, während Religionswuth fast alle europäischen Staaten zerrüttete, jedem Unterdrückten ein sicheres Asyl. Alle Religionen wurden geduldet. Für die sich immer mehr anhäufende Menschenzahl mußte Erwerb jenseit des Weltmeers gesucht werden. Aus Noth erst glückliche Corsaren gegen des spanischen Tyrannen Geschwader, wurden die Republikaner bald treffliche Seehelden und kühne, unermüdet thätige Kaufleute, die alle Meere durchschwärmten und denen kein Gewinn zu entfernt, kein Hinderniß zu abschreckend war. Der Handel von Cadix, von Antwerpen und von Lissabon fiel in ihre Hände, und so wurden die vereinigten Niederlande in der Mitte des 17. Jahrhunderts der erste Handelsstaat und die erste Seemacht der Erde; denn mit etwa 100 Kriegsschiffen trotzten sie damals jeder nebenbuhlerischen Gewalt, während England sowohl als Frankreich, kurzsichtig für ihren eignen Vortheil, über die Demüthigung des allgemein gefürchteten spanischen Riesenreichs frohlockten. Die ostindische Gesellschaft eroberte Inseln und Königreiche in Asien mit einem Fond von nur sechs Millionen 459,840 Gulden. Mit etwa 200 Schiffen betrieb sie den Handel nach dem sonst unzugangbaren China und sogar nach Japan. Mit allen Producten der Gewürzinseln versorgte sie allein Europa. Das Gold, die Perlen, die Edelsteine des Orients gingen gleichsam nur durch ihre Hände. Ihr konnte die westindische Compagnie nicht gleich kommen; denn als diese gestiftet wurde, waren Englands und Frankreichs Eifersucht schon erwacht. Holland behauptete indeß noch lange sein altes Uebergewicht zur See; Tromp und Ruyter fochten siegreich, und selbst jener stolze Ludwig XIV., der den Plan zur Demüthigung der kühnen Republikaner so ernst und tief angelegt hatte, mußte endlich erschöpft den Frieden erbitten. Aber diese Kämpfe, bald mit England, bald mit Frankreich, und die wirklich unpolitische, zu thätige Theilnahme am spanischen Successionskriege erschöpften Holland, während republikanische Eifersucht gegen das Streben des Hauses Oranien zur Herrschaft im Lande selbst unzählige Funken der Parteiwuth und des Bürgerkrieges anfachte. Darum konnte die Regierung nie zur Einheit, nie zur Consequenz und Energie echt politischer Grundsätze gelangen. Seit Moritzens und Oldenbarnevelds Zeiten hatten sich die beiden Hauptparteien, die oranische und die staatsgesinnte oder antioranische, allmählig in verschiedenartige Abschattungen zertheilt, deren Führer durch eigennützige Absichten geleitet wurden. Aus gleichen Antrieben ward die Religion mit ins Spiel gemischt, und in der Regel waren die strengen Calvinisten oranisch, die Andersdenkenden staatsgesinnt; daher die häufigen Staatsumwälzungen, welche bald durch die Anmaßungen einiger Statthalter, bald durch den aufgewiegelten Pöbel veranlaßt wurden, und denen stets entweder Druck durch Willkür oder ungücklich geführte Kriege vorangingen. Dies hatte sich schon in den Jahren 1618, 1672 und 1702 bewahrheitet, und bestätigte sich 1747. Das Haus Oranien siegte in diesem Jahre

über die republikanische Partei. Es gelang ihm, die Statthalterwürde für alle sieben Provinzen auf männliche und weibliche Nachkommen erblich zu machen. Die spanischen oder katholischen Niederlande waren inzwischen der unselige Zankapfel gewesen, um den sich Oesterreich und Frankreich zwei Jahrhunderte hindurch stritten. Endlich sah sich Spanien genöthigt, allmählig und besonders durch den pyrenäischen und aachner Frieden 1659 und 1668, an Frankreich ganz Artois, einige Plätze von Flandern, Hennegau, Namur und Luxemburg abzutreten, welche Länder seitdem die französischen Niederlande genannt wurden. Durch den Frieden von Utrecht, welcher den spanischen Successionskrieg 1713 endigte, kamen die spanischen Niederlande wieder an das Haus Oesterreich, welches sie bis zur französischen Revolution besaß, obgleich sie sich gegen Joseph II., vornehmlich unter van der Noot, empörten. Dieser Monarch brach im Jahre 1782 den sogenannten Barrieretractat von 1715, welcher der Republik der vereinigten Niederlande das Besatzungsrecht in einigen belgischen Festungen an der französischen Gränze einräumte; er nöthigte die holländischen Besatzungen zum Abzuge und ließ jene Gränzfestungen größtentheils schleifen, wodurch in der Folge den Franzosen — Sieger bei Jemappes und Fleurus — die Eroberung Belgiens in den Jahren 1792 und 1794 sehr erleichtert ward, welches ihnen 1797 im Frieden von Campo Formio abgetreten, und mit Frankreich verbunden wurde, mit welchem es 16 Jahre vereint blieb. — Immittelst waren in der Republik der vereinigten Niederlande die innern Gährungen nicht unterdrückt. Die Antioranier oder Staatsgesinnten, durch die Erblichkeitserklärung der oranischen Statthalterwürde keineswegs vernichtet, hoben im J. 1786, von ihren Gegnern jetzt Keesen (Spitzhunde) gescholten, aufs neue ihr Haupt empor. Die Händel von 1781 mit dem Herzog Ludwig von Braunschweig, der seit 30 Jahren Feldmarschall der vereinigten Niederlande gewesen war, und eine Zeit lang die Vormundschaft über den Erbstatthalter Wilhelm V. geführt hatte, waren nur Vorspiele des wüthenden Kampfs, der nun entstand. Des Statthalters Gemahlin, Königs Friedrich Wilhelm II. von Preußen Schwester, rief, beleidigt von heftigen Patrioten, des Bruders Schutz an; eine preußische Armee von 25,000 Mann erschien, um den Hohn zu bestrafen und Wilhelms V. Rechte zu sichern. Vergeblich war der Patrioten übel geleiteter Widerstand. Nach dem Sturm von Amstelveen fiel Amsterdam in die Gewalt der Preußen. Das Uebergewicht der statthalterischen Partei war entschieden und in noch größerer Ausdehnung wurden nun die Rechte des Hauses Oranien bestätigt. Die antioranische Partei war indessen auch jetzt nur eingeschüchtert, nicht aufgelöst, noch weniger war ihr alter Haß besänftigt. Als daher 1794 die Fahnen des republikanisirten Frankreichs siegreich an Hollands Gränzen wehten, erhoben sich alle Mißvergnügte mit Ungestüm. Pichegru eroberte Holland leicht, durch den strengen Winter von 1795 und durch die den Franzosen günstige Volkspartei unterstützt. Oranien ging unter, und es entstand die batavische Republik (den 16. Mai 1795). Die bisherige Provinzialabtheilung ward in einen einzigen Freistaat verschmolzen, die Macht der Gesetzgebung nach französischem Muster einer stellvertretenden Versammlung und die Vollziehung einem Direktorium von fünf Männern übergeben. Die neue Republik mußte einige südliche Landstriche, namentlich Mastricht, Venloo, Staats-Limburg und Staats-Flandern, an Frankreich abtreten, sich

mit diesem Reiche durch eine beständige Allianz verbinden, eine Summe von 100 Millionen Gulden an dasselbe entrichten, und den französischen Truppen die Besetzung ihres Gebiets verstatten. Diese aufgedrungene Verfassung mußte nach sechsjährigem Bestande schon wieder geändert werden (d. 18. Oct. 1801). Man theilte die Republik wieder in ihre alten sieben Provinzen, und fügte die Generalitätslande als eine achte hinzu. Man vereinfachte das Regierungspersonale, reducirte die gesetzgebende Versammlung auf 35 Deputirte und erweiterte die vollziehende Gewalt zu einem Staatsbewind von zwölf Männern. Allein trotz diesen Veränderungen sah die batavische Republik, unfähig, mit dem geringen Ueberbleibsel eigner Kraft nach eignen Zwecken zu handeln, ihre Flotten durch Großbritanniens Seemacht verdrängt, ihre Colonien verheert, ihren Commerz auf bloße Küstenfahrt und Landhandel beschränkt, und die Bank von Amsterdam bis zur Vernichtung erschüttert. Ueberdieß raubte ihr der Friede von Amiens 1802 eine der reichsten ihrer Colonien, Ceylon. Kaum war die Hoffnung einer bessern Zukunft erwacht, als Holland wieder in den neu beginnenden Krieg Frankreichs gegen Großbritannien fortgerissen wurde. Surinam und das Cap fielen in der Britten Hände, brittische Schiffe blockirten Hollands Küsten, und so schien der letzte Nerv des holländischen Wohlstandes zerschnitten zu seyn. Zum drittenmale (d. 29. April 1805) mußte die holländische Staatsverfassung umgeändert werden. Nun sollten acht Departements und ein gesetzgebendes Corps von 19 Mitgliedern mit einem auf fünf Jahre erwählten Rathspensionär (Schimmelpenninck), der die vollziehende Gewalt handhabte und die Souveränität repräsentirte, bestehen; ihm ward ein Staatsrath von fünf bis neun Mitgliedern beigegeben, und fünf Minister besorgten die Geschäfte. Der Pensionär erhielt eine unbestimmte Summe, über deren Verwaltung er keine Rechenschaft abzulegen brauchte. Doch war selbst Schimmelpenninks Tugend in diesem Sturme unvermögend, ein Vaterland zu retten, welches durch den Verlust seiner alten Selbstständigkeit und seiner mannichfaltigen Hülfsquellen schon an den Rand eines unabwenddaren Verderbens gebracht war. In solcher Noth schien die einzige Hülfe zu seyn, Holland dem französischen Reiche gänzlich einzuverleiben. Der Schritt, lange vorbereitet, geschah endlich provisorisch im Jahre 1806. Man trug dem Bruder des Kaisers von Frankreich, dem Prinzen Louis Napoleon, Hollands Besitz unter dem Titel eines souveränen Königreichs an (der Antrag holländischer Seits war absolut erzwungen), und am 5. Junius 1806 ward er als König von Holland ausgerufen. Der mit Frankreich den 24. Mai deswegen geschlossene Tractat besagte: Louis Napoleon solle erblicher, constitutioneller König von Holland, und seiner rechtmäßigen männlichen Nachkommenschaft der Thron gesichert seyn; doch dürften nie die Kronen von Frankreich und Holland auf einem Haupte vereinigt werden. Der König blieb erblicher Connetable von Frankreich, und mit allen seinen Kindern dem französisch kaiserlichen Familienstatut unterworfen. In Holland besaß er ohne Einschränkung die vollziehende Gewalt, die Macht der Ernennung zu Civil- und Militärstellen, das Begnadigungsrecht und die ausschließliche Regierung der Colonien. Auch wurde ein Staatsrath errichtet von 13 Mitgliedern, worunter vier Staatsminister. Das gesetzgebende Corps bestand aus 30 Mitgliedern und dabei war festgesetzt, daß es nach Maßgabe der Vergrößerung des Staatsgebiets vermehrt werden könne. Aber Holland ward als Königreich nicht glücklicher; es blieb ausgeschlossen von

Frankreichs Handelsvortheilen, und mußte doch allen Kriegen Napoleons folgen. Die Staatsschuld wuchs auf 1200 Millionen Gulden; der Kaufmann lebte nur noch vom Schleichhandel, welcher zu England hinzog. Fast alle Quellen des ehemaligen Wohlstandes waren jetzt verstopft und als Napoleons Decret vom 11. November 1807 aus Mailand erschien, als der Tarif von Trianon mit seinen schrecklichen Folgen eintrat; da war Holland vollends merkantil verloren. Es erhielt 1807 zwar Ostfriesland und Jever, mußte aber dafür das zwischen der französischen Gränze und der Maas gelegene Gebiet, nebst einem Theile von Seeland mit den Festungen Bergen-op-Zoom, Breda, Herzogenbusch, Gertruidenburg, Middelburg und Vließingen abtreten. Der neue Krieg gegen Oesterreich im J. 1809 brachte jene bekannte Invasion der Engländer auf Seeland hervor, die Hollands Verderben nur beschleunigte. Fürchterliche Unglücksfälle kamen hinzu. Im Januar 1809 stand die ganze Gegend von Emmerich an bis Dordrecht und Rotterdam, ein Strich von 50 Quadratmeilen Landes, unter Wasser, über 300 Menschen verloren ihr Leben in den Fluthen, und mehrere tausend Stück Vieh, viele Häuser und Mühlen, ja ganze Dörfer wurden weggeschwemmt. Umsonst waren die Anstrengungen des guten (aber schwachen und wankelmüthigen) Königs, das allgemeine Elend zu mildern; um so mehr nach der englischen Invasion, da er die Freundschaft seines Bruders verlor. Die Spannung wuchs, und der pariser Tractat vom 16. März 1810 hielt den letzten Schlag nur wenig Wochen auf. Ludwig, um nicht das Land in seine persönlich mißliche Lage zu verwickeln, oder einen Krieg mit Frankreich herbeizuführen, dessen Resultate sich mit Gewißheit vorhersehen ließen, legte freiwillig und unerwartet die Königskrone zu Gunsten seines ältesten unmündigen Sohnes nieder (d. 1. Jul. 1810) und begab sich ins österreichische Gebiet als einfacher Privatmann. Napoleon erkannte jedoch seines Bruders Verfügung nicht an. Schon am 4. Julius besetzten französische Truppen Amsterdam, und durch das kaiserliche Decret vom 10. Julius 1810 wurde Holland mit dem französischen Reiche vereinigt, Amsterdam zur dritten Stadt des Reichs erhoben, die Zahl der Senatoren auf sechs, der Deputirten im Staatsrathe gleichfalls auf sechs, der Richter im Cassationshofe auf zwei, und der Deputirten im gesetzgebenden Körper auf 25 bestimmt. Die Offiziere der Land- und Seemacht traten, wie das ganze Militär, in kaiserlich französische Dienste; die Zinsen der öffentlichen Schuld wurden auf ein Drittel reducirt, und der Erzschatzmeister des Reichs, Herzog von Piacenza, erschien als des Kaisers Stellvertreter in Amsterdam, um bis zum 1. Januar 1811, wo die ganze Verfassung nach französischem Muster geformt seyn sollte, das Land provisorisch zu verwalten. Die holländischen Departements, welche früher schon unter dem Königthume geschaffen waren, bildeten nun zwei neue Militärdivisionen, die Conscription ward eingeführt, und die Hälfte der ausgehobenen Mannschaft zum Land-, die andere Hälfte zum Seedienste bestimmt. — 3. Bis zum Jahre 1818, oder die Niederlande, vereint unter der Herrschaft des Hauses Oranien. So waren also die sämmtlichen 17 ehemaligen Provinzen der Niederlande wieder unter der nämlichen Herrschaft vereinigt. Allein dieser (durch die Umstände unglückliche) Zustand dauerte nur bis zum Ende des Jahres 1813. Napoleons Besiegung bei Leipzig änderte das Schicksal Belgiens und Hollands, die Heere der Verbündeten rückten gegen Frankreich vor, ein vereinigtes preußisch-russisches Armeecorps unter dem General Bülow ward von der

Nordarmee gegen die Niederlande detaschirt und eine unter dem General Graham aus England übergeschiffte Truppenabtheiluug schloß sich demselben an. Am 20. November 1813 erließ der General Bülow eine Proclamation an die Holländer, in welcher er sie aufforderte, mit den Verbündeten gemeinschaftlich gegen die Franzosen zu handeln. Schon am 18. desselben Monats hatte Gysbert Carl van Hogendorp, einer der Gemäßigten aus der altoranischen Partei, eine Anzahl ehemaliger Regierungsmitglieder, welche von 1788 bis 1795 das Staatsruder in Händen gehabt hatten, insgeheim in seiner Wohnung versammelt, und sie zu überreden gesucht, sich einstweilen als die ehemaligen Generalstaaten zu constituiren; allein der lange Druck hatte die angeborne Aengstlichkeit in einen panischen Schrecken verwandelt. Jeder wollte gern das Werk vollbracht sehen, wagte aber nicht, selbst Hand anzulegen, aus Furcht, daß sich das Blatt wieder wenden könne. Jetzt lud Hogendorp auch die anfangs ausgeschlossenen Männer ein, welche die Zügel des Staats in den Jahren 1786 und 1787 und nach 1795 lenkten, und die, wie antioranisch auch in frühern Zeiten gesinnt, sich jetzt dem altrepublikanischen oranischen System gern angeschlossen hätten, wären sie nicht durch die erste Ausschließung mißtrauisch geworden. Nach zwei mißlungenen Versuchen blieb den 17 zuerst Verbündeten, unter denen sich der Graf Limburg-Styrum, die Herren von Perponcher, Fagel und Changuion, die Generale Sweerts, van Landas und de Jonge, der Professor Kemper und der Advocat Fannius Scholten auszeichneten, kein anderes Mittel übrig, als aus ihrer Mitte in den Personen der Herren Gysbert van Hogendorp und des Freiherrn v. d. Duyn v. Maasdam, eines freisinnigen, redlichen Mannes, ein Duumvirat zu ernennen, welches als provisorische Regierung das Staatsschiff der verjüngten Republik vor dem Untergange bewahren sollte, bis der Prinz von Oranien aus England, wohin am 19. November die Herren von Perponcher und Fagel, ihn einzuladen, abgesandt waren, eingetroffen seyn würde. Die zwei Männer versäumten nichts, um das angefangene Werk zu vollenden. Sie sandten einen Abgeordneten in das Hauptquartier des Generals von Bülow nach Münster und nach Frankfurt a. M. zu den verbündeten Monarchen, welche hierauf die kräftige Unterstützung der ehrenvollen Unternehmung der Holländer beschlossen; sie suchten das mächtige Amsterdam durch ihre Commissarien Kemper und Scholten zu einer offnen Erklärung zu bewegen, die zwar wegen der Nähe des französischen Hauptquartiers zu Utrecht unter dem General Molitor noch nicht die gewünschte Ausdehnung erhielt, wohl aber die größte Anhänglichkeit für das Haus Oranien aussprach. Der langersehnte, am 30. November mit offenen Armen jubelnd im Haag empfangene Erbstatthalter verweilte nur einen Tag in der Residenz seiner Vorfahren, und kam bereits im December in Amsterdam an, einer Stadt, deren öffentliche Meinung er mit Recht als den Barometer der allgemeinen politischen Stimmung ansah. Allein schon war es zu spät, um die nicht mehr verborgenen Absichten einiger Wenigen mit dem wahren Volksgeiste vergleichen zu können. Die Commissarien des Duumvirats (Kemper u. F. Scholten) hatten, man glaubte aus eigner Bewegung — — eine Proclamation erlassen, welche sich mit der Erklärung endigte: „Niederland ist frei, und Wilhelm I. ist der souveraine (!) Fürst dieses freien (!) Landes." Es kostete anfangs Mühe, den rechtschaffenen Fürsten zu bewegen, sich der unberathenen Proclamation zu fügen, und ihn zu überzeugen, daß es der Wille der Nation sey, nicht den Statthalter

Wilhelm VI., sondern den souverainen Fürsten Wilhelm I. an ihrer Spitze zu haben, und nachdem bei den erhitzten Köpfen alle seine Gegenvorstellungen umsonst gewesen waren, willigte er in den ohne die mindesten Einschränkungen ihm gemachten Antrag nur unter der Bedingung ein, daß diese Machtertheilung durch eine Staatsverfassung gemildert würde, welche — dies waren des Fürsten denkwürdige Worte, — „die Vorrechte und Freiheiten des Volks verbürge, und es gegen jeden Eingriff in dieselben sicher stelle." Eine Commission von vierzehn Mitgliedern, unter denen sich die bisherigen Zweimänner befanden, ward mit dem Entwurfe dieser Staatsverfassung beauftragt, welcher jedoch die Erwartungen unbefangener und einsichtsvoller Vaterlandsfreunde nicht ganz erfüllte. Mehr als ein Drittheil umfaßte die Rechte und Vorzüge des regierenden Hauses; die hauptsächlichsten staatsbürgerlichen Einrichtungen, namentlich die der Provinzialstände, wurden auf besondere, späterhin zu erlassende Verfügungen verwiesen, und so wenig die Grundsätze der Rechtspflege, als die der Finanzen erschöpfend aufgestellt. Zwar ward dieser erste Entwurf vor der Abstimmung öffentlich bekannt gemacht; allein durch die Bestimmung, welche aus der Versammlung der aus allen Departements der ehemals vereinigten Niederlande zur Abstimmung zusammenberufenen 600 Notablen alle Bemerkungen und Untersuchungen verbannte, ward jede Vervollkommnung der Constitution ausgeschlossen. Von den einberufenen Notabeln erschienen nur 475. Unter den fehlenden 125 fanden sich ausgezeichnete Männer, die sich zum Theil jene blos bejahende oder verneinende Abstimmungsweise nicht gefallen ließen, zum Theil sich auch nicht berechtigt glaubten, ohne ausdrückliche Vollmacht, oder ohne den laut ausgesprochenen Willen der gesammten Nation über die Veräußerung und Uebertragung der Souverainetät ein Gutachten abzugeben. Unter den erschienenen gaben manche nur bedingt ihre Zustimmung, die ohne Beifügung der Bedingung niedergeschrieben ward. Das schlüssige Resultat war, daß sich von den Stimmenden nur 26 unbedingt gegen den Verfassungsentwurf erklärten, welcher daher durch eine Mehrheit von 449 Stimmen angenommen ward. Durch den Beschluß des Wiener Congresses wurden die durch den Pariser Frieden von Frankreich getrennten ehemaligen belgischen Provinzen mit den vereinigten Niederlanden verbunden. Beide zusammen sollten nun das Königreich der Niederlande bilden und der souveraine Fürst wurde als König der Niederlande von allen Mächten anerkannt. Auch wurde ihm zur Entschädigung für die in Deutschland abgetretenen nassauischen Länder das Herzogthum Luxemburg unter dem Titel eines Großherzogthums überlassen, doch so, daß dieses Land zu den Staaten des deutschen Bundes gehören sollte; daher auch der König der Niederlande als Großherzog von Luxemburg die eilfte Stelle in der Bundesversammlung und im Plenum drei Stimmen hat. Da jedoch nach dem Tractat des Wiener Congresses vom 31. Mai und der Schlußacte vom 9. Junius 1815 dies Großherzogthum nach dem Tode des jetzigen Königs sowohl dem Prinzen Friedrich von Oranien, jüngerm Bruder des Kronprinzen, als letzterem zufallen kann, und in einem Zusatze zum dritten Artikel des erwähnten Tractats dem Könige ausdrücklich freigestellt ist, wegen der Erbfolge in das Großherzogthum diejenigen Familieneinrichtungen unter seinen Söhnen zu treffen, welche er dem Interesse der Monarchie und seinen väterlichen Absichten am angemessensten hält: so scheint die

Meinung, daß Luxemburg nur einstweilen als integrirender Theil des neuen Königreichs angesehen werden könne, nicht ohne Grund zu seyn. Die Gränzen dieser Länder wurden durch die Generalacte des Wiener Congresses Art. 66 ff. genau bestimmt. Diesen Besitzungen wurde noch das ehemalige Bisthum Lüttich hinzugefügt. Die Hauptmomente der Geschichte des Königreichs seit seiner Errichtung sind folgende. Am 8. Junius 1815 trat der König der Niederlande dem deutschen Bunde bei. Am 18 Junius wurde auf dem Boden des Königreichs die furchtbare, aber entscheidende Schlacht bei Waterloo gekämpft, durch welche der Eroberer, der schon die Niederlande wieder erworben zu haben glaubte, zurückgetrieben, gestürzt, und das neue Königreich neu befestigt wurde. Die Einverleibung so vieler Provinzen, bewohnt von Völkerschaften, die, wenngleich alterthümlich von einerlei Ursprung, dennoch an Sitten, Gewohnheiten und Religionsgrundsätzen sehr von einander abweichen, machte natürlicher Weise eine Revision und Abänderung der einjährigen Constitution nothwendig. Dem 143. Artikel derselben zufolge wurden zu dem Ende die 55 Mitglieder der Generalstaaten durch die Provinzialstände verdoppelt, um sich über die zu treffenden Abänderungen zu berathen und mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen ihren Beschluß darüber zu fassen, welchen der Fürst nachher noch zu bestätigen hatte. Zur Abstimmung über den neuen Verfassungsentwurf ward, nachdem der König die vorgeschlagenen Abänderungen genehmigt hatte, in Brüssel eine Versammlung von Notablen zusammenberufen, unter denen sich aus den neuen südlichen Provinzen eine weit größere, ihrer Bevölkerung angemeßnere Anzahl befand, von welchen jedoch $\frac{1}{3}$ ausblieb, so daß die Gesammtheit der Erschienenen sich auf 1323 belief, wovon 527 für, und 796 gegen die Constitution stimmten; allein man fand, daß nicht nur mehrere Stimmen verordnungswidrig bedingt, sondern auch 126 derselben blos aus Religionsgründen die Verwerfung ausgesprochen hatten. Letztere, nebst den 280 ausgebliebenen fand man für gut, zu den Einstimmenden zu zählen, und hiedurch eine Mehrheit für die neue Constitution herauszubringen, welche am 24. August für angenommen erklärt wurde. Am 11. October wurde zwischen dem König der Niederlande und Oesterreich ein Vertrag wegen belgischer Staatsschulden geschlossen. In dem zweiten Pariser Frieden (20. Novemb. 1815) mußte Frankreich auch diejenigen Stücke, welche es von den ehemaligen österreichischen Niederlanden noch behalten hatte, namentlich einen an Mineralproducten ergiebigen Landstrich zwischen Hennegau und Namur in der Mitte der Ardennen, dessen Verlust von den Einwohnern der Provinz Hennegau und insbesondere der Stadt Mons empfindlich gefühlt war, mit den Festungen Marienburg und Philippeville an das Königreich der Niederlande abtreten. Auch erhielt es die Souverainität über das kleine jetzt unter der Mediatherrschaft des Fürsten von Rohan Montbazon stehende Herzogthum Bouillon zwischen Luxemburg und Champagne. Durch den Staatsvertrag mit England vom 29. October 1814 wurden Wilhelm I. gegen Abtretung der Rechte Hollands auf das Vorgebirge der guten Hoffnung und auf die Colonien Demerary, Essequebo und Berbice, die sämmtlichen übrigen Colonien, welche Holland vor 1794 in Asien, Afrika und Amerika besessen hatte, zurückgegeben. Am 29. October 1815 lief ein niederländisches Geschwader unter dem Admiral Buyskens mit einer Division Truppen, nach Batavia bestimmt, aus dem Texel. Am 17. Mai 1816 verband sich eine niederländische Flotte

unter dem Admiral van der Capellen mit der englischen unter Lord Exmouth in der Bai von Algier und erkämpfte mit dieser wichtige Bedingungen von dem Dey von Algier durch ein hitziges Bombardement. Am 25. wurde zu Sevenaer zwischen dem Könige von Preußen und dem der Niederlande die Convention wegen Abtretung eines Landstrichs an den letztern geschlossen. Den 21. Junius 1816 trat der König der Niederlande dem heiligen Bunde bei. — Der Mangel an Gemeinsinn unter den Bewohnern der neuen Monarchie zeigte sich bei mehrern Veranlassungen auf eine unverkenndare Weise und würde ohne die ruhmwürdige Mäßigung und Festigkeit des Königs vielleicht zu ernsten Ausbrüchen gekommen seyn. Die unbeschränkte Geistesbeherrschung, welche die belgische Geistlichkeit, abhold dem nicht catholischen Herrscherstamme, selbst über die höhern Classen ausübt, die wechselseitige Abneigung zwischen den Belgiern und Holländern, die Unzufriedenheit der letztern mit dem langen Aufenthalt des Hofes in Brüssel und die seit Errichtung der Monarchie in den nördlichen Provinzen bemerkbar gewordne Trennung der erklärten Anhänger des Regentenhauses in Altoranier oder Freunde des erbstatthalterisch-republikanischen Systems, und Neuoranier oder Anhänger der jetzt bestehenden Monarchie, wohin besonders die Mehrheit des Adels und das Militär gehört; dies Alles sind Veranlassungen zu manchen innern Unzufriedenheiten, welche jedoch von dem immer allgemeiner werdenden Vertrauen in die Persönlichkeit und in die milden versöhnenden Regierungsgrundsätze des Königs in Schranken gehalten werden, bei allen unbefangenen ordnungsliebenden Niederländern aber den Wunsch veranlassen, dies treffliche System auf den Thronfolger übergehen und die unlängst Statt gefundenen, dem Publicum nicht fremd gebliebenen Mißhelligkeiten in der königlichen Familie nie wiederkehren zu sehen. — Die neuesten äußern Staatsverhältnisse des Königreichs scheinen bis jetzt noch nicht erwünscht zu seyn. Noch ist die Minderung der politisch-commerciellen Abhängigkeit der Niederlande von England nicht abzusehen. Die Abtretung der besten holländischen Colonien in Westindien, Demerary und Essequebo, wozu die Engländer das befreundete Oranien nöthigten, anstatt ihm die frühern Eroberungen in Ostindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Ceylon, zurückzugeben, war eben so sehr gegen den Willen des Königs als die unverhältnißmäßigen Kosten des Kriegbauwesens der südlichen Festungen und des mehr als nachdrücklich empfohlenen, überspannten Kriegsetats, dessen Verminderung daher der König, mancher Einwendungen ungeachtet, neuerlich durchgesetzt hat. — Durch die Impfung des oranischen Zweiges auf den russischen Herrscherstamm sind Verhältnisse mit diesem Reiche erwachsen, die während der Lebensdauer Alexanders, trefflich unterstützt durch seinen redlichen und einsichtsvollen Gesandten, den General von Pfull, nicht anders als wohlthätig seyn konnten, und bei verschiedenen Gelegenheiten wirklich gewesen sind. Ob für die Zukunft ein näheres Anschließen an Rußland, vorzüglich auch als Gegengewicht gegen Englands überwiegenden Einfluß, den Niederlanden zuträglich sey, darüber sind die Meinungen getheilt, und nur die fernere Gestaltung des Systems der europäischen Politik vermag darüber zu entscheiden. Nicht erheblich sind die Verhältnisse der Niederlande zum deutschen Bunde in Mitrücksicht auf die ungewissen Bestimmungen Luxemburgs. Doch zeichnete sich auf dem Bundestage der niederländische Gesandte, der verdienstvolle Freiherr von Ga-

gern, durch freisinnige Grundsätze und Sprache aus und sein Nachfolger (v. Grüner) scheint in seine Fußstapfen zu treten. Mit Oesterreich haben die Niederlande keine directe Berührungspunkte, indem das vormalige belgische Schuldwesen durch genaue Bestimmungen geregelt ist und die nicht sehr erheblichen wechselseitigen merkantilischen Verhältnisse ziemlich passiv unterhalten werden. Mit Preußen besteht eine ostensible Freundschaft, doch will man in der, den preußischen Rheinprovinzen sehr fühlbaren Hinneigung der niederländischen Regierung zur Unterdrückung des preußischen Handels durch nachtheilige Mautheinrichtungen, denen, ungeachtet der von preußischer Seite gezeigten Nachgiebigkeit bei der Gränzberichtigung an der Maas, nur sehr unvollkommen abgeholfen ist, eine aus früheren Vorgängen herrührende Spannung zwischen diesen so nahe verwandten Höfen wahrnehmen. Frankreichs dermalige Lage, welche für jetzt noch jede drohende Haltung ausschließt, macht die politischen Verhältnisse dieses Landes mit seinem neuen königlichen Nachbar in diesem Augenblicke noch nicht sehr bedeutend, und wenn nicht der Aufenthalt einiger Bonapartisten im ehemaligen Belgien und die niederländische Preßfreiheit einige Unzufriedenheit bei Ludwig XVIII. erweckt hätte, so würden sie sich lediglich auf einige Handelsgegenstände oder bloße Förmlichkeiten beschränkt haben, indem das auf andern Wegen eingeleitete Liquidationswesen nicht dahin gehört. Mit Schweden und Dänemark sind die Staatsverhältnisse, so wie mit Spanien und Portugal, blos merkantilisch. Mit der Türkei war dies von jeher beinahe derselbe Fall. In den vereinigten Staaten von Nordamerika ward der niederländische Gesandte, der freisinnige Changuion, den wir oben als thätigen Beförderer der jüngsten vaterländischen Staatsumwälzung kennen lernten, mit ganz besonderer Auszeichnung aufgenommen und seine unerwartet schnelle Zurückberufung wird dem Anbringen des englischen Ministeriums zugeschrieben, welches seinen persönlichen Einfluß auf die Begünstigung des Interesses der Niederlande gefürchtet haben soll. Am schwierigsten sind die politisch religiösen Verhältnisse mit dem römischen Hofe, zumal seit der Einverleibung Belgiens, dessen Geistlichkeit durch ihren Einfluß um so gefährlicher wird, jemehr sie sich in Rom unterstützt glaubt. So weigerte sich der Bischoff von Gent, Prinz Broglio, der Beschwörung der neuen Staatsverfassung und des vorgeschriebenen Kirchengebets für den König. Allein durch die Festigkeit der Regierung, welche das gegen den Flüchtigen ausgesprochene Strafurtel durch Scharfrichters Hand öffentlich anschlagen ließ, auf der andern Seite gemildert durch die Gewandtheit und Vorsicht des zur Leitung der Verhältnisse mit dem römischen Hofe gewählten Staatsmannes, ward bis jetzt jeder Ausbruch von Mißhelligkeiten vermieden und man sieht dem Abschlusse eines Concordats entgegen. — II. Geographisch-statistischer Zustand der Niederlande im Jahre 1818. Das Königreich der Niederlande macht gegenwärtig einen völlig gerundeten Staat aus, bestehend aus den unter Carl V. vereinigten 17 Provinzen, doch nicht ganz nach ihrer damaligen Unterabtheilung und Begränzung. Die ehemalige Grafschaft Zütphen ist mit Geldern, die Herrschaft Mecheln mit der Markgrafschaft Antwerpen zusammengeschmolzen und die Grafschaft Artois war schon im pyrenäischen Frieden (1659) an Frankreich abgetreten. Dagegen sind Brabant und Flandern wegen ihres Umfangs in Nord- und Südbrabant, Ost- und Westflandern getheilt; die Landschaft Drenthe, sonst zu Gröningen gehörig, ist eine eigne Provinz geworden.

Die Provinz Holland ist zwar in ihrer innern Administration in zwei Theile, Süd- und Nordholland gesondert, bildet aber in staatsrechtlicher Hinsicht nur eine Provinz. Im ehemaligen Belgien hat man bei der Provinzialeintheilung die vorgefundnen französischen Departementsgränzen zum Grunde gelegt. Folgendes sind die jetzigen Provinzen nach ihrer verfassungsmäßigen Rangordnung: 1. Nordbrabant (ehemals Staatsbrabant), 2. Südbrabant (das ehemalige Departement der Dyle), 3. Limburg (Departement der Niedermaas nebst einem Theile des Roerdepartements), 4. Geldern, 5. Lüttich (Departement der Ourthe), 6. Ostflandern (Departement des Schelde), 7. Westflandern (Departement der Lys), 8. Hennegau (Departement von Jemappes), 9. Holland, 10. Seeland, 11. Namur (Departement der Sambre und Maas mit Ausnahme von Luxemburg) 12. Antwerpen (Departement der beiden Nethen), 13. Utrecht, 14. Friesland, 15. Oberyssel, 16. Gröningen, 17. Drenthe. Die Bevölkerung sämmtlicher niederländischen Departements (mit Inbegriff Luxemburgs) ward unter der französischen Regierung (im J. 1813) auf 5,384,805 Seelen angegeben. Nach dem niederländischen Staatsalmanach von 1817 beläuft sie sich auf 5,226,857; (Cannabich nimmt 5,200,000, Hassel 5,126,400 an). Das Königreich der Niederlande mit Einschluß Luxemburgs gränzt in Süden und Südwesten an Frankreich, in Osten an Deutschland, namentlich an die preußischen Rheinprovinzen und das Königreich Hannover, in Norden und Westen an die Nordsee. Es erstreckt sich von 49° 30′ bis zu 43° 25′ nördlicher Breite und von 19° 29′ bis zu 23° 20′ westlicher Länge, so daß die größte Distanz vom Dollart bis an die südlichste Spitze von Luxemburg 80 Stunden Weges (von 1500 Ruthen rheinländisch) ausmacht. Der Flächeninhalt beträgt 1165 Quadratmeilen. Die Gestaltung des Bodens ist größtentheils in Nordwesten sehr niedrig, wo die aus der Schweiz und dem nördlichen Frankreich herabströmenden großen Flüsse, der Rhein, die Maas und Schelde, sich ins Meer ergießen, ein ostensibler Vorwand für den Kaiser Napoleon, diese vorgeblichen Anschwemmungen französischer Ströme mit Frankreich zu vereinigen. Der Rhein, ehemals bei Schenkenschans, jetzt durch den sogenannten Canal von Pannerden, in das Gebiet der Niederlande einströmend, theilt sich unmittelbar in zwei Arme, den südlichen, die Waal, schon zu Cäsars Zeiten unter dem Namen Vahalis bekannt, und den nördlichen, der den Namen Rhein behält. Aus letzterem führt ein Canal, merkwürdig durch seinen Urheber, den römischen Feldherrn Drusus, in die aus dem Münsterschen kommende alte Yssel, der, unter dem allgemeinen Namen der Yssel mit diesem Flusse vereinigt, zwischen Zütphen, Oberyssel und der Velüwe hin, in den Zuyderse strömt, wodurch er nebst dem Rhein und Leck die Provinzen Holland und Utrecht nebst der Velüwe zu einer Insel mcht und ihnen eine natürliche Vertheidigungslinie gewährt. Der jenseits Arnheim westwärts fließende Rhein nimmt bei Wyk te Duurstede den Namen Leck an; ein kleines Gewässer, welches dort mittelst einer Schleuse mit dem Leck Gemeinschaft hat, nimmt hier den Namen des krummen Rheins und zwischen Utrecht und Leyden den Namen des Rheins an. Vormals war dieß die Hauptmündung, die sich bei Katwyk ins Meer ergoß, doch nachdem die furchtbare Ueberschwemmung vom Jahre 860, welche auch wahrscheinlich den größten Theil der Dünen aufwarf, diesen Arm versandet hatte, nahm der Leck die Hauptgewässer auf und der sogenannte

alte Rhein ward zum inländiſchen Canal ohne erhebliche Strömung. Um den Bezirk von Rhynland ſeiner überflüſſigen Gewäſſer zu entlaſten, dachte man ſchon vor länger als zwei Jahrhunderten auf die Herſtellung der alten Rheinmündung bei Katwyk, allein erſt im J. 1804 konnte der Anbeginn dieſes äußerſt ſchwierigen Unternehmens zu Stande kommen, welches in 3 Jahren glücklich vollendet ward. Nordwärts vom alten Rhein fließt ein Arm dieſes Stromes unter dem Namen der Vechte in die Zuyderſee. Die Maas entſpringt in den lothringiſchen Gebirgen, nimmt zu Namur die Sambre, bei Lüttich die Ourthe und bei Roermonde die Roer auf, bekommt nach ihrer Vereinigung mit der Waal den Namen Merwe, welche die Rheinarme Waal und Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verſchlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer anſehnlichen Breite in die Nordſee ſtrömt. Die Schelde entſpringt in der Picardie, nimmt die Lys, Dender und Rupel auf, trägt bei Antwerpen ſeit 1795, nachdem ſie faſt zwei Jahrhunderte lang der Schifffahrt tractatenmäßig verſchloſſen geweſen, auf ihrem breiten Fahrwaſſer wiederum die größten Schiffe aller Nationen, vertheilt ſich bei Sandvliet, wo ihre Breite 18,000 Fuß beträgt, in zwei Arme (die Oſt- und Weſtſchelde), welche Seeland umfaſſen und ſich in der mächtigen Breite eines amerikaniſchen Weltſtroms beinahe unvermerkt mit der Nordſee vermiſchen. Auch die Ems und Moſel berühren einen kleinen Theil des Landes. Zu den Nebenflüſſen deſſelben gehören außer den ſchon genannten die Demer, Senne, Dyle und Haine in den ſüdlichen, Amſtel, Eem, Schie, Sparen und Zaan in den nördlichen Provinzen. Hier iſt außerdem das Land mit einer Unzahl von Canälen durchſchnitten, welche meiſtens mit Barken, von Pferden gezogen, (Treckſchuiten) beſchifft werden und worin ſich die anliegenden Polder (eingedämmte, tiefliegende, durch Entwäſſerung urbar gemachte Ländereien) des zuſtrömenden Waſſers durch Schöpfmühlen entlaſten. Unter den Canälen des ehemaligen Belgiens ſind bemerkungswerth: der Canal von Mons nach Condé, eröffnet am 27ſten November 1814; er verbindet Mons mit der Schelde und iſt für die Ausfuhr der Niederlande von Wichtigkeit; ferner der Nordcanal, der die Schelde mit dem Rhein verbinden und ſich von Antwerpen über Venloo und Neuß erſtrecken ſollte, und von welchem der Theil, welcher die Schelde und Maas verbindet, vollendet iſt. Durch das Zuſtrömen der Gewäſſer, insbeſondere des Rheins und der Maas, ſind vor andern Geldern und Holland faſt jährlich Ueberſchwemmungen ausgeſetzt, welche, die Flußdämme oder Deiche durchbrechend oder überſtrömend, ganze Landſtriche mit Waſſer und Sand bedecken und nicht ſelten auf eine Reihe von Jahren unfruchtbar machen. Noch gefährlicher iſt insbeſondere den Seeprovinzen, Holland, Seeland, Friesland und Gröningen, die Nordſee, welche höher iſt als das Land. Theilweiſe wird dieſe Gefahr durch eine Reihe von Sandhügeln, 14 bis 30 Toiſen hoch, die ſich von Dünkirchen (im franzöſiſchen Flandern) bis an den Texel erſtrecken, gemindert; die übrigen Seeküſten müſſen durch hohe, äußerſt koſtſpielige Seedeiche geſchützt werden, deren Unterhaltung allein längs der Weſtküſte der Süderſee und der Nordküſte des Y von Wiringerward bis Beverwyk in 55 Jahren (von 1732 bis 1788) 18 Millionen 571,000 Gulden gekoſtet hat. Hierunter ſind die Deiche der Süd- und Oſtküſte dieſes Meerbuſens, ſo wie die von Gröningen, Friesland, Seeland und Südholland nebſt allen Flußdeichen nicht mit begriffen. Im Jahre 1816 wurden fünf Millionen Gulden auf den Waſſerbau in jenen Gegenden verwen-

det. Die niedrigsten Gegenden sind Gröningen, Friesland, Holland, Seeland und Westflandern. Durch Hennegau, Namur und Luxemburg erstreckt sich aus Frankreich her der Ardennerwald. Auch Limburg enthält einige Berge, und Brabant nebst Ostflandern mehrere hohe Waldgegenden. Die Mitte der Niederlande ist eine Fortsetzung der großen, sandigen Heide, die sich von der Ostsee durch Brandenburg, Lüneburg und Westphalen bis an die Schelde erstreckt, durch die fruchtbare Betüwe unterbrochen wird, sich dann aber wieder über Norddrabant ausdehnt. Südwärts erstreckt sich das aus Heide, Sand und Moraft bestehende Peel- und Kempenland bis tief in das ehemalige Bisthum Lüttich. Die fruchtbarsten Gegenden sind: an Getraide Flandern, Süddrabant, Seeland und Geldern, an Wiesen und Viehweiden Holland, Friesland und Gröningen. — Das Clima ist in den höher liegenden südöstlichen Gegenden, so wie auch in Brabant, Lüttich, Ostflandern, Geldern, Utrecht, Oberyssel und Gröningen sehr gesund; hingegen in Westflandern, Seeland, Holland und Friesland verursachen die Unbeständigkeit der Witterung, die Seedünste, die stehenden Gewässer, das schlechte Trinkwasser verbunden mit dem häufigen Genusse der Fische unaufhörliche Fieberkrankheiten. — An Getraide brachten die ehemals vereinigten Niederlande bis zum Jahr 1788 nur ein Drittheil ihres Bedürfnisses hervor, doch seit die Abnahme des Handels die Einwohner zur eifrigern Betreibung des Ackerbaues antrieb, welcher überdieß durch das unermüdliche Streben der beiden trefflichen Gesellschaften zur Verbesserung der Landwirthschaft (Vaderlandsche Maatschappij tot bevordering van den Landbouw und Nederlandsche Huishoudelijke Maatschappij) sehr befördert ward, berechnete man schon im Jahre 1804 den Mangel an Kornbedarf nur auf 50 bis 60,000 Last. Seit der Einverleibung Belgiens, welches in Südbrabant, Flandern und Hennegau einen Ueberfluß vortrefflichen Waizens hervorbringt, übersteigen die Getraideproducte der niederländischen Monarchie bei weitem ihren innern Bedarf und es werden beträchtliche Waizenvorräthe nach England und Spanien ausgeführt. Besonders liefern Roggen: Holland und Oberyssel, Hafer: Gröningen, Buchweizen: die nordöstlichen Provinzen und Brabant, Rübsaamen: die südlichen Provinzen, insbesondere Flandern, welches auch Flachs von ausgezeichneter Güte hervorbringt, Hanf: Holland, Flandern und Brabant, Krapp: Seeland, Flandern und Holland, Tabak: Utrecht und Geldern und einige Districte von Belgien. Baumfrüchte und Gartengewächse sind fast im ganzen Umfange der Monarchie und vorzüglich in den vielen wasserreichen Gegenden im Ueberfluß vorhanden und Gartenfämereien sind ein beträchtlicher Ausfuhrartikel nach England, Spanien, Frankreich und Deutschland. Wein wächst in Luxemburg unfern der Mosel und in Lüttich. Waldungen sind nur in Luxemburg, Namur, Hennegau, Lüttich und Brabant. Die ehemalige Republik ist sehr arm an Holzwachs, den sie durch Anpflanzung weicher Holzarten an ihren vielen Gewässern nur spärlich ersetzt. Unter den Produkten des Thierreichs stehen die holländischen Kühe, die man für die besten in der Welt hält, oben an. Im Jahr 1803 zählte man in der damaligen batavischen Republik mehr als 900,000 Stück Rindvieh und 700,000 Morgen Weideland. Auch in Limburg und im östlichen Lüttich ist die Viehzucht beträchtlich. Pferde liefert vorzüglich Friesland, die an Größe, Stärke und Ausdauer wenig ihres Gleichen haben. Die Schafzucht ist in den sandigen Gegenden von Brabant und Hol-

land, vorzüglich auf der Insel Terel sehr beträchtlich. Die Schweinezucht wird sehr stark betrieben, und der Speck ist eines der Hauptnahrungsmittel der niedern Volksclassen. In den Seedünen halten sich unzählige wilde, sehr schmackhafte Kaninchen auf; anderes vierfüßiges Wildpret ist in den nördlichen Provinzen sparsam, um desto häufiger aber in den holzreichen südlichen Provinzen, Brabant, Hennegau, Namur und Luxemburg zu finden. Wildes und zahmes Geflügel, insbesondere Wasservögel, sind im Ueberflusse vorhanden. Die Bienenzucht ist auf den Heiden in Geldern und Utrecht nicht unbeträchtlich. In Drenthe findet man Schlangen, doch von unschädlicher Gattung. Die Fischerei ist einer der Hauptnahrungszweige der Niederlande und noch im Jahre 1804 rechnete man, daß ungeachtet des damaligen Krieges mit England 20,000 Familien in den vereinigten Niederlanden ihren Unterhalt davon zogen. Der seitdem ganz verfallene Wallfisch- und Heringsfang fängt an wieder in Aufnahme zu kommen. Die im Jahre 1601 mit dem Heringsfange beschäftigten 1500 Schiffe oder Heringsbuisen waren im Jahre 1795 bis auf 187 und 1808 auf 30 herabgesunken, hatten sich aber schon im Jahre 1814 wieder auf 98 und 1815 auf 137 vermehrt. Austern und Muscheln (zu Kalk benutzt), so wie alle Arten von See- und Flußfischen sind in großer Fülle an den Küsten, so wie in den zahlreichen Flüssen und inländischen Gewässern vorhanden. An Mineralien enthalten die nördlichen Provinzen meistens nur Torf, der in größter Fülle in Holland und Friesland gegraben wird, ferner Thon- und Pfeifenerde; in den südlichen Provinzen, Namur, Hennegau, Lüttich und Limburg, findet man Eisen, Blei und Kupfer, Gallmei, Schwefel, Steinkohlen, Kalk, Marmor und Mineralwasser. Die niederländischen Fabriken gehören noch immer zu den wichtigsten in Europa und liefern fast Alles, was zu den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Zwar sind die sonst so blühenden holländischen und besonders Leidenschen Wollfabriken, so wie die zu Tilburg in Brabant sehr gesunken, dagegen sind die Tuchfabriken zu Verviers im Lüttichischen, die Leinwandfabriken in Flandern, die Spitzen-, Gold- und Silberstoff- und Hutfabriken in Brabant, die Kammertuchfabriken in Hennegau, die berühmten Leinwandbleichen bei Haarlem, und die belgischen und holländischen Färbereien noch ziemlich blühend, und bloß die Brabanter Spitzenfabriken bringen jährlich viele Millionen Gulden in Umlauf. Bemerkenswerth sind außerdem die nordholländischen Papier-, Holz- und Sägemühlen, die holländischen Rauch- und Schnupftabakfabriken und die so sehr als jemals blühenden Branntweinbrennereien in den Provinzen Holland, Brabant und Lüttich, ferner die Tabakspfeifenfabriken zu Gouda mit 2400 Arbeitern, die jährlich für $1\frac{1}{2}$ Million Fl. Pfeifen liefern. Die Bierbrauereien sind in der Provinz Holland sehr in Verfall gerathen, in Brabant und Oberyssel hingegen noch ziemlich blühend. Der niederländische Handel begann seine Blüthe im vierzehnten und im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts zu Brügge in Flandern, zog sich aber am Ende dieses Jahrhunderts größtentheils nach Antwerpen, welches der erste Handelsplatz der Welt wurde. Doch nur ein Jahrhundert währte seine Blüthe; die Verheerungen des Freiheitskrieges gegen Spanien und die Eroberung der Stadt im Jahre 1585 trieben die reichsten Kaufleute in die Niederlande, und vorzüglich nach Amsterdam, dessen Handel am Ende des fechzehnten und im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts auf eine nie gekannte Höhe stieg, von welcher er erst gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts etwas herabsank, bis

die Staatsumwälzung von 1795 ihm den Todesstoß gab und Amsterdams Nebenbuhlerin, London, auf den Trümmern des niederländischen Handels zur Königin der Meere erhob. Nach der neuen Staatsumwälzung von 1813 hat sich zwar der niederländische Handel schon merklich erhoben, doch ist er noch sehr fern von seiner vorigen Größe. Der im Texel und Vlie eingelaufnen Schiffe waren im J. 1792 2805, im J. 1794 2479, im J. 1814 1426. Die Gesammtzahl der 1814 in allen holländischen Häfen eingelaufnen Schiffe betrug 2710, die der ausgelaufnen 2883. Dagegen waren von 1775 bis 1795 (die zwei Kriegsjahre mit England ausgenommen) im Durchschnitt jährlich 4140 Schiffe ein- und ausgelaufen. Im J. 1790 waren von 9734 Schiffen, die den Sund passirten, 2009 holländische und 3788 englische; 1796 von 12,113 Schiffen, die jene Straße befuhren, 4456 englische und ein holländisches; im J. 1814 hingegen unter 8181 Schiffen 2319 englische und 551 holländische, und 1815 von 8815 Schiffen 2398 englische und 450 holländische. Der belgische Handel stockte seit Antwerpens Fall und mehr noch seit der Schließung der Schelde, und diese Provinzen blühten nur durch den innern Reichthum ihres Bodens und durch die in den letzten Jahren der österreichischen Regierung sichtlich zunehmenden Fabriken. Die im Friedenstractat von 1795 bestimmte Wiedereröffnung der Schelde und das Streben der französischen Regierung zur Beförderung des belgischen Handels auf Kosten des holländischen, ward durch den dauernden Seekrieg mit England fast nutzlos für die begünstigten Länder. Die Tractaten von Paris und Wien von 1814 und 1815 setzten die Handelsrechte der nördlichen und südlichen Niederlande auf gleichen Fuß. Noch immer sind die Holländer die Commissionshändler Großbritanniens für einen großen Theil Deutschlands und der Schweiz, in Hinsicht der beträchtlichen Waarentransporte auf dem Rhein; auch versehen sie England (größtentheils über Rotterdam) mit Butter, Käse, Flachs, Getraide und Krapp. In Hinsicht des meistens über Antwerpen gehenden Handels nach Frankreich ist jetzt die Bilanz im Durchschnitt etwa um 12 Millionen Gulden zum Nachtheil der Niederlande; zu ihrem Vortheile ist sie hingegen im Handel nach Spanien, Portugal, Italien und der Levante. Der Handel nach Nordamerika ist von Seiten der Niederlande passiv und der dahin ausgeführte Wachholderbranntwein und einige andre Fabrikate können die von dorther eingeführten Tabaksblätter, Häute ꝛc. nicht aufwägen. Der niederländische Handel nach den ost- und westindischen Colonien hat große Umwandlungen erlitten, theils durch den Verlust von Berdice, Demerary und Essequebo (obwohl die drittische Regierung den Niederländern in Hinsicht des Handels nach diesen Colonien mit ihren eignen Unterthanen gleiche Rechte bewilligt hat), theils durch den Fall der ostindischen Compagnie und der allen Unterthanen ertheilten Handelsfreiheit nach Ostindien (mit Ausnahme der Molucken und des der Regierungsverwaltung des niederländischen Indiens vorbehaltenen Handels nach Japan); ferner durch die unter dem Gouvernement des Generals Dändels sehr vermehrten inneren Hülfsquellen von Java. Zwar ist der ehemals sehr einträgliche Schleichhandel über Curaçao nach dem spanischen Amerika durch die Unabhängigkeitserklärungen des beträchtlichsten Theils dieser Länder einstweilen vernichtet und mit ihm der ganze Werth dieser letzteren Colonie; allein dagegen sind dem niederländischen Handel in Brasilien, der Havana und Hayti neue Quellen eröffnet. Der inländische Handel der Niederlande ist durch

den Austausch der verschiedenartigen Erzeugnisse unter den nördlichen und südlichen Provinzen von großem Belang; die Bilanz desselben ist jetzt zum Vortheil der letzteren. — Die vornehmsten Handelsplätze sind außer Amsterdam und Antwerpen, Rotterdam, Brügge, Brüssel, Gent, Ostende und Middelburg; die wichtigsten Handelshäfen: Antwerpen, Ostende, Briel, Delfshaven, Dordrecht, Enghulsen, Medemblick und Zierickzee. Handelsgerichte sind zu Amsterdam, Gröningen, Middelburg, Rotterdam und Schiedam. Nach dem Decret von 25. März 1814 ist vom 1. April an neben der alten Amsterdamer eine Bank der vereinigten niederländischen Provinzen auf 25 Jahre errichtet worden. Ihre Urfonds bestehen in 5 Mill. Gulden, vertheilt in 5000 Actien; sie beschäftigt sich vorzüglich mit dem Discontiren der Wechsel. Unterm 14. Jan. und 25. Febr. 1815 sind über die Ein- und Ausfuhrabgaben und den Colonialhandel die jetzt bestehenden Hauptregulative erlassen worden. — In dem nämlichen Jahre ward in Amsterdam eine Handelsgesellschaft mit dem ausschließlichen Rechte, den chinesischen Theehandel zu betreiben, auf 25 Jahre patentirt. Die Finanzen der vereinigten Niederlande waren während des zweiunddreißigjährigen Friedenszustandes von 1748 bis 1780 in einen so blühenden Zustand gekommen, daß die Staatspapiere (bei einem Zuschuß von 2½ Procent) bis auf 10 Procent über den Nominalwerth gestiegen waren. Durch den Krieg gegen England, die innern Unruhen (von 1786), den Krieg gegen Frankreich und dessen nachtheilige Folgen entstand ein jährliches Deficit von reichlich 8 Mill. Gulden, nebst einer neuen Schuldenlast von 22 Mill., welche nach der Eroberung Hollands furchtbar anwuchs und die Zinsen der Staatsschuld von 1795 bis 1804 von 18 bis auf 34, und seitdem bis auf 42 Millionen vermehrte, so daß man von 1795 bis 1805 zur Deckung des jährlichen Deficits 41 Procent vom Eigenthum und 53 Procent (direct und indirect) von den Einkünften der Angesessenen heben mußte. Nur geringen Einfluß hatte auf die Milderung dieses schrecklichen Finanzzustandes die Zusammenschmelzung der bisher getrennten Provinzialschulden im J. 1798; wohlthätiger war das 1805 durch den Rathspensionair Schimmelpenninck eingeführte Abgabensystem; allein die Verschwendungen des Königs Ludwig, welcher 1807 vierzig, 1808 dreißig und 1809 zwanzig Millionen zur Deckung des Deficits anlieh, brachten, verbunden mit dem Einfall der Engländer im Jahre 1809, das Land in einen so kläglichen Zustand, daß Napoleon dasselbe bei der Einverleibung in das französische Kaiserreich (1810) durch Reducirung der Staatsschuld auf ein Drittheil gewissermaßen für bankerott erklärte. Dieser Schlag, so hart er auch die einzelnen Staatsgläubiger traf, hatte, einmal überstanden, wenigstens die heilsame Folge, daß bei der Wiederherstellung des niederländischen Staats auch an eine Wiederherstellung der Finanzen zu denken war. Zwar ward die Napoleonische Tierzirung der Wirklichkeit nach beibehalten, indem nur ein Drittheil der Schuld für zinstragend erklärt ward, allein die reducirten zwei Drittheile wurden als aufgeschobene (nitgestelde, nicht zinstragende) Schuld anerkannt. Die wirkliche (werkelijke) Schuld trägt vom 1sten Januar 1815 an 2½ Procent Zinsen; jährlich sollen 4 Millionen von der letztern abgetragen werden und eben so viel von der erstern an ihre Stelle treten. Die wirkliche von der ehemaligen Republik Holland herrührende Staatsschuld beträgt: 572,153,530 Fl.; die aufgeschobene: 1,719,460,591 Fl. — zusammen 2292,614,121 Fl. Die auf dem ehemaligen Belgien ruhende österreichi-

sche Schuld ist durch eine Convention vom 11ten October 1815 übernommen zu 34,466,679 Fl. Als Maßstab des Staatskredits ist zu bemerken, daß nach dem bis jetzt nicht erheblich veränderten Preise der Staatspapiere vom October 1815 der innere Werth der wirklichen Schuld sich auf 237,858,715 Fl., der aufgehobenen Schuld aber auf 46,568,721 Fl. belief. Bei einer solchen Schuldenlast mußte noch vor der Einverleibung Belgiens im ersten Jahre der fürstl. Souverainetät (1814), wo der Handel kaum anfing, sich wieder zu erheben, von einer Bevölkerung von 1,800,000 zum Theil sehr verarmter Menschen und einem Lande, dessen Flächeninhalt von 1148 QM. $\frac{5}{16}$ an Wasser und $\frac{3}{16}$ an Heiden, Dünen, Steppen und Morästen, mithin nur die Hälfte an Vortheil bringendem Lande enthält, drei und sechzig Millionen, an Staatsabgaben aufgebracht werden. Nimmt man nach der Einverleibung Belgiens die directen und indirecten Steuern zu 56,200,000 Gulden an, so ergiebt sich, daß jeder Kopf im Königreiche der Niederlande 11 Gulden 4 Stüber (6 Thlr. 13 Gr. Conventionsmünze) entrichtet. Nach dem Budget von 1818 betrug die Ausgabe des Königreichs der Niederlande 74,000,000 Fl. Davon sind gerechnet: 2,600,000 Gulden für das Haus des Königs; 1,170,000 Gulden für die hohen Collegien; 320,000 Gulden für das Staatssecretariat; 853,000 Gulden für das Departement der auswärtigen Angelegenheiten; 3,700,000 Gulden für das Departement der Justiz; 2,000,000 für das Departement der inländischen Angelegenheiten; 1,325,000 für das Departement des nichtcatholischen, und 1,875,000 für das des catholischen Gottesdienstes; 1,200,000 Gulden für das Departement des Unterrichts, der Künste und Wissenschaften; 25,000,000 für das Finanzministerium; 5,500,000 Gulden für das Marineministerium; 22,000,000 für das Kriegsministerium; 4,700,000 für das Wasserbauwesen (Waterstaat) und 1,657,000 Gulden für unvorhergesehene Ausgaben. Die Einnahmen fließen aus directen Steuern (Grund-, Personal-, Mobiliar-, Thüren-, Fenster- und Patentsteuern) und indirecten Abgaben auf Salz, Seife, Weine, ausländische und inländische destillirte Getränke, Bier, Essig, Torf, Steinkohlen, inländisches Getraide, (Lastgeld) Wag- und Abmessungsgebühren; ferner Enregistrements-, Stempel- und Hypothekengebühren, Erbschaftssteuern und Abgaben von verarbeitetem Gold und Silber. Die Grundsteuer wird nach einem 1805 entworfenen Cataster gehoben, dessen Unrichtigkeiten die gegenwärtig obhandene Ausarbeitung eines neuen höchst nothwendig gemacht haben. — Die Seemacht der vereinigten Niederlande, welche in den Jahren 1652, 1665 und 1672 aus 66, 75, 100 und selbst 150 Kriegsschiffen aller Art bestand, war schon im Jahre 1776 bis auf 15 Linienschiffe, 23 Fregatten und 20 kleinere Kriegsfahrzeuge herabgesunken; im Kriege gegen England von 1781 hob sie sich einigermaßen, so daß sie im Jahre 1792 wieder 66 Linienschiffe und Fregatten und 46 kleinere Kriegsfahrzeuge zählte. Doch durch Abdankung einer großen Anzahl der geschicktesten Seeofficiere im J. 1795, durch die ungeheuern Verluste in der Saldanha Bai und bei Kamperduin, und durch die Uebergabe der Flotte an die Engländer im September 1799 war sie schon im Anfange dieses Jahrhunderts fast gänzlich vernichtet. Unter der französischen Herrschaft lagen im Nieuwe Diep und vor Antwerpen ziemlich bedeutende Geschwader, wovon nach dem Pariser Frieden vom 31. Mai 1814 das erstere ganz und das letztere zu einem Drittheil wieder an den niederländischen Staat ge-

kommen ist, so daß im Mai 1814 der Staat in Allem 30 Kriegsschiffe jeder Gattung besaß. Gegenwärtig sind von der niederländischen Marine im activen Dienst nur 19 Kriegsschiffe, worunter 9 Linienschiffe (der Etvertsen von 80 Kanonen, Amsterdam von 80 K., Brabant von 74 K., Ruyter von 74 K., Wilhelm I. von 74 K., Nassau von 74 K., Prinz Friedrich von 74 K., Tromp von 68 K., und Seeland von 68 K,,) 6 Fregatten (Friederica Sophia Wilhelmina von 44 K., Wilhelmina von 44 K., Amstel von 44 K., Eurydice von 32 K. Maria Reigersberg von 32 K., und Kenau-Hasselaer von 32 K.) und 4 Briggs und Corvetten (Eintracht von 18 K., Schwalbe von 18 K., Irene von 18 K., und Kosak von 8 K.). Außerdem liegen einige Schiffe auf dem Stapel, andere befinden sich noch zur Ausbesserung auf den Werften oder liegen in den Dokken, ohne in dienstfähigem Zustande zu seyn. — Das Personale der Marine besteht aus 270 Offizieren: 1 Admirallieutenant, 7 Viceadmiralen, 8 Contreadmiralen (holländisch Schout by nacht) 1 Commandeur der breiten Flagge, 28 Capitainen, 40 Capitainlieutenants, 95 Lieutenannts erster und 90 Lieutenants zweiter Classe. Sowohl in den höheren als niederen Graden giebt es viele treffliche, durch nautische Kenntnisse und Seetactik ausgezeichnete Offiziere. — Die Landmacht beläuft sich an Linientruppen (außer der Landmiliz, welche auch zum stehenden Heere ein Contingent von 20,000 Mann liefert, die aber durch ein bloßes Aufgebot des Königs jederzeit auf 80 bis 100,000 Mann gebracht werden kann) jetzt nicht höher als auf 30,000 Mann; sie besteht aus 17 Divisionen Infanterie in 68 Bataillons ohne die Depots, 1 Regiment und 11 Bataillons für Ost- und Westindien, 4 Schweizerregimentern, 10 Garnisoncompagnien, 1 Reg. Nassau leichter Infanterie, 14 Bat. Artillerie, und 1 Corps leichter Artillerie, 1 Bat. Pontoniers, Mineurs und Sappeurs, dem Geniecorps, 3 Reg. Carabiniers, 2 Reg. leichter Dragoner, 3 Reg. Husaren, 1 Reg. Carabiniers Landwehr und der Marechaussee. Bei dem Kriegsstaat sind angestellt: der Herzog von Wellington, der in den Niederlanden den Titel Fürst von Waterloo führt, als Feldmarschall, der Kronprinz als General der Cavallerie, der Prinz Friedrich als Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie, der Landgraf Christian von Hessen-Darmstadt als General der Infanterie, 28 Generallieutenants, 54 Generalmajors und 21 Generaladjutanten des Königs und der beiden Prinzen. Das Königreich ist in 6 Generalcommando's eingetheilt: 1. Nord- und Südholland, Utrecht; Hauptquartier Amsterdam. 2 Geldern, Oberyssel, Friesland, Gröningen, Drenthe; Hauptq. Deventer 3. Seeland, Ost- und Westflandern; Hauptq. Gent. 4. Nord- und Südbrabant, Antwerpen; Hauptq. Antwerpen. 5. Lüttich, Limburg; Hauptq. Mastricht. 6. Luxemburg, Namur, Hennegau; Hauptq. Namur. Zu den Militärcontingenten liefern die südlichen Provinzen 67 Mann, wenn die nördlichen 40 stellen, mithin verhält sich die Anzahl der beiderseitigen Mannschaften in der Armee wie 327 zu 200. Dennoch ist bei dem niederländischen Kriegsheere die Anzahl der Oberoffiziere aus den belgischen Provinzen weit geringer, als aus den altholländischen. Uebrigens werden die Truppen gut bezahlt und besonders sind die Offiziersbesoldungen ansehnlich. — In keinem Lande der Welt giebt es auf einem gleichen Flächenraume so viele große und kleine Festungen, einzelne Forts und ausgedehnte Vertheidigungslinien. Ueber die Instandsetzung und Erhaltung der-

selben ward im October 1815 zwischen England und der niederländischen Regierung eine Convention abgeschlossen. Hiernach sollen in den Ardennen und dem Luxemburgischen Arlon, Rochefort und Dinant in gehörigen Vertheidigungszustand gesetzt werden; Namur und Charleroi, in Festungen des ersten Ranges verwandelt, sollen nebst Philippeville, Marienburg die Maas und Sambre vertheidigen. Beaumont, Chimay, Mons, Ath, Doornick, Cortryk, Menin, Ypern, Fürnes und Ostende sollen diese Vertheidigungslinie vervollständigen. Gedeckt in der äußersten Linie durch eine Festungsreihe in Flandern, Hennegau und Namur, in der äußersten linken Flanke durch Luxemburg, in zweiter Linie durch die seeländischen Ströme, Bergen-op-Zoom, Breda, Grave und Herzogenbusch, in der dritten durch die Rhein- und Maas-Arme, so wie längs der Maas durch Mastricht und Venloo, und an der Ostseite Althollands durch eine vierfache, durch willkührliche Ueberströmungen zu verstärkende Linie (die Moräste von Drenthe, die Yssel, den Greb und die doppelte holländische Wasserlinie) ist der niederländische Staat zu einem Vertheidigungszustande von seltener Stärke geeignet. — Die auswärtigen Besitzungen der Niederlande sind: 1. in Asien die Insel Java (theils unter mittelbarer Herrschaft heimischer, den Niederländern zinsbarer Fürsten); die unter der Generalstatthalterschaft zu Batavia stehenden, in die drei Gouvernements Amboina, Banda und Ternate eingetheilten moluckischen Inseln (deren Werth jedoch durch die Verpflanzung der Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume durch die Engländer und den dadurch verursachten Verlust des früheren holländischen Alleinhandels mit diesen Producten sehr vermindert ist); ferner Macassar auf Celebes, Palimbana auf Sumatra (Banjermassing auf Borneo ist als nutzlos verlassen) ꝛc. Die gesammten asiatischen Besitzungen betragen 4700 Quadratmeilen und enthalten 1,376,000 Einwohner; 2. in Afrika 13 feste Plätze und Comtoire auf der Küste von Guinea, worunter St. George del Mina und Nassau, zusammen mit 10,000 Einwohnern; 3. in Amerika die Colonie Surinam auf dem festen Lande von Guyana mit 520 Quadratmeilen und 310,000 Einwohnern, und die westindischen Inseln Curassao, St. Eustache und St. Martin, zusammen 15 Quadratmeilen mit 39,000 Einwohnern. Die Gesammtheit des Flächeninhalts der auswärtigen Besitzungen beträgt ungefähr 5236 Quadratmeilen und die der Einwohner 1,735,000. Der Sklavenhandel ist verfassungsmäßig abgeschafft. — III. Verfassung. Das Königreich der Niederlande ist eine eingeschränkte constitutionelle Monarchie, die Krone ist erblich in dem Hause Oranien-Nassau, und zwar in des ersten Königs Wilhelm Friedrich (geb. 24. Aug. 1772) männlicher Nachkommenschaft nach dem Rechte der Erstgeburt und durch Repräsentation. In Ermangelung männlicher Nachkommenschaft geht sie auf die Töchter des Königs nach dem Rechte der Erstgeburt über. Wenn der König keine Tochter hat, so bringt die älteste Tochter von der ältesten absteigenden männlichen Linie des letztern Königs die königliche Würde auf ihr Haus und wird, wenn sie früher verstorben ist, durch die Nachkommen repräsentirt. Ist aber keine männliche absteigende Linie des letztern Königs vorhanden, so erbt die älteste absteigende weibliche Linie, jedoch so, daß der männliche Zweig vor dem weiblichen und der älteste vor den jüngeren und in jedem Zweige Männer vor Frauen und der

ältere vor dem jüngeren den Vorzug haben. Der König kann keine fremde Krone tragen. Er genießt ein jährliches Einkommen von 2,400,000 Gulden holländisch aus der Staatscasse; seine Residenzen sind zu Haag und Brüssel; doch werden ihm auch andere Sommer- und Winterwohnungen eingerichtet, allein zum Unterhalt jeder derselben kann jährlich nicht mehr als 100,000 Fl. aus der Staatscasse verwandt werden. Eine verwittwete Königin hat ein jährliches Einkommen von 150,000 Fl. Der älteste Sohn des Königs oder muthmaßlicher Thronerbe führt den Titel: Prinz von Oranien (jetzt Wilhelm Friedrich Georg Ludwig, geb. den 6ten Dec. 1792) und genießt von seinem vollendeten 18. Jahre an eines jährlichen Einkommens von 100,000 Fl., welches nach seiner Verheirathung verdoppelt wird. Die Volljährigkeit des Königs ist das vollendete achtzehnte Jahr. Ueber die Vormundschaft eines minderjährigen Königs, in so fern darüber von seinem Vorgänger keine Anordnung getroffen seyn sollte, so wie auch über die Regentschaft verfügen die Generalstaaten, und so lange, bis diese Verfügungen getroffen sind, übt der Staatsrath die höchste Gewalt aus. Die Generalstaaten, welche das niederländische Volk repräsentiren, bestehen aus zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten, welche vom Könige auf Lebenszeit ernannt werden, und wenigstens 40 Jahr alt seyn müssen, dürfen an der Zahl nicht über 60, und nicht unter 40 stark seyn; die zweite Kammer besteht aus 110 Mitgliedern, mindestens 30 Jahre alt, gewählt durch die Provinzialstaaten, welche aus den drei Ständen der Ritterschaft, Städte und Landleute zusammengesetzt sind. Die Staatsminister haben Sitz in beiden Kammern, entweder als Minister, in welchem Falle sie nur eine deliberative Stimme haben, oder als Mitglieder. Der König sendet seine Vorschläge an die zweite Kammer, die sie zur Sanction an die erste sendet. Beide Kammern führen den alten Titel: Edel- und Hochmögende Herren. Die Generalstaaten haben das Recht, dem Könige Vorschläge zu machen, in welchem Falle die Initiative der zweiten Kammer zusteht. Sobald ein vorgeschlagenes Gesetz verworfen ist, wird dessen Entwurf nie bekannt gemacht, sondern eingezogen. Aus ihr tritt jährlich ein Drittheil heraus, die Austretenden können aber sogleich wieder gewählt werden. Zur Wahlfähigkeit wird außer dem Alter von mindestens 30 Jahren erfodert, daß der zu Wählende in der Provinz, welche ihn ernennt, ansäßig und mit keinem Mitgliede der Versammlung näher als im dritten Grade verwandt sey. Der König übt alle Acte der Souverainetät aus, nachdem die Angelegenheiten dem Staatsrathe zur Berathung vorgetragen sind, der aus höchstens 24 ordentlichen Mitgliedern besteht, welche, so viel es thunlich ist, aus allen Provinzen genommen werden müssen; in Hinsicht der außerordentlichen ist dem Könige freie Hand gelassen. Der König entscheidet und macht dem Staatsrathe seinen Beschluß kund. Er wählt und entläßt die Mitglieder des Staatsraths und die Minister. Die oberste Leitung der Colonien und außereuropäischen Besitzungen gehört ihm ausschließlich zu. Er erklärt Krieg, schließt Frieden, ratificirt die Verträge, doch kann er ohne Zustimmung der Generalstaaten in Friedenszeiten keine integrirenden Theile des Reichs oder der Colonien veräußern oder vertauschen. Der König ernennt die Gesandten und Consuln und ruft sie zurück; er verfügt über die Flotten und Armeen, ernennt die Offiziere und giebt ihnen ihre Entlassung;

doch muß er von dem, was Krieg oder Frieden betrifft, die Generalstaaten in Kenntniß setzen. Der König hat die oberste Leitung der Staatsfinanzen, er hat das Recht, Münzen mit seinem Bildnisse schlagen zu lassen. Er kann adeln und Ritterorden stiften. Seine Unterthanen können ohne seine Erlaubniß von keinem fremden Fürsten Orden, Titel oder Würden annehmen. Er hat das Begnadigungsrecht. Nur in seinem Namen wird Recht gesprochen. Es soll ein allgemeines Gesetzbuch des bürgerlichen Rechts, des Handels, des peinlichen Rechts und des rechtlichen Verfahrens eingeführt werden. Jede Verhaftung der Polizei muß dem örtlichen Richter sogleich angezeigt und der Verhaftete demselben in drei Tagen überliefert werden. Die Einziehung der Güter kann in keinem Fall verhängt werden. In allen Criminalurtheilen muß das Verbrechen und der in Anwendung gebrachte Artikel des Gesetzes angeführt werden. Alle Civilurtheile müssen die Entscheidungsgründe enthalten. Jede Provinz hat einen Gerichtshof, Criminal- und Civilgerichte. Jedem wird vollkommene Freiheit gottesdienstlicher Begriffe und Meinungen zugesichert und alle Religionsparteien genießen gleichen Schutz, gleiche bürgerliche und politische Vorrechte und haben gleiche Ansprüche auf alle Würden, Aemter und Bedienungen. Alle und jede offenbare Gottesdienstübungen sind erlaubt, in so fern dadurch die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht gestört wird. Den Lehrern aller Religionsparteien werden ihre bisherigen Einkünfte gesichert, und denen, welche kein hinreichendes Einkommen besitzen, kann solches aus der Landescasse bewilligt oder erhöht werden. Der König trägt Sorge, daß kein Unterthan in der freien Ausübung des Gottesdienstes, welche ihm die Grundverfassung sichert, gestört werde, zugleich aber auch, daß alle Religionsparteien sich innerhalb der Schranken des Gehorsams gegen die Staatsgesetze halten. Keine Abgaben können zum Behuf der Staatscasse erhoben werden, als Kraft eines Gesetzes, und in Steuerangelegenheiten dürfen keine Privilegien ertheilt werden. Fremde Truppen werden nur nach gemeinschaftlicher Berathung des Königs und der Generalstaaten in Dienst genommen. Von der Nationalmiliz wird in Friedenszeiten der fünfte Theil entlassen. Sie kann auf keinen Fall nach den Colonien und nur mit Zustimmung der Generalstaten über die Gränzen des Königreichs geschickt werden, es wäre denn, in einer augenblicklich dringenden Gefahr oder wenn bei Garnisonsveränderungen die kürzeste Marschroute über ein fremdes Gebiet geht. Alle Ausgaben für die Truppen des Reichs werden aus den Staatscassen bezahlt. Die Einquartierungen und der Unterhalt des Kriegsvolks, Transporte und Lieferungen, von welcher Natur sie auch seyn mögen, für die Armeen oder Festungen des Königs können nicht einem oder mehreren Einwohnern oder Gemeinden auferlegt werden. Geschieht solches in unvorhergesehenen Fällen, so soll das Königreich sie reglementsmäßig schadlos halten. In Hinsicht des Wasserbauwesens ist genau bestimmt, was der Generaldirection desselben, den Provinzialdirectionen und den Provinzialständen dabei obliegt. Auch die Rechte des Torfstechens sind genauer als bisher geregelt. Die Einkünfte aus den Weg-, Brücken- und Schleusengeldern sollen ausschließlich zur Unterhaltung und Verbesserung der Wege, Brücken, Canäle und schiffbaren Flüsse, wo dieselben bezahlt werden, verwendet werden. Es steht einem jeden frei, seine Gedanken und Meinungen durch den Druck, als ein

zweckmäßiges Mittel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Beförderung der Aufklärung, bekannt zu machen; jedoch bleibt jeder wegen dessen, was er schreibt, druckt, herausgiebt oder verbreitet, der Staatsgesellschaft oder den besondern Personen, in so fern deren Rechte dadurch gekränkt seyn möchten, stets verantwortlich. Ueber Veränderungen und Zusätze der Constitution darf die zweite Kammer nicht anders berathschlagen, als wenn zwei Drittel der Mitglieder gegenwärtig sind und nur mit einer Mehrheit von drei Viertheilen der Anwesenden darf sie über diese Gegenstände Beschlüsse fassen. Während einer Regentschaft dürfen in der Verfassungsurkunde oder in dem Erbfolgerecht keine Veränderungen gemacht werden. Diejenigen Veränderungen oder Zusätze, welche durch den König und die Generalstaaten in der Constitutionsacte beschlossen werden, sind feierlich bekannt zu machen und dem allgemeinen Fundamentalgesetze beizufügen. Der Titel des Monarchen lautet: König der Niederlande, Prinz von Oranien-Nassau, Großherzog von Luxemburg. Das Wappen des Königreichs besteht in einem aufrechtstehenden Löwen von Gold, der mit einer königlichen Krone geziert ist, in der rechten Klaue ein bloßes Schwert und in der linken ein Bund Pfeile hält. Die Devise des Königs und seiner männlichen Descendenten ist: Je maintiendrai. — IV. Verwaltung. Der König hat die ganze ausübende Gewalt in Händen und von ihm hängt die Leitung aller Staatsgeschäfte ab. Ihm zur Seite steht ein Staatsministerium, bestehend aus dem ersten Präsidenten des ersten Gerichtshofes oder des hohen Raths der Niederlande als Justizminister, dem Vicepräsidenten des Staatsraths (der König wird verfassungsmäßig als Präsident desselben angesehen,) und den Ministern der Marine, des Innern, der Finanzen, der auswärtigen Angelegenheiten, des Wasserbaues (Waterstaats) und des öffentlichen Unterrichts. Hiezu kommt ein Generalcommissär des Kriegsdepartements, als dessen Chef der Kronprinz angesehen wird, der Staatssecretär (Allgemeene Secretaris van Staat) und vier Generaldirectoren für Handel und Colonien, für die indirecten Steuern, für Convoyen und Licenzen, und für den catholischen Cultus. Alle diese Staatsbeamten bilden zugleich das geheime Cabinet des Monarchen. Die zweite höchste Centralbehörde, in welcher alle Gesetze und Verordnungen zur Erörterung kommen, ist der Staatsrath, dessen Attribute in der Constitution bestimmt sind, und der gegenwärtig mit Inbegriff der außerordentlichen aus 46 Mitgliedern besteht. Eine besondre, aus drei oder vier catholischen Mitgliedern desselben gebildete Commission wacht über den Cultus und über die Freiheiten der belgischen Kirche. Es besteht nämlich in den südlichen Provinzen fast die ganze Bevölkerung aus Catholiken. In den altholländischen Provinzen machen die Reformirten vier Siebentel, die Catholiken hingegen zwei Siebentel der Bevölkerung aus; der Rest besteht aus Lutheranern, Remonstranten, Jansenisten, Anabaptisten, Griechen, Armeniern, portugiesischen und sogenannten hochdeutschen Juden, welche letztere in den Niederlanden bürgerliche Rechte genießen. Die kirchlichen Angelegenheiten der Reformirten werden geleitet durch Kirchenräthe, deren Repräsentanten sogenannte Classen bilden, wovon eine gewisse Anzahl die Synode jeder Provinz ausmacht. Nordbrabant gehört in kirchlichen Angelegenheiten zu verschiednen Provinzen. In Geldern wird die Synode durch die Classen von Nimwegen, der Be-

tüve, Thiel, Zaltbommel, Thielewaard, Zütphen, Ober- und Nieder Velüve, Herzogenbusch nebst Peel und Kempenland gebildet. Unter die Synode von Südholland gehören die Classen von Dordrecht, Delft und Delfland, Leyden, Niederrhynland, Gouda, Schieland, Gorkum, Voorn und Putten, Haag, Buren und Breda; unter der Synode von Nordholland stehen die Classen von Alkemaar, Harlem, Amsterdam, Hoorn, Enkhuizen und Edam; zur Synode von Seeland gehören die Classen Walcheren, Schouwen, Duiveland und Zuiddeveland. Die Synode der Provinz Utrecht defaßt die Classen von Utrecht, Amersfort, Rheuen und Wyk; die Synode von Friesland die Classen von Leeuwarden, Dokkum, Franeker, Sneek, Bolsward, Workum und Zeevenwonden. In Oberyssel besteht die Synode aus den Classen von Deventer, Kampen, Zwoll, Vollenhoven und Steenwyk, in Gröningen aus den Classen zu Appingadam, Lopperfum, Meddelstum de Marne, dem Westerkwartier, Oldampt und Westwoldingerland, und endlich zu Drenthe aus den Classen von Emmen, Meppel und Rolden. Die Reformirten in Staatsflandern stehen unter den drei Consistorialkirchen von Sluis, Yzendyk und Axel. Die französischen, wallonischen, englischen und schottischen Reformirten haben ihre besondern Einrichtungen. Die Catholiken in den nördlichen Provinzen stehen unter einer sogenannten Mission, welche unmittelbar vom Papste abhängt und nach Ordnung der altholländischen Provinzen in sieben Erzpriesterschaften eingetheilt ist. Doch gehören mehrere Gränzgegenden in geistlichen Angelegenheiten unter den bischöflichen Kirchsprengel von Münster, Ryermonde, Lüttich, Herzogenbusch, Antwerpen und Gent. In den südlichen Provinzen stehen die Catholiken unter dem Erzbischof von Mecheln, der auch Bischof über Antwerpen und Süddrabant ist, und unter welchem die Bischöfe von Gent, Flandern, Hennegau, Namur und Lüttich stehen. (Ueber die Bildungsanstalten s. d. Art. Niederländische Sprache und Literatur und Niederländische Schule.) Derselbe rechtliche Sinn, wodurch sich die alten holländischen Gerichtshöfe vor denen mancher andern Länder ruhmvoll auszeichneten, bewährt sich auch noch jetzt im neuen Königreiche. Mit Recht steht daher auch in diesem Lande der richterliche Stand in einem hohen Ansehen. Bis jetzt besteht in den Niederlanden noch der Code Napoleon; allein es ist bereits eine Commission mit der Ausarbeitung eines peinlichen Gesetzbuches beschäftigt, welchem bald ein bürgerliches folgen wird. Die Streitfrage, ob es im Criminalprozesse Geschworne und öffentliche Verhandlungen der Gerichtshöfe geben solle, theilt die Belgier und Altholländer, indem die erstern solche bejahen, die letzteren aber beharrlich verneinen. Der königliche Hofstaat in beiden Residenzen, Haag und Brüssel, besteht aus einem Obermarschall, Oberkammerherrn, Oberstallmeister, Oberjägermeister und Hofmarschall, einem Cermonienmeister im Haag, 37 Kammerherrn daselbst und 41 in Brüssel, 4 Kammerjunkern im Haag, zwei Hofcapellanen, 5 Leib- und Hofärzten im Haag, 3 in Brüssel, 8 Pagen an jedem Orte, 10 Generaladjutanten ꝛc. Zum Hofstaat der Königin gehören noch 2 Oberhofmeister, 2 Palastdamen, 2 Hofdamen im Haag, 6 Palastdamen und 2 Hofdamen in Brüssel. Durch die Verordnung vom 30sten April 1815 erneuerte der König zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste bei der Land- und Seemacht den militärischen Wilhelmsorden und verlieh die ersten Decorationen solchen

Feldherrn und Kriegern, deren Talente und Tapferkeit die Niederlande befreit haben. Der König ist Großmeister des Ordens, der aus vier Classen besteht. Die Ritter der ersten Classe heißen Großkreuze und die der zweiten Commandeurs. Die Decoration besteht aus einem weißen emaillirten Kreuze mit acht goldnen Punkten; an den Armen des Kreuzes stehen die Worte: „Für Muth, Auszeichnung und Treue;" in der Mitte ist ein W. in einem Lorbeerkranz unter einer goldnen Königskrone; das Band ist orange mit zwei schmalen dunkelblauen Streifen. Diejenigen Militärs zu Wasser und zu Lande, die keinen Offizierrang haben, bekommen, wenn sie zu Rittern der vierten Classe ernannt sind, ein erhöhtes Einkommen, welches der Hälfte ihres Soldes gleich ist. Für die zu Rittern der dritten Classe ernannten wird der Sold verdoppelt. Zur Bezahlung der Kosten des Ordens wird jährlich eine Summe unter den Staatsbedürfnissen in Rechnung gebracht. Einige Monate später, im September 1815, errichtete der König einen Orden des Civilverdienstes unter dem Namen des Löwenorden, der aus Großkreuzen, Commandeurs, Rittern ꝛc. besteht. Letztere genießen einen Jahrgehalt von 200 Fl., wovon die Hälfte auf ihre Witwen fällt. Das Ordenszeichen führt die Umschrift: Virtus nobilitat. (Tugend adelt.) H — m.

Niederländische Schule nennt man die Gesammtheit der Mahler, welche seit dem 14ten und 15ten Jahrhundert in den Niederlanden ihre Kunst auf eine eigenthümliche Weise auszubilden beflissen waren. Sie theilt sich in die holländische und die flandrische oder flamändische Schule. Der letztern verdankt man die Wiederherstellung der Oelmahlerei durch Johann van Eyck, sonst auch Johann van Brügge genannt (geb. zu Maseyk am Ufer der Maas im 14ten Jahrhundert). Diese Schule unterscheidet sich durch glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels, umsichtig bearbeitete, aber schlecht gewählte Zeichnung, durch Größe der Composition, durch einen eigenthümlichen Adel der Gestalten und einen starken, aber natürlichen Ausdruck, kurz, durch eine Art von nationaler Schönheit, welche gefällt, ohne etwas von der Antike oder von irgend einer andern Schule an sich zu haben. Als ihren Gründer muß man den erwähnten Johann van Eyck ansehen. Zu dieser Schule gehören: Franz Floris (geboren 1520, gestorben 1570), den man den flandrischen Rafael nannte, der Geschicht- und Jagden-Mahler Stradan (de Straet) aus Brügge (geb. 1536), Martin de Vos (geb. 1536), Spranger (geb. 1546), Peter und Franz Pordus, Vater und Sohn, Hinr. Steenwyk, der Perspectivmahler (geb. 1550), Dionysius Calvart (geb. 1555), die Brüder Paul und Matthias Bril, Van-Oort (geb. 1557), Peter Breughel und sein Sohn Johann, Roland Savery aus Courtray (geb. 1576). Nach allen diesen kam Peter Paul Rubens, ein Mann von unerschöpflichem Fleiß, von riesenhafter Phantasie und Darstellungskraft, dem man gegen 4000 bekannte Gemählde zuschreibt. Mit ihm hob sich die flamändische Mahlerei auf ihren Gipfel. Mehrere ausgezeichnete Künstler folgen: Franz Snyders (geb. 1579), dessen Jagdstücke alle andere an Kühnheit übertreffen; Jodocus Momper (geb. 1580), dessen Bergthäler dem Auge angenehme Fernen zuführen, Peter Neefs, der berühmte Kirchenmahler; David Teniers, Vater und

Sohn, die in Darstellung von Bauerngesellschaften, Dorffesten, Wachtstuben u. dgl. kaum ihres Gleichen haben; Caspar de Crayer (geb. 1582), der sich in seinen historischen Gemählden an Ausdruck und Colorit dem Rubens näheit; Gerhard Segers, als Historienmahler eben so groß, wie sein Bruder Daniel als Blumen- und Insectenmahler. Alle Nacheiferer von Rubens übertraf jedoch Jacob Jordans (geb. 1594). Abraham Janssen und sein noch besserer Schüler, Theodor Rombouts, kommen Rubens an Colorit, nicht aber an Größe der Gedanken gleich. Der emsige Lucas van Uden verfertigte die Landschaften zu Rubens Mahlereien und seine Morgenröthen sind jedem Künstler zu empfehlen. Anton van Dyk (geb. 1599) erwarb sich den Namen des Königs der Portraitmahler. Cornelius Schut, dem Johann Wildens oft die Landschaften verfertigte, zeichnet sich als Historienmaler aus; Adrian Brouwer erwarb sich Ruhm durch seine edlen Darstellungen gemeiner Scenen; Johann van der Meer durch seine Hirtenstücke; Anton Franz van der Meulen durch seine Schlachten; Franz und Johann Milet, Vater und Sohn, durch ihre Landschaften. Außerdem haben sich in dieser Schule ausgezeichnet: Johann Bol, Wenceslaus Koeberger, Heinrich Goltzius, Heinr. van Balen, Franz Hals, Wilhelm Nieuwland, Jacob Fouquières, Philipp von Champagne, Erasmus Quellin, Abraham Diepenbeck, Theodor van Thulden, Johann Goemar, Jacob von Artois, Bonewent Peters, David Kickaert, Gonzalez Coques, Peter Boel, Samuel van Hoogstraten, Johann Baptist Monnoyer, Abraham Genoels, Gerhard Laireſſe, Arnold von Buez, Johann van Cleef, Peter Eykens, Richard van Orley, Ludwig von Deyster, Johann Franz van Bloemann; Nicolaus Largillière, Berendael, Robert van Oudenaerde, Johann Anton van der Leepe, Caspar Verbrüggen, Johann van Breda. — Die holländische Schule zeichnet sich aus durch treue Abbildung selbst der niedrigeren Naturgegenstände, durch große Vollendung, gutes Helldunkel, zweckmäßige Abstufung und gehörigen Abstich der Farben und Zartheit des Pinselstrichs; allein man tadelt an ihr die öftere Wahl unedler Gegenstände, und den Mangel an Correctheit in der Zeichnung. Ihr Stifter ist Lucas van Leyden (geb. 1494). Folgendes ist die Reihe der vorzüglichsten Künstler, welche sich in dieser Schule hervorthaten: Octavius van Veen aus Leyden (geb. 1586, gest. 1634) verdient schon als Rubens Lehrer Erwähnung. Abraham Bloemart von Gorkum (geb. 1567, gest. 1647) mahlte Historien, Landschaften und Thiere in gutem Geschmack; Cornelius Poelenburg aus Utrecht (geb. 1586, gest. 1663) war besonders glücklich in kleinen Landschaften mit kleinen Figuren. Würdige Schüler von ihm sind: Daniel Vertange und Johann van Haensberge. Vortheilhaft zeichneten sich aus: Johann Wynants aus Harlem (geb. 1600) als Landschafter, und Johann Daniel de Hèem aus Utrecht (geb. 1604, gest. 1674) durch seine täuschenden Nachahmungen von Blumen, Früchten, Teppichen, Gefäßen u. s. w. Berühmter als sie alle wurde Rembrand, welcher kühn genug war, durch seine Mei-

sterschaft im Colorit alle anderen Fehler seiner Gemälde zu verdecken; Hermann Sachtleven (Zachtleevens), den seine Landschaften als einen Freund und Liebling der Natur zeigen, verdient den größeren Ruhm. In Gesellschaftsstücken und Atlassen zeichneten sich aus; Gerhard Terburg aus Zwoll (geb. 1608) gest. 1681), in Landschaften Johann Both aus Utrecht (geb. 1610, gest. 1650), Herrmann Swanevelt aus Woerden (geb. 1620, gest. 1690). Asselyn (geb. 1610, gest. 1680) mahlte Schlachten, Landschaften und Hirtenstücke mit glühendem Colorit und weichem Auftrag. Schwerlich aber kann man bei richtiger Zeichnung schöner färben und genauer beleuchten, als Gerhard Dow (Douw; geb. 1613, gest. 1680), Peter van Laar wurde der Urheber der Bambocciaden; Gabriel Metzu, in Terburgs Manier arbeitend, übertraf diesen noch im markigen Pinselstrich; die Landschaften Benenbergs von Utrecht sind voll Leben und Frischheit. Philipp Wouvermann (geb. 1620, gest. 1668) der berühmteste Pferdemahler, lieferte Schlacht- und Jagdstücke, Pferdemärkte, Reisende und Räuber, und alle werden in gleichem Maße geschätzt. Seines Schülers Johann Griffers herrliche Rheingegenden sind unvergessen; Anton Waterloo's Landschaften, welche Weenix mit Figuren und Thieren staffirte, sind zwar zuweilen frostig, gefallen aber wegen der Genauigkeit, mit welcher er das Licht zwischen Bäumen durchscheinen zu lassen und den Wiederschein seiner Gegenstände in dem Wasser vorzustellen weiß. Berghem erwarb sich den Namen des Theokrits der Mahler, und vielleicht kann allein Paul Potter mit ihm um den Vorzug streiten. Während Ludolph Backhuysen so schön als schrecklich seine Seestürme mahlte, zeichnete sich Franz Mieris durch eine äußerst feine und richtige Behandlung vieler Gegenstände des häuslichen Lebens aus, und kaum war Johann Peter Slingeland genauer. Gottfried Schalken von Dordrecht ist noch bis jetzt in Beleuchtung nächtlicher Scenen nicht übertroffen worden. Treffliche Marktplätze, Thiere und Landschaften mahlte Karel du Jardin; Adrian van de Velde Landschaften und Thiere mit fast unerreichbarer Vollkommenheit. In Darstellung einsam schöner Natur zeichnete sich Jacob Ruisdael, in stillen, lieblichen Mondscheingemälden van der Neer aus. Zarter hat kein anderer Mahler seine kleinen Geschichten bis auf unbedeutende Nebenstücke ausgearbeitet, als Adrian van der Werf. Der Blumenmahler Peter van Hulst aus Dordrecht wurde übertroffen von dem, welchen in dieser Gattung kaum ein andrer erreicht, geschweige übertroffen hat, von Jacob von Huysum. Diesen sind noch beizuzählen: Cornelius Ketel, Johann van Ravestein, Johann Torrentius, Johann van Goyen, Anna Maria Schnurmans, Adrian von Ostade, Johann Booth, Bartholomäus van der Helst, Otto Marcellis, Johann Goedaert, Albert van Everdingen, Heinrich Rokes, Gerbrandt van den Eckhout, Theodor Helmbreker, Jacob Lavecq, Heinrich Verschuuring, Marie van Osterwyk, Wilh. Kalf, Adrian van der Kabel, Johann Steen, Melchior Hondekoeter, Johann van der Heyden, E. van der Neer, Johann Glauber, Johann van Huchtenburg, August Terwesten, Johann Verkoolje, Corn. de

Bruyn, Carl de Moor, Franz Peter Verheyden, die beiden Houbraken, Rachel Ruisch, Cornel. du Sart, Friedrich Moucheron, Diedrich Valkenburg, Conrad Noepel, Johann de Wit, und Cornelius Troost. — Merkwürdig ist es, daß die niederländische Mahlerkunst nach langem Verfall sich sowohl in den nördlichen als südlichen Provinzen des Königreichs in unsern Tagen gleichzeitig wieder erhebt. Eine ehrenvolle Erwähnung verdienen unter den neueren Künstlern die Maler van Os, van Spaendonk, Scheffer, Pieneman, Hodges, Kuipers, Ommegang und Wonder; allein die Niederlande haben weder einen Miereveld, noch Honthorst, viel weniger denn einen van Dyk oder Wouvermann wieder hervorgebracht. Doch darf man sich von der unter den künstlerischen Instituten der Niederlande ausgezeichneten Mahlerakademie zu Antwerpen die günstigsten Einwirkungen versprechen. Den Vorwurf, daß Darstellung der gemeinen Natur das Charakteristische der niederländischen Schule sey, haben manche ausschließlich gegen die holländische Schule geltend machen wollen, die sich bestrebt habe, in der kleinen Cabinetsmahlerei ihre Farbenkunst zu zeigen, dagegen die flandrische in größeren Gemälden auch die hohe, edle Natur gar oft dargestellt habe. Man hat geglaubt, die flandrische Schule dadurch gegen die holländische zu erheben; allein es könnte gar wohl seyn, daß eben dasjenige, wodurch man sie zu erheben gedachte, ihr zum Nachtheil gereichte, weil es nicht auf das Was, sondern auf das Wie der Darstellung ankommt. Wie nun, wenn Georg Forster Recht hätte, welcher sagt: „die Werke der flamändischen Mahler seyen größtentheils der Art, daß man in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermisse? Käme es denn nicht darauf an, ob die holländische Schule bei ihren Darstellungen gerade das zeigte, was man dort vermißt? Daß aber dieß gar oft der Fall sey, vermag wohl niemand zu läugnen. Besser würde man daher Mangel an Idealisirung bei höchster Befriedigung der Wirklichkeitsfoderungen, bisweilen auf Kosten der Schönheit, als allgemeinen Charakter der niederländischen Schule angeben. Zwischen der flandrischen und holländischen bleibt deshalb immer noch ein Unterschied. Die flandrische hat in großen Compositionen glänzende Farbengebung, Magie des Helldunkels und einen kräftigen Ausdruck; die holländische copirt die Natur bis zur Bewunderung, auch in geringfügigen Kleinigkeiten, und hält sich in Zeichnung und Farbengebung mit möglichster Treue an die Natur. Daß sich beide Schulen wesentliche Verdienste um das Praktische und Technische der Mahlerei erworben haben, ist niemals in Zweifel gezogen worden; daß aber auch die ästhetischen Foderungen von ihnen weit häufiger sind befriedigt worden, als man gemeiniglich sich einbildet, das kann nur der läugnen, welcher keine Arten des Schönen annehmen will.

Niederländische Sprache, Literatur und Poesie. Die Sprache der Niederlande, nichts anders als eine Mundart der deutschen, stammt von der alten sächsischen oder sassischen ab, deren Tochter die angelsächsische (von welcher das Englische abstammt), die niedersächsische oder plattdeutsche, die holländische und die flämische sind. Die flämische Sprache hat die

Hauptgrundzüge und Wurzelwörter mit der holländischen gemein und entlehnt nur manche Worte von der französischen, unterscheidet sich auch in der Aussprache dadurch, daß diese mehr nasal, die der holländischen mehr guttural ist. Allein es giebt in den Niederlanden eine von der niederdeutschen ganz abweichende Mundart, nämlich die wallonische, eine verderbte Abart der französischen. In ganz Flandern, Norddradant und einem Theile von Südbrabant ist das Flämische die Volkssprache. Die Gränzscheidung ist in der Stadt Brüssel selbst, wo in der niedern Stadt flämisch, in der obern wallonisch gesprochen wird. Südwärts von Brüssel, in dem deshalb sogenannten wallonischen oder Wälsch-Brabant, in Hennegau, Namur, Lüttich und einem Theile von Limburg ist das Wallonische immer noch die Volkssprache. Bemerkenswerth ist es, daß selbst in demjenigen Theile von Flandern, der schon lange unter französischer Herrschaft stand, das Flämische bis nach Dünkirchen hin immer noch die Volkssprache blieb, während bis diesen Augenblick in Brabant, Hennegau und besonders in Lüttich, ungeachtet der Verbindung mit Deutschland, wallonisch gesprochen wird. Die in den Niederlanden gangbaren Zweige der niederdeutschen Sprache kann man im Ganzen in fünf wesentlich verschiedene Mundarten abtheilen. Nämlich 1. das eigentliche Holländische, welches schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts zur Bücherſprache der sieben nördlichen Provinzen erhoben war; 2. das sogenannte Bauernfriesische (einst die Schriftsprache Gysbert Japiks), eine Mundart, deren Gebrauch jedoch immer mehr und mehr abnimmt; 3. die gelderſche oder sogenannte niederrheinische; 4. die gröningische (wozu auch die oberyſſelſche gehört) und 5. die flämische Mundart, welche letztere die vorherrschende Schriftsprache der nördlichen Provinzen geblieben ist, obwohl unendlich ärmer als die holländische und noch überladen mit dem ganzen Schwall von Bastardworten, wovon Coornhert, Spiegel und Hooft die holländische Sprache gereinigt haben. Jene Sprachvertheilung in Belgien betrifft jedoch hauptsächlich nur das platte Land und die kleineren Städte; in den größeren Städten ist das Gebiet der niederdeutschen Sprache, vorzüglich durch die letzte, beinahe zwanzigjährige Herrschaft der Franzosen, insbesondere in Brabant, immer mehr und mehr beschränkt worden. — Durch die begonnene Cultur der holländischen Sprache ist zugleich der Anfangspunkt einer in derselben möglichen Literatur bezeichnet. Schon gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts war sie durch zahlreiche Bibelübersetzungen, Volks- und Streitschriften und Dichterwerke mannichfaltig ausgebildet. Gansfort und Agricola in Gröningen waren unter den Ersten, die sich als Gottesgelehrte und Literatoren auszeichneten. Ihren Spuren folgend machte Erasmus von Rotterdam noch weit größere Fortschritte und trug nicht minder durch seine Satire, als durch gründliche Gelehrsamkeit zur Verbreitung der großen Kirchenreformation bei. Ein noch vielseitigeres Genie, Hugo de Groot (Grotius), umfaßte im Anfange des 17ten Jahrhunderts, als die Wissenschaften, gehemmt durch den langen Freiheitskampf, wieder aufzublühen begannen, gleichzeitig Sprach- und Alterthumskunde, Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Gottesgelahrtheit und Rechtskunde in allen ihren Zweigen. Lange mußten die nördlichen Provinzen einer hohen Schule entbehren; die

zu Löwen in Brabant diente für die gesammten Niederlande, bis König Philipp auch zu Douai für seine wallonischen Unterthanen eine Hochschule stiftete, welche jedoch, nachdem sie unter französische Oberherrschaft gekommen war, sehr in Verfall gerieth. Dagegen verbreitete die Hochschule zu Leyden, gestiftet im J. 1575 durch den Prinzen Wilhelm I., um diese Stadt für den von ihren Einwohnern im J. 1574 durch ihre tapfere Vertheidigung gegen die Spanier bethätigten Patriotismus zu belohnen, bald ihre wohlthätigen Einwirkungen über die gesammten vereinigten Niederlande. Männer, wie Scaliger, Lipsius, Daniel und Nicolaus Heinsius, Gronovius, von Baarle, Spanheim und andere in der alten Literatur, Erpenius und Golius im Arabischen, Arminius, Drusius, Coccejus und andere in der Gottesgelahrtheit, die beiden Snelliusse in der Mathematik, verbreiteten ihren Ruf über ganz Europa. Es wurden auch zu Franeker (1585), Gröningen (1614), Utrecht (1636) und Harderwyk (1647) Hochschulen gestiftet, deren Wetteifer mit Leyden den Wissenschaften sehr vortheilhaft war. Am Ende des 17ten Jahrhunderts zeichneten sich in der Natur- und Sternkunde Huygens, Leuwenhoek, Swammerdam, Hartsoeker und Andere aus. Mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts, oder vielmehr nach dem Frieden von Utrecht 1713, begann sich über die orientalische, griechische und niederdeutsche Sprachkunde, nebst der Heilkunde durch Albert Schultens, Tiberius Hemsterhuis, Lambert Ten Kate und Hermann Boerhaave ein neues Licht zu verbreiten, und durch eine Reihe trefflicher Nachfolger dieser großen Männer blühten diese Wissenschaftszweige mehr als jemals, insbesondere auf der Hochschule zu Leyden, welche während des ganzen 18ten Jahrhunderts der Universität zu Franeker manchen ausgezeichneten Lehrer verdankte. Auch Utrecht hatte seinen Wesseling, Duker, Drakenborch und Sare. Unter den Rechtsgelehrten glänzten Matthäi, Huber, Noot und Voet. Um die holländische Sprache erwarben sich besondere Verdienste durch Grammatiken, außer dem oben benannten Lambert Ten Kate, Sewels, Zeydelaar, Kramer und van Moerbeck; durch Wörterbücher: Kramer, Sewels, Halma, Moerbeck, Weidenbach und Weiland. In der Philologie, Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Medicin haben sich die Holländer durch Talent, Gelehrsamkeit und Fleiß aufs rühmlichste ausgezeichnet, und um das Civil- und Staatsrecht sich entschieden große Verdienste erworben. Insbesondere haben in der alten schönen Literatur die Holländer von jeher Männer vom ersten Range gehabt. Indeß geben Werke dieser Art doch keine Nationalliteratur, zumal wenn sie, wie hier meist der Fall war, in einer fremden Sprache oder von gebornen Ausländern geschrieben waren. So waren unter den großen Männern, die auf der Universität zu Leyden als Sterne erster Größe glänzten oder noch glänzen: Scaliger und Luzac von französischer Abkunft, Albinus ein Dessauer, Vossius ein Pfälzer, Gronovius (eigentlich Grönhof) ein Hamburger, Ruhnken ein Pommeraner, Vorstius ein Cölner, und der große Philolog Wyttenbach ist ein Schweizer. In der eigentlichen Nationalliteratur mangelt freilich den Holländern Originalität, denn sie bildeten sich meist nach den Deutschen, Engländern und Franzosen; allein sie bildeten

sich in der That und haben Werke aufzuweisen, deren sie sich gegen andere Nationen zu schämen nicht Ursache haben. Im 17ten Jahrhundert stand ihre Poesie in einer schönen Blüthe; ihre naive Volkspoesie steht keiner andern nach und andere poetische Werke zeichnen sich durch Energie, Fülle und Schönheit der Darstellung und Sprache aus. Vorzüglich wurde von 1640 bis 1750 ihr Nationalschauspiel ausgebildet und erreichte durch mehrere talentvolle Dichter einen hohen Grad von Vollkommenheit. Bis 1750 war die holländische Bühne an Originalen weit reicher als die deutsche, und die Stücke eines van der Gon, Rotgans, Duyf, Lescalilje, Bernagie und de Marre waren ungleich vorzüglicher, als was uns die Gottschedische Periode geliefert hat. Indeß sind viele jener holländischen Stücke blos französischen nachgebildet. Unter den Dichtern, die sich vornehmlich hervorgethan haben, verdienen bemerkt zu werden: Jan van der Does (Janus Douza aus Norwik, starb 1604), rühmlich bekannt als Philolog, Historiker und lateinischer Dichter, hier aber hauptsächlich als einer der Ersten namhaft, welche poetische Versuche in der Muttersprache wagten, worin ihm Dan. Heinse aus Gent (starb 1655) mit glücklicherem Erfolge nachging. Peter Cornelius van Hooft aus Amsterdam (starb 1647), geachtet als Historiker durch seine Geschichten Königs Heinrich IV., Belgiens, und eine treffliche Uebersetzung des Tacitus, war in seinen Trauerspielen und andern Gedichten zu gekünstelt, und seine Sprache zu überladen; dagegen athmet in allen Gedichten des Jacob Cats aus Brouwershaven in Seeland (starb 1660), eines der fruchtbarsten und geistvollsten der holländischen Dichter, den die Holländer ihren Ovid nennen, ein origineller Geist der Heiterkeit, Lebensklugheit und Religiosität. Die Gedichte von Jan Antonides van der Goes (starb 1687) haben den Ruhm der Correctheit und Eleganz. Joost van der Vondel aus Cöln (starb 1679) hat in einer, wenn auch nicht immer correcten, doch kräftigen und reichen Sprache metrische Uebersetzungen der Psalme, des Virgil und Ovid, eine Poetik, Satiren, Lobgedichte, viele Trauerspiele, auch eine Epopöie: Adam und Lucifer u. a. m. geliefert und sich den Ruhm des zweiten classischen Dichters der Holländer erworben. Unter seinen Trauerspielen ist auch eine Maria Stuart. Eine vollständige Sammlung dieser Trauerspiele erschien 1720 zu Amsterdam in zwei Bänden. Constantin Huygens (starb 1687) wurde durch Sinngedichte, Jacob Westerbann (starb 1670) und Joh. Adolph Dans (starb 1674) durch erotische Gedichte rühmlich bekannt. Als scherzhafte Dichter thaten sich Joh. van der Veen (starb 1660) und Joh. Decker (starb 1664) hervor. Nach den alten Classikern bildete sich Lucas Rotgans aus Amsterdam (starb 1710) und sein episches Gedicht in acht Gesängen: Wilhelm III., so wie seine Trauerspiele zeugen hinlänglich von seinen Mustern. Jan van Brockhuyzen aus Amsterdam (starb 1707), als Kritiker und lateinischer Dichter rühmlich bekannt, hinterließ auch in holländischer Sprache Oden, Idyllen und andere Gedichte. Die lyrischen Gedichte von Arn. Moonen und die Idyllen von Wellekens dürfen nicht übersehen werden. Ein talentvoller Naturdichter war Hubert Corneliszoon Poot aus Abtwout bei Delft (starb 1733), und sehr geachtet sind Adrian van der Vliet, welcher außer bib-

lischen Gedichten ein Gedicht in drei Gesängen: „Die Spanier in Rotterdam" — schrieb (starb 1780); Piet. Nieuwland (starb 1794) u. A. m. Von einer ungenannten Dame erschien 1780 ein Heldengedicht in sechzehn Gesängen: Germanicus. Außer diesen werden unter den ältern Dichtern Burmann, Smids, und unter den neuern Hieronymus de Bosch, Theodor van Kooten, Klein, Kleinhoff, Kalbenbach. Bellamy, Nieuwland, Feith, Bilderdyk, Hellmers, Spandaw, von Hall, Tollens, Kinker und Witsen Gysbeek immer einen wohlverdienten Ehrenplatz auf dem niederländischen Parnaß einnehmen. Bilderdyk ist zugleich ein Gelehrter vom ersten Rang und von weitumfassenden Kenntnissen. Schon aus diesen kurzen Angaben sieht man, wie sehr man sich bemüht hat, die holländische Sprache zu edlerem Gebrauch auszubilden und in welchem hohen Grade dies gelungen sey, beweist vielleicht nichts besser, als der Umstand, daß keine andre Nation eine so gelungene Uebersetzung von Klopstocks Messias aufzuweisen hat, als die holländische von Groenevelb, Amsterdam 1784, 1785, auch 1791, 2 Bde., 8. in Hexametern. Eine andere gleich schätzbare in Prosa erschien zu Amsterdam 1798. Die Prosa der Holländer hat indeß auf den Ruhm des Wohlklangs und der Eleganz wenig Ansprüche zu machen, ist jedoch in ihrem schlichten Wesen gut dazu geeignet, brauchbare Wahrheiten einfach und gemeinverständlich darzustellen. Unstreitig würden die Holländer auch hierin noch größere Vollkommenheit erreicht haben, wenn z. B. ihre philosophischen Prosaiker sich nicht oft einer fremden Sprache bedient hätten. Erasmus, Lipsius, Grotius, Wyttenbach u. A. schrieben aber lateinisch, und Franz Hemsterhuis, dieser liebenswürdige Sokratische Philosoph und eben so geschmackvolle als geistreiche Schriftsteller, französisch. Wie mit der Philosophie, so mit der Geschichte. Es ist kein Zweifel, daß die holländische Prosa durch die zumal in neuerer Zeit so häufigen Uebersetzungen ausländischer classischer Geisteswerke, vornehmlich der Deutschen, nicht anders als gewinnen kann. An gutem Willen, ernster Thätigkeit und mehrern gelungenen Werken mangelt es den Holländern nicht, und die Verschmelzung mit den Belgiern muß nothwendig die vereinten verwandten Kräfte erhöhen. Dies ist vorzüglich den südlichen Provinzen zu wünschen; denn während die Wissenschaften in den nördlichen Provinzen so große Fortschritte machten, blieben jene weit hinter ihnen zurück. Der Unterricht auf der Hochschule zu Löwen ging durchaus nicht mit der Zeit vorwärts, sonden hielt sich an die todten Formen des Mittelalters. Auch hier sah man die heillosen Folgen der lichtscheuen spanischen Regierung; und einige Verbesserungen, welche Joseph II. einführen wollte, brachten einen allgemeinen Aufstand hervor. Die Aufhebung der Hochschule zu Löwen während der französischen Regierung und die Stiftung der Atheneen zu Brüssel und Lüttich, Gent und Brügge vermochten den Geist der Finsterniß nicht zu bannen, welcher sich noch im Jahre 1814 durch die Freude über die Wiederherstellung der Jesuiten nur zu deutlich an den Tag legte. — Indessen fehlt es eben so wenig in den südlichen, als in den nördlichen Provinzen an zahlreichen Bildungsanstalten. Die jetzige Regierung stellt die Universität zu Löwen wieder her und stiftet neue Hochschulen zu Lüttich und Gent. In den nördlichen Prooinzen hatte die französische Regierung im Jahr

1811 die Universitäten zu Utrecht, Franeker und Harderwyk aufgehoben und blos die zu Leyden und Gröningen bestehen lassen; jetzt ist auch die Hochschule zu Utrecht wieder hergestellt, die beiden andern hingegen werden durch Gymnasien ersetzt. Atheneen oder Gymnasien sind außerdem zu Middelburg, Breda, Deventer und Amsterdam. Unter den Specialschulen des Königreichs verdienen bemerkt zu werden: die Artillerie- und Ingenieurschule zu Amsterdam, die Militärschule zu Delft, die Taubstummenanstalt zu Gröningen, die Schiffbauschule zu Antwerpen, die Schifffahrtsschulen zu Antwerpen, Amsterdam und Helvoetsluys. An andern wissenschaftlichen Anstalten findet man: zu Amsterdam das Museum (eine Sammlung von Gemählden, Zeichnungen, Werken der Bildhauerkunst, geschnittnen Steinen und Alterthümern, und eine öffentliche Bibliothek;) ferner das niederländische Institut für Wissenschaften und Künste (Nederlandsch Instituut van Wetenschappen Letterkunde en schoone Kunsten), vertheilt in die vier Classen der Wissenschaften, der Sprache, Literatur und Dichtkunst, der Geschichte und Alterthümer, und der bildenden Künste; zu Leyden: öffentliche Bibliotheken, anatomische, chirurgische, mathematische und physikalische Sammlungen; zu Harlem: die Gesellschaft der Wissenschaften (gestiftet 1752), Teylers Stiftungen zur Beförderung der Gottesgelahrheit und einiger andern damit verwandten Wissenschaftszweige, und eine ökonomische Gesellschaft (Hollandsche Huishoudelijke Maatschappij); zu Gröningen: die Gesellschaft pro excolendo jure patriae, ferner eine physikalisch-chemische, eine naturforschende Gesellschaft; eine Akademie der Zeichnen-, Bau- und Schifffahrtskunst, zu Arnheim: eine Gesellschaft der Zeichen- und Baukunst und eine physikalisch-literarische Societät; zu Zütphen: eine physikalische Gesellschaft; zu Bergen op Zoom: ein Zeichnen- und Architekturinstitut; zu Utrecht: eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, und ein Mahlercollegium; zu Amsterdam: noch eine Gesellschaft unter der Benennung: Concordia et libertate, eine Stadt-Zeichnenakademie, eine Gesellschaft der Zeichnenkunst, eine Gesellschaft zur Beförderung der Landwirthschaft, eine wissenschaftliche Gesellschaft mit dem Wahlspruch: Felix meritis, die Maatschappij tot nut van't Algemeen (Gesellschaft für das allgemeine Beste, 1784), zu Enkhuyzen vom Prediger Jan Nieuwenhuyzen zur Verbesserung der Erziehung, der Sitten, der niedern Volksclassen gestiftet, zählt im Jahr 1810 über 8000 Mitglieder; das Monnikhoffsche Legat, Gesellschaft zur Beförderung der Chirurgie, Gesellschaft unter der Benennung: Doctrina et Amicitia, Gesellschaft zur Beförderung der Kuhpockenimpfung, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften (auch in den Städten Rotterdam und Leyden vertheilt), Gesellschaft Eene onvermoeide Arbeid koomt alles te boven. (Unermüdete Arbeit besiegt alle Hindernisse), Gesellschaft zum Nutzen und zur Bildung, mathematische Gesellschaft; zu Rotterdam: Gesellschaft unter dem Titel: Verscheidenheid en Overeenstemming, (Verschiedenheit und Uebereinstimmung), Gesellschaft unter dem Namen Proefondervindelijke Wijsbegeerte (Experimentalphilosophie oder Erfahrungswissenschaften), Zeichnengesellschaft, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion. Gesellschaft für Naturkunde und Literatur; zu Dordrecht: Gesellschaft unter dem Namen Pie-

tura; zu Leyden: das Stolpsche Legat, Gesellschaft der niederländischen Literatur, Gesellschaft der freien Künste und Wissenschaften, Akademie zur Beförderung der Zeichnen-, Mahler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, Gesellschaft der theoretischen und practischen Geometrie, Bau-, Natur-, Rechnen- und Zeichnenkunde; zu Middelburg: die seeländische Gesellschaft der Wissenschaften, Gesellschaft zur Beförderung der Mahler-, Bildhauer- und Baukunst, naturforschende Gesellschaft; zu Zierickſee: das physische Collegium; zu Breda: eine Zeichnenakademie; zu Luxemburg und Maſtricht: Ackerbaugesellschaften; — Sociétés d'émulation zu Antwerpen und Brüssel; Sociétés d'histoire naturelle zu Brüssel; Sociétés de médecine, chirurgie et santé zu Brüssel, Gent ꝛc.; Sociétés et Instituts de littérature, sciences et arts zu Brüssel. — Was den gegenwärtigen Zuſtand der wiſſenſchaftlichen Bildung in den Niederlanden anbetrifft, so iſt es in der Gottesgelahrtheit mit der Aufklärung der reformirten Theologen noch so weit zurück, daß sie schon dies Wort fast als einen Greuel betrachten, und auffallend iſt es, daß die intoleranteſten am meiſten in Anſehen ſtehen. Zwar giebt es hierin ſeit einiger Zeit einige ehrenvolle Ausnahmen, allein ſie dürfen aus gegründeter Furcht vor Verfolgung nicht wagen, ihr Licht leuchten zu laſſen. Mit der catholiſchen Geiſtlichkeit ſteht es, mit Ausnahme einiger Wenigen, im Allgemeinen nicht viel beſſer, insbeſondere in Belgien; ein Theil der lutheriſchen Geiſtlichkeit ſteht auf einer hohen Stufe von Geiſtesbildung; ein anderer tappt in der Finſterniß herum, welche von ihm ſelbſt das „alte Licht" genannt wird. Die meiſte Cultur, Toleranz und Kenntniſſe unter den niederländiſchen Geiſtlichen findet man bei den remonſtrantiſchen und mennonitiſchen Predigern, die aber dafür von ihren andersdenkenden Amtsbrüdern der übrigen Secten mit Haß und Verachtung angeſehen werden. Die Rechtskunde iſt in einem blühenden Zuſtande, der Richter- und Advocatenſtand gut beſetzt und angeſehen; unter den berühmten practiſchen Rechtsgelehrten zeichnen ſich unter andern aus: de Rhoer, Cuperus, Bondt, van Hall, van der Linden, van der Spyk, Scheppman und Elout. Auch die Arzneikunde zählt in ihrem Bereich viele gelehrte Practiker. Auf Manchem ruht noch Boerhavens Geiſt und die vorzüglichſten hängen ſehr an ſeinen Lehrſätzen. In keinem Lande hat das Brownſche Syſtem weniger Glück gemacht, als in Holland; aber nichts deſto weniger ſchreitet der niederländiſche Arzt mit dem Geiſte der Zeit fort. Zu den vorzüglichſten der jetzt lebenden gelehrten Aerzte zählt man die Herren Aroy und Cappadoce in Amſterdam, Ontyd und Mirandolle im Haag, Stiprian zu Delft, Profeſſor Bleuland zu Utrecht, de Ruuck in Arnheim, Rogge zu Nimwegen u. A. m. An geſchickten Wundärzten, Operateurs und Anatomen hat Holland keinen Mangel und die Pharmacien ſind durchgängig ſehr gut beſtellt. Die Kenntniſſe der Gelehrten in den übrigen Künſten und Wiſſenſchaften gründen ſich auf eine große Solidität, ſind aber nicht ſo vielſeitig als die der Deutſchen. An guten Philologen fehlt es auch jetzt nicht unter den holländiſchen Gelehrten. Wyttenbach und van Heusden und der 93jährige Sedaldus Rau, ein großer Orientaliſt, der Neſtor der Univerſität Utrecht, verdienen vor andern genannt zu werden. In der Philoſo-

phie steigt das Wissen der Holländer nicht viel höher als bis zum Cartesianischen System und nirgends giebt es wohl weniger Spinozisten, als in dem Lande, wo dieser große Philosoph das erste Lebenslicht erblickte; ohne den Lärmen, welchen die reformirte Geistlichkeit gegen einen van Hemert, Kinker und einige andere neuere Philosophen gemacht hat, würde die Mehrzahl der Holländer kaum noch wissen, daß es einen Kant und Fichte und eine kritische Philosophie gäbe. Daher die wenigen Fortschritte, welche die Philosophie neuerlich in Holland gemacht hat. Weit besser sieht es im Fache der Physik und Naturgeschichte aus, worin sich die Holländer noch jetzt vortrefflicher Männer und ausgezeichneter gelehrter Dilettanten rühmen können. Als Astronom zeichnet sich der Freiherr von Utenhoven aus. In der Geschichte, außer der ihres Vaterlandes, vorzüglich in der neuern, werden die Holländer durch unsere deutschen Gelehrten bei weitem übertroffen. An viele Wissenschaften, die bei uns schon seit vielen Jahren Hauptgegenstände einer akademischen Erziehung sind, wie Statistik, Polizei-, Cameral-, Handlungs- und Finanzwissenschaft, Landwirthschaft, Technologie, Heraldik, Diplomatik u. a. m., haben die Holländer kaum angefangen zu denken, wenigstens sie als Wissenschaften zu betrachten, die auf Universitäten docirt werden müssen. In der Mechanik und Hydraulik haben es die Holländer sehr weit gebracht, und ihre Mühlen-, Schleusen- und Wasserbaue können davon zu unwiderleglichen Beweisen dienen. In Hinsicht der militärischen Kenntnisse ist es gegenwärtig in der niederländischen Armee, seitdem sie, einige Schweizertruppen abgerechnet, aus lauter Landeskindern, und nicht mehr aus einem Amalgam aller Nationen besteht, so gut als in irgend einem Lande bestellt und unter den höheren Offizieren würden, besonders in dieser Hinsicht, die Generale Jansen, Pyman, Alting, Heiligers, Tindal, Chassé, Bruce, Gunkel, Evens, Krayenhof, Dupont, van der Plaat, Constant de Rebecque und mehrere andere jedem Heere Ehre machen. Unter den jetzt lebenden Dichtern verdient Bilderdyk zugleich als Gelehrter vom ersten Range und als ein Genie von weit umfassenden Kenntnissen, wiewohl mit einer heterogenen Mischung von religiöser Schwärmerei, besondre Aufmerksamkeit. Gelehrte Buchhändler giebt es wenige mehr; die Zeiten der Elzevire und Wettsteine sind vorüber, und wenn gleich ein Holtrop, ein Wild und Altheer, Loosjes, ein Uylenbroek, Allart, Covens, Gartman, van Spaan, Immerseel, van der Hey, van Kleef und einige wenige andere eine ehrenvolle Ausnahme machen, so sind sie doch keineswegs den großen deutschen Buchhändlern zu vergleichen. Bildhauer von einigem Rufe giebt es jetzt nicht in den gesammten Niederlanden. Von den Mahlern s. d. Art. Niederländische Schule. Die Musik ist zwar sehr geliebt, aber der Tonkünstler eben so wenig als der Schauspieler geachtet und man nennt keinen Holländer als ausgezeichneten Virtuosen. Ihre Schauspielkunst ist ganz nach französischem Schnitte geformt, und als eine der vorzüglichsten tragischen Schauspielerinnen nennt man Madame Ziesenis. — Für den Fortgang der Wissenschaften im Allgemeinen erwartet man von der allmähligen Verwirklichung des von der Regierung bereits im Jahre 1814 mit Zuziehung einer wohlgewählten Commission entworfenen, in der Folge auf die einverleibten Länder ausgedehnten Studienplans wohlthätige Wirkungen. H—m.

Niederrhein, eine preußische Provinz, welche den Namen eines Großherzogthums führt und durch die Wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetreten wurde. Durch den zweiten Pariser Frieden kam noch ein kleiner Theil von Altfrankreich hinzu. Sie liegt zum Theil auf dem linken, zum Theil auf dem rechten Rheinufer, und gränzt an die preußischen Provinzen Jülich-Cleve-Berg und Westphalen, die nassauischen, großherzoglich hessischen, hessen-homburgischen, oldenburgischen, coburgischen und bayerischen überrheinischen Lande, Frankreich und das Königreich der Niederlande. Die Größe beträgt 300 Quadratmeilen, worauf 935,000 Menschen wohnen. Der Boden ist zwar im Ganzen mehr gebirgig als eben, enthält aber auch Ebenen und viele fruchtbare Thäler am Rhein, der Mosel und der Nahe, und überhaupt viele romantisch-schöne Gegenden. Zwischen der Nahe und der Mosel ist die Provinz von den rauhen waldigen Bergreihen des Hundsrücks (s. d. Art.) durchzogen, welcher sich an das vogesische Gebirge anschließt. Von Prüm und Malmedy zieht sich dis fast an den Rhein die Eifel, ein gebirgiger Landstrich, aus welchem die Flüsse Aar, Nette und Erft dem Rheine zueilen. Noch nördlicher, zwischen Malmedy, Montjoie und Eupen, ist das hohe Veen, der höchste Bergrücken zwischen der Maas, Mosel und dem Rhein. Diese beiden letztern Bergketten sind eigentlich Fortsetzungen der Ardennen. Die Producte sind: die gewöhnlichen Hausthiere, Wildpret, Fische, Getraide aller Art, Obst, Gartengewächse, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak, Wein, besonders an der Mosel (Moselweine), Aar (Bleichert) und an der Nahe, ansehnliche Waldungen, vorzüglich im südlichen Theile. Auch das Mineralreich liefert wichtige Producte, als: Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Galmei, Marmor, Schiefer, Tuff-, Sand- und Mühlsteine, Basalt, Traß, Porphyr, Alaun, Braunstein, Schwefel, Steinkohlen, Salz, und Mineralwasser. Der Fabrikfleiß ist besonders in den Gegenden von Aachen, Eupen und Montjoie verbreitet, wo die Tuchfabriken auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht sind, und nicht nur für das In-, sondern auch für das Ausland arbeiten. Ferner giebt es in dieser Provinz Leinen-, Wollen- und Seiden-, Band-, Farben-Hut-, Leder-, Tabak-, Porzellanfabriken ꝛc., Eisen-, Stahl-, Kupfer- und Messingwerke. Auch wird ein lebhafter Handel mit den Naturproducten und Fabrikaten getrieben. Die Einwohner reden meistens die deutsche Sprache, die in einigen Gegenden, besonders im Süden, mit der französischen vermischt ist, und sind größtentheils Catholiken; doch giebt es auch viele Protestanten und Juden. Die Provinz zerfällt in die drei Regierungsbezirke von Aachen, Coblenz und Trier.

Niederschlag, Präcipitat. Eine chemische Auflösung besteht aus dem aufgelöst'en Körper und dem Auflösungsmittel. Um den aufgelöst'en Körper aber wieder in eine dichte isolirte Substanz zu verwandeln, und von dem Auflösungsmittel abzusondern (welches nach dem Ausdruck der Chemiker fällen, niederschlagen oder präcipitiren genannt wird), bedient man sich einer Substanz, welche daher das Fällungs- oder Niederschlagungsmittel heißt. Der durch Hinzutreten dieser dritten Substanz von seinem Auflösungsmittel geschiedne und in eine dichte Substanz verwandelte Körper heißt der Niederschlag oder das Präcipitat. Die Präcipitation (Präcipitirung) kann auf doppelte Weise geschehen: entweder indem das Niederschlagungsmittel näher mit dem Auflösungsmittel als mit dem aufgelöst'en Körper, oder indem es näher mit dem aufgelöst'en Körper als mit

dem Auflösungsmittel verwandt ist. In beiden Fällen entsteht eine Isolirung und Verdichtung des aufgelöst'en Körpers. Ist die vom aufgelöst'en Körper zu scheidende Auflösung ohnehin flüssig, so geschieht der Niederschlag auf nassem Wege; auf trocknem Wege hingegen, wenn sie erst durch Feuer flüssig gemacht werden muß. Die Präcipitirung ist, wie man schon aus dieser Definition siehet, einer der wichtigsten chemischen Prozesse, um die ursprünglichen Bestandtheile der Körper zu erkennen, die verschiednen Grade ihrer Verwandtschaft zu beurtheilen und neue Substanzen zu bilden, welche von andern ihnen früher beiwohnenden Kräften getrennt, zu eignen Zwecken gebraucht werden können. Viele große Operationen der Natur, vorzüglich in jener Epoche, als die gegenwärtige Gestalt der Erde durch gewaltsame Operationen bestimmt wurde, beruhen ursprünglich auf dem Niederschlagungsprozeß. So glaubt man z. B., daß der Granit durch eine solche allgemeine Niederschlagung gebildet worden sey. — Im Gebiete der Rhythmik (sowohl der eigentlichen Musik als der Verskunst) bezeichnet das Wort Niederschlag so viel als die Thesis und ist dem Aufschlag oder der Arsis entgegengesetzt, worüber der Art. Rhythmus zu vergleichen ist.

Niemcewicz (J.), einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden polnischen Gelehrten, dessen Werke auch in die von dem Grafen Mostowski herausgegebene Sammlung der polnischen Classiker aufgenommen sind, hat sich zugleich in der neuern polnischen Geschichte durch seinen Antheil an den Staatshändeln bekannt gemacht. Als Nuntius von Litthauen spielte er auf dem Reichstage von 1788—1792 eine große Rolle. 1794 war er einer der Adjutanten Kosciusko's, wurde mit ihm gefangen und nach Petersburg geführt, wo er bleiben mußte, bis Paul bei seiner Thronbesteigung ihm wie seinen Gefährten die Freiheit gab. Jetzt begleitete er Kosciusko nach den vereinigten Staaten, wo sich beide eine Reihe von Jahren aufhielten. Er so wenig als jener nahm an den Begebenheiten in Polen unter Napoleons Leitung Antheil; einen um so größern aber seit dem Zeitpunkte, wo Polen als Königreich mit Rußland vereinigt ist. Er war Präsident der Constitutions-Comité und hatte den größten Einfluß auf die Abfassung der Verfassungsurkunde selbst. Ihm wurde auch der ehrenvolle Auftrag, Kosciusko nach seinem Tode eine Gedächtnißrede zu halten; dieselbe ist für ein Meisterstück erklärt worden.

Niemen ist der polnische Name des Flusses Memel. Er entspringt im russischen Gouvernement Minsk, macht in einer Strecke von 30 Meilen die Gränze zwischen Rußland und Neu-Ostpreußen, theilt sich bei Perwalkischkän, zwei Meilen hinter Tilsit, in zwei Arme, die Ruß und die neue Gilge genannt, welche die wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmte sogenannte Tilsiter Niederung bilden und sich in das curische Haff ergießen. Dieser Fluß, welcher im Sommer schiffbar ist, wurde in der neuern Zeit vorzüglich merkwürdig durch die Zusammenkunft Napoleons mit dem Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm von Preußen auf demselben 1807. Später sah er die französische Armee im Sommer 1812 über sich hin, und im Winter desselben Jahrs in ganz verschiedener Gestalt zurückgehn.

Niemeyer (August Hermann), als Theolog, Erziehungsschriftsteller und geistlicher Liederdichter rühmlich bekannt, wurde den 1sten September 1754 zu Halle im Saalkreise,

wo sein Vater Archidiaconus war, geboren. Nachdem er das königliche Pädagogium zu Halle besucht hatte, bildete er sich auf der dasigen Universität, vorzüglich unter Semler und Nösselt, zu den theologischen Wissenschaften. Im Jahre 1780 wurde er ebendaselbst außerordentlicher Professor der Theologie und Inspector des theologischen Seminariums, 1784 ordentlicher Professor und Aufseher des königlichen Pädagogiums, 1785 Mitdirector des Pädagogiums und des so berühmten Hallischen Waisenhauses, welches bei dem Antritte seiner Aufsicht sehr in Verfall gerathen war, 1787 Director des pädagogischen Seminariums, 1792 königlich preußischer Consistorialrath, 1794 Doctor der Theologie, 1800 Director des Almosencollegiums, 1804 wirklicher königlich preußischer Oberconsistorialrath und Mitglied des Berlinischen Oberschulcollegiums, 1808 Mitglied der Reichsstände im Königreich Westphalen, und in eben diesem Jahre Kanzler und Rector perpetuus der Universität Halle. Im J. 1813 verlor er diesen Posten, da das französische Gouvernement die Universität Halle wegen ihrer für die Alliirten im April 1813 gezeigten patriotischen Gesinnungen aufgelöst hatte, aber ums Jahr 1814 wurde er mit der Wiederherstellung der Universität durch die preußische Regierung ebenfalls wieder eingesetzt, legte aber nachher die Stelle eines Kanzlers nieder, wurde 1816 Consistorialrath und auswärtiges Mitglied des Consistoriums zu Magdeburg, und erhielt im J. 1817 den rothen preußischen Adlerorden. Die größten Verdienste hat er unläugbar als pädagogischer Schriftsteller. Als Theolog war er stets bemüht, geläuterte Begriffe über die Lehren der Religion zu verbreiten. Seine vorzüglichsten Schriften, außer vielen zerstreuten Abhandlungen, Uebersetzungen und Predigten, sind: die Charakteristik der Bibel; Philotas oder Beiträge zur Beruhigung und Belehrung für Leidende und Freunde der Leidenden; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht nachdenkender Christen; die populäre und practische Theologie; die Briefe an christliche Religionslehrer; Leitfaden der Pädagogik und Didaktik, Halle 1802, 8.; Ansichten der deutschen Pädagogik und ihrer Geschichte im 18. Jahrhundert, Halle 1801, 8.; die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Aeltern, Hauslehrer und Schulmänner, 7. Aufl. 3 Thle. 1819, 8.; Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung, Halle und Berlin 1813, 8.; das Gesangbuch für höhere Schulen; die Feierstunden während des Kriegs; religiöse Gedichte, Halle und Berlin 1814, 8.

Nieren sind Eingeweide des thierischen Körpers, bestimmt, das Blut vom überflüssigen Wasserstoff, Stickstoff und andern Stoffen zu befreien. Die Nieren des Menschen sind länglichrunde, bohnenförmige Körper, in ihrer Größe nach Verschiedenheit des Alters auch verschieden, doch ungefähr von zwei bis drei Zoll Länge, und einem auch anderthalb Zoll im Durchmesser. Auf jeder Seite des Körpers liegt eine Niere, die hintere Fläche einer jeden liegt mit ihrem obern Theile an dem Lendentheil des Zwerchfells, vom elften Brustwirbelbein bis zum fünften Lendenwirbel. Der äußere Rand der Niere ist gewölbt, sieht gegen die Lendentheile des Zwerchmuskels und gegen die innere Fläche der Bauchmuskeln an deren hintern Umfang. Der innere Rand ist gegen die großen Gefäßstämme gerichtet, und an seinem verticftesten Rande mit einem etwas eingebognen länglichen Einschnitte versehen, in welchen die Nerven und Blutgefäße der Nieren eingehen. Jede Niere ist an ihre benachbarten Theile durch

zellgewebige Haut angeheftet, welche mit vielem Fette ausgefüllt ist. Die Substanz der Niere ist dicht, fest und von blaßröthlicher Farbe, an dem ganzen Umfang aber dunkler, und besteht aus einer Verwickelung der zartesten Blutgefäße. Aus der Rindensubstanz entsteht die innere röhrige Substanz, in welcher acht bis elf pyramidenförmige Abtheilungen unterschieden werden können, welche aus den zarten Canälen der Uringänge zusammengesetzt sind, und mit ihren gegen den innern Rand der Niere gerichteten Spitzen zusammenstoßen und Nierenwärzchen genant werden. Diese ergießen ihre abgesonderte Flüssigkeit in gemeinschaftliche häutige Röhren, die Nierenkelche, in dem Einschnitte der Niere sich versammelnd, die sich hier alle in einer sackförmigen Erweiterung endigen, welche das Nierenbecken genannt wird. Es hat die Form eines Trichters und verlängert sich in eine ziemlich geräumige Röhre, welche sich bis in die Beckenhöhle zur Urinblase herab fortsetzt, dieselbe durchbohrt und mit ihr vereinigt, so daß der abgesonderte Urin beständig in die Blase herabtröpfelt. Jede Niere enthält einen Arterienzweig unmittelbar aus dem Stamme der Aorte; diese Nierenarterie tritt in dem Einschnitt der Niere in dieselbe ein, verbreitet sich in unzählbaren Verzweigungen zuerst auf der Oberfläche derselben, bildet die Rindensubstanz, giebt die Röhrchen ab, welche die Nierenwärzchen bilden, und vereinigt sich zum Theil wieder in zurückführende Zweige, welche in einen Venenstamm vereinigt, das übrige Blut wieder in den Stamm der Hohlvene zurückbringen. Die Function der Niere, den Urin aus dem Blute abzusondern, wird regiert durch das ihr beigegebene Nervensystem, welches in einem, von mehrern Nervenfäden des Geflechts der Unterleibsnerven gebildeten Nervennetze besteht, das die Nierenarterie bis in das Innere der Nierensubstanz begleitet, und das Organ mit seinem ihm eigenthümlichen Leben begabt. Die Nothwendigkeit dieses Organs in dem thierischen Körper leuchtet aus der Einrichtung seiner organischen Selbsterhaltung hervor. Indem zu seiner Ausbildung gewisse Stoffe nothwendig sind, und von außen durch Nahrung und Getränke aufgenommen werden, müssen als Gegenwirkung auch bestimmte Organe seyn, welche sich der Herrschaft dieser Stoffe widersetzen, sie aufnehmen, bezwingen und verändert fortschaffen. Der Körper bedarf zwar zu seiner Erhaltung eines Antheils von Stickstoff, der sich in der Phosphorsäure reichlich vorfindet, und mit der Kalkerde verbunden als phosphorsaurer Kalk die Knochen bildet. Der Ueberschuß des Stickstoffs, der freien und mit Knochenerde verbundenen Phosphorsäure, so wie der durch den Wechsel der Stoffe selbst unbrauchbar gewordene wird nun als Harnstoff, als freie und gebundene Phosphorsäure in vielem Wasser aufgelöst abgeschieden und als Urin ausgeleert. Würde dies nicht geschehen, so würden diese Stoffe so überhand nehmen, daß das Leben dabei nicht bestehen könnte. Störungen in dem Leben der Nieren verursachen Nierenkrankheiten, die theils den allgemeinen Charakter an sich tragen, z. B. Entzündung, Vereiterung und Brand, theils durch die Besonderheit dieser Organe bestimmt werden. Unter diese gehört die Steinkrankheit. Da mit dem zunehmenden Alter der Knochenbau vollendet ist, folglich die Quantität von phosphorsaurer Knochenerde zu deren Ausbildung nicht mehr nöthig ist, so folgt hieraus von selbst, daß ein Ueberschuß davon als fremdartiger Stoff in den Säften des Körpers zurückbleiben muß. Dieß muß noch mehr der Fall seyn, wo durch Uebermaaß an Speisen und Getränken ein zu großer Antheil an Stick-

ſtoff in die Circulation kommt, wie dieß bei luxuriös und ruhig lebenden Perſonen Statt findet, wo denn nicht ſelten die Arthritis ihren Urſprung hernimmt (ſ. d. Art.), welche durch übermäßige Erzeugung von phosphorſaurer Kalkerde ſich auszeichnet. So lange dieſe bei völliger Energie der Function der Nieren durch den Urin ausgeleert wird, kann ſich keine Krankheit erzeugen. Sinkt aber bei zunehmenden Jahren die Energie der Lebensthätigkeit in den Nieren, ſo ſteigt dagegen die Herrſchaft des irdiſchen Stoffes, ſeine Neigung zur Cryſtalliſation, die um ſo mehr wächſt, je weniger verdünnt der Urin iſt, wird überwiegend, und ein Kern von phosphorſaurem Kalk, oder von phosphorſauren Salzen, zuweilen mit etwas Gallerte verbunden, fängt an ſich zu bilden, um welchen ſich nun rindenartig immer mehr ſolche irdiſche Theile anſetzen. Der Ort dieſes Anſatzes iſt bei dem Nierenſtein gewöhnlich das Nierenbecken. Oft gleiten ſie von hier durch die Harnleiter bis in die Blaſe hinunter, nicht ſelten aber bleiben ſie auch, vergrößern ſich ſo ſehr, daß ſie ganze Nierenbecken ausfüllen, und deſſen Form annehmen, ja mit mehreren Aeſten bis in die Nierenkelche ſich fortſetzen. H.

Nierenſteiner, ſ. Rheinweine.

Nieswurz, Nieswurzel. Zwei Arzneipflanzen, deren Wurzeln ſcharfe Beſtandtheile haben und heftiges Nieſen erregen, führen dieſen Namen. Die ſchwarze, Helleborus niger, wegen ihrer Blüthzeit im Winter auch Chriſtwurz genannt, hat fadenförmige Wurzeln; die weiße, Verateum album, iſt weit heftiger und war ſchon den Alten bekannt. Sie wuchs häufig in Antikyra, und ward gegen den Wahnſinn als Purgirmittel gegeben, auch vergiftete, nach Pauſanias, Nebrus von Kos einſt den Fluß Pliſtus damit, und zwang dadurch die belagerte Stadt Kirrha, welcher er das Trinkwaſſer verdarb, zur Uebergabe. F.

Nießbrauch oder Nutznießung, ususfructus, der Gebrauch des Ertrags, Genuſſes oder Nutzens einer Sache, das Recht, dieſelbe nach gewiſſen Beſtimmungen zu benutzen. Man unterſcheidet nämlich beim Eigenthumsrechte (jus dominii) dreierlei Rechte: 1. den wirklichen, vollſtändigen Beſitz der Sache, 2. das Eigenthum oder Proprietät, und 3. das Benutzungsrecht. Die Proprietät giebt dem Eigenthümer Rechte über die Beſtandtheile, woraus die Sache beſteht; der Nießbrauch enthält das Recht, ſich allen Nutzen, den man aus der Sache ziehen kann, zuzueignen, und iſt daher eine Art der ſogenannten perſönlichen Servitut. Die Verhältniſſe des Eigenthümers zum Nießbraucher oder Nießnutzer (usufructuarius), welche gewöhnlich durch den Vertrag, der die Servitut beſtellt, feſtgeſetzt ſind, haben indeſſen oft viele ſtreitige Fragen veranlaßt, wohin vorzüglich die gehört, ob der Nießnutzer in der zu nießbrauchenden Sache, ſeinen Einſichten nach, nützliche Veränderungen ohne Vorwiſſen und Einwilligung des Eigenthümers vorzunehmen berechtigt ſey.

Nieſen, im Niederſächſiſchen pruſten, bezeichnet die mit einem gewiſſen ziſchenden Geräuſch und plötzlicher Zuſammenziehung der Muskeln des Unterleibes und derer, welche auf die Lunge wirken, verbundene Ausſtoßung der Luft, vorzüglich aus der Naſe, deren Geruchsnerven in Bewegung geſetzt worden ſind. Unter den Thieren nieſ't nur der Hund vollkommen wie der Menſch. Ein anhaltendes heftiges Nieſen, welches von dem Einziehen eines fremden Körpers in die Naſe, oder wie beim Schnupfen von krankhaft erhöhter Reizbarkeit der die Naſe inwendig bekleidenden Schleimhaut entſteht,

kann bisweilen, besonders bei schwächlichen Personen, gefährlich, aber durch das Einspritzen lauwarmer Milch oder lauen Wassers, oder durch das bloße Einziehen des Dampfes von warmem Wasser gehoben werden. — Die Gewohnheit, jemanden beim Niesen Gesundheit zu wünschen, ist so alt, daß schon der große Forscher Aristoteles zu Alexanders Zeit ihren Ursprung nicht mehr anzugeben wußte. Es ist daher wohl möglich, daß die Sitte bei einer Krankheit entstanden ist, in welcher das Niesen das Aufhören der gefährlichen Crisis verkündigte; nur beweisen läßt es sich nicht mehr.

Niethammer (Friedrich Immanuel), der Philosophie und Theologie Doctor, der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München außerordentliches wirkliches Mitglied, königlich bayerscher Central-, Schul-, Studien- und Kirchenrath bei dem geheimen Ministerium des Innern, ist zu Beilstein im Würtembergischen den 24sten März 1766 geboren. Im Jahr 1793 trat er zu Jena nach erlangtem Doctorate in der Philosophie und Theologie als Professor dieser Wissenschaften öffentlich auf. Ein Geist gründlicher, tief eindringender, umsichtsvoller und parteiloser Untersuchung, und eine Methode, welche immer den Stand der jedesmaligen Frage aus dem historischen und wissenschaftlichen Standpunkte allseitig genau bestimmte, und den Gegenstand derselben in scharfer und lichtvoller Erörterung erschöpfend abhandelte, offenbarte sich deutlich in den Vorlesungen und Schriften desselben. Damals drückten Deutschland zwei große Uebel: eine kecke und anmaßende Aufklärerei, welche sich mit dem Verdienste der Verscheuchung des Aberglaubens stolz blähte, im Grunde aber alles speculative Denken anfeindete und zu verdrängen suchte; dann aber eine fast ausschließende Richtung der Cultur auf Industrie und Gewerbfleiß. In der kleinen, aber muthigen Schaar der geistreichen Streiter gegen diesen verderblichen Zeitgeist erschien damals als einer der Ersten auch Niethammer. Theils für sich, theils vereint mit Fichte und andern Edlen kämpfte er in Schriften und öffentlichen Lehrvorträgen siegreich gegen das damalige verwegene Eindringen eines plumpen und gefährlichen Realismus in den ganzen Umkreis menschlicher Bildung, und suchte seinen Zeitgenossen zu zeigen, daß die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen in Wissenschaft und Kunst, in Philosophie und Religion und im ganzen menschlichen Leben etwas von aller Vernunft als Wahrheit Gefodertes und Vorausgesetztes sey. Durch seine Wirksamkeit in dem Gebiete der Wissenschaften zog er die Aufmerksamkeit der königlich bayerschen Regierung auf sich, und war einer der auswärtigen Gelehrten, die sie 1803 nach Würzburg berief, um zu einem neuen kräftigen Aufschwung der Wissenschaften und Künste in ihren Staaten mitzuwirken. Als dieses von Bayern 1805 im Preßburger Frieden abgetreten wurde, wurde er von da als protestantischer Kreis-, Consistorial- und Schulrath nach Bamberg im Mainkreise, und von da 1807 als Central-, Schul- und Studienrath nach München versetzt. Längst schon hatte er gesehen, wie, in Folge des blos auf Erwerb gerichteten Zeitgeistes, fast überall in Deutschland die Unterweisung über materielle Gegenstände kühn den Unterricht über geistige Gegenstände aus den Schulen verdrängte, und wie man über dem Erwerbzweck und dem Brotstudium das Studium der alten classischen Welt und mithin aller echten Philosophie vernachlässigte, wodurch die Schulen allgemeiner Bildung fast in bloße Berufsschulen ausarteten. Bei diesem verkehrten Zustande der Pädagogik geboten Zeit und Vernunft eine Reform des Schulwesens. Niethammer, dem die Stelle,

worauf er jetzt stand, die nachdrücklichste Mitwirkung an derselben zur doppelten Pflicht zu machen schien, sprach seine schon längst genährten Ideen darüber in seiner vortrefflichen Schrift über Philanthropinismus und Humanismus öffentlich aus. Verwirklicht erschienen sie in dem neuen Schulplane, welchen das allgemeine Normativ vom Jahre 1808 überall im Königreiche einführte, um dem Sprach- und Realstudium eine durchaus veredelte geistige und zeitgemäße Richtung zu geben.

Niflheim, s. Nordische Mythologie.

Niger, auch Joliba oder das große Wasser, ein großer Strom in Mittelafrika, der besonders Nigritien oder Sudan durchfließt, ein räthselhafter Fluß, dessen Quelle sowohl als Mündung uns bis jetzt unbekannt geblieben sind. Vor mehr als zweitausend Jahren zeichnete Herodot die erste richtige Nachricht über den Lauf dieses größten Stromes von Afrika auf, und sagte, daß er von Westen nach Osten fließe. Die Folgezeit glaubte es nicht mehr, bis der Lauf desselben von neuem entdeckt und die Behauptung des Vaters der Geschichte bestätigt wurde. Mungo Park, ein zur Untersuchung dieses Problems von der afrikanischen Gesellschaft zu London abgeschickter Reisender, war der erste und bis jetzt einzige Europäer, der diesen Fluß sah, und bemerkte, daß er von Westen nach Osten fließe. Bei seiner zweiten Reise, die er 1805 unternahm, um das Ende des Nigers zu entdecken, erreichte er auch wieder diesen Fluß, kam weiter als das erstemal und befuhr ihn, mit dem Entschlusse, entweder seinen Vorsatz auszuführen oder zu sterben. Sein letzter Brief ist von Sansanding, einer ansehnlichen Stadt an diesem Strome, von 17ten November 1805. Nachher hat man keine weitern Nachrichten von ihm selbst, und man weiß jetzt, daß er bei dieser Unternehmung sein Leben verloren hat. Bei Sego, wo Mungo Park auf seiner ersten Reise den Niger zuerst erblickte, strömte er schon so breit wie die Themse bei London. Von Sego abwärts folgt am Strome nun Ort an Ort. Große Handelsstädte liegen an demselben, Jenne, Tombuktu (eigentlich ungefähr eine Stunde davon), Haussa und nach den neuesten Nachrichten Wassanah. Die Städte an demselben, besonders Tombuktu und Wassanah, sind die großen Marktplätze für das ganze Nordafrika: denn regelmäßige Karawanen gehen von Gambia und Senegal, von Marocco und Fez, Tunis, Tripolis und Fezzan, von Cairo und Dar-Fur zu ihnen hin. Seine Ufer sind tiefer landeinwärts bebaut und äußerst bevölkert. Dieser Strom erregt daher mit allem Recht den Wunsch, seinen Lauf und sein Ende kennen zu lernen; besonders haben die Britten zur Auflösung dieses geographischen Problems viele Versuche gemacht, die jedoch noch mit keinem glücklichen Erfolge gekrönt worden sind. So wurden 1816 zwei Expeditionen von denselben in dieser Absicht ausgerüstet. Die eine sollte auf dem Congoflusse bis in das Innere von Südafrika eindringen, indem man vermuthete, daß der Niger mit dem Congoflusse ein und derselbe sey. Die andere sollte vom Senegal aus bis an den Niger gehen, und beide sich im Innern treffen. Aber beide Unternehmungen sind gescheitert. Bei dieser Ungewißheit über das Ende dieses Stromes sind unter den Geographen verschiedene Ansichten verbreitet. Einige glauben, daß der Niger mit dem ägyptischen Nile in Verbindung stehe, andere nehmen an, daß er sich in einem großen Binnensee endige, andere behaupten, daß er das

mittlere Gebirgsland durchbreche, nach Südwesten fließe und sich (vielleicht als der Congo) in den Guinea-Busen ergieße. Die letztere Hypothese hat einige Wahrscheinlichkeit erhalten durch die Erzählung des James Riley, Schiffsmeister und Supercargo auf der nordamerikanischen Brigg Commerce, welche an der Westküste von Afrika im Jahr 1815 Schiffbruch litt. Riley fiel nebst seinen Schiffbruchsgenossen in die Hände einer Horde Araber. Da ein anderer Araber, Sidi Hamet, zu ihnen kam, so wendete er sich an diesen, daß er sie kaufen und nach Mogadore oder Souera, einer Stadt im Kaiserthum Marocco, bringen möchte, wo er hoffte, Europäer zu finden und durch diese aus der Sklaverei gerettet zu werden. Sidi Hamet, ein mitleidiger Mann, erfüllte seine Bitte, kaufte ihn nebst vier seiner Gefährten, und brachte sie glücklich nach Mogadore, wo sie durch Europäer wieder losgekauft wurden. Riley hat seine Reiseabenteuer 1817 schriftlich herausgegeben unter dem Titel: der Untergang der amerikanischen Brigg Commerce ꝛc. Das fünfundzwanzigste Capitel dieses Buchs enthält die Reisen eben dieses Arabers Sidi Hamet, welche Riley ihm selbst, als dictirendem, mit Zuziehung eines spanisch redenden Dolmetschers, nachgeschrieben hat. Sidi Hamets Erzählung giebt nicht blos über die große Handelsstadt Tombuktu, unweit des Nigers, Aufklärungen, sondern macht uns sogar mit einer noch weit tiefer im Innern Afrika's liegenden und noch größern Stadt Wassanah bekannt. Da sie an den Ufern des Nigers erbaut und ungefähr sechzig Tagereisen süd- und ostwärts von Tombuktu entfernt ist, so ist zugleich ihre Entdeckung auf die Entscheidung der so wichtigen Frage, welchen Lauf der Niger nehme, von großem Einflusse. Sidi Hamet erzählt, daß er zweimal in Tombuktu gewesen sey, daß diese Stadt einen lebhaften Handel treibe mit allen Karawanen, welche von Marocco und den Küsten des mittelländischen Meeres kommen, und daß sie eine große Stadt von mehr als 200,000 Einwohnern sey. Bei seinem zweiten Aufenthalte zu Tombuktu mußte er auf Befehl des Königs mit einer großen Karawane nach Wassanah, einer noch weiter am Niger gelegenen noch größern Stadt, mit welcher Tombuktu in lebhaftem Handelsverkehr steht, reisen. Nach sechzig Tagereisen gelangten sie zur Stadt Wassanah, von welcher Sidi Hamet sagt: sie ist unfern des Ufers des Flusses erbaut, welcher im Süden vorbeiströmt, zwischen hohen Bergen auf beiden Seiten, jedoch nicht ganz dicht am Flusse. Die Einwohner von Tombuktu nennen den Fluß Jolibid, und die von Wassanah nennen ihn Zadi. Die Einwohner haben Boote, die aus großen ausgehölten Bäumen gemacht sind, welche zehn, funfzehn oder zwanzig Neger in sich fassen, der Bruder des Königs sagte einem meiner mich begleitenden Glaubensgenossen, der ihn verstand (denn ich konnte ihn nicht verstehen), daß er in einigen Tagen mit sechzig Booten eine Reise den Fluß hinab machen werde, um fünfhundert Sklaven zum großen Wasser (Ocean), wohin ihre Richtung erst südlich, dann westlich zu nehmen sey, zum Verkauf zu bringen, weil man dort in großen Booten viele Weiße antreffe, welche Musketen, Pulver, Tabak, blaues Tuch, Messer und dergleichen bringen. Er sagte, es sey ein weiter Weg, und er werde drei Monate zu dieser Reise brauchen. Wir sahen eine große Menge von Leuten, welche mit Sklaven und Elephantenzähnen den Fluß hinabgereis't waren, um zum großen Wasser zu kommen und nun wieder zurückkamen. Sie

sagten, das weiße Volk lebe in großen Booten, und habe Schießgewehr so dick, wie ein Menſch, welches ein Getöſe wie Donner mache, und wohl die ganze Mannſchaft von hundert Negerbooten bald vernichten würde, wenn ſie ihm zu nahe kämen. Nach dieſer Erzählung nimmt Riley an, daß das große Waſſer, zu welchem die Einwohner Waſſanahs erſt ſüdwärts, dann weſtwärts gehen, der atlantiſche Ocean ſeyn müßte, und daß der Niger in ſeinem Laufe oſtwärts durch hohe Berge in den Centralregionen dieſes unerforſchten Continents gehemmt und ſüdwärts zu gehen genöthigt werde, daß er ſüdwärts längs hinab zwiſchen jenen Gebirgen fortgehe, deren vom Senegal nach dem Meerbuſen von Guinea ſich erſtreckende und dieſen Meerbuſen umgebende Kette ſchon bekannt ſey, und daß er immer mehr verengt und eingezwängt werde durch jene unermeßliche Bergkette, in welcher, wie bekannt ſey, der Nil ſeinen Urſprung habe, daß mithin ſein ſo gedrängtes und immer höher ſteigendes Waſſer (nachdem er zumal eine Menge anderer Ströme in ſich aufgenommen) endlich über die weſtliche und ſchwächſte Barriere der Gebirge hinausbreche, zum Fuße derſelben hinabſtürze, ſich den Weg immer weiter weſtwärts zum atlantiſchen (äthiopiſchen) Meere bahne, und endlich nichts anderes ſey, als der Fluß, der jetzt den Namen Congo hat. Vielleicht erhalten wir jetzt gewiſſere Nachrichten über dieſen bisher räthſelhaften Strom, wenn die Reiſe der Britten Ritchie und Marryatt gelingt, welche kürzlich nach Tripolis gereiſ't ſind, von wo ſie ſich nach Murzuck, der Hauptſtadt von Fezzan, begeben und von da den Verſuch machen wollen, nach Hauſſa und Tombuktu zu gehen. Auch hat Ritchie vor ſeiner Abreiſe neue Verſicherungen vom Bey von Tripolis erhalten, welcher ihm verſprach, ſeine Reiſe bis Murzuck, wo die Autorität der Regierung von Tripolis anerkannt iſt, zu beſchützen. Die häufigen Karawanen zwiſchen Murzuck und Burnu am Niger ſcheinen den Uebergang aus Fezzan in das große Reich von Burnu zu erleichtern. Sind dieſe Reiſenden einmal bis Burnu gelangt, ſo werden ſie entweder ſelbſt bis Waſſanah vordringen, oder Nachrichten einziehen können, wodurch Rileys und Sidi Hamets Angaben über Waſſanah und den ferneren Lauf des Nigers entweder beſtätigt oder widerlegt werden.

Nikander, ein gelehrter griechiſcher Arzt und Dichter im zweiten Jahrhundert vor Chr., nach einigen Angaben aus Kolophon gebürtig. Von ihm ſind uns noch zwei Gedichte übrig: Theriaka, von den giftigen Thieren und den Mitteln gegen ihren Biß. 2. Alexipharmaka, von Gegengiften überhaupt. Beide ſind vorzüglich merkwürdig in naturhiſtoriſcher Hinſicht. Die Hauptausgabe iſt von J. G. Schneider, Halle, 1792. Mehrere verloren gegangene Schriften werden von den Alten angeführt, unter andern eine mit der Aufſchrift, Georgika, welcher Cicero mit vielem Lobe gedenkt (de orat. 16).

Nike nannten die Griechen die Göttin, welche den Römern unter dem Namen Victoria bekannt war. (S. Victoria.)

Nikolaiten ſind nach der gewöhnlichen, nicht ſymboliſchen Auslegung der Stelle in der Offenbarung Johannis (Cap. 2, 6.), wo Irrlehrer dieſes Namens vorkommen, und nach den Berichten der Kirchenväter Irenäus und Clemens von Alexandien, Ketzer geweſen, die ſich im erſten Jahrhundert in Syrien und Kleinaſien verbreiteten. Nikolaus von Antiochien, den die Apoſtelgeſchichte unter den ſieben Diakonen zu Jeruſalem nennt, ſoll dadurch Anlaß zu

ihrer Entstehung gegeben haben, daß sein guter Rath, das Fleisch zu mißbrauchen, d. h. die sinnlichen Triebe zu unterdrücken, von einigen heidnisch gesinnten Christen ganz verkehrt aufgefaßt wurde. Sie erlaubten sich den Genuß heidnischer Götzenopfer und zügelloser Ausschweifungen der Wollust. Diese Secte, wenn sie, was noch zweifelhaft ist, wirklich existirte, ging bald unter. Die Gnostiker können ihre Reste aufgenommen haben. Weil Nikolaus nach Irenäus seine schon verlassene Ehefrau als Diakonus wieder zu sich genommen haben soll, wurden Priester, die ihren Stand verließen, um heirathen zu können, auch Nikolaiten genannt. Eben so hießen die Anhänger des Wiedertäufers Nicolai. S. d. Art. Liebesfamilie.

Nikomedes, der Name dreier Könige von Bithynien, von denen der dritte während des Krieges der Römer mit dem König von Pontus, Mithridates dem Großen, es mit jenen hielt. Ein besonders inniges Verhältniß fand zwischen ihm und dem jungen Julius Cäsar Statt, was diesem manchen harten Vorwurf zuzog. Nikomedia hieß die Hauptstadt Bithyniens nach ihrem Erbauer, dem ersten dieses Namens.

Nikopolis (Siegesstadt), der Name mehrerer im Alterthum bekannten Städte, unter andern zweier in Aegypten, und zwei andrer in Mösien und Dacien. Eine der berühmtesten und ansehnlichsten ist die, welche Augustus nach seinem entscheidenden Siege über Antonius bei Actium, in der Nähe dieses Vorgebirges in Epirus erbauen ließ, zum Andenken und zur Verherrlichung dieses Triumphs, der ihn zum unumschränkten Gebieter des römischen Reichs machte. Noch sieht man ansehnliche Trümmer dieser Stadt unweit Provesa.

Nil, großer Fluß in Afrika, durchströmt ganz Nubien und Aegypten, in welchem Lande er sich unterhalb Cairo, wo er 3000 Fuß breit ist, in zwei Hauptarme theilt, die sich wieder in verschiedne andre Arme theilen, von denen die beiden äußersten nach Osten und Westen dem untern Theil von Aegypten die Gestalt eines Delta geben (s. d. Art. Delta). Im Alterthum zählte man sieben Hauptmündungen, in denen er sich in das mittelländische Meer ergoß, von denen aber jetzt nur die Arme bei Damiette und Rosette noch schiffbar geblieben, die andern hingegen, da sie verschlämmt sind, nur mit Schwierigkeit noch aufgefunden werden. Den Ursprung oder die Quellen des Nils zu entdecken und zu bestimmen, hat schon seit den ältesten Zeiten zu den schwersten Aufgaben der Reisebeschreiber und Geographen gehört. In der neueren Zeit hat der Schottländer Bruce in seiner Reisebeschreibung behauptet, die Quellen des Nils in der Provinz Gojam in Abyssinien im November 1770 wirklich gesehen zu haben; ein Vorgeben, dem jedoch von Andern lebhaft widersprochen worden ist. Gewöhnlich nimmt man an, daß er in den abyssinischen Gebirgen im Lande der Agows aus den Quellen eines großen Sumpfs entspringe. Schon d'Anville machte darauf aufmerksam, daß der Fluß, der sich oberhalb Sennar mit dem Flusse Abyssiniens vereinigt, weit beträchtlicher sey, und leicht der wirkliche Nil seyn könne; und alle neuere Geographen stimmen darüber überein, daß der Nil der Alten der Bahr el Abiadh der Araber sey, und auf dem nördlichen Abhange der Mondsgebirge entspringe, wie Ptolemäus gesagt hatte. Wir wollen daher den Lauf beider Hauptarme des Nils beschrei-

ben. Der westliche Nilarm, Bahr el Abiadh, der weiße Strom, dieser größte, aus weitester Ferne herabströmende Quellstrom des Nils, entspringt aus vielen Quellen auf dem Mondgebirge, Jidbel Kumri, fließt anfangs in nordöstlicher, dann aber in ganz nördlicher Richtung und nimmt viele Flüsse auf. Etwa acht Tagereisen nordwärts von Schilluk, unter 16° der Nordbreite, vereinigt er sich mit dem Bahr el Azrek, dem östlichen Nilarme. Obgleich der letztere kleiner ist, so heißt es doch im Lande allgemein, der Abiadh falle in den Azrek. Der letztere behält seinen Namen, da hingegen jener ihn verliert. Der Bahr el Azrek ist es, dessen Quellen Bruce aufgefunden hat, nämlich drei wasserreiche Brunnen auf einer sumpfigen grasreichen Alpenhöhe in einem Thale im Lande der Agows. Hierauf ergießt er sich in der habessinischen Landschaft Dembe in den See von Tzana, in einer Breite von 260 Fuß. Er durchströmt ihn 5 Meilen lang, ohne daß sich sein Wasser mit dem des Sees vermischt. Aus diesem See strömt er gegen Südosten, macht dann eine große Spirallinie gegen Südwesten und hierauf nach Norden, bis er nach einem Laufe von 29 Tagereisen sich wiederum seiner Quelle bis auf eine Tagereise, doch weiter gegen Westen genähert hat. In drei verschiedenen Wasserfällen durchbricht er die Gränzgebirge Habessiniens. Bei Sennaar bildet er ein sehr fruchtbares Stromthal und vereinigt sich bei dem Orte Holile mit dem größern Bahr el Abiadh. Der Name Nil wird nach dieser Vereinigung gewöhnlich, und er behält ihn auf seinem ganzen weitern Laufe. Der Nil strömt nun von 16° bis zum 30° der Nordbreite in meist nördlicher Richtung fort, durchfließt Nubien und senkt sich, nachdem er zwar den einzigen großen Zustrom, den wir kennen, den Tacazze, aufgenommen hat, in drei Stromschnellen, bei Syene (das heutige Assouan) in das Thal von Aegypten hinab. Die Gebirgskette, welche der Nil hier durchbricht, Gebel el Silsily, streicht von Osten nach Westen, und besteht in geringer Breite aus Granitfelsen, die einzigen im Nilthal, in welchen man noch die Steinbrüche findet, aus denen die alten Aegypter ihre colossalen Obelisken brachen. So wie der Nil aus dem höhern Nubien durch diese Felsenpässe herabgesunken ist, beginnt eine neue Landschaft, durch welche er nirgends als wilder Gebirgsstrom rauscht, sondern in stiller Majestät, als ein segnendes fruchtbringendes Wasser über hundert Meilen weiter gerade nordwärts fortgleitet. Gleich an dieser südlichen Gränze von Aegypten verkünden die Ruinengruppen von Philae und Elephantine durch ihre Größe und Pracht das Wunderland. Merkwürdig und einzig in seiner Art ist von hier an die Bildung des Nilthales. Von Assouan bis Cairo, wo die Stromscheidung ist, fließt nämlich der Nil in einem Thale von einer mittlern Breite von zwei Meilen, das von zwei Höhenzügen begränzt wird, davon der eine gegen Osten das ganze Land bis zum rothen Meere füllt; der andere im Westen steigt von Libyen auf, und zieht wie ein platter, furchtbar öder Damm den Nil entlang, in einer Breite, die zwischen Assiout und der großen Oase etwa vier Tagereisen beträgt. Dieser Wall von Aegypten schützt das Nilthal gegen die Wüsten des westlichen Libyen. Die östliche Begränzung des Nilthales steigt senkrecht empor, und wird darum in ihrer ganzen Länge Gebel Mokattam, die steile Felsenwand, genannt. Dieser östliche Höhenzug ist durch mehrere Querthäler von Osten nach Westen durchschnitten. Außer

ihnen finden sich noch sehr viele mehr und minder breite Schluchten, welche den Mokattam von Zeit zu Zeit durchbrechen. In Mittel-Aegypten erweitert sich das Nilthal etwas mehr. Doch ist es an der breitesten Stelle bei Fajum nur drei Meilen breit. Aber von hier an zieht sich die libysche Hügelkette immer mehr gegen Westen; die östliche verschwindet bei Cairo ganz und es breitet sich die unabsehbare Fläche des Delta aus. Dasjenige, was den Nil vor allen andern Flüssen in der Welt merkwürdig und für Aegypten besonders wohlthätig macht, ist sein jährliches Austreten, wodurch er das Land überschwemmt und fruchtbar macht, welche Fruchtbarkeit indessen nicht so sehr dem Schlamm (dem allmähligen Ansatz des Nilschlamms haben Einige die Entstehung von ganz Unter-Aegypten, ja vielleicht von ganz Aegypten selbst zugeschrieben) des Nils, wie Einige behauptet haben, als vielmehr der Wässerung selbst zuzuschreiben ist. Vom 18ten und 19. Junius fängt er an allmählig zu steigen, erreicht im September seine höchste Höhe, und fällt dann wieder eben so allmählig und in eben so viel Zeit, als er gestiegen war. Durch künstliche Canäle wurde schon im höchsten Alterthum das Wasser des ausgetretenen Nils gleichförmiger vertheilt, und man hatte an mehreren Orten sogenannte Nilmesser angebracht, an denen man das Steigen und Fallen des Flusses auf das sorgfältigste beobachtete. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwemmung suchte man schon im Alterthume in dem in Abyssinien vom März bis zum September fallenden Regen und den um dieselbe Zeit das Wasser nordwärts treibenden Winden. Das Wasser des Nils, welches während des Steigens verschiedne Farben zeigt, ist zwar schlammig, aber sehr süß und angenehm im Geschmack. — Wegen seines so regelmäßigen Austretens konnte der Nil im alten Aegypten eine Zeit- oder Calenderbestimmung werden. In der ägyptischen Mythologie wurde er als Landesgottheit gebildet und verehrt. Die Griechen machten ihn zum Sohne des Pontus und der Thalassa oder des Oceanus und der Tethys. Als seine Tochter wird Memphis genannt, denn die Stadt dieses Namens lag am Nil. Man sah ihn als den Erzeuger aller Hauptgötter des Landes an. Um die Zeit der Sonnenwende, wo sein Anschwellen anfing, feierte man ihm das Fest Nilo a, opferte ihm schwarze Stiere, streute Lotosblumen auf das Wasser ꝛc. In der Stadt Nilopolis hatte er einen Tempel. Man bildete ihn gewöhnlich von schwarzem Marmor zum Andenken seines äthiopischen Ursprungs. Um ihn her spielen 16 Kinder, als Hieroglyphe, daß er so viel Ellen wachsen muß, wenn er ganz wohlthätig für Aegypten werden soll. Auch hat man den Nil in colossaler Größe als Flußgott gebildet, ruhend auf einer Sphinx von der größten Schönheit, von 16 Kindern umspielt, und mit Lorbeern und Aehren bekränzt. Attribute von ihm sind auch das Krokodil und Nilpferd, die Sphinx und der Delphin.

Nilpferd, Flußpferd (Hippopotamus amphibius), der Behemoth der Israeliten, ein plumpes unförmliches Säugthier, das im Nil und in andern afrikanischen Flüssen gefunden wird und von Vegetabilien lebt.

Nimbus nennt man den Strahlenkranz oder Schimmer, mit dem man im Alterthume die Häupter gewisser Gottheiten, Könige und Kaiser, seit dem Christenthume das Haupt Christi und der Heiligen (weshalb Nimbus auch oft Heiligenschein heißt) vorgestellt hat. Viele erklären diese Sitte daher, daß Nimbus ur-

sprünglich bei den Römern eine Stirnbinde bedeutet habe, mit der die Römerinnen zuweilen eine zu hohe Stirn verbargen, daß man daher ferner auch die kleine Bedachung so genannt habe, mit der man das Haupt der Götterbildsäulen gegen Schmutz und Verunreinigung schützte, und daß man an dieser kleinen Kopfbedeckung blos zur Zierde anfangs Strahlen angebracht habe, aus welchen zuletzt ein wirklicher Strahlenkranz geworden sey. Allein es ist durch viele Mythen, in welchen gottgeweihte Kinder schon mit solchem Schein in der Wiege vorgestellt werden, wahrscheinlich, daß die Idee des Nimbus einer uralten orientalischen Symbolik ihre Entstehung verdankt, deren ursprüngliche Bedeutung für uns verloren ist. Gegenwärtig heißt Nimbus figürlich oft der Glanz, der eine Person umgiebt.

Nimes, oder Nismes, ist die Hauptstadt des Departements du Gard, im ehemaligen Nieder-Languedoc, und liegt in einem fruchtbaren, von zwei Reihen Hügeln eingeschlossenen, von Nordosten nach Südwesten geöffneten Thale. Die Anzahl der Häuser ist 4500, und die der Einwohner beläuft sich bis auf 40,000, unter denen man beinahe 25,000 Calvinisten zählt. Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und den weit größern acht Vorstädten. Die Stadt selbst ist schmutzig, und stellt ein Labyrinth von engen, sich in unzähligen Richtungen durchkreuzenden Straßen dar; die Häuser sind zwar von Stein, aber klein und unbequem; regelmäßiger und schöner sind die Vorstädte, vorzüglich die von Crucimele und Richelieu. Uebrigens hat die Stadt wenig Merkwürdigkeiten aus den neuern Zeiten; die öffentlichen Gebäude, außer dem wegen seiner Uhr merkwürdigen Rathhause und der Domkirche, sind unbedeutend und die großen Plätze unregelmäßig. Ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten sind die trefflichen römischen Alterthümer, die sich hier noch vorfinden, als die Tourmagne, ein uralter Wartthurm auf einer Anhöhe, an deren Fuße sich die sogenannte Fontaine von Nimes befindet, mit einem prächtigen Spaziergange, wo man römische Bäder gefunden und wieder erneuert hat, wohin der Cours, eine vierfache Allee, führt; ferner der Dianentempel oder das Pantheon, das sogenannte viereckte Haus (ein alter Tempel), das prachtvolle Amphitheater, ein schönes Oval mit vier Thoren und 120 in Doppelreihen über einander gebauten Arkaden. Es befinden sich zu Nimes eine Akademie, ein königliches Collegium mit einer Bibliothek, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften und eine medicinische Societät. Sehr wichtig sind die hiesigen Fabriken, besonders in Seide, welche vielerlei Seidenzeuge liefern; daher man den Seidenhandel auf sechzehn Millionen Livres berechnet. Auch die Fabriken in Baumwolle und Halbbaumwolle, in Strick- und Stickzwirn, in Leder sind bedeutend. Mit diesen Fabrikaten, so wie mit Seide treibt daher Nimes einen ansehnlichen Handel. In neuester Zeit, besonders seit dem Julius 1815, zeichnet sich die Stadt durch die schauderhaften Verfolgungen der Protestanten eben so, als durch die Anhänglichkeit an die Bourbons aus. Für die Tabaksraucher und Gelehrten ist es nothwendig zu wissen, daß der berühmte Jean Nicot, welcher als französischer Gesandter 1559 den ersten Tabak aus Portugal nach Frankreich sandte (woher der Tabak noch herba Nicotiana genannt wird), daß der berühmte reformirte Prediger Jacques Saurin, daß der verdiente Gelehrte Samuel Petitus, der sich vorzüglich durch sein Werk de legibus

Atticis berühmt gemacht hat, in Nimes geboren worden sind. Ein Haupthandel der Stadt besteht in den umher theils wild aufkommenden, theils gezogenen Gewächsen, wovon die Saamen, die Blüthen und Blätter und die getrockneten Wurzeln weit versandt werden. Clima und Boden sollen hier diese Vegetabilien den höchsten Grad der Güte erreichen lassen.

Nimrod, der nach der Mosaischen Urkunde um 2000 vor Chr. Geb. zuerst ein Held war, wird gemeiniglich für den ersten Regenten und Eroberer gehalten, der an die Stelle der patriarchalischen Unabhängigkeit nomadischer Urstämme das Joch die Monarchie gesetzt habe. Babylon (s. d. Art.) und die Monarchie dieses Namens wurde von ihm gegründet, und durch die Eroberung der Städte (befestigten Horden) Erech, später Edessa, Accad, später Nisibis, und Chalne, später Ctesiphon in Mesopotamien, vergrößert. Herder nennt ihn den Unternehmer des babylonischen Thurmbaues und sieht in dem Umstande, daß er ein gewaltiger Jäger war, nur eine bildliche Andeutung der Tyrannei, mit der er die wild umherschweifenden Nomaden zusammengelockt und sich durch List und Gewalt unterworfen habe. Nimrod bedeutet im chaldäischen und arabischen Dialect einen Empörer; die vergleichende Mythologie kann daher Recht haben, wenn sie in ihm den Riesen der Finsterniß (er war ein Nachkomme des zum Stammvater der Schwarzen verurtheilten Hams) und die Personification der Entstehung einer königlichen Gewalt unter den Menschen, die sich gegen die göttliche, das Licht, aufgelehnt und die Stelle Gottes auf Erden einzunehmen gewagt habe, zu entdecken glaubt, und ihn als mythisches Wesen mit dem Bel der Chaldäer und dem medisch persischen Kaiumaras für *gleichbedeutend* hält. E.

Nimwegen, Nimmegen, französisch Nimègue, eine Stadt in dem Königreiche der Niederlande und die Hauptstadt eines Bezirkes der Provinz Geldern, ist befestigt und liegt auf mehreren Hügeln an der Waal, über welche eine fliegende Brücke führt, in einer reizenden Lage. Sie enthält neun Kirchen, 1900 Häuser und 13,300 Einwohner, welche Gerbereien, eine Leimsiederei, Bleichen und berühmte Weißbierbrauereien (der bekannte Moll, ein weißes Sommerbier, wird außerhalb der Stadt versendet) unterhalten, auch viele gemeine messingene Rauchtabaksdosen verfertigen, und einen ansehnlichen Speditionshandel treiben, der jedoch sonst bei weitem lebhafter war. Auf einem ziemlich hohen Hügel an der Flußseite erblickt man die mit jedem Jahre mehr verfallenden Trümmer des Falkenhofs, einer alten Burg, die Carl der Große erbaut haben soll, und die vor Zeiten das Hoflager der fränkischen Könige war. Das Rathhaus enthält eine reiche Sammlung römischer Alterthümer und ist merkwürdig wegen des daselbst 1678 und 1679 geschlossenen Friedens, welcher für Holland und Deutschland eben so nachtheilig war, als er vortheilhaft für Ludwig XIV. ausfiel. Der Kalverbosch, ein anmuthiger Spaziergang, und das Belvedere sind angenehme öffentliche Spaziergänge.

Ninive, s. Ninus.

Ninon, s. Lenclos.

Ninus. Nach alten ungewissen Sagen war Ninus ein alter assyrischer König, Nachfolger des Belus, und einer der größten Eroberer in Asien. Er erweiterte das assyrische Reich bis an die Gränzen von Indien, an den Nil und an den Tanais, heirathete die

Semiramis, die Gemahlin des Mecon, eines seiner Statthalter, die ihm durch Anschläge zur Eroberung von Baktra, der Hauptstadt von Baktrien, behülflich gewesen war, und erbaute Ninive oder Ninus, die Hauptstadt seines Reichs. Sein Sohn war Ninyas. Ihm folgte seine Gemahlin Semiramis. Die Stiftung seines ungeheuern Reichs wird zwischen das Jahr 2200 und 2100 vor Chr. Geb. gesetzt.

Niobe, Tochter des Tantalus und der Dione, war die Gemahlin Amphions, der mit Zethus gemeinschaftlich das von ihnen erbaute Theben beherrschte. Sie hatte (nach der gewöhnlichen Angabe) sieben Söhne und sieben Töchter, und vergaß sich in dem Stolz auf ihre blühende Nachkommenschaft so sehr, daß sie sich über die Latona, die Mutter von nur zwei Kindern, des Apoll und der Diana, erhob, und zur Strafe dieses Uebermuths ihre Kinder, von den Pfeilen des Götterzwillingspaars getroffen, dahin sinken sehen mußte. Schmerz und Verzweiflung verwandelten die unglückliche Mutter nach langem Umherirren in einen Stein, den man noch am Berge Sipylus im Reiche ihres Vaters zeigte. Auch Amphion und Zethus fielen, als sie voll Zorn in Apolls Heiligthum drangen, von den Pfeilen des Gottes durchbohrt. — Dieses ist die gewöhnliche Erzählung von dem Schicksal der Niobe, in dessen Nebenumständen die Dichter, welche diese Geschichte eben so oft, als die bildenden Künstler zum Gegenstand ihrer Darstellungen gemacht haben, häufig abweichen. Der Hauptgrund der Fabel selbst scheint in jenem alten Sprachgebrauch zu liegen, daß man von jungen Leuten, die eines plötzlichen Todes starben, sagte, der Pfeil des Apoll oder der Diana habe sie getroffen, so wie das Versteinertwerden fast in allen Sprachen das natürliche Bild für den höchsten Grad erstarrender Verzweiflung ist. Eine der schönsten Kunstdarstellungen des Alterthums hat sich in der sogenannten Gruppe der Niobe erhalten. Die diese Gruppe bildenden Statuen wurden im Jahre 1583 bei der Porta Lateranensis in Rom ausgegraben, vom Cardinal Ferdinand v. Medicis gekauft, der sie in der Villa Medici aufstellen ließ, und 1772 vom Großherzog von Toscana, Leopold, nach Florenz gebracht, wo sie 1777 in der Rotonda la Tribuna nach der von Vincenzo Spinazzi erhaltenen Restauration aufgestellt wurde. Die Gruppe besteht aus vierzehn Statuen und wird für denselben Statuenverein gehalten, den schon Plinius beschrieben hat. Ueber den Verfertiger aber war man schon damals ungewiß, und Einige, wie Plinius, nannten den Scopas, Andre den Praxiteles. Winckelmann erklärte sich für Scopas. Eben so wenig Gewisses ist über die ursprüngliche Zusammenstellung der einzelnen Figuren auf uns gekommen, und sie war bisher um so schwieriger zu errathen, als mehrere davon, die beiden sogenannten Ringer, der Pädagog (den Fabroni so wunderlich für den König Amphion nahm) und die eine Tochter, die Göthe für eine Erato hält, von den trefflichsten Kunstkennern für gar nicht zu dieser Gruppe gehörig (obschon sie alle an einem Ort und zu einer Zeit gefunden wurden) erklärt worden sind. Die zirkelförmige Stellung sämmtlicher Statuen um die Hauptfigur der Mutter, wie sie uns Montfaucon abgebildet liefert, beruht eben sowohl, als die von Ramdohr angenommene Zusammenstellung, blos auf einer Vermuthung, die nicht nur durch keine Autorität unterstützt wird, sondern der eine genaue künstlerische Ansicht und Untersuchung der einzelnen Figuren sogar geradezu widerspricht. Dagegen hat in der neuesten Zeit ein junger englischer Architekt, Namens Cockerell, die sinnreiche und die höchste Wahr-

scheinlichkeit für sich habende Hypothese aufgestellt und 1816 in einer eignen Schrift mitgetheilt, daß diese berühmten Statuen, auf einer Linie pyramidal neben einander gruppirt, die Decoration eines antiken Tempel-Frontispiz gebildet haben. Diese Vermuthung wird durch die Analogie in der Kunstgeschichte des Alterthums vollkommen bestätigt, indem es durch die Ruinen des Parthenon zu Athen, durch die Entdeckung der Statuen des Tempels des Jupiter Panhellenius zu Aegina, durch den Theseus-Tempel und viele andre Beispiele, wie auch aus den Beschreibungen des Pausanias von Frontispiz des Tempels des Jupiter Olympius, und des Diodor von Sicilien von dem des olympischen Jupiters zu Agrigent, hinreichend bekannt ist, wie sehr es die griechischen Baukünstler liebten, die Frontons ihrer Tempel mit solchen statuarischen Decorationen auszuschmücken. Was aber jene Vermuthung fast zur Gewißheit erhebt, sind die Resultate der artistischen Untersuchung, die der brittische Künstler mit den einzelnen Statuen selbst angestellt hat. Der Charakter ihrer Stellung zu einander, die relativen Dimensionen derselben, ihre nach den Linien eines Dreiecks zu beiden Seiten absteigenden Höhenmaaße, die vollkommen zu jener Zusammenstellung passenden Bewegungen, in denen sämmtliche Figuren dargestellt sind, indem sie alle gegen den Mittelpunkt, den die Mutter als die höchste Statue bildet, streben, und dann die auffallende Vernachlässigung, ja absichtlich unvollendete Ausarbeitung der Rückseite der mehrsten dieser Statuen, die offenbar zeigt, daß der Künstler sein zur Aufstellung an eine Wand bestimmtes Werk lediglich auf die Ansicht von vorn berechnet hatte, machte es augenscheinlich, daß diese Gruppe zu einem solchen architektonischen Verschönerungszwecke bestimmt war. Cockerell hat diese Anordnung durch eine von ihm selbst in Stein geätzte Zeichnung verdeutlicht, bei deren Anblick kein Kenner der bildenden Kunst läugnen wird, was jener so treffend über die künstlerische Schönheit derselben bemerkt. Es geht daraus, sagt er, eine schöne Composition hervor, in welcher die Mythe der Niobe ein ununterbrochnes Bild darstellt. Die Combination so mannichfachen Ausdrucks, der doch dieselben Empfindungen darstellt, gewährt eine große außerordentliche Wirkung, läßt die ganze Geschichte auf den ersten Anblick erkennen und bringt in der Seele des Beschauers die Idee der erzürnten Gottheiten hervor, in dem Momente, in welchem sie von der Höhe herab ihre unheilschwangern Pfeile abschießen. Die Gesetze der Eleganz und Zierlichkeit der Composition sind gut beobachtet. Sechs Figuren auf jeder Seite symmetrisch geordnet, und die zugleich durch sehr abwechselnde Bewegungen und Ausdruck wunderbare Contraste erzeugen; Alter, Geschlecht, Handlung, Nacktes und Gewänder sind im schönsten Gegensatze mit einander. Das Giebelfeld erscheint reich decorirt und der Raum zwischen den einzelnen Figuren gleich getheilt. Das Unausgefüllte durch den nahe der Mutter gefallnen Sohn ist vielleicht eine der Schönheiten, die den Eindruck der Zusammensetzung noch erhöhen. Das erhabenste und zugleich reizendste Bild in der ganzen Composition aber ist in dem Mittelpunkt, der gleichsam magnetisch die Seitengestalten an sich zu ziehen scheint und auf dem Alles in Idee und Ausführung des Künstlers mit bedeutungsvoller Sympathie hinstrebt, die unglückliche, das jüngste Kind in ihrem Gewande verzweiflungsvoll verbergende Mutter selbst, in ihrer majestätisch feierlich ruhenden Gestalt. — A. W. Schlegel, der in der Hauptidee der Anordnung mit Cockerell übereinstimmt, bezweifelt jedoch die Richtigkeit sei-

ner Stellung mehrerer einzelnen Figuren, so wie seine Behauptung, daß wir die Gruppe vollständig und im Original besitzen.

Nische (niche) oder Bilderblinde, heißt in der Architektur eine Vertiefung in einer Mauer, gemeiniglich nach einem halben Zirkelstücke gearbeitet und mit einem halben Kugelgewölbe bedeckt. Sie werden gewöhnlich durch Statuen, Oefen und andere Verzierungen gefüllt. Auch in der Gartenkunst hat man sie nachgeahmt.

Nitrum, s. Salpeter.

Niveau, s. d. folg. Art.

Nivelliren heißt ausmessen, um wie viel ein Punkt in der Natur höher oder tiefer als der andre liegt, oder untersuchen, um wie viel das Wasser an einem gewissen Punkt weiter vom Mittelpunkte der Erde entfernt ist, als an einem andern. Da auf dieser Bestimmung der Fall des Wassers, so wie die Fertigung aller Profil- oder Durchschnittsrisse beruht, so ergiebt sich hieraus schon von selbst, von welcher Wichtigkeit das Nivelliren bei Bergwerken, Wassermühlen und allen andern Bauten und Anlagen sey, bei denen das Gefälle des Wassers in Betrachtung kommt. Das zu diesem Abmessen erfundene Werkzeug nennt man Wasserwage (Niveau) oder Nivellirwage, die auf verschiedene Art gemacht oder zusammengesetzt ist. — In einer abgeleiteten Bedeutung versteht man auch unter Niveau oder Wasserpaß (Schrägmaaß, Perpendicul) das Instrument, von dessen Mitte eine Bleikugel herabhängt, und dessen sich die Maurer und Zimmerleute bedienen, um die Horizontallinie zu nehmen, und zu sehen, ob die von ihnen gelegten Steine oder Hölzer gleich liegen. Hieraus ergiebt sich die metaphorische (übergetragene) Bedeutung des Worts Niveau von selbst. So sagt man z. B. von einem Menschen, daß er sich nicht zum Niveau eines andern erheben könne.

Nixen. Diese weiblichen Gottheiten der nordischen Mythologie gleichen in einigen Stücken den Najaden der griechischen Mythologie. Wie diese, sind sie die beschützenden Gottheiten der kleinern Landgewässer, in denen sie sich gewöhnlich aufhalten. Wie diese, mischen sie sich oft in die Angelegenheiten der Menschen, vorzüglich liebender Jünglinge und Mädchen, ein, und spielen daher in den Volksmährchen, die ihnen gewöhnlich einen schalkhaften, oft sogar boshaften Charakter beilegen, eine große Rolle. Aber sie ziehen auch die Menschen bei den Füßen ins Wasser und tödten sie. Ihr Name rührt wahrscheinlich von den Nökken oder Nikken her, welche in der nordischen Mythologie zu der bösen Gattung der Elfen (Swartelstar) gezählt werden.

Nizza, französisch Nice, vormals die Hauptstadt der Grafschaft dieses Namens, und nach der Vereinigung derselben mit Frankreich die Hauptstadt des Departements des Alpes maritimes, jetzt wieder dem Königreiche Sardinien gehörig, und die Hauptstadt einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Provinz, welche 58 Quadratmeilen und 91,000 Menschen enthält, liegt am Fuße des Berges Montalban, nicht weit vom Einfluß des Paglione in das mittelländische (hier ehemals ligustisch genannte) Meer. Sie hat einen geräumigen und befestigten Seehafen, und 18,500 Einwohner, welche eine Tabaksfabrik und Seidenzwirnereien unterhalten und Liqueure, Parfümerien und Essenzen bereiten. Ihre Eintheilung in die Alt- und Neustadt wird, wie in vielen andern so eingetheilten Städten, durch die Schönheit der Gebäude der Neustadt gerechtfertigt, während die

Altstadt in schmutzigen, krummen, winklichten Gassen alte, finstre und schlecht gebaute Häuser zeigt. (S. Arndts Reisen ꝛc.) Diese Stadt und die umliegende Gegend sind am meisten berühmt durch die außerordentlich reine und gesunde Luft, und durch ausgezeichnete Milde des Climas selbst mitten im Winter, welche Milde die Gegend den nördlichen Gebirgen zu verdanken hat, die mit den Alpen zusammenhängen und das Land vor ultramontanischen Stürmen bewahren. Daher ist Nizza der Lieblingsort aller derer, die das Bedürfniß haben, eine reine Luft einzuathmen, in welcher Hinsicht ihr blos Montpellier gleich kommt, und es ist zugleich der Lieblingsaufenthalt aller derer, die sich vor dem nordischen Winter retten wollen. Die Luft ist hier so rein, daß man bei gutem Wetter von hier aus die Gebirge von Corsica sehen kann. Man findet hier Seebäder und die Ruinen eines römischen Amphitheaters. Die Stadt treibt einen nicht unbedeutenden Handel, vorzüglich mit roher und gesponnener Seide, Wein, Oel und Blumen, welche im Winter von hier nach Paris, und sogar nach London verschickt werden. Nizza ist auch als Geburtsort des berühmten Mahlers Carl Vanloo merkwürdig.

Noah war der letzte unter den Patriarchen Sethitischen Stammes vor der Sündfluth, den Gott wegen seiner Frömmigkeit zum Stammvater eines neuen Menschengeschlechts bestimmte, da das erst geschaffne wegen seiner Sünden in der Fluth umkommen mußte. In einem Schiffe, das er nach der Anweisung Gottes gebaut hatte, rettete er sich, seine Familie und von jeder Gattung reiner und unreiner Thiere, die ihn umgaben, ein Paar. Nachdem das Wasser sich wieder verlaufen hatte, landete er auf dem Gebirge Ararat in Armenien, wo er Gott ein Dankopfer brachte und im Regenbogen das Zeichen sah, daß eine solche Fluth nie wiederkehren solle. Das von ihm verkündigte göttliche Gebot, kein Menschenblut zu vergießen und auch geschlachtete Thiere nicht roh in ihrem Blute zu essen, machte, so wie der Acker- und Weinbau, den er trieb, den Anfang zur Civilisation. Doch daß es auch nach der Fluth noch menschliche Schwachheiten und Sünden gab, mußte Noah selbst erfahren. Da er einst im Schlummer der Weintrunkenheit entblößt in seiner Hütte lag, sahe ihn sein Sohn Ham und spottete der Schwäche des Vaters gegen seine beiden ältern Brüder, Sem und Japhet. Diese aber nahmen ein Gewand, legten es auf ihre Schultern, und warfen es rücklings mit abgewendetem Antlitz über ihren Vater hin, so daß sie seine Blöße nicht sahen. Dies Zartgefühl blieb nicht unbelohnt. Da Noah erwacht war und das Vorgegangne erfahren hatte, gab er ihnen seinen Segen, dem Sohne Hams Canaan aber den Fluch, der Knecht seiner Brüder zu seyn, eine Strafe, die für das Verbrechen der beleidigten väterlichen Majestät nicht zu hart und besonders zum Erweis des Rechts der Semithischen Israeliten auf den Besitz des Landes Canaan in der biblischen Urkunde angeführt zu seyn scheint. Die Nachkommen Noahs bevölkerten Asien; Herren dieses Erdtheils wurden die Semiten, die Japhetiten breiteten sich über Europa aus, mehrere Hamitische Völker aber mußten nach blutigen Kriegen, von den Semiten verdrängt, sich nach Afrika wenden, daher die Schwarzen für Nachkommen Hams angesehen werden. Diese hebräische Sage von der Sündfluth und der Rettung Noahs, als eines zweiten Adams, findet in der Gleichheit mehrerer Umstände ähnlicher Mythen bei andern asiatischen Völkern ihre Bestätigung. Der chaldäische Xeisuthros, der indische Prithu oder Man-Sotti-wrata,

der in der asiatischen und griechischen Mythenwelt herrschende Dionysos oder Bacchus ist jener Noah der Hebräer, der Gott der Thränen (über die untergegangene Vorwelt) und des Weines. (Vergl. den Art. Sündfluth.) Den Stoff der Geschichte Noahs hat Bodmer in seiner Noachide episch behandelt, ohne ihm dadurch ein neues Interesse zu geben. E.

Noetianer, s. Secten.

Nollet (Jean Antoine), seinem Stande nach ein Geistlicher, aber mehr berühmt durch seine Verdienste um die Physik und Naturgeschichte, wurde zu Pimbrés im Kirchsprengel von Noyon den 17ten November 1700 von unbemittelten Aeltern geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht zu Clermont (in Beauvoisis) und Beauvais erhalten hatte, ging er nach Paris. Bald wurde er mit Reaumur, Dufay, Duhamel und Jussieu vertraut. Im Jahr 1738 stiftete der Graf von Maurepas für ihn zuerst die Stelle eines Professors der Experimentalphysik. Er wurde Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und machte wissenschaftliche Reisen nach England und Italien. Im Jahr 1744 wurde er nach Versailles berufen, um den Dauphin in der Experimentalphysik zu unterrichten, welcher Unterrichtsstunde oft der König selbst mit der königlichen Familie beiwohnte. Am meisten beschäftigte er sich mit Untersuchungen über die Electricität. Diejenigen indessen, welche ihn als den Vater der Experimentalphysik in Frankreich betrachten, thun dem Pater Poliniere Unrecht, der die ersten öffentlichen Versuche in dieser Wissenschaft zu Paris gemacht hat. Nollet starb zu Paris den 25sten April 1770. Seine gelehrten Arbeiten finden sich größtentheils in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften zu Paris. Seine Abhandlung über das Gehör der Fische wird besonders geschätzt.

Nomaden (aus dem Griechischen), nennt man diejenigen Völker, welche noch keine festen Wohnsitze haben, und gewöhnlich blos mit der Viehzucht beschäftigt (Hirtenvölker) ihren Aufenthalt so oft verändern, als sie sich durch Veränderung desselben zu verbessern glauben. Da stehendes Grundeigenthum und Ackerbau die Hauptstützen einer höhern und fortschreitenden Cultur sind, so stehen die nomadischen Völkerschaften den Ackerbautreibenden in Hinsicht ihrer Ausbildung überall weit nach. Die Nomaden haben gewöhnlich, an ein ungebundenes Leben gewöhnt, einen großen Abscheu vor jeder Niederlassung, welche sie zu den mühseligen Geschäften des Ackerbaus und bürgerlichen Lebens nöthigt, und verlassen ihre ursprüngliche Lebensweise nur dann, wenn sie, von allen Seiten eingeengt, dazu genöthigt werden, oder wenn sie sich der schon bestehenden Niederlassungen eines cultivirten Volks bemächtigen können. Gewöhnlich aber geschieht diese Veränderung allmählig. Die größten Revolutionen in der Geschichte sind oft durch solche Nomadenvölker hervorgebracht worden. Noch jetzt sind Südamerika, Nordafrika und das nördliche und mittlere Asien voll von Nomaden. Auch unter ihnen giebt es verschiedene Grade des Culturzustandes. Einige halten sehr auf Wohlhabenheit und Vermehrung ihres beweglichen Eigenthums, und kennen schon einen gewissen Luxus, während andre eine mehr räuberische Lebensart führen. Dann nennt man nomadisches Leben ein herumschweifendes Leben ohne Heimath.

Nomen (in der Mehrzahl Nomina), Nennwort. Nomina heißen in der Sprachlehre derjenige Redetheil, durch welchen man ein Ding im weitesten Sinne, seinem Bestehen und Inhalte nach,

bezeichnet. Zu ihnen gehören: 1. die Hauptwörter, Nomina substantiva, durch welche ein Ding als für sich bestehend gedacht wird. Die Hauptwörter sind a) communia (auch appellativa genannt); Gemeinwörter, Gemeinnamen, Gattungswörter, welche sich auf mehrere, und zwar wirklich für sich bestehende (z. B. Personen oder Sachen im eigentlichen Sinne), oder abstracte Dinge (allgemeine von den Dingen abgezogne Begriffe, und an sich unselbstständige Eigenschaften, Zustände, z. B. Klugheit) beziehen; daher die erstern concreta und materialia, die andern abstracta heißen. Zu den Gemeinwörtern gehören auch die collectiva (Sammelwörter), in denen eine Mannichfaltigkeit solcher Dinge als Ganzes gedacht wird; z. B. Heerde, Monat, Jahr; b) die Nomina propria (Eigennamen), Namen schlechthin, sind diejenigen, welche blos ein Individuum bezeichnen, z. B. Carl, Amalie, Altenburg, Schiller, u. s. w. — Uebrigens mögen die meisten Gemeinnamen wohl früherhin Eigennamen gewesen seyn, woher sich auch vielleicht der Pluralis (Mehrzahl) derselben erklären läßt. 2. Die Bei- oder Eigenschaftswörter (nomina adjectiva), d. h. diejenigen Nennwörter, welche sich auf Eigenschaften und Beschaffenheiten der Dinge beziehen, die nicht als selbstständig, sondern als an diesen haftend bezeichnet werden. Jene Beschaffenheiten bezeichnen die Quantität oder Qualität. Durch das Adjectiv wird dem Substantiv eine Eigenschaft entweder schlechthin oder vergleichsweise mit andern beigelegt. Dem gemäß erscheint es in einer dreifachen Form, im Positiv, wenn es schlechthin eine Eigenschaft angiebt, z. B. groß, schön, edel; im Comparativ, wenn es einem Dinge eine Eigenschaft vergleichsweise mit einem oder mehrern andern in größerm Maaße beilegt, z. B. größer, schöner, edler; endlich im Superlativ, wenn es diese Eigenschaft im höchsten Maaße beilegt, das größte, schönste, edelste. — Bei den Nennwörtern kommt die Declination (Beugung), das Genus (Geschlecht) und der Numerus (Zahl) vor. Letztere haben sie mit den Zeitworten gemein. Die Formen des Zeitworts, welche als Nennwörter gebraucht werden können, d. i. das Particip oder Mittelwort, und der Infinitiv, welcher zum Substantiv erhoben werden kann (z. B. das Lesen), nehmen hieran mit den ihnen eigenthümlichen Einschränkungen Theil.

Nomenclator. Bei den Römern nannte man Nomenclator einen Bedienten, der bei Gastereien die Namen der Gerichte und deren Beschaffenheit den Gästen sagte. Gewöhnlich versteht man darunter ein bloßes Namenverzeichniß gewisser Gegenstände, z. B. Pflanzen, ohne weitre Erklärung derselben.

Nominaldefinition, Namenerklärung, ist diejenige Erklärung, in welcher man einen Gegenstand durch eine Unterscheidung von andern deutlich macht; und da der Name das Unterscheidende bezeichnet, einen Gegenstand dem Namen (nicht der Sache) nach erklärt. Nun steht zwar der Namen mit der Sache in Verbindung, so daß durch den Namen auch die Sache verstanden wird, es kann also die Nominaldefinition die Realdefinition (Sacherklärung) vordereiten, und man kann sie an die Spitze einer Untersuchung stellen, um zu wissen, wovon die Rede ist, doch kann man aus ihr nichts für die Möglichkeit und das Wesen der Sache ableiten. Bei ihr wird auch die Sache schon vorausgesetzt, und nur erklärt, daß oder warum sie so heißt, nicht was das ist, und wie es möglich ist, was der Name be-

zeichnet, z. B. das Genie ist ein ungemeines Talent; schön ist, was durch sich selbst gefällt; Rechtspflicht ist eine erzwingbare Pflicht. In den meisten Fällen können wir jedoch nur Nominaldefinitionen geben. Von ihnen ist noch die Verbaldefinition (die bloße Worterklärung) verschieden, welche das Wort, als Wort, nach seiner Bedeutung, Abstammung u. s. w. bestimmt (z. B. Dreieck ist, was drei Ecken hat, Somatologie ist Körperlehre), dagegen die Namenerklärung die Gegenstände eines Begriffs von andern unterscheiden lehren will.

Nominalisten. Die genauere Schilderung der Nominalisten hängt mit der Schilderung der scholastischen Philosophie zusammen. Carl der Große hatte, vorzüglich zur Bildung der Geistlichen, Schulen (scholas) angelegt, in welchen die sogenannten sieben freien Künste (das trivium und quadrivium) gelehrt wurden. Da man in dem damaligen Zeitalter in diesen Schulen natürlich nicht über die objective Richtigkeit der geoffenbarten und von der Kirche geheiligten Wahrheiten hinauszugehen wagte, so mußte sich das Wesen der in ihnen gelehrten Philosophie, welche daher die scholastische hieß, zunächst nur in der Anwendung der Philosophie, oder im Grunde nur der Dialectik, auf die Theologie, und auf die innige Verschmelzung beider erstrecken. Selbst die Dialectik wurde daher anfangs durch philosophischen Schulzwang, und später durch theologische Verketzerung, eben so unabänderlich in gewisse willkührliche Schranken eingeengt, als es die theologischen Begriffe selbst waren, zu deren Begründung man sie gebrauchte. So mußte sich in dem engern Felde, auf welchem man sich herumtummelte, ein subtiler grübleriſcher Geist erzeugen, der in leeren Formen und einer Spielerei mit Begriffen seine Befriedigung suchte und gefunden zu haben wähnte. Den ersten großen Hauptzwiespalt in der scholastischen Philosophie erregte der sogenannte Nominalismus, dessen erster Stifter Johann Roscellin, Canonicus zu Compiegne, wurde, indem er unter andern damals sogenannten Ketzereien behauptete, die allgemeinen Begriffe seyen bloße Worte, nomina, Namen (flatus vocis). Dagegen behaupteten die Realisten (von res die Sache), die allgemeinen Begriffe würden nicht vom Verstande gebildet, sondern seyen der Wirklichkeit nach in den Objecten gegründet, sie würden als Realität dem Verstande gegeben, sie seyen die Sachheit selbst. Die Lehre des Roscellin wurde zu Soissons 1092 verdammt, und die Realisten, welche unter sich selbst nur in wenig bedeutenden Punkten abwichen, wurden die herrschende Schule. Indessen wurde im Anfang des 14ten Jahrhunderts der Kampf der Nominalisten mit den Realisten durch Wilhelm von Occam, aus der Grafschaft Surrey, einen Schüler des berühmten Duns Scotus (welcher zu Paris lehrte, und nach vielen Verfolgungen zu München 1347 starb), auf eine solche Weise erneuert, daß die Nominalisten zuletzt den Sieg davon trugen. Sein Scharfsinn richtete sich zunächst gegen die von den Realisten behauptete objective Realität, welche den allgemeinen Begriffen außer dem Verstande zukommen solle. Diese haben nach Occam nur ein subjectives Daseyn in der Seele, und sind ein Product des abstrahirenden Verstandes. Unter den nächsten Anhängern und Vertheidigern des Nominalismus bemerkt man auch zuerst den berühmten Johann Buridan aus Bethune (1350), ferner Robert Holcot († 1349), Gregorius Arminensis († 1358), Heinrich von Oyta, Heinrich von Hessen († 1397), Nicolaus Oresmius († 1382), Matthäus von Krakau († 1410), Ga-

briel Biel († 1495). Die Nominalisten wurden zwar oft verfolgt (zu Paris 1339, 1340, 1409, 1473), indessen gewannen sie doch nach und nach sowohl in Frankreich als auf den deutschen Universitäten die Oberhand. Die Nominalisten sind auch dadurch in der Geschichte der Philosophie des Mittelalters merkwürdig, daß, ungeachtet ihr Streit sich eigentlich nur auf die Realität der allgemeinen Begriffe bezog, von ihnen ein freierer und von der kirchlichen Theologie unabhängiger Geist ausging, welcher den größern philosophischen Versuchen der folgenden Jahrhunderte zuerst den Weg bahnte.

Nominalwerth, Nennwerth, nennt man den durch Worte oder Zahlen festgesetzten Werth einer Sache und setzt ihn dem wirklichen Werthe (Realwerthe) derselben, welcher oft davon verschieden ist, entgegen. Am häufigsten kommt dieser Unterschied bei den Staatspapieren vor. Ist bei diesen Nominalwerth und Realwerth gleich, so sagt man, sie stehen al pari. Ist der Werth der Staatspapiere gefallen, so unterscheidet man dasjenige, was sie nach dem Nominalwerthe gelten sollten, von dem Werthe, den sie im gewöhnlichen Course haben.

Nominativ, Nennfall, Benennungsfall, ist derjenige End- oder Beugungsfall (casus) des Nomen (s. d. A.), durch welchen ein Gegenstand blos genannt wird; wo man also fragen kann, wer oder was? Er ist daher der erste Fall oder Endung der Declination und gewöhnlich in seiner äußern Gestalt dem Vocativ (Rufall) gleich, bei welchem nur der Gegenstand in der zweiten Person gedacht wird (z. B. Freund!). Beide nennt man zusammen casus rectos, d. i. gerade Fälle oder Endungen, weil man in beiden den Gegenstand geradezu, ohne ihn in ein abhängiges Verhältniß von andern zu setzen, oder ohne Beziehung auf einen andern denkt und bezeichnet.

Non (Jean Claude Richard de Saint), geboren 1727, gestorben zu Paris 1791, Mitglied der Mahler- und Bildhauerakademie zu Paris, hat sich berühmt gemacht durch seine Voyage pittoresque de Naples et de Sicile, die in den Jahren 1782 bis 1786 in fünf Foliobänden herauskam und vorzüglich wegen der dabei befindlichen (417) Kupfertafeln sehr geschätzt wird. Er hatte seine Stelle als Parlamentsrath verkauft, um mit diesem Gelde die Reise nach Italien zu bestreiten. Er war selbst ausübender Künstler, und besaß in Arbeiten mit der Radirnadel eine vorzügliche Geschicklichkeit. Außer den angeführten Kupfern jener Reisebeschreibung hat er noch eine Menge von Blättern herausgegeben, die er Antiken oder Arbeiten von Le Prince, Boucher und Fragonard nachgebildet hat.

Nonä, s. Calender.

Nonconformisten, die der bischöflichen Kirche in England entgegengesetzte Partei, s. Anglicanische Kirche und Dissenters.

None, in der Musik der neunte Ton vom Grundton an gerechnet, s. Intervall.

Nonjurors, Nichtschwörer, s. Jacobiten.

Nonne, s. Klöster.

Nonnotte (El. Ab.), ehemaliger Jesuit, Mitglied der Akademie von Besançon, geboren daselbst gegen das Jahr 1711, widmete sich besonders der Kirchengeschichte und Theologie, und machte sich allgemein bekannt durch seine Erreurs de Voltaire, Lyon 1762, 2 Bände, fünfte Ausgabe 1770, 12. Es herrscht darin eben so viel

Gelehrsamkeit als Anstand im Tadel. Voltaire antwortete nicht in gleichem Ton. Nonnotte hatte bei diesem Werke den Zweck, die in dem Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, zum Theil aus Unkunde, zum Theil aus Parteilichkeit von Voltaire gemachten Fehler und falschen Angaben zu berichtigen, und fuhr trotz der Schmähungen seines Gegners in seinen literarischen Arbeiten mit demselben Eifer fort. — Er starb zu Anfang des Jahrs 1790.

Nonnus, ein späterer griechischer Dichter, gebürtig aus Panopolis in Aegypten, lebte nach Einigen zu Anfang, nach Andern zu Ende des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt. Er ist Verfasser eines Gedichts in 50 Büchern, Dionysiaca betitelt, worin der Zug des Bacchus (Dionysus) nach Indien beschrieben wird. Nonnus hat darin nicht nur die Werke der ältern Dichter copirt, sondern auch mehrere Fabeln von Bacchus aus den cyclischen Dichtern hinein verflochten. Man kann nicht läugnen, daß der Dichter ein poetisches Verdienst in der Art der Behandlung hat; doch ermangelt er nicht der seinem Zeitalter anhaftenden Flecken. Die Schreibart ist schwülstig und weitschweifig, die Beschreibungen zu detaillirt, die Beiwörter oft ohne Noth gehäuft und gesucht. Ed. pr. gr. ed., Falkenburg. Antwerp. 1569, 4.; c. lat. vers. Lubini, Hanau 1605. auct. 1610. G. H. Moser hat 6 Bücher (8 — 13) Heidelberg bei Mohr 1809, und Gräfe in Petersburg ein bucolisch-erotisches Gemählde dieses Gedichts (Hymnos und Nikaea aus Buch XV. 170.) Petersb. 1813 nebst Uebersetzung besonders herausgegeben. Ferner haben wir vom Nonnus eine versificirte Paraphrase des Evangeliums Johannis, die als Commentar dienen kann, da sie sehr deutlich, wiewohl wenig poetisch ist. Ed. pr. Ald. 1508, gr. et lat. ed. Sylburg 1596.

Nonpareille (wörtlich: ohne Gleichen, unvergleichlich), eine Art feiner Druckschrift (Lettern), z. B.

Scriptorum chorus omnis amat etc.
Das Dichtervolk war je und allezeit ꝛc.

Noot (Heinrich van der), spielte eine merkwürdige Rolle in der Insurrection der österreichischen Niederlande gegen Joseph II. Geboren zu Brüssel, studirte er die Rechte zu Löwen und kehrte alsdann als Advocat nach seiner Vaterstadt zurück. Ohne gründliche Kenntnisse und richtigen Blick, war er nichts desto weniger durch seine Beredsamkeit und durch seine Kühnheit als Demagog zu fürchten. Schon früher waren die Niederländer durch den von Joseph II. projectirten Tausch der Niederlande gegen Bayern und durch die Schleifung der Barrierevlätze unzufrieden; als aber der Kaiser die durch die Joyeuse Entrée ihnen zugesicherten Privilegien verletzte, die Patrimonialgerichtsbarkeit abschaffte, die Universität von Löwen neu organisiren und die fanatische Geistlichkeit zur Duldung aller christlichen Seelen zwingen wollte, zum größten Verdrusse derselben Normalschulen anlegte, und durch die Ernennung von Intendanten die Rechte der Stände vernichtete, so entstanden schon im Jahre 1788 zu Brüssel und an andern Orten Unruhen und Aufläufe. Zwar wurden diese ersten Bewegungen anscheinend gestillt; allein schon im Jahre 1790, als Joseph, auf die Truppenverstärkungen sich verlassend, die er indessen nach den Niederlanden gesandt hatte, seine Projecte von neuem durchzusetzen suchte, brach auch der Aufruhr mit verdoppelter Heftigkeit wieder aus und ward allgemein. Van der Noot stellte sich an die Spitze des Volks und ward bald das Haupt der Insurgenten; die eigentliche Seele des Aufruhrs aber war van Eupen, ein fanati-

scher und schlauer Priester, der auch van der Noot gänzlich beherrschte. England, Preußen und der Erbstatthalter von Holland unterstützten insgeheim die Empörer. Der Generalgouverneur der Niederlande, Herzog von Sachsen-Teschen, mußte flüchten, die österreichischen Truppen wurden vertrieben, ein souveräner Congreß, bestehend aus den Deputirten aller Provinzen, versammelte sich zu Brüssel und erklärte die Unabhängigkeit der Niederlande. Allein bald entstanden Uneinigkeiten unter den Insurgenten selbst, Aristokraten und Demokraten bildeten sich in besondre Parteien und die unbesonnenen Schritte der letzteren beraubten die Niederländer des Schutzes der Mächte, die sie bisher begünstigt. So ward es Leopold II. leicht, im Jahre 1791, nachdem Joseph gestorben, die Niederlande wieder zu unterwerfen, und van der Noot sank in das Dunkel zurück, nachdem er kurze Zeit eine zwar bedeutende, aber keineswegs ehrenvolle Rolle gespielt hatte.

Nord, s. Norden.

Nordamerika, nach seinem Entdecker auch Columbia genannt (vergl. d. Art. Colombo), die größere nördliche Hälfte der neuen Welt (vergl. d. Art. Amerika), ist eine zwischen dem stillen und dem atlantischen Meere tief in die arktische Welt hinauf ausgedehnte, einem Dreieck ähnlich gestaltete Ländermasse, welche ungeheure Wasserdecken einschließt, und eine vielfache (bereits durch Dampfschifffahrt belebte) Stromverbindung in ihren mit unermeßlichen Rohrwiesen und grasreichen Flächen, Savannen genannt, bedeckten Binnenländern bildet, die zwischen dem westlichen Bergrücken der bis zu einer Höhe von 16,500 Fuß sich erhebenden Anden mit dem steinichten Gebirge (Rocky Mountain) und dem östlichen Alpenlande der 3000 Fuß hohen Apalachen nebst dem Alleghany-Gebirge, von den nördlichen Quellen des Mississippi bis zu dessen Ausmündung in den Golf von Mexiko hinab sich ausbreiten. Unter dem 8° nördlicher Breite ist Nordamerika mit Südamerika durch die vierzehn Meilen breite Landenge von Panama verbunden. Vielleicht gelingt hier dem kühnern Charakter der Freiheit, was spanische Eifersucht bisher nicht unternehmen wollte, die beiden großen Halbinseln der neuen Welt zu trennen, und das atlantische Meer mit dem stillen zu verbinden, — wodurch eine Seefahrt von tausend Meilen um das Cap Horn herum erspart würde, — wenn man nämlich im 12° nördlicher Breite die Quelle des See Nicaragua mit einem kleinen Flusse, der in das Südmeer fließt, vereinigte und eine ebene Fläche von sechs Meilen durchstäche! Dagegen ist der Zusammenhang von Nordamerika mit der Polarwelt noch nicht erforscht, ob nämlich eine Meerenge unter dem 80° Grönland von Amerika scheide. Zwar drangen im Sommer 1818 zwei brittische Schiffe (Capitän Roß, vergl. d. Art. Nordpol-Expedition) in der Baffinsbai bis zu dem 79° an eine bisher unbekannte Küste vor; allein der Lancaster-Sund ward nicht genau von ihnen untersucht, ob hier sich eine nordwestliche Durchfahrt in das Polarmeer fände. Weiter westwärts sind, vom Binnenlande aus, die Britten Hearne (1771) unter dem 72°, bei der Mündung des Kupferminenflusses, und Mackenzie (1789) unter dem 69°, bei der Mündung des Sklavenflusses, bis an das Eismeer vorgedrungen. Durch die zehn Meilen breite Straße aber, welche unter dem Polarkreise Nordamerika von Asien scheidet, segelte zuerst im Jahr 1741 mit zwei russischen Schiffen der Däne Bering (s. d. Art.). Hierauf untersuchten

die Westküste die brittischen Seefahrer Cook und Vancouver, woraus sich ergab, daß ungeachtet der vielen Einbuchungen keine nordöstliche Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische vorhanden sey. Endlich erforschten, in Auftrag der vereinigten Staaten, das Innere von Nordamerika der Major Pike, welcher im Jahr 1805 den Lauf des Mississippi bis zu seinen Quellen verfolgte, und die Capitäns Lewis und Clarke, welche vom Jahr 1805 bis 1808 in einer Strecke von 9000 englischen Meilen den ganzen Lauf des Missuri und des Columbia untersuchten. Sie drangen mitten durch die Wildnisse des Felsengebirges bis an die Küste des stillen Meeres vor, was im Jahr 1793 schon dem Britten Mackenzie gelungen war. — Beträchtliche Meerbusen, wie die Bassins- und die 14,000 Quadratmeilen große Hudsonsbai (s. d. Art.), so wie der merikanische Golf auf der Ostseite, und das Purpurmeer oder Mar Vermejo auf der Westseite, nebst einer fast zahllosen Menge Einfahrten, und gegen 200 Landseen, darunter die größten auf der Erde, — der Ober-, Mischigan-, Huronen, Erie- und Ontariosee (zusammen 4300 Quadratmeilen), dann der Sklavensee, aus welchem sich der Mackenziefluß in das Eismeer ergießt, der Winipegsee und viele andre, füllen Nordamerika an, vom 40° bis zum 70° nördlicher Breite. Aus jenen fünf, durch den 1200 Fuß breiten und 144 Fuß hohen Sturz des Niagara verbundenen Seen strömt der 400 Meilen weit schiffbare Lorenzo in das atlantische Meer. Die übrigen Stromthäler, z. B. der 569 Meilen schiffbare Missuri, der 200 Meilen schiffbare Ohio und 40 andre fallen sämmtlich in das 800 Meilen lange Gebiet des Mississippi, des wichtigsten Handelscanals der 18,000 Quadratmeilen großen Binnenstaaten von Nordamerika. Kleinere Küstenflüsse stürzen sich von waldigen Höhen herab durch Felsenklüfte, theils in das stille Meer, wie der Columbia, der Rio grande de los Apostolos u. a. m., theils in das atlantische, wie der Connecticut, Delaware, Hudson, Savannah und 28 andre, theils in das Eismeer, wie der Kupferminen- und Mackenziefluß, theils in die Binnenmeere, z. B. 40 Flüsse in den 1800 Quadratmeilen großen Obersee, theils in den Golf von Mexiko, wie der Colorado, Rio-Bravo u. a. m. Diese Masse von Gewässern, so wie die ungeheuern Waldstrecken, welche einst ganz Nordamerika bedeckten, erklären das kältere feuchte Clima dieses Welttheils; daher strömt in vielen Gegenden noch einmal so viel Wasser aus den Wolken herab, als in den Theilen der alten Welt, die mit jenen unter einerlei Parallelkreise liegen, und des Nachts fällt der Thau in großen Tropfen von den Blättern der Bäume; daher hat das Rennthier, welches in Europa erst unter dem 60° einen ihm angemessenen kalten Wohnsitz findet, in Amerika seine Heimath schon unter dem 42° und der weiße Bär, bei uns ein Bewohner der kalten Zone, wird in Nordamerika schon unter dem 53° gesehen; daher gedeiht in den vereinigten Staaten erst seit kurzem der Anbau des Weinstocks; daher endlich hört in den östlichen Ländern Nordamerikas schon mit dem 60° aller Wachsthum der Pflanzen auf. Dieser Mangel an Wärme hat auch den Fortschritt der Cultur der ursprünglichen Bewohner von Nordamerika zurückgehalten. Die meisten amerikanischen Nationen, Indianer genannt, lebten und leben zum Theil noch von der Jagd, unter sich in fortwährende Familienkriege verwickelt; keine einzige hält Heerden; und auf der ungeheuern Fläche fand sich nur Ein Volk,

das auf einige Bildung Anspruch machen konnte: die Mexikaner oder Toltekas. Dieses Volk ward von den Spaniern (s. d. Art. Cortez) seit 1518 unterjocht und späterhin christianisirt. Doch hat man auch in den Mississippiländern und am Ohio Denkmäler einer höhern Cultur der Vorzeit entdeckt, z. B. Erdwälle, die regelmäßige Festungswerke bilden, pyramidalische Erdkegel, von Ziegelsteinen aufgemauerte Brunnen und ähnliche Spuren eines frühern Anbaus, von welchem selbst die Sage untergegangen ist. Nordamerika's neuere Cultur ist spanischen und drittischen Ursprungs; später ließen sich Franzosen (z. B. in Canada, in Louisiana) und Deutsche in größerer Zahl daselbst nieder. (Vergl. d. Art. Vereinigte Staaten.) Die ersten Ansiedelungen gründete Walter Raleigh 1586, an dem Theile der atlantischen Küste, den er zu Ehren seiner jungfräulichen Königin Elisabeth Virginien nannte; doch gedieh dieselbe erst seit 1607, in welchem Jahre Jamestown erbaut ward. (Vergl. d. Art. Penn). Ueber die einzelnen Völker und über die Producte der verschiedenen Landstriche Nordamerika's siehe die besondern Artikel. I. Im hohen Norden liegen innerhalb des Polarkreises die von Frost und Schnee starrenden, zum Theil noch unbekannten Länder an der Baffinsbai: Grönland (s. d. Art.) und die 1818 entdeckte Nordküste, welche von einem Volke bewohnt wird, das — toto divisus orbe — keine Kunde von der übrigen Welt hatte und von den Eskimos auch in der Sprache sich unterschied. II. Die von Eskimos (s. d. Art.) bewohnten Länder an der Hudsonsbai, welche nebst der Bai von den Britten als ihr Eigenthum betrachtet werden und unter dem drittischen Gouverneur zu Quebeck stehen. An der Ostseite liegt Labrador (s. d. Art.), 20,000 Quadratmeilen; an der Süd- und Westküste: Neu-Wales, 15,000 Quadratmeilen, durch den Fluß Churchill in Neu-Nord- und Neu-Süd-Wales getheilt, reich an Pelzwild, besonders Bibern, und an Fischen. Es hat Waldungen und eßbare Beeren. Nur im Süden gedeihen Gartengewächse. Man findet Blei, Eisen, Kupfer, Asbest, Marmor, Steinkohlen u. s. w. III. Prinz Williamsland, ungefähr 50,000 Quadratmeilen groß, zwischen der Baffins- und Hudsons-Bai, des Anbaus unfähig und nur im Süden an der Repulse-Bai bekannt. IV. Die Länder der freien Indianer (40 — 72° nördlicher Breite) zwischen Neu-Wales, dem Eismeere, der Westküste, den spanischen Provinzen und den vereinigten Staaten. Hier entspringen der Mississippi und der Missuri. Eine Menge durch Flüsse verbundener Seen erleichtern die Waarenzüge der Pelzhändler; daher hat der von den vereinigten Staaten mit Großbrittanien den 12ten October 1818 abgeschlossene Handelstractat die Gränzen beider Völker hier so bestimmt, das der Parallelkreis des 49° westlich von Mississippi, von Waldsee (woodlake) an bis zu dem Felsengebirge (Rocky mountains) das Gebiet der vereinigten Staaten südlich von dem brittischen Gebiete nördlich scheidet, das Land jenseit dieser Gebirge aber bis an den stillen Ocean während zehn Jahre dem Handel beider Nationen geöffnet seyn soll. Folglich werden die Urcinwohner — mehrere hin und her wandernde Stämme unter Kaziken, z. B. die Tschipewäer, Nadowessier, Missurier, Knistanoer im Süden, die Kupfer-Indianer, die Zänker-Nation, die Hasen-, die Biber-Indianer und Andere im Norden, meistens Jäger und Fischer, — wohl nur jenseit des 68°, wo aller Baumwuchs aufhört, ihre wilde Unabhängigkeit behaupten. Die südlicheren Gegenden haben herrliche Ei-

chen-, Cedern-, Ahorn- und andere Wälder. Es giebt daselbst Elenn- und Rennthiere, Auerochsen, Ochsen, Pferde, Ziegen, wilde Schafe, sehr viel Pelzwild und Geflügel. Auch wächst europäisches Gemüse. Man findet Eisen, Kupfer, Blei, Vitriol u. s. w. — V. Die Länder 600 Meilen längs der Nordwestküste, vom Cap Mendocino 40° bis zum Eiscap 72° nördlicher Breite mit vielen Buchten und Inseln; diese sind von rohen Jäger- und Fischernationen bewohnt. Hier haben sich des Pelzhandels, besonders des jetzt nicht mehr so einträglichen Seeotterfanges wegen, Russen, Britten und Amerikaner angesiedelt. a) Die russischen Niederlassungen am Norfolksund, 57° nördlicher Breite, oder Neu-Archangel, hat der Kaufmann Berrenof, Director der Pelzwerks-Handelsgesellschaft, 1792 gestiftet. Ferner gehören zum russischen Amerika die Halbinsel Alaschka und die Insel Kodjak, mit dem Sitze des Gouverneurs Alexandria oder St. Paul. Im Jahr 1818 hat Rußland den vereinigten Staaten alle seine Ansprüche auf die am stillen Ocean südlich vom 56° nördlicher Breite liegenden Länder abgetreten. b) Die amerikanischen Niederlassungen, gegenwärtig in einer Strecke von funfzehn Breitengraden, vom 41 bis 56°; die wichtigste davon ist die am Columbiafluß. c) Die drittischen Niederlassungen in Neu-Albion und am Notka-Sunde beschränken sich auf die 1730 Quadratmeilen große Insel Bancouver (nach dem berühmten Seefahrer so genannt, der diese Küste genau erforscht hat), die Königin Charlotten-, die Prinz von Wales- und die Königs Georgs III. Inseln. Ueber die Küste selbst vom 40° an südlich behauptet Spanien sein früheres Besitzrecht. — VI. Das brittische Nordamerika (ohne Labrador und Neu-Wales), 40,000 Quadratmeilen groß, besteht aus sechs Gouvernements: a) Neu-Foundland (s. d. Art.). An den Küsten dieser Insel, so wie bei Labrador, ward den Amerikanern das Recht der Fischerei 1818 zugestanden. b) St. John begreift mehrere Inseln im Lorenzbusen; Hauptstadt Charlestown. c) und d) Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, zusammen Akadien. S. d. Art. Neu-Schottland. e) Cap Breton, eine unfruchtbare, aber des Stockfischfangs wegen wichtige Insel vor dem Lorenzbusen, 112 Quadratmeilen mit 3000 Einwohnern. f) Das brittische Canada, 36,000 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern, die unter einer freien, der drittischen ähnlichen Verfassung leben; ein fruchtbares aber kaltes Land am Lorenzstrom und den fünf Seen, mit unermeßlichen, für den Schiffbau wichtigen Wäldern, die besonders auch Ahornzucker liefern. Die Franzosen haben dieses Land, das sie zuerst entdeckten und colonisirten, bis zum Pariser Frieden von 1783 besessen. In Untercanada sind die meisten Einwohner französischer, in Obercanada englischer Herkunft. Von Ureinwohnern giebt es Nigeponier, Algonkinen, Huronen und die sogenannten sechs Nationen oder Irokesen. Unter ihnen haben die Britten des wichtigen Pelzhandels wegen Factoreien und Forts. Die Hauptstadt ist Quebeck (s. d. Art.); in Obercanada ist es York am Ontario-See. Montreal und Kingston sind Hauptniederlagen für den Pelzhandel, bei welchem Rum ein Hauptartikel ist, um die Wilden zu bevortheilen, daher das physische und moralische Verderben unter mehrern wilden Stämmen so zunimmt. — VII. Die vereinigten Staaten (s. d. Art.), nebst den 1819 damit verbundenen Floridas, in welchen noch viele theils den Amerikanern befreundete, theils feindselige wilde und kriegerische Stämme

leben, z. B. in Süden die Seminoles, die Creeks, die Choctaws, die Cherokees u. A. — VIII. Das spanische Nordamerika, welches Aler. von Humboldt (s. d. Art.) uns zum Theil genauer bekannt gemacht hat, erstreckt sich nördlich bis zur Mission St. Francisco an der Küste von St. Crux, und begreift a) das Vicekönigreich Neu-Spanien (s. d. Art. Mexiko), 42,652 Quadratmeilen mit 7½ Millionen Einwohnern. Zu ihm gehört auch Neumexico (Hauptstadt Santa Fé am Rio del Norte) mit der Halbinsel Californien. b) Die General-Capitanie Guatimala, 15,500 Quadratmeilen mit 1½ Million Einwohnern. Zu ihr gehört auch die Landenge Darien oder Panama. Der Boden ist fruchtbar und mit zahllosen Heerden bedeckt. Man baut Getreide, Mais, Zucker, Baumwolle, Cacao, besonders Indigo. Die Hauptstadt Guatimala mit 40,000 Einwohnern hat eine Universität. An der Mosquitoküste (mit der Stadt Balize), so wie in Altmexico in der Provinz Yukatan an der Hondurasbai, haben die Engländer einige Niederlassungen, aus welchen sie die schönsten Holzarten, z. B. Campescheholz, ausführen. K.

Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer Krieg, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Norden (Septentrio). Unter dem Worte Nord, Norden, versteht man: 1. die Himmelsgegend, welche dem Mittage gegenüber liegt, Mitternacht (s. d. Art.); 2. die Länder, welche zunächst um den Nordpol liegen. In der letztern Bedeutung ist es ein äußerst unbestimmter Begriff, indem man bald mehr, bald weniger darunter versteht. Es läßt sich vom Norden, sobald der Begriff einmal genau festgesetzt ist, eine allgemeine Charakteristik entwerfen, welche die gemeinschaftlichen Eigenheiten der nordischen Länder und ihrer Bewohner (Nordländer) enthielte.

Norden (Friedrich Ludwig), Sohn eines Obristlieutenants von der Artillerie, wurde den 22sten October 1708 zu Glückstadt im Holsteinischen geboren, und trat im Jahre 1722 in das Seecadettencorps. Herr Delerche, Großceremonienmeister am dänischen Hofe, bemerkte zuerst die glücklichen Anlagen des jungen Norden, stellte ihn dem Könige vor, und erlangte für ihn die Erlaubniß und die Mittel zu reisen. Der Hauptzweck der Reise, welche der junge Norden zunächst in das mittelländische Meer machte, war, die Bauart der Ruderschiffe zu studiren. Nachdem er sich hauptsächlich in Marseille und Livorno hiermit beschäftigt hatte, erhielt er in Florenz von dem damaligen Könige von Dänemark, Christian VI., den Befehl, nach Aegypten zu reisen. Einige Zeit nach seiner Rückkehr erhielt er die Erlaubniß, als Volontair in englische Dienste zu treten. In der Absicht, seine Gesundheit wieder herzustellen, ging er hierauf nach Paris, wo er im Jahre 1742 starb. Die Resultate seiner Reise nach Aegypten hat die königliche Akademie zu Copenhagen unter dem Titel: Voyage d'Egypte et de Nubie, 2 Bände Folio, 1751 herausgegeben. Dieses Werk wird sowohl wegen der Glaubenswürdigkeit der darin enthaltenen Nachrichten, als wegen der äußerst lehrreichen angehängten Kupfertafeln noch jetzt außerordentlich geschätzt.

Norderneier Seebad, auf der Insel Norderney an der Küste von Ostfriesland angelegt. Die ganze Insel scheint ehemals mit dem festen Lande zusammengehangen zu haben; denn noch jetzt

giebt es von der ostfriesischen Küste aus dahin einen Weg, den man aber ohne Gefahr nur zur Zeit der Ebbe machen kann und der wieder Meeresgrund wird zur Zeit der Fluth. Die ganze Insel kann in vier Stunden umgangen werden. Sie besteht auf der südöstlichen Hälfte aus lauter Sanddünen, 40 — 80 Fuß hoch, zwischen welchen schön bewachsene Thäler sind, und welche die Wohnung zahlloser Bergenten und andrer Vögel ausmachen. Sie schützen die nordwestliche Seite, die bewachsen ist, gegen Stürme, und verschaffen so dem hier gelegenen Dorfe Schutz, das 106 Häuser mit einer Kirche, einem Bade- und Conversationshause, 60 bewohnbare Zimmer und überhaupt 550 Einwohner, meist Schiffer, zählt. Die kalten Seebäder sind am Nordweststrande und haben derben, sandigen Wassergrund. Die warmen Bäder nimmt man in den Häusern der Einwohner, oder im Badehause. Ueberall herrscht die musterhafteste Reinlichkeit. Nach von Halem enthalten 3 Pfund Nordseewasser: Kochsalz 522 Gr., salzsaure Talkerde, 98½ Gr., Gyps 32 Gr., Bittersalz 3½ Gr., Harzstoff 1½ Gr. Das Conversationshaus hat einen Saal, worin an der Wirthstafel gespeis't wird, ein Billard und einige andre Zimmer. Vor demselben ist ein Gehölz mit der Aussicht nach der See.

Nordhausen, eine vormalige, zum niedersächsischen Kreise gerechnete freie Reichsstadt, jetzt preußisch und zum Erfurter Regierungsbezirke der Provinz Sachsen gehörig, nachdem sie von 1807 bis 1813 zu dem Königreiche Westphalen gehört hatte. Sie liegt an der südlichen Seite des Harzes, am Flüßchen Zorge und am Anfange der güldenen Aue. Die Stadt, mit Mauern und Thürmen umgeben, ist altmodisch gebaut und liegt theils auf der Ebene, theils am Abhange eines Berges, daher die Straßen größtentheils bergab laufen. Sie besteht aus der Ober- und Unterstadt, und hat ein Gymnasium, wohleingerichtete Töchterschalen, sieben Kirchen (mit dem jetzt aufgehobenen catholischen Stifte St. Crucis) 1400 Häuser und 9000 Einwohner, welche sich hauptsächlich vom Brantweinbrennen, vom Getreide- und Oelhandel und Viehmästung ernähren. Jährlich werden an 6000 Stück Ochsen und 30,000 Schweine gemästet. Blos die Branntweinbrennereien und der Viehhandel setzen über eine Million Thaler im Umlauf. Jährlich werden im Durchschnitt 520,000 Scheffel Korn eingeführt, davon den größern Theil die Branntweinbrennereien verbrauchen, der übrige Theil wieder ausgeführt wird. Der Oelhandel ist gleichfalls wichtig, indem sechzehn Mühlen jährlich über 1,700,000 Pfund Rüböl und über 2,600,000 Oelkuchen liefern. Auch befinden sich hier Fabriken von gebrannten Wassern, die Vitriolöl, Scheidewasser, Hirschhornöl, dampfenden Salzgeist, Salpetergeist, Weinsteingeist, Ziegelsteinöl und Weinsteinsalz verfertigen, desgleichen Tuch-, Wollenzeug- und Lackirfabriken, ansehnliche Gerbereien und Marmorschleifereien, die aus stolbergischem und hohensteinischem Marmor und Alabaster Waaren liefern.

Nordische Mächte heißen die drei Staaten Rußland, Dänemark und Schweden mit Norwegen.

Nordische Mythologie ist ein Werk der Scalden, d. i. der alten nordischen Sänger in Dänemark, Norwegen, Schweden und Island. Wie überall die Religion und Bildung von der Poesie ausging, so auch hier. Und zwar gab auch hier die Cosmogonie den Grund der Religion; eine Cosmogonie, deren Groteskes zu-

gleich von der wilden Phantasie ihrer Urheber und der Beschaffenheit des Landes zeugt, wo sie entstand. Hier ist das Wesentliche von ihr. — Unten war nicht Erde, oben nicht Himmel, nur Abgrund war und Nebelwelt (Niflheim), worin der Brunnen floß, der nach allem schnappt (Hwergelmer). Zwölf Flüsse, Eliwagar genannt, gehen aus diesem aus. Als diese sich so weit von ihrem Quell entfernt, daß der darin enthaltene Saft verhärtete, da rannen sie nicht mehr, sondern gefroren zu Reif, und ein Reif wuchs über den andern bis in die Kluft des großen Abgrundes, die davon ganz ausgefüllt wurde. Mittagswärts von der Nebelwelt war Licht- oder Feuerwelt (Muspelheim, Mispelheim). Aus jener kam alles dunkel und kalt, aus dieser heiß und hell. Da nun heißer Wind aus ihr herüberwehte auf den Reif (Sonnenstrahlen aus Mispelheim sich mit dem Froste aus Niflheim begegneten), so schmolz und troff er, und die Tropfen wurden durch dessen Kraft, der den Wind gesendet, lebendig, und es entstand daraus Ymer, der Riese des Eises. Diesem wuchs unter seinem linken Arm ein Männchen und ein Weibchen hervor, und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn. Aus ihnen entstanden die Eisriesen. Aus der Vermischung des Frostes und der Hitze entstand aber auch die Kuh Audumbla, aus deren Eitern vier Milchströme entflossen, von denen Ymer sich nährte. Die Kuh nährte sich vom Belecken der salzigen Reifsteine. Als sie dies eines Tages that, siehe, da wuchsen am Abend aus dem Steine Männerhaare, am andern Tag ein Menschenhaupt, am dritten ein ganzer Mann, den man Bure nannte. Dessen Sohn war Bör, welcher Belsta, des Riesen Bergthors Tochter, zum Weibe nahm. Mit dieser zeugte er drei Söhne: Odin, Wile und Ve, welche die Beherrscher des Himmels und der Erde wurden. Die Söhne Börs waren gut, die Kinder Ymers bös; beide waren in ewiger Fehde gegen einander. Endlich erschlugen die Söhne Börs den Riesen des Eises, zogen seinen Leichnam in den Abgrund, und schufen daraus die Welt; aus seinem Blute Meer und Flüsse, aus seinem Fleisch die Erde, aus seinem Haar das Gras, Felsen aus den Knochen, Steine und Klippen aus den Zähnen und den zerschlagenen Kiefern. Aus seinem Kopfe aber machten sie den Himmel, den sie über die Erde mit seinen vier Enden setzten, an deren jedes sie einen Zwerg stellten, Austre, Westre, Sudre, Nordre. Die aus Mußpellheim herübergeflogenen Lichter und Funken aber nahmen sie und setzten sie oben an den Himmel, damit sie der Erde leuchten sollten. Ymers Hirn warfen sie in die Höhe, und daraus entstanden die Wolken. Einst aber wandelten die Söhne Börs am Meeresstrande, wo sie zwei Blöcke fanden. Diese hoben sie auf, und schufen daraus zwei Menschen; das Männlein nannten sie Askur (Esche), das Weiblein Embla (Erle). Der eine gab ihnen Leben und Seele, der zweite Bewegung und Vernunft, der dritte Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. — Diese Weltentstehungslehre spricht sich selbst aus als nordische Naturdichtung. Wir sehen die Natur aus dem Tode des Winters ins Leben übergehen, und den Anfang der Welt an die Beobachtungen eines Frühlingstages geknüpft. Im Nordlande konnte sie nicht anders als aus dem Riesen des Eises hervorgehen; bös aber muß dieser seyn, weil durch den Winter alles Schöne der Natur gehemmt wird. So weist uns alles auf physikalische Allegorie hin, die in der That nicht

schlechter ist als in andern Mythologien, ja zum Theil wohl sinniger. Dahin gehören folgende Supplemente zur Cosmogenie, die noch nicht beendigt seyn kann, weil Tag und Nacht, Sonne und Mond noch nicht entstanden sind. Von deren Entstehung aber lautet es also: Der Riese Finster (Niörwi, Narfi) hatte eine Tochter, Namens Nacht (Nott), schwarz und düster wie ihr Geschlecht. Diese vermählte sich dreimal, und zeugte zuerst mit Nagelfari (Luft, Aether) einen Sohn, Audur (Stoff, Vorrath), dann mit Anar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde), endlich aber mit Dellingur (Dämmerung) den Dagur (Tag), der licht und glänzend war wie seines Vaters Geschlecht. Alfadur nahm hierauf Nott und Dagur zu sich, und führte sie hinaus an den Himmel, und gab ihnen Roß und Wagen, jeden Tag die Erde zu umfahren. Nacht ritt voran auf ihrem Rosse Dunkelmähne, das jeden Morgen die Erde mit dem Schaume seines Gebisses bethaute. Dagurs Roß, Glanzmähne, erleuchtete mit seiner Mähne Luft und Erde. — Zwei schöne Kinder hatte Mundilfari (Achsebeweger), die hießen Sool und Maan (Sonne und Mond). Stolz auf seiner Tochter Schönheit, vermählte er sie an Glemur, den Gott der Freude. Die Götter, erzürnt ob dieser Anmaßung, nahmen beide Kinder und versetzten sie in den Himmel. Sool mußte die Rosse lenken, die der Sonne Wagen ziehen, Maan die Rosse an des Mondes Wagen, und über Ab- und Zunahme desselben wachen. — So weit mag die älteste Mythologie gehen, in welcher aus den Wurzeln der Natur Riesenstämme emporwachsen und in göttliche Aeste und Zweige ausschlagen. Merkwürdig ist es, daß auch hier Riesen um den Abgrund der Zeit lagern, und die Herren des Himmels, der Erde und der Unterwelt zeugen. So sind auch in Griechenland Giganten, Titanen und Cyclopen die Ahnherren der Götter. Hier wie dort geht es von Naturideen aus und auf sie zurück; hier wie dort aber verdrängt ein neues Götterſystem das alte, und in die Naturideen mischt sich historischer Stoff. Das Alte und Neue aber scheint Odin zu vermitteln, wie bei den Griechen Zeus. Offenbar muß man einen ältern und jüngern Odin unterscheiden. Jener war Symbol und Gottheit der Sonne, und man hat von ihm manche liebliche Dichtung, z. B. von seiner Vermählung mit dem Erdkreise, seiner täglichen Liebschaft mit der Göttin der Gewässer, zu welcher er jeden Abend untertaucht, um mit ihr den goldnen Pokal ihres Elements zu trinken, von seinen mit den Dünsten der Mutter Erde vermählten Strahlen, wodurch der Gott des Donners erzeugt wird, u. a. m. Alle diese Sagen aber wurden nachher auf den jüngern Odin, den Vorsteher des Asenrathes, übergetragen. II. Asen (Asiaten) heißt das neue Göttergeschlecht, das mit dem jüngern Odin einwanderte, oder von ihm abstammte. Aus nordischen Chroniken ergiebt sich, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, wenn nicht noch zuvor, Sigge, eines asiatischen Volkes, der Asen, Führer, vom caspischen Meere und dem Caucasus her, wahrscheinlich von den Römern gedrängt, nach Nordeuropa vordrang. Nach Nordwest vom schwarzen Meere ging sein Zug durch Rußland, dem er, der Tradition nach, einen seiner Söhne zum Herrscher gab; so wie nachher den Sachsen und Franken. Er drang dann durch Cimbrien nach Dänemark hin vor, das seinen fünften Sohn, Skiöld, als Herrscher anerkannte, und ging nun nach Schweden, wo Gylf re-

gierte, der dem wundersamen Fremdlinge und seiner Lehre huldigte. Bald erhob er sich dort zum unumschränkten Herrscher, baute sich Sigtuna zum Mittelpunkte seines großen Reichs, begründete eine neue Gesetzgebung und einen neuen Cultus. Er selbst nahm den Namen Odins an, setzte die Priesterschaft der zwölf Drottars ein, welche den Geheimdienst und die Rechtspflege besorgten, als Seher in die Zukunft blickten und wahrsagten. Erfinder der Runen machte er sich auch als Zauberer gefürchtet. — Die Asen aber, d. i. die Götter des neuern Skaldenhimmels, sind folgende: Odin, der Gott der Götter, der erste und älteste Aller, der Jahrhunderte durch immerdar lebt. Er sitzt auf dem erhabenen Throne, allein mit sich, sich selbst betrachtend. Zwölf Hauptnamen hat er im alten Asgard und 114 andre. Sleipner heißt sein flüchtiges Roß. Von ihm und seiner Gemahlin Frigga stammt das Göttergeschlecht, und er heißt deshalb Alfadur, Allvater, nach andern richtiger Valfader, Vater aller im Kampfe Gefallenen (ein Name, der ihm als Präsidenten der Walhalla gebührt). Frigga, des Götterkonigs erhabene Gemahlin, theilt mit ihm den wunderbaren Thron, von dem man in alle Lande sehen kann. Aller Menschen Schicksal ist ihr offenbar, ruht aber verschwiegen in ihrer Brust. Söhne beider sind Thor, der Gott des Donners, aller Götter und Menschen stärkster, dessen gewaltiger Fußtritt wie Sturm ertönt, dessen Hammer, Miölner (der Zermalmer), auch das Härteste zermalmt; und Balder, der jugendlich schöne Gott der Beredsamkeit und rechtlichen Entscheidung, der Unschuldige, welcher im Glanze, ähnlich der Lilie, einhertritt, und dem zu Ehren die weißeste Blume den Namen Baldrian erhalten hat. Nanna, Gewars Tochter, seine Gemahlin, bewundert mit bescheidenem Auge den Geist des Gatten. Mit ihr erzeugte er den Forsete, den friedlichen Sohn, der dem Regenbogen vergleichbar ist, wenn er aus der Wolke der Nacht herabsinkt. Er schlichtet allen Streit, denn alle, die dem Gott der Eintracht nahen, kehren mit versöhntem Herzen zurück. Sein Palast Glitner ruht auf goldnen Säulen. — Niord, der im Sturmwind die brausenden Schwingen schüttelt, daß alles erbebt, ist der Gott der Winde, des Seewesens, des Handels und des Reichthums; denn alle diese hingen dem Insulaner vom günstigen Winde ab. Mit seiner Gemahlin Skada, einer Tochter des Bergriesen Thiasse, erzeugte er Frei und Freia, beide schön, wohlthätig und mächtig. Frei, der einher schwebt im Lichtkleide des Frühlings, welches glänzt, wie die Flur im röthlichen Strahle, ist Beherrscher der Sonne, und von seiner Güte hängen Regen und Sonnenschein, wohlfeile Zeit und Theurung ab. In Alfheim, wo die Elfen wohnen, herrscht er. Statt eines Rosses reitet er auf einem Eber mit goldnen Borsten. Gerda, Gymers Tochter, ist seine Gemahlin. — Freia, Fröa, ist eine der Göttinnen der Liebe. Ihr Auge ist ewiger Frühling, Nacken und Wangen Licht. Die sanfteste und gütigste aller Göttinnen ist sie eine Freundin des süßen Gesanges, und erhört die Menschen so gern. Magst du sie schauen zu Tag oder Nacht, so ist sie Freia, und sie spricht, auch wenn sie schweigt; die Empfindung verräth ihr Herz. Mit ihrem Gemahl Odur, den sie verlor und um den sie trauert, erzeugte sie zwei Töchter: Nossa, aller Schönheit und Anmuth Urbild, und Gersemi. — Tyr, ein Sohn Odins, der muthige Gott, im

Blicke Todeswunden, erscheint hoch wie die Tanne und schwingt den Blitz der Schlachten. Alle muthigen Krieger stehen in seiner Gnade, obschon er nicht eigentlich der Gott des Kriegs ist, sondern vielmehr der Stärke und Unerschrockenheit, und kein Freund gütlichen Vergleiches. Sehr verschieden von ihm ist sein Bruder Bragа, der Gott der Weisheit und der Dichtkunst, die nach ihm Bragur heißt. Er erscheint mit goldner Telyn, und belebt die Saiten, daß sie lieblich ertönen. Seine Gemahlin ist Iduna, welche die Aepfel der Unsterblichkeit bewahrt, die sie den Helden beim Eintritt in Walhalla in goldnen Schalen darreicht, jene Aepfel, die allein der Götter ewige Jugend erhalten. — Söhne Odins sind ferner Hermode, der allgemeine Bote der Götter, mit Helm und Panzer bewaffnet; Vidar, stark wie Thor, der Gott der Verschwiegenheit; und Wale, der Gott des Bogens. Ein Sohn des Donnerers Thor war Uller, von schöner Gestalt, Meister im Pfeilschießen und Schrittschuhlauf, der von den Zweikämpfern angerufen wurde. Ein silberner Reif umfließt die Blume seines Kinns; sein Gebiet ist Ydalir, d. i. die Regenthäler. — Von sehr geheimnißvollem Wesen sind folgende Götter: Hoder, der blinde Gott, Balders Mörder, dessen starke That die Götter nicht vergessen, dessen Namen sie aber nie mögen aussprechen hören. Heimdall (Himindal), ein Sohn von neun Riesenschwestern, am Rande der Erde geboren, ein großer, wunderbarer Gott, ist Wächter am Bifrost, der Himmelsbrücke (Regenbogen), gegen die Riesen. Sein Auge sieht bei Nacht wie bei Tage, sein Ohr hört wachsen das Gras auf dem Felde und die Wolle auf dem Vließ der Lämmer. Er erscheint mit tieferer Stirn, das Auge auf die ruhige Brust gesenkt. — Unter den Göttinnen sind noch zu bemerken: Saga, die erste unter den Göttinnen nach Frigga; Eyra, die Götterärztin; Gefione, Göttin der Keuschheit, die selbst Jungfrau, alle keuschen Jungfrauen schützt, und sie, sterben sie unvermählt, in ihre himmlischen Wohnungen aufnimmt; Fylla, jungfräulich wie Gefione, mit schönen Locken und goldnem Stirnband, ist Vertraute der Geheimnisse Frigga's, so wie Gna, die einher fliegt mit dem Strahle der Sonne, ihre Botschafterin. Hlyn (Lyna), die sanfte, die im Unglück dem Freund die Thräne aufküßt, die Göttin der Freundschaft und Huld, schließt sich lieblich an mehrere Dienerinnen der Liebesgöttin an; Siöna, welche die ersten süßen Empfindungen in den Herzen der Jünglinge und Mädchen weckt, und zu wechselseitiger Erhörung stimmt; Löbna (Loffna), mit der Macht begabt, alle entzweiten Liebenden zu vereinigen und zu versöhnen; Wara, die Göttin der Hochzeit und Ehe, die die geheimen Verträge und Schwüre der Liebenden hört, und, eine strenge Rächerin aller Untreue, die Treuen zum Bunde einweiht. Snotra, die Göttin der Sittsamkeit, ist die Schützerin der sittsamen Jünglinge und Mädchen. Für Wöra, der allerforschenden und prüfenden, bleibt kein Geheimniß im innersten Herzen verborgen; Synia, Wächterin des Himmels, eine Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit, macht die Meineide offenbar. — Eine große Esche (oder einen Eschenhain) giebt es, Ygdrasil, den Weltbaum über den Brunnen der Urzeit. Ihre Zweige verbreiten sich über die Welt, ihr Gipfel reicht über die Himmel hinaus. Sie hat drei weit von einander entfernte Wurzeln, bei den Göttern, bei den Riesen und unter Hela. An der mittlern Wurzel ist der

Brunnen der Weisheit, Mimers Brunn; an der himmliſchen Wurzel die heilige Quelle, bei welcher die Götter Rath halten und ihre Urtheile kund thun. Immerdar ſteigen aus dieſer Quelle drei ſchöne Jungfrauen hervor, die Nornen, mit Namen Urda, Werandi, Skulda, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Sie ſind es, die den Rath der Götter, der Menſchen Schickſal und Leben beſtimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder ſtrafend auf ihn wirken. Oben aber auf der Eſche ſitzt ein Adler, der weit umher blickt; ein Eichhörnchen (Rotatoskr) läuft auf und ab am Baum; vier Hirſche (Dain, Dynair, Dualin und Dyrathor) durchſtreifen ſeine Aeſte und benagen die Rinde; die Schlange unten nagt an der Wurzel, Fäulniß an den Seiten des Baums: — aber immer ſchöpfen die Jungfrauen aus dem heiligen Brunn, und begießen ihn, daß er nicht dorre. Das Laub der Eſche thaut ſüßen Thau, die Speiſe der Bienen; über dem Brunnen ſingen zwei Schwäne. Was kann man hier anders hören als Heimdalls Lied vom Schickſal des großen Weltbaums, die Stimmen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft im Rathe der Götter! Ewig erſchallen hier dieſe Stimmen, denn die Nornen

Sie ſetzen Geſetze, beſtimmen das Leben
Den Söhnen der Zeit, und der Sterblichen Schickſal.

Die Götter ſelbſt ſuchen die Weisheit der Nornen zu erforſchen, der ernſten und erhabenen Göttinnen, die über alles walten. Deshalb wurden ſie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Capellen, in denen man ſie um das Schickſal befragte. Die Walkyrien oder Diſen ſind furchtbar ſchöne Weſen, weder Töchter des Himmels noch der Hölle, nicht von Göttern gezeugt, noch im Schooß unſterblicher Mütter gewiegt. Daher tiefes Schweigen über ihren Urſprung. Ihr Name heißt Todtenwählerinnen (von Wal, Haufen Erſchlagner, woher Wahlplatz, Kyria, küren, wählen). Furchtbar und ſchrecklich erſcheinen ſie im Geſange eines Skalden, daß man ſie für die grauſamſten Weſen halten möchte. Allein wir finden ſie als die ſchönen Jungfrauen Odins, ſitzend mit Helm und Panzer auf flüchtigen Roſſen. Die Helden ſchmachten nach ihrer Ankunft, bezaubert von ihren Reizen. Sie, die nach Walhalla ladeten, waren alſo keine ſchrecklichen, ſondern die angenehmſten Botſchafterinnen, wohlwollende Göttinnen, die in die Wohnung der Glückſeligkeit führten. — Wo anders konnte dieſe ſeyn, als bei den Göttern? Der Aufenthalt der Götter war Asgard, die Götterburg, wahrſcheinlich eine allgemeine Befeſtigung des Himmels, von wo die Brücke Bifroſt zur Erde niederging. Asgard umſchloß die Paläſte der Götter. Da war Walaſkialf, der ſilberne Palaſt Odins und alle die ſchon genannten. Mitten im Asgard, im Thal Ida, war der Verſammlungsplatz der Götter, wo ſie niederſaßen zum Gericht. Dieſer Platz war vor allen geſchmückt; hier war Gladheim, der Saal der Freude, Wingolf, der Palaſt der Freundſchaft und Liebe, und Glaſor, der Hain von goldnen Bäumen. Ein eigner Palaſt mit Hainen und ſchönen Umgebungen, Walhalla, war die Wohnung der Helden, die den Tod in der Schlacht gefunden. Auch hier iſt das ſelige Leben getheilt in ewig blutigen Kampf und ſchwelgenden Schmaus. Alle Wunden des Kampfes aber ſind hier geheilt, ſobald das Horn des Gaſtmals ertönt; dann ſchwiegen die Helden in Enherium-Öl, und die ſchönen Walkyrien füllen ihnen die Hörner. Die

Zahl der Helden, die sich daselbst befinden, ist unaussprechlich groß, und wird sich ins Unzählbare vermehren; doch aber werden die Götter wünschen, daß sie noch größer seyn möchte, wenn einst der Wolf Fenris kommt. Dieser Umstand nöthigt uns, einen Blick auf den bösen Loke zu thun. Loke, der Sohn des Riesen Farbaute und der Laufeya, ist, wenn kein Gott, doch ein höheres übermenschliches Wesen, zwar schön von Körper, aber arg von Geist. Mit der Riesin Angerbode (Botschaft des Unglücks) erzeugte er Hela, die Göttin der Unterwelt, halb blau, halb fleischfarben, von scheußlicher Gestalt, den Wolf Fenris und die ungeheure midgardische Schlange Jormungandur, welche die ganze Erde umgiebt. Hela herrscht in Niflheim; ihr Saal heißt Elidnir (der Schmerz), ihr Bette Kör (Krankheit), ihr Tisch Hungr (Hungersnoth), ihr Diener Ganglati und Ganghöl (Säumniß und Langsamkeit). Alle, die an Krankheit und Alter starben, wanderten hinab in ihre düstre Behausung. So stehen sich denn Asgard und Niflheim als Seyn und Nichtseyn entgegen, und die philosophirende Phantasie der Skalden fand, daß endlich die Vernichtung über alles Seyn siegen werde. Daraus entstand eine Sage vom Untergange der Welt, so nordisch und ungeheuer wie jene von ihrer Entstehung. Drei schreckliche Winter und abermals drei werden auf einander folgen, dann wird der Schnee von allen Seiten herabstürzen, die Kälte streng, der Sturm heftig, die Sonne verborgen seyn, die ganze Welt zu blutigen Kriegen entflammt. Dies ist das Zeichen, daß die Erde zusammenstürzen und die große Götterdämmerung (so heißt der allgemeine Untergang) eintreten wird. Der Wolf Fenris, dies Ungeheuer, das, wenn es den Rachen aufsperrt, mit dem Oberkiefer an den Himmel, mit dem untern an den Abgrund stößt, verschlingt dann das All, während aus Mußpellheim herüber unter Surturs Anführung ein Angriff auf Asgard geschieht. Der Himmel wird von diesen Riesen erstürmt, und die Himmelsbrücke stürzt zusammen, wenn diese darüber reiten. Deshalb ist Heimdall als Wächter dahin gestellt, und deshalb freuen sich die Götter der zahllosen Mitkämpfer aus Walhalla. Vergebens aber ist alle Vorsicht und Gegenwehr, denn die Götter kommen um, selbst der allwaltende Odin und der mächtige Thor.

Doch aus dem Meere steigt von neuem
Ein lieblich grünendes Erdreich auf!

Eine neue Sonne erleuchtet die Erde, und ein errettetes Menschenpaar, List und Listrasor, von Morgenthau genährt, erneuert das Menschengeschlecht. Für Gerechte und Ungerechte giebt es dann neue Wohnungen zu Lohn und Strafe, Gimle und Nastrand. Widar (der Sieger) und Wale (der Mächtige) werden der Götter Heiligthümer bewohnen, wenn Surturs Flamme verloschen ist. Mode (Geisteskraft) und Magne (Stärke) erhalten den zermalmenden Hammer, wenn Thor, vom Kampfe ermattet, gestorben ist; Widar aber reißt dem Wolfe den Rachen entzwei. — Ueberlieferer dieser Sagen sind, außer der Edda, Prokopius von Cäsarea, Jornandes, Paulus Diakonus, Warnefrids Sohn, Ermoldus Nigellus, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus. Ueber den historischen Werth hegen Schlözer, Adelung, Delius, Mallet, Nyerup, Gräter und Rühs sehr verschiedne, zum Theil widersprechende Meinungen (s. Edda); die Untersuchung kann aber noch nicht als ge-

schlossen angesehen werden. Ob diese nordische Mythologie germanische sey, ist eine andre Streitigkeit gewesen. Auf jeden Fall sind jene Skandinavier mit den Germanen verwandten Ursprungs, und es dürfte wenigstens nicht zu läugnen seyn, daß, so wie mehrere germanische Völker über den Rhein gingen, von Norden und Osten her andre Stämme nachdrangen, und daß da Gothen und Sachsen diese Mythologie nach Germanien brachten. Eine eigentlich germanische Mythologie würde freilich noch viel mehr umfassen müssen, als die nordische, denn es gab allgemeine und bloße Stammesgottheiten. Die neuesten und vorzüglichsten Schriften über die nordische Mythologie sind Nyerups Wörterbuch der skandinavischen Mythologie, aus der dänischen Handschrift von Sander, Copenhagen 1816, 8.; und die treffliche Abhandlung von Münter, die Religion des Nordens vor den Zeiten des Odin, in Stäudlins Archiv für alte und neue Kirchengeschichte, 3. Band 2. Stück 1816. dd.

Nordlicht, Nordschein. Dieses interessante Meteor (s. d. Art.) besteht in einem starken hochrothen oder feuerfarbenen Lichte, welches sich am nördlichen Horizonte sehen läßt, und aus welchem helle Lichtsäulen gegen den Scheitelpunct emporsteigen. Seine Erscheinung fällt gewöhnlich bald oder einige Stunden nach Sonnenuntergang und hat nach Mitternacht fast noch nie Statt gefunden. Am häufigsten hat man die Nordlichter im Winter und zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche beobachtet. Jedoch sind sie nur in den nördlichen Ländern sichtbar. Portugal ist das südlichste Land, wo man bis jetzt diese Erscheinung bemerkt hat, die weiter nach Süden zu völlig unbekannt ist. Je mehr man sich dem Norden nähert, desto häufigere und stärkere Nordlichter kann man sehen. Celsius beobachtete deren von dem Jahre 1716 bis 1732 zu Upsala in Schweden 224. Schon die Alten sind aufmerksame Beobachter dieser Erscheinung gewesen. Aristoteles beschreibt ein Meteor, welches unser Nordlicht gewesen zu seyn scheint. Seneca und Plinius erwähnen Himmelserscheinungen, die unsern Nordlichtern gleichen. Indessen hat man erst seit dem fünften Jahrhunderte nach Chr. genaue Beobachtungen über dieselben. Ueber die Ursachen dieser Erscheinung haben die neuern Physiker die verschiedensten Meinungen aufgestellt. Einige erklären das Nordlicht für eine magnetische Materie, die dem Nordpol der Erde entströme, und unterstutzen diese Hypothese durch die Beobachtung, daß sich die Abweichung der Magnetnadel während dieser Erscheinung bedeutend ändre. Einige wollen auch eine ähnliche Bewegung aller messingenen Nadeln während des Nordlichts beobachtet haben, was von andern geläugnet wird. Nach Eulers Hypothese entsteht das Nordlicht, gleich dem glänzenden Schweif des Cometen, durch die Wirkungen der Sonnenstrahlen auf die Lufttheilchen unsrer Atmosphäre. Einer andern Meinung zufolge besteht es aus phosphorescirenden Dünsten in derjenigen Atmosphäre, wo eine sehr verdünnte Luft die Entstehung wässeriger Dünste unmöglich macht. Auch erklärt man das Nordlicht als ein bloßes optisches Meteor daher, daß der Wiederschein des um den Nordpol aufgehäuften und von der Sonne beleuchteten Eises und Schnees aus dem dortigen Dunstkreis durch einen zweiten Reflex unsern Augen zugeführt werde. Noch Andre endlich haben das Nordlicht mit der Electricität in Verbindung gesetzt. Diese letztere Meinung ist in den neuesten Zeiten die gewöhnliche und von Frank-

lin besonders unterstützt worden. Da nach seiner Ansicht die in einem beständigen Strömen von Süden nach Norden begriffene und durch Wolken dahin geführte electrische Materie wegen der dicken Eisrinde in den Gegenden des Nordpols sich hier nicht in die Erde entladen kann; so wird sie genöthigt, dort wieder in die Höhe zu steigen, und sich durch den an beiden Polen sehr niedrigen Luftkreis einen Weg in den luftleeren Raum zu bahnen. Indessen hat bis jetzt keine einzige dieser Hypothesen alle Phänomene des Nordlichts zur Befriedigung aller Physiker lösen können.

Nördlingen, ehemalige freie Reichsstadt in Schwaben, mit einem Gebiete von einer Quadratmeile und gegen 7000 Einwohner, jetzt (seit dem Wiener Frieden) dem Königreich Würtemberg zugehörig. Sie liegt am Flusse Eger, hat gute Woll-, Lein- und Zeugmanufacturen, Färbereien und starken Kornhandel. Der größte Theil der Einwohner ist evangelisch. Uebrigens ist die Stadt durch die Schlacht merkwürdig, in welcher die siegreichen Schweden 1634 zum erstenmal auf deutschem Boden geschlagen wurden. S. Dreißigjähriger Krieg.

Nordpol, s. Pol.

Nordpol-Expedition. Der Nordpol (s. d. Art. Pol und Aequator) fällt bekanntlich in den 90. Breitengrad. Schon vor mehr als 40 Jahren suchte Barrington (s. dessen Schrift: the Possibility of approaching the North Pole asserted. With an appendix, by Col. Beaufoy, Lond. 1818) zu beweisen, daß in gewissen Jahreszeiten die arktischen Meere vom Eise hinreichend frei wären, um sich dem Pole nähern zu können. Die englische Regierung schickte daher 1773 den Capitän Phipps, nachherigen Lord Mulgrave, mit zwei Schiffen nach Spitzbergen; allein unter 80° 48′ nördl. Breite hinderten ihn Eisfelder weiter nordwärts vorzudringen. Auch Cook wurde, als er 1778 aus der Beringsstraße bis zum 70° 44′ nördl. Breite oder bis zum Eiscap, der nördlichsten Spitze der Westküste von Nordamerika, gelangt war, durch Eisberge aufgehalten. Diese und andre Versuche der Engländer, Russen und Holländer haben ziemlich zuverlässig gezeigt, daß sich die nordöstliche Durchfahrt aus dem atlantischen Meere in das stille, oder ein schiffbarer Weg um Asiens Nordküste in die Beringsstraße nicht ausfindig machen lasse *). Dagegen hoffte man, und die Polisten, wie Barrow (in seinem Chronological History of Voyages into the polar regions, Lond. 1818.) u. A. hoffen noch jetzt, daß der viel kürzere nordwestliche Weg, aus der sogenannten Baffinsbai **), um Amerika's Nordküste, da

*) Zwar soll der Kosake Simön Deschnew im J. 1648 aus dem Eismeere bis nach Anadyr durch eine Meerenge (die Beringsstraße) geschifft seyn; auch versichert der russische Historiograph Müller, den Bericht darüber 1736 in den Archiven von Jakutzk entdeckt zu haben, allein dessen ungeachtet wird diese Seereise bezweifelt.

**) Bekanntlich entdeckte Davis im J. 1587 den Eingang (die Davisstraße) in die große Bai zwischen der Westküste von Grönland und der Ostküste von Nordamerika. Forbisher hatte bereits 1577 eine von den vielen Einfahrten in das Binnenmeer der Hudsonsbai durchschifft. Baffin untersuchte (1616) die nördlichen und östlichen Gegenden des nach ihm genannten Golfs, in welchen die Davisstraße den Weg gezeigt hatte. Auf der Westseite desselben fand er unter dem

wo der Mackenzie- und Kupferminenfluß in das Eismeer (was aber noch bezweifelt wird) fallen (ſ. d. Art. Nordamerika), herum bis zum Eiscap und der Beringsſtraße, und daß der kürzeſte, der Polarweg ſelbſt, wahrſcheinlich nicht ganz vom Eiſe verſchloſſen ſeyen. Man habe nämlich bisher immer zu nahe an den mit Eismaſſen umlagerten Küſten hingeſteuert; dagegen werde man in der Mitte des Polarmeeres, das mehr als 2000 engliſche Meilen im Durchmeſſer habe, und zwiſchen Grönland und Spitzbergen von unergründlicher Tiefe, ſo wie in ſteter Bewegung ſey, und deshalb nicht ganz gefrieren könne, eine offne Straße finden. Sie berufen ſich auf folgende Thatſachen: die Polarſee iſt an Spitzbergens nördlicher Küſte offen; die Ruſſen überwintern auf Spitzbergen, unter dem 80° nördl. Breite, wo auch Damhirſche ſich vermehren. Beides iſt nicht der Fall auf Nowaja Semla (75° nördl. Breite); daraus ſchließt man, daß unter 80° die Witterung gelinder ſey, als unter dem 70°. Uebrigens iſt die Kälte an der öſtlichen Küſte ſchärfer, als an der weſtlichen. Nun haben ſich ſeit etwa fünf Jahren (gleichzeitig mit dem Zeitpunkte, als die Abweichung der Magnetnadel nach Weſten dauernd ward) ungeheure Eismaſſen in der Gegend von Grönland aufgelöſ't; vielleicht die Folge ihrer wachſenden Schwere, oder von Erderſchütterungen, oder von mehreren auf einander gefolgten gelinden Wintern; daher die von Norden nach Süden bis in den 40° nördl. Breite hinabſchwimmenden Eisberge und Eisinſeln von weitem Umfange, welche man ſeit 1815 in dem atlantiſchen Meere angetroffen hat. Ueberdies haben mehrere Wallfiſchfänger ausgeſagt, daß ſeit kurzem die bisher von Eisbergen umlagerte Oſtküſte von Grönland wieder ſichtbar geworden ſey. Endlich machen ſowohl die Strömungen, welche von Norden her durch die Davis- und die Beringsſtraße nach Süden ihre Richtung nehmen, wodurch eine ſtete kreisförmige Bewegung und Auswechſelung der Gewäſſer zwiſchen dem ſtillen und atlantiſchen Meere in der nördlichen Hemiſphäre erhalten wird, ſo wie das viele Treibholz, welches vom hohen Norden herab den Küſten von Island und Grönland zugeführt wird, als auch mehrere Beiſpiele von Wallfiſchen, die nach der Bezeichnung der in ihnen ſtecken gebliebenen Harpunen in der Gegend von Spitzbergen angeſchoſſen worden waren, und die man ſüdlich von der Beringsſtraße, oder im umgekehrten Falle, bei Grönland und in der Davisſtraße erlegt hat, eine Durchfahrt durch die bisher ſo genannte Baffinsbai, oder durch das Polarbecken ſehr wahrſcheinlich *). Nach hiſtoriſchen Nach-

74° 30 Breite eine Einfahrt, die er Lancaſters-Sund nannte, die er aber nicht weiter unterſuchen konnte. Hudſon (1610), Jones, Middleton (1742) u. A. beſtimmten die weſtlichen, ſüdlichen und nördlichen Gränzen der Hudſonsbai. Später drangen Hearne (1771) von der nordweſtlichen Niederlaſſung der Hudſonsbai-Compagnie, und Mackenzie (1780) von denen der Nordweſt-Compagnie aus, beide zu Lande, gegen Norden vor. Hier fanden ſie unter dem 69 bis 71° nördl. Breite ein Meer, in das ſich zwei Flüſſe ausmündeten, und letzterer entdeckte daſelbſt die Wallfiſchinſel. Man glaubt, daß dieſes Meer das Eismeer des Nordpols ſey.

*) Nach Kruſenſtern iſt im J. 1817 das Schiff Neptun bis zum 80° 20, nördl. Breite gekommen; allein es hat keine Kunde gebraucht von dem Lande, das nördlich von Spitzbergen unter dem 82° liegen ſoll.

richten ist das Polarmeer an der Ostküste von Altgrönland erst seit vier Jahrhunderten zugänglich geworden. Denn die daselbst schon im J. 983 von Erich dem Rothen angelegte dänische Colonie hatte den besten Fortgang gehabt, allein die Küste selbst war seit 1406 durch das Eis, welches sich dort festgesetzt hatte, so unzugänglich geworden, daß die Gemeinschaft mit jener, wahrscheinlich vernichteten Ansiedelung, bis jetzt nicht wieder hergestellt werden konnte. Seit dieser Zeit hat auch der Boden Islands, das einst mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt war, die Kraft seiner ehemaligen Vegetation verloren. Dazu kommt, daß das Nordlicht, dessen Veränderungen von dem Gefrieren, Aufthauen oder Zusammenstoßen des Polareises abhängen, sich zuerst etwa ein Jahrhundert nach der Festsetzung des Eises längs der Küste von Grönland, in den letzten Jahren aber (seit der Abnahme des Polareises) sehr selten gezeigt hat. Auf diese Thatsachen und Beobachtungen gründet sich nicht nur die Meinung, daß das Polareis eben so, wie es allmählig sich angehäuft habe, auch wieder abnehmen und die Fahrt nach dem Nordpole öffnen könne, sondern auch die Vermuthung, daß Grönland, dessen Ostküste man bis zum 80° nördl. Breite kennt und dessen Westküste bisher nur bis zum 77° 30′ untersucht war, eine Insel sey, und daß die Baffinsbai nach dem Eismeere hin eine Durchfahrt habe. Dagegen glaubt man nicht, daß Amerika jenseit des Eiscaps mit Neusibirien und mit Nordasien zusammenhange. Dies alles bewog die englische Regierung im Sommer 1818 eine doppelte Expedition nach dem Nordpol zu veranstalten. Es sollten nämlich Capitän Buchan mit den Schiffen Trent und Dorothea zwischen Spitzbergen und Nowaja Semla die Durchfahrt über den Pol in das stille Meer, und Capitän Roß mit den Schiffen Isabella und Alexander die nordwestliche Durchfahrt aus der Davisstraße und dem Baffinsmeere in das Eismeer und von hier in das stille Meer durch die Beringsstraße aufsuchen. Jede Expedition zählte 100 Mann. Befehlshaber und Mannschaft waren auf das sorgfältigste ausgewählt und mit allem Nöthigen reichlich versehen. Capitän Buchan kam aber nur (den 29sten Juli 1818) über Spitzbergen bis zum 80° 32′, hier blieb er drei Wochen lang im Eise stecken, und erreichte endlich (den 10 Oct.) die englische Küste wieder. Capitän Roß, der vorzüglich die Westküste der Baffinsbai genau untersuchen sollte, drang den 9ten Aug. 1818 nur bis zum 75° 55′ nördl. Breite (65° 32′ westlicher Länge) vor. Hier entdeckte er das von ihm so benannnte arktische Hochland, arctic Highlands, im nordöstlichen Winkel der Baffinsbai zwischen 76° und 77° nördl. Breite und 60° bis 72° westl. Länge. Es ist ein 120 englische Meilen weit in nordwestlicher Richtung sich ausdehnendes Küstenland mit vielen mit Eis bedeckten Bergen. Er fand daselbst Moos, Heide und grobes Gras, Wild und Hasen, auch ein großes Stück gediegenes Eisen. Das einzige Hausthier der Bewohner, die den Eskimos und den Grönländern gleichen, ist der Hund, den sie zum Ziehen der Schlitten branchen, die sie aus Robbenknochen verfertigen. Ihre Sprache ist eine Mundart von der eskimoischen. Sie sind von einer schmutzigen Kupferfarbe, fünf Fuß lang, ganz mit ranzigem Thran und Schmutz überzogen. Das Fleisch essen sie roh und gekocht. Ihr König wohnt in der Nähe einer großen Insel in einem steinernen Hause. (?) Sie haben keine Vorstellung von Gott, glauben aber an Zauberer. Die Weiber, welche Kinder ha-

ben, werden sehr geachtet. Ihre Tänze und Gesänge sind von convulsivischen Verzerrungen begleitet. Von der übrigen Welt hatten sie durchaus keine Kenntniß. Capitän Roß fand die meisten Angaben Baffins richtig; seine Entdeckungen fingen eigentlich erst jenseit 74° 30′ nördl. Breite an; er erreichte unter dem 77° 40′ die nördlichste Gränze der Baffinsbai, und das Hauptresultat seiner Expedition für die Geographie war die genauere Bestimmung der Lage der Baffinsbai, welche man bisher 10° zu weit nach Osten ausgedehnt sich vorstellte. Auch ihn hinderte das Eis, sich der Nordküste ganz zu nähern; und das Wetter war so nebelicht, daß sie nach zwölf Wochen den 30sten Aug. den ersten Stern erblickten, die Capella. Uebrigens hielt sich Capitän Roß für überzeugt, daß es keine Durchfahrt aus der Davisstraße und der Baffinsbai in das Eismeer gebe. Indeß hat er, wie man glaubt, den Lancasterfund (74° 30′) und, wie aus seinem eigenen Berichte erhellt, eine Strecke von 200 englischen Meilen, namentlich die Cumberlandsstraße (63° nördl. Breite), wo sich wirklich eine Strömung zeigte, und Middletons Repulsebai im Nordwesten der Baffinsbai noch nicht genau untersucht; denn er kam in diese Gegend erst spät, den 1sten Oct., und mußte jetzt nach seiner Instruction die eisige Küste verlassen, um die Schiffe sicher zurückzuführen. Die brittische Regierung hat daher im J. 1819 seinem Begleiter, dem Lieutenant Parry, die Ausführung einer zweiten Expedition in die Baffinsbai übertragen. Eine Durchfahrt durch das Polarbecken und nordöstlich hält man für nicht ausführbar, und hat daher diesen 1818 mißlungenen Versuch nicht wiederholen wollen. Eine doppelte Expedition nach dem Nord- und dem Südpole hat jetzt (1819) auch der russische Kaiser veranstaltet, so wie die französische Regierung eine ähnliche Unternehmung nach dem Südpol im J. 1818 dem Capitän Freycinet übertragen hat. Die Aufgabe selbst ist für die Wissenschaft eben so wichtig als für die Schifffahrt *). Darum hat eine Parlamentsacte schon vor längerer Zeit dem ersten Schiffe, das durch die nordwestliche Durchfahrt in das stille Meer gelangt, eine Prämie von 20,000 Pfund St., und 5000 Pfund dem ersten Schiffe zugesichert, das den Nordpol erreicht oder überschreitet. Im J. 1819 setzte der Prinz Regent noch besondre Preise von 5 — 15,000 Pfund für diejenigen Schiffe aus, die bis zu gewissen Punkten im arktischen Polarmeere vordringen würden. Sollten jedoch die antipolistischen Gegner des Herrn Barrow, an deren Spitze der Prof. Lefslie steht (s. die näher entwickelten Gründe der Polisten und der Antipolisten im 1. St. des Hermes, S. XXXVI), welche das Losreißen der Eismassen bei Grönland zufälligen Sommerwinden zuschreiben, und aus chemisch-physikalischen Sätzen die Unmöglichkeit folgern, durch die Eismassen des Polarmeeres je durchzudringen, Recht behalten, so werden diese nautischen Versuche wenigstens den Nutzen haben, daß sie die Erdbeschreibung der Nordküste von Amerika und der Westküste von Grönland berichtigen, und daß sie die Tiefe, Temperatur, Salzhaltigkeit und specifische Schwere des Polar-Seewassers, die Schnelligkeit der Strömungen, so wie den Zustand der atmosphärischen Electricität und deren Zusammen-

*) Für den Handelsweg nach Indien aber dürfte sie keinen Nutzen haben, wie von Zach in seiner Corresp. astronom. aus Le Gentils Berechnung der Zeit der Passatwinde und des Mousson beweisen will.

hang mit der Abweichung und Kraft der Magnetnadel in den arktischen Regionen vergewissern. Von des Capitäns John Roß Voyage of discovery for the purpose of exploring Baffin's Bay and enquiring into the probability of a North West Passage, (Lond. 1819, S. 495 4.) erscheint in Weimar eine Uebersetzung. Die neueste antipolistische Abhandlung (mehr eine lobpreisende Anzeige von des Capitäns Roß Reise) im Maistück 1819 des New Monthl. Mag. wiederholt nur die schon aus dem Hermes (1. St.) bekannten Gründe von der Unmöglichkeit, nach dem Nordpole zu steuern. K.

Nordpunkt, s. Mitternacht.

Nordschein, s. Nordlicht.

Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer.

Nordstern, Polarstern, ist derjenige Stern, welcher dem Nordpol am nächsten steht. Er ist ein Fixstern von der zweiten Größe, am äußersten Ende in dem Schwanze des kleinen Bären befindlich, und dient als Zeichen, die Mitternachtsgegend und die Lage des Nordpols aufzufinden. Daher wird er auch Leitstern genannt.

Nordwind, s. Winde und Boreas.

Noricum hieß bei den Römern der Theil von Süddeutschland zwischen der Save, dem Pelsosee, Rhätien, Vindelicien und der Donau; indeß waren die Gränzen nicht zu allen Zeiten dieselben. Celtische Völker waren die Bewohner dieser Länder.

Norm, die Regel, Richtschnur, bey den Buchdruckern der abgekürzte Titel eines Buchs unten auf der der ersten Seite jedes Bogens; aber nicht mehr durchgängig gebräuchlich.

Normaljahr heißt das Jahr 1624, da der fünfte Artikel des westphälischen Friedens den erweislichen Besitzstand der kirchlichen Rechte, wie er am ersten Tage dieses Jahrs gewesen war, zur Norm annahm, nach der die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland geordnet werden sollten. Besonders wurde durch diese Bestimmung das Schicksal der geistlichen Güter und Stiftungen entschieden und die kirchliche Gerichtsbarkeit über catholische Unterthanen evangelischer Reichsstände, so wie die Duldung evangelischer Unterthanen catholischer Reichsstände nach jenem Status quo festgesetzt. Auf die innern Verhältnisse der Verwandten einer und derselben Religionspartei hatte es jedoch keinen Einfluß, außer wo die Frage über das Recht zweier Fürsten in Religionssachen entstand und die Landeshoheit streitig war. Auch hat man dies Normaljahr in der Pfalz, welche schon vorher evangelisch, 1624 aber in den Händen der Catholischen war, nicht angenommen, sondern entschied hier nach dem Besitzstande vor der Wahl des Churfürsten Friedrichs V. zum König von Böhmen. Die Trennung des deutschen Reichsverbandes und die Verwandlung der deutschen Fürsten in europäische Souveräns hat manches in den Bestimmungen des Normaljahrs modificirt und jene kirchlichen Rechte mehr als sonst von der Willkühr der Fürsten abhängig gemacht. E.

Normalschulen sind Musterschulen, deren Einrichtung zur Regel der übrigen dienen soll. Von dieser Art waren die auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia vom Abt Felbiger in Schlesien und Böhmen eingerichteten deutschen Normalschulen, deren Zweckmäßigkeit jedoch die Folgezeit nicht hinlänglich bewährt hat. (S. d. Art. Schulen.) Jetzt giebt es in Preußen, Würtemberg und

mehrern kleinern deutschen Staaten Normalschulen nach der Idee der Pestalozzischen Methode, von denen sich, weil sie erst im Entstehen sind, noch nichts Befriedigendes sagen läßt. Die von Napoleon errichtete, und von Ludwig XVIII. im Februar 1815 neu organisirte Normalschule in Paris ist eine Bildungsanstalt für Lehrer an gelehrten Schulen, zu der jede Akademie oder Universität in Frankreich jährlich eine verhältnißmäßige Anzahl Candidaten auf drei Jahre sendet. Sie unterscheidet sich von den in Göttingen, Leipzig, Berlin, München u. s. w. bestehenden philologischen Seminarien nur dadurch, daß die Zöglinge unter klösterlicher Zucht zusammenwohnen. E.

Normänner, Normannen (d. i. Männer aus Norden), hießen die Bewohner des alten Skandinavien, oder der Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen. Jenen Namen gab man ihnen in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich; in England nannte man sie Dänen. Sie waren Abenteurer, die sich unter einem Haupte vereinigten, um auf Beute auszugehen. Die Armuth ihres Landes nöthigte sie dazu, und der Fanatismus ihrer Religion begeisterte sie in ihren kühnen Unternehmungen. Denn nach den Lehren ihres Odins (s. Nordische Mythologie) wurden die im Kriege Gefallenen in das Paradies (Walhalla) aufgenommen, wo die größte Glückseligkeit ihrer wartete. Die Normänner fingen ihre ersten Streifzüge gegen das Ende der Regierung Carls des Großen an; bald bedeckten sie mit ihren Barken die Meere, und verheerten nach einander die Küsten von England, Deutschland, Friesland, Flandern und Frankreich. Da man ihnen nicht genug Widerstand entgegensetzte, wurden sie kühner, und unter den kraftlosen Regierungen Carls des Kahlen und des Dicken drangen sie auf den Strömen Frankreichs bis in die Mitte des Landes, und plünderten selbst Paris. Nur durch Geld konnte man ihren Rückzug erkaufen. Ihre Einfälle in Frankreich wurden in der Folge öfter wiederholt, und Carl der Einfältige war genöthigt (912), einen Frieden mit ihnen zu machen. Er gab ihnen einen Theil von Neustrien (die nachmalige Normandie) in Besitz, und ihrem Anführer, Rollo, seine Tochter zur Gemahlin. Rollo nahm die christliche Religion und in der Taufe den Namen Robert an, wurde der erste Herzog der Normandie und Lehnsmann der Könige von Frankreich. Seine Normänner folgte diesem Beispiele, und nahmen auch die christliche Religion an; ihre Streifzüge hörten nunmehr auf. Auch die übrigen Normänner in Skandinavien stellten nach und nach ihre Räubereien ein, als die christliche Religion unter ihnen eingeführt wurde. Nur England wurde noch von ihnen heimgesucht; Alfred der Große (s. d. Art.) befreite zwar sein Land von ihnen, aber nur auf kurze Zeit, und Kanud der Große ward (1017) König von ganz England. Einer von Roberts (Rollo's) Nachfolgern, Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, eroberte im Jahre 1066 ganz England (s. d. Art.); eine Eroberung, welche durch ihren bleibenden Einfluß auf die Sitten, Sprache, Gewohnheiten der unterjochten Engländer merkwürdiger geworden ist, als die frühern Unternehmungen der Eroberer dieses Landes. Auch in Neapel (s. d. Art.) gründeten Normänner vom J. 1016 an ein neues Reich. Nach dem Zeugnisse des russischen Geschichtschreibers Nestor waren auch die Waräger (Waräger, Waringer), welche unter Rurik (862) ein neues Reich in Rußland stifteten, Normänner. Die auswärtigen Unter-

nehmungen der Normänner hatten nach und nach ihre Volkszahl vermindert und ihre Kraft geschwächt. Um so weniger konnten sie bei der nachmaligen Umgestaltung Europa's weitre Eroberungen wagen. Ihr Name verlor sich allmählig aus der Geschichte, und er wird jetzt nur noch den Einwohnern Norwegens ausschließlich beigelegt.

Nornen, s. Nordische Mythologie.

North (Lord Frederic) Graf von Guilford, geb. 1732, brittischer Staatsminister von 1767 bis 1782. — Das öffentliche Leben dieses Staatsmannes, seine Talente, Fehler und Leidenschaften, seine Verbindungen und Streitigkeiten mit Lord Chatam, Burke, Fox, Pitt u. A. hängen mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskrieges wesentlich zusammen. Er gab das erste Beispiel in der brittischen Staatsverwaltung, einen Volks- und Handelskrieg unter den größten Anstrengungen bis zur gänzlichen Erschöpfung des Staates beharrlich fortzusetzen, in der Ueberzeugung, daß die größere Geldmacht zuletzt siegen müsse. Pitt folgte diesem Beyspiele in dem französischen Revolutionskriege mit mehr Einsicht, Energie und folgerechter Festigkeit. Kein brittischer Staatsminister ist so gehaßt worden, und keiner hat sich dennoch so lange behauptet, als Lord North; ein Beweis, daß er nicht gewöhnliche Talente besaß. Durch persönlichen Ehrgeiz unterschied er sich gänzlich von Pitt, dem das Vaterland über Alles ging. Indeß darf ihm der unglückliche Gang des amerikanischen Krieges nicht zur Last gelegt werden. Es war der erste Versuch, den Großbritannien machte, in Amerika's Wäldern einen Krieg mit ungeheuern Kosten gegen Jäger und Republikaner zu führen. Auch darf man die erste Ursache des Abfalls der amerikanischen Colonien dem Lord North nicht beimessen, denn Bute hatte zuerst den König zur willkührlichen Besteurung der Amerikaner überredet. Doch widersetzte sich jener in der Folge den bessern Vorschlägen zur Aussöhnung; er machte den Bruch unvermeidlich, und dehnte, um sich in seinem Posten zu behaupten, das Bestechungssystem mehr als irgend einer seiner Vorgänger aus. Lord North wurde nach Charles Townshends Tode im Jahre 1767 zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Er gehörte zu den Tories, oder zu den Anhängern der königlichen Gewalt; allein er dachte gemäßigt, und hatte gefällige Formen. Er besaß viel Geschäftskenntniß und den Ruf der Rechtlichkeit. Von Natur wenig unternehmend, fehlte es ihm doch nicht an Beharrlichkeit. Indeß herrschte in allen seinen Ansichten eine gewisse Unbestimmtheit und Verworrenheit der Ideen; und ob er wohl in der Regel das richtige Ziel vor Augen zu haben schien, so ward er dennoch oft dem geraden Wege einer offenen Politik untreu. Ueberhaupt verdient er den Vorwurf der Unentschlossenheit und Schwäche. S. Belsham Memoirs of the Reign of George III., London 1795, 2. Edit. Eine seiner ersten Handlungen war der Vorschlag, die Hafenzölle vom J. 1767 in den amerikanischen Colonien aufzuheben, mit Ausnahme des Theezolls, den man beibehielt, um das Hoheitsrecht für Großbritannien zu behaupten. Dies hatte zur Folge den Kampf mit den Colonien und Amerika's Freiheit! Im J. 1771 bei der Verhaftung des Lord Mayors kam Lord North in Lebensgefahr; und die City verlangte vom König die Entlassung seiner „unfähigen und despotischen" Minister. Doch

gewann Lord North, seit 1772, durch die Gefälligkeit seines Tons und durch die scheinbare Geradheit seiner Denkart immer mehr in der öffentlichen Meinung. Der von ihm mit Spanien ehrenvoll abgeschlossene Vergleich, die allmählige Verminderung der Nationalschuld, die Ernennung eines der Besteurung der amerikanischen Colonien abgeneigten und wegen seiner Rechtlichkeit sehr geachteten Staatsmannes, des Grafen Dartmouth, zum Staatssecretär für Amerika erwarben ihm das öffentliche Zutrauen. Er bewirkte dadurch die Ernennung eines geheimen Ausschusses zur Untersuchung der zerrütteten Finanzangelegenheiten der ostindischen Compagnie, welche die Entdeckung abscheulicher Gewaltmißbräuche und eine Beschränkung ihrer Regierungsrechte in Indien zur Folge hatte. Der Staat wurde jetzt Oberaufseher und Mitregent der ostindischen Compagnie; aber auch Theilnehmer an ihren Erpressungen. Zweckmäßig waren des Ministers Einrichtungen, daß die Präsidentschaft von Bengalen die politische Obergewalt über die übrigen Präsidentschaften erhielt; daß die Krone der Ernennung des Gouverneurs und des Raths von Indien ihre Zustimmung versagen konnte, und daß ein oberster Gerichtshof in Indien ausschließend von der Krone errichtet und besetzt werden sollte. An Vergütung der in Indien von der Compagnie verschuldeten Erpressungen aber wurde nicht gedacht. Hierauf ward im März 1774, in Folge des zu Boston über den Theezoll entstandenen Tumults, die Boston-Port-bill, welche allen Handel nach Boston untersagte, und den Sitz der Regierung von da nach Salem verlegte, so wie der Vorschlag des Ministers wegen Aufhebung der Verfassung und einer neuen Gerichtsverfassung in Massachusett vom Parlamente angenommen. Desto kräftiger erhob sich die Opposition (Chatam und Burke) gegen einen vierten Vorschlag des Ministers, nach welchem die Krone Canada uneingeschränkt verwalten sollte. Indeß machte die Bostoner Hafenbill Bostons Sache zur Sache aller Colonien. Diese versammelten einen Generalcongreß zu Philadelphia (4ten Sept. 1774), protestirten gegen die brittischen Parlamentsacten, und beschlossen unter sich allen Handel mit Großbritannien aufzuheben. Chatam und die Opposition sprachen für die Sache der Colonien. Sie warfen dem Minister vor, daß er durch die den Amerikanern angedrohte Sklaverei den Bürgerkrieg entzünde. Lord North aber hielt den Krieg für unmöglich, oder für so leicht, daß die Regierung jede ernstliche Vorbereitung auf denselben unterließ. Indeß erklärte das Parlament im J. 1775, gegen Chatams Warnung, auf Lord Norths Vorschlag, die Provinz Massachusett sey in Aufruhr. Als darauf mehrere, namentlich Fox, zu gütlichen Mitteln riethen, so trat der Minister mit einem sogenannten Versöhnungsplane auf. England sollte nämlich die Ausübung seines Besteurungsrechts so lange aufschieben, als die Amerikaner sich selbst den Absichten des Parlaments gemäß besteuern würden! Dessen ungeachtet behauptete Lord North die Stimmenmehrheit gegen Burke's Aussöhnungsplan, der bei dieser Gelegenheit eine seiner berühmtesten Reden hielt. Unterdessen hatte man die friedlichen Anträge der Colonien zurückgewiesen, und der brittische General Gage die Feindseligkeiten bei Lexington den 19ten April 1775 zuerst begonnen. Einmüthig erhob sich jetzt Amerika unter Washington. — Vergebens protestirten mehrere Lords gegen ein so „ungerechtes und dem Lande verderbliches" Verfahren, durch welches die Minister

den Verlust der Colonien bewirken würden. Die Regierung mochte keinen Schritt zurückthun. Lord North trieb vielmehr die Sache aufs äußerste, indem er durch die Capturacte alles Eigenthum der Amerikaner für gute Prise erklären ließ. Auch der König hing zu hartnäckig an dem eingeschlagenen System, als daß er auf Gründe der Vernunft und Billigkeit gehört hätte. Desto nachdrücklicher ward für die Sache der Freiheit in ganz England gesprochen und geschrieben; den tiefsten Eindruck auf die Nation machten des Dr. Rich. Price Observations on the Justice and Policy of the War with America. So ermuthigten Georg III. und sein Minister wider ihren Willen den Freiheitssinn der Völker. Zugleich hatte der blinde Eifer, mit welchem die brittische Regierung ihren amerikanischen Unterthanen das freie Bürgerrecht entreißen wollte, für Europa die nachtheilige Folge, daß die Theilnng Polens im J. 1773 ohne Widerspruch von Seiten Englands erfolgen konnte. Dabei hatte der Minister fortwährend mit der Opposition einen harten Kampf zu bestehen, vorzüglich als er die Suspension der Habeas-Corpusacte in Vorschlag brachte. Als er bald darauf die Geldhülfe des Hauses zur Bezahlung der Kronschulden und Vermehrung des Kroneinkommens verlangte, mußte er hören, daß dieses Bedürfniß eine Folge des Bestechungsunwesens und des Mißbrauchs in Ertheilung von Pensionen sey. Unter den Parlamentsgliedern, welche stets zur Aussöhnung mit Amerika riethen, zeichnete sich vorzüglich Lord Chatam aus, den die Hinfälligkeit des Alters nicht abhielt, „die Unmöglichkeit, Amerika zu erobern, selbst wenn man Söldner in den Fleischbänken jedes deutschen Despoten erhandle," zu beweisen, und gegen die Abscheulichkeit, daß Großbritanniens Minister den Tomahawk und das Skalpeisen der Wilden als Bundeswaffen zur Unterjochung seiner Brüder brauchten, seine Stimme zu erheben. Auch Burke rief den Fluch der Nachwelt auf gegen diese schändliche Verbindung mit Canibalen. — Als nun die Kunde kam von dem Tage bei Saratoga, wo ein brittisches Heer unter Bourgoyne (16ten Oct. 1777) die Waffen streckte, da brach der Zorn des Hauses gegen den Minister los. Mit tiefem Schmerz, ja mit Thränen bekannte Lord North, seine Absicht sey gut gewesen; er wolle gern seine Stelle niederlegen, wenn er dadurch eine Aussöhnung, die er stets gewünscht, bewirken könne. Doch die Tories stimmten für die Fortsetzung des Kriegs. Endlich schlug Lord North selbst (17ten Febr. 1778) Unterhandlungen mit Amerika vor; er habe, gestand er, stets eingesehen, die Besteurung Amerika's würde nie die Staatseinkünfte vermehren; doch habe er nicht argwohnen können, daß die von ihm in Ansehung des Theezolls genommene Maaßregel so unglückliche Folgen haben werde u. s. w. Als hierauf Frankreich mit Amerika sich verbunden hatte, so wollten die brittischen Bevollmächtigten den Amerikanern mehr Rechte einräumen, als jene jemals verlangt hatten; allein es war zu spät. Der Congreß bestand auf der Unabhängigkeit der Staaten. Die Unterhandlung zerschlug sich und die Erbitterung war größer als je. Die brittischen Befehlshaber gestatteten das wildeste Verfahren; alles übertraf an Abscheulichkeit die Zerstörung von Wyoming. Zugleich bestürmte Fox die Minister mit Anklagen, und Lord North selbst war uneins mit dem königlichen Cabinet; indem er mit dem amerikanischen Congreß wie mit einer unabhängigen Macht einen Waffenstillstand einzugehen bereitwillig schien,

und dennoch auf die Dauer des Waffenstillstandes die Unabhängigkeit Amerika's nicht anerkennen wollte. Indeß gab die Festigkeit, mit welcher die Regierung den von Lord Gordon gegen die Catholiken und die tolerant gesinnten Parlamentsglieder erregten Aufruhr des londner Pöbels unterdrückte, dem Minister ein neues Gewicht. Hierauf erklärte Großbritannien den vereinigten Niederlanden, welche der im J. 1780 von Rußland geschlossenen bewaffneten Neutralität beitreten wollten, den Krieg, weil die Generalstaaten die verlangte Genugthuung nicht gegeben hatten. Nur wenige Stimmen tadelten den Minister wegen dieses stolzen Schrittes. Das Glück schien damals den brittischen Waffen günstig, und Holland war auf den Krieg nicht vorbereitet. Um diese Zeit (am 31sten Oct. 1780) sprach zuerst William Pitt, Lord Chatams zweiter Sohn, gegen den Minister und für die von Burke vorgeschlagene Beschränkung der öffentlichen Ausgaben und des überwiegenden Einflusses der Krone. Am heftigsten aber griff Fox den Anleiheplan des Lords North an. Nur eine kleine Stimmenmehrheit rettete die Minister vor einer strengen Untersuchung ihres Verhaltens. — Auch der indische Krieg und das politische Verfahren des Generalgouverneurs Hastings (s. d. Art.) ward heftig angeklagt. Man legte davon dem Minister die Schuld mit bei. Gleichen Tadel fand Lord Norths Benehmen gegen Irland. So sehr er auch die irische Nation bei mehrern Anlässen begünstigt hatte, so strebte diese immer zuversichtlicher nach einer Art von Unabhängigkeit von dem brittischen Parlamente. Auch hier war es Pitt vorbehalten, die Fehler seines Vorgängers wieder gut zu machen. Endlich reizte das Unglück der brittischen Armee unter Cornwallis, welcher bei Yorktown (19ten Oct. 1781) mit 7000 Mann kriegsgefangen wurde, die Opposition zu den härtesten Anklagen gegen Lord North. Auch der Landadel fing an sich gegen den Krieg zu erklären, der bereits über 100,000 Britten das Leben gekostet und eine Ausgabe von 100 Millionen Pf. St. verursacht hatte. Das Haus bewilligte nur mit einer schwachen Stimmenmerheit für das J. 1782, außer 100,000 Seeleuten, 195,000 Mann Soldaten. Zuletzt fiel die Majorität der Minister bis auf eine Stimme herab. Da drang General Conway (27sten Febr. 1782) durch, daß die Kammer erklärte, die Fortsetzung des amerikanischen Krieges sey dem brittischen Staatsinteresse entgegen. Weil man nun als die Hauptursache des Nationalunglücks die Unfähigkeit der Minister ansah, und den Lord North an seine Aeußerung erinnerte, daß er, wenn das Parlament ihm sein Vertrauen entzöge, seine Stelle niederlegen wolle, so machte endlich der Minister den 19ten März dem Hause bekannt, daß der König die Administration zu verändern entschlossen sey. Also ward, nach Belshams Ausdruck, „diese infame Administration, die so lange der Fluch des brittischen Reichs gewesen, zur unaussprechlichen Freude aller Stände des Volks, gänzlich aufgelöst.“ — Lord Thurlow blieb allein vom alten Ministerium in seiner Stelle. Doch der Tod des Marquis von Rockingham (1sten Juli 1782), und die Ernennung des Lords Shelburne löste den Verein der Whiggs wieder auf. Fox, Burke u. s. w. legten ihre Stellen nieder. Unter den neuen Ministern befand sich William Pitt. Das neue Ministerium mußte sich zum Frieden entschließen, da der Krieg die Nationalschuld um 121 Millionen Pf. St. vermehrt hatte Also wurden den

30sten Nov. 1782 die vorläufigen Friedensartikel zwischen Großbritannien und Amerika unterzeichnet, und die dreizehn Staaten als unabhängig anerkannt. Gegen die Präliminarartikel des Friedens mit Frankreich und Spanien aber (21sten Jan. 1783) erhob sich im Unterhause Lord North; er betrachtete diesen Frieden als nachtheilig und der brittischen Ehre zuwider. Man erstaunte über die Kühnheit, mit welcher er sich gegen einen Frieden erklärte, dessen Nachtheile er selbst verschuldet hatte. Noch mehr erstaunte man, als Fox sich mit ihm versöhnte. Diese „monströse Coalition" ward heftig angefeindet. Fox, der Vertheidiger der Volksrechte, und North, der stolze Anwalt der königlichen Allgewalt, konnten unmöglich übereinstimmen. Allein es war so, und sie trugen den Sieg davon. Lord North erklärte, „ihn reue sein Verhalten als Minister auf keine Weise; seiner Unschuld sich bewußt, fürchte er keine Anklage; da er übrigens zu dieser Verbindung eingeladen worden, so könne man wohl vermuthen, daß er keinen seiner öffentlichen Grundsätze aufzugeben Willens sey." Der König sah sich endlich durch den Einfluß der Coalition im Unterhause bewogen, eine andre Administration zu bilden; Pitt legte seine Stelle nieder, der Herzog von Portland kam an die Spitze der Verwaltung; Lord North aber und Fox wurden zu Staatssecretären, jener für das Innere, dieser für die auswärtigen Verhältnisse, ernannt. Auch Burke ward wieder angestellt. Die Mehrheit dieses Ministeriums gehörte zu den alten Whigs; Lord Stormont, Lord North und Lord Carlisle aber waren Tories. Diese sonderbare Zusammensetzung ward bitter getadelt, so wie die von dem neuen Ministerium durchgesetzte Entsagung des brittischen Parlaments auf die gesetzgebende Gewalt in Ansehung Irlands. Nun erhob sich Pitt im Unterhause gegen die Finanzplane der Minister, und trug auf eine Parlamentsreform an. Doch siegte diesmal noch Lord Norths Beredsamkeit. Aber Forens India-bill, welche die Compagnie aller ihrer Rechte beraubte, und die schon vom Unterhause angenommen war, wurde im Oberhause verworfen. — Der König selbst erklärte: „er sey damit hintergangen und getäuscht worden!" Dies zog die Auflösung der bisherigen Administration nach sich, und der König sandte (den 19. Dec. 1783) den beiden Staatssecretären ihre Entlassung; darauf ward Pitt zum ersten Lord und zum Kanzler der Schatzkammer ernannt. Indessen war die Opposition, zu der nun Lord North wieder gehörte, noch immer mächtig genug. Der König löste daher das Parlament auf. In dem neuen gewann Pitt die Mehrheit, und vergebens wandte sein unversöhnlicher Feind North sein Rednertalent an, um der Regierung entgegen zu arbeiten. Einige Jahre vor seinem Tode verlor Lord North, der seit dem Tode seines Vaters auch Graf von Guildford hieß, das Gesicht. Er starb den 17. Aug. 1792 im 61. Jahre seines Alters, ohne große Reichthümer zu hinterlassen, indem er die großen Schätze, welche er in seiner langen Administration zusammengebracht, größtentheils auf Bestechungen verwandt hatte, um sich in seinem Posten zu behaupten. Ueber die Geschichte der Administration des Lords North, während welcher die ersten Redner der Nation auftraten, vergl. man Histoire de l'administration de Lord North. P. I. II. London 1784. 8.

Northcote (James) Esquire, dieser vortreffliche englische Mahler, wurde 1746 zu Plymouth, wo sein Vater ein beliebter

Uhrmacher war, geboren, und zur Erlernung eben dieses Gewerbes bestimmt. Aber ein unbesiegbarer Hang zu den schönen Künsten vereitelte die Wünsche seines Vaters. Der freundschaftlichen Vermittelung des Doctors Mudge verdankte es unser Künstler, daß Josua Reynolds ihn 1771 als seinen Schüler aufnahm. Im Jahre 1776 verließ er seinen Lehrer, mit dem er in den angenehmsten Verhältnissen gelebt hatte, um seine Kunst für sich zu betreiben. Nachdem er einige Zeit auf dem Lande zugebracht hatte, ließ er sich in London nieder, und erlangte dort einen bedeutenden Ruhm. Auch schrieb er mehrere schätzbare Beiträge zu dem Artist, und die Biographical Memoirs of Sir Joshua Reynolds, welche reich an Anekdoten von verstorbenen und noch lebenden merkwürdigen Engländern sind, und eine kurze Analyse von Reynolds bekannten Discourses enthalten. Diesem Werke ließ Northcote 1813 seine Varieties on Art, 4. und 1815 ein Supplement to the Memoirs, 4. folgen.

Norwegen, im Schwedischen Norrige, im Dänischen Norge, ein mit Schweden vereinigtes Königreich auf der skandinavischen Halbinsel, wird gegen Osten von Schweden und nach den übrigen Weltgegenden zu von der Nordsee begränzt. Die Geschichte Norwegens wird, so wie die Geschichte der nordischen Reiche überhaupt, nicht eher etwas bekannter, als seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts, da die christliche Religion daselbst eingeführt wurde. Olaf I. führte sie, nicht ohne Gewaltthätigkeit, ein. Einer seiner Nachfolger, Olaf II., setzte diese gezwungene Bekehrung (1020) fort, und brauchte die Religion als Mittel, mehrere kleine Könige, die mit ihm die Regierung des Landes theilten, zu unterdrücken. Canut der Große, König von Dänemark, eroberte Norwegen (1028), aber sein Nachfolger behauptete es nicht lange, und das Land hatte wieder einheimische Könige, die selbst eine Zeit lang Dänemark beherrschten. Als mit Olaf V. (1387) der Mannsstamm der norwegischen Könige ausstarb, erbte dessen Mutter, Margaretha, die Tochter Waldemars III., Königs von Dänemark, und Wittwe Königs Hakon VIII. von Norwegen, dieses letztere Reich, und vereinigte es 1387 auf immer mit Dänemark. Doch behielt Norwegen, einige spätere Unterbrechungen ausgenommen, seine eigne Verfassung. Diese Vereinigung beider Reiche dauerte bis zum Jahre 1814. Als Preis des Beitritts zur Allianz gegen Frankreich war nämlich schon im Jahre 1812 von einigen alliirten Mächten das Königreich Norwegen, welches dem mit Frankreich verbundenen Dänemark entrissen werden sollte, der Krone Schweden zugesichert worden. Nach der Schlacht bei Leipzig im October 1813 wandte sich der Kronprinz von Schweden mit seinem Armeecorps gegen Dänemark, und nach einigen blutigen Auftritten im Holsteinischen wurde in den letzten Tagen des Decembers 1813 der Friede zu Kiel geschlossen, in welchem Dänemark das Königreich Norwegen an Schweden abtrat. Da jedoch unterdessen der dänische Prinz Christian, Gouverneur von Norwegen, von den Ständen dieses Landes, welche die im Kieler Frieden geschehene Abtretung nicht anerkennen wollten, zum unabhängigen König von Norwegen erwählt worden war, so drang der Kronprinz von Schweden im Julius 1814 mit einer Armee in Norwegen ein, welches in vierzehn Tagen mit den stärksten Positionen und Festungen, nach einigen nicht sehr bedeutenden Gefechten, nicht ganz ohne Verdacht eines geheimen Einverständnisses, in die Hände der Schweden fiel, nachdem das Volk sich in allen Kirchen 4 bis 5 Monate vorher durch den feierlichsten Eid verpflichtet hatte, Blut und Leben für seine

Selbstständigkeit zu lassen. (Siehe die merkwürdige Geschichte des Feldzugs 1814 von einem norwegischen Offizier geschrieben, und in dem ersten Hefte der europäischen Annalen 1817 übersetzt.) Hierauf wurde zu Most (am 14ten August 1814) ein Waffenstillstand und eine Convention geschlossen, vermöge welcher Norwegen als selbstständiges Königreich mit einer besondern Constitution mit Schweden vereinigt werden sollte. Die Constitution, welche der zu Eidswold (im Mai 1814) versammelte Reichstag (Storthing) für Norwegen entworfen hatte, wurde vom König von Schweden ohne Einschränkung angenommen. Zwar entstanden in verschiednen Theilen Norwegens Unruhen, aber ohne weitern Erfolg, und das zu Christiania versammelte Storthing beschloß am 4ten October 1814 die Vereinigung Norwegens mit Schweden. Norwegen blieb, als Königreich, frei, unabhängig und ungetheilt. Ein schwedischer Statthalter (Vicekönig) soll zu Christiania residiren, und die Nation durch eine Deputation von drei Normännern in Stockholm vertreten werden. Der König hat die ausübende Gewalt, die gesetzgebende aber das Storthing, das aus den Repräsentanten der Nation besteht. — Norwegen ist das eigentliche Vaterland der Normänner (s. d. Art.). Es enthält auf 7558 Quadratmeilen nur 883,000 Einwohner — eine sehr geringe Bevölkerung, welche ihren Grund in dem rauhen Clima hat. In einigen Gegenden (dem Stift Norlandere mit Finnmarken) rechnet man nur 24 Menschen, in andern 190 bis 196 Menschen auf eine Quadratmeile. Das Clima ist besonders im östlichen Theil äußerst rauh, und blos an der Küste etwas gemäßigter. Die Luft ist indessen sehr gesund, und der Sommer, wie im ganzen Norden, kurz und brennend heiß. Das Land ist durchgehends voll Moräste, Wälder und Wüsteneien. In einigen Gegenden ist gute Rindviehzucht, aber Getraide wird bei weitem nicht hinlänglich gebaut. Der Mangel desselben wird nicht selten (wie 1817) sehr drückend, und ein großer Theil des Volks in den nördlichen Gegenden muß sich dann blos mit getrockneten Fischen, und Brot aus Birkenrinde ernähren. Der Haupthandel Norwegens besteht in Holz zum Schiffbau, das vorzüglich nach England geführt wird. Die übrigen Ausfuhrartikel sind: Eisen, Kupfer, Pech, Harz, Salz, Butter, Pelzwerk, Asche, trockne Fische, und vorzüglich Heringe. Dagegen müssen eine Menge andrer Bedürfnisse, Getraide, Salz, Wein, Tabak ꝛc. eingeführt werden. Die dermalige Lage Norwegens ist keineswegs günstig. Die inländischen Producte finden weniger Absatz im Auslande als sonst, und der Handel ist sehr gesunken, besonders der ehemals so einträgliche im mittelländischen Meere. Die Bergwerke liegen größtentheils unbearbeitet, und es wird jetzt sogar Eisen aus Schweden eingeführt. Der Verfall des Geldwesens war sehr fühlbar. Die Einnahme betrug im J. 1815: 542,648 Thlr. Silbergeld, und 13,074,000 Reichsbancothaler Nennwerth; die Ausgabe eben so viel. Die Landmacht ist auf 12,000 Mann festgesetzt, wovon aber in Friedenszeiten nur 2000 Mann unterhalten werden, jedoch ohne die Offiziere zu rechnen. Außer einigen Kanonenböten hat Norwegen dermalen keine Kriegsschiffe. Die Einwohner, eigentliche Norweger und Finnlappen, sind durchgängig lutherischer Religion, und ihre Sprache ist von der dänischen sehr wenig verschieden; das Volk theilt sich in Adel, Klerus, Bürger und Bauern. Das Land wird in 5 Stiftsämter eingetheilt: Christiania oder Aggerhuus, in welchem Christiania (die Hauptstadt des ganzen Landes, mit 10,000 Einwohnern), Christiansand, Bergen, Drontheim und Nordland mit Finnmarken (oder Norwegisch Lappland).

Norwich, Hauptstadt der englischen Shire Norfolk, liegt am Einflusse des Windsder in die Yare, die von hier bis zu ihrer Mündung schiffbar ist. Die Stadt ist groß, hat aber schlechte, unregelmäßige Straßen, und enthält 45 Kirchen, darunter die Kathedralkirche die vorzüglichste ist, 8800 Häuser und 37,000 Einwohner. Man findet hier ein stattliches Schloß auf einem Hügel, den Sitz eines Bischofs, eine ökonomische Gesellschaft und ein Blindeninstitut. Norwich war schon gegen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wegen seiner wollenen Zeuge, die worsted stuffs hießen, berühmt. Holländische Flüchtlinge ließen sich hier zu verschiedenen Zeiten nieder, und legten allmählig den Grund zum nachfolgenden Flor der Fabriken von Tüchern, wollenen Zeugen und Strümpfen in England. Von diesen worsted stuffs (unter Worsted versteht man Langwolle, die gekämmt und gesponnen, zu wollenen Zeugen und Strümpfen angewandt wird), wohin feine Kamelotte, wollene Damaste, wollene Atlasse, Kalmanke, Lastings und Bombasins gehörten, ging fast alles ins Ausland, und richtete sich nach dem besondern Geschmack der verschiedenen Länder. Durch die zunehmende Nachfrage von allen Theilen des Auslandes waren die Weberstühle dermaßen in Arbeit, daß das inländische Garn und das der benachbarten Grafschaften nicht mehr hinreichen wollte, sondern überdies noch große Quantitäten Wollengarn aus Irland geholt werden mußten. Aber in den neuern Zeiten, seitdem die baumwollenen Zeuge immer wohlfeiler und beliebter wurden, und in verschiedenen Ländern die Einfuhr der Norwichstoffe verboten wurde, ging ein Markt des Auslandes nach dem andern verloren; daher hat auch die Zahl der Einwohner gegen die frühern Zeiten sich vermindert. Dagegen ist nun die hiesige Industrie auf andere Gegenstände geleitet worden. Man verfertigt besonders Shawls, die den indischen nachgeahmt werden, und jetzt ein beträchtlicher Handelsartikel nach allen Theilen der Welt geworden sind. Anfangs wurden sie aus Seide und feiner Wolle zusammengesetzt; in der Folge aus Seide und Baumwolle, aus Seide und Vigognewolle, wie auch aus dem feinen Haar der Seehunde. Ferner haben sich jetzt Baumwollenfabriken hier erhoben, die zum Theil halbe Leinwand, gestreiftes Matrosenzeug, gewürfelte Zeuge zu Betten und Schürzen, Tischbrell, Bauernhemden, Kattun, Bettdecken verfertigen. Seit einiger Zeit wird auch Hanfleinwand, nämlich grobe zu Sack- und Packtuch, und feinere zu Hemden und Betten, desgleichen Flachsleinwand gewebt. Auch verfertigt man eine überaus schwere Art von Kalmuk, wozu man den Abfall anderer Fabrikate benutzt, der sonst verloren gehen müßte, und mehrere hundert Arbeiter haben dadurch Nahrung.

Nosairier heißt eine Mohammedanische Secte von der Partei der Schiiten, die sich um das Jahr 270 der Hedschra bildete und ihren Namen von Nosraya im Gebiete Cufa, dem Geburtsorte ihres ersten Oberhauptes, erhielt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge waren die Nosairier in Syrien und Mesopotamien weit verbreitet und wetteiferten an Macht mit den Ismaeliten. Durch die Siege der Türken wurden sie jedoch auf den Strich des Gebirges Libanon in Syrien am Seemack beschränkt, den sie jetzt noch als eine den Türken zinsbare, sonst aber selbstständige Völkerschaft inne haben. Ihr Hauptort Safita, acht Stunden von Tripolis (Tarabliis), ist eine alte Festung mit einem Flecken von 250 Häusern und die Residenz ihres weltlichen Sheiks, der sie als erblicher Fürst und Vasall der hohen Pforte regiert. Das Gebiet der 800 Dörfer, in denen ihre starke

Bevölkerung unter den Statthalterschaften Tripolis, Damask und Hamah wohnt, ist wenig fruchtbar, aber sehr fleißig mit Getraide, Gartenfrüchten, Feigen, Maulbeerbäumen, Pomeranzen und Wein, den sie selbst trinken dürfen, angebaut. Auch erzeugen sie Baumwolle, Seide, Galläpfel, Krapp und andre Droguereiwaaren, und treiben damit einen nicht unbedeutenden Handel. Ihre Sitten sind roh und durch Ueberreste heidnischer Gebräuche, die an den Lingamdienst erinnern, verderbt; denn ob sie wohl die Vielweiberei für unerlaubt halten, gestatten sie doch an gewissen Festtagen willkührliche Vermischung der Geschlechter, und theilen sich nach der Art der Hindu in mehrere Casten, von denen eine die andre drückt. Die Türken, denen sie tapfern Widerstand leisten, und die Ismaeliten, ihre nächsten Nachbarn, verabscheuen sie, obgleich ihr Glaube von der Religionsansicht der letztern wenig abweicht. Sie sind, wie diese (s. d. Art. Ismaeliten) Verehrer Ali's, nehmen die Seelenwanderung, aber keine Hölle und kein Paradies an. Die Christen lieben sie und beobachten auch christliche Feste und Gebräuche, ohne jedoch ihre Bedeutung ganz zu kennen. Uebrigens zeigen sich in ihrem Cultus noch viele Spuren des Naturdienstes der alten Vorder-Asiaten. Gewisse Thiere und Pflanzen sind ihnen heilig und die weiblichen Geschlechtstheile, als Symbol aller Zeugung, ein Gegenstand der Verehrung. Mit den Türken haben sie aber eine Menge von Wallfahrtsörtern und Capellen gemein, in denen ihr Gottesdienst mit großem Geräusch geübt wird. Ein geistliches Oberhaupt, Sheikh Khalil, führt die Aufsicht darüber und wandert als Prophet unter ihnen umher. Die früher geltende Meinung, daß die Nosairier die syrischen Sabier oder Johannischristen wären, ist durch Niebuhr und neuerdings noch durch die Nachrichten des französischen Consuls Rousseau in Aleppo vollkommen widerlegt. E.

Nosologie (aus dem Griechischen), nennt man in der Medicin die Wissenschaft, welche sich mit den Krankheiten an sich, besonders ihren Benennungen und ihrer Classification beschäftigt. Einige gebrauchen diesen Namen gleichbedeutend mit Pathologie, Andere sehen sie für einen Theil derselben an. Man vergl. d. Art. Medicin und Pathologie.

Nossa, s. Nordische Mythologie.

Nösselt (Johann August), dieser um die Universität Halle und um die theologischen Studien überhaupt hoch verdiente Gelehrte war zu Halle am 2ten Mai 1734 geboren, machte seit 1755 eine gelehrte Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich, fing dann im Jahr 1757 als Magister an, philologische und theologische Vorlesungen zu halten, und hatte schon als außerordentlicher Professor im Jahr 1762 einen solchen Beifall, daß er den großen Hörsaal der Universität zu seinem Auditorium wählen mußte. Er blieb trotz mehrerer ehrenvollen Anträge auf dieser Universität, wurde 1764 ordentlicher Professor der Theologie und 1779 Director des theologischen Seminars. Er verdankte ihn der Deutlichkeit, Bestimmtheit und Ordnung seines Vortrags, so wie dem steten Fortschreiten mit der Aufklärung des Zeitalters; denn seiner tiefen Gelehrsamkeit ungeachtet blieb er noch in seinem hohen Alter für neue Ansichten empfänglich. Ihm war das theologische System kein geschloßnes Ganzes, das keiner Vervollkommnung fähig wäre. Muthig widersetzte er sich allen Eingriffen, die man in Glaubens- und Gewissensfreiheit zu thun versuchte, wie er besonders gegen die Glaubenscommission unter Friedrich Wilhelm II.

bewies. Der jetzige König von Preußen legte dem verdienſtvollen Greiſe den Charakter eines geheimen Raths bei und zeichnete ihn bei ſeiner Anweſenheit in Halle perſönlich als denjenigen Mann aus, dem die meiſten und vorzüglichſten Theologen in ſeinen Staaten ihre gelehrte Bildung verdankten. Um ſo ſchmerzlicher traf ihn das Schickſal Preußens im Jahre 1806, das er nur kurze Zeit überlebte. Er ſtarb als Senior der Univerſität am 11ten März 1807. Von ſeinen Schriften ſind die vorzüglichſten ſeine Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der chriſtlichen Religion, Halle, 1766; 5. Ausg. 1783, 8. Ueber den Werth der Moral ꝛc. Halle 1777 und 1783, 8. Anweiſung zur Bildung angehender Theologen, Halle, 3 Bde. 1785 — 1789, und ſeine Anweiſung zur Kenntniß der beſten theologiſchen Bücher, Leipzig 1779, 4te Ausg. 1800, (fortgeſetzt von Simon). Die übrigen ſind exegetiſchen, moraliſchen und religiöſen Inhalts. Niemeyer hat ſeine Biographie geſchrieben (Halle 1809, 8.).

Noſtradamus, eigentlich Michel Notre Dame, wurde im Jahr 1503 zu St. Remy in Provence geboren. Er ſtammte aus einer ehemals jüdiſchen Familie, ſtudirte Medicin, legte ſich etwas auf Quackſalberei, und fiel zuletzt auf die Lieblingskrankheit ſeines Jahrhunderts, die Aſtrologie. Die Prophezeihungen, die er aus ſeiner Abgeſchiedenheit zu Salon in gereimten Quatrains zu ganzen Hunderten (und unter dem Titel Centurien) der Welt bekannt machte, erregten durch ihren Ton und ihre Dunkelheit ſelbſt großes Aufſehn. Heinrich II., König von Frankreich, ließ den Verfaſſer zu ſich kommen und beſchenkte ihn königlich. Als dieſer Monarch in einem Tournier durch Ungeſchicklichkeit verwundet wurde und das Leben verlor, glaubte man die Prophezeihung dieſes Todesfalls in dem 35ſten Quatrain der erſten Centurie des Noſtradamus zu finden, welches folgendermaßen lautete:

Le lion jeune le vieux surmontera
En champ bellique par singulier duel,
Dans cage d'or les yeux lui crevera
Deux plaies une, puis mourir: mort cruelle!

Die angeſehenſten Perſonen ſeiner Zeit beſuchten ihn zu Salon. Carl IX. ernannte ihn zu ſeinem Leibarzt. Indeſſen fehlt es doch auch nicht an Leuten, die ſeiner Prophezeihungen ſpotteten. Jodelle machte unter andern folgendes Wortſpiel auf dieſen Propheten:

Nostra damus, cum falsa damus, nam fallere nostrum est,
Et cum falsa damus, nil nisi nostra damus.

Noſtradamus, deſſen Prophezeihungen noch im J. 1781 von dem päpſtlichen Hofe verboten wurden, weil der Untergang des Papſtthums darin verkündet wurde, ſtarb zu Salon im Jahr 1566. Merkwürdig iſt es übrigens, daß an demſelben Orte im ſiebzehnten Jahrhundert ein ähnlicher Zukunftverkündiger, ein gewiſſer François Michel, ſeines Gewerbes ein Hufſchmid, geboren wurde, der im J. 1697 an den Hof Ludwigs XIV. reiſ'te, und hier großes Aufſehn machte.

Notabeln (franzöſiſch les Notables), werden die bedeutendſten Männer aller Stände genannt. Obgleich in mehrern europäiſchen Staaten die verſchiednen Stände derſelben ſich verſammeln, wie z. B. in England das Parlament, in Schweden der Reichsrath, in Holland die Generalſtaaten und in Spanien die Cortes, ſo fand doch nur in Frankreich die Benennung von Notabeln Statt. Ihrer geſchieht in den ältern Annalen dieſes Staates

mehrmals, der ersten Zusammenkunft derselben aber, die von einiger Bedeutung war, im Jahr 1613 Erwähnung. Eine zweite berief Richelieu im J. 1626. Seit dieser Zeit fand kein König von Frankreich es seinem Interesse angemessen, eine solche Zusammenkunft wieder zu veranstalten, bis endlich im Jahre 1786 der Minister und General-Controleur Calonne auf den Gedanken gerieth, um mehrern Anordnungen, die er für nothwendig hielt, das ihnen fehlende Gewicht zu ertheilen, die Notablen zu versammeln. Die Versammlung sollte aus 7 Erzbischöfen, eben so vielen Bischöfen, 36 Individuen aus dem Adelstande (nach einigen Geschichtschreibern Frankreichs aus dem hohen Adel, 26 Herzogen) dem ersten Präsidenten und General-Procurator aller Parlamente im Reiche, 8 Staatsräthen, 4 Requetenmeistern, den Deputirten aus vier Provinzen und den ersten Mitgliedern der Stadtmagistrate von 24 Städten, überhaupt aus 136 Personen bestehen. (Nach einer neuern, allen Glauben verdienenden, Geschichte Frankreichs waren die vom 29sten December 1786 datirten Versammlungsschreiben gerichtet: an 7 Prinzen von Geblüte, 9 Herzoge und Pairs von Frankreich, 8 Feldmarschälle, 22 Edelleute, 8 Staatsräthe, 4 Maitres des Requetes, 11 Erzbischöfe und Bischöfe, 37 Oberrichter, 12 Deputirte der Pays d'Etats, den Civillieutenant und 25 obrigkeitliche Personen aus den verschiednen Städten des Königreichs. Die Anzahl der Glieder war 144.) Nachdem sie vom 22sten Februar bis zum 25sten Mai 1787 ihre Sitzungen gehalten hatte, trennte sie sich wieder. Als definitive Resultate ihrer Arbeiten ließen sich nachfolgende ansehen: 1. Die Provinzialversammlungen wurden nach der von den Notabeln vorgeschlagnen Form eingeführt. 2. Der Finanzrath wurde so, wie sie es gewünscht hatten, eingerichtet, und folglich sollten die Berechnungen der Einnahme und Ausgabe, so wie die Anschläge der Gnadenbezeigungen und Pensionen jährlich öffentlich bekannt gemacht werden. 3. Abschaffung der Frohndienste. 4. Abschaffung der Abgaben von der Ein- und Ausfuhr, von einer Provinz in die andere, und Aufhebung der Barrieren zwischen selbigen. 5. Aufhebung der Salzsteuer, die nach und nach geschehen sollte, wie der Ertrag durch Ersparungen und Bonificationen zu ersetzen seyn werde. 6. Freiheit des Getraidehandels, und des innern Handels überhaupt. 7. Bonificationen in allen Departements und sorgfältige, jährlich wenigstens vier Millionen betragende Ersparungen. 8. Ersparungen im Hofstaate der Königin und der Prinzen. 9. Eine jährliche Anleihe von 50 Millionen. 10. Eine Auflage von 50 Millionen auf solche Gegenstände, die dem Volke am wenigsten zur Last fallen würden. 11. Die Provinzialversammlungen sollen keine neue Auflage ertheilen, ehe die Ersparungen bis auf 40 Millionen gebracht seyen. So endigte sich die Versammlung von Männern, denen man einen guten Willen so wenig, als den Geist und die Kraft, manche treffliche Ideen zu realisiren, absprechen kann. Sie macht in der neuern Geschichte Frankreichs Epoche. DH.

Notarien. Notarii, (von nota das Zeichen) hießen Anfangs bei den Römern diejenigen Sklaven oder Freigelassenen, welche als Geschwindschreiber (die sich gewisser Abbreviaturen bedienten) vorzüglich bei den Senatsversammlungen gebraucht wurden. Während des Verfalls des römischen Reichs bezeichnete man mit dem Worte notarii die Schreiber oder Secretäre der öffentlichen Behörden. In der neuern europäischen Zeit nannte man notarii die vom Staat bestellten öffentlichen Zeugen, deren sich die Privatpersonen in ihren Verhand-

lungen zu größerer Beglaubigung bedienen konnten und in gewissen Fällen bedienen mußten, und die in größerer oder geringerer Beziehung auf die Justizverfassung standen. Unbedeutend waren die Notarien in England und Holland. In Deutschland gehörte das Notariat zu den kaiserlichen Reservaten und konnte schon deswegen nie bedeutend werden, da die Justizverfassung jedes Landes die Wirksamkeit eines kaiserlichen Notarien (Notarius publicus S. Caesareae Majestatis) zu beschränken suchte. Ihre Rechte und Pflichten bestimmte Kaiser Maximilian I. durch die Notariatsordnung von 1512. Bei uns ist daher ein Notarius eine unter landesherrlicher Autorität bestellte und vereidete Person, welche gewisse rechtliche Handlungen in Gegenwart von Zeugen zu vollziehen und darüber eine glaubwürdige Urkunde aufzunehmen die Befugniß hat. Letztere heißt das Notariatsinstrument. In dem ehemaligen deutschen Reiche stand nur dem Kaiser oder den Reichsvicarien das Recht zu, entweder unmittelbar oder durch Pfalzgrafen Notarien zu ernennen; seit Auflösung des deutschen Reichsverbandes bestellt sie ein jeder deutscher Landesherr durch seine Collegien. Ihre Rechte sind jedoch in einzelnen Ländern (wie in Sachsen durch das Mandat von 1804) sehr eingeschränkt worden. Am bedeutendsten waren die Notarien in Frankreich schon vor der Revolution. Diese Wirksamkeit haben sie auch in der neuen französischen Gerichtsverfassung unter genau bestimmten Modificationen behalten. Die practische Organisation der neuen französischen Civilgesetzgebung beruht theils auf nicht rechtsprechenden, theils auf rechtsprechenden Anstalten. Unter den nicht rechtsprechenden Anstalten steht das Notariatsinstitut oben an. Der französische Notar ist ein öffentlicher Zeuge in subjectivem und objectivem Sinn. Durch ihn bezeugt der Staat und sein Zeugniß wird für den Staat und für die ganze Gesellschaft geführt und verwahrt. Er setzt Contracte, Schuldverschreibungen und Vergleiche und alle andren, die willkührliche Gerichtsbarkeit betreffenden Acten auf, die die Summe von 150 Franken übersteigen. Notariatsbeurkundungen haben vollen Glauben, und es wird kein Zeugenbeweis gegen sie zugelassen. Ihr Inhalt ist der Rechtskraft gleich. Der Notar führt über alle von ihm vorgenommenen Handlungen eine Registratur und ist für die Verwahrung derselben den Parteien und dem Publicum verantwortlich. Hat der Gläubiger die Expedition seiner Schuldverschreibung verloren, so findet er das Original bei dem Notar wieder. Die Notarien haben auch ein vorzüglich wichtiges Amt bei Erbtheilungen; denn obgleich sie nach einem Sterbefall die Versiegelung des Nachlasses nicht vornehmen, indem diese dem Friedensrichter obliegt, so verfertigen sie doch die Inventarien, leiten das ganze Erbtheilungsgeschäft ein und berichtigen es. Die Notarien in dem Arrondissement eines Gerichtshofes erster Instanz machen ein Corps aus, welches ein Collegium (chambre des Notaires) erwählt, das aus 1 bis 9 Mitgliedern (in Paris aus 19) besteht und einen Präsidenten, einen Syndicus, einen Berichterstatter, einen Secretär und einen Einnehmer hat. Dieses Collegium besorgt nicht nur die innere Polizei, sondern schlichtet auch in der Güte alle Streitigkeiten dritter Personen mit den Notarien über deren Amtsverrichtungen und Gebühren.

Noten, in der Musik die Tonzeichen (notae musicae). Man bediente sich als solcher schon im höchsten Alterthum gewisser Buchstaben des Alphabets. Die Hebräer sollen sich, nach der Behauptung Einiger, wie noch jetzt die Neugriechen, der Accente als Tonzeichen bedient haben. Wenn einige Männer im Alterthum, als

z. B. Pythagoras oder Terpander, als Erfinder der Noten genannt werden, so ist dieses vielleicht nur aus dem in der Geschichte der alten Künste so gewöhnlichen Irrthum geschehen, daß man denjenigen, der eine Erfindung zuerst aus einem Lande in das andre verpflanzte, sie verbesserte, oder aus der Verborgenheit des Geheimnisses, worin sich die Künste anfangs fortpflanzten, ans Licht zog, für den ersten Erfinder derselben ansah. Da die Griechen für die Töne der Vocalmusik andre Zeichen wählten, als für die Töne der Instrumentalmusik, und da sie noch nicht auf die Idee gekommen waren, sich der Octave zu bedienen, um vermittelst der vorgesetzten Schlüssel eine Menge der verschiedenartigsten Töne auf eine analoge Weise zu bezeichnen; so sieht man leicht ein, daß sie einer unendlichen Menge von Noten bedurften. Und in der That belief sich die Anzahl derselben auf 990, wovon die eine Hälfte für die Vocal-, die andre für die Instrumentalmusik bestimmt war. Man wird fragen, wie es möglich war, mit der geringen Anzahl der Buchstaben des Alphabets zur Bezeichnung einer solchen Menge von Tönen auszureichen. Allein man bewirkte dieses dadurch, daß man den Buchstaben eine verschiedne Stellung und Form gab, sie bald liegend, bald stehend, bald verkehrt u. s. w. vorstellte. So diente allein das *I* durch verschiedne Lage und Gestaltung dazu, sieben verschiedne Töne zu bezeichnen. Auch nahm man die Accente zu Hülfe, indem man sie theils allein als Noten gebrauchte, theils durch Hinzufügung derselben zu den Buchstaben neue Noten bildete. War ein Lied bestimmt, mit Begleitung von Instrumentalmusik gesungen zu werden, so standen zuerst die Noten der Vocalmusik, unter diesen die Noten der Instrumentalmusik und dann erst der Text selbst. Da die Sylben der griechischen Sprache größtentheils auf einer fest bestimmten natürlichen Quantität (Geltung in Hinsicht der Zeit) beruhen, so brauchten die griechischen Noten nicht die Dauer des Tons zu bezeichnen, welcher durch die Kürze oder Länge der Sylbe von selbst gegeben war, und sie konnten sich daher in der Regel nur auf Bezeichnung der Höhe, Tiefe und Natur des Tons einschränken. Bei den Sylben, welche ancipites (lang und kurz) waren, und deren Gebrauch in dem jedesmaligen Falle der mit den Gesetzen des Metrums und der Rhythmik weniger bekannte Musiker hätte mißverstehen können, bediente man sich gewöhnlich des A, um den langen, und des B, um den kurzen Gebrauch der Sylbe zu bezeichnen. Die funfzehn Haupttöne des griechischen Tonsystems (die sich von unserm großen A bis zum eingestrichenen a erstreckten) wurden zuerst durch Papst Gregor I. am Ende des 6ten Jahrhunderts auf sieben zurückgebracht und mit den sieben ersten Buchstaben des lateinischen Alphabets bezeichnet, so daß die Uncialbuchstaben für die erste Stimme, die kleinen Buchstaben für die überschlagende Stimme und die doppelten Buchstaben für die doppelt überschlagende Stimme gebraucht wurden. Dieses zwar vereinfachte, jedoch immer noch sehr unvollkommne Notensystem dauerte, bis Aretin (Guido von Arezzo), ein Benedictinerabt, im J. 1022 auf die Idee gerieth, statt der Buchstaben sich der Punkte mit fünf Linien (auch Notensystem, Liniensystem genannt) zu bedienen, indem er die Punkte sowohl zwischen die Linien, als auf dieselben setzte. Die Buchstaben, deren man sich vorher statt der Noten selbst bedient hatte, wurden nun Schlüssel, claves (s. d. Art. Schlüs-

sel). Da indessen diese neuerfundenen Linienpunkte noch nicht die Verschiedenheit der Dauer der Töne bezeichneten, so blieb noch die Erfindung übrig, ihnen durch besondre Gestaltung auch diese Bedeutung beizulegen. Diese Erfindung wird von Einigen einem Deutschen aus Cöln, mit Namen Franco, beigelegt, der gegen das Ende des 11ten Jahrhunderts lebte. Andre schreiben sie, oder wenigstens ihre Vervollkommnung, dem Johann de Murs (Jean de Mocurs oder Meurs) zu, der zwischen den Jahren 1330 bis 50 angefangen habe, die einfachen Punkte in kleine Quadrate zu verwandeln, die bald schwarz, bald nicht schwarz waren, bald Striche, bald keine Striche hatten und bisweilen mit krummen Strichen (Schwänzen) versehen waren, wodurch noch jetzt die Verlängerung und Verkürzung der Noten ausgedrückt wird. Die diminutio oder Verringerung und Zergliederung einer Note in Noten von geringerm Werth (z. B. wenn ein Viertel in zwei Achtel oder vier Sechzehntheile zergliedert wird) und der Gebrauch der laufenden Noten ist zuerst von Jean Mouton, Capellmeister Königs Franz I. von Frankreich, im 16ten Jahrhundert erfunden worden.

Notendruck. Man muß in der Geschichte des Notendrucks zwei Perioden unterscheiden: die erste, in welcher man sich zum Notendruck ganzer Platten bediente, und die zweite, in welcher man die Noten auf eine ähnliche Weise setzte, wie man Schriften mit beweglichen Lettern setzt. In der ersten Zeit bediente man sich dazu der Holztafeln. Die ältesten, wahrscheinlich mit solchen Tafeln gedruckten, Noten, die man kennt, sind vom J. 1473. Aus jenen Zeiten, wo der Notendruck mit Holztafeln noch nicht ganz vervollkommnet war, findet man gedruckte Bücher, in welche die darin vorkommenden Noten mit der Schreibfeder eingezeichnet zu seyn scheinen. Hierauf folgte der Notenstich und Notendruck auf Kupferplatten und den wohlfeilern Zinnplatten, welcher letzterer zuerst gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts sehr gewöhnlich wurde. — Was die zweite Periode dieser Kunst betrifft, so ist man ungewiß über den Erfinder der ersten gegossenen Musiknoten. Gewöhnlich hält man dafür den Jacob Sanlecque (geboren zu Caulen in der Picardie 1558), einen berühmten Schriftgießer zu Paris, der daselbst im J. 1648 starb. Die Kunst, mit solchen Noten zu drucken, blieb indessen sehr unvollkommen, so daß man sich gewöhnlich lieber der Methode bediente, Noten in Zinnplatten mittelst gewisser dazu gefertigter Stempel zu schlagen und sie mit einer Kupferpresse abzuziehen, bis endlich der berühmte Breitkopf in Leipzig jene Kunst, sich der Noten wie der Buchdruckertypen zu bedienen, seit 1756 auf einen solchen Grad der Vollkommenheit brachte, daß er im Grunde für den ersten Erfinder derselben gehalten werden kann. — Gegenwärtig wendet man auch den Steindruck auf Noten an.

Notensetzer, Notensetzmaschine, auch Phantasirmaschine. Da es Musiker giebt, welche in gewissen Augenblicken der Begeisterung oft glücklicher auf dem Piano phantasiren, als sie mit Absicht und Bewußtseyn zu componiren im Stande sind, so hatte man schon längst gewünscht, eine Maschine erfunden zu sehen, welche, mit dem Fortepiano in Verbindung gebracht, die Phantasien des Künstlers sogleich auf Noten setzte und so fest hielte. Die erste Idee eines solchen Instruments wurde der Welt in den Philosophical Transactions der Londner Akademie der

Wissenschaften vom J. 1747 (No. 483) als Erfindung eines englischen Geistlichen, Namens Creed, mitgetheilt, ohne daß jedoch die nähere Angabe der Ausführbarkeit der Idee hinlänglich bewiesen war. Um das J. 1748 gerieth Unger, damals Landsyndikus und Bürgermeister zu Eimbeck, nachher braunschweig-lüneburgischer Hofrath und erster Geheimsecretär, ohne von Creeds Abhandlung Kenntniß zu haben, auf dieselbe Idee, und seine Vorschläge zur Ausführung wurden im J. 1752 von der Berliner Akademie der Wissenschaften gebilligt, jedoch nicht bekannt gemacht. Ein Mitglied dieser Akademie, Sulzer, veranlaßte durch die Mittheilung einer unvollständigen Beschreibung dieser Ungerschen Idee den Mechanikus Hohlfeld, einen Sachsen (geb. zu Hennersdorf, 1711, gest. 1771), sogleich die Hand an die Ausführung zu legen. In den Nouveaux Mémoires de l'Académie royale des sciences et des belles lettres à Berlin vom J. 1771 findet sich eine vollständige und mit zwei Kupfertafeln versehene Beschreibung der von Hohlfeld erfundnen Maschine von Sulzer. Auch Unger gab im J. 1774 eine Beschreibung eines Notensetzers, wie er nach seiner Idee gemacht werden sollte, heraus, ohne daß jedoch dieser Vorschlag von irgend einem Künstler ausgeführt worden wäre. Die Hohlfeldische Maschine enthält zwei Cylinder: um den einen dieser Cylinder ist das mit Notenlinien bezogne Papier gerollt, welches sich während des Spielens durch ein Triebwerk von der Rolle lös't, durch die angebrachten kleinen Bleistifte mit den Noten, deren Töne das Fortepiano angiebt, bezeichnet wird und sich so beschrieben mit Hülfe jenes Triebwerks auf den zweiten Cylinder aufrollt. Die Akademie der Wissenschaften hat diese Hohlfeldische Maschine durch Kauf an sich gebracht. Zu verwundern bleibt es, daß ein so nützliches Instrument seit jener Zeit nicht vervielfacht, und von allen großen Künstlern benutzt worden ist.

Notenstich, s. Notendruck.

Notensystem, s. Noten.

Nothrecht heißt die Befugniß, aus Noth unrecht zu handeln. So widersprechend das klingt, so ist doch der Begriff in der philosophischen Rechtslehre gegründet. Das oberste Rechtsprincip: Enthalte dich jeder Handlung (jeden Gebrauchs deiner äußeren Freiheit), neben welcher der Gebrauch der äußeren Freiheit anderer Menschen nicht würde bestehen können, drückt die logische Bedingung aus, ohne welche unter Menschen im Zustande der Wechselwirkung allgemeine Rechtlichkeit nicht denkbar ist. Hierbei wird als physische Bedingung vorausgesetzt, daß die in Wechselwirkung stehenden Menschen in einer Sinnenwelt sich befinden, in welcher es möglich ist, dem Rechtsgesetz gemäß sich zu verhalten, und bei diesem Verhalten zugleich als Person (als Vernunftwesen mit innerer und äußerer Freiheit) fort zu existiren. In einer Sinnenwelt, wo das überhaupt nicht möglich wäre, würde der Begriff des Rechts ohne practische Realität seyn, weil er lediglich aus dem Vernunftgesetze entspringt, daß die Menschen unbeschadet ihrer Persönlichkeit mit einander in Wechselwirkung stehen sollen. Jene physische Bedingung nun existirt auf Erden im Allgemeinen; kann aber im Besondern bisweilen mangeln. Zwei Menschen können in eine solche Lage gerathen, daß der eine die Rechte des andern verletzen oder aufhören muß, als Person fort zu existiren. Cicero führt als Beispiel zwei Schiffbrüchige auf

Einem Brette an, welches nur Einen tragen kann. Obwohl in solchen Fällen die Tugendlehre die Wahl zwischen Selbstaufopferung und Tödtung des Andern frei läßt; so fällt doch das Rechtsprincip als unanwendbar weg, und es kann für Keinen von beiden unrecht genannt werden, daß er den Andern herunter stoße, um sich zu retten. Diese Einrede gegen den Vorwurf der Unrechtmäßigkeit heißt Nothrecht. (M. s. u. a. Müllners Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 20 und 21.) Im Criminalrecht kommt dieser Begriff unter dem Namen vor: moderamen inculpatae tutelae. Wer beweisen kann, daß er einen Menschen getödtet habe, weil außerdem er selbst von ihm würde umgebracht worden seyn, ist straflos. Den übelsten Gebrauch von der Berufung auf das Nothrecht macht gewöhnlich der Staat, sowohl in seinen völkerrechtlichen, als in seinen innern Verhältnissen. Anstatt es auf den Fall zu beschränken, wo er selbst als intellectuelle Person zu existiren aufhören müßte; schiebt er dem Begriffe der rechtlichen Existenz den schwankenden des sogenannten Gemeinwohls unter, und verletzt häufig die Rechte anderer Personen, vor allen seiner einzelnen Bürger, um angeblich das Gesammtwohl zu fördern. Die philosophische Rechtswissenschaft ist in ununterbrochener, fruchtloser Protestation gegen diese Staatspraxis begriffen, und Ernst Platner pflegte in seinen Vorlesungen scherzweise zu bemerken, daß diese Protestation nöthig wäre, weil sonst die rechtsgelehrten Staatsmänner den positiven Begriff einer Verjährung des Unrechts herauskünsteln würden. Mnr.

Nothlüge, s. Lüge.

Nothtaufe ist diejenige Taufe, welche in dem Falle, wo ein neugebornes Kind die Ankunft des Pfarrers nicht erleben zu können scheint, von der Hebamme oder einer andern, eben gegenwärtigen christlichen Person mit Aussprechung der Taufformel und des christlichen Glaubens verrichtet werden kann. Diese Erlaubniß hat die Kirche schon im 2ten Jahrhunderte in der Meinung gegeben, daß ungetauft verstorbne Kinder der ewigen Verdammniß nicht entgehen könnten. Wenn man nun auch in neuern Zeiten über das Schicksal ungetaufter Kinder liberaler denken gelernt hat, so ist doch in den Kirchenordnungen zur Beruhigung der Aeltern die Erlaubniß der Nothtaufe beibehalten und nur die Bedingung hinzugefügt worden, daß ein im Falle der Noth von einem Laien getauftes Kind, wenn es leben bleibt, in der Kirche oder zu Hause von dem ordinirten Pfarrer zur Bestätigung seiner Taufe abermals eingesegnet werden soll. Die catholische Kirche befiehlt auch Kindern, die auch nicht völlig geboren sind, wenn zu fürchten steht, daß sie nicht lebendig ans Licht der Welt kommen möchten, sobald nur ihr Körper mit Wasser erreicht werden kann, die Nothtaufe zu geben. E.

Nothwehr, ist die Abwendung dringender, einen unersetzlichen Schaden (z. B. Verlust der Jungfrauschaft, eines Gliedes, des Lebens), drohender Gefahr, in welche jemanden der ungerechte Angriff eines Andern setzt, durch Gewaltthätigkeit (moderamen inculpatae tutelae). Sie ist als ein Fall, in welchem eine Ausnahme vom Strafgesetze Statt findet, anerkannt. Dann aber muß sie dem Angriff angemessen und durch ihn hinlänglich begründet, auch obrigkeitliche Hülfe nicht vorhanden oder nicht leicht zu bewir-

ken seyn. Denn jeder hat ein Recht, seine Person und sein Leben zu vertheidigen, sobald der Staat ihn vor der gegenwärtigen Gefahr nicht vertheidigen kann.

Notiren. Einen Wechsel notiren, heißt, sich die Aufnahme des förmlichen Protestes noch vorbehalten.

Notizenschreiber nennt man in der deutschen literarischen Welt diejenigen, welche für die nicht politischen Unterhaltungsblätter Localnachrichten liefern. Diese Nachrichten selbst heißen in der Sprache des deutschen Journalwesens Correspondenzen, und am häufigsten sind die Erscheinungen des Theaters ihr Gegenstand. Daneben verbreiten sie sich nicht selten auch über andere Neuigkeiten der Kunst, der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens. Sie sind für das Bestehen solcher Unterhaltungsblätter sehr wesentlich, weil sie ihnen in den Orten, woher sie lauten, neugierige Leser verschaffen. Daher pflegen die Herausgeber in jedem bedeutenden Ort wenigstens Einen Notizenschreiber zu dingen, der, obwohl er gewöhnlich anonym schreibt, dennoch im Orte selten lange unbekannt bleibt. Die Lage eines solchen Schriftstellers hat Herr F. Raßmann in folgendem Klaglied besungen:

Ich bin Notizenmacher Bei manchem Blatt,
Drum hab' ich Widersacher In unsrer Stadt:
Wie Hornfischwärme regen Sich diese Herrn,
Und möchten längst mir legen Das Schreiben gern.

Der Eine, der im Zwinger Der Kirche hockt,
Ein Obscuranten-Jünger, Im Sinn verstockt,
Sperrt sich, und will es bleibe Ganz todt der Ort,
Und keine Zeitung schreibe Von ihm ein Wort.

Dem Andern ist nicht Mühe Die Bühne werth,
„Wozu die lange Brühe Vom Gauklerheerd?"
Der Dritte hätt' genommen Gar gern mein Amt,
Weil er's nicht kann bekommen, Werd' ich verdammt.

Ein Vierter, schier besessen Von seinem Ich,
Schmollt, daß man ihn vergessen So frevenlich.
Ein Fünfter gar muß toben, Entbrannte im Zorn,
Wird einer vorgehoben, Der ihm ein Dorn.

Doch werd' ich fürder treiben Correspondenz,
Von Neuigkeiten schreiben Die Quintessenz.
Die Leser wird erfreuen Mein Mancherlei,
Stimm' ich nur nicht den Schreien Des Pfuschers bei.

Natürlich verführt ein solches Geschäft leicht zum Mißbrauch der Publicität. Der bekannt gewordene Notizenschreiber wird Anfangs verachtet, dann gefürchtet, und endlich von denen, die gern öffentlich gelobt seyn wollen, bestochen. In den Theaterstädten haben die bekannten Notizenschreiber gewöhnlich Freibillets, und die keins haben, suchen es durch hämischen Tadel zu bekommen, anderer größerer Niedrigkeiten nicht zu gedenken. Hierzu kommt, daß, so viel die neuen Theaterstücke betrifft, die Lockung, öffentlich darüber zu schreiben, gewöhnlich für diejenigen am größten ist, welche selbst mit dem Dichten für die Bühne kein Glück gemacht haben. Daher die häufige Opposition gegen Dichtungen von Werth, und das unverschämte Lob der mittelmäßigen und schlechten. Im Allgemeinen sind die Uebel der Notizenschreiberei um so größer, da oft ein und dasselbe Individuum dieses Geschäft für mehrere Tageblätter zugleich verwaltet. Ueberhaupt thun die No-

tizenschreiber der Dichtkunst für die Bühne schon darum viel Schaden, weil die Stücke, ehe sie noch gedruckt dem Urtheil des Publicums vorliegen, in ihre oft ungewaschenen Hände fallen. Diese Schriftstellerei, die nun einmal Mode geworden, auf besseren Fuß zu setzen, hätten die Journalredactionen in ihrer Gewalt, wenn sie bei der Wahl ihrer Correspondenten mehr auf Sachkenntniß sähen, und besser die Gründe für die Vermuthung redlicher Gesinnungen untersuchten. Auch würden sie wohl thun, die Notizenschreiber nicht nach den gedruckten Zeilen zu honoriren, und aus ihrer oft sehr breiten „Quintessenz von Neuigkeiten" (um mit dem Verf. des obigen Scherzgedichtes zu reden) die Quintessenz des Nützlichen und Angenehmen, des Belehrenden und Unterhaltenden von geschickter Hand herausziehen zu lassen. Daß je zuweilen so ein Fingerheld an das Licht gezogen, und andern zum Exempel von dem überlegenen Witz des Gegners dem Publicum in seiner Nudität gezeigt wird, das ist nur ein Palliativmittel.

Notre (André le), geboren zu Paris im J. 1613, folgte seinem Vater in dem Amte eines Intendanten der Gärten in den Tuilerien. Er war der erste, der die Gartenkunst in Frankreich auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit brachte. (S. d. Art. Gartenkunst.) Als der König die schönen Anlagen sah, welche le Notre auf Foucquets Befehl bei dessen Schlosse Vaux-le-Vicomte gemacht hatte, übergab er ihm die Direction aller königlichen Parks. Jetzt hatte le Notre ein weites Feld, um seine Talente zu zeigen. Er verschönerte Versailles, Trianon, und legte zu St. Germain jene berühmte Terrasse an, die man mit stets erneuerter Bewunderung wieder sieht. Die Gärten von Clagny, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Seaux und tausend andre Verschönerungen waren sein Werk. Er reiste nach Italien in der Absicht, sich daselbst weiter auszubilden. In Rom wurde er dem Papst Innocenz XI. vorgestellt, den er umarmte, weil er, wie Einige behaupten, dieses mit allen denen that, welche seinen König (Ludwig XIV.) bewunderten; ja sogar diesen König selbst soll er, so oft er von einem Feldzuge zurückkehrte, umarmt haben. Im J. 1675 erhob ihn Ludwig XIV. in den Adelstand. Le Notre besaß auch Talente für die Mahlerei. Er hat das königliche Cabinet mit einigen Stücken bereichert, welche außerordentlich geschätzt werden. Er starb zu Paris im September 1700. Sein Neffe Desgots hat seine Lebensbeschreibung herausgegeben.

Notre-Dame (bekanntlich der alte Ausdruck für die Jungfrau Maria, wie im Deutschen unsre liebe Frau) ist der Name der großen Kathedralkirche von Paris, deren zwei hohe viereckige Thürme eben so berühmt sind wegen der vortrefflichen Aussicht, die man daselbst hat, als wegen des feierlichen Klangs ihrer großen Glocken. Die Kirche selbst enthält vier Reihen von Pfeilern, 45 Capellen, ein vortreffliches Chor und eine Menge der ausgezeichnetsten Denkmäler und Gemählde. Gleich neben dieser Kirche befindet sich der Palast des Erzbischofs von Paris, der vor der Revolution über 200,000 Livres Einkünfte hatte und mit dessen Stelle die Pairwürde verbunden war.

Nottingham, die Hauptstadt der Grafschaft Nottinghamshire, einer der angenehmsten und fruchtbaren Grafschaften des eigentlichen Englands, welche vom Flusse Trent durchströmt wird, und zwischen Lincolnshire, Leicestershire, Derbyshire, Yorkshire

liegt, und auf einem Flächenraum von 36 Quadratmeilen 163,000 Einwohner enthält. Nottingham liegt am Trent, auf einer Anhöhe, und hat ein Schloß, einen der größten Marktplätze in England, enge und unreinliche Straßen, 5000 Häuser und 34,000 Einwohner. Hier ist der Hauptsitz der englischen Wollen- und Seidenstrumpfmanufacturen, welche vorzüglich seit der Einführung von Arkwrights Spinnmaschinen sehr zugenommen haben. Man zählt hier über 3000 Strumpfweber, von denen einige das Paar baumwollene Strümpfe zu ¾ Guinee verfertigen. Diese Strumpfwaaren gehen in großen Quantitäten nach Amerika, Ost- und Westindien, Deutschland, Spanien und Rußland, auch nach Frankreich, wo man jedoch der einheimischen Fabriken wegen keine seidnen Strümpfe zuläßt. Außer Strümpfen liefern die hiesigen Fabriken Handschuhe und Pantalons. Das Gewebe der Strümpfe wird durch Maschinen hervorgebracht, die man in neuern Zeiten auch auf das Weben von seidnen Spitzen angewandt hat. Diese Artikel sind: Spitzen-Handschuhe, schwarze und weiße Spitzen, schwarze und weiße Schleier. Auch hat man angefangen aus dem feinsten Muletwist baumwollene Kanten zu weben. Als Nebenerwerb in Nottingham ist eine Bleiweißfabrik, welche eine vortreffliche Waare liefert und besonders von Mahlern gesucht wird, weil die Zubereitung leichter von Statten geht, als mit den übrigen Bleiweißsorten; ferner eine Peitschenschnurfabrik, Töpfereien und Alebrauereien.

Notturnos oder Notturnen sind musikalische Stücke, welche einfach besetzt und dazu bestimmt sind, des Abends oder des Nachts im Zimmer oder unter freiem Himmel als Ständchen aufgeführt zu werden. Dahin gehören z. B. die in Spanien und Italien so häufigen Serenaden. In Italien giebt es Componisten, welche in dieser Gattung ausschließlich arbeiten. Auch unter den Parisern haben die Notturnen in den neuesten Zeiten viel Liebhaber gefunden, die sie als eine Art von Conversationsmusik behandeln.

Novalis s. Hardenberg.

Nova-Zembla, oder Nowaja-Semlja (Neuland), ein 4255 Quadratmeilen großes Land, besteht aus zwei Inseln, welche durch die sieben Werste breite Straße Matotschnoi getrennt werden, zwischen 70° bis 88° östlicher Länge, und zwischen 69° bis 78° der Nordbreite liegen, und zu dem russischen Guvernement Archangel gerechnet werden. Die südliche Insel ist größer als die nördliche. Südlich von Nova-Zembla sind die durch die Waigatzstraße vom festen Lande getrennten Waigatz-Inseln. Blos im Sommer wird dieses Land von russischen Jägern und Fischern besucht, welche hier Schwäne, Gänse, Fische, Wölfe, Rennthiere, weiße Bären, Steinfüchse und Wallrosse fangen. Das Land ist fast immerwährend mit Schnee und Eis bedeckt und im Winter von einer drei Monate lang ununterbrochenen Nacht umhüllt, welche blos durch die am Nordpol häufigen Nordlichter zuweilen erhellt werden. Auf der Nordküste finden sich sehr hohe Berge, von denen einige weit über die Wolken hinausragen. Das Innere des Landes ist noch unbekannt; so weit man es kennt, hat man darin weder Gras noch Baum, sondern blos Moos und einige Weidensträuche ohne Blätter gefunden. Im Jahre 1807 wurde von dem Reichskanzler, Grafen von Romanzoff, da unbestimmte Nachrichten, Sagen und Ueberliefernngen die Meinung verbreitet hatten, als

wenn Nowogorod, dieser mächtige altrussische Handelsstaat, in früheren Zeiten auf Nova-Zembla ergiebige Silberbergwerke habe bearbeiten lassen, eine von Bergwerksverständigen zusammengesetzte Expedition auf seine eignen Kosten nach Nova-Zembla geschickt, wobei sich ein Deutscher, Namens Ludloff, befand. Diese Expedition fuhr in die Straße Matotschnoi, welche beide Inseln trennt, und Ludloff machte von hier aus mit seinen Bergarbeitern eine Streiferei in das Land hinein, und stieß überall auf eine Menge versteinertes Holz. Der Boden war mit Moos bewachsen, und nur selten blickte zwischendurch ein dünnes und niedriges Gras. Sie untersuchten hernach die sechs Meilen von der Nordseite dieser Straße entfernten Silberbucht, von wo aus ehemals die russischen Silberflotten ausgegangen seyn sollten. Sie fanden aber nicht das geringste Merkmal, daß hier jemals irgend ein Bergbau betrieben worden sey, auch durchaus keine Anzeige silberhaltiger Gänge. Die Ufer der Bucht bestehen meistentheils aus Talkschiefer, Glimmerschiefer und Katzensilber, woher diese Meinung von reichhaltigen Silbergruben in Nova-Zembla entstanden zu seyn scheint. Nach Ludloffs Meinung ist die südliche Küste der Straße Matotschnoi die beste und nahrungsreichste Gegend von ganz Nova-Zembla, denn außer mehreren fischhaltigen Flüssen trifft man dort eine Menge Wallrosse, Steinfüchse, Eisbären und Rennthiere an, auf den Felsenspitzen aber halten sich eine unglaubliche Menge verschiedener Vögel auf.

Novatianer hießen die Anhänger des römischen Presbyters Novatianus, der während der Christenverfolgung unter dem Kaiser Decius behauptete, daß die aus Furcht vor zeitlichen Uebeln vom Christenthume Abgefallenen auch dann, wenn sie bußfertig zur Christengemeine zurückkehrten, nicht wieder aufgenommen werden dürften. Er sonderte sich darum von der nachsichtigeren orthodoxen Kirche ab und seine Anhänger bildeten seit 252 eigene Gemeinen, die sich durch den Ruhm, keine lauen Glieder in ihrer Mitte zu dulden, besonders in Italien und Afrika bis in das 6. Jahrhundert erhielten. E.

Novation (Neuerung, Umschaffung), heißt juristisch im weitern Sinne jede Veränderung, die mit einer vorhandenen Verbindlichkeit vorgeht, im engern Sinne die Verwandlung einer alten Verbindlichkeit, welche dadurch vernichtet wird, in eine neue. Heutiges Tages wird eine Novation angenommen, wenn der ganze Grund der alten Verbindlichkeit aufgehoben wird, oder doch solche zufällige Stücke derselben verändert werden, die auf sie einen wesentlichen Einfluß haben. Eine stillschweigende Novation nimmt der Gerichtsgebrauch nur an, wenn entweder zu erweisen ist, daß die Parteien eine Novation beabsichtigt haben, oder wenn die alte Verbindlichkeit bei Festsetzung der neuen erwähnt worden ist, sollte sie auch nicht ausdrücklich für aufgehoben erklärt worden seyn.

Novellen nennt man im römischen Recht die neueren oder nachträglichen Gesetze, welche dem Justinianeischen Codex angefügt wurden und einen Theil des Corpus juris ausmachen. (S. Civilrecht und Corpus juris.) Im Fache der redenden Künste bedeuten Novellen kleine prosaische Erzählungen oder Romane, welche größtentheils erotischen und scherzhaften Inhalts sind und sich auf wenige Situationen beschränken.

Noverre (Jean Georges), ein berühmter Balletmeister und Schöpfer des neuern französischen Tanzes, wurde zu Paris den 29sten April 1727 geboren. Sein Vater, Louis Noverre, welcher Adjutant Carls XII. gewesen war, bestimmte ihn für die militärische Laufbahn; allein die entschiedene Neigung des jungen Noverre zu den Künsten und insbesondre für Musik und Tanz führten ihn zu einer andern Bestimmung. Im Tanz bildete er sich unter dem großen Dupré, und brachte es bald dahin, daß er schon im J. 1740 mit dem größten Beifall sich auf dem Hoftheater zu Fontainebleau zeigen konnte. Bald darauf ging er einige Zeit nach Berlin, wo er von Friedrich dem Großen und dem Prinzen Heinrich außerordentlich geschätzt wurde. Nachdem er sich von dem J. 1749 an abwechselnd zu Paris und Lyon aufgehalten und mehrere berühmte Ballets erfunden hatte, gab er im J. 1760 die berühmten Lettres sur la danse et sur les ballets zu Lyon in 2 Bden (auch 1738. 8.) und deutsch, Hamb. und Leip. 1769, 8. heraus, welche auch sein Ansehen als Schriftsteller in der Kunst, in deren Ausübung er so groß war, begründeten und von Voltaire sehr gerühmt wurden. In ihnen lehrte er, daß der Tanz mehr als eine mechanische Bewegung, daß er ein Kunstwerk sey, welches Ausdruck und Charakter verlange. Hierauf wurde er an den würtembergischen Hof berufen und verschönerte durch seine Ballets einige Jahre lang die Feste, die zu den ausgesuchtesten und feinsten gehörten, welche man an europäischen Höfen sehen konnte. Sein immer wachsender Ruf zog ihm eine Einladung nach Wien zu. Die Kaiserin Maria Theresia überhäufte Noverre mit Gunstbezeigungen. Von Wien aus machte er eine Reise nach Mailand, wo er die Feste verherrlichte, die der Erzherzog Ferdinand nach seiner Vermählung gab. Einen Antrag, nach London zu gehen, schlug er aus, und nahm dagegen in Paris die Stelle des obersten Maitre des ballets bei der Académie Royale de Musique an. Blos während der stürmischen Zeit der Revolution hielt er sich in London auf. Durch diese Revolution hatte er den größten Theil seines Vermögens verloren. Indessen ertrug er diesen Verlust mit Standhaftigkeit. Im J. 1807 gab er die Lettres sur les arts imitateurs en général et sur la danse en particulier heraus, die er der damaligen Kaiserin dedicirte. Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Petersburg in 4 Bänden 1803. 4. Noch vor seinem Tode, der erst am Ende des Octobers 1810 zu St. Germain-en-Laye erfolgte (sein Vater starb 105 Jahr alt, und sein Bruder, auch Tänzer, wurde über 80 Jahr), arbeitete er an einem Dictionnaire de la danse. — Wie groß Noverre sich in seiner Kunst fühlte, beweist sein Ausspruch, „daß das 18te Jahrhundert nur drei große Männer aufzuweisen habe, Friedrich den Großen, Voltaire und Noverre.“ Seine pantomimischen Ballete zeichneten sich durch treffliche Gemählde und Handlungen aus, und bewährten seinen feinen Kunstsinn. Seine berühmtesten Schüler sind Gardel, Gollet und Vestris.

Noviciat ist der Zustand, in dem sich die Candidaten geistlicher Orden während des Probejahres befinden, das sie vor förmlicher Ablegung der Ordensgelübde bestehen müssen und während dessen sie noch zurücktreten können. Es wird nach der Regel des heiligen Benedicts in Mönchs- und Nonnenklöstern beobachtet und pflegt für die Novizen (so heißen die im Noviciat stehenden Neulinge) sehr beschwerlich zu seyn. Sie müssen die geistlichen Uebungen und den Kirchendienst ihres Ordens erlernen, die niedrigsten Hausarbeiten für das Kloster verrichten, sich außer gewissen dazu festgesetzten Stunden des

Sprechens enthalten, dem Novizenmeister, einem Ordensgeistlichen, unter dessen besondrer Aufsicht sie stehen, von den unbedeutendsten Handlungen Rechenschaft geben und sich bei dem geringsten Versehen harten Strafen unterwerfen. Nicht alle Orden und Klöster sind sich in Rücksicht der Strenge in der Behandlung ihrer Novizen gleich, und in Fällen, wo entweder die Besorgniß, sie könnten dadurch von der Ablegung des Ordensgelübdes abgeschreckt werden, oder gewisse Familienrücksichten eintreten, hat man ihnen das Klosterleben schmackhafter zu machen gewußt. E.

Novosilzof (Baron von), gegenwärtig Präsident der Akademie der Wissenschaften in Petersburg, machte insbesondere durch seine diplomatische Sendung an Napoleon im Jahr 1805, und die daraus hervorgegangnen Folgen großes Aufsehen. Sie hatte scheindar die Vermittelung zwischen Frankreich und England zum Zweck. Da aber während seiner Reise von Petersburg nach Berlin Napoleon Genua mit Frankreich vereinigt hatte, so glaubte Novosilzof, die französischen Päße nicht annehmen zu dürfen, welche ihm in Berlin von dem französischen Gesandten Laforest eingehändigt wurden, und erließ nach einigen Tagen eine Note an den Fürsten Hardenberg, worin diese neue Anmaßung Napoleons nicht mit Unrecht in das grellste Licht gestellt wurde. Der Moniteur erwiederte diese Note mit seinem gewöhnlichen Hohn und man behauptet, daß diese Antwort eine der wenigen sey, die Napoleon ganz allein und mit eigner Feder entworfen habe. Novosilzofs eigentlicher Zweck war aber wohl, das Bündniß mit Preußen vorzubereiten, das später im November durch Alexander selbst zu Stande kam, durch die Schlacht von Austerlitz aber getrennt wurde. Im J. 1814 war Novosilzof Mitglied der provisorischen Regierung Polens. Er ist gegenwärtig mit dem schwierigen Auftrage *belastet*, ein Gesetzbuch für Rußland auszuarbeiten.

Nox, eine Gottheit bei den Römern, s. d. Art. Nacht.

Nubien, ein großes Land in Afrika zwischen dem 44sten und 56sten Grad östlicher Länge und dem 12ten und 24sten Grad nördlicher Breite, wird gegen Osten von dem arabischen Meerbusen und der Küste Ader, gegen Norden von Aegypten, gegen Westen von Darfur, gegen Süden von Abyssinien begränzt, und enthält gegen 9000 Quadratmeilen. Es wird vom Nil durchströmt, der hier den Takaze aufnimmt. Im Norden des Landes befinden sich ungeheure Sandwüsten, in welchen räuberische Nomaden den Karawanen auflauern. Nur der Theil des Landes, welcher zunächst an Aegypten gränzt, mit der Küste Habesch oder Neuarabien, ist den Türken unterworfen. Im Innern des Landes befinden sich eigne Reiche, unter denen Dongola und Sennaar die beträchtlichsten sind. In Dongola oder Dungala ist die Hauptstadt gleiches Namens. Sie liegt am Nil und soll über 10,000 Familien enthalten. Das Reich Sennaar wird von einem Negerstamm beherrscht, und hat sich die benachbarten arabischen Horden tributpflichtig gemacht. Der König von Sennaar soll eine stehende Armee von 12,000 Mann unterhalten. Die Hauptstadt des Landes, welche ebenfalls Sennaar heißt, unterhält einen sehr lebhaften Handelsverkehr, vorzüglich mit Arabien. Die Anzahl ihrer Einwohner wird zu 100,000 angegeben. Im Allgemeinen ist das Clima von Nubien unerträglich heiß und blos in den östlichen Gebirgen etwas gemäßigt. Das Land enthält einen Ueberfluß von Producten, unter denen Elephanten, Cameele, Pferde, Zibetkatzen, Sklaven, Papageien, Giraffen, Löwen, Tiger, Strauße, Hyänen, Panther, Flußpferde, Crocodille, Sennesblätter, Eben- und Sandelholz, Bambusrohr, Gummi, Ge-

treide, Tabak, Zucker, Reiß, Flachs, Wein, Melonen und Gold (aus Bergwerken und Flüssen) die vorzüglichsten sind.

Nudeln sind bekanntlich eine Eßwaare, aus feinem Reiß-, Mais- oder Weizenmehle verfertigt, das man mit Eidotter und Wasser zum Teig knetet. Man hat Fadennudeln und figurirte oder Schneckennudeln (sternförmige, kornähnliche). Jene werden durch eine Spritze, diese durch Formen gefertigt. Ursprünglich sind die Nudeln italienisches Fabrikat (s. Maccaroni), sie werden aber jetzt an vielen Orten in Deutschland, zu Nürnberg, Erfurt, Dresden, Halle, Prag ebenfalls bereitet. F.

Nugent (Graf), ein ausgezeichneter Feldherr der österreichischen Armeen, der gegenwärtig in neapolitanische Dienste getreten ist. Er hat sich insbesondere durch die Feldzüge in Italien in den Jahren 1813 bis 1815 durch Tapferkeit und durch die kluge Leitung der dort sehr verwickelten Angelegenheiten berühmt gemacht. Seine Familie stammt ursprünglich aus Schottland, und sein Vater ist als Gouverneur von Prag und als Gesandter Josephs II. am Berliner Hofe bekannt geworden. Im Jahr 1813 leitete Nugent die Kriegsoperationen gegen den Vicekönig Eugen mit vieler Umsicht. Murat hatte sich nach seiner Zurückkunft aus der Schlacht von Leipzig den alliirten Mächten zu nähern gesucht. Nachdem er förmlich zur Coalition gegen Frankreich überzugehen erklärt hatte, schloß Nugent am 7ten Februar 1814 mit dessen Bevollmächtigtem, dem General Livron, eine Uebereinkunft über die Stellung ab, welche beide Armeen, die sich nicht mehr als feindliche betrachteten, einnehmen sollten. Als in Folge dieser Convention Nugent dem Grafen Bellegarde zu Hülfe eilen wollte, widersetzte sich der neapolitanische General, der in Reggio commandirte, seinem Uebergang über die Enza. Nur durch die Drohung, sich den Weg mit dem Degen in der Faust bahnen zu wollen, errang Nugent den freien Durchzug. Diese Umstände setzte er in einer Denkschrift aus einander, die er Lord Castlereagh während des Wiener Congresses als Antwort auf eine andere des Geschäftsführers Murats, des Herzogs von Campo Chiaro, zustellte und die auf die Entschlüsse des Wiener Congresses in Beziehung auf Murat großen Einfluß hatte, da sie dessen doppelzüngiges Betragen bis zur Evidenz ans Licht brachte. In jenem Feldzuge blieben indessen die österreichischen Truppen mit den neopolitanischen vereint, und beide lieferten dem französischen Heere das glorreiche Gefecht bei Reggio, dessen Ehre sich Murat zueignete, ob sie gleich dem Grafen Nugent gebührte. Als Murat im Jahr 1815 nach Buonaparte's Entweichung von Elba die Maske abgelegt hatte, befehligte Nugent den rechten Flügel der österreichischen Armee, die sich Toscana's bemächtigte. Während Bianchi Murat auf den Fersen folgte, drang Nugent bis Rom vor, wo er am 4ten Mai eintraf. Durch eine Proclamation vom 12. foderte Nugent das neapolitanische Volk auf, den Usurpator zu verlassen, setzte sich darauf mit seiner Armee in Bewegung, erfocht bei Leprano und St. Germano glänzende Vortheile und erreichte Neapel zugleich mit Bianchi. In Neapel schiffte er sich mit einer österreichischen Truppenabtheilung nach Frankreich ein, wo er im Departement der Rhonemündungen den Befehl übernahm. Im August 1815 kehrte er nach Neapel zurück und übernahm den Oberbefehl über die neapolitanische Armee. Später trat er ganz in neapolitanische Dienste.

Nukahiwa, die ansehnlichste unter den Washingtons-Inseln im großen Südmeer, mit diesen schon 1791 von dem nordamerikanischen

Schiffscapitain Ingraham entdeckt. Indessen lernten wir die Inselgruppe und besonders Nukahiwa erst durch Krusenstern vollkommen kennen, der im Monat Mai 1804 hier einige Tage verweilte. Die Insel Nukahiwa wurde von Ingraham Federat-Island, dann von Marchand nach dem Namen eines der Eigenthümer seiner Schiffe Isle Baux, von Hergest Sir-Henry-Martins-Island, und von Roberts, einem amerikanischen Schiffscapitain, Adams-Island genannt. Die Anzahl der Einwohner wird auf 18,000 geschätzt, von welchen 5000 Krieger sind. Die größte Länge der Insel von der Südost- bis zur Westspitze beträgt 17 Meilen. Das Clima ist, wie überhaupt unter diesem Himmelsstrich, zwar sehr heiß, aber doch nicht ungesund. Da der Mangel an Bewässerung, welche hier nur durch die tropischen Regen bewirkt wird, ohnehin, der Fruchtbarkeit des Bodens ungeachtet, einen Ueberfluß an Lebensmitteln verhindert, so entsteht leicht, zumal wenn jene Regen etwas länger ausbleiben, eine große Hungersnoth. Fische, Schweine, Cocosnüsse, Brotfruchtbäume, Wurzeln und Zuckerrohr sind die Hauptproducte und Nahrungsmittel. Die Nukahiwer gehören zu dem röthlichbraunen oder weißern Stamme der Südseeinsulaner, die man für Abkömmlinge der Malaien hält. Sie sind die schönsten unter allen Australiern. Kein Volk scheint die Kunst des Tottawirens weiter gebracht zu haben, als dieses. So gutmüthig sie scheinen, so heimtückisch und grausam zeigen sie sich. Sie führen oft Kriege blos um Menschenfleisch zu fressen, wonach sie so lüstern sind. Die Könige haben hier nicht so großes Ansehen als anderwärts. Die Priester sind unverletzlich, aber von ihrer Religion weiß man fast nichts. Die Polygamie findet zwar nicht Statt, allein der Ehebruch ist so gewöhnlich, daß er die Stelle derselben vertritt.

Nullität (aus dem Lateinischen), die Nichtigkeit. So nennt man Nullitätsklage, Nichtigkeitsklage, die Klage, die man gegen die Gültigkeit eines Rechtsactes anstellt. Sie bezieht sich auf die gesetzwidrige Handlung eines Privaten, oder auf die Handlung (Urtheil) eines Gerichts, welche den Gesetzen zuwider, oder gegen ein schon vorhandenes rechtskräftiges Urtheil vorgenommen, oder von einem incompetenten Gericht vollzogen worden ist, und hat zum Zweck, daß eine solche Handlung für ungültig und nichtig erklärt werde. In dem neuern französischen Recht ist der Begriff der Nullität überaus streng und scharf gefaßt, und es sind eine Menge von Formen vorgeschrieben, deren Nichtbeobachtung sogleich die Nullität oder Ungültigkeit des ganzen Verfahrens nach sich zieht. Den Begriff der Nullität einer Prozeßhandlung hat von Almendingen in der Metaphysik des Civilprozesses mit großer philosophischer Schärfe aus dem allgemeinen Begriffe der Zweckmäßigkeit und Zweckwidrigkeit entwickelt. In Bezug auf Urtheilsprüche findet man ihn in Müllners Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde §. 70. aus eben jenem Grundsatze erklärt. Es ist die Eigenschaft eines Spruches, vermöge deren er wegen gänzlicher Untauglichkeit zu dem Zwecke des Staats, die Idee des ewigen Rechtsfriedens möglichst zu verwirklichen, keine Rechtskraft erlangen kann. Die Eintheilungen in relative und absolute Nullität, in positive und natürliche u. s. f., findet man dort ebenfalls von einer minder gewöhnlichen Seite beleuchtet.

Numa Pompilius, zweiter König von Rom, soll vom J. vor Christo 714 — 672 (oder nach Erbauung der Stadt 39 — 81) regiert haben. Er war der vierte Sohn des Pompilius Pompo, eines vornehmen Sabiners und der Gemahl der Tatia, der Tochter jenes

Tatius, der eine Zeit lang zugleich mit Romulus König war. Nachdem er 13 Jahre mit ihr in seinem Vaterlande als Privatmann gelebt hatte, begab er sich nach ihrem Tode auf das Land, wo er ein einsames Leben führte, dem ihn seine Ernennung zum König von Rom entriß. Numa hatte nicht den kriegerischen Charakter des Romulus, besaß aber dagegen alle Eigenschaften eines großen Gesetzgebers und eines gerechten und weisen Regenten. Er befestigte die entstehende Verfassung von Rom vorzüglich dadurch, daß er sie mit religiösen Einrichtungen in genaueren Zusammenhang brachte. Ihm wird die Errichtung des Collegiums der Pontifices, der Flamines, der Vestalen, die Verbesserung des Calenders (s. Monate), die Bestimmung der dies fasti und nefasti, die Verehrung der termini oder Gränzsteine zur Sicherung des Eigenthums, die Stiftung der Innungen, die Abschaffung der Menschenopfer zugeschrieben. Unter ihm wurde der Janustempel zum erstenmal geschlossen. Die Sage machte die Nymphe Egeria (s. d. Art.) im Hain von Aricia zur Freundin und Rathgeberin des Numa. — Einige haben ihn zum Schüler des Pythagoras machen wollen, da doch beide wenigstens um zwei Jahrhunderte von einander entfernt sind.

Numantia, eine Stadt in demjenigen Theile Spaniens, welcher von den Römern Hispania Tarraconensis genannt wurde, und deren Einwohner sich durch ihren hartnäckigen Widerstand gegen die römische Macht einen unsterblichen Ruhm erworben haben. Der Widerstand, welchen die Römer von Seiten der Spanier von ihrem ersten Auftreten in diesem Lande an gefunden hatten, dauerte selbst nach dem Fall Carthago's, welches diese Stimmung der Einwohner unterhalten hatte, fort. Viriathus hatte den Plan zu einem allgemeinen Aufstand in Spanien gemacht und die Celtiberier zur Theilnahme daran bewogen. Dieser Plan verunglückte indessen in der Ausführung, und während der größte Theil der Celtiberier zur Ruhe zurückkehrte, beschlossen die zum Stamm der celtiberischen Arevacer gehörenden Bewohner der Stadt Numantia sich standhaft zu vertheidigen. Die Lage dieser Stadt auf einer steilen Anhöhe am Duero, da wo ein andrer Fluß (der Punto) sich in diesen ergießt, erlaubte den Angriff nur auf einer Seite, welche durch die Kunst befestigt war. Die ersten Versuche der Römer unter dem Prätor Pompejus Aulus im Jahr nach Erbauung Roms 616 waren eben so vergeblich, als mit großem Verluste verknüpft. Noch schimpflicher endigte sich im folgenden Jahre der Angriff des Consuls Hostilius Mancinus, welcher zu einer Capitulation gezwungen, und da der Senat diese nicht ratificirte, den Numantinern ausgeliefert, von diesen aber wieder freigelassen wurde. Einige folgende Feldherren der Römer vermieden es lieber, sich mit diesem Volk, das nur 8000 streitbare Männer aufstellen konnte, in einen Kampf einzulassen. Endlich wurde der berühmte zweite Scipio Africanus, der sich diesen letztern Beinamen durch die Zerstörung von Carthago erworben hatte, mit einem Heere von 60,000 Mann gegen Numantia geschickt. Er beschloß, die Stadt auszuhungern, welche noch immer auf dem Duero Zufuhr bekam und auf einen Entsatz von Seiten der zur Empörung nicht ungeneigten benachbarten Celtiberier rechnete. Nachdem Scipio den Einwohnern die Zufuhr gänzlich abgeschnitten und sie durch die Wirkungen des Hungers theils vermindert, theils zur äußersten Verzweiflung gebracht hatte, übergab sich endlich der Ueberrest dem Sieger. Viele tödteten vor der Uebergabe sich und die Ihrigen oder stürzten sich freiwillig in die Flamme. So fiel Numantia,

nachdem es vierzehn Jahre lang der ganzen römischen Macht widerstanden hatte. Die Stadt wurde zerstört, und diejenige, welche später an deren Stelle erbaut wurde, ist nie bedeutend geworden.

Numerale nennt man eine Collectivzahl, oder eine Zahl, welche eine Gesammtheit gezählter Dinge anzeigt, z. B. Dutzend, Schock ꝛc.

Numerus in der Rede, s. Prosa.

Numidien, ungefähr das heutige Algier, ehemals ein mächtiges Königreich in Afrika. Als Landschaft und Reich betrachtet, hatte es doppelte Gränzen und begriff 1. das Land zwischen den Flüssen Tusca (Guodilbarbac) und Molochath (Mulvia), oder 2. die Gegenden vom Flusse Ampsage bis Molochath. Letztere, auch Massäsylia genannt, waren das eigentliche Land des Syphax. Späterhin kam es zu Mauritanien und war das sehr fruchtbare Mauritania Cäsariensis. Das erstere hieß eigentlich Massylia und gehörte dem Masinissa (s. d.), welcher ihm zuerst eine historische Wichtigkeit gab. Sein Nachfolger war Micipsa (von 148 bis 119 vor Chr.), und dieser hinterließ das Reich seinen Söhnen Adherbal und Hiempsal, und dem Jugurtha (s. d.), einem natürlichen Sohne seines Bruders. Der letztre ermordete seine Miterben und bemächtigte sich, wider Willen der Römer, des ganzen Reichs, entging aber der Kriegserklärung durch Bestechung der römischen Großen bis 112 und seiner Niederlage bis 106. Cäsar machte ganz Mauritanien zur römischen Provinz, doch behielt es Anfangs noch seine Könige. (S. Mauritanien.)

Numismatik, s. Münzkunde.

Nuntien oder Legaten heißen die Gesandten des Papstes. Seit dem vierten Jahrhundert hatten die römischen Bischöfe angefangen, am kaiserlichen Hofe Geschäftsführer unter dem Namen von Apocrisiarien und Responsalen zu unterhalten, ohne ihnen einen directen Einfluß auf die kirchlichen Angelegenheiten des Reichs verschaffen zu können. Die anwachsende Macht des römischen Stuhles gab jedoch schon im neunten Jahrhundert Gelegenheit zur Sendung außerordentlicher Legaten zu den Provinzialsynoden und an die Höfe, wenn etwas Besondres mit ihnen zu verhandeln war, und im 11ten Jahrhundert schickten Nicolaus II. und Alexander II. dergleichen Stellvertreter der päpstlichen Gewalt, wie es hieß ad visitandas provincias, um Ketzereien zu verhüten, mit unbeschränkter Vollmacht in die christlichen Staaten; eine Maaßregel, die Gregor VII. und seine Nachfolger mit Nachdruck und Consequenz zur Begründung der päpstlichen Universalmonarchie anwendeten. Diese Legaten führten auf den Synoden, die sie selbst zusammenberiefen, den Vorsitz und entschieden nicht nur in Appellationssachen, sondern zogen auch Dispensationsgesuche und geistliche Streitigkeiten aller Art in erster und letzter Instanz, ja bald die Anordnung jeder wichtigen kirchlichen Angelegenheit in den Provinzen, wo sie residirten, vor ihr Tribunal. Um sich vor diesen immer weiter schreitenden Eingriffen in ihre geistliche Gerichtsbarkeit zu schützen und die Sendung päpstlicher Legaten in ihre Sprengel zu verhindern, ließen sich mehrere Bischöfe und Erzbischöfe selbst zu dieser Würde ernennen. Doch weder dieser Mittelweg, noch der offne Widerstand der deutschen Bischöfe, die im 11ten Jahrhundert einigen Legaten den Eintritt in ihre Sprengel verwehrten, konnte die Fortschritte einer Anmaßung hemmen, durch die der Papst sich allmählig als einzigen Ordinarius und Oberhirten der ganzen Christenheit constituirte. Unter neuen Vorwänden fanden sich seine Bevollmächtigten selbst wieder in solchen Provinzen ein, deren Bischöfe sich die Legatenwürde erkauft

hatten, übten, wohin sie kamen, die wichtigsten erzbischöflichen Rechte aus, und erlaubten sich unter der Firma von Diäten und Procurationen die unverschämtesten Geldererpressungen, ja einige beraubten sogar reiche Provinzialkirchen ihrer Kleinodien und Schätze. Denn meist waren es seine Günstlinge und Hofprälaten, denen der Papst durch solche Sendungen eine gute Gelegenheit gab, sich zu bereichern. Die Könige bemühten sich daher, diese Besuche von ihren Ländern abzuwenden; England machte sich im zwölften Jahrhunderte davon frei, indem es den Erzbischof von Canterbury zum immerwährenden Legaten ernennen ließ, und Philipp der Schöne von Frankreich wagte es sogar, im Anfange des 14ten Jahrhunderts einen päpstlichen Legaten zu verhaften. Dies gab Gelegenheit, daß der Papst die Personen dieser Gesandten für unverletzlich und untrüglich erklärte, wie seine eigne. In Deutschland hatten die Erzbischöfe zwar die Anlegung beständiger päpstlichen Tribunale bis in das sechzehnte Jahrhundert verhindert, und die Legaten nur auf den Concilien oder als durchreisende Visitatoren geduldet; aber bei den Gefahren, die der Kirche durch die Reformation erwuchsen, durfte der Papst sich endlich auch diesen Schritt als eine zur Aufrechterhaltung der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums und zur Gegenwirkung gegen den Protestantismus nothwendige Maaßregel erlauben. So entstanden vier neue bleibende päpstliche Gesandtschaften unter dem Titel von Nuntiaturen 1583 zu Wien für das östliche Deutschland und zu Cöln für die Rheinlande, 1586 zu Lucern für die Schweiz und 1588 zu Brüssel für die Niederlande. Die daselbst angestellten Nuntien wurden geistliche Oberrichter in ihren Bezirken, und übten in päpstlicher Machtvollkommenheit, den deutschen Metropolen zum Trotz, besonders in Dispensationssachen, erzbischöfliche Rechte aus. Weder die wiederholten Beschwerden der Reichsbehörden und Erzbischöfe, noch die Verordnungen, welche den Reichsabschieden und Wahlcapitulationen deshalb von Zeit zu Zeit beigefügt wurden, vermochten etwas in dieser die Freiheit der deutschen Kirche unterdrückenden Einrichtung abzuändern; ja 1785 errichtete Pius VI. sogar eine neue Nuntiatur zu München, als Vormauer gegen den Illuminatismus und die überhandnehmende Aufklärung. Joseph II. sprach dagegen in einem Rescripte an die deutschen Erzbischöfe vom 12ten October 1785 den päpstlichen Nuntien alle und jede Jurisdiction in kirchlichen Sachen ab und erklärte sie für bloße politische Gesandte des Papstes; und der in Folge dieses kaiserlichen Ausspruchs von den Erzbischöfen zu Maynz, Trier, Cöln und Salzburg im August 1786 unternommne Emser Congreß beschloß in seinen Punctationen das gänzliche Aufhören der Nuntiaturen in Deutschland, und, obwohl mit Anerkennung des Primats der Päpste, die Reduction ihrer Gewalt auf die Rechte, die sie in den ersten Jahrhunderten über fremde Sprengel außer Rom ausgeübt hatten. Inzwischen fing der neue Nuntius Zoglio zu München unter Begünstigung des Churfürsten von Pfalzbayern an, sein Wesen zu treiben, der Nuntius Pacca zu Cöln protestirte förmlich gegen den Verlust seiner Dispensationsrechte, die Partei des Anfangs vertriebnen Nuntius zu Brüssel trug in den Unruhen der Niederländer gegen Joseph II. den Sieg davon, und in Deutschland selbst bildeten die päpstlich gesinnten Bischöfe zu Würzburg, Speier, Hildesheim und Lüttich eine Opposition, die die Emser Punctationen nicht zur Ausführung kommen ließ. Joseph II. konnte die Erzbischöfe wegen der Unzufriedenheit seiner eignen Unterthanen nicht mehr unterstützen, und da nach seinem Tode 1790 der Papst eine förmliche Rectificationsschrift

an die Theilnehmer des Emſer Vertrags erließ und Trier ſelbſt davon abtrat, zerfiel ihr großgedachtes Unternehmen in ſein Nichts und die Nuntien blieben im Beſitze ihrer Gewalt, bis die franzöſiſche Revolution mit ihren Folgen den Nuntiaturen zu Cöln und Brüſſel ein Ende machte. Die zu Wien und München reſidirenden Nuntien vermögen nichts ohne Genehmigung der Höfe, und nur der in der ſchweizeriſchen Revolution zwar vertriebene, aber 1803 zurückgerufne Nuntius zu Lucern genießt noch die meiſten Ueberreſte einer Macht, die gegen die Fortſchritte der neuern Bildung vergeblich ankämpft. Die Erzbiſchöfe von Salzburg, Prag und Gran in Ungarn führen noch den Titel geborner Legaten des Papſtes, ohne darum weſentliche Vorrechte vor andern Erzbiſchöfen zu haben. Uebrigens ſind die Legaten, die der Papſt von Zeit zu Zeit an fremde Höfe ſchickt, nichts mehr als politiſche Agenten. E.

Nürnberg, dieſe vormals durch ihre vorzügliche Induſtrie und ihren ausgebreiteten Handel ſo berühmte Reichsſtadt im fränkiſchen Kreiſe, welche ſelbſt bei den Veränderungen, die der Reichsfriedensdeputationsſchluß 1803 in Deutſchland hervorbrachte, ihre alte Freiheit behielt, und blos mit den die Stadt ſchützenden Burggrafen aus dem hohenzollerſchen Hauſe, den nachherigen Königen von Preußen, zuweilen in Zwiſtigkeiten gerathen war, welche durch die preußiſche Beſitzergreifung eines Theils des Nürnberger Stadtgebiets in der neueſten Zeit immer drückender werden mußten, wurde durch den 17ten Art. der rheiniſchen Bundesacte (den 12. Julius 1806) nebſt ihrem ganzen Gebiete mit voller Souveränität und Eigenthum dem Könige von Bayern übergeben, und von dieſem aus den Händen der franzöſiſchen Behörde am 15ten September 1806 in Beſitz genommen. Sie wurde Anfangs die Hauptſtadt des Pegnitzkreiſes; jetzt gehört ſie zum Rezatkreiſe des Königreichs Bayern. Nürnberg liegt in einer, wenn gleich ſandigen, doch durch Cultur fruchtbar gemachten und angenehmen Gegend, und wird durch die Pegnitz in zwei Hälften getheilt, von denen die kleinere nördliche, nach der Pfarrkirche zu St. Sebald, die Sebalder Seite, die ſüdliche größere, von der Kirche St. Lorenz, die Lorenzer Seite genannt wird. Der Umfang der Stadt innerhalb der Mauern, in welchen viele öffentliche Plätze und Gärten eingeſchloſſen ſind, beträgt 1½ Stunde, und in den 200 meiſtens winklichten Gaſſen ſind 3284 Häuſer mit 30,000 Einwohnern. Die Zahl der außer der Mauer, innerhalb der Linien, in den Vorſtädten und einzeln befindlichen Häuſer iſt 843, mit 5770 Einwohnern. Die Täuſchung, als ob man in frühere Jahrhunderte verſetzt ſey, wird in Nürnberg öfter hervorgebracht, als an einem andern Orte. Beſonders findet man hier Wohnhäuſer, deren äußerer Bau noch ganz unverändert gothiſch iſt, und deren Inneres ſelbſt noch die Spuren des ſo intereſſanten Privatlebens unſerer Väter zeigt. Dazu gehört auch das alte Schloß, die Reichsveſte genannt, welches ſeinem Aeußern nach noch ganz erhalten iſt, und zwar Theile aus verſchiednen Jahrhunderten, aber doch alle aus der ältern Zeit, und gar keine Ruinen zeigt. Es liegt auf einem Berge und gewährt die ausgebreitetſte Anſicht. In demſelben iſt eine öffentliche Gemählde ſammlung (beſonders eine ehemals in der Stadt zerſtreute), worin ſich eine Menge Oelgemählde und Glasmahlereien befinden. Unter den öffentlichen Gebäuden bemerkt man ferner das Rathhaus als eins der anſehnlichſten in Deutſchland von zwei Stockwerken, jedes zu 30 Fenſtern, einer 275 Fuß langen Façade und vielen ſchönen und ſeltnen Gemählden, beſonders

von Albrecht Dürer; ferner die in den Jahren 1711 bis 1718 nach italienischem Geschmack wieder aufgebaute Aegidienkirche, die schöne gothische St. Lorenzkirche, die schöngebaute Sebaldskirche, das Zeughaus und andre mehr. Bei der Prediger- oder Dominicanerkirche befindet sich die nicht unbedeutende Stadtbibliothek, und bei der Aegidienkirche das Gymnasium. Der Wohlthätigkeits- und Unterstützungsanstalten giebt es sehr viele. Ehe der ostindische Handel durch die Entdeckung eines Seewegs eine neue Richtung erhielt, war Nürnberg einer der größten Handelsplätze in Deutschland und Europa, indem es die von Italien ihm zugeführten ostindischen Waaren nach dem Norden vertrieb. Der öffentliche und Privatwohlstand und der Kunstfleiß der Stadt war damals außerordentlich, und die Kunstgeschichte Nürnbergs ist zur Geschichte der Kunst im Allgemeinen sehr wichtig. Der veränderte Weg des ostindischen Handels, die Aufmerksamkeit andrer Staaten auf die Vortheile des Handels, die Verheerungen des dreißigjährigen Kriegs, und das Zurückbleiben der innern Verfassung der Stadt gegen die Fortschritte des Zeitalters haben sie nach und nach von jener Höhe wieder herumtergebracht. Indessen ist der Handel von Nürnberg noch jetzt vorzüglich mit den einheimischen Manufacturwaaren auch nicht unwichtig. Die Arbeiten, welche hier verfertigt werden, sind von Messing, Stahl und Eisendraht, Rothschmiedearbeiten aller Art, Drechslerwaaren, Spiegel, Saiten, musikalische und andre Instrumente, Landkarten und Kupferstiche ꝛc. Der wohlfeile Preis der Nürnberger Waaren, vorzüglich der Drechslerarbeiten, Holzarbeiten und Spielsachen, welche durch ganz Europa geführt werden, rührt von der frugalen Lebensart der Nürnberger Arbeiter und der Bauern auf dem thüringer Walde her, deren Kinder während des Winters sich mit der Verfertigung eines großen Theils der hölzernen Waaren und Spielsachen beschäftigen (s. d. f. Art.) Außer diesem Handel mit eignen Fabrikaten macht Nürnberg auch nicht unbedeutende Speditions- und Wechselgeschäfte. Die jährliche Einnahme der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg schätzte man auf 800,000 Gulden. Die Stadt besaß ein größtentheils gut angebautes, mit 40,000 Menschen bevölkertes Gebiet von 23 geographischen Quadratmeilen Flächeninhalt, in welchem sich auch der große Reichswald befand. Doch betrugen die Schulden der Stadt im Jahr 1797 gegen 9 Millionen Gulden, welche sie größtentheils ihren eignen Bürgern schuldig war, und die Einkünfte reichten nicht hin, die Zinsen davon zu zahlen.

Nürnberger kurze Waaren. Unter diesem Namen begreift man eine Menge kleiner Waaren von Holz, Metall und anderm Materiale, welche in der Gegend von Nürnberg, in Bayern und Schwaben verfertigt, und von Nürnberg aus zum Handel gebracht werden. Zum Theil sind es Spielwaaren, geschnitzte Thiere und andere Figuren, zum Theil nützliche Geräthschaften, wie Knöpfe, Schnallen, Kämme, Spiegel, Stöcke und dergl. Sie werden nicht nur in Europa stark abgesetzt, sondern auch nach den amerikanischen Freistaaten über Triest, Hamburg und nach den indischen Colonien ausgeführt. F.

Nuß heißt in der Botanik jeder Saamenkern, der mit einer harten Schaale umgeben vorkommt; im gemeinen Leben versteht man unter Nüssen vorzugsweise die Steinfrüchte des Wallnußbaumes, Juglans regia (Wall- oder welsche Nüsse), und die kleinern Haselnüsse, von Corylus avellena. Mit Wallnüssen insbesondere treiben mehrere Länder bedeutenden Handel. Man unterscheidet sie in gemeine, in doppelte, in hart- und weichschälige oder Grübelnüsse, in Blut-

nüsse mit rothem Fleisch, in sehr große Pferde- oder Polternüsse. Mähren und Böhmen führen viel nach Preußen, die Wallachei viel nach Rußland; Frankreich, Spanien und Italien befrachten ganze Schiffe mit Nüssen nach nördlichen Ländern. Aus den Kernen wird ein wohlschmeckendes Nußöl gepreßt, das wegen seiner austrocknenden Eigenschaft ebenfalls zum Mahlen benutzt wird, auch zum Verspeisen dient. Unreife Nüsse werden mit Zucker eingelegt, und sind wegen ihres bittern gewürzhaften Geschmacks sehr beliebt. Außerdem kennt man noch folgende Nüsse: Stachel- oder Wassernüsse der Trapa natans, mit stachlicher Schale und mehligem Kern, Erdnüsse, die knolligen Wurzeln des Bunium Bulbocastanum, einer Schirmpflanze oder des Cyperus esculentus, einer Grasart. Zirbelnüsse, die öhlichten Früchte der Pinus Pinea; Muskatnüsse, die gewürzhaft öligen Kerne von der Frucht des Muskatnußbaumes, Myristica; Pumpernüsse, die Früchte der Staphylea, eines Strauches, der als Zierpflanze in unsern Gärten wächst. F.

Nutkasund, eine Bay auf der Nordwestküste von Nordamerika, woselbst die Engländer eine neuerdings aufgegebne Niederlassung hatten.

Nutznießung, s. Nießbrauch.

Nyerup (Rasmus), ein gelehrter dänischer Literator, geb. auf Fühnen im Jahr 1759. Nachdem er zu Copenhagen studirt hatte, ward er bei der königlichen Bibliothek dieser Stadt angestellt. Bald darauf gab er eine Sammlung lateinischer Abhandlungen über die seltnen Werke und Ausgaben, welche diese Bibliothek enthält, heraus. Von gleicher Art ist seine Librorum qui ante reformationem in scholis Daniae praelegebantur notitia 1784, 8. mit einem Supplement: Mantissa ex museo Hielmsterniano, 1785. Außerdem hat Nyerup herausgegeben eine Beschreibung von Copenhagen, eine Reisebeschreibung, eine Sammlung alter Poesien (gemeinschaftlich mit Rahbek), ein historisches Werk über Christian IV., ein Wörterbuch der alten nordischen Mythologie, eine Statistik Dänemarks für das Mittelalter und eine große Anzahl von Gelehrtenbiographien. Alle diese Werke gereichen ihrem Verfasser zur Ehre. Gegenwärtig ist Nyerup Professor der Literargeschichte und Bibliothekar an der Universität zu Copenhagen.

Nymphe (in der Naturgeschichte), s. Insecten.

Nymphen, nannte der Grieche weibliche Halbgöttinnen, die durch ihre nährende und belebende Feuchtigkeit einen wohlthätigen Einfluß auf die ganze Natur ausüben. Erzeigt vom Oceanus oder vom Zeus und Andern mit Töchtern desselben (Oceaninen), sind sie selbst eigentlich landwässernde Oceaninen, welche Wälder, Flüsse, Quellen und Berge erhalten und ernähren. Von der Verschiedenheit dieser Gegenstände rührt die Verschiedenheit der Nymphen selbst her. Leimoniaden z. B. waren Wiesennymphen, Dryaden oder Hamadryaden Baumnymphen, Oreaden oder Orestiaden Bergnymphen, vorzüglich Begleiterinnen der Diana, die als Jägerinnen leicht aufgeschürzt vorgestellt werden; Najaden Quellnymphen, Potamiden Flußnymphen, Limniaden Seenymphen, Nereiden Meernymphen, Napäen, Nymphen der Waldthäler u. s. w. (Siehe die genauere Bestimmung mehrerer dieser Untergattungen an ihrem Orte.) So werden sie ebenfalls wieder besonders benannt von den Orten, wo sie sich aufhalten, z. B. dodonische, korycische, nysäische, diktäische Nymphen, Nyseiden u. a. Sie alle bilden eine Gattung weiblicher Mittelwesen zwischen den Göttern und den Sterblichen,

und, ohne selbst unsterblich zu seyn, ist ihr Leben doch länger als das irgend eines Menschen. Denn neunmal länger als der Mensch, sagt Hesiodus, lebt die Krähe, viermal länger als die Krähe der Hirsch, dreimal länger als dieser der Rabe, neunmal länger als der Rabe der Phönix und zehnmal länger als dieser die Nymphen. Mit ihnen zugleich stirbt das Wesen, dem sie die belebende und ernährende Feuchtigkeit mitgetheilt haben. Dieser erste Begriff des Ernährens, welcher in der Idee der Nymphen liegt, scheint den zweiten veranlaßt zu haben, daß sie nämlich oft als Pflegerinnen und Erzieherinnen ihnen anvertrauter Kinder dargestellt werden. So erzogen sie den Bacchus, den Aeneas und selbst den Zeus. Ihre Beschäftigungen und Belustigungen sind Jagd, Tanz und weibliche Arbeiten, zu denen sie sich zuweilen in Höhlen versammeln. Gleich andern Elementargeistern besitzen sie die Gabe der Weissagung. Die Quellen gewisser Nymphen haben noch überdies eine höhere Kraft der Begeisterung. Dichter und Künstler des Alterthums stellen sie dar in jugendlicher Schönheit, in leichtem Gewande, bald in Gesellschaft der Diana, bald tanzend mit den Faunen und der Venus. Die Wassernymphen erschienen oft blos mit einer Urne oder einem Wasserkrug. Bei dem großen Ansehn, das die Nymphen als Localgottheiten hatten, wurden ihnen häufige Opfer gebracht. Man opferte ihnen Oel, Milch, Schafe, Lämmer, Ziegen, Wein und Blumen. Auch waren ihnen die Nymphaeen oder Nymphäen (prachtvolle Häuser neben Bädern) heilig.

Nymphenburg, s. München.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Verzeichniß

der

im sechsten Bande enthaltenen Artikel.

M Seite 1
Mäander —
Maas —
Maaß —
Maaßstab 2
Mabillon —
Mably 3
Macao 4
Macartney —
Macbeth 6
Maccabäer, s. Juden. —
Maccaroni —
Maccaronische Gedichte —
Mac-Carthy Reagh 7
Macchiavelli —
Macdonald 10
Macedonien 12
Macedonius, s. Geist (heil.) 13
Mäcenas —
Machara, s. Aesculap. 15
Mächtig —
Machtvollkommenheit —
Macis —
Mack —
Mackintosh 17
Macon 18
Macpherson —
Macrobius 19
Madagascar —
Madai 20
Madame —
Made —
Madera —
Madison 21
Madonna 22
Madras —
Madrid 23
Madrigal 24
Maffei —
Magdalena 25
Magdeburg —
Magellan 26
Magen 28
Magie 30
Magie, natürliche 33
Magier 35
Magische Quadrate —
Magismus —
Magister Seite 35
Magister equitum 36
Magister matheseos, s. Pythag. —
Magistratus —
Magliabecchi 37
Magna Charta, s. Gh. Magna 38
Magnaten —
Magne, s. Nordische Mythologie —
Magnesia (Erde) —
Magnesia —
Magnet 39
Magnetismus 42
Magnetnadel 49
Magnificat 50
Magnificenz 51
Magus, s. Magie —
Magyaren —
Mahagony —
Mahlerei 52
Mahlerfarben 61
Mahlergold 62
Mahlerisch, s. Mahlerei. —
Mahlerschulen, s. Mahlerei. —
Mahlmann —
Mahlsatz 63
Mahomet —
Mahomet II. 69
Mahomet IV. 71
Mährchen, s. Feenmährchen. 72
Mähren —
Mährische Brüder, s. Böhm. Br. 74
Maifeld, s. März- und Maifeld. —
Mailand (Herzogthum) —
Mailand (Stadt) 75
Maimon (Moses Ben) 76
Maimon (Salomon) 77
Main —
Maine 78
Mainotten —
Maintenon 79
Maire 81
Maittaire —
Maja 82
Majestät —
Majestätsbrief, s. Calixtiner. —
Majo —
Majolika 83
Major —

Major Domus Seite 83
Majorano —
Majorat —
Majorennität 84
Majorka —
Maitre des requêtes, ſ. Reqmſtr. —
Mäkler, ſ. Senſal. —
Makrobiotik —
Maktrele 85
Malabar —
Malacca 86
Malachias, ſ. Maleachi. —
Malaga —
Malagriba 88
Malayen —
Málchus 89
Maleachi 91
Malebranche —
Malesherbes, ſ. Lamoignon. 92
Malfilâtre —
Malherbe —
Mallet du Pan 93
Malmesbury —
Malone 94
Malpighi —
Malplaquet 95
Malta 96
Malter 97
Malteſerritter, ſ. Johanniterr. —
Malz —
Mälzl —
Mamelucken 98
Mammuth —
Mánaden 99
Mancando —
Mancheſter —
Manco = Capac 100
Mandarin —
Mandat —
Mandeln 101
Mandeville —
Mandoline —
Mandſchu —
Manelli 102
Manes, ſ. Mani. 103
Manen —
Manetho —
Manichäer, ſ. Mani. —
Mäni —
Manier 106
Manifeſt 107
Manilius —
Manipel, ſ. Legion. 108
Manipulation —
Manlius —
Mann, ſ. Geſchlecht. Seite 108
Manna —
Mannbarkeit, ſ. Pubertät. 109
Manngericht, ſ. Mannrecht. —
Mannheim —
Mannrecht 111
Mannus —
Manometer, ſ. Daſymeter. —
Manſard —
Mansfeld —
Manſo 113
Manſon 114
Mantegna 118
Mantinea 119
Mantua —
Manual, ſ. Buchhaltèrei. 120
Manufacturen —
Manumiſſion —
Manuſcripte —
Manutius 122
Mappiren 123
Mara —
Maranen, ſ. Mauren. 125
Maranhon —
Marat —
Marathon 127
Maratten —
Maratti 130
Maravedi 131
Marbod, ſ. Markomannen. —
Marburg —
Marc Aurel, ſ. Antoninus. 132
Marcard —
Marcaſit —
Marcellinus, ſ. Amm. Marcell. —
Marcello —
Marcellus 133
Marcheſi 134
Marchetti = Fantozzi 135
Marcion, ſ. Gnoſis. —
Marco da Siena —
Marcolini —
Marcus (Evangeliſt) 137
Marcus (Adalbert Friedrich) —
Marcusplatz, ſ. Venedig. 138
Marechauſſée —
Marée —
Marengo —
Maret 140
Marforio —
Margarethe (Kön. v. Dänem.) —
— (Königin v. England) 141
— von Frankreich 143
— von Valois 145
Marggraf 144

Maria (Mutter Jesu) Seite 146
Maria L. (Königin v. England) 149
— Stuart 150
— von Medicis 153
— Theresia, s. Ther. (Maria) 154
— Antoinette, s. Antoinette. —
Mariana —
Marie Louise Leopold. Carol. 155
— — (Königin v. Spanien) 156
Marienbad 158
Mariengroschen —
Mariette 159
Marine —
Marini 160
Marino 161
Marionetten 162
Mariotte 163
Marius —
Marivaux 168
Mark, Marken —
Mark (Knochen-) 169
Mark (Gewicht) 170
Markbriefe —
Marketender —
Marketerie, s. Marqueterie. —
Markgraf —
Markig —
Markland —
Markomannen 171
Markscheide 172
Markscheidekunst —
Marlborough —
Marly 174
Marmont —
Marmontel 176
Marmor 178
Marmorchronik —
Marmotte, s. Murmelthier. 179
Marocco (Kaiserthum) —
— (Tabak) 181
Maronen —
Maroniten —
Marot 182
Marpurg —
Marqueterie 183
Marquis —
Maroquin —
Mars 184
— (Demoiselle) 185
Marsch —
Marschall —
Marschallstafel 186
Marschländer —
Marseille —
Marser Seite 188
Marsfeld, s. Märzfeld und Rom —
Marsh —
Marsham 189
Marsigli —
Marsyas 190
Martens 191
Martialis —
Martin (der heilige) 192
Martin (Päpste) 193
Martin (Louis Claude St.) —
— (Sänger) 194
— (Vincenzo) 195
— (San) —
— (D. Juan) 196
Martini —
Martinique 197
Martyn 198
Marum —
Märtyrer —
Maryland, s. Verein. Staaten. 199
März- oder Maifeld —
Masaccio 200
Masaniello —
Maschine 201
Maschinen in Fabriken 202
Maschinen 203
Maschinist 204
Mascov —
Masern 205
Masinissa —
Maske (die eiserne) 207
Markeline 208
Masken 208
Mason 211
Masora 212
Massageten 213
Massalianer, s. Messalianer. —
Masse —
Masse —
Massena —
Massenbach 215
Massillon 217
Massinger 218
Mast 219
Mastix —
Mastricht —
Masurisch 220
Matador —
Matelot, s. Hornpfeife. —
Mater, s. Filiel und Matrize. —
Materia medica, s. Medicin. —
Materie —
Material-Encyclopädie 221

Materialismus Seite 222
Mathematik —
Mathematische Geographie 224
Mathilde —
Mathuriner, s. Trinitarier. 225
Matrikel —
Matrize —
Matrone 226
Matt —
Matte —
Matthäi —
Matthäus 227
Mattheson —
Matthias Corvinus —
Matthias, J. v. Harl, s. Wiedert. 228
Matthisson —
Mauer (babylonische) 229
Mauer (chinesische) s. China —
Mauerbrecher —
Mauerquadrant, s. Quadrant. —
Mauldeerbaum —
Mauleſel —
Maupertuis 230
Mauren 232
Maurepas 233
Mauresque —
Maurerthum, s. Freimaurer. —
Mauretania —
Maurus 234
Maury —
Maus 236
Mausoleum —
Mauth, s. Zoll —
Mauvillon —
Mavors 237
Maxen —
Maxima —
Maximen —
Maximilian I. —
Maximilian II. 239
Maximilian der Große —
Maximilian Maria Emanuel 240
Maximilian Joseph III. 241
Maximilian (Churfürst v. Cöln) —
Maximilian I. (K. v. Bayern) 242
Maximum 244
Maximus Planudes, s. Anthol. —
Mayer (Tobias) —
Mayer (Simon) 245
Maynard 246
Maynz (Erzstift) —
Maynz (Stadt) 247
Mazarin 249
Mazzola 252
Mazzuchelli 253
Mecca Seite 253
Mechain 254
Mechanik 255
Mechanisch —
Mecheln (Stadt) —
Mecheln (Israel von) 256
Mecheln (Christian von) —
Medaille 257
Medea 258
Media, s. Medien. 259
Median —
Mediante —
Mediateur —
Mediatisirte deutsche Fürsten 260
Mediatstädte 263
Mediceer —
Medicin 271
Medicin (gerichtliche) 279
Medicinalanstalten 280
Medicinalcollegium, Medicinalpolizei, s. Medicinalverfass. u. Polizei (medicinische) —
Medicinalgewicht, s. Apothekerk. —
Medicinalordnung —
Medicinalverfassung —
Medien 281
Medina 282
Medoc —
Medusa —
Meer —
Meeralpen 286
Meergötter —
Meereslänge, s. Länge. —
Meeresleuchten, s. Meer. —
Meermann —
Meerschaum 287
Megara 288
Megaris —
Mehl 289
Mehlthau —
Mehul —
Meibom 290
Meier 291
Meierei —
Meil —
Meile 292
Meilenmesser, s. Wegmesser. —
Meiler —
Meineid —
Meiners —
Meinhard 293
Meiningen (Sachsen-) 294
Meißen 295
Meißner —
Meister (Leonhard) 296

Meisterfänger Seite 297
Meklenburg 299
Mela 302
Melampus —
Melancholie —
Melanchthon 304
Melchisedek 308
Melchiten —
Meleager 309
Meletianer —
Melicertes —
Melismatisch 310
Melitopolitaner —
Melissus —
Melodica —
Melodie 311
Melodion 314
Melodrama —
Melone 316
Melos —
Melpomene —
Melzi d'Erile 317
Membran —
Memek —
Memmi —
Memnon 318
Mémoire —
Memoria 321
Memoriren, s. Gedächtniß. —
Memphis —
Menage —
Menagerie 322
Menander —
Mendelssohn, s. Mos. Mendelss. —
Mendoza —
Menelaus 324
Menestrels, Menetriers, s. Provençalen u. Troubadour. 325
Mengs —
Meninski 328
Mennige —
Menno —
Mensch 329
Menschenbildung 333
Menschendarstellung 335
Menschenkenntniß —
Menschheit u. deren Geschichte 337
Mensur 338
Mensuralgesang 339
Mentor —
Menuet —
Menzikoff 340
Mephitisch 341
Mercantilsystem —
Mercator 343
Mercier Seite 344
Mercur —
Mercurialmittel, Mercurialsalze, s. Queckf. u. Queckfilbermitt. 347
Mergel —
Merian —
Meridian, s. Mittagskreis. 348
Merinos —
Merkel 349
Merlin 350
Merope 351
Merovinger, s. Frankreich —
Merseburg —
Mesmer —
Mesopotamien 357
Messalianer 358
Messa di voce —
Messalina —
Messe 359
Messen 360
Messenia 361
Messias —
Messina 362
Messing —
Messungen 363
Mestizen 366
Mesto —
Metachronismus —
Metakritik —
Metalepsis —
Metalle —
Metallique, s. Oesterreichische Staatspapiere. 368
Metallkalk, s. Calcin. u. Metalle —
Metallnadeln s. Perkinismus. —
Metallreiz s. Galvanismus. —
Metallspiegel, s. Brennspiegel. —
Metallurgie —
Metamorphose —
Metapher —
Metaphrase 369
Metastase 370
Metastasio —
Metellus 371
Metempsychosis, Metempsychose, Metensomatosis, s. Seelenwanderung. 372
Meteor 373
Meteorologie —
Meteroskop —
Meteorsteine —
Meth 374
Methode —
Methodisten 376
Methodologie 380

Metonymie Seite 380
Metopen —
Metre, ſ. Franzöſiſches Decimal-ſyſtem. —
Metrik —
Metrologie 381
Metronom, ſ. Tactmeſſer. —
Metropolit —
Metrum —
Mette —
Metternich —
Mettrie 384
Metz 385
Metze —
Metzu —
Meurſius 386
Meuſel —
Mexiko 387
Mey 388
Mezeray 389
Mezzotinto 390
Mi —
Micha —
Michaelis (Joh. Benjamin) —
Michaelis (Joh. David) 391
Michaud 392
Michel Angelo, ſ. Angelo. 393
Michot —
Midas —
Middelburg —
Middleton 394
Miene, ſ. Geberde. —
Mienenſpiel, ſ. Mimik. —
Mieris —
Miethe 395
Miethkutſchen —
Mignard —
Migräne 396
Mikrokosmus —
Mikrometer —
Mikroſcop 397
Milch 398
Milchſaft, ſ. Chylus. 399
Milchſäure —
Milchſtein, ſ. Galaktit. —
Milchſtraße —
Milchzucker —
Milde Stiftung, ſ. Stiftung. —
Milder-Hauptmann —
Milet 400
Militärconſcription, ſ. Conſcr. —
Militärgränze —
Militärſchulen 402
Militärverfaſſan 405
Militärwiſſenſchaften Seite 406
Miliz 409
Miller —
Millin 410
Millot 411
Milo 412
Miloradowitſch —
Miltiades 413
Milton 414
Milz 415
Mimen 417
Mimik 418
Mimiſche Darſtellungen 420
Mimoſa —
Mimnermus —
Mina —
Minden 421
Minderjährig, ſ. Minorennit. 422
Mine —
Mineralien 423
Mineralwaſſer 424
Minerva 425
Minerval, ſ. Illuminaten. 427
Mingotti —
Mingrelien, ſ. Georgien. 428
Miniaturmahlerei —
Minima —
Minimen —
Minimum —
Miniſter 429
Miniſterialen, ſ. Lehnsweſen. —
Miniſterialpartei im brittiſchen Parlamente 430
Miniſtranten —
Minne —
Minnegerichte, ſ. Ger. d. Liebe. 431
Minneſinger —
Minor 433
Minorat —
Minorca —
Minerva —
Minorennität 434
Minoriten, ſ. Franciscaner. 435
Minos —
Minotaurus —
Minſtrels, ſ. Troubadour. —
Minute —
Miquelets —
Mirabeau (Vicomte de) 436
Mirabeau (Graf von) —
Mirabeau (Marquis de) 441
Miranda 442
Mirandola 444
Mirkhond, ſ. Perſiſche Literatur. —

Mischna, s. Talmud. Seite 445
Miserere —
Miß —
Missa s. Messe. —
Missalen —
Missionen —
Mississippi 446
Mitau —
Mitbelehnschaft, s. Ges. Hand. —
Mithra —
Mithridates 447
Mitlauter, s. Consonanten. 450
Mittag —
Mittag oder Mittagszeit —
Mittagsfläche —
Mittagshöhe —
Mittagskreis —
Mittagslinie 451
Mittagspunkt —
Mittelalter —
Mittelamerika, s. Westindien. 461
Mittelländisches Meer —
Mittelsalze 462
Mittelstimmen —
Mitteltinten, s. Halbschatten und Mezzotinto. —
Mitternacht —
Mittlere Proportionalzahl s. Proportion. —
Mitylene, s. Lesbos. —
Mnemonik —
Mnemosyne 463
Moallakath, s. Arab. Literat. 464
Mobilien —
Mocca 465
Modalität —
Mode —
Modell 467
Moderato —
Modena 468
Modern 460
Modewaaren 471
Modulation —
Möglin 473
Mogul, s. Mongolen. —
Mohacs —
Mohammed, s. Mahomet. —
Mohn, Mohnsaft —
Mohn (S.) 474
Mohr —
Mohren, s. Neger. —
Moira —
Mola —
Molay 475
Molch —
Moldau Seite 475
Molé 476
Moleculen 477
Moliere —
Molina 481
Molinos, s. Quietismus. —
Molken, s. Milch. —
Moll —
Molla —
Möllendorf —
Mollusken 483
Molo —
Moloch —
Molossus, s. Rhythmus. —
Mollke —
Molucken, s. Gewürzinseln. —
Molwitz —
Molyn, s. Tempesta. 484
Molza —
Moment —
Mömpelgard —
Momus 485
Monaco —
Monaden 486
Monaldeschi, s. Christine. —
Monarchie 487
Monat 488
Mönchslatein, s. Philologie. —
Mönchsschrift 489
Mönchswesen —
Moncrif 490
Mond —
Mondcirkel, Mondcycl., s. Cyc. 493
Mondenjahr, s. Jahr. —
Mondfinsterniß, s. Finsterniß —
Mondflecken, s. Mond —
Mondgöttin —
Mondkalb —
Mondphasen —
Mondsteine, s. Meteorsteine. 494
Mondsüchtig —
Mondsviertel, s. Mondphasen. 495
Mondtafeln —
Mondwechsel, s. Mondphasen. —
Monge —
Mongolen 496
Moniteur 498
Monitorium 499
Monk —
Monnier —
Monochord 500
Monochromen —
Monodrama, s. Melodrama. —
Monogamie, s. Ehe. —
Monogramm —

Monokratie Seite 501
Monolog —
Monomopata 502
Monophysiten 503
Monopole 505
Monotheismus —
Monotonie 506
Monro 507
Monroe —
Mons 508
Monsiau 509
Monsieur —
Monsigny —
Monsoons —
Monstranz —
Monstrum —
Montague 510
Montaigne 512
Montalembert 514
Montanus 515
Montblanc 516
Monte Cassino —
Montecuculi —
Montemayor 518
Montenegriner —
Montenotte 519
Montereau —
Montespan, s. Rochechouart. 520
Montesquieu —
Montesquiou 522
Monte Video —
Montezuma —
Montfaucon 523
Montgelas 524
Montgolfier 525
Montgommery 526
Montholon 527
Monti —
Montlosier 528
Montmartre 529
Montmorency (Anne de) —
Montmorency (de D. Henry de) 530
Montmorency (Henry II. D. de) —
Montpellier —
Montpensier 531
Montroß 532
Montucci —
Monument, s. Denkmale. 533
Monvel —
Monza —
Moor —
Moore (John) —
Moore (Sir John) —
Moore (Thomas) 536
Moose —

Morabiten Seite 536
Moraspiel —
Moral 537
Morales 538
Moralisch —
Moralität, s. Moral. 539
Moraltheologie —
Moratorium —
Morbona —
Mord —
Mordant 541
Mordschlag —
More —
Morea 542
Moreau (Mahler) 543
Moreau (Jean Victor) —
Morellet 548
Morelli —
Morelos 540
Mören, Moiren, s. Parzen. 559
Moreri —
Moresken, Arab., s. Grottesken. —
Moreto —
Morgagni 552
Morgan —
Morgana, s. Fata Morgana. —
Morganatische Ehe —
Morgarten —
Morgen (Gegend) 553
Morgen (Feldmaaß) —
Morgengabe 554
Morgenröthe —
Morgenstern 555
Morgenweite —
Morghen —
Morhof 556
Morillo —
Möris, s. Aegypten. 557
Moriskos, s. Mauren. —
Moritz, (Churfürst v. Sachsen) —
Moritz (Fürst v. Anh. Dessau) 558
Moritz (Graf von Sachsen) —
Moritz von Nassau 561
Moritz (Carl Philipp) 562
Moritzburg 563
Morlachen s. Dalmatien. 564
Mornay —
Morpheus —
Morrison 565
Mörser —
Mortalität —
Mortier —
Mortificiren 566
Mortuarium —
Morus (Sir Thomas) —

Morus (S. Fr. Nathanael) S. 567
Mosaik 569
Mosaische Religion, s. Moses. 570
Mosaisches Recht —
Mosaisk —
Mosambique 572
Moscati —
Moschee —
Moscherosch 573
Moschus (Dichter) 574
Moschus oder Bisam —
Moccovade, s. Zucker. —
Mosel —
Moser 575
Möser 577
Moses 579
Moses Mendelssohn 584
Mosheim 586
Mösien —
Moskau 587
Moskiten 592
Moslemin —
Most —
Mostowski —
Motette 593
Motion —
Motiv —
Motte (Gr. de la), s. Lamothe. —
Motus proprius —
Mounier —
Mouradja d'Ohsson 594
Mousquete, Mousq. s. Musk. 595
Mousqueton —
Mousseline —
Moussons, s. Monsoons. —
Mousson —
Mora —
Mozambik 596
Mozaraber —
Mozart (Leopold) —
Mozart (Johannes Chrysostomus Wolfgang Amadeus) 597
Mucius Scävola 601
Mücken 602
Müffling 603
Mufti —
Muggendorf 604
Muhamed, Muhamedaner, s. Mahomet. —
Mühlberg —
Mühlen —
Mühlsteine 606
Mulatten —
Müller (Carl Wilhelm) —
Müller (Johannes von) 607
Müller (Joh. Gottwerth) S. 618
Müller (Joh. Gotthard von) 619
Müller (Joh. Friedr. Wilhelm) —
Müller (Friedrich) 621
Müller (Adam) —
Müller (Adam) der Prophet 623
Müllner 624
Multipliciren 626
Mumien —
Mumme 627
Mummius —
München —
Münchhausen 630
Mund 631
Mundigkeit, s. Majorennität und Minorennität. —
Municipal, Municipalitäten —
Municipien 632
Munition —
Münnich —
Muñoz 633
Münster (Hochstift) 634
Münster (Stadt) 636
Münster: Meinhövel 637
Münster (Straßburger) 638
Münsterscher Friede, s. Friedensschlüsse. 639
Münter —
Münzbedarf 641
Münze 642
Münzen, s. Münzkunde. 645
Münzer —
Münzfuß 647
Münzkunde 649
Münzreduction, s. Devalvat. 652
Münzregal —
Münzstätte —
Münzumlauf —
Münzwardein 655
Murat —
Muratori 657
Murcia —
Muret —
Murias 658
Murillos —
Murky 659
Murmelthier —
Murner —
Murphy 660
Murr —
Murrhinische oder Murrhenische Gefäße 661
Murten —
Musagetes 663
Musaische Mahlerei, s. Mosaik. —

Musäos Seite 663
Musäus —
Muscateller 664
Muscatennuß —
Muscheln, s. Schalthiere. 665
Muschenbroek —
Muselmann, s. Moslemin. —
Musen —
Musette 667
Museum —
Musik 669
Musik (Geschichte der) 673
Musikalische Automate, s. Automate u. Kaufm. (J. G. u. F.) —
Musikalische Mahlerei 679
Musivgold 680
Musivische Arbeit, s. Mosaik. —
Muskeln —
Muskete 681
Musketon, s. Mousqueton. 682
Musseline, s. Mousseline. —
Mustag —
Mustapha Bairaktar —
Mustoridi —
Muth —
Muthen 683
Mutiren —
Mutter —
Mutterkirche, s. Filial. —
Mutterlauge —
Muttermahle —
Mutuum, s. Darlehn. 684
Mycenä —
Mylitta —
Myologie, s. Anatomie. —
Myops, s. Kurzsichtig. —
Myriade —
Myriagramm, Myrialiter, Myriameter, s. Französisches Decimalsystem. —
Myrmidonen —
Myrrha —
Myrte 685
Mysien —
Mysore —
Mystagog —
Mysterien —
Mysticismus 686
Mystificiren 687
Mythen, Mythologie. —

N 691
Nabe —
Nabis —
Nabob —
Nabonassar Seite 691
Nachahmung 692
Nachdruck —
Nachdrucker 693
Nachschlag 695
Nachsteuer —
Nacht (in der Astronomie) —
Nacht (in der Mythologie) —
Nachtfalter, s. Schmetterlinge. 696
Nachtgleiche, s. Aequinoctium. —
Nachtgleichepunkte, s. Astron. —
Nachtigall —
Nachtrab, s. Arrieregarde. —
Nachtschatten —
Nachtstücke —
Nachtvögel, s. Schmetterlinge. —
Nachtwandler, s. Mondsüchtig. —
Nacktes —
Nadel (kalte), s. Kupferstecherk. 697
Nadelholz —
Nadeln —
Nadir —
Nadir Shah, s. Kulichan. 698
Nägelein, s. Gewürznelken. —
Nagelfluhe —
Nagelklavier —
Näherrecht, s. Retractrecht. —
Nahl —
Nahrungsmittel —
Nahum 701
Najaden 702
Naiv, Naivetät —
Näke 704
Namur 705
Nancy —
Nangasaki 706
Nänie, Nania 707
Nankin —
Nanking —
Nannini —
Nantes 708
Napäen, s. Nymphen. —
Naphtha —
Napier oder Naper 709
Napoleon, s. Buonap. (Napol.). —
Narbonne —
Narcisse 710
Narcissus —
Nardini 711
Narkotisch —
Narr —
Narrenfest 712
Narrenkappe, Narrenkolben, } s. Hofnarren. 713
Narrenschiff, s. Brant (Sebast.) —

Narſes Seite 713
Naruszewicz 714
Narwa —
Naſe 715
Nashorn, Rhinoceros —
Naſſau —
Nation 717
Nationalbewaffnung ſ. Landw. 721
Nationalbildung —
Nationalconvent, ſ. Frankreich. 723
Nationalfeſte —
Nationalgarden 724
Nationalgeld 726
Nationalgüter —
Nationalhypothekenbank 728
Nationalinſtitut, ſ. Inſtitut. 730
Nationalkapital —
Nationalmünze —
Nationalökonomie 731
Nationalreichth., ſ. Nationalkap. —
Nationalſchuld 740
Nationaltheater 742
Nationalvermögen —
Nationalverſamml., ſ. Frankr. —
Nativitätſtellen, ſ. Horoſcop. —
Natolien —
Natrum —
Natter 743
Natur —
Naturalien, Naturaliencabinet 746
Naturaliſiren 748
Naturalismus —
Naturaliſt, ſ. Naturalismus und Naturdichter. 749
Naturbeſchreibung. ſ. Naturgeſ. —
Naturdichter —
Naturell 752
Naturforſchung, ſ. Naturgeſetze. —
Naturgeſchichte —
Naturgeſetze 753
Naturlehre 758
Natürliche Magie, ſ. Magie. —
Natürliches Recht, ſ. Naturrecht. —
Natürliche Religion, Natürliche Theologie, } ſ. Religion, Religionsphiloſ. u. Phyſicotheolog. 759
Naturphiloſophie —
Naturrecht —
Naturreiche, ſ. Naturgeſchichte. 761
Naturſtand —
Naubert 762
Naumachie 763
Naumann —
Naumburg Seite 765
Nautik, ſ. Schifffahrtskunde. 766
Navarra —
Navigationsacte —
Naxos 768
Nazarener 769
Nazareth —
Neapel, Königreich, ſ. Sicilien (Königreich beider). —
Neapel, Stadt und Umgebung —
Nebel 775
Nebelſterne, Nebelflecke —
Nebenſonnen, Nebenmonde —
Nebenwohner 776
Nebucadnezar —
Necho oder Neko —
Neckar —
Neckarweine —
Necker (Jacques) —
Necker (Suſanne) 780
Neeſe 781
Neefs —
Negativ —
Neger 782
Nehemia 784
Neigung —
Neigung in mathematiſcher Bedeutung, ſ. Inclination. 785
Neigung der Magnetnadel, ſ. Magnetnadel. —
Neipperg —
Neiſſe 786
Neïth, Neïtha —
Nekrolog, Nekrologie 787
Nekromantie —
Nektar 788
Neleus —
Nelken —
Nelſon —
Nemeiſcher Löwe, ſ. Hercules und den folg. Art. 793
Nemeiſche Spiele —
Nemeſis 794
Nenndorf —
Nenner 795
Nennwerth, ſ. Nominalwerth. —
Neologie —
Neoptolemus, ſ. Pyrrhus. 796
Nepaul oder Nepal —
Nepenthe 797
Nephele, ſ. Athamas. —
Nephthys —
Nepomuk 797
Nepos, ſ. Cornelius Nepos. 798
Nepotismus —

Neptun Seite 798
Neptunisten 799
Nereus —
Nereiden 800
Nero —
Nerva 801
Nerven, Nervensystem 802
Nervenkrankheiten 805
Nesseln 807
Nesselrode —
Nesseltuch 808
Nessus —
Nestel, Nestelknüpfen —
Nester, indianische Vogelnester 809
Nestor (griechischer Held) —
Nestor (russischer Geschichtschreib. —
Nestorius. Nestorianer, s. Secten, Syrische Christen und Thomaschristen 810
Netscher —
Nettelbeck 811
Netz —
Netzhaut, s. den vor. Art. und Auge und Nerven. —
Neu-Albion 812
Neubeck —
Neuberin —
Neu-Britannien —
Neu-Caledonien 813
Neu, Dietendorf, 814
Neufchatel —
Neu-Foundland 815
Neu-Granada s. Südamerika und Westindien 816
Neugriechische Sprache —
Neu-Guinea 817
Neuhof 818
Neu-Holland 819
Neujahrsgeschenke 821
Neujahrswünsche —
Neukomm —
Neu-Mexiko, s. Mexiko. 822
Neumond, s. Mondphasen. —
Neunaugen —
Neuplatoniker —
Neu-Schottland 824
Neu-Seeland 825
Neusiedler See 827
Neutralisiren —
Neutralität 828
Neutralsalze, s. Mittelsalze. 829
Neuwied —
Neu-York 830
Nevrologie 831
Newa —
Newcastle Seite 832
Newgate 833
Newmarket —
Newton —
Ney 835
Niagara 837
Nibelungenlied —
Nicäa 840
Nichols —
Nicholson 841
Nichtigkeitsklage, s. Nullität. —
Nichtleiter, s. Electricität. —
Nickel oder Nickelmetall —
Nickhaut 842
Nicolai —
Nicolay 845
Nicolini —
Nicolo —
Nicomedes, s. Bith. u. Mithr. 846
Nicot (Jean), s. Tabak. —
Niebuhr (Carstens) —
Niebuhr (B. G.) 847
Niederdeutsch, s. Plattdeutsch. —
Niederlande —
Niederländische Schule 872
Niederländische Sprache, Literatur und Poesie 875
Niederrhein 883
Niederschlag —
Niemcewicz 884
Niemen —
Niemeyer —
Nieren 885
Nierensteiner, s. Rheinweine. 887
Nieswurz —
Nießbrauch —
Niesen —
Niethammer 888
Niflhelm, s. Nord. Mythol. 889
Niger —
Nikander 891
Nike —
Nikolaiten —
Nikomedes 892
Nikopolis —
Nil —
Nilpferd 894
Nimbus —
Nimes 895
Nimrod 896
Nimwegen —
Ninive, s. Ninus. —
Ninon, s. Lenclos. —
Ninus —
Niobe 897

Nische Seite 899
Nitrum, s. Salpeter. —
Niveau, s. d. folg. Art. —
Nivelliren —
Lixen —
Nizza —
Noah 900
Noetianer, s. Secten. 901
Nollet —
Nomaden —
Nomen —
Nomenclator 902
Nominaldefinition —
Nominalisten 903
Nominalwerth 904
Nominativ —
Non —
Nonä, s. Calender. —
Nonconformisten —
None —
Nonjurors —
Nonne, s. Klöster. —
Nonnotte —
Nonnus 905
Nonpareille —
Noot —
Nord, s. Norden. 906
Nordamerika —
Nordamerikanische Freistaaten, Nordamerikanischer Krieg, s. Vereinigte Staaten von Nordamerika. 910
Norden (Gegend) —
Norden (Friedrich Ludwig) —
Norderneier Seebad —
Nordhausen 911
Nordische Mächte —
Nordische Mythologie —
Nordlicht 918
Nördlingen 919
Nordpol, s. Pol. —
Nordpol-Expedition —
Nordpunkt, s. Mitternacht. 923
Nordschein, s. Nordlicht. —
Nordsee, Nordmeer, s. Deutsches Meer. —
Nordstern —
Nordwind, s. Wind und Boreas. —
Noricum —
Norm —
Normaljahr —
Normalschulen —
Normänner 924
Nornen, s. Nordische Mythol. 925
North —
Northcote Seite 929
Norwegen 930
Norwich 932
Nosairier —
Nosologie 933
Nossa, s. Nordische Mytholog. —
Nösselt —
Nostradamus 934
Notabeln —
Notarien 935
Noten 936
Notendruck 938
Notensetzer, Notensetzmaschine —
Notenstich, s. Notendruck. 939
Notensystem, s. Noten. —
Nothrecht —
Nothlüge, s. Lüge. 940
Nothtaufe —
Nothwehr —
Notiren 941
Notizenschreiber —
Notre (le) 942
Notre-Dame —
Nottingham 942
Notturnos 943
Novalis, s. Hardenberg. —
Nova-Zembla —
Novatianer 944
Novation —
Novellen —
Noverre 945
Noviciat —
Novosilzof 946
Nox —
Nubien —
Nudeln 947
Nugent —
Nukahiwa —
Nullität 948
Numa Pompilius —
Numantia 949
Numerale 950
Numerus, s. Prosa. —
Numidien —
Numismatik, s. Münzkunde. —
Nuntien —
Nürnberg 952
Nürnberger kurze Waaren 953
Nuß —
Nutkasund 954
Nutznießung, s. Nießbrauch. —
Nyerup 954
Nymphe, s. Insecten. —
Nymphen —
Nymphenburg, s. München. 955

A/ Zeitung. 5 May 1837. xre Beilage

Mumien

des holländ. Arztes Ruysch Verfahren Körper frisch zu erhalten ging mit seinem Tode als Geheimniß verlohren; Peter der große küßte ein von ihm präparirtes Kind, weil es zu schlafen schien.

Neuerlich hat Doctr. Gannal in Paris ein neues treffliches Mittel in dem Acetate d'alumine, essigsaure Thonerde, entdeckt; es wird zu 20° Dichtigkeit, in die Carotis eingespritzt und ohne alle Verstümmelung des Körpers; in 1 Stunde ist der Prozeß an einem Kinde vollbracht.